Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zweiundsiebzigster Band.

Mit den Portraits von:

Felix Philippi, Konrad Telmann, Heinrich Bulthaupt.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 72. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1895.

Seite

Inhalt des 72. Bandes.

Mit den Portraits von:

Felix Philippi, Konrad Telmann und Heinrich Bulthaupt, radirt von Johann Lindner in München.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXII. Band. — Januar 1895. — Heft 214.

(Mit einem Portrait in Radirung: Felix Philippi.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Januar 1895.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Felix Philippi.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Felix Philippi.

Die Ruthe.

Eine bedenkliche Geschichte.

Von

Richard Dehmel.

— Pankow bei Berlin. —

Er mußte selber lachen. Wenn ihn Einer so sähe: jetzt, mitten in der Julihitze, die Ofenthür aufschraubend. Und nun hinein mit der Ruthe in das offene Loch! Er bückte sich noch tiefer und freute sich, wie die harten Birkenreiser die dünne Schicht Asche zerritzten. Die war noch vom Winter her; das kühle Ockergelb der sanften Fläche that ihm ordentlich wohl. Da lieg' du!

Er machte langsam wieder zu. Ja, das fehlte noch grade: dieser Popanz im Hause. „Gott sieht, Gott hört, Gott straft" — er richtete sich auf — das hatte er glücklich abgeschafft; nun sollte wohl die Ruthe hinterm Spiegel Jehovah spielen.

Diese Mütter! Eine wie die Andere. Es mußte doch noch immer etwas unbewußte Judenseele in ihr stecken: Du sollst, mein Kind, weil deine Eltern das so wollen. Na warte, Schatz!

Er setzte sich an seine Arbeit zurück. Ein unverschämter Sonnenstrahl stach blendend von der Wand her über den Schreibtisch weg; grade von dem Bild der Beiden her. Er rückte zur Seite und ließ den Eindruck des polirten Glanzes auf sich wirken. Hm, ruppig genug sah sein Töchterchen aus, da unter der grellen Glasplatte auf der schwülen Kupfertapete: so den Finger im Mäulchen, neben der mild zuredenden Mutter. Köstlich, dieser eigensinnige Moment! Ja: das Photographiren . . .

Und nun sollten wohl dem heißen Herzchen diese Momente mit der Ruthe ausgetrieben werden: ein artig Kindchen, eine Puppe aus ihr werden. Heilige Mutterliebe!

Als ob sie nicht Zeit genug hätte, die Kleine in der Einsicht zu üben! den ganzen Tag über! während Er sich um das Bischen Leben

placken mußte. Und sie hatte doch genügend an sich selbst erlebt, und auch an ihm, daß den Menschen nur bewußte Selbstanschauung wirklich läutert. Aber natürlich: Kinder „die wissen nichts von sich“, und da ist es für die liebe Mutter viel bequemer, sie mit der Ruthe zu poliren. Als wenn Eltern wüßten, was solch Kind für seine Zukunft darf und nicht darf . . .

Ja, das würde wohl nun wieder einen zähen Kampf der Seelen geben. Wie sie neulich reizend fein gelächelt hatte, als sein polnischer Freund ihn in der Angetrunkenheit den Hahnrei seines Bewußtseins nannte. Das war so was für ihre Frauen-Unwillkürlichkeit.

Er mußte wieder lachen. Das Gesicht: wenn sie im Oktober zum ersten Mal neu heizen würde und ihr dann die Ruthe aus dem gelben Loch entgegenstarrte, die langvermißte. Vielleicht grade an seinem Geburtstag. Wie sie sich dann nach ihm umdrehn würde mit ihren goldenen Augen, ihren dunkeln, da beim Ofen knieend. Und das rechte Auge, ihr Wesensauge, würde groß und ruhig von Verständniß leuchten und von Einverständniß; aber in dem kleineren, linken, dem Gattungsauge, durch die Wimperschatten des zu schwachen Lides, würde dieser frauenhafte Vorwurf zittern, daß sein vorbedachtes Schweigen sie wohl habe beschämen sollen. Still um ihre schmalen Lippen würde ein neuer Wille dämmern, bis in die zärtlichen Mundwinkel hin, und dann würde er zu ihr treten und sie küssen wie damals, als sie sich noch lieben mußten, als sie noch nicht Freunde waren . . .

Er stand auf. Blos fünf kleine Schritte bis zum Ofen. Wie das schmale Zimmer ihn getäuscht hatte! Oder das lange Mittelfeld des persischen Teppichs? — Er sah die wunderlichen Ranken des bunten Bortenmusters von der Mittagssonne glühen. Er fühlte die Freude wieder, wie sie ihm zum vorigen Geburtstag das schöne alte Ding von ihrem Spargeld geschenkt hatte. Er sah hinüber auf sein Arbeitsfleckchen. Hm . . .

Aber grausig öde war sie trotzdem, diese ewige juristische Begriffsstoppelei! Noch dazu jetzt, mitten im blühenden Sommer.

Er trat an's Fenster und sah das dunkelblanke Blättergrün der magern Pappel drüben vor der grauen Straßenfront im heißen Lichte blitzen; wie allein sie stand, so mitten in der Großstadt. Die Kupfertapete des Zimmers kam ihm immer schwüler vor. Ja, er mußte wieder mal raus! in den Wald! zum Vater Förster! Richtig: morgen, zu Mutters Geburtstag! den hätt' er beinah wieder mal vergessen — nein! —

O Gott, das Elternhaus: am Eichenhain, am Pappelbach, weit, weit am Waldrand hin das freie Feld, die hellen Wiesen, und am andern Horizont die kleine Ackerbürgerstadt, mit dem kümmerlichen alten Kirchthurm, dem gelbgetünchten Schulhaus: Kindheit . . .

Er setzte sich. Der Alte, der natürlich würde wieder thun wie Rübezahl: als ob der unverhoffte Eintritt seines Aeltesten ihm höchstens seinen grimmigen Bart verwirren könne. Blos die stahlblauen Augen würden plötzlich etwas

dunkler schimmern unter den silbrigen Brauen, die kleinen scharfen Pupillen eine Sekunde lang größer sein, die Backenfurchen um die mächtige Nase ein Bischen tiefer werden: „Na, Junge?“ — er hatte doch wahrhaftig noch immer etwas wie Gewissensangst vor diesem wetterrothen Gesicht mit dem dichten, fast schon weißen Bart und Kopfhaar, dieser Hakennase und dem strengen forschenden Blick, der zuweilen doch so herzlustig blitzen konnte; so hatte er als Kind sich immer den lieben Gott geträumt. Damals aber wohl noch dunkelbärtig.

Die dicken Falten um die Nasenwurzel, ja und die kühne Stirn, die hatte er von Ihm; nur die Augen, die waren wohl mehr nach der Mutter geschnitten, auch mehr grau als blau, mehr Stimmung als Wille. „Du bist wohl wunderlich, Jung'?“ Das war von je ihr herbster Tadel gewesen; sie verstand die ganze Welt mit ihrer Nachsicht. Du liebes Mutting, morgen!

O, wie würde ihre ganze schlanke Gestalt von warmer Liebe zittern, von fast ängstlicher Freude, bis hinauf in's wellenkrause Schläfenhaar, die grauen Augen, die vielen Runzeln der feinen Züge, all' die kleinen Sorgenfältchen um den hagern Mund, die Runen der Mutterschaft. Ja, sie war noch immer schön, die alte Mutter, aber ihr Schönstes doch die welken Lippen, so umstrahlt von Runzel an Runzel. Das war ihm immer wie der Ausdruck ihres ganzen Lebens: als zuckte blutroth ihr verschwiegenes Herz in diesen Fältchen, wie um den leisen Purpursaum am Stempelkrönchen der Narzissenblüthe der keusche Geruch der gelblichen Narbenfalten; denn Narzissen, ja, das waren ihre Lieblingsblumen. O, wie sie die zu pflanzen wußte! Nur einzeln durften sie stehen, hin und wieder, mit ihren weißen, ruhigen Sternen über dem grünen Gartenrasen, daß die bräunlich zarte Kelchblatthülse oben um den schlanken Stengel deutlich sichtbar war an jeder, wie ein langer dänischer Handschuh um den Arm einer adligen Dame. Ja, sie verstand die ganze Welt . . .

Und morgen würde er sie küssen, und sie würde ihren wunderlichen Jungen auch verstehen, wenn er dann allein hinaus in's Freie ginge irgendwo an eine Waldecke, wo der schattenschaukelnde Wind durch ein Lupinenfeld herüberstriche. Wie er ihn schon roch, den süßen Geruch der tausend goldig gelben Blüthenkerzen, so am Rand des sammtgrüngrauen Fingerblättermeeres liegend, mit der heißen blauen Himmelsglocke drüber — warum war er blos Jurist geworden?!

Dieser Dummejungentick! Blos um dem Alten zu zeigen, daß er seine paar Groschen nicht nöthig habe, auch zum theuersten Studium nicht. Und nun — war er Rechtsanwalt; er: mit seinem Achselzucken über alles sogenannte Recht! Er würde doch noch Schriftsteller werden. Hol' der Teufel die Kundschaft!

Aber Weib und Kind! Und der Alte würde dann von Neuem über Verrücktheit reden und die Mutter wieder Gram auf ihre alten Tage haben;

sie sah ihn so schon immer mit der stillen Scheu des Mitgefühls bei seinen Besuchen an.

Hm, morgen würde er die Kleine mitnehmen. Sie war jetzt Mensch genug, ihn zu begleiten; und dann würde eitel Innigkeit und Einigkeit im Forsthaus herrschen, wie zu Ostern neulich, als seine Frau ihn mit der Kleinen begleitet hatte. Dann würden sich die Eltern mehr als Großeltern fühlen und an den Sohn nicht so viel Fragen stellen, so viel verfängliche Lebensfragen.

Er stand auf und öffnete die Thür. „Jona!“ rief er über den Flur. Dann setzte er sich wieder an den Schreibtisch und nahm ein Aktenstück zur Hand . . .

„Erich?“ trat sie ein, die Finger auf der Klinke lassend.

Er blickte auf. „Wo ist die Kleine?“

„Mit dem Mädchen spielen gegangen; sie muß bald wiederkommen.“ Sie drückte die Klinke fest; es klang, als ob sie Etwas von ihm wollte.

Er schob sich wieder vor den Aktenstoß. Wie schön es ihm noch immer war, dies edelsemitische Nasenprofil, zu dem die braune Flechtenkrone um die Stirn so königlich paßte, daß die kleine Gestalt dadurch größer schien. Er liebte sie wohl doch noch. Also Vorsicht! Jetzt trat sie hinter seinen Stuhl . . .

„Du, Erich!“

„Hm?“

„Ich muß Dir Etwas sagen. Ich habe gestern eine Ruthe gekauft.“

„So?“

„Ja. Es ging nicht mehr anders. Wirklich: sie wird zu unnütz.“

„Detta oder die Ruthe?“

„Nein Du, wirklich, es ist mir ernst.“

„Mir auch!“ drehte er sich um nach ihr. „Uebrigens — ich möchte morgen zu den Eltern fahren und die Kleine mal allein mitnehmen; mach mir, bitte, das Kofferchen zurecht.“ Sie nickte. „Aber bitte, nur das Nöthigste; auf zwei Tage blos.“ Sie nickte wieder. „Und — na was hast Du denn?“ Sie kämpfte mit Thränen.

„Erich!“ bezwang sie sich. Nur das linke Auge kämpfte noch. Er zog sie an sich . . .

„Sieh mal, Herze, verzeih! aber — was sollt' ich wohl darauf erwidern? Du kennst doch meine Ansicht. Kinder sind doch keine jungen Affen; wenigstens dann nicht mehr, wenn die beliebte Prügeldressur beginnen soll. Du nennst die Detta bockig, und wer weiß was Alles, weil — weil sie jetzt im dritten Jahr ist. Wenn sie zwanzig sein wird, wirst Du das Charakter an ihr nennen.“

„Aber —“

„Nein nein nein, genug davon! Ich wäre heute auch was Besseres, hätte mich der Hundekantschu meines Alten nicht immer eigensinniger ge-

macht. Flöß' ihr Pflichtgefühle ein, soviel Du willst, aber nicht mit Schlägen." Er wies auf seinen Bücherschrank: „Lies was über Suggestion. Du hast doch Deinen bewußten Willen!" Um ihre Mundwinkel huschte etwas wie ein feines Lächeln. Aha! sie dachte an den Hahnrei des Bewußtseins; dieser verdammte Pole! „Die Ruthe jedenfalls verbitt' ich mir." Beinah hätte er nach dem Ofen gezeigt.

„Du scheinst auf meinen bewußten Willen grade nicht viel Werth zu legen."

Er ließ sie los. „Hergottsdonner, nun werde gar noch empfindlich!"

„Nun, nun —" begütigte sie, und wieder dies huschende Lächeln.

„Na, was lachst Du denn in Einem fort?!"

„Ich —?" sie sah ihn groß an . . .

Da flog die Thür auf. „Hater, ich habe beide Händchen voll Sonne!" kam der Ungestüm hereingewirbelt. Wie die blonden Lockenfäden ihr um die heißdunklen Augen hingen und das merkwürdige Trotznäschen! „Sieh mal, Mutter!" öffneten sich die Fäustchen.

„Willst Du morgen mit Hater zu Ovater fahren?" fragte sie.

„Nein!" fuhr das Näschen in die Höh'

„Aber Ovater wird sich so freuen, und die liebe Omama!"

„Großmutter!" betonte er.

„Nein!" stampfte das Beinchen.

„Na, dann bleib' nur hier," nahm er ihr die Händchen sacht vom Rücken und strich langsam jeden Finger gerade. „Dann wird Vater ganz allein die große schwarze Juno bellen hören — wau wauwau —" er fixirte sie — „und die bunten Tuckehühnchen spielen sehen —" er ließ die Händchen frei — „tuck tuck tuck, ücke-rüh-üh — und —"

„hroße Muhkuh! Detta doch mit!" hob sie hüpfend die Aermchen auseinander. „Tuck tuck tuck, sehr lieb —" umschlang sie die Kniee der Mutter . . .

Er sah sie an; sie nickte. Blos: schon wieder dieses unbewußte Mundwinkelzucken!

* * *

Der schwerfällige Post-Omnibus rumpelte wirklich etwas gar zu vorsündfluthlich. Und die holprige Landstraße könnte auch wohl bald mal eine neue Schüttung vertragen. So konnte man ja seekrank werden auf den zersessenen Sprungfedern. Er reckte sich und wollte den Hut aus der Stirn schieben. Aber die Vormittagssonne brannte grade neben dem schlafenden Kutscher vorbei prall in den offenen Vordersitz herein; das Braunroth des verschossenen Polsterplüsches schwelte förmlich. „Schweiß und Staub" — „Schweiß und Staub" — hörte er die beiden Gäule ihren gewohnten Klappertrab traben. Die jungen Rüstern an der sandigen Straßenkante sahen aus, als bedürften sie vor Hitze selbst des Schattens.

„Hater —" zeigte die Kleine auf den nickenden Alten vor sich — „spielt die Feitße mit dem Wind?" Die Peitsche wippte in der Hand des Schlafenden im Takt der Gäule hin und her; die Zügel in der andern Hand schienen die Bewegung zu vermitteln.

„Nein, mein Kind; der Wind ist weggegangen von der Peitsche."

„Wo ist denn der Wind?"

„Schlafen gegangen."

„— ßlafen gangen?"

„Ja" . . .

„Wo ßläft er denn?" Herrgott, dies ewige Gefrage!

„Er schläft!" Sie war doch wirklich ein unglaublicher Quirl.

„Er ßläft?"

„Ja."

„Wo denn?"

Er schwieg . . .

Wie sie ihn schon in der Eisenbahn mit ihrer Aufgeregtheit immerfort gepeinigt hatte. Na, Gott sei Dank: jetzt schien sie auch mit einzuschlafen. „Schwarzer, Brauner" — „Schwarzer, Brauner —" hörte er den Trott der Gäule wieder. Jetzt war sie schon im Nicken. Die Peitsche hatte sie wohl eingewiegt.

Er dachte an gestern. Es mochte doch wohl nicht ganz leicht sein, sie immer um sich zu haben. Wie wohl seine Mutter mit ihr auskommen würde? „Du wunderlicher Jung'!"

Eigentlich könnte er den Sonnenschirm aufspannen, den ihm Jona gestern als Geburtstagsgeschenk schon in Bereitschaft gehalten; in Manchem war sie doch sehr vorbedacht. Er langte nach dem sorgsam eingehüllten Ding. Hm: der Staub — und schließlich war's doch für die Mutter ein Geschenk! Das nimmt man doch nicht vorher in Gebrauch. Ach was, Rührgefühle! Nein: Ehrfurcht. Der Geburtstag der Mutter . . .

Ob das seine Geschwister heut wohl auch so fühlten? heut, fern in der Fremde: geboren aus Einem Schooße, und der heut vor Jahren und Jahrzehnten selbst geboren worden! Schooß aus Schooß — er blickte auf sein Kind — und Schößling neben Schößling. Er sah die jungen Bäumchen an der Straßenkante nah vorüberschwinden, jedes doch dem andern fern; er sah sie in der Ferne der Alleeflucht eng zusammenrücken, immer enger; sie führten in die Heimat — von ihr her — fort, fort von ihr — o Elternhaus!

Ja, von ferne, jetzt: wie dehnte sich sein Herz den alten Eltern entgegen! Und wie hob es ihm die Arme hoch, hin um ihren Hals, so im ersten Augenblick des Wiedersehens; immer noch. Dann war er ganz ihr Kind, ihr Blut, Leben von ihrem Leben, hingegeben, unbewußt, wie an's Herz der Natur. Er sah sich schon kopfbückend in die kleine Stube treten, durch die niedrige Thür, die Lindenzweige an die Fensterscheiben

tippen, die beiden blanken Birkenschränke, Gewehre, Rehgehörne, das wohlig grüne Schattenlicht.

Aber dann, da trat auch schon das andere Leben mit ihm ein und zwischen sie: das mit den Fragen, die der Mensch sich stellt, im Gegensatze zur Natur, und also auch zum Mitgeschöpf, zu jedem Allernächsten: das Leben des bewußt umschaffenden Geistes, der Wille in die Zukunft, Kulturberuf. Dann war er nicht mehr Kind, sie nicht mehr Eltern; dann war Er ein Junger, sie noch die Alten. Dann war die Muttersprache — o du heiliges Wort dem Fühlenden — kein Verständigungswerkzeug mehr: dasselbe Wort, es hatte ihnen andern Sinn als ihm, und er — als Kind doch, das den Eltern Schmerz ersparen wollte — mußte trachten, ihnen diesen Zwiespalt künstlich zu verhehlen. Dann war die schattenkühle niedere Stube manchmal schon recht schwül und drückend gewesen . . .

Ob ihm das mit seinem Kinde auch wohl mal so gehen würde? Fernliebe?! — Wie sie da entzückend schlief: so im Schatten des schlafenden Kutschers. Und heute würde sie den Zwiespalt überbrücken. Oh, wenn's ihr mal däuchte, seinethalben mochte sie Seiltänzerin werden!

Er sah die Zügelleinen in der Hand des Alten schaukelnd auf den Schenkeln der trabenden Klepper hüpfen. Auf ihren Rücken, um die schwitzenden Flankenspitzen, tanzte das Sonnenlicht in großen Spiegelflecken hin und her; es war doch unerträglich heiß. Die drei Nickelsilberringe vorn auf den Kumten wippten blitzend auf und nieder mit dem Schulterriemzeug — auf und nieder — „Schweiß und Staub“ — er sah nach der Uhr. Erst halbzwölf; noch eine Stunde so.

Er horchte wieder auf den Takt der Hufe: Schwarzer, Brauner — auf und nieder — auf und nieder, Schweiß und Staub. Ah, jetzt: vorne vor den müden Pferdehälsen kam doch wenigstens das Dorf schon hoch, wo immer angehalten wurde. Da gab es was zu trinken. Und zu rauchen. Cigarren vergessen! Er lehnte sich zurück; noch fünf Minuten . . .

Das Geschaukel der Pferdeschenkel wurde immer sonderbarer, förmlich arabeskenhaft die Spiegelwellen drauf; er schloß die Augen halb. Wie er alles das bewußt genoß! — Am Kumt die Ringe zuckten glitzernd auf und nieder zu ihm her, wie drei große blendende Sterne; auf und nieder, Schwarzer, Brauner — Schwarzer, Brauner, Weiß und Staub.

Er schloß die Augen etwas fester. Die Sterne blitzten immer weißer. Auf und nieder; weiß und taub.

Nein, das war wohl nicht das rechte Wort; es war wohl Gelb. Ja, Gelb. Süßer, gelber Lupinengeruch; so wohlig kühl. Es mußte wohl ein Feld wo sein, Lupinenfeld; das hatte er vorhin wohl übersehen.

Nein, es war wohl doch nicht Gelb. Denn es waren ja Narzissen; ja, Narzissen. Nein, er träumte wohl; nein nicht! Denn es waren ja drei große, deutliche Narzissensterne — blendend weiß — nein fünf — nein sieben; sieben weiße Strahlenblüthen. Sieben nickende Narzissen; mit

purpurgoldnem Krönchen jede. Sieben schlanke Edeldamen, mit wellenkrausen Schläfenhaaren; oh, so schön! Jede mit so grauen Augen. Mutteraugen. Jede hatte um die zarten Arme — lange dänische Handschuh' an; gelbe.

Und verbeugten sich vor ihm, Eine nach der Andern, mit den weißen Strahlenhüten. Jede bis zur Siebenten. Die hielt einen Spiegel; hatte dunkle Augen, dunkelbraune.

Trat die Erste vor; sagte ihm ein Wort. Und das war ihr Name und den hatt' er schon gehört; nur besinnen konnt' er sich nicht drauf. Sagte auch die Zweite ihren Namen; auch die Dritte. Schlossen Alle mit der Silbe „sinn", nein „sein" — Sinn, Sein, — auch die Vierte, Fünfte, Sechste; und die purpurgoldenen Krönchen nickten. Nur die Siebente war stumm; war blaß; hielt ihm nur den Spiegel hin. Der war blind. Denn sie schüttelte den Kopf; und ihr linkes Auge blickte traurig.

Nein, das war doch gar zu lustig: wie ihr Purpurkrönchen wackelte. Denn das war ja gar kein Krönchen: war ein dicker rother Hahnenkamm, wippte in der Sonne. War ein ganzer Hahnenkopf — dicker bunter Hahnenhals — der blähte sich. Schlug mit beiden Flügeln funkelnd durch die Luft — und ganz laut und deutlich: ücke-rüh-ü-üh . . .

Er riß die Augen auf. Wahrhaftig: eben stieß der Omnibus mit härterem Gerumpel auf die ersten Pflastersteine der Dorfstraße, und drüben auf dem einen Hofzaun reckte sich der Hahn und krähte zum zweiten Mal. Der alte Kutscher hob das Stoppelkinn: „Jüh, Nackers!" mit den Zügeln auf die schweißbeglänzten Pferdeschenkel klatschend. Auch die Kleine wurde langsam munter.

Was der Traum wohl zu bedeuten hatte? Ach bedeuten: Unsinn. Aber wie er wohl entstanden war?

Sollte: — Hahnrei des Bewußtseins? — Hm . . .

Das Wort des Polen war ihm doch wohl tiefer gegangen, als er damals dachte.

* * *

Die Abendsonne schien sich heute ordentlich vor Durst zu krümmen. Immer dicker wurde der kupferrothe Ball, da hinter den Wasserdünsten des sumpfigen Sees am Horizont. Grade zwischen den zwei dicksten alten Pappelstämmen bei der kleinen Straßenbrücke drüben hing das dunkelrothe Ungethüm im fernen Grau, dicht unter dem Zittersaum des schwarzgrünen Laubdaches. So groß und glanzlos hatte er sie niemals sinken sehen. Nur die breiten drei Brechungskeile, mit denen sie Wasser zog, wie die Leute hier sagten, standen stromhell wie aus Goldtopas geschliffen unter der purpurnen Kugel, zeigend, daß sie noch Licht gab. Der Mittelkeil war nur ganz kurz noch; wie ein mächtiger Strahlensockel. Vor dem schwellenden Gelb der Seitenschrägen hoben sich die beiden Pappelpfosten tiefschwarz ab mit ihren Borkenrändern. Das Laubdach wurde immer dunkelgrüner.

„Wird morgen wieder schöne Hitze geben," trat der Alte aus der offenen Hausthür zu ihm an den Gartenzaun. „Meine ganzen jungen Kiefern werden noch vertrocknen; schlimmes Jahr!" Er zeigte mit der kurzen Pfeife in das Astwerk der Akazienkrone über ihnen: „Läßt auch schon Blätter fallen."

Der Tabaksrauch berührte wirbelnd gerade eine der verwelkten Blüthentrauben. „Hast Du neue Bienenstöcke, Vater?"

„Einen," setzte sich der Alte auf die Bank am Zaun. Nun wies er schmunzelnd auf die Kleine, die an der hohen Hausthürschwelle neben „Lotte Goldsnut" hockte. Die Teckelhündin lag, platt alle Viere von sich, wie todt im warmen Sande, und die Kleine war gewissenhaft bestrebt, zwischen den vier Zehen der krummen Vorderpfoten immer drei der abgefallenen Akazienblätter festzuklemmen; immer wenn sie fertig war mit einer Pfote, streifte sich die Dachsmadam die Blätter mit der anderen wieder ab, und das Spiel begann mit Ernst von Neuem. Was die Jona nur wollte! Die Kleine war ja unglaublich artig . . .

Jetzt trat die Mutter aus der Thür, in jedem Arme eine große Satte dicke Milch. Er sprang ihr entgegen. Wie sich alle ihre Runzeln freuten, und die Augen schickten Küsse, als er ihr die eine Schüssel abnahm, um sie auf den Gartentisch zu setzen; richtige Geburtstagsaugen! Und dann war's auch wohl die Freude, wie ihrem Aeltesten die kühle Labung schmecken würde, so mit Streuzucker drüber und Schwarzbrotkrümeln. Wie die fette Sahne nach dem Keller duftete! Ordentlich winterlich sah die weiche Pelzschicht aus.

„Na, Alterchen?" strich Mutter Vaters Schneehaar glatt — „soll ich hier decken oder unter der Linde?"

„Lieber hier, Mutting," kam er dem Alten zuvor; „hier sieht man die Sonne so schön." Die rothe Scheibe stieß jetzt grade auf den Horizont der Landschaft; der Strahlenfächer war verschwunden.

Der Alte griff sich in den Bart. Sicher knurrte er im Stillen wieder: „Sentimentaler Krempel!" Das war sein Lieblingstrumpf.

„Die Lindenblüthe riecht wohl auch zu stark," meinte rasch die Mutter; „Abends manchmal ganz betäubend." Nun bückte sie sich zu der Kleinen: „Na, mein Lämmechen?" strich ihr sanft die Locken von der Schwelle, zärtlich nach dem Alten blickend, und ging wieder in's Haus. Lotte Goldsnut erhob sich . . .

„Hat 'ne zarte Nase, unser Muttel," griff der Alte an sein eigenes Vorgebirge, eine dicke Wolke von sich paffend. „Kriegt's schon mit den Nerven."

„Ovater" — kam die Kleine hinter der Teckelhündin herangependelt — „bist Du der Weihnachsmann?"

„Woll, mein Mäuschen," nickte er belustigt. Tief nachdenklich sah sie eine Weile auf die eine Schüssel, durch deren grünliche Glaswand die

weiße Dickmilch schimmerte. Dann ging sie wieder an die Schwelle, wo im dunklen Sande die gelblichen Akazienblätter lagen.

„Muß doch mal im Hofe nachsehn, ob die Juno da ist; das Schindluder hat mir neulich einen von den jungen Hähnen abgewürgt.“ Er reckte sich. „Kann das Volk auch gleich in den Stall bringen.“ Er schritt in's Haus. Lotte Goldsnut wackelte ihm nach . . .

Die Sonne war jetzt nur noch mit dem oberen Drittel sichtbar, wie das rothe nackte Augenschild von einem riesigen Birkhahn. Nun wurde sie verdunkelt, fast verdeckt, von dem strotzenden Euter der Leitkuh, die eben mit der Heerde drüben von der Weide kam. Um die schweren Bäuche stieg der Staub der Landstraße auf. Der lahme Spittelhirt des Städtchens hinkte barfuß hinterdrein. Durch das hohlere Getön der Brückenbohlen klang die Kupferglocke um den Hals der Vorderkuh. Zum Brüllen war die Heerde wohl zu satt. Die Mäuler kauten noch.

Nun war die Sonne blos noch wie ein glühender Wimpernbogen; das machten wohl die Binsen und das Röhricht in der Ferne. Man konnte beinah sehen, wie sie langsam tauchte. Er warf die ausgegangene Cigarre weg und stützte sich noch fester auf den Zaun. Jetzt verglomm der letzte Strich, grade oberhalb der einen Pappelsohle, wie hineingeschrumpft. Es wurde plötzlich etwas heller. Die fahle Dunstwand schien sich abzukühlen. Das dumpfe Rothgrau lockerte sich zart in's Grünliche. Durch die stummen Pappeln, von Haupt zu Haupt das Fließ entlang, wagte sich ein Lüftchen, noch beklommen. Jetzt: die trägen Blätter fingen an zu munkeln . . .

Er fuhr auf: eine verspätete Biene, von der Linde her, vorbei zu Korbe. Ob sein Vater wohl die Feierstunde der Natur auch so in's Einzelfeine fühlte: so mit sinnlicher Andacht? nein. Das war wohl Neugehirn; neue Sinnlichkeit; auch neue Wissenschaft. Und dem Alten waren diese Reize auch wohl zu gewohnte; sentimentaler Krempel! Aber, hm, er hatte ihn mal sagen hören: „Der Kiefernhochwald, aber Schnee muß liegen, das ist meine Kirche!“ Aber eben: Kirche: Unnatur! — Da: die Pappelblätter drüben, oben an der höchsten Spitze, wie sie schwärzlich in dem blassen Luftblau hingen, jeder Rand von einem milden, milden Flimmerschein umwirkt: war es nicht tief feierlich zu wissen, daß sich da von unten her die letzten scheidenden Sonnenstrahlen durch den Athemduft des warmen Laubes in der Abendkühle goldig brachen?!

„Hater —“ schob die Kleine sich behutsam auf die Bank, ihr Schürzchen von sich haltend, das sie mit Akazienblättern vollgesammelt hatte — „sind die Bäume müde, Hater?“ Ihre Augen blickten, weit und träumerisch geöffnet, über den Tisch weg nach den Pappeln. „Wie die Menßen 'tehn sie da.“

Er mußte nicken; wortlos. Wie die Menschen! O Kindermund . . .

Das mußte er der Mutter sagen; das war ein Wort aus ihrem Schooß. Die Kleine saß noch immer träumerisch; leise trat er in den Haus-

flur. Und auch den Narzissentraum ihr sagen! Ja, und dem Alten helfen seine Hähne einsperren! Das nahm er immer sehr hoch auf . . .

Die Küche war offen. Die Mutter stand am Herde, eben einen Eierkuchen in der Pfanne wendend. Nein, das war die rechte Stimmung nicht; lieber morgen Vormittag. „Ah —" sog er unwillkürlich den Geruch des brutzelnden Fettes ein.

„Mein großer Junge!" griff sie ihm, jedes Wort liebkosend, durch den Kinnbart. „Hast wohl schönen Hunger von dem langen Spaziergang?"

„Wo die Juno blos steckt!" kam der Alte aus dem Hof; mit dem Helfen war es also auch nichts. „Fängt auf ihre alten Tage an zu jagen; muß ihr mal 'ne Ladung Schrot auffengen, Kantschu zieht nicht mehr." Er war ganz roth vor Aerger; wie seine Hähne. „Hast Du sie Nachmittag nicht bemerkt?"

„Nein, Vater."

„Konnt mir's denken," ging das Sticheln los; „liegst ja immer gleich im Grase fest." Was ihn das wohl anging!

„Fertig, Kinderchen —" nahm die Mutter das Gedeck zur Hand, ihm die Teller zureichend. Der Alte folgte mit den Eierkuchen . . .

Gott sei Dank, die Kleine! athmete er auf, in's Freie tretend. Aber —: na, das war 'ne nette Bescheerung! Auf dem Tische, mitten darauf, saß sein Töchterchen, gewissenhaft bestrebt, die sandigen Akazienblätter in schönen runden Kringeln auf dem weißen Sahnenpelz der dicken Milch zurechtzulegen; eben wollte sie die zweite Satte in Angriff nehmen.

„I Du Balg!" Er besann sich; nur keinen Wuthausbruch! Weswegen auch? Es war doch eigentlich zum Lachen! Er trat vor sie hin: „Das war aber unartig von Dir?!"

Sie sah ihn groß an. „Das war darnicht una'tig von mir!"

„Kiek!" machte der Alte, und der Kobold stach ihm aus den Augen.

Wollte er ihn etwa foppen? na warte! er stellte die Teller hin. „Komm mal runter!" trat er vor sein Kind.

„Nein!" stemmte sie die Arme; i, da sollte doch gleich —

„Kiek," kam's wieder von den Eierkuchen her: „großen Respekt scheint sie grade nicht vor Dir zu haben."

„Braucht sie auch nicht! ich schlage meine Kinder nicht!" Verdammt: wie war das blos aus ihm herausgeplatzt?! Hätte er das Balg doch blos nicht mitgebracht!

„Nna," knurrte der Alte, „die Köter fressen dicke Milch ja auch ganz gern. Komm, Lotte —" pfiff er der Dachshündin, die eben durch den Zaun gekrochen kam. Was der Jöhre blos auf einmal in den Kopf gekrochen war . . .

„Komm mal her, mein Schäfchen," legte sich die Mutter jetzt in's Mittel; sein liebes Mutting! Der Alte streichelte die Hündin; wie sie in der fetten Sahne schleckte! „Komm, mein Schäfchen —"

„Will aber nich!“ bockte sie erst recht, die Finger um den Tischrand klammernd. Jetzt riß ihm aber nächstens die Geduld!

„Na, Herzchen,“ lockte die Mutter wieder, „wirst doch nicht wieder wunderlich sein?“ So: Nachmittag also auch schon! Was sollte denn der Alte von ihm denken?!

„Vater haut nich,“ stemmte sie sich fester.

Na, das war denn doch zu bunt! „Willst Du wohl gleich runterkommen?!“

„Nein!“

„Detta?!“

„Nein!“

Wie sie festhielt! warte, Kröte! Strampelst noch? Und mit den Beinen stoßen? „Laß mich, Mutter!“ Wie das blanke Fleisch sich wand! Wie es klatschte! Wie die Hand ihm brannte! Wie der Racker brüllte! warte, Satan . . .

„Na, man nicht so grob!“ hörte er den Alten plötzlich; wie aus Nebeln.

„Kanalje!“ keuchte er — „uffh — marsch!“ Ganz knallroth war das Fleisch zuletzt gewesen — wie ein Hahnenkamm — ein — — Hahnrei des Bewußtseins, schoß das Blut ihm in die Schläfen; ver-dammt-ja . . .

Hatte sie's verdient? Sie stand muckstille, mit den Thränen kämpfend; Jona. Schämte er sich?

„Habe sie Nachmittag auch schon im Gebet gehabt,“ klang es wieder von den Eierkuchen her. Kreuzschock — — „Na, entschuld'ge nur! blos 'n Knipschen Ruthe auf die Finger.“

So — ahh, der Weihnachtsmann! — Er mußte lachen . . .

Eine edle Mutter.

Von

Helen Zimmern.

— Florenz. —

Ein regnerischer Tag in Florenz. Die Straßen sahen öde und traurig aus. Als wir von der Trinità-Brücke aus vom Arno herkamen, fielen unsere Blicke plötzlich auf den großen, massig emporragenden Palast Strozzi. Oft waren wir schon an dem gewaltigen Bauwerk vorübergegangen, merkwürdigerweise aber hatten wir jetzt das Gefühl, als sähen wir es zum ersten Mal. Einen ernst feierlichen Anblick gewährt das hohe, umfangreiche Gebäude selbst bei Sonnenlicht, und wenn Blumenhändler und buntes Straßengetümmel sein Erdgeschoß umdrängen; aber es gewinnt noch mehr den Charakter majestätischer Ruhe und düsterer Erhabenheit bei Regenwetter, wo seine großen Quader aus rauhem Gestein, die im Schutz des weit vorspringenden Dachgesimses trocken bleiben, in ihrem düsteren Grau so harmonisch mit dem bewölkten Himmel und den nassen Trottoirs übereinstimmen. Eine förmliche Festung ist dieser Palast und doch von so bewundernswerthen architektonischen Proportionen und mit so vollendet künstlerischem Geschmack erbaut, daß er den Eindruck von Grazie und Leichtigkeit hervorbringt. Die unteren, vom Erdboden in beträchtlicher Höhe befindlichen Fenster sind durch schwere Eisengitter versichert; die oberen hell, groß und zierlich gewölbt, mit Marmorpfeilern ausgestattet, deren schimmerndes Weiß inmitten der finsteren Umgebung belebend wirkt. An den Ecken des Gebäudes sind die wohlbekannten, mit Zinken gekrönten Laternen angebracht, die als Muster künstlerischer Eisenarbeit von den Kunstjüngern studirt werden und noch jetzt als Vorbilder für Florentiner Laden- und Hauslaternen dienen. Rings am Gemäuer, in Mannshöhe von der Erde, befinden sich die Fackelhalter, von welchen in alter Zeit die

flackernden Flammen ihren unstäten Schein über die stattlichen Mauern bis zu dem stark vorragenden Gesims emporwarfen.

Dies ist der Palast, den Filippo Strozzi, der reiche Banquier, nach seiner Heimkehr aus dem Exil zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erbauen ließ, um sein Heim darin aufzuschlagen. Er starb indessen, bevor der Bau fertig war, und seine Leiche wurde in der herrlichen Kirche Santa Maria Novella beigesetzt, der vornehmen Kirche aus Boccaccio's Decamerone, welche Michelangelo wegen ihrer Schönheit mit dem Beinamen „La Sposa" bezeichnete. Die Privatcapelle, in welcher Filippo Strozzi beerdigt wurde, und die noch seinen Namen trägt, schmücken Malereien von Filippino Lippi und Skulpturen von Benedetto da Majano, woraus ersichtlich, daß Filippo ein würdiges Mitglied der Familie war, die schon damals in derselben Kirche eine Capelle besaß, deren Wände die weltberühmten Himmel- und Hölle-Fresken von Andrea und Bernardo Orcagna aufweisen.

Es waren aufregende Zeiten, in denen Filippo Strozzi gelebt hat. Florenz, nur dem Namen nach eine Republik, stand im Begriff, unter der klugen Regierung der Medici den Höhepunkt seiner Glanzepoche in Kunst, Politik und Litteratur zu erreichen. Brunelleschi's wundervoller Kuppelbau krönte schon die Kathedrale, und dieser ungeheure Tempel, der ein in Marmor gefestigtes Gedicht zu nennen, ein Wunder an Schönheit, war vom Papst persönlich geweiht worden. Von den Stufen von Santa Maria Novella, wo seine Residenz den Glanz der Stadt erhöhte, bis zum Portal des Domes durchschritt er einen prächtigen, eigens für die Gelegenheit hergestellten, erhöhten Weg, dessen Länge eine volle Viertelmeile betrug, und der, die Menschenmenge hoch überragend, mit kostbaren Teppichen und reichen Draperien geschmückt war. Die Cardinäle, Bischöfe, Fürsten, Gesandten, die acht Magnifici Signori, die erlauchten Oberhäupter der Stadt, folgten dem voranschreitenden Papst, und der höchste Beamte des Staates, der Gonfaloniere, trug ihm die Schleppe.

In jenen Zeiten suchten selbst Könige sich mit der glänzenden Stadt zu verbünden, und sie wurden mit dem gehörigen Pomp von den „acht Signori" empfangen, die huldvoll auf den hoch am Palazzo Vecchio vorspringenden Balkon hinaustraten, um ihren Gast bei seinem Einzug willkommen zu heißen. Ein König oder Königssohn durfte diese Begrüßung im Sattel erwidern; jeder minder hochgeborene Gast mußte dazu vom Pferde steigen. Und selbst der griechische Kaiser kam, als er von den Türken arg bedrängt war, mit dem Patriarchen von Constantinopel und einem großen Gefolge von Bischöfen nach Florenz, um sich an der großen Synode zu betheiligen, welche von Ferrara, wohin sie früher einberufen war, auf Betreiben der Florentiner in ihrer Stadt abgehalten wurde. Es war dies jenes berühmte Concil, durch das eine Wiedervereinigung zwischen der griechischen und der römischen Kirche zu Stande kam, eine Einigung, die allerdings nur gerade so kurze Zeit währte, wie die politischen Gründe, welche

dieselbe erfordert hatten. Großartig waren die Festlichkeiten, die zu Ehren solcher Gäste gegeben wurden. Bälle, Maskenzüge, Tourniere, selbst Hetzjagden fanden auf der Piazza vor der Kirche Santa Croce statt, „wohin bei einer solchen Gelegenheit, außer den Löwen, welche die Republik zu halten pflegte, auch Wölfe, wilde Eber und andere wilde Thiere geführt wurden, wo auch eine zu jener Zeit noch unbekannte Creatur, eine Giraffe, gezeigt ward.“

Florenz war damals vielleicht die politisch rührigste Republik der italienischen Halbinsel. Bald gelang es ihr, vermittelst ihrer Söldner mit Waffengewalt bis in's Herz der Lombardei zu dringen; bald wurde ihr das eigene Gebiet bis an die Thore ihrer Stadt verwüstet, in deren Mauern sich die Landleute schaarenweise flüchteten, für sich und ihre Heerden Schutz und Obdach suchend. Die Florentiner Bürger, von frühester Jugend an zu Staatsmännern herangebildet und in den Künsten der Diplomatie vortrefflich geübt, waren jeden Augenblick bereit, Laden oder Wechselstube zu verlassen und sich in irgend einer politischen Mission nach Mailand oder Venedig zu begeben, sei es, um den Zorn eines aufgebrachten Visconti zu beschwichtigen oder um die Beihilfe der adriatischen Republik zur Besitzergreifung von Lucca zu gewinnen. Die Einwohner Ferraras gaben ihr bitteres Gefühl, als die bei ihnen eröffnete Synode vom Papst und Kaiser nach Florenz verlegt wurde, den Florentinern gegenüber in den Worten zu erkennen: „Ihr wollt den Papst, Ihr wollt das Concil, Ihr wollt Lucca — bald werdet Ihr Alles haben wollen.“

Eines so glänzenden Staates würdig war auch die Litteratur und Kunst des Tages. Griechische Werke, die bei der Einnahme von Constantinopel verstreut waren, wurden von den Florentiner Bürgern mit Eifer gelesen und studirt; sie gaben große Summen für seltene Manuscripte aus und waren stolz auf den Werth ihrer Bibliotheken; auch schrieben sie in den Stunden, welche nicht ihren Geschäften gewidmet waren, an ihren Pulten lateinische Briefe. Die Malerei gelangte, dank den großen Meistern, wie Leonardo da Vinci, Fra Lippo Lippi, Sandro Botticelli, Fra Bartolommeo und noch vielen anderen minder bekannten tüchtigen Malern, zu hohen Erfolgen; und um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war die Bildhauerkunst zu vollendeter Blüthe gediehen.

Und doch, bei allem äußeren Glanze trug die florentinische Republik den Keim des Verfalles in sich. Die Bevölkerung war in Fesseln geschlagen, die zwar von Gold, doch deshalb nicht minder drückend waren. Diese Fesseln hatte das große Haus der Medici für die Republik geschmiedet. Cosimo und seine Abkömmlinge, welche schlauer Weise liberale Denkart und Freiheitsliebe zur Schau trugen, hatten die niederen Volksklassen zu ihrer Unterstützung gegen die ersten aristokratischen Familien geworben und beherrschten nun die Stadt nach ihrem Belieben. An allen italienischen Höfen lebten verbannte Florentiner aus edlen Geschlechtern. Steuern über Steuern

wurden der Stadt auferlegt, um die erforderlichen Gelder für die kostspieligen Kriege und öffentlichen Feste der herrschenden Familie zu beschaffen, und diese Steuern wurden in solcher Weise erhoben, daß sie die Familien und Verwandten jener unglücklichen Ausgewiesenen schwer bedrückten. Die Gefängnisse waren mit Staatsschuldnern angefüllt. Diesen gelang es zuweilen, die Flucht zu ergreifen; manche wurden niedergeschossen, andere, schlimmer noch, mußten bestochen werden, um ihr Schweigen oder ihre Dienste zu erkaufen. Die unterdrückten Adelsfamilien daheim, die in der Fremde weilenden Verbannten waren stets bereit, Vortheil aus der Unzufriedenheit zu ziehen, welche sich von Zeit zu Zeit kundgab, und Aufstände zu bewirken, die indessen ihren Zweck, die festwurzelnde Macht der Medici zu brechen, beständig verfehlten.

Unter Denen, welche Cosimo schon zu Anfang seiner tyrannischen Herrschaft verbannte, waren zwei Mitglieder der Familie Strozzi — die berühmten Herren Palla Strozzi und Matteo, im Jahr 1415 „immatriculirt zur Wollwebekunst", der, von einem anderen Zweige der Familie stammend, doch in innigen Freundschaftsbeziehungen zu Pallas Söhnen stand. Gleich dem Aristides aus purer Laune verbannt — Cosimo war ihrer Nähe überdrüssig, wie er sagte — verließen diese beiden hochangesehenen, in den schwierigsten Staatsmissionen erfahrenen Bürger Florenz im Jahre 1434 und starben fern von Weib und häuslichem Herd im Glauben, daß ihre Kinder gleich ihnen selber heimatlos in der Welt herumirren müßten, und daß ihre Familien gänzlich ruinirt seien.

Daß der Familie Matteos aus der zweiunddreißig Jahre währenden Verbannung neuer Ruhm erwuchs, daß die Angehörigen dieser Linie überhaupt nach Florenz zurückgekehrt sind, anstatt sich wie ihre Vettern im Auslande anzusiedeln, war hauptsächlich das Werk von Matteos Gattin, Alessandra Macinghi, negli Strozzi, einer jungen Frau von edler Abkunft. Achtundzwanzig Jahre alt, stand sie mit fünf Kindern und sich abermals Mutter fühlend, plötzlich allein in der Welt — verlassen, doch fest entschlossen, den schweren Kampf des Lebens muthig auf sich zu nehmen. Als sie 35 Jahre später im Alter von 63 Jahren starb, hatte sie ihren Lohn geerntet. Ihre Söhne waren nach Florenz zurückberufen, durch sie waren sie reich und mächtig geworden, und eine hübsche florentinische Schwiegertochter und muntere Enkel hatten das Leben der Wittwe erheitert. Ein tapferes Herz war's, das in der Brust dieser jungen Wittwe geschlagen hat, und dank einem glücklichen Zufall ist nicht alle Kenntniß von ihr verloren gegangen. In den Strozzi'schen Familien-Archiven ist eine Sammlung von Briefen aufbewahrt, welche sie an ihre im Exil lebenden Söhne geschrieben hat, deren Geschäfte sie in Abwesenheit derselben führte, und deren Interesse ihr beständig am Herzen lag. Ergreifend sind diese mit schlichter Einfalt, natürlichem Verstand und Mutterwitz geschriebenen Briefe; in ihnen hat diese brave Frau ihre nimmer ruhende Thatkraft, ihre praktische Einsicht,

ihre mütterliche Sorge um der Söhne moralisches Verhalten und ihre geduldige Hoffnung offenbart, sie zu brüderlichem Zusammenleben vereint zu sehen. Hie und da ertönt in den Mittheilungen der vollauf beschäftigten Matrone, welche in der Religion und einem guten Gewissen ein starkes Bollwerk gefunden hat, ein sehnsüchtiger Ruf nach menschlicher Sympathie, der Sympathie ihrer Kinder.

„Du thust Recht, meiner zu gedenken," schreibt sie an Filippo, ihm für eine Sendung Caviar dankend, „denn jetzt bedarf ich Vezzi (kleine liebevolle Aufmerksamkeiten) von Dir; doch ich wünschte, Dich in meiner Nähe zu haben! Ich bitte Gott, daß wir bald bei einander sein mögen, damit wir den Trost finden, nach dem ich mich sehne." Und wiederum: „Nicht Ihr solltet mich bitten, für Erhaltung meines Lebens Euch zu Liebe Sorge zu tragen, sondern an mir ist es, Euch um Erhaltung Eures Lebens zu bitten, denn in Eurem Leben und in Eurer Gesundheit geht mein Leben auf. Möge es Gott gefallen, Euch Beiden durch seine Gnade die Gesundheit zu bewahren, welche ich Euch für Leib und Seele wünsche." „Führwahr, ich freue mich auf Eure Briefe, und mit Vergnügen erwarte ich den Mittwoch oder Donnerstag, wo der Bote kommen muß, in der Hoffnung, einige Zeilen von Eurer Hand zu empfangen, und wenn ich keine erhalte, so wird mir das Herz weit in Erwartung des nächsten Boten. Kommt immer noch kein Brief, so lasse ich im Geschäft um Nachrichten bitten. Sind dort Briefe von Euch eingetroffen, so tröste ich mich damit, daß Ihr gesund seid ... Beim Lesen Eurer Briefe kann ich mich zärtlicher Thränen nicht erwehren. Möge Gott Euch so viel Segen bescheeren, wie ich schon Thränen um Euch vergossen habe."

Diese Aeußerungen eines sehnenden Mutterherzens sind um so rührender, als sie nur vereinzelt in den actuellen Berichten über ihre Lebensthätigkeit vorkommen — eine Thätigkeit, welche unentwegt auf das eine Ziel gerichtet war, die Rückberufung ihrer Söhne nach Florenz zu bewirken und die Würde der Familie zu bewahren, welcher sie angehörte. Einen merkwürdigen Lebenslauf hat diese, durch Bande der Heirath oder des Blutes mit fast allen berühmten Florentiner Familien der damaligen Zeit verwandte Frau geführt inmitten eines rastlos bewegten bürgerlichen Staatswesens, mit dem sie in steter Beziehung stand, ohne indessen gänzlich darin aufzugehen. Sprach sie eine Ansicht in politischen Dingen aus, so zeugte dieselbe stets von erstaunlichem Scharfsinn und Verständniß, obwohl sie sich vom öffentlichen Leben durchaus fern hielt und in den Medici, den Pitti und dem König von Neapel einfach Persönlichkeiten erblickte, durch deren Einfluß sie ihre Söhne zurück erhalten konnte. Mit diesem einen Ziel vor Augen hat sie von dem stillen Wohnsitz aus, an dessen Stelle sich jetzt der Palast Strozzi erhebt, ihrem Schwiegersohn die diplomatische Meisterschaft beigebracht, mit der er den gefürchteten Piero dei Medici dem reizbaren Luca dei Pitti gegenüber ausspielte.

Die Orthographie der Briefe ist mangelhaft, der Stil hat keinen Anspruch, ein litterarischer genannt zu werden; ihres Gatten Bibliothek erwähnt die Schreiberin nur, indem sie vom Verkauf derselben spricht. Aber ihr Takt, ihre Unerschrockenheit, ihre Sanftmuth, ihre edle Entsagungsfähigkeit, welche doch niemals ihre Thatkraft untergrub, selbst der durchaus erklärliche, in den letzten Jahren ihres Lebens hervortretende kleine Hang, sich allzu viel um die intimen Angelegenheiten ihres Sohnes zu bekümmern — diese Eigenschaften ergeben ein Charakterbild, das wir lieb gewinnen müssen.

Der erste Brief ist vom 24. August 1447 datirt. Der damals neunzehnjährige Filippo und sein zwei Jahre jüngerer Bruder Lorenzo waren bei der Bank ihres Onkels angestellt; Filippo in Neapel, Lorenzo in Barcellona. Matteo, der Jüngste, erst elf Jahre alt, das Lieblingskind der Wittwe, befand sich noch daheim bei der Mutter. Außerdem hatte sie die Töchter Alessandra, ein Mädchen von 13 Jahren, zu Hause und die fünfzehnjährige Caterina, welche im Begriff stand, sich zu verheirathen. In dem ersten Brief, der wie alle folgenden mit den Worten „Im Namen Gottes" beginnt, theilt die Mutter ihrem Sohn Filippo die Nachricht dieser Heirath mit. Sie ist entzückt von dem Schwiegersohn, Marco Parenti, einem Seidenweber aus guter Familie, der, wie es schien, „gar nicht genug aus seiner jungen Braut machen könne."

„Ich hätte sie in eine vornehmere Familie bringen können," schreibt sie, „doch würde mich das eine Mitgift von 1400 bis 1500 Gulden gekostet haben, was Dein und mein Ruin gewesen wäre. Und ich weiß nicht einmal, ob es zum Glück des Mädchens geführt hätte, denn außer der Stellung war nichts Wünschenwerthes dabei, wohl aber Vieles, was nicht wünschenswerth. Nachdem ich es mir überlegt habe, fand ich es besser, sie so zu verheirathen, daß sie sich gemüthlich fühlen kann, und mir Weiteres aus dem Sinn zu schlagen. Und ich meine, sie wird es so gut haben, wie nur irgend ein Mädchen in Florenz." Und in mütterlicher Eitelkeit und Nachsicht setzt sie hinzu: „Sie wird nicht müde, sich hübsche Sachen anzuschaffen, denn sie ist wirklich schön und möchte gern noch schöner aussehen. In der That ist kein zweites Mädchen so gestaltet, wie sie, und sie wird auch von Vielen höchst anziehend gefunden." Caterina selbst läßt ihren Bruder bitten, ihr „jene Seife" zu schicken und sich zu erkundigen, ob es dort irgend ein Wasser gebe, welches gut für den Teint sei und schön mache; in diesem Fall möge er ihr solches schnell senden und zwar durch einen zuverlässigen Fuhrmann, der es nicht etwa unterwegs gegen ein geringeres Fabrikat vertauschen würde. „Sie will, daß der Anzug, in dem sie vor ihren Bräutigam am Hochzeitstage hintritt, nicht weniger, als vierhundert Gulden werth sei," bemerkt die Mutter, stolz darauf, daß sie trotz der Schwierigkeit ihrer Lage so viel an diese, ihre erste heirathsfähige Tochter zu wenden vermochte. Und dann beschreibt sie den rothen Sammetmantel, mit Marderpelz gefüttert, das Kleid von gleichem Stoff, „dem

feinsten Zeug, das in Florenz zu haben ist," die Krone aus Pfauenfedern und Perlen und zwei Perlengewinde, von Parenti geschenkt, der es liebte, seine Braut zu schmücken. Das Tagebuch des Bräutigams enthält fernere Einzelheiten. Er spricht von einem hochrothen Gürtel, verziert mit Silber und Gold, und hat notirt, was ein für das Schlafzimmer bestimmter Hausaltar „all antica" aus Holz geschnitzt, mit einer bemalten heiligen Jungfrau in Relief darauf, und was die Spiegel, mit Malerei und Gold verziert, die Schränke und Truhen gekostet haben.

Die bei einem hübschen sechzehnjährigen Mädchen natürliche Eitelkeit scheint Caterinas Charakter im Ganzen nicht beeinträchtigt zu haben. Sie ist eine vortreffliche Frau geworden und starb mit fünfzig Jahren, tief betrauert von ihrem Gatten, der sie mit großem Pomp in der Kathedrale bestatten ließ. Marco, ein Mann von guten Fähigkeiten und großer Energie, schloß sich der Familie Strozzi mit Wärme an, versorgte die Brüder mit Nachrichten über den politischen Stand der Dinge in Florenz, berieth und unterstützte die Mutter in allen geschäftlichen Angelegenheiten, wie auch in der Umschau nach Frauen für ihre Söhne, und war auf's Aeußerste bestrebt, die Rückberufung der Verbannten zu erwirken. Sein Bericht über zwei Besuche, die er zu letzterem Zweck bei Luca Pitti machte, sind charakteristisch für den Mann und bezeugen seine Beobachtungsgabe und Vorsicht. Bei seinem ersten Besuch erregte es seine Verwunderung, daß Luca die Farbe wechselte, als er Filippos Brief erhielt. „Als ich aufblickte," schreibt er, „bemerkte ich, daß er sehr roth war. Und dann seine außerordentliche Höflichkeit! Er wollte mich nicht anhören, bevor ich mich neben ihn niedergesetzt hätte. Ich sträubte mich, es zu thun, doch da er darauf bestand, konnte ich nicht anders." Nun sucht er die Verwirrung Lucas zu deuten und glaubt die Ursache in der Erwähnung Piero dei Medicis gefunden zu haben. „Er mochte vielleicht denken, ein Anderer könne den Ruhm der Zurückberufung dieser Verbannten ernten. Mag es sein, was es will, die Thatsachen werden es aufklären." Als Marco seinen Besuch wiederholte, gab er Luca zu verstehen, daß es ihm leid thue, ihn am Tage vorher verfehlt zu haben, da er ihn gern vor seinem Gang zu Piero gesprochen hätte. „Hier machte ich eine Pause, um abzuwarten, was er sagen würde. Er fragte mich sofort in sehr guter Laune: „Bè! Habt Ihr Piero Etwas gesagt?" Ich antwortete: „Nein." Worauf er in halbbedauernder Weise entgegnete: „Es wäre vielleicht besser gewesen, ihm Etwas zu sagen, um ihn der Sache geneigter zu machen, wenn die Zeit kommt." . . . Als ich ihn das erste Mal aufsuchte, waren viele Leute anwesend. Er rief mich aber sofort zu sich heran und fragte: „Bè! Was ist gethan worden?" Ich sprach mein Bedauern aus, daß er sich in seinem Landhause aufgehalten habe und ich seinen Rath nicht früher hätte erhalten können, und fuhr dann fort, wie ich Dir soeben erzählt habe . . . Alles dies that ich, um dies Instrument in Stimmung zu erhalten, welches, wie Du meinst, sehr schwierig zu stimmen ist. Und ich

glaube, daß die Schwierigkeit noch größer ist, als sie Dir da draußen erscheint. Ich bin sehr ängstlich und aufgeregt, denn er wird leichter verstimmt, als ein Harpichord."

Trotzdem haben Marco und seine Freunde die Instrumente in harmonische Stimmung gebracht; denn Filippo und Lorenzo sind schließlich zurückgerufen worden, und zwar durch die vereinten Kräfte von Piero dei Medici und Luca Pitti.

Die zweite Tochter Alessandra wurde drei und ein halbes Jahr später „mit Giovanni, Sohn des Donato Bensi, vermählt, einem vornehmen, jungen Mann, der so viel gute Seiten hat, daß sie sicher so zufrieden sein wird, wie ich selbst," schreibt die Mutter. Giovanni war zweiundzwanzig Jahre älter als seine Braut und scheint zwar gutmüthig, aber weder strebsam, noch sparsam gewesen zu sein. Die Schwiegermutter sah sich genöthigt, ihn und seine ganze Familie in ihr Haus aufzunehmen, auch seine Freunde gastfrei zu bewirthen, und sie erwähnt in einem ihrer Briefe, daß Alessandra, wenn sie ihr Kleid ausbessern wolle, sich unterdessen in ihren Mantel hüllen müsse. Ueber sein Alter spricht sich Giovanni in drolliger Weise in seinem ersten Brief an seinen Schwager aus:

„Filippo, Du bist ein zu feiner Mann, um mich mit dem respectvollen „voi" anzureden. Du solltest dies aus mehrfachen Gründen nicht thun, besonders auch, um Alessandra nicht zu verletzen, denn Du würdest sie glauben machen, daß ich zu alt für sie sei." Folglich gebrauchte Filippo im Verkehr mit ihm das vertrauliche „tu".

So hatte Madonna Alessandra ihre beiden Töchter verheirathet und konnte ihre Fürsorge ganz den Söhnen zuwenden, von denen die Zukunft ihres Hauses abhing. „Wenn Gott mir noch einige Lebensjahre schenkt," hatte sie an Filippo geschrieben, „und sobald ich Alessandra versorgt habe, will ich Dein Haus mit Leinenzeug so ausstatten, daß Du Alles hast, was Du brauchst. So lange man die Mädchen zu Hause hat, denkt man nur an diese; aber wenn sie fort ist, kann ich mich ganz Euch Dreien widmen." Auch bevor sie für Alessandra einen Gatten gefunden hatte, war die Mutter eifrig für das körperliche Behagen ihrer Söhne thätig. In zahlreichen Briefen von ihr finden sich Erwähnungen von Käse, Fenchel, (wohl getrocknet als Spezerei), von Hemden, Taschentüchern und eigenhändig gewebten Handtüchern — „die kleinen sind umzuthun, wenn Ihr Euch die Haare kämmt," bemerkt sie einmal. Denn sie war eine vorzügliche Hauswirthin und fleißige Spinnerin, und die von ihrer Hand gefertigte Waare, die zu verkaufen sie der Sitte ihrer Zeit gemäß durchaus nicht herabwürdigend fand, war sehr begehrt in Florenz. Höchst charakteristisch sind manche ihrer Briefe, die sich hierauf beziehen. Sie schildert ihren Verkehr mit der Regierung. „Ich bin von nicht weniger als vier Behörden wegen der 240 Gulden Steuern geplagt worden, welche ich zahlen soll," schreibt sie. „Seit sechs Monaten habe ich Nichts weiter thun können, als bald nach

diesem, bald nach jenem Amt gehen. Nun habe ich, mit Gottes Hilfe, ein Uebereinkommen bis zum Februar mit ihnen getroffen, wonach ich insgesammt 9 Gulden den Monat zu zahlen habe." Hieran knüpft sie eine kleine Erörterung über Politik, beständig unter Bezugnahme auf die Steuerangelegenheit — und dann schließt sie mit dem Auftrag einer neuen Flachssendung, einigen Worten über die Ernteaussichten und Angaben des für ihren letzten gezahlten Preises.

Zwei Jahre nach der Hochzeit ihrer Tochter Alessandra traf die Matrone ein harter Schlag, der Verlust eines der drei Söhne, für die sie arbeitete und strebte. Mit Kummer hatte sie sich von Matteo, ihrem Benjamin, zu Anfang des Jahres 1449 getrennt. „Ich kann ihn noch nicht schicken," schrieb sie 1447; „wenn Caterina verheirathet ist, würde ich mich zu vereinsamt fühlen. Ich kann mich nicht entschließen, ihn jetzt fortzugeben . . Wenn er gut ist, will ich ihn hier behalten . . Er lernt schreiben, und ich will ihn im Comptoir beschäftigen, dort soll er diesen Winter hindurch bleiben." Und er lernte gut schreiben. Ein Brief, den er im Alter von elf Jahren geschrieben, zeugt in hohem Maß von Verständigkeit und Nachdenken. Madonna Alessandra hatte allen Grund, ihr Herz an ihn zu hängen und ihn so lange wie möglich bei sich zu behalten. Endlich verzichtete sie, den brieflichen Vorstellungen ihrer Söhne und dem Zureden ihrer Verwandten nachgebend, auf den Trost, „wenigstens einen von ihren drei Söhnen in ihrer Nähe zu haben." Sie setzte seine Garderobe in Stand und schaffte ihm einen neuen Mantel an; Hemden und sonstige Sachen, wie Messer und Pantoffel, von der Art, wie die Mönche sie tragen, und Bälle zum Palla-Spiel — kurz, Alles, was Matteo sich erbitten mochte, wurde für ihn gekauft.

Dies war im Juli und bei großer Hitze gewesen. Im Lande herrschte Furcht vor der Pest, und zu Madonna Alessandras schlecht verhehlter Freude rieth ihr ein Jeder, den Knaben noch nicht abreisen zu lassen. „So habt denn Geduld seiner Gesundheit wegen, und laßt ihn noch auf einen oder zwei Monate hier, denn stürbe er unterwegs, so würdest Du ihn so wenig haben, wie ich." Im Februar fand darauf die Trennung statt. Matteo reiste in Begleitung seines Onkels, und einige Tage später schrieb seine Mutter: „Ich bin noch nicht zu mir gekommen." Beständig empfiehlt sie ihren Jüngsten der Sorgfalt Filippos. „Schlage ihn nicht, wie Du Lorenzo schlugst," sagt sie. „Du wirst mehr durch Güte von ihm erlangen . . ." „Du mußt ein wenig auf ihn achten, er versteht noch nicht, sich selber zu behüten." „Siehe darauf, daß er sich reinlich hält. Seine Sitten sind gut, aber er ist noch ganz ein Kind."

Auch Marco Parenti schreibt seinetwegen an Filippo: „Da Du, wie ich sehe, den lebhaften Wunsch hegst, Etwas aus ihm zu machen, mußt Du die Geduld haben, ihn nicht mit einem Mal lehren zu wollen, was er eben so gut in mehreren Lectionen lernen kann. Und dann möchte ich Dich noch an Etwas erinnern: daß kein Tadel unerträglicher ist, als der, welcher vom

Bruder kommt, weil Brüder die gleichen Rechte in Allem zu haben glauben und daher meinen, die gleiche Freiheit bei dem beanspruchen zu dürfen, was sie mit einander thun und treiben."

Stets ist die Sehnsucht nach ihrem Jüngsten im Herzen der Madonna Alessandra rege geblieben. „Es ist schließlich besser, daß Niccolo (sein Onkel) „ihn nicht mit nach Florenz bringen konnte," schrieb sie einmal, als ihre Hoffnung, ihn zu sehen, vereitelt worden; „denn ich glaube nicht, daß ich im Stande gewesen wäre, ihn wieder fortzulassen."

Sie hat ihn niemals wiedergesehen. Er starb zehn Jahre später in Neapel am Fieber, und da vergaß die Mutter ihren eigenen Schmerz im Mitgefühl für Filippo, der ihn gepflegt hatte. „Sie wird hauptsächlich von der Sorge gequält, daß Dich der Gram krank machen könne," schrieb ein Verwandter an Filippo; „sie denkt mehr an Deinen Kummer, als an alles Andere." Auch von Marco ist ein ergreifender Brief da, voller Liebe zu dem Todten und voller Bewunderung für die heldenmüthige, selbstlose Mutter. Diese sucht Trost in dem Umstand, daß Matteo noch im Stande war, zu beichten und die letzte Oelung zu empfangen — „Alles läßt uns hoffen, daß Gott ihm eine gute Wohnung bereitet hat, und da wir diesen Schritt Alle zu thun haben und nicht wissen, ob wir ihn so thun werden, wie mein süßer Matteo, (denn Einer stirbt eines plötzlichen Todes, ein Anderer wird in Stücke gehauen, und Viele sterben solcher Art, daß sie sowohl ihres Leibes wie ihrer Seele verlustig werden), so will ich denn mein Geschick in Frieden tragen und denken, daß Gott mir noch größere Prüfungen senden könnte . . . Mein Wunsch ist nur, daß Du es Dir nicht zu sehr zu Herzen nehmen mögest, denn ich weiß, wie Du um ihn trauerst; bedenke jedoch, daß Du nicht darunter leiden darfst, und laß uns nicht der Axt den Stiel nachwerfen, denn uns trifft kein Vorwurf . . . Ich sage mir, daß Du nach all' den schlimmen Nächten und von dem Kummer wegen seines Todes und anderen Dingen bedrückt, nicht wohl sein kannst, und dieser Gedanke verläßt mich weder bei Tage, noch bei Nacht, so daß ich keine Ruhe finde . . ." und dann bedauert sie, daß sie sich hatte abrathen lassen, nach Neapel zu gehen und selber anzuordnen, welche Vorsichtsmaßregeln Filippo anwenden solle. „Bedenke," sagte sie, „daß Deine Person wichtiger ist, als Geld und Gut; denn siehe, wir müssen ja Alles hier zurücklassen."

Alle Hoffnungen der Mutter ruhten jetzt auf Filippo und Lorenzo. Ihr größter Wunsch war der, sie zusammen thätig im Geschäft und in brüderlicher Liebe vereint zu wissen, sie florentinische Jungfrauen heimführen zu sehen und zu erleben, daß sie in ihre Vaterstadt mit Ehren zurückgerufen würden. Filippo hatte ihr wenig Sorge verursacht. Er war von Anfang an ihren Grundsätzen in Allem gefolgt, hatte seine Dankbarkeit gegen seine Oheime dadurch bewiesen, daß er ihnen eifrig diente, und stand in hoher Gunst bei ihnen; wie er auch die Werthschätzung der zahlreichen Botschafter der Republik am Hofe von Neapel genoß und sich selbst der Gunst des

Königs zu erfreuen hatte, der oftmals in kräftiger Weise vermittelnd bei Cosimo dei Medici für ihn eintrat; und sein Name war wohlbekannt und angesehen bei den einflußreichsten Familien der Stadt, die ihn beharrlich in der Verbannung hielt. Er war reich, thätig, sein Geschäft blühte, er führte einen gastlichen Hausstand und hielt sich eine große Dienerschaft. Madonna Alessandra konnte sich keine rechte Vorstellung von diesem Haushalt machen und hatte als tüchtige Wirthin sicherlich ihre Bedenken wegen der damit verbundenen Verschwendung. „Ich höre von Francesco Strozzi," schrieb sie vor ihrem Verluste, „daß Du jetzt keine Burschen weiter bedarfst und auch viele Mägde hast; wenn Matteo sie alle in Ordnung halten soll, so wird er keine leichte Aufgabe haben. Ich denke mir, daß Ihr einen netten Haushalt führt."

Lorenzo, der von Valenza nach Brügge gegangen war, hat ihr mehr Anlaß zu Befürchtungen gegeben. Er war ein heiterer, witziger junger Mann, der schneller arbeitete, als irgend ein anderer Buchhalter in seines Oheims Geschäft, seine Vorgesetzten indessen durch eine unersättliche Sucht nach Vergnügen und Spielereien jeder Art besorgt machte. Einen rührenden Brief richtete die Mutter an ihn im Jahre 1452. Er hatte ihr in einer besonders schweren Zeit geschrieben, sie möge ihm einige Vogelnetze schicken, worauf sie ihm erwidert, sie habe sich nach solchen umgesehen, jedoch erfahren, daß sie das Stück nicht weniger als sechs Gulden kosten würde. Hierauf zählt sie die Summen auf, welche sie an Steuern schuldig ist, und schließt: „Da ich also der Regierung Zahlung leisten muß und den letzten Proceß mit Niccolò Soderini weiter zu führen habe, so meine ich, wir lassen die Besorgung von Vogelnetzen auf sich beruhen. Wende lieber Deine Aufmerksamkeit wichtigeren Dingen zu ... Du bist alt genug, um bessere Wege einzuschlagen, und es ist Zeit für Dich, ein ehrbares Leben anzufangen. Denn bisher hast Du wie ein Kind gelebt. Das muß jetzt aufhören, einestheils wegen Deines Alters, anderentheils, weil Du Deine Thorheiten weder durch Unwissenheit entschuldigen, noch behaupten kannst, daß Du nicht weißt, was Du thust. Denn Du besitzest so gute Anlagen, daß Du das Gute vom Bösen zu unterscheiden vermagst, besonders wenn ältere Leute Dich ermahnen. Ich höre, daß Dein Verhalten nicht so ist, wie ich es wünschen würde; deshalb gräme ich mich und bin in großer Furcht, daß Du eines Tages vom Ruin ereilt werden könntest und es Dir nicht gut ergehen wird; denn wer nicht handelt, wie er sollte, der erhält, was er am wenigsten erwartet; so daß von allen Sorgen, die ich habe, die um Dich meine schwerste ist." Der Brief endet mit den rührenden Worten: „Ich ermahne Dich, meine Verweise nicht unbeachtet zu lassen, denn sie werden Dir in Liebe und mit Thränen gegeben. Und ich bitte Gott, Dich zu bestimmen, daß Du thust, wie ich es wünsche."

Als der eine von den Oheimen gestorben war — der andere hatte seinen Wohnort in Rom — da erfüllten Filippo und Lorenzo Madonna

Alessandras Wunsch und gründeten zusammen ein Geschäft in Neapel. Jetzt widmete sie sich der Aufgabe, Bräute für ihre Söhne zu finden, da es nicht nach ihrem Sinn war, daß sie so lange als Junggesellen lebten, „in einem Hause, das einem Gasthofe glich.“

„In guter Gesellschaft findet der Mensch Trost bei körperlichen und seelischen Leiden,“ schrieb sie an Filippo, in ihn dringend, er möge ihr bald eine hübsche Schwiegertochter zuführen und ihr die Freude verschaffen, vor ihrem Tode noch Enkel auf ihrem Schooße wiegen zu können. Sie wollte zu ihnen ziehen, falls ihr die Hoffnung schwinden würde, sie nach Florenz zurückkehren zu sehen, und dann in Neapel vereint mit den Söhnen leben, die sie, „wie ihr däucht, schon halb verloren hat.“

Interessant ist die Galerie von florentinischen Jungfrauen, welche uns in Madonna Alessandras Briefen vorgeführt werden; Mädchen mit hellem Haar, ovalem Gesicht und etwas dunkelm Teint, wie sie dem Botticelli zu seinen Madonnen und Judiths gesessen haben, und wie wir sie auf Raphaels Gemälden erblicken. Eine von diesen Mädchen hatte Madonna Alessandra zum ersten Mal in der Kirche gesehen, wohin sie sich wegen einer Anderen, auf die sie aufmerksam gemacht worden, begeben hatte. „Ohne zu wissen, wer sie war, setzte ich mich neben sie, und ich beobachtete dieses Mädchen, welches ich schön und gut gebaut fand; sie ist so groß, wie Caterina, ja, größer noch; hat gute Farben, ist keine von denen mit so weißem Gesicht; eine angenehme Erscheinung mit länglichem Antlitz, nicht eben zarten Zügen, die aber auch keineswegs grob sind, und nach ihren Bewegungen wie ihrem Antlitz zu schließen, scheint sie noch nicht voll erblüht. Aus Allem ziehe ich den Schluß, daß Du, wenn die Verhältnisse passend sind, an Dieser keine schlechte Partie machen würdest, denn sie wird eine ehrenhafte Frau sein.“

Lange wurde über dieses Mädchen verhandelt, doch auch dieser Heiraths-plan scheiterte, wie so viele, an derselben Schwierigkeit: war ein gutes Mädchen aus ehrenhafter Familie mit einer noch so kleinen Mitgift gefunden, so ließen sich die Eltern nicht bewegen, ihre Tochter nach außerhalb von Florenz zu verheirathen. So sah Madonna Alessandra eine Hoffnung nach der andern zerrinnen, bis sie fast am Gelingen ihrer Mühen verzweifelte.

Vier Jahre des Glückes sollten ihr indessen doch noch als Lohn ihrer Aufopferung werden; vier Jahre der schönsten Familienfreude, nach welchem Preis sie so tapfer gestrebt hatte. Im Jahre 1466 wurden ihre beiden Söhne zurückberufen; und 1467 führte Filippo eine reizende Braut heim, Fiammetta degli Adimari, welche Heiterkeit und Leben in das alte düstere Haus der Strozzi brachte, das die Stelle des jetzigen herrlichen Palastes einnahm. In einem ihrer letzten Briefe — nach Neapel an diesen dort weilenden Sohn gerichtet, der in beiden Städten gleich berühmt dastand, erzählt Madonna von dem geliebten Enkel Alfonso, dem zwar das Lesen-lernen gar nicht behagen wollte, der jedoch ein gutes Gedächtniß hatte und

eines Abends auf der Großmutter Schooß geklettert war, um ihr in's Ohr zu flüstern: „Papa in Neapel;“ es wird auch von der Geburt einer Tochter berichtet — „Fiammetta gleichend, so blond wie sie und mit ihren Zügen . . .“

Das thatenreiche, der Familienliebe gewidmete Leben Madonna Alessandras war von hoher Bedeutung für das berühmte florentinische Geschlecht, dem viele Generationen entsprossen sind, welche das Andenken dieser Frau gesegnet haben. Filippo hat ihren Tod in seinem Tagebuch eingetragen, wie folgt: „Am 11. März 1470. Heute Morgen zwischen 10 und 11 Uhr schied Madonna Alessandra aus diesem Leben, nachdem sie die heil. Sacramente empfangen, und ist ihr Tod ein sehr sanfter gewesen. Sie wurde mit hohen Ehren bestattet in unserer Familiengruft der Kirche Santa Maria Novella. Ihr Leben währte 63 Jahre. Requiescat in pace.“ Er giebt sodann eine Liste der milden Stiftungen und Liebeswerke, für welche sie ihr Privatvermögen bestimmt hatte, und fügt auch ein Dankschreiben vom Superior eines Klosters bei, welchem Madonna Alessandra ihre besondere Verehrung geweiht hatte.

Filippo hatte zu jener Zeit eine große Bedeutung in Florenz erlangt. Obwohl er öffentliche Auszeichnungen eher mied, als suchte, war bei seinem großen Reichthum, seiner hohen Freigebigkeit und seinen wohlbekannten außerordentlichen Verstandesgaben ein Leben in Zurückgezogenheit undenkbar. Il Magnifico Lorenzo dei Medici berief ihn in die Regierung und betraute ihn mit den delicatesten Staatsgeschäften. Es scheint in der That, daß er einer der glänzendsten und mächtigsten Florentiner Edelleute gewesen ist, als er im Jahre 1489 beschloß, sich ein seiner Stellung angemessenes Haus zu erbauen. Am Anfang der von seinem Sohn und Biographen mitgetheilten Geschichte dieses Baues finden wir folgende charakteristische Darlegung: „Filippo, der nun reichlich für seine Kinder gesorgt hatte und jetzt eher nach Ruhm als nach Besitz trachtete, sah kein besseres Mittel, sich ein Denkmal zu errichten, als daß er (der am Bauen Geschmack fand und eine nicht geringe Kenntniß dieser Kunst besaß) ein Gebäude herstellte, welches seinen und seiner ganzen Familie Namen in Italien sowohl, wie im Auslande bekannt machen sollte. Doch gab es eine nicht unerhebliche Schwierigkeit zu bedenken, nämlich die, daß derjenige, welcher der Herrschende war*), fürchten könnte, durch eines Anderen Ruhm den eigenen verdunkelt zu sehen. Um also keinen Neid zu erregen, begann Filippo auszusprengen, er müsse in Anbetracht seiner vielen Kinder (er hatte deren acht im Ganzen) und da er nur ein so kleines Haus hätte, als ihr Erzeuger nun auch daran denken, eine ordentliche Behausung für sie zu beschaffen, und es werde viel besser sein, daß er dies bei seinen Lebzeiten thue, als wenn es erst nach seinem Tode geschähe.

*) Lorenzo der Prächtige.

So sprach er denn mit Bauleuten und Architekten, bald sich geneigt zeigend, den Bau sofort zu beginnen, bald wieder die Entscheidung hinausschiebend und beständig wiederholend, daß er ein behagliches, ansehnliches, praktisches, doch nicht glänzendes Haus wünsche; und er schlug sogar die Einrichtung von Läden im Erdgeschoß zur Bequemlichkeit seiner Nachkommen vor. Die Architekten drangen, wie das so ihre Art ist, auf größere Pracht, er aber widersprach ihnen und sagte, daß er lieber wolle, er habe gar Nichts angefangen, als daß er sich in solches Labyrinth begeben habe." Und doch war er keineswegs böse über ihre Rathschläge. Die Sache kam dem Magnifico selber alsbald zu Ohren (was Filippo ja gewollt hatte), und dieser prüfte und billigte die Baupläne. Er rieth Strozzi dringend, das Werk in der glänzenden Weise fortzusetzen, wie er es begonnen hatte, und gab selber Winke für die Außenseite des Palastes. Immer noch zeigte sich Filippo zaudernd, bis er endlich nach vielem Zureden den Bau in Angriff nahm, und so gelang dem klugen Manne sein Unternehmen, dessen Ausführung ihm sonst verweigert worden wäre oder ihm doch nicht wenig geschadet haben würde. Da er von der Beständigkeit des Wohlwollens Lorenzos des Prächtigen nicht ganz überzeugt war, richtete Filippo in seinem Testament die Bitte an ihn, den Bau zu überwachen, falls er selber vor dessen Vollendung stürbe und seine Söhne bis zum Jahre 1496 nicht damit fertig sein würden. Und wirklich sollte Filippo die Beendigung des Gebäudes nicht erleben. Er starb bekanntlich bald, nachdem es begonnen war, im Jahr 1491. Bei seiner Beerdigung sah man „außer der üblichen Versammlung von Bürgern und Repräsentanten der religiösen Ordensgesellschaften, von schwarzgekleideten Verwandten und Dienern, auch — ein in unserer Stadt noch nicht dagewesenes Schauspiel — seine Berufsgenossen, Principäle, wie junge Leute, und sämmtliche Architekten, Zimmerer, Schmiede, Maurer, Steinhauer und die ganze Menge niederer Arbeiter, welche an dem von ihm angefangenen Palastbau beschäftigt waren, allesammt schwarz angezogen und so von Liebe und Gram bewegt, daß es Alle zu Thränen rührte, die gekommen waren, die Bestattungsfeier zu schauen."

Mit dieser Schilderung schließen wir den Bericht über die von Madonna Alessandra für die Ihrigen bewirkte erstaunliche Schicksalswandlung. Dieser Frau, welche jung, schön und gewohnt war, behütet und in Luxus zu leben, und die sich in den schwersten Zeiten auf sich selber angewiesen sah, war es gelungen, die edle Familie, in welche sie hineingeheirathet hatte, vor elendem Niedergang zu bewahren; ihrem Einfluß ist es auch zuzuschreiben, daß diesem Geschlecht aus der zweiunddreißigjährigen Verbannung, welche ihm zum Verderben dienen sollte, neues Ansehen erwuchs und es blühender denn je aus dieser Zeit der Prüfung hervorging. Diese anspruchslose Frau aus altem Florentiner Hause ist wahrlich eine von den Starken ihres Geschlechtes gewesen.

Die Landwirthschaft und das Agrarrecht.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Die ungünstige Lage, in welcher sich die deutsche Landwirthschaft seit einer Reihe von Jahren befindet, hat die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung der Frage zugewendet, ob das in Deutschland geltende Agrarrecht den heutigen Bedürfnissen des landwirthschaftlichen Betriebes und des Kleingrundbesitzes durchaus entspricht, und ob nicht einschneidende Aenderungen erforderlich seien, um dem Grundbesitz auch in solchen Zeiten, in welchen des Daseinskampfs Härte sich besonders fühlbar macht, zu ermöglichen, das Erbe seiner Väter in leistungsfähigem Zustande zu erhalten und auf seine Kinder weiter zu vererben. Die Antwort, welche hierauf zumeist ertheilt wird, lautet entschieden zu Gunsten der Nothwendigkeit agrarrechtlicher Reformen; über die Richtung und den Inhalt derselben gehen jedoch die Ansichten noch weit auseinander, wie sich nicht nur aus der Berücksichtigung der in der Fachlitteratur und Presse gemachten Vorschläge, sondern auch aus dem Gange der Verhandlungen der Conferenz ergiebt, die in Berlin zu Beginn des Sommers 1894 auf Veranlassung des preußischen Landwirthschaftsministers tagte und sich mit der eingehenden Erörterung der Hauptfragen beschäftigte. Die Umbildung des Agrarrechts wird die Thätigkeit der gesetzgebenden Factoren sowohl im Reiche wie in den einzelnen Bundesstaaten für Jahre hinaus in Anspruch nehmen, vielleicht werden sogar Jahrzehnte vergehen, bis die hierauf gerichtete Arbeit der Gesetzgebung zum Abschluß gekommen sein wird; im Hinblick hierauf will es nicht unangemessen erscheinen, den Inhalt der beabsichtigten Reformen auch außerhalb des Fach- und Interessentenkreises zu besprechen; denn darüber kann kein Zweifel sein, die Agrarfrage ist zu einer Frage von größter

Wichtigkeit geworden, und der Zusammenhang zwischen ihr und einer Reihe anderer Fragen erschwert ihre Behandlung und Lösung ungemein.

Zunächst ist daran zu erinnern, daß die preußische Gesetzgebung schon vor mehreren Jahren einen bedeutsamen Schritt zur zeitgemäßen Ergänzung des Agrarrechts gethan hat, es ist dies geschehen durch die Gesetze über die Errichtung von Rentengütern von 1890 und 1891; der Grundgedanke, auf welchem dieselben beruhen, ist folgender: die eigenthümliche Uebertragung eines Grundstücks kann in der Weise erfolgen, daß der Käufer eine feste Geldrente dem Verkäufer jährlich zahlt, deren Ablösbarkeit von der Zustimmung beider Theile abhängt; ein Gut, das in dieser Weise verkauft wird, bildet ein Rentengut; um die Errichtung von kleinen und mittleren Rentengütern zu befördern, gewährt der Staat durch die wieder eröffneten, seiner Zeit zur Ablösung der Feudallasten errichteten Rentenbanken eine weitgehende finanzielle Unterstützung; außerdem stellt er die Generalcommissionen zur Vermittelung der Begründung solcher Güter zur Verfügung. Die Rentenbanken gewähren einerseits die Darlehen, welche zur erstmaligen Einrichtung eines Rentenguts, insbesondere zum Bau der Wohn- und Wirthschaftsgebäude erforderlich sind, andererseits aber lösen sie die auf diesen Gütern lastenden Renten, deren Ablösbarkeit nicht ausgeschlossen ist, ab; die Ablösung geschieht durch Uebergabe von verzinslichen Rentenbriefen, mit welchen der Besitzer ebenso wie mit anderen Werthpapieren umgehen kann. Der socialpolitische Zweck, den man bei dem Erlaß dieser Gesetze im Auge gehabt hat, besteht in einer Stärkung des kleinen und mittleren Grundbesitzes auf Kosten des Großgrundbesitzes, des, wie man seit Tacitus sagt, Latifundienbesitzes, in der Beförderung der Colonisation im Innern. In verschiedenen Provinzen Preußens hat die Concentration des Grund und Bodens in den Händen einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Personen einen bedenklichen Umfang angenommen, der eine Vermehrung der Zahl der Klein- und Mittelbesitzer als nothwendig erscheinen läßt, will man das Entstehen von Zuständen verhüten, wie sie in Irland und Sicilien bekannt sind; die Zertheilung der Latifundien ist aber auch um deswillen im allgemeinen Interesse zu wünschen, weil der Klein- und Mittelbesitz vielfach da mit gutem Erfolg zu wirthschaften in der Lage ist, wo der Großgrundbesitz nicht mehr die zur Deckung der Hypothekenzinsen erforderlichen Beträge aufzubringen vermag. Die Rentengutsgesetze können im Laufe langer Zeit allerdings dahin wirken, daß die Grundlage der socialen Pyramide erweitert wird, daß in den Landestheilen, in welchen einigen Tausenden von Großgrundbesitzern Millionen besitzloser Tagelöhner gegenüberstehen, sich ein besitzender Bauernstand entwickelt, wie er anderwärts schon seit Menschenaltern zum Heile für Staat und Gesellschaft besteht. Soweit man berechtigt ist, auf Grund der kurzen Geltungszeit der genannten Gesetze ein Urtheil über ihre Bewährung abzugeben, kann dasselbe nur dahin lauten, daß kein Grund vorhanden ist, mit ihnen unzufrieden zu sein und die wenigen seit ihrem Erlaß

verstrichenen Jahre haben doch hingereicht, um manchen grundsätzlichen Gegner dieser neuen Rechtsbildung mit ihrem Inhalte auszusöhnen.

So werthvoll nun auch die Rentengutsgesetze sind, so wenig kann davon die Rede sein, daß mit ihrem Erlaß die Arbeit der Gesetzgebung auf agrarrechtlichem Gebiete in der Hauptsache gethan sei; das Gegentheil ist der Fall, und dreierlei Art sind die Reformen, die zum Zwecke der Ergänzung des Agrarrechts verlangt werden, nämlich Reformen des ländlichen Erbrechts, des Verschuldungsrechts und der ländlichen Creditorganisation.

Was zunächst die Reform auf erbrechtlichem Gebiete betrifft, so erstrebt man die allgemeine Einführung des geschlossenen Erbrechts, des Anerbenrechts, wonach Gut und Hof ungetheilt auf einen Erben übergehen und die Erbrechtsansprüche der übrigen in bestimmter Weise befriedigt werden. Das Anerbenrecht hat während einer Reihe von Jahrhunderten in weiten Gebieten des deutschen Reiches die Erbfolge bei bäuerlichen Besitzungen geregelt, in manchen Gebieten ist es schon früh, in anderen später bis auf den letzten Rest der Erinnerung verschwunden, erhalten hat es sich nur in einigen Gebieten, so vor Allem in Westfalen und Hannover, in Ober- und Niederbaiern und Mecklenburg. Im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte, besonders aber während der achtziger Jahre hat die preußische Gesetzgebung dasselbe für verschiedene Provinzen neu geregelt, und zwar in der Form des sogenannten Höferechts; dasselbe besteht in der Einrichtung, daß der Besitzer eines Gutes dasselbe in eine bei Gericht geführte Rolle, die Höferechtsrolle, eintragen lassen kann; diese Eintragung hat die Wirkung, daß das betreffende Gut nach Anerbenrecht vererbt wird: dem Besitzer steht es frei, die Eintragung löschen zu lassen oder ein Testament zu errichten, worin er die Erbfolge in anderer Weise regelt. Der Gebrauch, welchen die ländliche Bevölkerung von dieser Eintragungsbefugniß gemacht hat, ist kein erheblicher; in der Provinz Hannover beispielsweise sind von den Höfen etwa nur zwei Drittel in die Höferolle eingetragen worden, trotzdem daselbst das Anerbenrecht den traditionellen Rechtsüberzeugungen entspricht und trotzdem die Sitte der Bevorzugung eines Erben auf Kosten der übrigen sich mit der ganzen Zähigkeit erhalten, welche dem niedersächsischen Stamm in höherem Maße eigen ist wie den meisten anderen deutschen Stämmen. In den übrigen Provinzen, in welchen das Höferecht eingeführt wurde, hat sich die ländliche Bevölkerung mit seiner Anwendung bisher noch weniger befreunden können. In Berücksichtigung dieser Thatsache verlangt man die Einführung des Anerbenrechts als directen Intestaterbrechts, d. h., wenn der Erblasser nicht eine letztwillige Verfügung errichtet, in welcher er besondere Bestimmungen über die Vererbung seines Nachlasses trifft, so soll der Hof mit dem Gut auf den Anerben übergehen; als Anerbe kommt von mehreren Erben der älteste oder jüngste in Betracht, im ersteren Falle spricht man von einem Majorat, im letzteren von einem Minorat. Um den Anerben nicht in einem die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit seines Besitzthums

erschwerenden Maße zu belasten, erstrebt man weiter eine besondere Begünstigung desselben gegenüber den übrigen Erben, die auf die Abfindung angewiesen sind, durch Verwandlung der Erbrechtsansprüche dieser in unkündbare Renten. Daß das Anerbenrecht in denjenigen Gegenden, in welchen die gesellschaftlichen und natürlichen Voraussetzungen für seine Anwendbarkeit gegeben sind, zu der Erhaltung eines leistungsfähigen Bauernstandes beiträgt, daß es die Zersplitterung des Grund und Bodens, die Bildung von Zwergwirthschaften verhütet, ist richtig; ebenso steht aber fest, daß diese Voraussetzungen bei Weitem nicht in allen Gegenden vorhanden sind; in Gegenden, in denen die Landwirthschaft in besonders intensiver Weise betrieben wird, in Gegenden mit Obst- und Wein- und Handelsgewächsbau, mit dichter Bevölkerung und entwickelter Industrie ist für das Anerbenrecht kein Platz, und alle Bemühungen des Gesetzgebers, in diesen Gebieten das geschlossene Erbrecht zur Einführung zu bringen, werden an dem Widerstande der Bevölkerung scheitern. Sitte und Rechtsüberzeugung widersprechen hier der Bevorzugung eines Erben vor den andern, und in einem Gesetze, welches das Anerbenrecht unter Ausschluß der Abänderungsbefugniß des Erblassers einführte, würde die Bevölkerung ein großes Unrecht erblicken, dessen Wirkungen zu beseitigen alle Kraft aufgeboten würde. Die Einführung des Anerbenrechts mit Zulassung der Abänderungsbefugniß des Erblassers durch Testament dürfte aber in diesen Gegenden zunächst so gut wie bedeutungslos sein; der rheinische und fränkische Bauer würden dann durch letztwillige Verfügung ihre Hinterlassenschaft regeln, und die Fälle, in welchen wegen Unterlassung der Errichtung eines Testaments das Anerbenrecht zur Anwendung gelangte, wären aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens in den ersten Jahrzehnten zu zählen. Möglich, daß sich im Laufe der Zeit wieder die Anschauung einbürgerte, daß die Bevorzugung eines Erben dem Wesen des ländlichen Grundbesitzes entspreche, jedenfalls würden Generationen vergehen, bevor eine derartige Aenderung in der Rechtsüberzeugung der ländlichen Bevölkerung constatirt werden könnte. Diese Erwägungen führen dazu, der Gesetzgebung den Verzicht auf die Einführung des Zwangsanerbenrechts zu empfehlen, sie führen des Weiteren aber auch dahin, in Betreff der socialpolitischen Wirkungen dieses Erbrechts eine gewisse Zurückhaltung zu beobachten. Aller den Anerben begünstigenden Vorschriften ungeachtet kann nicht verhütet werden, daß die Güter nicht erst bei dem Eintritt des Todes, sondern schon bei Lebzeiten der Eltern vertragsmäßig übergeben werden und dabei der Uebernahmepreis ebenso festgesetzt wird, wie die Abfindung der übrigen Erben. Diese Uebung, die außerordentlich verbreitet ist, kann der Staat nicht beseitigen, er müßte denn den bäuerlichen Grundbesitzern die Befugniß entziehen, über ihr Besitzthum unter Lebenden zu verfügen, und damit wieder zu dem Rechtszustande zurückkehren, wie er zu den Zeiten des Feudalstaates bestanden hat; hierfür werden sich aber selbst diejenigen nicht erwärmen können, welche selbst vor einer weitgehenden

Einschränkung der Verfügungsbefugniß des Bauernstandes nicht zurückschrecken. Es darf auch wohl daran erinnert, daß den Lichtseiten des Anerbenrechts auch recht merkbare Schattenseiten gegenüberstehen, daß die durch den Anerben zurückgesetzten Erben vielfach zur Auswanderung gezwungen sind und gewisse häßliche Charaktereigenschaften, vor Allem die Habgier, durch dieses Erbrecht befördert werden. Zu einer fanatischen Begeisterung für das Anerbenrecht, zu der Anschauung, daß in demselben das Mittel zur Erhaltung des Bauernstandes enthalten sei, liegt hiernach gewiß keine Veranlassung vor; gerade bei der Regelung des Erbrechts muß der Gesetzgeber der Sitte und Rechtsüberzeugung in besonderem Maße Rechnung tragen; es wäre höchst bedauerlich, wenn man dies in Deutschland bei der Ordnung des bäuerlichen Erbrechts verkennen wollte, die Neubelebung des Anerbenrechts würde alsdann nur schaden, anstatt zu nützen, sie würde keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt zum Inhalte haben, den zu vermeiden staatliche und gesellschaftliche Interessen mit aller Entschiedenheit gebieten. Unter allen Umständen muß aber als maßgebender Grundsatz für die Gesetzgebung in Betracht kommen, daß die Testirfreiheit, in der man nicht mit Unrecht ein Grundrecht erblickt, keine Beeinträchtigung erfahren darf.

Die zweite der obengenannten agrarrechtlichen Reformen bezieht sich auf die Verschuldung der Landwirthschaft und die Abänderung des Verschuldungsrechts; noch in weit größerem Maße wie bei der Anerbenrechtsfrage stehen sich hier die Ansichten schroff und unvermittelt einander gegenüber, es fehlt nicht an phantastischen Vorschlägen, deren Durchführung die gesammten Erwerbs- und Creditverhältnisse schwer erschüttern würde, es fehlt auch nicht an Plänen, welche gewissen socialistischen Forderungen sehr nahe kommen; zu den ersteren gehören beispielsweise die geforderte Ausgabe von Grundnoten, durch welche ein Theil der Schulden jedes Besitzers zinsfrei gemacht werden solle, ferner die Umwandlung der Schulden der Grundbesitzer in landschaftliche mit niederem Zinsfuß, Ablösung der Schulden durch den Staat u. dgl. m.; hierauf ist nicht weiter einzugehen, da in einem geordneten Staatswesen dergleichen Projecte niemals Aussicht auf Berücksichtigung haben werden. Anders verhält es sich mit der Einführung einer Verschuldungsgrenze; während nach dem geltenden Rechte der Grundbesitzer in der Lage ist, sein Besitzthum bis zu der ihm gut dünkenden Höhe zu belasten, soll in Zukunft die Belastung nur bis zu einer bestimmten Werthgrenze statthaft sein; die Festsetzung dieser Grenze soll entweder durch Anordnung der Verwaltungsbehörde oder der landwirthschaftlichen Corporationen geschehen, in letzterer Beziehung denkt man an die Landwirthschaftskammern, welche in Preußen durch Gesetz von 1894 errichtet worden sind. Meinungsverschiedenheiten bestehen darüber, ob diese Maßregel nur gegenüber dem bäuerlichen Besitz oder dem landwirthschaftlichen Grundbesitz überhaupt, also auch dem Großgrundbesitz, eingeführt werden soll, wie auch darüber, ob der Begrenzung der Belastung der Ertragswerth oder der Verkaufswerth zu Grunde

zu legen ist. Die zahlreichen Einzelfragen, welche dabei in Betracht kommen, sind schwierig und verwickelt, und man kann schwerlich behaupten, daß dieselben schon allseitig geklärt und für die gesetzgeberische Behandlung reif seien. Die Beschränkung der Belastung bedeutet nun eine wesentliche Minderung der Verfügungsbefugniß des Grundbesitzers; es klingt wie ein Scherzwort und ist doch ein durchaus ernsthafter Satz, daß das Recht, Schulden zu machen, eines der Grundrechte ist, welches der Bürger in dem Rechtsstaate beanspruchen kann und beanspruchen muß. Die bäuerliche Bevölkerung hat in weiten Gebieten des Reiches dieses Recht in Ansehung ihres Grundbesitzes in früheren Zeiten nicht besessen, in Preußen ist noch kein Jahrhundert vergangen, seitdem die Gesetzgebung dem Bauernstande dieses Recht gewährte; so lange der Bauer nicht unbeschränkter Eigenthümer seines Besitzes war, konnte er dasselbe auch nicht nach seinem Gutdünken mit Schulden beschweren, die Anerkennung der Freiheit des Grundeigenthums dagegen mußte die Beseitigung der in dieser Hinsicht bestandenen Schranken zur nothwendigen Folge haben. Demgemäß ist in der Beschränkung der Belastungsfreiheit ein höchst bedenklicher Rückschritt zu dem Rechte früherer Zeiten zu erblicken, die Verfügungsfreiheit des Bauern wird dadurch eingeschränkt, der bäuerliche Grundbesitzer wird unter eine Art Vormundschaft gestellt, seine ganze Wirthschaftsführung wird einer Ueberwachung unterworfen, welche seine Selbstverantwortlichkeit abschwächen würde und mit seiner Stellung als einer dem Angehörigen eines andern Berufs gleichberechtigten Persönlichkeit nicht zu vereinbaren wäre; der deutsche Bauer ist aber der Bevormundung vergangener Rechtsperioden entwachsen, die Verfügungsfreiheit über sein Grundeigenthum, welche er in schweren und langen Kämpfen errungen hat, wird er sich nicht nehmen lassen, für diese Art, ihr zu helfen, dankt die deutsche Bauernschaft, sie will dasselbe Recht haben wie der Handwerker und Kaufmann, der Industrielle und städtische Grundbesitzer. Mit vollem Recht ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Minderung der Selbstverantwortlichkeit dem Bauern gerade diejenigen Eigenschaften entziehen würde, welche ihn zu einem so werthvollen, ja gerade unschätzbaren Mitglied der Bevölkerung machen, die stark ausgeprägte, knorrige Individualität, das Gefühl der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit; in den Kreisen der bäuerlichen Bevölkerung begegnen daher diese Vorschläge, welche das Werk der Stein und Hardenberg an einem seiner Grundpfeiler antasten, entschiedener Zurückweisung. Die gleiche Aufnahme haben die noch weitergehenden Vorschläge gefunden, welche den gesammten Hypothekencredit verstaatlichen wollen, Vorschläge, welche als Vorläufer der Verstaatlichung des Grund und Bodens betrachtet werden müssen. Nicht anders denkt man über die Einführung sogenannter Heimstätten; unter der Heimstätte (home stead) versteht man ein Besitzthum, welches einmal der Zwangsvollstreckung entzogen ist, sodann aber mit Hypotheken überhaupt nicht, sondern nur mit Rentenschulden belastet werden kann und auch mit diesen nur bis zu einer be-

stimmten Höhe; mit der Beschränkung der Zwangsvollstreckung wäre man wohl einverstanden, auch mit der Bestimmung, daß die Belastung nur in Form von Rentenschulden erfolgen kann, allein die Einführung einer Verschuldungsgrenze begegnet auch hier einer Ablehnung, die man als einmüthig bezeichnen kann. Die landwirthschaftlichen Vereine Preußens haben sich sammt und sonders gegen den Heimstättengesetzentwurf erklärt, der den Reichstag bereits zweimal beschäftigt hat, und es ist dies in erster Linie auf die Einführung der Verschuldungsgrenze zurückzuführen. Selbst wenn der Staat die Ablösung der Hypotheken lediglich unter der Bedingung dem einzelnen verschuldeten Besitzer gewähren würde, daß derselbe sein Besitzthum unter Heimstätterecht stellt, dürfte gleichwohl die ganz überwiegende Mehrheit der Bauernschaft nicht gewillt sein, um diesen Preis von ihren Schulden frei zu werden; denn der Preis, den man von ihr für die Ablösung forderte, wäre in der That ein sehr hoher, er wäre mit der Aufgabe der wirthschaftlichen Selbstständigkeit gleichbedeutend, mit dem Verzicht auf das wichtigste Recht des Eigenthümers; ein Eigenthümer, welcher zur Belastung seines Gutes die Genehmigung einer Behörde oder einer genossenschaftlichen Corporation bedarf, welcher über eine feste Werthhöhe hinaus in der Belastung gehindert ist, hat wohl den Namen, aber nicht die Rechte des Eigenthümers, er ist in Wirklichkeit nur der Schatten eines solchen.

Diese gewichtigen Bedenken stehen einem andern auf die Abänderung des Verschuldungsrechts bezüglichen Vorschlage nicht entgegen; es soll nämlich die Gesetzgebung neben der Belastung eines Grundstücks durch eine Hypothek die Belastung durch eine Rentenschuld zulassen; der Unterschied zwischen beiden Schuldformen ist ein wesentlicher; bei der Hypothek muß das entliehene Capital wieder zurückgezahlt werden, bei der Rentenschuld wird die Schuld durch jährliche Abzahlungen amortisirt; zur Begründung dieser Forderung wird darauf hingewiesen, daß der Grundbesitz kein Capital erzeugen könne, sondern nur Renten und es dieserhalb erforderlich sei, der Form der capitalistischen Grundverschuldung die der Rentenverschuldung als gleichberechtigt gegenüberzustellen; die Amortisation soll mit Hilfe der Ausgabe von Rentenbriefen erfolgen. Die hierauf gerichteten Bestrebungen haben einen bedeutsamen Erfolg insofern aufzuweisen, als der zweite Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs die Rentenverschuldung aufgenommen hat. In der Zulassung der Rentenschuld liegt die Wiederbelebung eines alten Rechtsgedankens, der auf die Rechtsentwicklung in dem deutschem Volke einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt hat, im Laufe der Zeit aber fast vollständig verdrängt wurde; der neuesten Zeit ist es vorbehalten gewesen, ihm wieder frisches Leben einzuflößen und Rechtsinstitute wie die bereits erwähnte Bildung von Rentengütern zu schaffen, deren praktische Wichtigkeit keiner näheren Beleuchtung bedarf.

Während die bisher erwähnten Vorschläge erst im Laufe der Zeit einen sichtbaren Einfluß auf die Verhältnisse der Landwirthschaft ausüben

können, erwartet man von anderen eine unmittelbare und sofortige Einwirkung, es sind das diejenigen, welche sich auf die Beseitigung der vorhandenen Verschuldung beziehen; auch bei dieser Frage gehen die Ansichten sehr auseinander, und auch bezüglich ihrer Lösung sind zahlreiche Projecte laut geworden, deren phantasievoller Charakter eine ernsthafte Würdigung unmöglich macht. Sehr verbreitet ist in den Kreisen der unmittelbaren Interessenten, also der Grundbesitzer, die Auffassung, daß der Staat verpflichtet sei, mittelst Aufwendung öffentlicher Mittel ihnen zum Zwecke der Schuldenbefreiung zu Hilfe zu kommen; die naheliegende Consequenz, daß mit demselben Rechte jeder andere Berufsstand die staatliche Hilfe zu dem gleichen Zweck verlangen könne, wird entweder nicht beachtet oder schlechthin abgewiesen. Die bestehenden Hypothekenschulden sollen in amortisirbare Rentenschulden verwandelt werden, und dem Staate wird dann die Aufgabe zugewiesen, die Gläubiger mit Rentenbriefen abzufinden; es wird also die Nachahmung des Verfahrens vorgeschlagen, welches der Staat angewendet hat, um die aus den Zeiten des Feudalismus stammenden Reallasten zu beseitigen. Die Zustimmung der gegenwärtigen Gläubiger zu diesem Verfahren wird zumeist für gleichgiltig erklärt, man weist darauf hin, daß seiner Zeit auch die Grundherren nicht befragt wurden, ob sie mit der Umwandlung ihrer Berechtigungen in öffentliche Renten einverstanden seien, und daß die Rechte der Feudalherrschaft weder drückender noch schädlicher gewesen seien wie die der sogenannten Capitalsherrschaft. Auf die wirthschaftlichen und finanziellen Bedenken, welche diesen Vorschlägen entgegenstehen, soll hier nicht eingegangen werden, ebenso sehen wir davon ab, die Folgen zu schildern, welche für die Staatsfinanzen mit diesem abenteuerlichen Experiment verbunden wären, nur auf die rechtliche Seite dieser Projecte sei mit einigen Worten aufmerksam gemacht. Ein Gesetz, welches die Hypothekengläubiger nöthigte, ihre Forderungen in Rentenschulden umzuwandeln und sich durch Rentenbriefe dafür befriedigen zu lassen, wäre ein in die Formen des Rechts gekleideter Rechtsbruch schlimmster Art; der Staat würde durch ein solches Gesetz Hand an die wohl erworbenen Rechte legen, er würde einen Theil des Eigenthums der Gläubiger zu Gunsten der Schuldner confisciren und damit einen Eckstein der Rechtsordnung, den Schutz des Privateigenthums, beseitigen. Mit demselben Rechte könnte der Staat einfach decretiren, daß die auf ländlichen Besitzungen lastenden Schulden ohne Weiteres erloschen seien, dem Grundsatze nach wäre ein Unterschied zwischen beiden Maßregeln nicht vorhanden. Es ist irrig, wenn behauptet wird, daß die Rechtslage dieselbe sei wie bei der Ablösung der Feudallasten, die heutigen Hypothekengläubiger haben ihren Schuldnern die Beträge, die sie von ihnen zu fordern haben, thatsächlich gegeben, also die Forderung durch eine vollkommen gleichwerthige Leistung begründet und erworben, die Rechte der Grundherren dagegen waren Ueberbleibsel der öffentlich-rechtlichen Stellung derselben in früheren Zeiten, nur ausnahmsweise waren sie in unvordenk-

licher Zeit durch eine Leistung ihrerseits begründet; in den meisten Fällen beruhten sie auf der Uebermacht und dem Rechte des Stärkeren. Ein Gesetz des bezeichneten Inhaltes würde den Glauben an die Stetigkeit des Rechts in schwerster Weise erschüttern, es würde die Bestrebungen, welche auf Beseitigung des Privateigenthums am Grund und Boden gerichtet sind, wesentlich fördern, denn wenn das bewegliche Eigenthum nicht mehr vor theilweiser Confiscation geschützt ist, so läßt sich auch die Confiscation des unbeweglichen grundsätzlich nicht verwerfen.

Unter der Herrschaft von St. Just und Robespierre hat man Decrete erlassen, welche auch das Privateigenthum antasteten, auch die Commune hat ihren Beruf zur Gesetzgebung durch ähnliche Anordnungen documentirt; sollte es in dem monarchischen Deutschland möglich sein, auch ohne daß revolutinäre Bewegungen die Grundfesten der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung zum Wanken bringen, die Gesetzgebung zur Betretung des gleichen verhängnißvollen Wegs zu bewegen? Solange nicht handgreifliche Beweise hierfür vorliegen, wird man sich für berechtigt erachten dürfen, auf die Frage mit einer bestimmten Verneinung zu antworten.

Was schließlich die Frage nach der Verbesserung der Creditorganisationen betrifft, welche der Befriedigung des Creditbedürfnisses der ländlichen Bevölkerung dienen, so ist zu betonen, daß in Ansehung ihrer die Ansichten und Vorschläge weit weniger auseinandergehen wie bezüglich der bisher besprochenen; es handelt sich insbesondere darum, den Personalcredit zu heben und die kündbaren Darlehen durch unkündbare zu ersetzen; in letzterer Hinsicht kommt die bereits erwähnte Verdrängung der Hypotheken durch amortisirbare Rentenschulden in Betracht, in ersterer wird die Belebung und Ausbildung des ländlichen Genossenschaftswesens verlangt; die örtlichen Genossenschaftsbildungen sind die Institute, durch welche auch dem Bedürfniß des Landwirths nach Gewährung von Personalcredit Rechnung getragen werden kann, sie stehen in der unmittelbaren Nachbarschaft des Darlehensnehmers, kennen seine Verhältnisse und seine Wirthschaftsführung und sind auch in der Lage, dieselbe in geeigneter Weise und in dem nothwendigen Maße zu überwachen; nach diesem Grundsatze wirthschaften die Raiffeissen'schen Darlehenskassen, und seiner strengen Durchführung verdanken sie die bedeutsamen Erfolge, die sie aufzuweisen haben. Des Weiteren wird auf die Möglichkeit hingewiesen, die communalen Sparkassen für die Creditbedürfnisse der Landwirthschaft in höherem Maße nutzbar zu machen, als dies bisher geschehen ist, und schließlich verlangt man die Errichtung einer Landwirthschaftsbank, welche als Centralstelle für die dem Creditbedürfniß des Landwirthes dienenden örtlichen Creditorganisationen fungiren und für die Landwirthschaft dasjenige leisten soll, was die Reichsbank für Handel und Industrie leistet. Vielleicht ist der zuletzt erwähnte Vorschlag derjenige, der zuerst verwirklicht werden wird; welche sonstige Vorschläge hingegen im Laufe der nächsten Jahre seitens der Gesetzgebung als organische Einrichtungen

eingeführt werden, vermag heute schwerlich Jemand mit Bestimmtheit anzugeben. Der Umstand, welcher einer Reform des Agrarrechts im Sinne wirklichen Fortschrittes vor Allem hindernd im Wege steht, ist die Verschiedenheit der landwirthschaftlichen Verhältnisse, wie sie zwischen dem Osten und Westen Deutschlands besteht; dort herrscht der Großgrundbesitz; der besitzende Bauer ist in den ostelbischen Gebieten so gut wie unbekannt, hier ist der Mittel- und Kleinbesitz die maßgebende Besitzform, weitgehende Zersplitterung des Grund und Bodens macht es auch den minder Bemittelten möglich, Eigenthümer eines Gütchens zu werden, das landwirthschaftliche Proletariat des Ostens, die Häusler, Instleute und Kossäthen, wie die landwirthschaftlichen Arbeiter der Großgrundbesitzer je nach den Rechten, die ihnen der Arbeitsvertrag gewährt, in den verschiedenen Gegenden des Ostens heißen, sind in diesen gesegneten Gebieten nicht bekannt. Dieser Unterschied macht es der Gesetzgebung zur Pflicht sich allen Versuchen gegenüber, sie zu einer schablonisirenden Regelung zu veranlassen, ablehnend zu verhalten.

Ueberflüssig erscheint es, die Bedeutung zu betonen, welche die Erhaltung des Bauernstandes für Deutschland hat, überflüssig, darauf hinzuweisen, daß derselbe den festesten Pfeiler bildet, auf welchem der Staats- und Gesellschaftsbau ruht; wer diesen Bau stärken will, wird daher jeder Maßregel zustimmen, von der erhofft werden darf, daß sie den Bauernstand stählen und befestigen werde. Die Gesetzgebung darf daher in ihrem hierauf gerichteten Bestreben des lebhaften Beifalls und der eifrigen Unterstützung der Mehrheit der deutschen Nation sicher sein, sofern sie es vermeidet, in die Speichen des Rades der Geschichte eingreifend, dieses zurückdrehen, sofern sie davon Abstand nimmt, Einrichtungen und Gesetze wieder einführen zu wollen, welche den Anschauungen unseres Jahrhunderts widersprechen, sofern sie endlich Alles unterläßt, was die Selbstständigkeit des Bauernstandes, das Gefühl seiner Kraft und seine Individualität beeinträchtigen könnte. Es wäre ein nationales Unglück, wenn der Bauernstand durch die Schuld der Gesetzgebung das Vertrauen auf seine Kraft verlieren, wenn er davon überzeugt würde, daß er nicht mehr die Fähigkeit besitze, nach eigenem Ermessen über sein Besitzthum schalten und walten zu können, und dieserhalb der staatlichen Bevormundung bedürfe. Es fehlt nicht an Vorschlägen, deren Verwirklichung zu diesem Ergebniß führen muß, hoffen wir, daß Deutschlands Gesetzgebung jeder Zeit denselben eine entschiedene Ablehnung zu Theil werden läßt, hoffen wir, daß man in Deutschland nie daran denkt, die schwer errungene Freiheit des Bauernstandes in irgend einer Beziehung anzutasten; nur dann wird es gelingen, das Agrarrecht im Sinne des maßvollen Fortschrittes zu reformiren, nur dann wird auch der Bauernstand mit der Fortbildung desselben zufrieden sein. In letzter Linie hängt die Zukunft Deutschlands davon ab, daß Staat und Gesetzgebung sich bei dieser schweren Aufgabe nicht auf verhängnißvolle Wege drängen lassen, daß sie den Blick nach Vorwärts, nicht nach Rückwärts

richten, daß sie die Unfruchtbarkeit und Schädlichkeit der Galvanisirung abgestorbener Rechtsinstitute jeder Zeit vollinhaltlich erkennen. Romantisch veranlagte Rechtshistoriker mögen immerhin alles Heil in der Rückkehr der Gesetzgebung zu den Zuständen früherer Zeiten erblicken, der nüchtern denkende Gesetzgeber, welcher die heute wieder mehrfach beliebt gewordene Apotheose der „guten alten Zeit" auf ihren richtigen Werth zu schätzen weiß, wird stets der Thatsache eingedenk bleiben, daß unsere Zustände und Verhältnisse andere sind als zu den Zeiten, wo unter der schattigen Dorflinde Recht gesprochen wurde. Die Kunst des Staatsmannes ist es, seine Zeit zu verstehen, Verständnißlosigkeit für sie und ihre Bedürfnisse rächt sich früher oder später; in der Behandlung der Agrarfragen haben Deutschlands Staatsmänner nicht stets diese große Kunst voll und ganz besessen, möge sie ihnen jetzt zu Theil werden, wo auch für die Landwirthschaft eine neue Zeit bereits begonnen hat.

Auf der Jagd nach der Gesundheit.*)

Von

Gerhard von Amyntor.

— Potsdam. —

So war ich denn, als der Flieder blühte (1871) mit Weib und Kind wieder in der Laubbach bei Coblenz, in der in jener mächtig erregten Zeit nur sehr wenige Curgäste mit mir zusammen die Genesung suchten. Das ganze Deutschland schwamm in einem Meere des Entzückens; unsere Truppen waren großentheils schon zurückgekehrt, zum kleineren Theil noch in der Rückkehr begriffen; überall feierte man den ruhmreich erkämpften Frieden, überall knallten die Champagnerpfropfen; ich aber wankte mißmuthig auf einsamen Waldwegen umher und sann über die Qual meines scheinbar unheilbaren Leidens nach. Meine körperliche Verfassung war unbeschreiblich elend, und sie erzeugte auch häufig eine geistige Depression, die mir jede Hoffnung zu rauben drohte und mich doppelt empfindlich machte auch für die kleineren Schläge des Schicksals, die keinem Menschen erspart bleiben. Am 20. April 1871 war in Görlitz mein sechsundsiebzigjähriger Vater gestorben; nach einem harten Leben voller Kämpfe und Enttäuschungen hatte er ein sehr schweres und schmerzensreiches Sterben gehabt; wenn ich dem Vielgeprüften auch von Herzen die endliche Erlösung gönnen mußte, so fraß doch der Schmerz an meiner Seele, daß mein eigener Zustand es mir unmöglich gemacht hatte, an das Sterbelager des alten, tapferen Herrn zu eilen und mir noch einmal seine segnende Hand auf's Haupt legen zu lassen; nur mein Bruder war bei ihm gewesen und hatte in Gemeinschaft mit meiner Mutter seine sterblichen Reste auf dem Friedhofe in Görlitz betten helfen.

*) Aus dem im Verlage der Schlesischen Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau, demnächst erscheinenden II. Theile von „Das Skizzenbuch meines Lebens“.

So wühlte in meinem Herzen der Stachel des Wehs und der Verbitterung; voll Ingrimm sah ich auf die Glücklichen, die in voller Gesundheit die Ernte ihrer frohen Thaten einheimsen durften. Oft gedachte ich des Wortes Senecas: „janua patet, exi!“; oft fragte ich mich, zweifelnd und trotzig: warum sollte der Mensch nicht ein Recht haben, sich einer Folter, die er länger nicht mehr aushalten kann, zu entziehen und ein unerträgliches Leben wegzuwerfen? Das waren bange Prüfungsstunden. Ich kam glücklich über sie hinweg, da mich die Pflicht gegen mein Weib und meine Kinder immer wieder zum Ausharren und zum Hoffen zwang und der Verkehr mit wahrhaft frommen und echt christlichen Männern mir immer wieder Trost und Zuversicht gewährte.

Einer dieser mir wiederholt in der Laubbach begegneten Männer war der heut längst verstorbene Geheime Commerzienrath Meckel aus Elberfeld. Er gehörte äußerlich wohl zu jener Wupperthaler Richtung, die sich durch eine allzu stark betonte Orthodoxie einen Namen gemacht hat, und zu der ich mich selbst niemals hingezogen gefühlt habe. Innerlich war er aber bei aller strengen Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit doch ein freier, geistvoller und intellectuell selbstthätiger Mann, der für alle abweichenden Richtungen ein nachsichtiges Verständniß hatte, niemals gegen einen Menschen eiferte und sich mit seiner geistsprühenden, humorvollen Jovialität auch im Lager der entschiedensten Gegner Achtung, Anerkennung und Freundschaft zu erwerben wußte. Seine messerscharfe Dialektik, sein feiner, haarspaltender Verstand, seine Vertrautheit mit allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft, regten mich mächtig an und waren mir in den wenigen und kurzen Pausen, in denen ich mich einigermaßen frei von körperlicher Pein fühlte, eine reiche Quelle des Genusses, aus der ich gierig trank, wenn ich auch wußte, daß diese aufregenden Unterhaltungen mit dem lebendigen und vielseitigen Manne gerade kein Beruhigungsmittel für meine zerrütteten Nerven waren. Er war ein Kaufherr in des Wortes vornehmster Bedeutung: ein politischer Kopf mit weitestem Ideenhorizonte, er erkannte mit scharfem Blicke das materielle und sittliche Elend der Massen und spendete, wo er nur konnte, in wahrhaft fürstlicher Weise, ohne je zu dulden, daß seine Gabefreudigkeit in den Zeitungen ausposaunt wurde; wo er aber die Möglichkeit sah, einem Bedürftigen durch Zuwendung gewinnbringender Arbeit wieder zur Selbstständigkeit aufzuhelfen, da war seine Erfindungskraft unerschöpflich; er beruhigte sich nicht eher, als bis er dem armen Teufel irgend ein Geschäft eingerichtet hatte, das ihn fortan zu ernähren im Stande war. So ersparte er seinen Günstlingen das demüthigende Gefühl, ein Almosen zu empfangen, indem er ihnen vielmehr das erhebende Selbstbewußtsein verlieh, aus eigener Kraft Herren ihres Schicksals geworden zu sein. Die kindlich vertrauende Hingabe dieses bedeutenden Mannes an die ewigen Mächte, seine felsenfeste Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit und Liebe hatten für mich etwas Rührendes und Herzbewegendes, und ich bekenne gern,

daß ich es besonders dem Verkehr mit ihm zu verdanken hatte, wenn auch in meiner trostverarmten Seele nach und nach wieder ein wunderthätiger Hoffnungslenz seine Blüthen entfaltete. Bald verband uns eine innige und rückhaltlose Freundschaft, und ich habe dem Freunde ein litterarisches Denkmal in meinem Epos: „Peter Quidams Rheinfahrt“ gesetzt, wo ich ihn in der Person des Fabrikanten Stark flüchtig porträtirt habe.

Auch der Pfarrer Friedner, den ich in jener Dichtung auftreten lasse, ist nach dem Leben gezeichnet; er war ein wegen seines schweren Asthmas öfters die Laubbach besuchender Curgast und hieß mit seinem wahren Namen Schultes. Sein Pfarrdorf war Druxberge im Regierungsbezirk Magdeburg; er ist als Emeritus in Helmstädt, wohin er sich zurückgezogen hatte, selig gestorben. Dieser glaubensstarke, körperlich schwer geprüfte, aber geduldig tragende und sich nie zu einer Klage hinreißen lassende Mann, von hohem, schlankem und dabei kräftigem Wuchse, von umfassendster Gelehrsamkeit und einem trockenen, unwiderstehlich wirkenden Witze, ist mir mit seiner treuen, echt menschenfreundlichen Art und seiner ihn als Original unter den Landpfarrern kennzeichnenden Shakespeare-Schwärmerei unvergeßlich geblieben. Der arme Mann mußte immer die glühendste Sonnenhitze aufsuchen, wenn er sich nur einigermaßen beschwerdenfrei fühlen wollte. Ich selbst ertrug hingegen nur den kühlen Schatten; aber oft setzte ich mich der Gefahr verstärkter Kopfschmerzen aus und begleitete ihn ein Stück auf seinen hochsommerlichen mittäglichen Spaziergängen, nur um des Zaubers der Unterhaltung mit ihm theilhaftig zu werden. Er fragte mich dann wohl auch nach meinen Erlebnissen während des letzten Krieges, und oft sagte er dringlich:

„Hören Sie, verehrtester Herr Major, das sollten Sie niederschreiben . . das sind ja ganz merkwürdige Erfahrungen, die dürfen doch der Nachwelt nicht verloren gehen.“

Später bin ich in der That diesem Vorschlage nachgekommen und habe einige besondere Abenteuer aus dem deutsch-französischen Kriege in mein Buch „Der Veteran“ aufgenommen — ein Umstand, der mich abhält, hier, im Skizzenbuche meines Lebens, das schon an anderer Stelle Erzählte noch einmal zu wiederholen. Der freundliche Leser, der meinen „Veteranen“ zur Hand nehmen sollte, wird unschwer einige Abschnitte desselben als Erlebnisse aus dem letzten Kriege erkennen, bei deren Wiedergabe nicht die Phantasie, sondern nur die Erinnerung thätig zu sein hatte.

Wie selbstlos und hilfsbereit dieser gute Pfarrer war, davon gab er uns ein Beispiel, als unser damals fünfjähriger Hans eines Nachts einen schweren Croup-Anfall bekam und uns unter den Händen zu ersticken drohte. Meine an allen Gliedern zitternde, rathlose Frau stürzte nach dem Corridor des von uns bewohnten Curhauses, um an der Thür des in unserer nächsten Nähe wohnenden Pfarrers zu klopfen. Der Aermste, der in Folge seines gerade wieder heftigeren Brustkrampfes selbst nicht schlafen konnte,

saß schon nach einer Minute, nur flüchtig angekleidet, am Bette unseres Söhnchens und ordnete aus seiner reichen, auch auf diesem Gebiete gesammelten Erfahrung allerlei wirksame Mittel an. Mit scharfem, kundigem Ohre lauschte er den pfeifenden Athemzügen des Knaben, und als sich diese wieder beruhigt hatten und wieder normal klangen, redete er meiner Frau und mir zu, daß wir uns zu Bett legen sollten, es wäre keine Gefahr mehr, er würde aber zur vermehrten Sicherheit die Wache bei dem kleinen Patienten halten. Davon ließ er sich auch durch unsere lebhaftesten Einwendungen nicht abbringen; wir mußten uns in der That niederlegen, er plauderte unser Söhnchen in den Schlummer, und als uns die Frühsonne erweckte, saß der große, hagere, ernste Mann noch bleich und übernächtigt und mit der eigenen Engbrüstigkeit kämpfend am Bettchen des kleinen Patienten, von dem aus er uns freundlich einen guten Morgen zunickte, indem er gleichzeitig mit der Hand nach dem Schläfer deutete, als wollte er sagen: „Der schläft den Schlaf des Gerechten und ist wieder frisch und gesund!“ Das sind Opfer der Liebe, die nur ein Mensch darbringt, in dem sich die Lehren des Christenthums in Fleisch und Blut umgewandelt haben und der erkannt hat, daß es hienieden kein höheres Glück und keine seligere Befriedigung giebt, als dem bedrängten Menschenbruder in Liebe zu dienen.

Im August verließ ich die Laubbach und fuhr, da ich noch Urlaub hatte, mit meiner Familie nach Potsdam. Dort theilte ich meinen Schwiegereltern meinen Entschluß mit, den Abschied aus dem Heeresdienste zu erbitten, da mir mein Zustand, der sich nur sehr ungenügend gebessert hatte, nachgerade aussichtslos schien, und es mich nicht mehr verlocken konnte, mit einem siechen Körper das Waffenhandwerk zu treiben, das mehr wie jede andere Thätigkeit die vollste physische Leistungsfähigkeit zur Voraussetzung hat. Was ich denn beginnen wollte? fragte mein Schwiegervater, ich wäre knapp 40 Jahre alt und also noch viel zu jung, um ohne irgend eine Berufsthätigkeit zu leben. Das wüßte ich selbst noch nicht genau, erklärte ich; ich würde darüber noch mit meinem Freunde, dem Geheimrath Meckel, verhandeln; erst müßte sich aber meine Gesundheit noch einigermaßen bessern, ehe ich überhaupt an neue bindende Verpflichtungen denken könnte. Dies war Allen einleuchtend, und so blieb die wichtige Frage vorläufig noch offen.

Als ich an einem warmen Septembermorgen im sicilianischen Garten des Parkes von Sanssouci gequält spazieren schlich, trabte ein Spitzreiter bei mir vorbei, und diesem folgte ein Viererzug, der die Königin-Wittwe in einem offenen Wagen die Rampe nach der höher liegenden Chaussee hinaufzog. Ich hatte Front gemacht und salutirte. Die Königin ließ halten und winkte mich zu sich heran.

„Sind Sie es selbst, Herr von G., oder ist es Ihr Geist?“

„Ich bin's in eigenster Person, Majestät.“

„Wie geht es Ihnen denn?“

„Schlecht, Majestät; ich will in diesen Tagen meinen Abschied einreichen."

„Das werden Sie bleiben lassen. Ei, ei, Sie werden doch nicht die Flinte in's Korn werfen, weil Ihnen eine problematische Kaltwassercur nicht gleich den erwünschten Erfolg gebracht hat? Nein, nein . . . nun, ich denke, wir sprechen noch darüber. Ist Ihre Frau auch hier?"

„Zu Befehl, Majestät; wir wohnen im Hause meiner Schwiegereltern. Wenn ich mich übrigens nicht pflichtschuldigst bei Eurer Majestät gemeldet habe, so bitte ich allerunterthänigst um Entschuldigung; ich fühlte mich zu elend."

„Aber selbstverständlich . . . ich dispensire Sie von jeder Meldung. Grüßen Sie Ihre Frau von mir . . . und keinen übereilten Schritt! ich hoffe, ich sehe Sie bald bei mir."

Und fort war der Wagen, und ich schaute, wie aus einem Traume erwacht, der königlichen Frau nach, deren Würde und Hoheit nur noch von ihrer Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit übertroffen wurde.

Am nächsten Tage, Nachmittags 5 Uhr, fuhr ich mit meiner Frau die Rampe nach dem Schlosse Sanssouci empor: die Königin hatte uns, trotz meiner unterlassenen Meldung, zur Mittagstafel befohlen. Ich befand mich in einiger Aufregung über diese Einladung; jeder gesellschaftliche Zwang steigerte erfahrungsmäßig meine Kopfbeschwerden und Congestionen nach dem Gehirn, und ich fragte mich im Stillen und nicht ohne Sorge: Wirst Du es auch aushalten?

Der dienstthuende Kammerherr, der uns empfing, stellte mich dem General von Bonin vor, der bei Trautenau zwar unglücklich gefochten, dann aber die Scharte durch sein rechtzeitiges Eintreffen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ausgewetzt hatte; er war jetzt Generaladjutant des Kaisers und Präses der Generalordens-Commission. Der liebenswürdige General wurde nachher bei Tisch mein Nachbar, und ich verdankte seiner weltmännischen und fesselnden Unterhaltung eine sehr angenehme Stunde.

Als wir das Speisezimmer betraten, saß Ihre Majestät schon an der Tafel; sie folgte diesem Brauch, um ihren Gästen zu verbergen, wie sie in ihrem Rollwagen auf ihren Platz gefahren wurde. Die verwittwete Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, die betagte Schwester des Kaisers, war bei ihr. Bald hatten wir die angewiesenen Plätze eingenommen; es war nur ein ganz kleiner Kreis, und das Mahl verlief äußerst zwanglos. Ich saß der Königin schräg gegenüber, und sie richtete zu wiederholten Malen das Wort an mich; gegen das Ende der Tafel hatte sie sogar die Gnade, mir zuzuraunen:

„Wenn es Sie zu sehr anstrengt, lieber Herr von G., dann stehen Sie in Gottes Namen auf."

Ich lehnte dankend ab, wenn ich auch fühlte, wie mir das Blut schon nach dem Kopfe drängte; aber ich sah, daß das Eis herumgereicht wurde, und wußte, daß nun der Zwang bald ein Ende haben mußte.

Auf der Terrasse vor dem Schlosse, hinter einer Wand von duftenden Orangenbäumen, wurde der Kaffee eingenommen. Tief stand die Sonne im Westen und ließ hinter den Parkwipfeln zu unseren Füßen eine prachtvolle Purpurgluth auflohen. Man konnte die weiße Schaumspitze der großen Fontaine erkennen, die über die Kante der obersten Terrasse leicht beweglich emporzuckte; sonst lag Alles im tiefsten, arglosesten Frieden. Es war ein mir unvergeßlicher Moment; heut war ich der Gast einer huldvollen Königin, umgeben von fürstlicher Pracht und dem ausgesuchtesten Luxus, und morgen würde wieder mein Leben vor mir liegen, trübe, aussichtslos und um alle Hoffnungen betrogen.

„Kommen Sie, Herr von G.! Die Großherzogin will Sie kennen lernen," tönte es hinter mir her.

Es war die Königin selbst, die mich mit diesen Worten aus meinem schmerzlichen Sinnen aufweckte. Ich stellte meine Mokkatasse auf ein Marmortischchen und trat auf die betagte Schwester des Kaisers zu, die mir freundlich ihre Hand zum Kusse bot.

„Die Königin hat mir von den traurigen Folgen Ihrer Verwundung erzählt, Herr von G. . . . wo sind Sie eigentlich blessirt worden . . . ich meine, an welchem Körpertheile?"

„Hier unter dem Herzen, Königliche Hoheit, und hier über dem Hüftgelenk ist die Kugel herausgegangen."

„Barmherziger Gott! und Sie leben noch?"

Ich lächelte bitter:

„Wenn vegetiren leben heißt, ja, Königliche Hoheit."

„Nun, nun," tröstete sie, „keinen Groll auf Ihr Schicksal! Sie müssen immerhin noch dankbar sein, daß die Kugel nicht einen Zoll höher traf."

„Oh, wie dankbar wäre ich ihr gewesen, wenn sie es gethan hätte! Ich wäre tausendmal lieber gefallen auf dem Felde der Ehre, als ein dauerndes Siechthum davonzutragen und einem Berufe entsagen zu müssen, der mir eine Bedingung meines Glückes geworden ist."

„Sie sollen eben nicht entsagen," warf die Königin dazwischen, die wieder herzugetreten war. „Ich habe kürzlich mit dem General von Moltke gesprochen," fuhr sie flüsternd fort, nachdem sie mich zwischen zwei Orangenbäumen auf die Seite genommen hatte, „auch er hält große Stücke auf Sie und theilt meine Ansicht, daß es bedauerlich wäre, wenn ein so vielseitiger und brauchbarer Offizier, wie Sie, der Armee verloren ginge. Wann ist Ihr Urlaub beendet?"

„In zehn Tagen, Majestät."

„So kommen Sie um einen neuen Urlaub ein, aber gleich auf ein Jahr, damit Ihnen die Zeit wird, sich recht gründlich auszucuriren."

„Eure Majestät sind außerordentlich gnädig, und beschämt fühle ich, wie ich so großer Huld gar nicht würdig bin. Aber ich darf nicht mehr um Urlaub bitten."

„Warum denn nicht?“

„Majestät, es ist doch Alles umsonst, und man hat schon Nachsicht genug mit mir gehabt; es ist Zeit, daß ich Platz mache. Altes, brüchiges Eisen ist nicht mehr zu brauchen; man wirft es am besten weg.“

„Was sind das für Grillen! Ich, die Königin-Wittwe, befehle Ihnen, auf andere Gedanken zu kommen.“

„Majestät,“ bat ich flehentlich, „nehmen Allerhöchstdieselben diesen Befehl zurück! Ich vermag wirklich nicht mehr, bei meinem Regimente um weitere Urlaubs-Verlängerung vorstellig zu werden.“

„So werde ich persönlich an den Chef des Militär-Cabinets schreiben. Sie dürfen noch nicht abgehen. Mein Leibarzt hält Sie durchaus für wiederherstellungsfähig. Soll das der Dank des Vaterlandes sein, daß es seine wundensiechen Offiziere rücksichtslos hinter die Front schickt? Sie müssen wieder gesund werden. Auch der Kronprinz interessirt sich für Sie; er wird es mir danken, wenn ich Sie umgestimmt habe. Unternehmen Sie also noch nichts Entscheidendes, — ich verlasse mich darauf — sondern warten Sie ab, was mir das Militär-Cabinet antworten wird.“

Sie reichte mir, wie um mich zu binden, die Hand, die ich, bewegt durch so viel unverdiente Güte, an meine zuckenden Lippen führte.

Wir traten wieder zur Gesellschaft zurück, und ich trank den Rest meines kalt gewordenen Kaffees.

„Was wollte die Königin?“ fragte leise meine Frau, die unsere Unterhaltung unter vier Augen bemerkt.

„Nachher!“ erwiderte ich eben so leise und schaute nach der Herrin des Schlosses, die uns das Zeichen zur Entlassung gab.

Drei oder vier Tage später trabte ein Lakai auf einem der Schimmel aus dem Marstall der Königin-Wittwe vor das Natzmer'sche Haus in der Mauerstraße und gab mir ein versiegeltes Couvert ab.

Es enthielt ein Schreiben des Hofmarschalls und ein Telegramm des Chefs des Militär-Cabinets aus Gastein an die Königin-Wittwe; mir war ein weiterer neunmonatlicher Urlaub zur Wiederherstellung meiner Gesundheit bewilligt, aber die Bedingung gestellt, daß ich diesen Urlaub, der Form wegen, noch auf dem Instanzenwege erbitten sollte.

Am anderen Vormittage fuhr ich wiederum nach Sanssouci, um der hohen Frau meinen Dank zu Füßen zu legen; in warmen Worten, die mich wie aus Muttermund berührten, wünschte sie mir Segen und Gedeihen und allerbesten Erfolg meiner zu unternehmenden Cur.

In der Familie meiner Frau herrschte freudige Genugthuung über diesen erneuten Beweis der Gnade der Königin-Wittwe gegen mich; man hoffte immer noch auf meine Wiederherstellung, und daß es mir nun erspart bleiben würde, die so schwierige Wahl eines neuen Berufes zu treffen. Ich selbst war wenig erbaut von dieser unerwarteten Wendung der Dinge; an die Kunst der Aerzte glaubte ich nicht mehr — hatte ich doch schon die

berühmtesten Nerven-Heilkünstler im ganzen deutschen Reiche vergeblich consultirt und für meine bescheidenen Mittel ganz unverhältnißmäßig hohe Opfer an Honoraren und Reisekosten dargebracht; was sollte mir also noch ein neuer Urlaub? ich wußte kaum, wo ich ihn verbringen sollte! die neue Berufswahl wurde für mich nur unnöthiger Weise hinausgeschoben, und der Zwang, noch einmal mit einer, wie mir schien, so unbescheidenen Bitte an mein Regiment heranzutreten, war mir geradezu unleidlich. Aber der Weisung aus dem Cabinet hatte ich zu gehorchen. So verfaßte ich denn mit zitternder Hand und schmerzendem Hirn einen Brief an meinen Oberst von Goeben, worin ich offen aussprach, daß ich mich zu einer neuen Bitte um Urlaub nie entschlossen, vielmehr sofort mein Abschiedsgesuch eingereicht haben würde, wenn mir nicht von Allerhöchster Seite die Hände gebunden worden wären. Ich hoffte bestimmt, daß durch mein längeres Verweilen dem Regimente kein Beförderungs-Nachtheil erwachsen würde, und bäte die Kameraden des Regimentes, mir ein freundliches Angedenken zu bewahren. Unwillkürlich war ich in die Ausdrucksweise eines für immer Scheidenden hineingerathen; setzte ich doch bestimmt voraus, daß auch diese neun Monate nur eine Galgenfrist sein würden, die an meinem Schicksal nichts mehr ändern konnte, und daß ich nie wieder in den Kreis meiner alten Waffenbrüder zurückkehren würde.

Das September-Ende war kalt und unfreundlich; der Winter stand eigentlich schon vor der Thür. Wohin sollte ich nun gehen? Nach dem Süden? Ich scheute die weite Reise und auch die großen Kosten, die ein längerer Aufenthalt, etwa an der Riviera, verursachen mußte, zumal ich auf die Begleitung meiner Familie angewiesen war, denn ich war zu elend, um ganz allein zu reisen, und meine Frau wollte wiederum ihrerseits unsere beiden Kinder nicht zurücklassen. Nochmals einen Nervenarzt zu befragen und mir irgend einen Wintercurort vorschlagen zu lassen, der mir nachher doch nichts nützen würde, dazu fehlte mir jede Neigung; so verordnete ich denn mir selbst noch einmal einen Winteraufenthalt in der Laubbach, in der ich freilich nicht mehr die Kaltwassercur gebrauchen wollte (sie hatte mir so gut wie gar nichts genützt), sondern nur, zurückgezogen von der Welt, die Ruhe und Stille dieses lieblichen Erdenwinkels zu genießen gedachte.

Von Ende September 1871 bis in den Monat Juni 1872 habe ich daselbst mit Frau und Kindern zum letzten Male geweilt, im Winter kaum von einem Dutzend Leidensgefährten umgeben, im Frühling aber erfreut und gestärkt durch das Eintreffen meiner alten Curgenossen, des Geheimraths Meckel und des Pfarrers Schultes. Daß ich im Juni den Degen an die Wand hängen wollte, hatte ich, da mir auch die Ruhe und Weltabgeschiedenheit meines derzeitigen Aufenthaltes keine Heilung bringen wollte, längst bei mir entschieden, und nun wurde ich von jenen beiden Herren, die um meine Pläne wußten, und mir für meine Zukunft förderlich sein wollten, in ein wahres Kreuzfeuer von gutgemeinten Vorschlägen genommen. Der

Pfarrer kam, wie einst Cato auf sein Caeterum censeo, immer wieder darauf zurück, daß ich mich am Harze niederlassen müsse; er selbst war am Harze geboren, und er prophezeite mir, daß mich allein die stärkende Luft dieses norddeutschen Waldgebirges wiederherstellen würde. Der Geheimrath Meckel aber wollte von diesem Vorschlage Nichts wissen; nach seiner Meinung hatte ich die kalten Abreibungen wieder aufzunehmen und so lange fortzusetzen, bis mein Kopfnervenleiden endlich in die Flucht geschlagen sein würde. Er glaubte noch an das Wasser, und sein Wahlspruch war Pindars: „Ἄριστον μὲν ὕδωρ.“ Ich konnte mich des Zuredens der beiden treuen Freunde kaum erwehren und nannte sie in trübseligem Scherze nur noch Cato und Pindar.

Eines Morgens nahm mich Pindar, also der Geheimrath Meckel, beim Spaziergange unter den Arm und kam wieder auf sein Lieblingsthema zurück. „Um Gotteswillen,“ sagte er, „folgen Sie nur nicht dem Rathe unseres guten Pastors; was wollen Sie in irgend einem dieser Harznester versauern? Sie gehören nach Ihrer ganzen Anlage in die große Welt, unter Menschen von weitem Horizonte und nicht in die Pfahlbürgerschaft eines kleinen Ackerstädtchens. Ziehen Sie nach X.; (er nannte eine größere Stadt am Rheine); dort finden Sie Alles, was Sie bedürfen, und ich behalte Sie in meiner Nähe.“

„Wovon sollte ich in dem theuren Orte leben?“ wandte ich ein — „Sie vergessen, daß die Pension eines zerschossenen Stabsoffiziers keine großen Sprünge gestattet.“

„Das habe ich längst bedacht. Hören Sie nur!“ Und nun entwickelte er einen Plan, den er ganz besonders für mich ausgesonnen hatte. Ich sollte eine Art General-Secretariat bei einer Vereinigung der reichsten Industriellen im westlichen Deutschland übernehmen. Die Stellung würde mir vorerst nur 10000 Mark einbringen, aber sie würde sich mit der Zeit verbessern. Ich hätte nur den übrigens sehr seltenen Sitzungen beizuwohnen und dann vielleicht vierteljährlich das Protokoll dieser Sitzungen druckfertig zu machen; das wäre die ganze Arbeit; ich sollte mich erst nicht lange besinnen, sondern Ja sagen, dann wäre das Geschäft abgeschlossen.

„Sie bedenken nicht, daß ich krank bin,“ entgegnete ich; „mit meinen Kopfschmerzen würde ich es in einer solchen Sitzung vielleicht keine halbe Stunde aushalten.“

„Dann gehen Sie hinaus; Sie sollen Ihre persönliche Freiheit nicht opfern.“

„Wie könnte ich dann aber die Berichte machen?“

„Wenn Sie einmal dazu nicht fähig sind, dann fahren Sie zu mir nach Elberfeld, und ich mache Ihnen das Ding in einer Stunde.“

„Unter solchen Umständen könnte ich aber die hohe Remunerirung nicht annehmen; ich würde nicht das Bewußtsein haben, mein Geld durch entsprechende Gegenleistung verdient zu haben.“

„Das wäre ein Irrthum Ihrerseits; Sie würden uns schon durch Ihren Namen und Ihre gesellschaftliche Stellung hinreichend nützen."

„Ich verstehe aber Nichts von kaufmännischen und industriellen Geschäften . . ."

„Sie haben fünf gesunde Sinne und werden bei Ihrer glücklichen Fassungskraft sich schnell und unschwer in diese neuen Verhältnisse einarbeiten."

„Ich kann aber nicht arbeiten; jedes Studium ist mir in meiner gegenwärtigen Verfassung unmöglich."

„Solange es Ihnen unmöglich ist, betrachten Sie mich als Ihren Hilfsarbeiter und Stellvertreter. Wenn Sie erst wieder kalte Abreibungen anwenden werden, wird Ihnen die Gesundheit schon wieder kommen."

Da war er wieder bei seinem Ceterum censeo!

„Theuerster Pindar," rief ich, halb bewegt, halb belustigt, „Sie versuchen vergeblich, mich umzustimmen; aber ich bin Ihnen herzlich dankbar für Ihre gute Meinung und für die Theilnahme, die Sie mir widmen."

„Soll das heißen, Sie lehnen ab?"

„Ja, ich lehne Ihr Anerbieten ab; es widerstrebt mir, ein Amt anzunehmen, das man mir bezahlt, hoch bezahlt, und dem ich wegen meines körperlichen Leidens nicht gewachsen bin."

„Das sind Schrullen, hypochondrische Schrullen! Sie werden sich hoffentlich noch besinnen. Ich lasse Ihnen Bedenkzeit; Sie bringen uns ein Opfer, wenn Sie annehmen, nicht wir Ihnen."

Einige Tage später war ein englischer Großindustrieller zum Besuche seines Freundes Meckel in der Laubbach eingetroffen; er war wohl von diesem über meine Verhältnisse unterrichtet worden, denn eines Nachmittags ließ er sich mir vorstellen, bat mich um eine vertrauliche Unterredung, und auf einem Spaziergange nach dem „Kalten Born" entspann sich zwischen uns folgendes Zwiegespräch:

„Sie können doch wohl reiten, Herr von G.?"

„Allerdings, Mr. M.; ich habe viele Jahre lang meinen Dienst im Sattel versehen."

„Und Sie können auch eine Gegend aufnehmen, nur flüchtig aufnehmen, zu einer ersten Skizze, die ich brauche?"

„Sie meinen, aus dem Sattel croquiren? das habe ich oft genug gethan."

„Vortrefflich! dann sind Sie mein Mann."

Und nun entwickelte er mir ein Canal-Project in der norddeutschen Tief-Ebene (das heute längst feste Gestalt angenommen hat) und bat mich, ich möchte das betreffende Gelände zu Pferde besichtigen und ihm die erforderlichen Skizzen liefern. Man würde mich beritten machen, und Kosten und reiche Tagegelder sollte ich nur getrost bei dem Ausschusse liquidiren, der sich zur Inangriffnahme des betreffenden Projectes bereits unter seinem Präsidium gebildet hätte.

Wie erwünscht wäre mir eine so anregende und lohnende Arbeit unter besseren Gesundheitsverhältnissen gewesen! Bitter mußte ich lächeln, daß gerade jetzt, wo ich körperlich leidend und zu jeder Anstrengung unfähig war, mich das Schicksal mit den verlockendsten, für mich aber gänzlich unannehmbaren Anerbietungen überschütten zu wollen schien. Ich lehnte natürlich ab, und der alte Herr — es war ein hagerer, wie aus Stahl gebauter Vertreter der reinsten englischen Rasse — konnte die Gründe meiner Zurückhaltung gar nicht begreifen, da mein noch immer leidlich gutes Aussehen die Qualen nicht verrieth, die mir ein zerrüttetes Nerven- und Blutgefäßsystem bereitete.

Schon am nächsten Morgen kam er mir mit einem neuen Vorschlage. Es war die Zeit, in der sich die ersten Pläne zur Verstaatlichung der Eisenbahnen schüchtern hervorwagten, und der Geheimrath Meckel war einer der eifrigsten Förderer dieser Pläne. Er hatte mich selbst dafür so weit interessirt, daß ich im Stande gewesen war, in leidensfreien Stunden über diese Materie kurze orientirende Artikel zu schreiben, die ihren Weg in diese oder jene Zeitung gefunden hatten. Nun machte mir der englische Großindustrielle, wohl in geheimer Uebereinstimmung mit Herrn Meckel, den Vorschlag, ich sollte im Laufe des Sommers die größeren englischen und schottischen Eisenbahnlinien zum Zwecke der Ausarbeitung irgend einer benöthigten Statistik bereisen; meine Erholungsaufenthalte könnte ich in London oder in Edinburg oder auch bei ihm auf einem seiner Landsitze nach freier Wahl nehmen; er würde mir die betreffenden Fahrscheinhefte, alle für die erste Wagenklasse, rechtzeitig zur Verfügung stellen lassen, und meine Tagegelder könnte ich nach dem höchsten Maßstabe berechnen; ich sollte nicht schüchtern sein; hier wäre die Gelegenheit, eine interessante Aufgabe auch materiell für mich äußerst fruchtbar zu machen, und was dergleichen verlockende Aussichten mehr waren. Man versprach mir goldene Berge und — mit blutendem Herzen mußte ich auch hier wieder Nein sagen, ein kategorisches Nein, denn es widerstrebte mir, Gewinne einzuheimsen, für die ich nicht ein volles Aequivalent von Arbeitsfähigkeit leisten konnte.

So verging die Zeit bis Ende Juni, und als die Rosen und das Geißblatt ihren ersten duftigsten Blüthentraum verträumt und die Nachtigallen ihre schmetternden Lieder ausgesungen hatten, schnürte ich mein Bündel, um der Laubbach Lebewohl zu sagen; mein Urlaub war abgelaufen, das goldene Geschenk völliger Genesung hatten mir die Unsterblichen versagt, mein endgiltiges Abschiedsgesuch war eingereicht, und ich hatte mich entschlossen, dem Vorschlage meines Cato nachzugeben und das Harzstädtchen Quedlinburg als Aufenthaltsort zu wählen.

An einem drückend warmen Abende eines der letzten Junitage des Jahres 1872 war ich vom Rhein eher mit meiner Frau und meinen beiden Kindern in Quedlinburg eingetroffen und hatte im ersten Gasthause am Markte vorläufig mein Absteigequartier genommen.

Wie oft hatte ich in früheren Jahren dem guten alten Horaz die Be-

rechtigung seines Stoßseufzers: „Beatus ille qui procul negotiis" nachempfunden! wie oft hatte ich im Drang der Geschäfte und im wüsten betäubenden Lärm der Großstädte mich nach einem stillen Winkel gesehnt, wo das müde Hirn sich ausruhen und die schmerzlich überspannten Nerven sich wieder ausspannen könnten! Es mag auch Leute genug geben, die sich in der Kleinstadt behaglich fühlen und in der Enge der Gassen und Ideenhorizonte körperlich und geistig prächtig gedeihen. Zu meiner Enttäuschung entdeckte ich aber bald, daß ich für meine Person nicht zu jener Kategorie Leichtbefriedigter gehörte; auf einem Dorfe, an das man von vornherein gar keine Ansprüche macht und in dem man sich eben auf dem Isolirschemel wohl oder übel einrichten muß, hätte ich es möglicherweise ausgehalten; in einem Städtchen aber, das nicht Dorf und nicht Residenz ist, in dem die Leute mit geistigen Bedürfnissen nur dünn gesäet sind, wollte es mir durchaus nicht gefallen. Unter dem gleichen Drucke des Mißbehagens und einer sich täglich steigernden Unbefriedigung litt auch meine Frau, wenn sie mir auch als treue und selbstlose Krankenpflegerin diesen ihren seelischen Zustand auf's Peinlichste zu verbergen bemüht war. Wäre ich gesund gewesen und hätte ich am Verkehr mit neuen Menschen irgend welchen Genuß finden können, wir hätten bei den Spitzen des Städtchens unsere Antrittsbesuche gemacht und bestimmt auch unter ihnen des Verkehrs würdige Personen entdeckt, die uns die öde, bleierne Atmosphäre der Kleinstadt weniger drückend gemacht hätten. So aber unterließen wir diese Besuche und blieben auf die wenigen Beziehungen beschränkt, die uns der Zufall entgegenbrachte.

Einen gewissen Reiz gewährte es mir, solche zufälligen Bekanntschaften auf meinen täglichen Spaziergängen zu studiren, und da entdeckte ich denn bald einen ungeheuren Unterschied zwischen dem Bewohner der Kleinstadt und dem der Residenz. In jenem lebt noch mehr Gemüthlichkeit und Zufriedenheit, er ist dafür aber auch noch tief in kindliche Anschauungen, in Wahn- und Aberglauben verstrickt, den der Großstädter längst mit dem Staube der Schulstube abgeschüttelt hat. An einen wahren Typus dieses Pfahlbürgerthums, wie er eben nur noch in einem kleinen Provinzialstädtchen gedeihen kann, erinnere ich mich noch heute mit Vergnügen. Auf meinen vielen Spaziergängen, durch die ich irriger Weise dem Phantom der Genesung glaubte nachlaufen zu können, hatte ich öfters einen alten, freundlich blickenden Herrn vor der Pforte seines großen, wohlgepflegten Gartens stehen sehen. Ich war immer ein Freund der Blumen, und jedesmal, wenn ich an der Mauer dieses Gartens entlang ging, verweilte ich ein paar Minuten, um über die Einfriedigung hinüberzuschauen und mich an der Pracht der blüthenstrotzenden Beete zu ergötzen. So hatte es sich gefügt, daß mich der Alte, der mich schon vom Ansehen kannte, eines Tages anredete und zum Betreteten seines Gartengrundstückes höflich einlud. Bereitwillig folgte ich der Einladung. Diesem flüchtigen Besuche folgten bald ausgedehntere; ich mußte gelegentlich auch meine Frau und meine beiden

Kinder mitbringen, und in der Herbstzeit machte es dem Alten offenbar Freude, uns einen schönen Apfel oder eine ausgesuchte Birne anzubieten. Der gastfreie Herr war ein Sonderling, wie ihn nur noch die Kleinstadt hervorbringt. Er hatte, sozusagen, von der Pike auf gedient und war durch Fleiß und Sparsamkeit vom einfachen Handarbeiter zum wohlhabenden Mann gediehen und in neuester Zeit durch Grundstückspeculationen sogar reich geworden. Trotz seines Reichthums war er aber in seinem äußeren Auftreten bescheiden und anspruchslos geblieben. Er war ein Hagestolz und ließ sich durch eine Wirthschafterin sein außerordentlich einfaches Hauswesen führen; seine Erscheinung war die eines armen Handwerkers, der nur verschlissene, schäbige Kittel trägt und nur des Sonntags zum Kirchgange einen altmodisch gebauten schwarzen Rock und einen thurmhohen verbeulten, stumpf gewordenen Cylinder paradiren läßt. Er erzählte mir gelegentlich ein Stück aus seinem Leben, und dabei offenbarte er unwillkürlich stets so viel Biederkeit der Gesinnung, gepaart mit einer gewissen Bauernpfiffigkeit und Verschlagenheit, daß mir sein materielles Gedeihe nimmer erklärlicher wurde. Geizig konnte man ihn nicht nennen, denn er hatte eine offene Hand für arme Kranke und Arbeitslose; einem Mann aber, der einen heilen Rock trug, würde er Nichts gegeben haben, auch wenn er ihn mit einer Gabe aus der Hölle irgend einer verzweifelten Lage hätte erlösen können. Er las nie eine Zeitung und hatte von dem Stande unserer öffentlichen Verhältnisse nur so weit eine dunkle Ahnung, als dieser ihm durch die Unterhaltungen am täglich eine Stunde lang besuchten Biertische vermittelt wurde. Politisch ließ er sich kaum zu irgend einer der bestehenden Parteien zählen; gleichwohl war er von einem gewissen Mißtrauen gegen die höheren Stände angehaucht; er neigte unbewußt zu demokratischen Anschauungen, würde aber einen demokratischen Parteiführer, der es nicht durch eigener Hände Arbeit zum Wohlstande gebracht hatte, unbedenklich jede Gefolgschaft versagt haben. Kirchlich war er durchaus indifferent, wenn er auch allsonntaglich das Gotteshaus besuchte; dieser Gang war ihm weniger ein Herzensbedürfniß, als eine willig übernommene und mit Genugthuung zur Schau getragene Bürde, zu der ihn seine bürgerlich angesehene Stellung verpflichtete. Er war aber tief religiös und sprach gern von der Gnade Gottes, die ihn, den armen Schlucker, so reich gesegnet hätte. Das war keine Redensart, sondern quoll ihm unwillkürlich aus überzeugtem, demüthigem Herzen. Mit dieser seiner Religiosität verband er den tollsten Aberglauben.

„Sehen Sie, Herr von G.," sagte er mir eines Tages, „es ist mir in meinen jungen Jahren oft herzlich schlecht gegangen, oft hat es mir an einer Brotrinde gefehlt, um meinen Hunger zu stillen; aber das Vertrauen auf Gott hat mich immer aufrecht erhalten, und der Allerbarmer ist auch immer, wenn die Noth am größten war, überraschend für mich eingesprungen. Besonders, wenn ich von Fischen geträumt hatte, dann wußte ich, daß mir der liebe Gott am nächsten Tage helfen würde, denn Fische, wie Sie wissen, bedeuten Geld."

„Nein, das weiß ich nicht," versetzte ich, ein mitleidiges Lächeln gewaltsam unterdrückend.

„Ei!" rief er, über solche Unwissenheit verwundert, aus, „das müssen Sie sich aber merken: Fische, d. h. lebendige, im Wasser schwimmende Fische, nicht etwa todte, gekochte oder geräucherte, verkünden Ihnen mit unfehlbarer Sicherheit den baldigen Eingang von baarem Gelde. Unzählige Male hat sich diese Vorbedeutung bei mir erfüllt. Erst neulich wieder träumte ich, ich stehe hier in meinem Garten am Teiche und ich sehe, wie die Karpfen sich handhoch über die Wasseroberfläche emporschnellen — die Schuppen glitzerten nur so in der Sonne, und das Wasser spritzte in silbernen Tropfen nur so umher. Wie ich aufwache, denke ich, du lieber Gott; woher soll dir nur heute Geld kommen? Zinsen sind heute nicht fällig, und du hast kein Guthaben ausstehen, was man dir unangemeldet heut zurückzahlen könnte ... aber, sehen Sie, kaum hatte ich mich rasirt und wollte mich gerade zu meinem Morgenkaffee niedersetzen, da kommt der schiefbeinige Lazarus ... Sie kennen ihn doch? nein? er ist unser Lotterieeinnehmer ... in die Stube gestürmt und schreit mir entgegen: Se haben gewonnen in der Lotterie! zehntausend Thaler haben Se gewonnen auf Ihr ganzes Loos! Gott! was sind Se für ein feiner, für ein kluger, für ein großer Mann! Er belobte mich noch, daß ich das Verdienst gehabt hatte, gerade in seiner Collecte zu gewinnen."

„So so!" sagte ich scherzend, „also auch Lotteriegewinne verstehen Sie einzustreichen? was wird denn die Einschätzungscommission dazu sagen?"

Er sah mich ganz betroffen an und schien zu bereuen, daß er sich verplaudert hatte. Mit Eifer versetzte er:

„Es bleibt doch unter uns? nicht wahr? ich bitte dringend darum; ich wollte Ihnen nur beweisen, daß diese meine Traumdeutung stets durch die Thatsachen bewahrheitet worden ist."

Ich will den guten Quedlinburgern von damals nicht zu nahe treten und nicht etwa behaupten, daß dieser brave Philister einen Maßstab für ihre Anschauungen und Weltansichten gab; daß er aber noch in mehreren Exemplaren in diesem gesegneten Oertchen vorhanden war, das kann ich mit gutem Gewissen versichern, und so fühlte ich mit jedem Tage deutlicher, daß meines Bleibens in diesem so reizend am Fuße des Harzes gelegenen, alterthümlichen Städtchen nicht lange mehr sein würde.

Was mir den Aufenthalt besonders zu verleiden begann, war der dort schwunghaft betriebene Samenhandel. Er hatte allerdings zur Folge, daß man zur Sommerzeit rings um die Stadt auf endlosen Feldbreiten die duftigsten und farbenglühendsten Blumen blühen sah, die alle zur Gewinnung des Samens gezogen wurden; statt der wogenden Kornfelder sah man nichts als weite Flächen mit wohlriechendem Reseda oder ganze Phlox-, Rosen- und Nelkengefilde; aber dieser sinnbetäubende Zauber hatte auch seine Schattenseiten, indem er gerade dem Spaziergänger den — Schatten raubte. So weit das Auge blicken konnte, kein Strauch, kein Baum! nirgends ein

Fleck, wo eine ehrwürdige Buche oder Eiche ihre Aeste breitete und Schutz bot gegen die versengenden Strahlen des Tagesgestirns. In unmittelbarster Nähe der Stadt hatte ich nur noch ein paar alte Linden entdeckt, zu denen ich oft wandelte, um mich am Rauschen ihrer Blätter zu erfreuen. Eines Tages, als ich sie wieder aufsuchen wollte, fand ich sie gefällt am Boden liegen, und Holzarbeiter waren beschäftigt, sie zu Klafterholz zu zersägen und die alten knorrigen Wurzelstubben aus dem Erdreich herauszugraben. Ich fragte ganz bestürzt, warum man die ehrwürdigen Schattenspender gefällt habe. Ja, erhielt ich zur Antwort, die Burschen waren im Wege; sie nahmen dort den Resedas gar zu viel Sonne weg; nun haben wir sie beseitigen müssen, und hier an ihrer Stelle soll ebenfalls Reseda gezogen werden. — So opferte man die schönste Zierde der Landschaft den rücksichtslosen Forderungen des Samenhandels. Mir blutete das Herz, und verstimmt kehrte ich durch den Sonnenbrand nach meiner Klause zurück.

Im Spätsommer brach in Magdeburg eine verheerende Choleraepidemie aus, die auch in unserem Quedlinburg mehrfache Opfer forderte. Auch meine Gattin erlitt einen schweren Anfall, und um die Genesene noch mehr zu kräftigen und auch meinen zerquälten Nerven durch eine Ortsveränderung vielleicht wieder etwas aufzuhelfen, beschloß ich, mit meiner Familie einen Ausflug an die Lahn zu machen und dort einen Freund auf dem Lande zu besuchen. Mein noch nicht zweijähriges Töchterlein, das zum Mitnehmen noch zu klein war, vertrauten wir den Großeltern in Potsdam an; ich selbst aber fuhr mit meiner Frau und unserm sechsjährigen Buben in einer offenen Extrapost nach Halberstadt, um dort den ersten Bahnzug zu besteigen, der uns nach dem Gute unseres Freundes bei Wetzlar bringen sollte.

Wir verlebten einen herrlichen Herbstmonat auf dem an der Lahn hochgelegenen Landsitze. Eines Abends waren wir in den fürstlichen Hochwald auf dem linken Flußufer gefahren — wir hatten die Lahn mit unserm Wagen durchfurten müssen, und mitten im Flusse verloren wir eines der Hinterräder des Fahrzeuges, so daß sich dieses mit Wasser füllte und wir nur mit knapper Noth und ziemlich durchnäßt das rettende Ufer erreichten — und waren dort stille Zeugen eines uns Alle mehr oder minder erregenden Jagdvorganges. Die Hirsche standen in der Brunft, und ihr Schreien schallte dumpf und grausig durch den dämmernden Wald. Aufhorchend schritten wir einer Lichtung zu und hatten ihren Rand gerade erreicht, als ein Förster hinter einem Baumstamme leise hervortrat und uns mit flüsternder Stimme ersuchte, Halt zu machen: Seine Durchlaucht säßen in unserer Nähe auf der „Kanzel“ und wollten einen Hauptirsch abschießen. Wir standen still und lugten gespannt in die Lichtung hinaus, auf der ein Rudel Thiere langsam und ahnungslos uns entgegenzog. Ein geweihter Hirsch, ab und zu einen dröhnenden, langgezogenen Brunftschrei ausstoßend, umkreiste das Rudel. Da .... ein Knall, seitwärts von uns aus der Höhe eines Baumwipfels! .... das Rudel stutzte, sicherte, machte Kehrt

und trottete in wilder Flucht über die Lichtung zurück. Nur der getroffene Hirsch blieb stehen, und sein Bild zeichnete sich wie ein scharfgeschnittener Schattenriß auf dem Hintergrunde des von orange- und purpurfarbigem Lichte überflutheten Abendhimmels ab. Unbeweglich stand das edle, schöne Thier. Langsam, ohne einen Ton der Klage, in stoisch verbissenem Schmerze, hob es jetzt das stolze Haupt und schien zum letzten Male in die Unendlichkeit des blauen Himmelsdomes blicken zu wollen. Dann ließ es kraftlos und wie gebrochen das matte Haupt langsam wieder sinken. Noch einmal wiederholten sich diese Bewegungen, aber noch langsamer, noch matter, wie mit dem Aufgebot der letzten schwindenden Kräfte. Dann ging ein leiser Schauer, wie ein Schüttelfrost, durch das in seinem leidenschaftlichen Liebeswerben so plötzlich zum Tode verurtheilte Thier und, unsicher schwankend, kaum noch die sonst so kräftigen, vor keinem Hindernisse zurückschreckenden Sprunggelenke beherrschend, taumelte es, Schritt für Schritt, in die nahe Dickung, um dort in Einsamkeit und Stille den letzten Seufzer auszuhauchen.

Wir, die wir Zeugen dieses ergreifenden Schauspiels gewesen waren, athmeten erleichtert auf, als das schöne Thier sich endlich unsern Blicken entzogen hatte, und noch auf der Heimfahrt tauschten wir unsere Ansichten darüber aus, ob solch ein sterbendes Thier nicht auch von Gedanken an das Sein und Nichtsein bewegt würde, oder ob es, völlig denkunfähig, nur den rein körperlichen Vorgang der Auflösung durchzumachen habe. Die verschiedensten Meinungen kamen zum Vorschein. Mir hatte das kleine Abenteuer eine solche Fülle von Vermuthungen erschlossen, daß ich in einer von Kopfbeschwerden freien Vormittagsstunde des nächsten Tages eine kleine Skizze zu Papier brachte, die später unter dem Titel: „Was er wohl gedacht haben mag?“ (nämlich der sterbende Hirsch) in „Ueber Land und Meer“ zum Abdruck gekommen ist.

So spukte, mir gänzlich unbewußt, schon die Schriftstellerei in meinem Blute, und die kommenden Ereignisse warfen auch hier schon ihre Schatten voraus auf meinen Lebensweg.

Auch dieser herbstliche, an Naturgenüssen und verschiedensten Anregungen überreiche Ausflug brachte keine Besserung meiner schweren Leiden; ein elender Winter folgte ihm, in dem ich mehr nur vegetirte, als lebte, und mit meinem Glauben an die Weisheit der Nervenärzte und an die Wirkung ihrer Heilmittel war es ein für allemal vorbei.

Vorgreifend will ich hier gleich noch bemerken, daß ich erst im Jahre 1885, nachdem ich volle zwanzig Jahre lang die Hölle meiner Leiden in mir umhergetragen hatte, eine wesentliche Hilfe bei einem Arzte finden sollte, der damals den Streit der Meinungen stärker als je ein Anderer seiner Collegen entfacht hatte. Dieser Mann war der Professor Dr. Schweninger, der Leibarzt des Fürsten Bismarck. Das Gestirn seines Ruhmes war eben erst blendend hell aufgegangen, denn er hatte in der erfolgreichen Behandlung des durch die verschiedensten Heilkünstler gemarterten und verpfuschten

Fürsten sein Meisterwerk geleistet, und seine Ernennung zum Professor hatte jenen Sturm im Glase Wasser entfesselt, der wieder einmal beweisen sollte, bis zu welch trauriger Einseitigkeit und Voreingenommenheit sich der Facultätendünkel gerade im deutschen Vaterlande verirren kann. Der steifleinene, zünftige, concurrenzneidische Theil des Professorenthums bekämpfte und verdächtigte ihn mit den albernsten Mitteln, und die zahllose Menge der Siechen und Leidenden glaubte nur um so fester an den neuen Messias der Heilkunst und verkündete überall seinen Ruhm und die wunderthätige Kraft seines Verfahrens. Eine Zeit lang wehrte auch ich mich noch gegen den Glauben an seine Leistungen, denn er fing an, für die Welt der Laien geradezu eine Autorität zu werden, und ich war durchaus nicht autoritätengläubig; wer so oft und so ausnahmslos durch seine Hoffnungen auf ärztliche Erlösung getäuscht worden war, der durfte schon etwas zweifelsüchtig jeder therapeutischen Berühmtheit gegenüber stehen und in Allen, denen irgend ein Arzt geholfen haben sollte, nur schwache und gern getäuschte Intelligenzen sehen, die mehr durch ihren eigenen kindlichen Glauben, als durch die Weisheit des Therapeuten, gebessert worden waren. Zudem sorgte gerade der Uebereifer der laienhaften Bewunderer des jungen Professors unbewußt dafür, daß dieser mehr und mehr im Lichte eines Arztes erschien, der alle Welt nach einer bestimmten Schablone behandelte, wie denn das bald geflügelt gewordene Wort „Schweningercur" in den Köpfen der Einsichtslosen die Vorstellung erzeugen mußte, daß der Dicke und der Magere, der Starke und der Schwache, durch Schweninger ausnahmslos auf das Prokrustesbett eines immer gleichen Verfahrens gespannt würden. Ich unterlag demselben Vorurtheil und würde vielleicht nie den Weg nach Berlin und in die Königgrätzerstraße (dort wohnte der Professor damals) gefunden haben, wenn meine nachgerade unerträglich gewordenen Kopfbeschwerden mich nicht in jenen Zustand versetzt hätten, in dem der Ertrinkende selbst nach einem Strohhalm greift.

So saß ich denn eines Tages im vollgedrängten Warteraum des fürstlichen Leibarztes und schickte in das Sprechzimmer meine Karte herein, auf der ich vermerkt hatte, daß mir mein elender Zustand ein längeres Antichambriren unmöglich mache und daß ich um sofortigen Zutritt dringend bäte. Wenige Minuten später stand ich dem berühmten Arzte gegenüber und sah gefesselt in sein kluges, von dunklem, wirrem Barte bedecktes Antlitz, aus dem mich zwei lebhafte feurige Augen durch die Gläser einer scharfen Brille prüfend anschauten. Dieser erste Anblick war entscheidend für mich; ich fühlte mich zu dem eigenartigen Manne hingezogen und beschloß, so aufrichtig wie möglich gegen ihn zu sein. Ich gestand ihm ohne Rückhalt, daß ich nur noch sehr wenig Vertrauen zu den Aerzten hätte und zu ihm nicht in der Hoffnung auf Heilung, sondern eigentlich nur in der Erfüllung einer letzten Pflicht gekommen wäre — der Pflicht gegen meine Familie, der ich die Beruhigung gewähren wollte, daß ich wenigstens nichts unversucht gelassen hätte.

Er hörte mich geduldig an, nahm mir meine Offenheit keineswegs übel und stellte mit mir das übliche Rigorosum an. Er enthielt sich jedes Urtheils über die Aerzte, die mich bisher behandelt hatten; nur als ich ihm berichtete, daß mir der als Nervenarzt berühmte Professor Griesinger einst empfohlen hatte, mir zur Erlösung von meinen Kopfbeschwerden die handtellergroße Narbe, die meine mir im Kriege widerfahrene Schußverletzung zurückgelassen hatte, in einer Klinik wieder herausoperiren zu lassen, da ging ein feines Lächeln um seine Mundwinkel, und er meinte: „Das war ein merkwürdiger Rath! wohl Ihnen, daß Sie ihn nicht befolgt haben!" Nachdem er mich gründlich untersucht hatte, gab er der festen Ueberzeugung Ausdruck, mir helfen zu können, und ordnete eine für meinen Fall besonders geeignete Diät an. Zu meiner großen Freude entdeckte ich später, nachdem ich mich mit vielen anderen von ihm behandelten Patienten unterhalten hatte, daß die mir vorgeschriebene Diät in der That nicht jener Schablone entsprach, als deren Vertreter man ihn fälschlich bezeichnete, sondern daß er für mich ein ganz besonderes Verhalten vorgeschrieben hatte. Ich nahm in den nächsten drei Monaten an Körperfülle wesentlich ab, ohne indessen irgend welche Abnahme meiner Kräfte zu verspüren; im Gegentheil, ich konnte nun längere Spaziergänge machen und auch ohne jede nachtheiligen Folgen mehrere Stunden lang am Schreibtische arbeiten, was ich bisher nie vermocht hatte. Diese ganz offenbare Besserung befestigte sich mehr und mehr; sie hielt Jahre lang an, und so behielt ich die veränderte Lebensweise, die mir inzwischen zur Gewohnheit geworden war, auch bei und beobachte sie zum größten Theil auch heute noch. Wenngleich sich nun mit dem nahenden Alter auch diese oder jene Beschwerden zeitweise wieder mehr geltend machen, so kann ich doch der Wahrheit gemäß sagen, daß unter den zwanzig bis dreißig berühmtesten Heilkünstlern und Specialisten, denen ich in meiner langen Leidensperiode hoffend und vertrauend genaht war, der Professor Schweninger der einzige gewesen ist, der mich nicht enttäuscht, sondern mir wesentliche Hilfe und Erleichterung gebracht hat. Da ich ihn im Laufe der Jahre zudem noch als einen edlen, vornehmen und hilfsbereiten Menschen, als zuverlässigen, selbstlosen und großherzigen Charakter kennen und schätzen gelernt habe — (die Art, wie er manchem mittellosen Patienten nicht nur, jedes Honorar verweigernd, seinen ärztlichen Rath ertheilte, sondern discret auch allerlei materielle Zuwendungen zu Theil werden ließ, war um so vornehmer, je weniger er selbst davon sprach; nur auf indirectem Wege habe ich von seiner Hochherzigkeit verschiedene Male Erfahrung gewonnen) — so ist es mir eine angenehme Pflicht, dem tüchtigen, verdienten und edlen Menschen auch in diesen anspruchslosen Blättern ein bescheidenes Denkmal zu errichten. Sein Andenken wird bei Tausenden, denen er von mancherlei Leiden und Gebrechen Erlösung brachte, ein gesegnetes sein. —

Der Sagenkreis vom geprellten Teufel

im Zusammenhange mit dem christlichen Dogma von der Versöhnung der ersten Jahrhunderte und dem altgermanischen Götterglauben.

Von

August Wünsche.

— Dresden. —

Die Lehre vom Teufel haben die Juden neben anderen Lehren aller Wahrscheinlichkeit nach von den Babyloniern erhalten und durch die Berührung mit anderen Religionsanschauungen des Orients, namentlich mit dem Parsismus, allmählich weiter ausgebildet. Der Typhon der Aegypter kommt dabei weniger in Frage. Doch während der Teufel als Widersacher und Gegner der Menschen im alten Testamente verhältnißmäßig noch eine untergeordnete Rolle spielt, tritt er im neutestamentlichen Schriftthum schon viel bedeutsamer hervor. Aus den ihm beigelegten Namen und Attributen erhalten wir ein ziemlich genau bestimmtes und scharf begrenztes Bild über sein Wesen und Wirken.

Noch ausgeprägter tritt uns die Gestalt des Teufels in einigen zum alten Testamente gehörenden apokryphischen Schriften und in den Anschauungen verschiedener christlicher Secten vor Augen; ebenso haben die Kirchenlehrer der ersten sechs Jahrhunderte die biblische Lehre vom Teufel weiter ausgestaltet. Die reichste Signatur jedoch hat der Teufel dadurch erhalten, daß viele Züge germanischer Götter, Riesen, Nixen und Kobolde auf ihn übertragen worden sind.

Im Hebräischen heißt der Teufel Satan, was soviel wie Gegner, Widersacher, bedeutet. Nach dem Buche Hiob (vergl. 1, 7; 2, 2 ff.) erscheint er neben den anderen Gottessöhnen noch im Rathe des Ewigen als Vollstrecker des göttlichen Willens. Als er bei der Rückkehr seines Umherstreifens über die Frömmigkeit Hiobs Gott berichtet und sie als eine Folge seines äußeren Glücksstandes hinstellt, erhält er den Auftrag, seinen Besitz

dem Verderben preiszugeben und ihn selbst am Leibe mit der schweren Krankheit des Aussatzes zu schlagen. Beim Propheten Sacharja (vergl. 3, 1. 2) aber spielt er vor Gott schon den Ankläger des Hohenpriesters Josua. Auch das deutsche Wort „Teufel", das im Althochdeutschen tiuval, im Mittelhochdeutschen tiuvel*) lautet und von διάβολος von (διαβάλλειν) herkommt, bedeutet eigentlich Ankläger, Verleumder. Das altdeutsche Wort dafür ist vâlant, das in Voland überging, weshalb der Teufel auch zuweilen als Junker Voland auftritt.

Im religiösen Vorstellungskreise der germanischen Völker, vor Allem der deutschen, spielt der Teufel eine hervorragende Rolle. Es wird ihm ein Wirkungskreis zugeschrieben, dem gegenüber selbst Gott in der Machtsphäre seines Weltregiments als beschränkt erscheint. Nicht nur, daß er allerhand Unglück in die Welt bringt, Krankheiten und Seuchen schickt, die Frucht in Feld und Garten schädigt, den Nutzen des Viehes im Stalle vereitelt, er verleitet auch die Menschen unter allerhand Verlockungen zum Abfall von Gott, verführt sie zur Sünde und sucht ihre Seelen in seine Gewalt zu bringen, um sie in die Hölle zu versetzen. Doch nicht immer erreicht der Teufel sein Ziel. Oefters wird er von den Menschen, die mit ihm einen Vertrag geschlossen und sich ihm als Eigenthum verschrieben haben, hinter das Licht geführt und er wird zum betrogenen, geprellten, überlisteten und dummen Teufel. Durch die von den Menschen dabei angewendeten Kniffe und Pfiffe wird er zu einer Figur, die bei allem Grausenerregenden doch viel Drolliges hat und unser Lachen erregt. Zur Entstehung und Herausbildung der komischen Figur des Teufels hat vor allem zweierlei beigetragen, einmal das Dogma von der christlichen Versöhnung, sodann der alte germanische Volksglaube. Die erste Grundlage zu der Vorstellung vom geprellten Teufel giebt uns schon das Evangelium des Nicodemus, Cap. 20, 22 und 23 in der Unterredung des Satans mit dem Hades, wo die Ueberwindung des Satans als ein Werk der Ueberlistung durch den Erlöser dargestellt wird. Vergl. Acta Thomae § 42; Testamentum Aser c. 7, ed. Fabric. p. 696. Noch deutlicher erhellt dies aus dem Kampfe des höchsten Gottes mit dem ihm feindlich widerstrebenden Demiurgen, wie er vorzugsweise in der Lehre der häretischen Richtung der Ophiten und im Systeme des Gnostikers Marcion erscheint. Der Demiurg hatte als Schöpfer und Beherrscher der Welt und insbesondere des Menschen ein Recht auf dessen Besitz. Der vom höchsten Gotte aber gesandte Erlöser fiel in sein Reich ein und suchte ihm die Menschheit abwendig zu machen. Da der Demiurg dieses Vorgehen als einen Eingriff in sein Recht und als eine Verminderung seiner Machtbefugniß betrachtete, so bot er mit seinem Dämonenheere Alles auf, um den Gegner durch den Tod aus dem Wege zu räumen. Doch

*) Der Uebergang dieses Wortes aus dem Mittelhochdeutschen in das Neuhochdeutsche ist derselbe wie bei hiute in heute und bei liute in Leute.

sein Plan, so fein und schlau er auch ausgesonnen und berechnet war, mißglückte, denn der dem Erlöser bereitete Tod bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was er gerade beabsichtigt hatte. Treffend schildert Bauer in seinem Werke: Die christliche Lehre von der Versöhnung, Tübingen 1838, S. 29 den ganzen Vorgang mit den Worten: „Der Kampf des Erlösers mit dem Demiurg sollte für jenen mit dem Sieg, für diesen mit einer Täuschung enden, indem er vereitelt sah, was er beabsichtigte. Diese Täuschung erhielt eine um so anschaulichere Wahrheit und trat um so unmittelbarer in ihrem eigenthümlichen Begriff hervor, je kurzsichtiger der Demiurg erschien, je mehr er selbst zu seiner Täuschung die Hand bot und sich durch seine eigenen Waffen schlagen ließ. Dazu diente nun gerade der Begriff der Gerechtigkeit. Die eigenen von dem Demiurg selbst als dem Gott der Gerechtigkeit gegebenen Gesetze sprachen ihm das Urtheil, daß er, wie er Jesus, den Gerechten, getödtet hatte, so nun selbst von ihm getödtet und der bisher geübten Herrschaft beraubt werden müsse.“ Auch Tertullian kennt die Loskaufung von den bösen Geistern durch Christus. Vergl. de Fuga c. 12.

Die orthodoxe Kirchenlehre setzte nun an die Stelle des Demiurgen der gnostischen Systeme den Teufel. Zunächst war es Irenäus, der heftige Gegner der gnostischen Speculation und philosophische Verarbeiter der historischen Grundlagen des Christenthums, der die Lehre von der Versöhnung in diesem Sinne ausbaute und sie unter den Begriff der Gerechtigkeit stellte. Kam dem Demiurg als Schöpfer der Menschen von vornherein ein gewisses Recht auf sie zu, so brachte der Teufel sie durch die erste Sünde in seine Gewalt. Wenn auch die ersten Menschen, die das Eigenthum Gottes waren, durch seine Ueberredungskünste, den Willen Gottes zu übertreten und von der Frucht des verbotenen Baumes der Erkenntniß des Guten und Bösen zu essen, von ihm zur Sünde verführt worden waren, so hatten sie sich doch durch eigene Zustimmung zum Ungehorsam verleiten lassen und waren somit freiwillig in sein Netz gegangen. Zwar hätte Gott das Recht zugestanden, dem Teufel die mit Unrecht an sich gebrachte Beute mit Gewalt wieder zu entreißen, doch seine Gerechtigkeit sträubte sich dagegen. Aus Liebe zur ihr schlug er mit ihm ein rechtliches Verfahren ein. Beruhte das Recht des Teufels auf den Menschen darauf, daß er sich aus eigener Wahl in seine Gewalt gegeben hatte, so hörte dieses Recht von selbst auf, wenn ein Mensch mit eigener Willenskraft ihm wieder abrang, was ihm eingeräumt war. Gelang einem Menschen das zu vollbringen, so war der Teufel genöthigt, selbst anzuerkennen, sein Recht auf die Menschen verloren zu haben, und er konnte gezwungen werden, seine Beute wieder herauszugeben. Zu diesem Zwecke erschien nun Jesus Christus, der Gottmensch. Dieser mußte einerseits Gott sein, weil ihm eine Leistung oblag, die über die sittliche Kraft des Menschen hinausging, er mußte aber andererseits auch wieder ein Mensch sein, weil die Besiegung des Teufels auf

rechtlichem Wege nur durch einen Menschen erfolgen konnte. So brach Jesus als der Stärkere in das Haus des Starken ein, nahm den Teufel in dem Augenblicke, wo er sich auch seiner bemächtigen wollte, gefangen und entriß ihm dadurch zugleich die, welche von ihm gefangen genommen worden waren.*) — Von einer eigentlichen Täuschung des Teufels durch Gott ist bei Irenäus noch keine Rede, vielleicht hat er sie mit Absicht vermieden, um nicht den Gnostikern Anlaß zu dem Einwande zu bieten, das rechtliche Verfahren gegen den Teufel habe eine Einschränkung erlitten. Wohl aber erscheint Jesus dadurch, daß er aus freier Entschließung sein Blut am Stamme des Kreuzes für die Menschen vergoß, unter dem Gesichtspunkte eines von Gott dem Teufel angebotenen Lösegeldes (λύτρον). Gott wird dabei als Kaufmann gedacht, der mit dem Teufel das Geschäft abschließt. Doch schon Origenes führte den Gedanken einer von Gott beabsichtigten Täuschung durch ein Lösegeld in die christliche Versöhnungslehre ein, wenn er auch noch der Ansicht war, daß Jesus dem Teufel das Lösegeld gab, während es doch Gott zu leisten hatte, damit der gegen die Menschen lautende Schuldbrief zerrissen und die rechtmäßige Herrschaft des Teufels gebrochen würde. Nach seiner Theorie waren wir durch die Sünde in die Gewalt des Teufels übergegangen, daher war eine Wiederloskaufung nothwendig. Jesus Christus brachte den Kaufpreis dar, indem er in freier Liebe seine menschliche Seele als Lösegeld dem Satan überlieferte. Zu diesem Zwecke nahm er Knechtsgestalt an und erschien auf Erden, wo der Tod seine Herrschaft entfaltet, wie ein edler König, wenn er mit dem Usurpator kämpfen und doch die Unterthanen schonen will. In allen Stücken den Menschen dem Anschein nach gleich, stellte er sich unter sie, ließ sich durch Judas verrathen und durch die Henker an's Kreuz schlagen. Doch als er in das Todtenreich hinabstieg, verursachte seine Seele dem Teufel solchen Schmerz, daß er sie nicht festzuhalten vermochte. Nach drei Tagen brach er aus der Hölle aus und befreite auch die daselbst festgehaltenen Seelen der Menschen, die an ihn glaubten. Dadurch, daß der Teufel sich einbildete, Jesu Seele sei nicht mehr werth als die Seelen der anderen Menschen, täuschte er sich, denn sie war, weil sie mit dem Logos zu einer unauflöslichen Einheit verbunden war, mehr werth als die Seelen sämmtlicher Menschen. Origines stellt diesen Selbstbetrug mit großer Lebendigkeit dar und giebt ihm ein fast dramatisches Gepräge. „Er (unser Heiland) trieb es," so heißt es bei ihm in Matth. XVI, 8, „im Dienste für unser Heil soweit, daß er seine Seele zum Lösegeld für Viele gab, die an ihn glaubten. Hätten Alle an ihn geglaubt, so würde er seine Seele für Alle gegeben haben. Wem gab er aber seine Seele zum Lösegeld für Viele? Gewiß nicht Gott. Nicht also dem Teufel? Denn dieser herrschte über uns, bis ihm die Seele Jesu zum Lösegeld für uns gegeben war. Diese hatte

*) Irenäus advers. haeres. V, 1, 1; 21, 3; III, 18, 7; 16, 9; 19, 3.

er nämlich gefordert, betrogen durch die Einbildung, sie beherrschen zu können, er bedachte jedoch nicht, daß er die mit ihrer Festhaltung verbundene Qual nicht ertragen könne. Deswegen herrschte der Tod, welcher über ihn zu herrschen schien, nicht mehr über ihn, da er unter den Todten frei und stärker als die Macht des Todes war. Ja, er ist dem Tode soweit überlegen, daß Alle, die unter den vom Tode Ueberwundenen ihm folgen wollen, ihm folgen können, ohne daß der Tod Etwas gegen sie vermag. Wir sind also mit dem kostbaren Blute Jesu erkauft. Zum Lösegeld für uns ist die Seele (ψυχή) des Sohnes Gottes gegeben (nicht sein Geist, denn diesen hatte er nach Luc. 23, 46 bereits vorher seinem Vater übergeben), auch nicht sein Körper, denn von diesem finden wir nichts dergleichen aufgezeichnet". Vgl. Hom. in Exod. VI, 150; Tom. in Joan. VI, 152; Tom. in Matth. XIII, 580; Hom. in Lev. I, 286. Da Origenes ausdrücklich die Seele Jesu von seinem Geiste unterscheidet, so unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß er unter jener sich die menschliche und unter diesem die göttliche Natur oder den Logos in Jesu gedacht hat.

Die von Origenes aufgestellte Versöhnungstheorie beherrschte im Großen und Ganzen für längere Zeit die Kirche. Wenn auch Gregor von Nyssa, der hinsichtlich der wissenschaftlichen Erfassung und Durchdringung der christlichen Lehre Origenes am nächsten kommt, in seiner oratio catechetica c. 22—26 an der Vorstellung des Origenes beanstandet, daß dem Teufel eine rechtmäßige Herrschaft über die Menschen gebührt habe und ihm vom Erlöser ein Lösegeld angeboten worden sei, so hält er doch nicht nur an dem dem Teufel gespielten Betrug fest, sondern sucht ihm noch den Stempel größerer Wahrscheinlichkeit aufzudrücken, als dies von Origenes geschehen war. Erklärte Origenes nur, der Teufel sei in das Netz des Kreuzes gefallen, so erörtert er, warum der Teufel Verlangen trug, sich des Erlösers zu bemächtigen, und wie es kam, daß er den ihm gespielten Betrug nicht merkte. In ersterer Hinsicht lehrt er: Da bei dem Teufel die Wurzel der Bosheit die Selbstsucht ist, so konnte er sich zu dem von Gott ihm gebotenen Tausche nur dann verstehen, wenn er für das, was er bereits in seiner Gewalt hatte, etwas noch Kostbareres und Werthvolleres zu erhalten hoffen konnte, „Etwas, was seinem Stolze neue Nahrung gab". Jesus besaß nun in Folge der ihm einwohnenden Wunderkraft Vorzüge, wie er sie noch an keinem Menschen wahrgenommen hatte. Dieselben reizten seine Begierde in solchem Grade, daß er auf den Tauschvertrag einging und Jesum als Lösegeld für die annahm, die sich bereits in seinem Bereiche befanden. Doch wie konnte sich der Teufel über die Person Jesu so arg täuschen? Das hatte darin seinen Grund, daß Jesus die Hülle eines Menschen angenommen hatte. Der Teufel übersah den in ihm verborgenen Logos, er merkte nicht seine göttliche Natur. Gott spielt dabei die Rolle eines klugen Fischers, der seine Angel mit der Lockspeise nach dem Teufel auswirft. Unter der Angel hat man sich das Göttliche in Jesu, unter der Lockspeise das Fleisch

oder das Menschliche in ihm vorzustellen. Gregor von Nyssa bedient sich selbst des Bildes, die Gottheit in Jesu habe sich unter der Hülle der Menschheit verborgen, damit, nach Weise der lüsternen Fische, mit der Lockspeise des Fleisches zugleich die Angel der Gottheit verschlungen werden sollte. Wie ein gieriger Fisch schnappte der Teufel nach Jesu und verschlang mit der Menschheit zugleich die Gottheit. Ein Unrecht widerfuhr dem Teufel damit schon deshalb nicht, weil er durch die ihm vorgehaltene Hülle der menschlichen Natur nur ganz in der Art betrogen wurde, wie von ihm selbst die ersten Menschen durch die Lockspeise der Lust betrogen worden waren.

Wie Gregor von Nyssa, so stellen sich auch Gregor der Große, Cyrill, Leo der Große, Ambrosius und Johannes von Damaskus unter Heranziehung verschiedener Bilder die Erlösung als einen von Gott dem Teufel angebotenen Tausch dar, bei dem dieser überlistet und betrogen wurde. Damit der Teufel die göttliche Natur in Jesu nicht gewahr werde, ging sie gleich bei der Menschwerdung mit dem Fleisch eine innige Verbindung ein; wäre ihm von vornherein ihre wahre Bedeutung klar gewesen, so hätte er zu dem Handel nicht die Hand geboten. Dadurch nun, daß der Teufel sich an Jesu, dem Heiligen und Sündlosen, vergriff, ihn mit Versuchungen plagte und zuletzt tödtete, überschritt er seine Rechtssphäre und mußte in Folge dessen auch alle diejenigen hergeben, die bis dahin mit einem gewissen Rechte in seiner Gewalt waren. Vergl. Gregor d. Gr., Homil. in Evangg. II, 25, 8; Leo d. Gr. Serm. XXII, 4; Ambrosius, Exp. in Evang. Luc. lib. IV. Ed. Ven. Tom. IV, 3. 827. Mit dieser Vorstellung einer gewaltsamen Rechtsüberschreitung seitens des Teufels verlor der listige Betrug durch den täuschenden Vertrag gewissermaßen seine rechtswidrige Natur. Gregor der Große und Leo der Große speciell vergleichen den Teufel mit dem Leviathan, den der Erlöser mit dem Hamen gefangen nahm. Die menschliche Natur in Jesu war wieder die Lockspeise, durch die der Teufel gewaltig gereizt wurde. Indem er dieselbe verschlang, durchbohrte ihn der Stachel der göttlichen Natur in Jesu, und er wurde inne, die Seele des Gottmenschen nicht festhalten zu können. Die Worte Hiob 40, 25 f.: „Ziehst Du wohl den Leviathan am Hamen und senkst Du in Angelschnur seine Zunge? Kannst Du einen Binsenring in seine Nase setzen und mit seinem Haken durchbohren seine Backe?“ boten für diese Ansicht eine willkommene biblische Stütze. Johannes von Damaskus zieht zur Erläuterung des Vorganges als Vergleich den Saturnmythus heran. Als der Teufel nach der menschlichen Natur in Jesu, der dargebotenen Lockspeise, begierig schnappte, wurde er zugleich von dem Hamen der Gottheit ergriffen, und es erging ihm wie dem Saturn, der alle seine verschluckten Kinder wieder herausgeben mußte. Vergl. Joh. Damask. III, 27.

Auf wie schwachen Füßen in sittlicher Hinsicht auch die vorgeführten Erlösungstheorien stehen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß durch sie bei

allem Ernste eine heitere Komik und ein köstlicher Humor geht. Ebenso wie der Teufel die Menschen mit Ueberlistung durch die erste Sünde in seinen Besitz gebracht hatte, ebenso wurden sie ihm mit Ueberlistung auch wieder entzogen. Sein Betrug wurde ihm mit einem gleichen Betrug erwidert. Selbstredend mußte der ganze Gedankenkreis aus der Bibel geschöpft werden, und außer der bereits angezogenen Stelle im Hiob waren Aussprüche wie Eph. 3, 9; 1. Petr. 1, 12; Joh. 1, 5 und 1. Cor. 2, 8 den leitenden Motiven sehr günstig.

Doch nicht nur das Dogma von der christlichen Versöhnung hat zur allmählichen Ausgestaltung der Figur des geprellten Teufels, wie sie in den Volkssagen uns vor Augen tritt, beigetragen, es ist auch der alte germanische Götterglaube dabei wesentlich mit im Spiel gewesen und hat immer frischen Anwuchs und neue Triebe gezeitigt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei der Christianisirung der Germanen die römische Kirche sehr behutsam zu Werke ging und den christlichen Glauben soviel wie möglich an deutsch-heidnische Vorstellungen anzupassen sich bestrebte. Deshalb übertrug man verschiedene Götter in ihrem freundlichen Wirken auf den Heiland und seine Apostel. Auf den Teufel wurde alles Dasjenige vereinigt, was in dem Wesen der Götter, Riesen, Nixen, Kobolde und Elben für die Menschen verderblich und unheilvoll war. Wenn auch die Volksmeinung der Verteufelung der segenspendenden Götter Widerstand geboten haben mag, so war doch Manches in ihrem Wesen, was sich in ein ungünstiges Licht stellen ließ. So sind vom obersten und höchsten Gotte Odin oder Wuotan verschiedene Züge und Wesenseigenthümlichkeiten im Bilde des Teufels leicht wiederzuerkennen. Wie er, der Beherrscher des Luftreiches, als wilder Jäger in den Wolken am Himmel dahinjagt und die Seelen mit sich fortführt, so zieht auch der Teufel als Höllenjäger nach Beute aus und reißt sie in raschem Fluge durch die Luft mit sich fort. Als erläuterndes Beispiel dafür mag die Haddingsage (vergl. Saxo 1, 12) und die Braunschweiger Sage von Heinrich dem Löwen dienen. Dort hüllt Odin seinen in der Schlacht geschlagenen Günstling in seinem Mantel, unter dem man sich die Wolke vorzustellen hat, und führt ihn in schnellem Galopp in die Heimat, hier wird Heinrich der Löwe vom Teufel durch die Luft getragen.*)

Als wilder Jäger ist Wuotan in einen grauen Mantel gehüllt und trägt einen Schlapphut auf dem Kopfe, oder er tritt als „Grönjette" auf. Ganz ebenso erscheint der Teufel bisweilen als ein altes graues Männchen oder als Jäger und Ritter in grünem Mantel und mit eingedrücktem Hut. Vergl. Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 43 und 101. Auch der vom Teufel sorgfältig verborgene Pferdefuß deutet auf Wuotan hin, der auf einem achtbeinigen Schimmel Sleipnir durch die Luft reitet. Nach

*) Vielleicht ist Heinrich der Löwe erst an die Stelle des edlen Möringer getreten, von dem die jüngere Edda in den Dämisagen berichtet.

einer anderen Seite hin nimmt Wuotan die Seelen der im Kampf gefallenen Helden in Walhall gastlich auf und bewirthet sie, auch den Teufel stellt man sich zuweilen als Höllenwirth vor. Ganz besonders scheinen die Bündnisse, die in den Sagen vom geprellten Teufel eine so große Rolle spielen, in dem Schutzverhältnisse Wuotans und seiner Günstlinge ihre Erklärung zu finden. Wer ein solches Bündniß mit dem Teufel schloß, mußte sich auf feste Jahre zu seinem Dienste verpflichten; war die Frist vorüber, so war er ihm verfallen. Daß bei solchen Bündnissen der Betreffende seine Unterschrift mit seinem Blute, das er sich durch Ritzen aus der Hand entlockte, zu geben hatte, rührt sicher von dem Brauche her, wie in alten Zeiten Freundschaftsbündnisse geschlossen wurden. Wie endlich dem Odin, so wird auch dem Teufel die Erfindung des Würfelspiels zugeschrieben. Die in der Nähe der Burg Franz von Sickingens bei Landshut in der Pfalz liegenden drei Steine sollen nach der Sage noch die Würfel sein, mit denen der Teufel und der Ritter miteinander spielten. In der Hölle wird gern um Menschenseelen gewürfelt, sei es, daß der Teufel selbst der Spieler ist, sei es, daß der Apostel Petrus, wie das bekannte Fabliau St. Pierre et le Jongleur beweist, in die Hölle kommt und mit dem während der Abwesenheit des Teufels Wache haltenden Spielmann würfelt und ihm alle in der Hölle weilenden Seelen abgewinnt und sie mit sich in den Himmel führt. An Stelle des Würfelspiels ist später das Kartenspiel getreten.

Weiter hat Thor oder Donar an den Teufel verschiedene Wesenseigenthümlichkeiten abgetreten. Vor Allem mag sein rother, auf seine Blitz- und Gewitternatur hinweisender Bart im Zusammenhange mit dem rothen Mantel stehen, mit dem der Teufel bisweilen angethan ist. Noch deutlicher erhellt die Beziehung zwischen Beiden durch den Bocksfuß, der den Teufel in vielen badischen Sagen kennzeichnet. Ferner fährt Donar in seiner Eigenschaft als Gewittergott auf einem mit zwei Böcken bespannten Wagen, von denen der eine, weil ihm einst, als er geschlachtet wurde, ein Knöchelchen vom Beine verloren ging, lahm geht, Hinkebein ist aber auch eine geläufige Bezeichnung des Teufels. Sicher geht auch der Gestank, mit dem der Teufel, wenn er sich geprellt und überlistet sieht, abfährt, entweder auf den Schwefelgestank zurück, den Donar als Gewittergott verbreitet, oder er weist auf den den Böcken eigenthümlichen üblen Geruch hin.*) Endlich kann auch eine gegenseitige Berührung darin gefunden werden, daß der Teufel ebenso wie Thor als Erbauer von Brücken gilt.

Von dem Gotte Heimdall, dem Wächter der Brücke Bifröst, die Mitgard mit Asgard verbindet, mag namentlich das ihm heilige Thier, der Hahn, das uralte Sinnbild des Lichtes und des Feuers, in die Teufelssagen gedrungen sein, denn vielfach wird der Teufel, wenn er schon am

*) Doch die Böcke mit ihrem Geruch scheinen selbst Donar als Gewittergott zu symbolisiren.

Ziele seines Werkes zu sein glaubt und eine Menschenseele erbeutet zu haben meint, plötzlich durch das Krähen des Hahnes geprellt. Merkwürdig vertreibt auch nach altpersischer Sage der heilige Hahn Parodar die Dämonen oder Divs in der Nacht.

Weiter sind Vorstellungen von Loki, dem Gegner und Widersacher der nordischen Götter, auf den Teufel übergegangen. Nach der Edda wird Loki mit seiner ganzen Sippe wegen seiner Tücke, Verschlagenheit und Bosheit von den Göttern mit List überwältigt und gebunden unter der Erde gehalten, erst am Weltende bei der Götterdämmerung soll er wieder loskommen. Dieser Ideenkreis verschmolz mit der christlichen Lehre vom Leviathan, dem Sinnbild des Teufels, der gleichfalls vom Erzengel Michael gefesselt wird und bis zum jüngsten Tage in der Hölle liegen muß. Doch der Teufel wird auch selbst gefesselt und unschädlich gemacht. So bezwingt nach einer Sage aus der schwäbischen Alp (vergl. Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben I, S. 161, Nr. 180) der Heiland den Teufel in einem Kampfe auf dem Rosenstein bei Heubach und bannt ihn in die schauerliche Teufelsklinge, wo er bis zu seiner Erlösung verbleiben muß. Es ist dies ein Wasserkessel, in den sich von der Felsenwand herab eine starke Quelle ergießt. Man hört zuweilen noch, wie der Teufel darin an seinen Banden rüttelt und sie zerbrechen will. Neben Loki wird aber auch dem Fenrirwolf nach mehreren mißglückten Versuchen mit einem von den Zwergen verfertigten unzerreißbaren Bande von den Göttern eine Fessel angelegt. In der Redensart: „Der Teufel ist los" haben wir sicher noch eine Erinnerung an Fenrirs wiederholtes Sichfreimachen von den starken Bändern und Stricken, die ihm von den Göttern um den Hals geschlungen wurden.

Schließlich spielen auch manche Thieropfer, die den germanischen Göttern dargebracht zu werden pflegten, in verschiedenen Sagen vom geprellten Teufel eine Rolle, so das schwarze Schaf, der schwarze Geisbock, das schwarze Huhn und ein Hahn, der an einem Donnerstag im März aus dem Ei geschlüpft ist. S. Kuhn, Westfälische Sagen, S. 102.

Am häufigsten berühren sich die Teufelssagen mit Riesensagen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß hier ein Uebergang stattgefunden hat. Ursprünglich bildeten die Riesen, die als Personificationen der rohen Naturkräfte und Elementargewalten zu denken sind, wie die Hervararsaga der Edda schildert, ein freundliches Reich. Erst als die Götter, Wichte und Menschen kamen, trat das Bösartige in ihrem Charakter hervor. Als Feinde aller Cultur verursachten sie heftige Stürme und eisige Kälte und richteten Bergstürze und Ueberschwemmungen an, welche die menschlichen Anpflanzungen und Ansiedelungen zerstörten. In Folge dessen erhob sich ein Kampf zwischen den Riesen und den den Menschen freundlich gesinnten Göttern, wobei jene trotz ihrer furchtbaren Kraft und Stärke den Kürzeren zogen und von diesen wegen ihrer höheren Einsicht überlistet und geprellt wurden. Selbst dem Menschen gegenüber mußten die ungeschlachten Unholde

das Feld räumen. Eine solche culturfeindliche und zerstörende Thätigkeit wird nun aber auch dem Teufel zugeschrieben. Auch er bringt Krankheiten über die Menschen und schädigt den Ertrag des Feldes, sodaß Mißernten entstehen. Vor Allem will er sich des Menschen selbst bemächtigen, dieser aber nimmt den Kampf mit ihm auf und geht durch seine Klugheit als Sieger über ihn hervor. Hinter dem Schmiede von Bielefeld, Apolda u. s. w. in dem bekannten Märchen, der den Teufel im Sacke auf dem Ambos ganz windelweich hämmert, so daß er ein Zetergeschrei erhebt und um seine Freilassung bittet, verbirgt sich sicherlich der seinen Hammer auf das Haupt der Riesen schwingende Thor. Ist doch „Meister Hämmerlein" auch ein gebräuchlicher Beiname des Teufels. Bei näherer Betrachtung erweisen sich ferner alle die Sagen, nach denen der Teufel mächtige Dämme, die quer durch den See gehen, Mauern, nach Art der Cyklopen, und Brücken, die hoch in den Himmel hineinragen und über Abgründe, Schluchten und Thäler führen, als christianisirte örtliche Riesensagen. Auch Hünen- und Brunhildebetten berühren sich mit Teufelsbetten. S. Grimm, Myth. S. 976.

Nach germanischem Volksglauben rühren die zahlreichen erratischen Blöcke, vorzugsweise die, welche auf dem Flachlande von Norddeutschland vorkommen, von Riesen her, die sie sich entweder im Spiele gegenseitig zugeworfen, oder die sie im Zorne gegen Götter und Menschen richteten. Andere wiederum sind kleine Steinchen oder Sandkörner gewesen, die die Riesen in den Schuhen trugen, und die sie, weil sie ihnen Druck verursachten, ausschütteten. Insbesondere werden Dämme oft als Sand und Erde bezeichnet, die eine Riesin bei ihrem Aufstiege auf den Berg aus dem Loche ihrer Schürze verlor. So ist beispielsweise der Teufelsdamm im Paarstein'schen See das Werk einer Riesin, den sie mit drei Schürzen voll Erde erbaute, als sie aber die dritte Schürze herbeibrachte, brach sie ein Bein, und das Werk blieb unvollendet. Dem Aehnliches wird auch vom Teufel berichtet. Namentlich sollen die in der Nähe von manchen Kirchen, Münstern, Kapellen und Klöstern liegenden Steine von ihm stammen. Die Sagen erzählen, daß er sie aus der Luft herabschleuderte, weil ihm die Stätten des Christenthums verhaßt waren und er es auf ihre Zertrümmerung abgesehen hatte. Die in den Felsstücken noch vorhandenen Abdrücke von Händen und Füßen werden ebensowohl auf den Teufel wie auf die Riesen zurückgeführt. Daneben deuten noch verschiedene andere Umstände darauf hin, daß an Stelle der Riesen nach der Bekehrung der Germanen zum Christenthume vielfach der Teufel getreten ist. Bildet doch der Name Drus, der sicher eine Entstellung von Thurs ist, eine gewöhnliche Bezeichnung des Teufels. S. Kuhn, Westfälische Sagen, S. 110. Im Mythus vom Swadilfari, durch dessen Hilfe der Baumeister (smidhr) in einem Winter den Göttern eine Brücke zum Schutze gegen die Berg- und Reifriesen erbaut, sind ohne Zweifel die Riesen in den Teufel übergegangen. Wahrscheinlich bildet auch die Sage von der Ellermutter, der neunhundert-

5*

köpfigen Mutter Hymirs, die nach Hymiskvidha 8 die beiden Götter Thor und Tyr beim Besuche in ihrer Wohnung durch Verstecken vor ihrem grimmigen Sohne rettet, die Grundlage zu der volksthümlichen Figur von des Teufels Großmutter. Im Märchen vom Glückskinde bei Grimm Nr. 29 heißt des Teufels Großmutter geradezu noch Ellermutter. Ebenso mag in der Redensart: „vom Teufel holen" noch ein alter Ueberrest des ehemaligen Glaubens an Riesen verborgen liegen, indem man annahm, jeder Vermißte sei von Trollen oder andern schlimmen Wichten (uvättir) geholt worden.

Endlich wie Thiere und Pflanzen früher nach Göttern oder Riesen, so wurden sie später nach dem Teufel benannt oder wenigstens mit ihm in Verbindung gebracht; namentlich war dies der Fall, wenn die schädliche Seite des Thieres oder der Pflanze vor der nützlichen überwog. S. Grimm, Myth. S. 981, u. Kuhn, Westfälische Sagen, II, 110. Was die Pflanzen anlangt, so geht dies ganz deutlich aus dem Hafer hervor. Dieser war dem Loki heilig, und in dem Sprichworte: „Der Teufel hat seinen Haber" wird derselbe auch in Beziehung zum Teufel gesetzt. Die Gymnadenia ferner, eine Orchidee mit handförmig getheilter Wurzel, heißt die Teufelshand, ihr altnordischer Name ist Forneotes folme, nach der Hand des alten Riesen Forneot benannt. S. Simrock, Myth., S. 550, u. Chevalier, Der deutsche Mythus in der Pflanzenwelt, zweiter Jahresbericht des k. k. Real-Gymnasiums in Smichow 1876, S. 30. Sogar die Wichte, Zwerge und Elben, die nach dem alten Volksglauben ursprünglich in gleicher Weise wie die Riesen ein friedliches Reich bildeten und erst böse wurden, als die Menschen kamen, haben verschiedene Züge an den Teufel abgegeben. Aus dem Wassermann ist geradezu der Teufel geworden, wofür die Sage vom Teufelsbade, einem Weiher bei dem Kloster Michelstein, unfern Blankenburg im Harze, spricht. Vergl. Pröhle, Aus dem Harz S. 85, u. Menzel, Deutsche Dichtung I, S. 95. Nach mythologischer Vorstellung baut der Nix ebenso wie nach christlicher der Teufel gegen ein Pfand oder ein Opfer eine Brücke, wird aber geradeso wie dieser nicht selten betrogen. Besonders sind den Wassergeistern die Mühlen verhaßt, weil sie durch dieselben in ihrem Thun und Treiben beunruhigt werden; deshalb trachten sie, ihren Bau zu verhindern, oder, wenn sie bereits fertig sind, arbeiten sie an ihrer Zerstörung. Ganz ebenso verfährt der Teufel mit Mühlen, die er auf Grund eines Vertrages mit einem Müller erbaut hat und dann von ihm getäuscht worden ist. Für den thatsächlichen Uebergang der Nixen in den Teufel ist auch der Umstand heranzuziehen, daß Mädchen in wildem Tanze von jenem wie von diesen davongeführt werden. Nach Wolf, Niederl. Sagen Nr. 514, walzte ein schlimmer Nix, der die Gestalt eines feinen Herrn angenommen hatte, bei Gent eines Abends eine Jungfrau immer näher dem Nixenbache (Neckerbeeke) zu, bis er mit ihr mit einem Male in den Bach sprang und nicht mehr gesehen ward. Vergl. noch Grimm, Altdän. Heldenl. Nr. 403 aus Dänemark. Eine ganz ähnliche Geschichte lesen wir bei Valvasor, Ehre d. Erzh.

Krain II, 15. 191 vom Teufel. Als vor Zeiten das Volk zu Laibach nach alter Sitte noch auf dem Markt um die Linde tanzte, mischte sich ein schmucker Jüngling in feiner Kleidung unter die Tänzer, ergriff die Schäferin Ursula, eine schöne, aber freche Dirne, und entfernte sich mit ihr im wilden Galopp immer weiter vom Markte, bis er endlich im Bache Laibach mit ihr verschwand.

Vielleicht hat aber auch der Sagencomplex vom Tode, der von dem Menschen in dem Augenblick, wo er kommt, um die Seele in Empfang zu nehmen, überlistet wird und leer ausgehen muß, auf die Sagen vom geprellten Teufel seinen Einfluß ausgeübt und ist auf diese übergangen. Schon im Talmud Baba bathra fol. 16a hat der Teufel neben anderen Namen auch den Namen maleach hammaveth, Todesengel. Auch die Sage von der Prellung des Todes begegnet uns bereits im Talmud. So findet sich im Tractat Kethuboth fol. 77b die Erzählung, daß Gott, als Rabbi Josua ben Levi sterben sollte, den Todesengel beauftragte, ihm seinen Willen zu thun. Als derselbe darauf bei dem Rabbi Josua ben Levi erschien, sprach dieser, er solle ihm seinen Platz im Paradiese zeigen, worauf er ihn aufforderte, ihm zu folgen. Rabbi Josua ging mit ihm, doch schon auf dem Wege listete er ihm unter dem Vorwande das Schwert ab, er möchte ihm damit einen Schreck einjagen. Als sie vor dem Paradies angelangt waren und ihn der Todesengel auf die Mauer hob, um ihm seinen Platz im Paradiese zu zeigen, sprang er plötzlich hinab; doch jener hielt ihn am Saume seines Mantels fest und forderte ihn auf, wieder zurückzukehren. Da aber Rabbi Josua ben Levi niemals in seinem Leben einen Eid gebrochen hatte, so gebot Gott dem Todesengel, ihn loszulassen. So gelangte der Rabbi, ohne den Tod geschmeckt zu haben, durch die Prellung des Todesengels lebendig in's Paradies. Selbst das Schwert konnte der Todesengel von ihm nur auf Gottes ausdrücklichen Befehl wieder zurückerhalten. Viel ausführlicher noch erzählt diese Sage das in Venedig 1547 gedruckte Werk Colbo fol. 136b und 137a, das über die jüdischen Rechte und Satzungen handelt und von einem unbekannten Verfasser herrührt.

Auch in deutschen Märchen hat die Sage von der Prellung des Todes Verkörperung gefunden. Am bekanntesten ist das Märchen Nr. 44 bei Grimm: Der Gevatter Tod. Nach demselben wird der Tod von seinem Pathenkinde, das er durch ein Kraut zu dem berühmtesten Arzte auf der ganzen Welt gemacht hatte, zweimal hinter das Licht geführt, indem es die Kranken plötzlich umkehrte, so daß der Tod zu Häupten derselben zu stehen kam. Von Hans Sachs ist das Märchen 1553 zu einem Meistergesange und von Jakob Ayrer zu einem Fastnachtsspiel verarbeitet worden; ebenso hat es in neuester Zeit Rudolf Baumbach zu einem größeren epischen Gedichte: „Pathe des Todes" verwendet. Mit verschiedenen Abweichungen begegnet uns die Fabel auch bei Pröhle, Kindermärchen Nr. 13, und bei Prätorius im Glückstopf (1699), S. 147—149. Nach einem Hausmärchen

bei Wolf, S. 365 wieder überlistet der Arzt den Tod. Vgl. Br. Grimm, Kinder- und Hausmärchen III, S. 69 f.

Aus den Fabeln von der Ueberlistung des Todes wurde vielleicht auch der Zug mit auf den Teufel übertragen, daß der Todesengel dem, der sich mit der heiligen Schrift beschäftigt, Nichts anhaben kann. So verfuhr nach dem babylonischen Tractat Maccoth fol. 10a Rab Chasda, als der Todesengel sich ihm nahte, um ihm das Leben zu nehmen. Der Todesengel mußte sich deshalb, um ihm beizukommen, einer List bedienen. Er setzte sich nämlich auf einen Cederholzkasten des Lehrhauses und wartete daselbst so lange, bis er zerbrach. In Folge des Geräusches schwieg Rab Chasda einen Augenblick still, und diesen benutzte der Todesengel und nahm ihm seine Seele. Nach dem Tractate Schabbath fol. 30b im babylonischen Talmud bediente sich der Todesengel gegenüber dem Könige David einer ähnlichen List. Als der König sterben sollte, studirte er den ganzen Tag ununterbrochen hinter einem Garten seines Hauses in dem Gesetze, und der Todesengel hatte keine Gewalt über ihn. Er kletterte deshalb auf einen Baum und fing an, denselben heftig zu schütteln. Da erhob sich David und stieg auf eine Leiter, um nachzusehen, wer das Geräusch hervorbrächte, jedoch die Leiter zerbrach unter ihm. Da schwieg er still und starb. Auch die Beschreibung des Todesengels, wie sie sich im Talmud und in verschiedenen kabbalistischen Werken der jüdischen Litteratur findet, daß er nämlich ein feuriges Kleid trägt, von der Fußsohle bis zum Scheitel mit Augen bedeckt ist, ebenso daß sein Anblick Furcht und Zittern erregt und daß er am Lager eines Kranken, der zum Tode bestimmt ist, zu dessen Häupten steht, sind Züge, die zum Teufel passen und wirklich in verschiedenen Märchen und Sagen vorkommen. Im Märchen vom Schmied zu Jüterbogk ist die Prellung des Todes und des Teufels sogar zusammengeflossen.

Nachdem wir gezeigt haben, wie die Vorstellung von dem geprellten Teufel sowohl auf Grund des christlichen Dogmas von der Versöhnung wie des altgermanischen Volksglaubens sich allmählich herausgebildet hat, treten wir den zahlreichen Sagengebilden selbst näher und versuchen zuvörderst eine Charakteristik derselben zu geben.

Im Allgemeinen durchziehen sämmtliche Sagen vom geprellten Teufel keine tiefen ethischen Gedanken. Es ist immer derselbe Gedanke, der in ihnen wiederkehrt, nämlich immer größere Herrschaft in der Natur und vor Allem in der Menschenwelt zu erhalten. Sowie er von Gott von der Erde seinen Theil fordert, so strebt er auch, die gottgetreuen Menschen abwendig zu machen und in sein Netz zu ziehen. Mit seinem Heere stellt er sich daher bereitwillig in den Dienst des Menschen und hilft ihm bei schwerer Arbeit. In kurzer Zeit, oft einigen Tagen, meistens sogar in einer Nacht, führt er riesenhafte Bauten, Wälle, Dämme, Brücken und Mauern auf, die das Maß menschlicher Kraft weit überschreiten. Er zaubert aber auch Münster, Kirchen, Kapellen, Klöster, Mühlen mit Wehren, Gehöfte, Garten-

anlagen, Scheunen in einer Nacht hervor. Schon ist der Bau bis auf eine kleine Lücke fertig, es gilt nur noch den letzten Stein einzufügen, jedoch da kräht plötzlich der Hahn und verkündet den anbrechenden Morgen. Der Teufel ist betrogen, er muß den Bau im Stiche lassen. Um sein Werk sogleich wieder niederzureißen und dem Erdboden gleichzumachen, schleudert er einen Felsen oder einen Baustein aus der Höhe herab, der das Dach durchschlägt, dann zieht er unter Gepolter und Krachen mit furchtbarem Wuthgeheul ab und wird nicht mehr gesehen. Der Mensch sucht den Bau zu vollenden, oder das durch den Wurf entstandene Loch zuzumachen, doch vergebens. Was er am Tage baut, stürzt während der Nacht immer wieder ein. So behält der Bau auf ewige Zeiten sein Teufelszeichen. Als Feind des Christenthums sieht der Teufel es gern, wenn der Mensch vorgiebt, ein Wirthshaus oder ein Buhlhaus zu bauen, und er ist geschäftig, ihm dabei zu helfen, merkt er aber, daß es eine Kirche oder eine Kapelle wird, so zieht er sich zornschnaubend zurück und sucht gleichfalls durch einen Steinwurf das Gebäude zu zertrümmern. Häufig tritt er an den besorgten Bauer heran und verspricht ihm, eine Scheune zur Bergung seines Erntesegens oder eine Gartenanlage zu errichten, doch er wird auch dabei geprellt. In anderen Fällen übernimmt der Teufel die Rolle eines Landmannes, er pflügt und eggt die Felder, mäht das Gras mit einem Mäher um die Wette oder breitet den Dünger für eine Magd auf dem Felde aus, damit sie zu Tanze gehen kann. Mitunter macht er den Menschen auch zu einem berühmten Heilkünstler oder er lehrt ihn die schwarze Kunst, so daß er Wundercuren verrichten, Beschwörungen vollziehen und allerhand Zauberwerk treiben kann, oder er verschafft ihm Reichthum und Ansehen, Wohlleben und Genuß.

Doch der Teufel thut Nichts umsonst, er fordert seinen Lohn. Derselbe besteht in der Regel darin, daß er einen Vertrag mit dem Menschen auf bestimmte Jahre schließt und sich von ihm seine Seele verschreiben läßt. Wie im christlichen Dogma, so fordert auch in der Sage der Teufel für seine Leistungen immer etwas Höheres und Werthvolleres, als er selbst giebt. Dieser Gedanke geht wie ein rother Faden durch alle Sagengebilde. Dem Menschen zwar erscheint das, was er dem Teufel als Eigenthum verspricht, gegenüber der Hilfe in der augenblicklichen Nothlage gering, darum geht er auf den Handel ein. Mit dem Stich einer Nadel in die Hand entlockt ihm der Teufel das zur Unterschrift erforderliche Blut. Bei Brücken- und Kirchenbauten fordert der Teufel meist die erste Seele, die über die Brücke oder in die Kirche geht, doch handelt es sich zuweilen auch um die Seele des Baumeisters, dem er seine Hilfe angedeihen läßt. Bei dem Vertrage aber übersieht der Teufel in seiner Kurzsichtigkeit die Tragweite desselben, es ist irgend ein Punkt, den er nicht bedacht hat, und so bietet er selbst die Mittel zu seiner Ueberlistung und wird mit seinen eigenen Waffen geschlagen. Da der Mensch umsichtiger, pfiffiger, schlauer ist, so

findet er einen Ausweg, wodurch der Vertrag hinfällig wird. Anstatt eine Menschenseele zu erjagen, muß sich der Teufel oft mit einer Thierseele begnügen, oder er muß ganz mit leeren Händen abziehen und wird obendrein von den Menschen noch ausgelacht und verhöhnt. Oft verlangt der Mensch, wenn der Teufel nach Ablauf der gesetzten Frist kommt, seine Seele zu holen, noch etwas von ihm, was er ihm besorgen soll, oder er trägt ihm eine scheinbar kleine Arbeit auf, die aber über sein Vermögen geht. So soll er z. B. eine krause Locke des Hauptes oder ein krauses Haar gerade machen, oder er soll ein Seil aus den Körnern eines Sandhaufens drehen. Beschämt steht er dann vor dem Menschen da, er kann sich seiner nicht bemächtigen, da Recht doch Recht bleiben muß. Unter Zornesschnauben über das ihm geschlagene Schnippchen fährt er in solchen Fällen davon, oft einen greulichen Gestank hinterlassend. Wer klug und muthig ist, wer vor Allem die Geistesgegenwart nicht verliert, bleibt von allen Künsten des Teufels, so ungebärdig er sich auch stellt, frei, sie können ihm Nichts schaden. Nach einigen Sagen begehrt der Teufel für seine Dienste nicht die Seele des Menschen, sondern nur ein Stück seines Leibes, aber auch da wird er geprellt und muß den Rückzug antreten. Am drolligsten wirken die Sagen, nach denen der Teufel bei der ihm mitgespielten Ueberlistung selbst noch ein Glied seines Körpers, sei es eine Kralle oder ein Daumen, sei es ein Stück seines Schwanzes, einbüßt. In einer Sage werden ihm die Hörner abgeschlagen, in einer andern bekommt er statt der Braut einen Klumpfuß.

Sogar wenn der Teufel sich mit klugen Thieren zu messen versucht, zieht er den Kürzeren. Er verliert seine Wette und ist blamirt. So wetteten nach einer Sage bei A. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen I, S. 191 f., einmal der Teufel und der Fuchs in der Gegend bei Saalhausen dicht bei Hundesossen mit einander, wer am weitesten über die Lenne springen könnte. Der Fuchs nahm seinen Schwanz in's Maul und sprang bis auf den gegenüberliegenden Berg, der Teufel dagegen kam nur bis an den dicht am Ufer gelegenen Felsen, wo sich sein Kopf, seine Ellenbogen und seine Knie abdrückten und der Stein bis heute im Volksmunde der Teufelsstein heißt.

Was treibt aber den Menschen dem Teufel in die Hände und veranlaßt ihn, auf den angebotenen Handel einzugehen? Vor Allem ist es die Noth, Rathlosigkeit und Angst. Der Mensch befindet sich in der Klemme und weiß nicht, wie er durch eigene Kraft aus ihr herauskommen soll. Wohl zittert er beim Eingehen des Vertrages, es wird ihm schwül um's Herz, doch die Bedrängniß ist zu mächtig, sie betäubt sein Gewissen, und so taucht er die Feder in sein Blut und verschreibt dem Teufel seine Seele. In anderen Fällen wieder sind es Geldgier und Gewinnsucht, Sehnsucht nach Behaglichkeit und Lebensgenuß, die den Menschen bewegen, den verhängnißvollen Contract mit dem Teufel abzuschließen. In seinem Leichtsinn gedenkt der Mensch nicht an Das, was er gethan hat; erst wenn der Termin abgelaufen

ist und er in jedem Augenblicke den Besuch des Teufels zur Empfangnahme seiner Seele erwartet, grauset es ihn. Von Gewissensqualen gefoltert, entdeckt er dann das ihn folternde Geheimniß und erhält einen glücklichen Rath, der ihn aus den satanischen Schlingen erlöst. Die die Rettung bewirkenden Mittel sind ihrem Wesen nach oft recht einfacher Natur. Da der Teufel über das Göttliche und Heilige keine Gewalt hat, so machen nicht selten heilige Personen, wie Geistliche, Mönche und die Jungfrau Maria, oder heilige Geräthschaften, wie ein Kreuz, ein Weihkrüglein, das Glockenläuten oder Verwendung des Geldes zu einem heiligen Zwecke, oder endlich religiöse Beschäftigung, wie Gebet, Lesen in der Bibel, Singen geistlicher Lieder den teuflischen Pact zu nichte. In einigen Fällen bewirkt die Stimme eines Engels oder ein schönes Frauenbild, die Rettung, er wird einige Zeit aufgehalten und gefesselt, so daß er den vertragsmäßigen Zeitpunkt versäumt und die Wette verliert. Bisweilen ist, wie bereits bemerkt, das rettende Mittel der das Morgenlicht verkündende Hahnschrei, weil der Teufel als Fürst der Finsterniß sein Werk nur in der Nacht treiben kann und es sofort einstellen muß, wenn der Tag anbricht. In der Regel wird das Schreien des Hahnes durch Weiber veranlaßt, indem sie rasch nach dem Hühnerstall eilen, in die Hände klatschen und dadurch die Hühner aus dem Schlafe wecken. Doch auch ein künstliches Kickeriki von Menschen genügt, um den Teufel zur Flucht zu veranlassen.

In allen den Sagen, wo es sich um Erbauung von Brücken, Dammwerken und Kirchen durch den Teufel handelt, wird der Handel dadurch zerstört, daß über die Brücke oder in die Kirche eine Hirschkuh, eine Geis, ein Rehbock, eine Gemse, ein Hund, eine Katze oder ein Hahn geschoben wird, weil in dem Pacte es sich allgemein nur um eine Seele handelte und unbestimmt blieb, ob damit die Seele eines Menschen oder die eines Thieres gemeint sei. Mit Hast ergreift der Teufel das betreffende Thier und zerreißt es in Stücke. Einige Male muß sich der Teufel sogar an Stelle der Seele des Menschen mit dessen Schatten begnügen.

In manchen Legenden und Sagen tritt der Teufel auch wider seinen Willen mit sich in Widerspruch und muß, anstatt Böses anzustiften, das Gute befördern, und so bewahrheitet sich das Wort Goethes, das ihn als die Macht hinstellt, „die stets das Böse will und doch das Gute schafft.“

Was schließlich die Erscheinung und Gestalt des Teufels anlangt, so tritt er in verschiedenen Costümen auf. Bald naht er sich dem Menschen als ein altes graues Männlein im Mantel, bald als Jäger in grünem Wamms und grünem Hut mit einer Feder, bald als vornehmer Ritter oder Herr mit langen Stiefeln. Bisweilen spielt er auch den Freiersmann und mischt sich beim Tanze unter das junge Volk auf dem Markte oder auf dem Tanzboden in der Schenke. Er kommt aber auch in die Stube und läßt sich am Tische nieder, greift in die Unterhaltung ein und weiß durch seine Reden die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Obwohl er dabei seinen Pferde-

oder Bockfuß gut zu verbergen weiß, so entdeckt der scharfe Blick doch sehr bald, daß der leibhaftige Gottseibeiuns unter ihnen weilt.

Auch wenn der Teufel Stolz und Hochmuth zur Schau trägt und in prahlerischen Reden sich ergeht, so wird er beschämt und gedemüthigt und wagt nicht mehr, an der Stätte seiner Prahlereien zu erscheinen.

So haben wir in dem Teufel, wie er im Sagenkreise des Mittelalters lebt und webt, eine Figur, deren Wesen und Wirken sowohl durch die altchristliche Versöhnungslehre, wie durch den germanischen Götterglauben bestimmt wird. Christliches und Heidnisches ist in ihm zusammengeflossen und hat eine Fülle von Situationen geschaffen, die theils durch ihren sittlichen Ernst, theils durch ihre heitere Komik noch heute das Auge des Forschers mit hohem Interesse erfüllen.

Das Uebervölkerungsproblem.

Von

Alexander Tille.

— Glasgow. —

Im Jahre 1898 wird es ein Jahrhundert, daß ein wohlmeinender ängstlicher Brite, dem die angeborene Fähigkeit und Neigung fehlte, sich selbst den nöthigen Ellenbogenraum zu schaffen, ein Gespenst wieder aus dem Grabe weckte, das für über zwei Jahrtausende geschlummert hatte: die Furcht vor Uebervölkerung. Das griechische Alterthum hatte es gekannt. Für Solon ward es das Motiv zur Gestattung des Kindermordes, für Plato die Basis für seine seltsamen Zeugungsvorschriften. Der Orient hatte Nichts davon gewußt: dort galt starke Volksvermehrung für ein großes Gut, und die orientalische Poesie feiert nicht selten auch außerhalb der jüdischen Heldensage das Blühen des eigenen Stammes bis in die fernsten Tage und seine endlose Vermehrung bis er dem Sand am Meere gleicht, den die Woge Tag für Tag auf's Ufer hebt. So kam es, daß diese Furcht auch den christlichen Vorstellungskreisen fern blieb. In dem Deutschland des Mittelalters besonders wußte man die Bevölkerungszunahme zu schätzen. Jeder kluge Herr suchte soviel wie möglich Vasallen zu gewinnen. Mannen bedeuteten Macht, Mannen erst machten den Grundbesitz zum Gute. Ohne sie war er werthlos. Erst die Religionskriege des sechzehnten Jahrhunderts wurden die Veranlassung, diese Auffassung bei Seite zu schieben. Religiöse Motive nahmen ihre Stelle ein, bis sie der Große Kurfürst zu seinem und seiner Lande Nutzen wieder zu Ehren brachte. In England galt sie unerschüttert weiter, und selbst als nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die englische Industrie

einen ungeahnten Aufschwung nahm und die Bevölkerung von 1751 bis gegen das Ende der achtziger Jahre von 7 auf 10 Millionen stieg und um 1800 die Summe von 12 Millionen erreichte, wuchs damit das britische Nationalbewußtsein und das Gefühl der Macht. Als aber gegen Ende des Jahrhunderts hin der Handel weiter zunahm und das Leben im eigenen Lande ein freieres, der Verkehr leichter und der Güteraustausch ein rascherer wurde, da nahm auch der sociale Ausscheidungsproceß an Raschheit zu. Eine Familie, die vordem 30 Jahre gebraucht hatte, um völlig zu verarmen, sank jetzt in einem einzigen Jahrzehnt bereits auf die unterste Stufe hinab. Die Lehensherren des Mittelalters hatten für ihre verarmenden Unterthanen aus Eigennutz Sorge getragen; die Fabrikherren nutzten nur die Arbeitskraft während der kräftigsten Periode des Lebens aus; dann kümmerten sie sich nicht mehr um ihre Arbeiter. Dem rascheren Pulsschlag im socialen Körper entsprach nicht nur eine raschere sociale Auslese, ein rascherer Aufstieg der begabteren, tüchtigeren Elemente, sondern ebenso eine raschere sociale Ausscheidung der Untüchtigen.

Das war die Zeit, in der sich noch alle Augen nach dem großen Erdtheil im Westen richteten. Dort erfolgte gerade, im Norden wenigstens, der erste Aufschwung des Gemeinsinnes und einer Art neuen Nationalitätsgefühles. Von dort kamen noch immer fortgesetzt Berichte über die wunderbaren Reichthümer des Landes, und an den verhältnißmäßig primitiven socialen Zuständen glaubten die ersten sociologischen Denker sich am besten schulen zu können. Ein Häuflein französische Siedler, kräftige, junge, arbeitsame Ehepaare ohne die Last jeder älteren Bevölkerung, die Greise, Kranken und Schwachen, waren über den Ocean gezogen und hatten sich in 25 Jahren an Zahl verdoppelt. In einem einzigen Jahrhundert mußten sie sich also versechzehnfachen. Wie Alles, was man jenseits des Oceans in dieser Hinsicht beobachtete, so mußte auch dieser Zug typisch für die Menschheit überhaupt sein. Das Rousseaualter war nur allzuglücklich, wenigstens eine Stelle zu haben, wo man es noch mit den „natürlichen“, noch nicht „durch die Cultur verseuchten“ Verhältnissen zu thun hatte. Ohne zu bedenken, daß eine solche Auswandererschaar ohne den entsprechenden Procentsatz Alter und Schwacher nicht das Normale, sondern die Ausnahme ist, nahm man sie gewissermaßen als Paradigma für die „natürliche“ Zunahme der Menschenzahl an. Unter diesen Eindrücken schrieb der schottische Pfarrer Thomas Robert Malthus im Jahre 1798 sein Essay on the Principle of Population und erweiterte dessen Thesen 1803 zu einem ganzen Werke.

Malthus' Axiome sind, daß die Bevölkerung sich unter natürlichen Verhältnissen in 25 Jahren verdoppele, in 25jährigen Perioden also zunehme wie 1:2:4:8:16, d. h. in geometrischer Progression; und daß zweitens die Nahrungsmittel unter günstigen Verhältnissen in dem gleichen Zeitraum zwar auch zunehmen, aber nicht so rasch, nämlich nur wie 1:2:3:4:5, d. h. in arithmetischer Progression, und auch dies nur

„unter Verhältnissen, die der menschlichen Thätigkeit am günstigsten sind". Das zweite Axiom wird so wenig bewiesen wie das erste. Es wird gleich diesem hingeworfen und als unumstößliche Offenbarung betrachtet. Aus der Combinirung beider Axiome ergiebt sich sofort mehr: Da nur so viele Menschen leben können, als ausreichende Nahrung finden, müssen die über den Nahrungsspielraum hinaus Geborenen Hungers sterben. Das ist nach den herrschenden Theorien aber nicht blos grausam, sondern, was schlimmer ist, ungerecht. Denn alle Geborenen haben nach der Zeitanschauung ja das gleiche „Recht auf Dasein". Abhilfe ist nur dadurch zu schaffen, daß weniger geboren werden. Geschlechtliche Enthaltsamkeit ist das sociale Allheilmittel. Es allein kann zur Heraufführung des allgemeinen Glückes und Friedens auf Erden leiten. Es ist darum die oberste sittliche Pflicht, die Grundmenschenpflicht, und wer ihr nicht genügt, der ist ein schlechter Mensch.

Es ist wohl keine Frage, daß diese luftigen Aufstellungen ohne jede praktischen Folgen geblieben wären, wären sie nicht mit zwei anderen Strebungen zusammengefallen, welche beide in derselben Richtung arbeiteten; nämlich mit dem Kampf der untersten Gesellschaftsschicht um höhere Löhne und mit der Ausbildung der theoretischen Nationalökonomie. Soviel hatten die Arbeiter Englands bereits von Adam Smith gelernt, daß ein größeres Angebot von Arbeiterhänden die Löhne herabdrücke, und ein kleineres sie hinauftreibe. Die Verminderung der Zahl der Arbeiterhände oder doch die Verhinderung ihrer Vermehrung mußte demnach als erstrebenswerthes Ziel erscheinen, und es ist kein Wunder, wenn die Doctrin von Malthus in die Reden und Schriften der Arbeitermasse Englands Eingang fand.

Adam Smith hatte die Gesammtsumme der Besitze der Glieder eines Volkes den Nationalreichthum genannt, und durch ihn wurde die Hebung dieses Nationalreichthums das praktische Ziel der neuen theoretischen Wissenschaft. Dieser Nationalreichthum ist aber kein absoluter Werth, sondern nur ein relativer. Nicht die Nationalreichthümer zweier Völker absolut sind zu vergleichen, sondern nur nach ihrer Proportion zu den beiderseitigen Volkszahlen. Ein Volk, bei dem 1000 Thaler auf den Kopf kommen, ist reicher als eins mit nur 800 für den Kopf. Diese Kopfsumme läßt sich aber offenbar nicht nur durch stärkere Arbeitsanstrengung der Bevölkerung, glückliche Handelsspeculationen, industrielle Erfindungen u. s. w. steigern, sondern ebenso gut durch Verminderung der Volkszahl. Ein Volk von 1000 Gliedern mit je 100000 Thalern ist nach dieser extremen Doctrin glücklicher als eins von 100000 Gliedern mit je 1000 Thalern. In dieser ebenfalls luftigen Höhe der Speculation ist die Verschiedenheit des Machtverhältnisses beider Völker, die Einwanderung in das Land, wo jeder Volksgenosse 100000 Thaler besitzt, und vieles Andere vergessen, absolut vergessen. In Cobdens Theoremen erscheint dieser scheinbare Thatbestand dann noch weiter verzerrt.

Thomas Robert Malthus war zu wenig Nationalökonom, um diese Dinge ganz durchzudenken. Erst John Stuart Mill verdanken sie ihre völlige Vereinigung mit den Gesetzen der Volkswirthschaftslehre und die klare Darlegung ihrer wechselseitigen Beziehungen. Mills Ansehen hat den Malthusianismus in weite Kreise getragen und zur theoretischen Ueberzeugung von Tausenden gemacht, zugleich hat er ihn aber auch in seinen Principles of Political Economy von den Zahlenspielereien gereinigt, mit denen ihn Malthus ausgeputzt hatte. Er erklärt es geradezu für einen unseligen Gedanken, „Dingen eine Präcision zu geben, die sie nicht haben können und die, wie jeder vernünftige Mensch einsehen muß, für die Beweisführung ganz überflüssig ist." Mills Mahnung tönt vom humanen Standpunkte noch nachdrücklicher als die von Malthus. Durch alle seine Ausführungen klingt es: Ihr, die Ihr Kindern das Leben gebt, seid schuld am Elend Eurer Mitmenschen. Hört auf, den Strom der Bevölkerung höher zu schwellen, und Ihr thut nur eine Menschenpflicht, das Elend zu lindern. Das ist der Mahnruf, der an die socialen Gefühle in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts appellirt. Es ist kaum anzunehmen, daß irgend Jemand, wahrscheinlich nicht einmal ein malthusianischer Philosoph, darnach gehandelt habe. Denn das Gebot ist so unnatürlich, und die Liebe zum eigenen Weibe und die Freude am Gedeihen zahlreicher Kinder ist in allen Gesunden weit stärker als die Sorge um das Wohl der Mitmenschen. Ueberdies hilft hier die Entsagung des Einzelnen nicht das Mindeste; sie schafft höchstens mehr Platz, daß Andere ihrem Fortpflanzungstrieb um so ausgiebiger fröhnen können. Wenn man von Frankreich sagt, dort habe der Malthusianismus zwanzig Millionen Anhänger, so ist das grundfalsch. Bei Malthus ist die Liebe zu den Mitmenschen das Motiv zur Kinderbeschränkung; im praktischen Leben ist das nie der Fall. Da ist es der Mangel an Selbstvertrauen, der sich nicht zutraut, eine zahlreichere Familie ernähern zu können; da ist es die Absicht, den eigenen Kindern einen bestimmten Familienbesitz zu erhalten; ist es der Wunsch, eine Tochter so auszustatten, daß sie wieder in den Stand heirathen kann, dem die Eltern angehören; vor Allem aber Neigung zu Luxus und Wohlleben bei den Eltern, die Furcht, sich sonst zu sehr anstrengen zu müssen, die Furcht vor den Sorgen der Vaterschaft und die Furcht vor den Schmerzen der Mutterschaft. Andere Erwägungen vermögen den im Gesunden allmächtigen Trieb nicht zu besiegen. Nur der physiologisch Mangelhafte, der Angeseuchte, Feige, Genußsüchtige handelt nach Malthus' Rath und schützt dann natürlich auch Malthus' Motiv vor, obwohl er in Wirklichkeit aus kurzsichtigster Selbstsucht handelt.

Mills unmittelbarer Nachfolger ist der noch immer unbekannte Verfasser der Principles of social science, die, ein dicker Band von sechshundert Seiten, in Deutschland als „Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft" durch mehr als 26 Auflagen gegangen sind, wozu die Pikantheit des

Gegenstandes fraglos mit beigetragen hat, wenn sich auch wenige Leser durch den nicht eben leichtflüssig, wenn auch stellenweise begeistert geschriebenen Band mit seiner Weitschweifigkeit und seinen echt englischen Wiederholungen durchgelesen haben werden. Auch David Ricardos Einfluß ist nicht gering anzuschlagen. Neuerdings hat die verhängnißvolle Lehre von Malthus in Deutschland einen eifrigen Verfechter gefunden in dem Süßwasserzoologen Otto Zacharias. Seine „Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den socialen Nothständen der Gegenwart" ist 1892 in fünfter Auflage erschienen und unterscheidet sich in ihrem ernsten Gehalt vortheilhaft von der Fluth malthusianistischer Schmutzschriften, die sich für 50 Pf. im Inseratentheil so vieler großer Blätter anpreisen, bald als „Facultative Sterilität ohne Verletzung der Sittengesetze", bald unter abenteuerlichen und marktschreierischen Titeln, die dem Unreifen prickelnden Reiz verheißen.

Schon im ersten Drittel unseres Jahrhunderts begnügte man sich nicht mehr mit der Ermahnung zur Enthaltsamkeit, von deren Wirkung man sich wohl nicht allzuviel versprach, und die fortgeschrittene Kenntniß der menschlichen Anatomie und die Industrie medicinischer Instrumente, Apparate und sonstiger Artikel gaben die Mittel an die Hand, in anderer Weise die Kinderbeschränkung zu fördern. Schon vorher wußte man, daß Spermatozoen in dünnen Flüssigkeiten wie Wasser nicht leben können und daß es nur der Berührung mit einer solchen bedarf, um sie abzutödten. Jetzt ging man darauf aus, die Empfängniß durch mechanische Mittel zu verhindern, zuerst vom Manne aus, später auch vom Weibe aus. Erst wurde beim Manne Gummi, dann Seide angewandt, als sich aber die wissenschaftliche Medicin immer deutlicher dagegen aussprach, weil alle diese Mittel die Wurfkraft der Muskeln rasch verringerten und auf die Dauer den Mann zu absoluter Sterilität führten, wandte man sich dem Weibe zu, und nun begann die Periode der Pessarien, die im Pessarium occlusivum gipfelt, das die Empfängniß unmöglich macht. Charles Bradlaugh und seine nachmals spiritistisch gewordene Freundin Annie Besant sind die eifrigsten Vorkämpfer dieser „Wohlthat der Menschheit", dieses „absolut unschädlichen" Mittels, in England. Mit seiner absoluten Unschädlichkeit ist's freilich nicht so weit her. Es ist die häufigste Ursache eines der schwersten Frauenleiden, des Scheidenkrampfes, den sein wiederholter Gebrauch fast ausnahmslos hervorruft oder doch fördert. Mit der Anwendung künstlicher Präventivmittel wird der Malthusianismus zum Neumalthusianismus, und in dieser Form hat die Lehre zwar nicht, aber die Praxis namentlich in Frankreich und Italien eine weite Verbreitung gefunden. In England hat sie kaum nennenswerthe Anhänger; das britische Volk ist dazu doch zu gesund; und in den Kreisen der englischen Gewerkvereine ist an Stelle der Predigten über die zuvielen Kinder eine kräftige Agitation gegen die Einwanderung fremder Arbeiter getreten. Das ist ja auch ein Mittel, das Angebot von Händen auf dem Arbeitsmarkt niedrig zu erhalten.

Die Anwendung der Präventivmittel aus Uebervölkerungsrücksichten ist immer überschätzt worden. Ein paar Narren mögen sich vielleicht einmal von diesem Motiv haben leiten lassen. Aber obwohl sie ernste Nationalökonomen auch in Deutschland empfehlen zu müssen geglaubt haben, so kann man sie, aus diesen Motiven wenigstens, wohl kaum gering genug anschlagen. Aber auf anderer Seite droht allerdings eine ernste, weil geistige Gefahr für den Westeuropäer. Jene Mahnung ist die letzte Hochburg der Uebervölkerungsfurcht und des Glaubens an eine Uebervölkerungsgefahr, der durch den Fortschritt der Wissenschaft seit Malthus' und Mills Tagen endgiltig zu den Acten gelegt worden ist, aber trotzdem noch immer einen großen Theil der gelesensten sociologischen Litteratur durchzieht, nämlich denjenigen Theil, der sich von den Naturwissenschaften und speciell von der Entwickelungslehre fern gehalten hat.

Der Fall, daß es Nahrungsmittel die Fülle gegeben hat und sich trotz aller Bemühungen keine Esser dafür haben auftreiben lassen, ist noch nicht beobachtet worden. Das Gegentheil jedoch ist mehrfach sicher bezeugt, und auch der Fall, daß die Zahl der Esser die vorhandene Nahrungsmenge übertraf, hat sich keineswegs nur einmal zugetragen. In einem Punkte hat also Malthus thatsächlich Recht, und es wird immer sein Verdienst bleiben, diesen Punkt entdeckt und die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt zu haben: so lange keine Verhinderung der Empfängniß stattfindet, hat jede Bevölkerung allerdings die Tendenz, fortwährend über den Nahrungsspielraum überzuschießen. Wenn man mit einem Schlage, wie das schon mehrfach der Fall gewesen ist, die Nahrungsmittel stark vermehrt (wie neuerdings durch die Einführung künstlicher Düngemittel), dann wächst die Bevölkerung sofort ebenfalls stark. Die guten Kornjahre sind durch ihre hohe Eheschließungsziffer bekannt, und der hohen Eheschließungsziffer eines Jahres folgt regelmäßig eine hohe Geburtenziffer des folgenden. Ein Gesetz des abnehmenden Bodenertrags, nach dem die Ernte zwar durch auf sie verwandte Arbeit wachsen soll, aber nicht proportional der Arbeit, sondern in geringerem Grade, giebt es nicht. Der Bodenertrag wächst bald langsamer, bald rascher als die Bevölkerung, ganz je nachdem, ob in eine Zeit große Fortschritte in der Technik des landwirthschaftlichen Betriebes fallen oder nicht.

Trotzdem aber bleibt die Tendenz der Bevölkerung, über den vorhandenen Nahrungsspielraum überzuschießen, Thatsache, und es ist Charles Darwins Verdienst, diese von Malthus entdeckte Thatsache in ein völlig neues Licht gerückt zu haben. Andererseits ist es Malthus' Verdienst, Darwin in seiner Bevölkerungstheorie die Grundlage für seine naturphilosophischen Speculationen geboten zu haben, die dieser dann nach tausendfacher Bestätigung durch einzelne Thatsachen zur Theorie erheben konnte. In dem dritten Capitel seines Hauptwerkes über die Entstehung der Arten durch natürliche Auslese sagt Darwin: „Da mehr Einzelwesen geschaffen werden, als möglicherweise bestehen können, so muß in jedem Falle ein

Kampf um's Dasein eintreten, entweder zwischen Einzelwesen derselben Art oder zwischen Einzelwesen verschiedener Arten, oder zwischen Einzelwesen und den äußeren Lebensbedingungen. Es ist die Lehre von Malthus, mit verstärkter Kraft auf das ganze Thier- und Pflanzenreich angewendet; denn in unserem Falle ist keine künstliche Vermehrung der Nahrungsmittel und keine vorsichtige Enthaltung von der Ehe möglich." Das Thier wie die Pflanze haben mehr Nachkommen, als sich durch die vorhandenen Nahrungsmittel ernähren können, oder ernähren könnten, selbst wenn die betreffende Thierart die einzige Thierart und die betreffende Pflanzenart die einzige Pflanzenart auf der Erde wäre. Aber gerade dieses Ueberschießen über den Nahrungsspielraum ist der eigentliche Kern ihres Fortschrittes. Denn nur dadurch, daß so Viele mehr entstehen, als existiren können, ist eine natürliche Auslese möglich, die die Schlechtesten durch die Noth beseitigt, die Besten allein erhält und so mit jeder Generation die betreffende Art auf eine höhere Stufe der Entwickelung hebt. Man hebe jenes Ueberschießen der Zahl über den Nahrungsspielraum auf, und man hebt damit die natürliche Auslese auf und dadurch den Fortschritt. Der modernen Sentimentalität mag dieses unausgesetzte Opfern des Schwächsten in der Natur grausam erscheinen; es ist deswegen aber nicht weniger Naturthatsache und zugleich, nachdem die Vererblichkeit erworbener Eigenschaften durch Galton und Weismann so unendlich eingeschränkt worden ist, der einzige Hebel des Fortschritts, den wir heute kennen. Wir mögen für die Menschenwelt eine Ausnahmestellung beanspruchen, wir mögen uns über das „rohe Naturwalten" erhaben dünken — sehr wohl! — nur müssen wir uns darüber klar sein, daß wir mit der Aufhebung der Ausscheidung der Untüchtigsten durch die Noth des Daseins auch das einzige Triebrad des Menschheitsfortschrittes im biologischen Sinne aushängen.

In Darwins Werken liegen, wo immer er von der natürlichen Auslese spricht, diese Ideen offen zu Tage, wenn sie auch nicht ganz deutlich formulirt worden sind. Wie aber Darwin selbst zuerst zögerte, seine Theorie der natürlichen Entwickelung auf den Menschen anzuwenden, um nicht Anstoß zu erregen, so hat es auch geraume Zeit gedauert, bis diese Folgerungen klar und deutlich gezogen worden sind. Erst hat man auf allerhand Schleichwegen versucht, sich ihnen zu entziehen und sich ihrer Logik zu verschließen: endlich hat ihnen ihr eigenes logisches Gewicht aber doch zur Anerkennung verholfen.

Schon um die Mitte des Jahrhunderts tritt das deutliche Bestreben hervor, sich mit dem Ueberbölkerungsgespenst abzufinden. 1852 veröffentlichte Herbert Spencer seine Theory of Population. Vor Darwins Hauptwerk erschienen, ist diese eine litterarische Großthat. Die Noth als Quelle allen Fortschritts ist darin nur allzudeutlich aufgezeigt, denn sie ist identisch mit dem, was man schon vorher den Druck der Bevölkerung genannt hatte.

„Von Anfang an," sagt Spencer, „ist der Druck der Bevölkerung die unmittelbare Ursache des Fortschritts. Er hat die ursprüngliche Ausbreitung der Rasse erzeugt. Er hat die Menschen gezwungen, das Räuberleben aufzugeben und Ackerbau zu treiben. Er hat zur Säuberung der Erdoberfläche geführt. Er hat die Menschen in den socialen Zustand hineingezwungen, die sociale Organisation unvermeidlich gemacht und die socialen Gefühle entwickelt. Er ist der Ansporn gewesen zu fortschreitenden Verbesserungen in der Production und zu wachsendem Arbeitsgeschick und Verstand. Täglich bringt sein Pressen uns in nähere Berührung und wechselseitig abhängigere Beziehungen." Dann fährt er fort:

„Und nachdem jener Druck die Erdkugel völlig bevölkert hat, wie er schließlich muß, und alle ihre bewohnbaren Theile in den höchsten Culturzustand gebracht hat, nachdem er alle Vorgänge zur Befriedigung menschlicher Wünsche zu höchster Vollendung gebracht und gleichzeitig den Intellect zur völligen Befähigung für seine Arbeit und die Gefühlswelt zur völligen Eignung für das sociale Leben entwickelt hat, — nach alledem sehen wir, daß der Druck der Bevölkerung, wie er allgemach sein Werk vollendet, sich selbst zu einem Ende bringen muß."

Aber auf welchem Wege geschieht das? Mittels gewisser Cultureinflüsse? Mittels menschlicher Eingriffe in das Walten der Natur beim Befruchtungsact frei nach Charles Bradlaugh? Oder durch geschlechtliche Enthaltsamkeit nach dem edlen Vorbild von Malthus? Oder auf eine vierte Weise?

Eine menschliche Zweckhandlung kommt nach Spencer überhaupt nicht in Frage, sondern die Verminderung des Druckes vollzieht sich automatisch. Darwins großer Rivale Alfred Russell Wallace giebt einmal den Inhalt von Spencers Ausführungen in der Nußschale wieder. „Die Variation der Erhaltung der Einzelwesen und der Rassenfortpflanzung stehen in umgekehrtem Verhältniß. Diejenigen Arten und Gruppen, welche das kürzeste und ungewisseste Leben haben, erzeugen die größte Zahl von Nachkommen. Individuation und Reproduction stehen sich feindlich gegenüber. Die Individuation hängt aber vollständig von der Entwickelung und Specialisirung des Nervensystems ab, das nicht nur die verschiedenen Thätigkeiten und Combinationen von solchen in den verschiedenen Organen besorgt, sondern auch erst allen Fortschritt in Instinct, Fühlen und Denken möglich macht. Die heutige Zunahme der Menschheit hat sich durch die Nothwendigkeiten des Lebens in der Wildheit bestimmt, wo sie, wie bei den meisten Thierarten, nur eben hingereicht hat, um eine beschränkte Durchschnittsbevölkerung zu erhalten. Aber mit der Civilisation wächst die Durchschnittsdauer des Lebens, und die unter günstigen Umständen mögliche Bevölkerungszunahme wird sehr groß, weil die Fruchtbarkeit größer ist, als sie unter den neuen Bedingungen zu sein brauchte. Der Fortschritt der Civilisation hinsichtlich der Erhaltung von Leben ist in neuerer Zeit so reißend geworden, und die zunehmende Entwickelung des Nervensystems hat sich auf einen so kleinen

Bruchtheil der Bevölkerung beschränkt, daß noch kein allgemeiner Rückgang in der Fruchtbarkeit erfolgt ist. Daß die Thatsachen jedoch wirklich mit der Theorie übereinstimmen, beweist die allgemein gemachte Beobachtung, daß hoch begabte Eltern in der Regel keine große Familie haben, während diejenigen Klassen, die sich mit den einfachen Arten der Handarbeit beschäftigen, den rasendsten Zuwachs aufweisen."

Thomas Henry Huxley, Francis Galton und Alfred Russell Wallace sind anderer Ansicht. „Selbst wenn der bewohnbare Boden," sagt Huxley, „das Eigenthum der ganzen Menschheit ist, so muß . . . früher oder später die Vervielfältigung der Rasse ihre Zahl auf das Maximum bringen, das sein Ertrag ernähren kann. Und dann wird sich das interessante Problem der Casuistik, an der sich selbst die ‚absolute Socialethik' (der Hieb geht auf Spencer) die Zähne ausbeißen soll, aufdrängen. Sind wir, die wir eben noch existiren können, verpflichtet, neue Ankömmlinge zuzulassen, die einfach sich und uns dem Hungertode nahebringen müssen? . . . Die Bevölkerungsfrage ist das wirkliche Sphinxräthsel, für das noch kein politischer Oedipus bisher eine Lösung gefunden hat. Angesichts des Unheils der furchtbaren, ungeheuerlichen Uebervermehrung der Menschen sinken alle anderen Räthsel zu völliger Bedeutungslosigkeit herab."

Spencers Ausführungen gipfeln in dem Satze, daß besonders begabte Menschen, große Gelehrte, Künstler, Entdecker, gewöhnlich nur wenige Nachkommen haben, und daß ihre Familien nicht selten aussterben. Spencer findet den Grund für ihre geringe Nachkommenschaft in der Organisation und Function ihres Nervensystems. Das klingt ganz einleuchtend, aber es ist doch nicht ohne Weiteres richtig, jedenfalls ist es nicht der einzige Grund. Darwins Vetter Galton, der Vorgänger Weismanns in der Behauptung der Nichterblichkeit erworbener Eigenschaften, hat das Material, auf das sich obige Behauptung gründet, sorgfältig gesammelt und ist dadurch zu der Erkenntniß gekommen, daß der Grund für die geringe Nachkommenschaft bedeutender Gelehrter gewöhnlich in etwas ganz Anderem zu suchen ist, nämlich in ihrem späten Heirathen. Einen großen Theil ihres Lebens verwenden sie darauf, sich Anerkennung zu erwerben, und erst weit später als Alltagsmenschen erreichen sie eine sichere Stellung, die ihnen die Ehe ermöglicht. Heirathen sie dann, dann wählen sie sich auch nicht mehr ganz junge Frauen, von denen sie auch noch durch einen bedeutenden Altersunterschied getrennt wären, sondern in der Regel reifere. Nun ist aber die Fruchtbarkeit der Frauen, wie Galton ebenfalls gezeigt hat, unbedingt von ihrem Heirathsalter abhängig. Die Fruchtbarkeit einer Frau, die mit 20 Jahren in die Ehe tritt, verhält sich zu derjenigen einer, die mit 29 Jahren heirathet, wie 8 zu 5. Daraus ergiebt sich für jene Gelehrten u. s. w. mit Nothwendigkeit eine geringere Nachkommenschaft, auch ohne daß man eine angeborene nervöse Anlage in Rechnung zöge, und es kann demnach zweifelhaft sein, ob größere geistige Anlagen wirklich hemmend auf

6*

die Fortpflanzung einwirken. Damit ist aber die Richtigkeit von Spencers ganzer Gedankenkette in Frage gestellt.

Alfred Russell Wallace geht in seinen Vorschlägen zur Verstopfung der Bevölkerungsquelle gewissermaßen auf Malthus zurück. Nur predigt er nicht Enthaltsamkeit für immer, sondern nur Enthaltsamkeit für die jugendkräftigste Periode des Lebens, und zwar für Mann und Weib in gleicher Weise. Er will dem schwellenden Strom der Bevölkerung einen Damm vorbauen durch Hinaufrücken des Heirathsalters der Frauen und dadurch auch der Männer. Wie das direct anzustellen ist, das ist ihm freilich nicht ganz klar. Dazu nimmt er allerlei Utopien zu Hilfe. Aber die gewerbliche Verselbstständigung der Frau steht beherrschend im Mittelpunkt seiner Ausführungen. Ist sie erreicht und mit ihr eine größere Wahlfreiheit der Frauen hinsichtlich des Gatten, dann treten sofort drei Momente ein, welche die Bevölkerungszunahme hindern. Einmal das höhere Heirathsalter der Frauen an sich. Sodann wächst bei einem solchen sofort der Abstand der einzelnen Generationen von einander. Und drittens sind dann gleichzeitig weit weniger Generationen am Leben als heute. Der Bevölkerungszuwachs wird also an drei Stellen unterbunden, statt an einer.

Ein anderer bedeutender ethischer Arbeiter von heute, C. M. Williams, macht in seinem Werke über „Entwickelungsethik" den gleichen Trugschluß wie Spencer so vielfach in seinen ethischen Arbeiten: „Die Geeignetsten werden überdauern, und die Geeignetsten werden Diejenigen sein, welche das Uebel der Uebervölkerung wahrnehmen und thatsächliche Maßnahmen zu seiner Vermeidung treffen. Die Geeignetsten werden Diejenigen sein, welche sich klar machen, daß sie zum Heile ihrer Kinder handeln und zu dem der Gesellschaft als Ganzes, wenn sie nicht mehr Nachkommen in die Welt setzen, als sie mit Gesundheit, guter sittlicher Erziehung und genügender Bildung ausstatten können, damit sie sich unter normalen Arbeitsbedingungen selbst fortzuhelfen und sich ein behagliches Leben zu schaffen im Stande sind. Die Bedeutung des Wortes „Gesundheit" ist keine absolute. Nehmen wir aber an, der Anfang wird gemacht in der Richtung, den Druck zu vermindern, so müssen wir uns sagen, daß, unter im Uebrigen gleichen Verhältnissen, jene Geschlechter und Gesellschaftsklassen, in denen dies aufkommt, im Kampf um's Dasein begünstigt sein und in die Lage kommen werden, andere zu verdrängen." Schlimmer kann man den Darwinismus nicht auf den Kopf stellen!

Williams behauptet sogar weiter: „daß die Erzeugung von Nachkommenschaft zu solcher Armuth und Unwissenheit, daß dieselben sie physisch verkümmern lassen und ihren Eintritt in die Verbrecher- oder Darbenden-Klasse wahrscheinlich machen, unsittlich ist und daß die Pflicht es nicht von Männern und Frauen verlange, daß sie Gesundheit und Glück opfern und ein elendes, mit Arbeit überladenes, freudenloses Dasein führen sollen, um eine übergroße und wahrscheinlich schwächliche Familie groß zu ziehen."

Der neue Ausblick, den Charles Darwin eröffnet hat, ist von einem

deutschen Denker ganz wesentlich erweitert worden, von einem einsamen Manne, der außerhalb jeder Fachwissenschaft stehend und eine Art Polyhistor, sich die Ergebnisse verschiedener Wissenschaften zu Eigen gemacht und selbstständig durchgedacht hatte, von C. Radenhausen in seinem Hauptwerk „Isis". Er hat zuerst Malthus' Argumentation als irrig aufgewiesen und gezeigt, daß die Dinge, die dieser als Thatsachen annahm, gar keine Thatsachen sind. Als Ingenieur in Hamburg lebend, stand er mit dem englischen Denken in gewisser, wenn auch nicht in directer Fühlung. Er hat daher auch eine deutlichere Vorstellung von den Mächten, die in Wirklichkeit die Völkerschicksale bestimmen, und geht nicht selten mit glücklichem Spürsinn den verschlungenen Fäden der thatsächlichen Völkerentwickelung nach. In ein paar kurzen Sätzen stellt er die grenzenlosen Uebertreibungen hinsichtlich der Vermehrung der Menschen bloß. „Die Mehrung der Europäer," sagt er (Isis, III, 82), „beträgt unter günstigen Verhältnissen höchstens ein Hundertel jährlich, und so weit sich schätzen läßt aus einzelnen Nachweisungen früherer Zeiten, ist sie niemals stärker gewesen; muß vielmehr durchgehends viel geringer gewesen sein, weil die jährliche Mehrung um ein Hundertel schon in siebzig Jahren die Zahl verdoppelt und dieses Verhältniß die jetzt (1871) in Europa lebenden 288 Millionen innerhalb zweitausend Jahren rückwärts gerechnet, auf ein Menschenpaar hinabführen würde; wogegen wir wissen, daß unsere Vorfahren bereits damals große Völkerschaften bildeten . . ."

Und wie steht es mit dem Gesetz des abnehmenden Bodenertrags?

Radenhausen behauptet geradezu (Isis III, 82/83): „Die Fortbildung der Europäer im neunzehnten Jahrhundert erweist in der stattgehabten Verbesserung des Wohlstandes aller, daß die Nährfähigkeit weit stärker zugenommen habe als die Zahl der Menschen. Soweit sich auf die Zukunft schließen läßt, erscheint es wahrscheinlich, daß dieses der Menschheit günstige Verhältniß im Zunehmen sei. Die Bevölkerung der Hauptländer Europas hat im neunzehnten Jahrhundert theilweise sich verdoppelt und dennoch hat das Leben des Einzelnen sich verbessert, hat an Sicherheit, Geltung und Menschenwürde gewonnen. Möge es auch zur Zeit noch weit entfernt sein von der wünschenswerthen Stufe seiner Bildung, so steht es doch jedenfalls viel höher als vor sechzig Jahren." Radenhausen stellt den Satz auf, „daß ein Volk, dessen Zahl zunimmt, nicht verarmt, sondern reicher wird. Jedes Menschenleben ergiebt der Mehrzahl nach einen Ueberschuß, sei dieser auch noch so klein, und der Bildungsschatz der Gesammtheit wie auch ihre äußeren Güter wachsen stätig heran, mögen die Zugaben auch noch so geringe sein oder schwankend sich mehren und mindern; durchgehends herrscht der Fortschritt. Die Erfahrung stellt auch in der entgegengesetzten Richtung diese Ueberzeugung heraus; denn das gesammte Morgenland erweist, wie die Verbände bei Abnahme ihrer Zahl an Nährfähigkeit und Gesittung verlieren; jeder Bewohner jener gesegneten Länder müßte ein Baron oder Millionär sein, wenn die Gründe richtig wären, auf welche die Furcht

vor Uebervölkerung sich stützt. Das Euphratthal z. B. ist ausgedehnt und fruchtbar, aber dabei die Bevölkerung gering; statt reich zu sein, sind es Bettler; ebenso in Egypten." Neuerdings hat der Amerikaner Carey sogar wahrscheinlich gemacht, daß der Mensch sich seine Nahrungsmittel um so leichter bereitet, je dichter mit fortschreitender Cultur die Bevölkerung wird.

Die Vermehrung des Bodenertrags allein hat jene Menschenvermehrung freilich nicht geschaffen. „Die Europäer," sagt Radenhausen, „haben gelernt, ihre überlegene Bildung in Nährstoffe umzusetzen, indem sie Werke des Kunstfleißes hervorbringen, für welche andere Völker der Erde ihnen Nährstoffe überlassen, wie Reis, Mais, Zucker, Kaffee, Thee und Gewürze, ferner Kleidungsstoffe wie Baumwolle und Wolle; so daß man zu Faserpflanzen um so weniger vom eigenen Lande herzugeben braucht, also um so mehr für Nährstoffe verfügbar hat . . . Nur der Anfang ist gemacht worden und hat dem Blick eine unabsehbare Reihe von Verbesserungen eröffnet, die nicht allein augenscheinlich möglich sind und eine unermeßliche Menge von Nährstoffen erzielen können, sondern auch nur durch Zunahme der Menschenzahl erlangbar werden können; die Quantität bringt also die Qualität mit sich, indem nur durch Hebung der Zahl größere Güte möglich wird . . . Der Glasarbeiter, welcher die Erde seines Vaterlandes zu Perlen bereitet, für die der Fremde uns Reis oder Zucker übergiebt, läßt Menschen aus seinem Schmelzofen hervorgehen, indem er die Nährstoffe herbeizieht, durch welche um so mehr Menschen in seiner Nähe zum Leben befähigt werden; jede neue Arbeit ernährt neue Menschen." Die Thatsache, daß in einem Lande die Bevölkerung zunimmt, beweist immer, daß die Lebenden durch ihre Arbeit einen so hohen Ueberschuß produciren, daß so und so viele Menschen jedes Jahr mehr am Leben erhalten werden können. Steigt dabei gleichzeitig noch das allgemeine Niveau der Lebenshaltung, so liegt darin der weitere Beweis, daß noch nicht der ganze erzeugte Ueberschuß von den neu hinzugekommenen Volksgenossen aufgezehrt wird, sondern daß den erwachsenen Arbeitenden ein Antheil an der durch ihre Arbeit geleisteten Mehrung des Nationalvermögens zufällt, indem sie in den Genuß von Dingen treten, die bis dahin über ihrem Lebenshaltungsniveau lagen. Von einer relativen Uebervölkerung könnte man in gewissem Sinne sprechen, wenn die Bevölkerung so rasch zunähme, daß das allgemeine Niveau der Lebenshaltung oder auch nur das der untersten Schicht des Volkes deswegen sinken müßte. Daß dies heute der Fall ist, wird selbst ein hartgesottener Socialist nicht behaupten wollen.

Somit läßt sich auch positiv beweisen, daß wir heute relativ, d. h. im Verhältniß zu der Menge der Nahrungsmittel, die wir produciren oder durch Austausch gewinnen, eine gar nicht unbeträchtlich dünnere Bevölkerung in Deutschland haben als z. B. vor sechzig Jahren. Niemand wird leugnen wollen, daß der Arbeiter heute im Ganzen besser lebt als 1830. Die Bequemlichkeiten des Lebens, voran Nahrung, Kleidung und Wohnung, haben

sich seitdem fraglos in beharrlicher Aufbesserung befunden. Da sich seitdem aber die Menschenzahl Deutschlands mehr als verdoppelt hat, so ist damit bewiesen, daß die Mehrzahl der Individualleben einen Ueberschuß über ihren Verbrauch hinterläßt, der der Gesammtheit zu Gute kommt.

Die Aengstlichkeit ist nachgerade zu einem Zuge unserer Zeit geworden. Was unsere Großväter und Väter noch mit selbstsicherem Gefühl des Instinctes thaten, daran deuteln und disputiren wir herum, dazu haben wir nicht mehr den Muth. Das deutet auf eine schwere Erschütterung der natürlichen Triebe in den gebildeteren Volksschichten, die auf die Dauer nicht ohne Gefahr bleiben kann. Eine Festigung der Triebe in unserem Bewußtsein, eine Rechtfertigung derselben vor unserem Denken, ein Abwaschen all der Schimpfworte, welche eine asketische Moral ihnen angehängt hat, ist dringend erforderlich, und diese kann nur kommen von den Naturwissenschaften, die uns einmal über die Voraussetzungen unseres Daseins aufklären und sodann die herrschenden Moralsalbadereien, die geradezu als die Hauptsache zu gelten begannen, wenn auch noch mehr im Reden als im Handeln, in den bescheidenen Winkel verweisen, der ihnen vermöge ihrer Bedeutungslosigkeit für den Fortschritt der Rasse zukommt.

Was heißt überhaupt „Uebervölkerung"? Wissenschaftlich kann man sich sehr verschiedene Dinge darunter denken, zumal das Wort die Relativität einschließt. Vielfach sind verschiedene Menschen verschiedener Meinung, ob an einem bestimmten Platze „Uebervölkerung" stattfinde oder nicht. Uebervölkerung in dem landläufigen Gebrauche aber bedeutet nur einen unklaren Begriff, über dessen wesentlichen Inhalt man sich keine Rechenschaft zu geben vermag. Nur daß der einzelne Mensch nicht soviel haben kann, wie er gerne möchte, liegt immer darin eingeschlossen. Man kann Uebervölkerung definiren als ein grobes Mißverhältniß zwischen der Bevölkerungsziffer und den vorhandenen Nahrungsmitteln. Aber ist denn ein solches überhaupt denkbar, außer wenn die Nahrungsmittel durch ein plötzliches Naturereigniß mit einem Schlage stark abnehmen? Etwa durch eine Ueberschwemmung, einen Brand? Aber gerade in diesen Fällen pflegen wir von Nahrungsmangel und nicht von Uebervölkerung zu reden. Auch in diesen Fällen kann die Uebervölkerung keine dauernde sein, da die Menschen, welche keine Nahrung finden, entweder nach anderen Gegenden mit geringerer wirthschaftlicher Spannung auswandern oder verhungern müssen. Tritt aber eine solche plötzliche Verengerung des Nahrungsspielraumes nicht ein, dann kann auch keine Uebervölkerung entstehen, da zu viele Menschen gar nicht entstehen können, weil ja Nichts da wäre, wovon sie leben könnten.

So lange bei einem Volke sich noch eine Zunahme der Menschenzahl und ein Steigen des Niveaus der Lebenshaltung oder auch nur Eins von Beiden beim Stätigbleiben des Andern feststellen läßt, so lange ist dasselbe noch im Aufsteigen begriffen. Das Steigen des Lebenshaltungsniveaus

über eine gewisse Grenze hinaus freilich schließt die Gefahr ein, daß durch die Zunahme der Bequemlichkeiten namentlich in den herrschenden Gesellschaftsklassen die Bevölkerungsquelle verstopft werde, wie dies in Frankreich bereits der Fall ist und in Großbritannien ebenfalls einzutreten beginnt. Wo die Verhältnisse und das Volk gesund sind, da muß immer zunächst der Zuwachs unter der Bevölkerung ernährt werden, und nur der Ueberschuß, der darüber hinaus bleibt, kann zur Steigerung der Lebensannehmlichkeiten verwendet werden. Aber Eins lehrt die Geschichte: daß das Aufhören der Bevölkerungszunahme immer das erste Anzeichen auch des culturellen Niederganges ist. Es ist eine Ermüdungserscheinung: die Männer scheuen die Sorgen der Vaterschaft und die Mütter die Schmerzen der Mutterschaft, und diese Folge des Nachlassens der Zeugungskraft des Volkes schafft weitere Ermüdung, weil sie den mächtigsten Ansporn zur Arbeit, die Sorge für die Kinder, beseitigt.

Das Volk selbst ist des Volkes höchstes Gut. Der Volksstand, der Bestand an arbeitsfähigen und arbeitsliebenden Volksgenossen bestimmt seine Stellung unter den Völkern und nicht sein Besitzstand. In den Vereinigten Staaten ist diese Werthung bereits Thatsache geworden. Dort schätzen Volkswirthe jeden arbeitskräftigen Einwanderer auf tausend Dollars Werth für das Nationalvermögen, und man weiß, daß erst die nöthige Bevölkerungsdichte einem Stamme Widerstandskraft nach außen verleiht.

An der Wiege der Culturmenschheit ist die Uebervölkerungsfrage und ihre kühne Ueberwindung durch die Lust der hellen Rasse an dem Dasein und der Vermehrung schon einmal ausschlaggebend für die Geschicke der Erdbevölkerung für die folgenden Jahrtausende gewesen, ja, die unbewußte Ueberwindung der Uebervölkerungsfurcht hat geradezu erst die Grundbedingung zur Entstehung der Culturmenschheit geschaffen, nicht nur, indem der Druck der Bevölkerung, wie Spencer ausgeführt hat, die Menschen zur Viehzucht und Bodenbewirthschaftung trieb, sondern vor Allem durch Schaffung und Lebendigerhaltung einer starken natürlichen Auslese.

Während auf den Südseeinseln mit dem planmäßigen Kindermord eine willkürliche Auswahl unter den Geborenen eintrat, statt der natürlichen Auslese, kraft deren die Tüchtigsten überleben, und die dortigen Stämme weder an Zahl noch an Fähigkeiten vorwärtsrückten, ja niemals sich bis zu einer Vermehrung der ihnen von der Natur gebotenen Nahrungsmittel aufschwangen, zu der immer nur der Druck der Bevölkerung, die Noth, führen kann — vollzogen sich im Süden Asiens andere Vorgänge. „Wenn . . . die Ungleichheit der Jahreserträge Hungersnoth herbeiführte," sagt Radenhausen in seiner Isis (III, 78), „wendete die helle asiatische Menschheit die Auswanderung an; es ward ein angemessener Theil in die Fremde gesandt, um friedlich oder feindlich eine neue Ansiedelung zu gewinnen. Derart werden die Menschenströme gewesen sein, welche aus Mittelasien nach allen Seiten sich ergossen, nordwärts durch Sibirien, Nord-Rußland, nach Europa,

gegen Osten nach China, Japan u. s. w., nach Süden in Hinterindien und die Sundainseln, späterhin nach Baktrien und Vorderindien, westwärts durch Persien und Kleinasien und Europa, endlich auch nördlich am Kaspisee vordringend. Die Uebervölkerung trieb zur Auswanderung, und das kräftige Geschlecht vermochte allenthalben sich Raum zu schaffen. Diese Züge wiederholten sich in Europa. Der große Auszug der Cimbern und Teutonen, welcher von Norden her, Deutschland durchziehend, die Alpen überstieg und das römische Reich mit dem Untergange bedrohte, war durch eine Hungersnoth in die Fremde gejagt worden, in Folge deren ein ausgeloster Volkstheil sein Vaterland hatte verlassen müssen, aber statt des geforderten Raumes zur Ansiedelung in Italien den Tod fand (70 vor Chr. G.), vom römischen Heere geschlagen und zersprengt." In zahlreichen Fällen besiegte und unterwarf oder vernichtete der auswandernde Stammtheil andere schwächere und weniger zeugungskräftige Stämme und trug dadurch bei zur Bevölkerung der Erde mit den Tüchtigsten.

Radenhausen hat die Voraussetzungen von Malthus, deren mathematische Bestimmtheit Mill bereits erschüttert hatte, als irrthümlich nachgewiesen. Er ist dadurch zu einer Hochschätzung des Volksstandes gegenüber dem Besitzstand des Volkes gelangt, wie er in der Neuzeit noch nicht dagewesen war. Ihm ist in dieser Werthhaltung des Personenstandes des Volkes Ludwig Büchner gefolgt in dem dritten Theile seines Werkes „Der Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft", in dem er die Frage behandelt: „Wohin gehen wir?" und aus einer Combination der humanen Ideale mit naturwissenschaftlicher Erkenntniß und speciell mit den Thatsachen der Entwickelungslehre Normen für das sittliche Leben und die Gestaltung der Gesellschaftsverhältnisse zu gewinnen sucht.

Wieviel Darwin der Sociologie und speciell Malthus verdankt, wurde bereits berührt. Er hat es ihr aber, obwohl ihm das ein Leichtes gewesen wäre, nicht gebührend zurückgezahlt. In allen seinen Veröffentlichungen, selbst in der „Abstammung des Menschen und der geschlechtlichen Zuchtwahl", hat er sich der Anwendung seiner Wissenschaft auf den Culturmenschen und dessen sociale Verhältnisse thunlichst enthalten. Und doch ist einzig aus der Entwickelungslehre und ihrem Kern, der Thatsache der natürlichen Auslese im Wettbewerb um die Daseinsmittel oder, wie es heute unter den Culturnationen heißt, um die Arbeitsgelegenheit, zu einer Ueberwindung des doctrinären Malthusianismus zu gelangen. Hat Radenhausen die Beweisführung von Malthus als irrig erwiesen, so läßt sich seiner Lehre doch noch in anderer Weise beikommen, indem man sie nämlich auf die Folgen untersucht, die ihre allgemeine oder theilweise Anwendung haben muß, insonderheit für das Wohl der Menschenrasse und ihren Fortschritt.

Und wenn nun wirklich eine Uebervölkerungsgefahr der Culturmenschheit, der Menschheit überhaupt, drohte — die Rücksicht auf das Dasein unserer Ururenkel erforderte, daß wir nicht daran dächten, ihr vorzubeugen. Eine

allgemeine gleichmäßige Enge des Ellenbogenraumes auf der ganzen Erde ist eine Unmöglichkeit. An eine gleichmäßige Widerstandsfähigkeit und Ausbreitungskraft jedes einzelnen Menschen zu glauben, ist eine Narrheit. Eine gleichmäßige Bevölkerungsspannung auf dem Erdball und ein gleicher Bevölkerungsdruck auf jeden Einzelnen ist ein Gespinnst einer Phantasie, die sich in der Gleichheitsmanie der Rousseauzeit festgerannt hat. Solange der Mensch das Product natürlicher Verhältnisse bleibt, so lange wird es auch von Geburt an Stärkere und Schwächere geben; so lange wird der Eine vielen Kindern das Leben geben und der Andere wenigen; so lange wird sich eine Familie stärker vermehren als die andere; ein Stamm sich stärker ausbreiten als der andere, in einer Gegend sich Bevölkerung anhäufen und von der anderen sich welche wegziehen; so lange wird auch ein Volk das andere und eine Rasse die andere verdrängen; so lange werden Rassen verschwinden und andere aufblühen; so lange wird es am Menschheitsstamme ein ewiges Wachsen, Blühen und Verblättern geben. Alle die Ursachen, die im einzelnen Falle die betreffenden Folgen hervorrufen, sind uns allerdings nicht bekannt, aber doch einige. Wir stehen hier wie in so vielen Fällen dem Naturwalten noch zum guten Theil unwissend gegenüber. Aber daß jenes Auf- und Niedergehen der Stämme der Zukunft Thatsache sein wird, steht fest. Es fragt sich nur, welche Stämme siegen und welche unterliegen werden. Einzig auf Grund dieser Erfahrungsthatsachen ist heute der Malthusianismus überhaupt noch discutirbar. Wer gleich mit beiden Beinen in die Welt von dessen Voraussetzungen hineinspringt und von der gleichen Zunahme aller Menschengruppen ausgeht, eine gleiche über den ganzen Erdball reichende Bevölkerungsspannung annimmt und darum allen Menschen die gleiche Pflicht der Enthaltsamkeit predigen will, der bewegt sich in seinen Annahmen und Schlüssen eben in einem Utopien, und ehe er dieses nicht aufgegeben hat, ist ihm mit naturwissenschaftlichen Gründen auch nicht beizukommen.

Ist aber einmal die Existenz verschiedener, auch wieder verschieden starker Spannungscentren in der Bevölkerung der Erdoberfläche und die Thatsache von deren unausgesetzter Verschiebung zugegeben, dann erhebt sich auch sofort die Frage: Werden in der Zukunftsmenschheit denn auch meine Enkel, meiner Brüder und Schwestern Enkel, meiner ganzen Familie, meiner Völkerschaft, meines Volkes, meines Stammes, meiner Rasse Nachkommen inbegriffen sein, oder werden wir dann zu den Ausgestorbenen gehören? An diese Frage knüpft sich dann sofort eine andere: Haben wir Mittel, die dazu helfen, unseren Nachfahren das Ueberdauern im Daseinskampfe zu sichern, und welche sind dies? Die Geschicke eines Volkes bestimmen sich unwiderruflich durch die Wechselwirkung zwischen seiner Arbeitskraft und seiner Zeugungskraft; beide fördern und heben einander ununterbrochen, und beide hemmen und schwächen einander ebenso ununterbrochen, sobald einmal die abschüssige Bahn des Niederganges beschritten ist. Reich-

thum oder Wohlstand spielt dabei nur eine sehr untergeordnete Rolle, höchstens als Mittel zur Ernährung neuer Volksmengen und zur Ausbildung der Arbeitskräfte zu besonderen Berufsthätigkeiten, nicht als Grundfactor und nicht als letztes Ziel. Und da ergiebt sich denn die einfache Thatsache, daß, ausgedehnt auf ein Jahrtausend, die Kinderbeschränkung, ganz gleich, in welchem Maße sie angewendet wird, ein Volk zum sicheren Untergang führen muß, und daß sie eine Politik der kurzsichtigsten Selbstsucht, eine waschechte Krämerpolitik ist, die sich selbst vor lauter Habsucht zu Grunde richtet.

Nehmen wir einmal an, es wäre möglich, morgen die ganze Menschheit, alle 1500 Millionen und alle 12 Rassen dazu zu bringen, ihre Nachkommenschaft auf 3 Stück zu beschränken — was wäre die Folge? Bei zwei Stück würde die Menschheit ja fraglos, da in jeder Gesellschaft ein gewisser Procentsatz ehelos bleibt und ein weiterer stirbt, ehe er sich entsprechend fortgepflanzt hat, an Zahl stark zurückgehen, und wenn keine Aenderung des Systems einträte, endlich sicher vom Erdboden verschwinden. Das dritte Kind würde diesen widrigen Umständen wohl ungefähr die Waage halten; vielleicht wäre bei drei Kindern jedes Elternpaares sogar noch eine geringe Zunahme der Menschenzahl zu verzeichnen. Aber würde diese Menschheit derjenigen gleichen, wie sie ohne jene Maßregel sein würde? Heute haben wir eine ziemlich starke Kindersterblichkeit, die eine ungeheure Bedeutung als Auslesefactor hat. Die schwächlichsten Kinder sterben weg, und nur die gesunden bleiben am Leben und gelangen zur Ehe. Die Untauglichsten werden also bereits in früher Kindheit ausgeschieden, und wenn von sechs Geschwistern drei sterben, so werden dies, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, durchschnittlich die drei schwächlichsten sein. Sind aber nur drei geboren und bleiben Alle am Leben, so können sie nur durch einen seltsamen Zufall jenen dreien, die einer Auslese von 50% ihr Dasein verdanken, gleich kräftig sein. Durch Umgehung der natürlichen Auslese mittelst einer Unterbindung der Bevölkerungsquelle wird also die durchschnittliche Kraft, Gesundheit und Arbeitslust unwiderruflich herabgedrückt. Ein allgemeiner Rückgang der menschlichen Fähigkeiten muß bei jener annähernden Panmixie die Folge sein, und an letzter Stelle muß die Menschheit zur Thierheit herabsinken, aus der sie sich durch unerbittliche Ausscheidung der Untüchtigsten erhoben hat.

Es braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden, daß eine solche allgemeine, auf einen Schlag erfolgende Einführung der Kinderbeschränkung bei allen Erdenmenschen eine Unmöglichkeit ist. Machen wir also die bescheidenere Annahme, ein einziges Culturvolk brächte sie unter sich zur Durchführung, und sehen wir zu, welche Folgen eine solche Maßregel für dieses haben müßte. Wir brauchen dabei nicht in die Ferne zu schweifen und auch nicht etwaige mögliche Folgen zu construiren, sondern das Beispiel des heutigen Franzosenvolkes legt uns den Fall klar und übersichtlich vor

Augen. Nur ist dabei zu erinnern, daß die Kinderbeschränkung Frankreichs nicht aus Rücksicht auf das Wohl der Menschheit, sondern aus Neigung zu Luxus und Bequemlichkeit entspringt. Heute wohnen nach zuverlässigen Schätzungen 1500 Millionen Menschen auf der Erde. Davon ist das französische Volk mit seinen 38 Millionen ein Vierzigstel. Wenn die Menschheit in ihrer heutigen Rate weiter zunimmt, so wird sie im Jahre 2000 fraglos über 2000 Millionen Glieder zählen. Bleibt das französische Volk aber weiter stationär wie in dem letzten Jahrzehnt, so ist es im Jahre 2000 nur noch ein Zweiundfünfzigstel der Menschheit. Mit jedem Jahre geht es in seiner Stellung in dieser zurück, und zuletzt sinkt es zu einem winzigen Bruchtheil, zur völligen Bedeutungslosigkeit herab. Ein Volk, das nicht mindestens proportional der Zunahmequote der Menschheit zunimmt, geht in seiner Stellung in dieser rückwärts.

Aber das ist noch gar nicht Alles. Es ist ein wirthschaftliches Gesetz, daß aus Gegenden mit stärkerer wirthschaftlicher Spannung ein unausgesetztes Abströmen der Bevölkerung nach Gegenden mit schwacher Spannung stattfindet. Das gilt von einzelnen Landstrichen wie von ganzen großen Ländern und Erdtheilen. Die Bevölkerungsspannung aber ist umgekehrt proportional der Kopfsumme. In der Arbeiterbevölkerung eines Landbezirkes ist die Summe Jahreseinkommen auf die selbstständige Person durchschnittlich 700 Mark; in dem daneben gelegenen Fabrikbezirk ist sie dagegen 800 Mark. Folglich findet aus dem ersten in den zweiten Bezirk so lange ein Abströmen statt, bis der Unterschied ausgeglichen ist; denn in dem zweiten Bezirk steht die Bevölkerung unter einem nicht unbeträchtlich geringeren Drucke. Nennen wir den Druck des Landbezirkes $1/7$, so ist der des Fabrikbezirkes nur $1/8$. In einem Lande, in dem nun wie im heutigen Frankreich die Quelle der Bevölkerungszunahme verstopft ist, muß, wenn die Bevölkerung nicht zugleich bodenlos faul wird und von den Fortschritten der Industrie und des Ackerbaues im Ausland keinerlei Notiz mehr nimmt, das Niveau der allgemeinen Lebenshaltung außerordentlich rasch steigen, oder die kleinen Leute werden sämmtlich außerordentlich rasch in behagliche sorgenfreie Lebensverhältnisse kommen. Das ist ja das ersehnte Ziel der heutigen Wirthschaftslehre des Volksbeutels. Dabei ist nur das obige Gesetz vergessen. Sobald die Kopfsumme auf 900, auf 1000 Mark gestiegen ist, und die Bevölkerungsspannung also auf $1/9$, ja auf $1/10$ gesunken ist, sobald beginnt auch ein starker Einwandererstrom in's Land zu ziehen. In Frankreichs Falle sind es Italiener. Die Stellen, die sonst die Kinder des eigenen Landes eingenommen hätten, nehmen so die eines fremden Volkes ein; sie setzen sich mitten unter den Eingeborenen fest und verdrängen diese nach und nach aus ihrem Besitze. Die Wohlthat, die jene Kinderbeschränker ihren eigenen Nachkommen zu erweisen gedachten, kommt also Fremden zu gute. Die deutsche Einwanderung nach England infolge der durch die englische Gewerkvereinsbewegung hinaufgetriebenen Arbeitslöhne; die deutsche und irische Einwanderung nach den

Vereinigten Staaten; die chinesische Einwanderung nach Nordamerika, das Vordringen des Czechenthums in die deutschen Gebiete des westlichen Oesterreichs, sie alle haben den gleichen Grund!

Aber auch jene zweite Annahme, daß ein ganzes Volk gleichzeitig aus Rücksichten auf die eigene Bequemlichkeit die Kinderbeschränkung einführte, ist noch zu weit gehend. So lange man nicht jedes überzählige Kind von Staatswegen tödtet, — und daß das je geschehen wird, ist doch nicht gerade wahrscheinlich — so lange werden auch die einen Familien mehr Kinder haben als die anderen. Aber nehmen wir selbst einmal an, es würde Staatsgesetz, daß ein Ehepaar nur drei Kinder haben dürfte, dann würden doch immer nur die Gewissenhaften, die das Gesetz als solches respectiren, danach handeln, den Strolchen und Lumpen würde es Nichts verschlagen, zehn Kinder in die Welt zu setzen. Das heißt aber: die Lasterhaften und Leichtsinnigen, die Schlechten und Kranken würden sich dreifach so stark vermehren als die Gewissenhaften und diese binnen weniger Generationen zum Daseinsthore hinausdrängen, um allein das Feld zu behaupten. Ganz dasselbe, was hier vom Staatsgebot gilt, gilt natürlich von der Ethik, die die Kinderbeschränkung als sittliche Pflicht predigt. Im blinden Eifer für ihr Idol vergessen die Ethiker die Hauptsache, daß nämlich die Befolgung ihrer Mahnung einen ganz anderen Erfolg haben muß, als sie annehmen. So vergißt Williams in seinen oben angeführten Sätzen so ziemlich alle einschlägigen Thatsachen; daß die Kinderbeschränkung unausbleiblich zu einer stärkeren Vermehrung des Gesindels führt, da sie eben nicht absolut durchführbar ist; daß ein arbeitsfähiger Mensch mit gesunden Gliedern und Sinnen an sich ein Capital darstellt, und auch, wenn er Nichts besitzt und nichts Besonderes gelernt hat, darum keineswegs von vorn herein der Klasse der Verbrecher oder Darbenden sicher ist; daß in der Arbeit für die Kinder der gewaltigste Ansporn zu bedeutenderer Leistung für die Eltern liegt; daß zahlreiche Kinder kräftiger Eltern gewöhnlich durchaus nicht schwächlich sind, und daß Eltern, die für ihre Kinder arbeiten und sie gedeihen sehen, wahrscheinlich ein freudenreicheres Dasein haben werden als solche, die von vorn herein zu feig waren, jene Pflicht auf sich zu nehmen.

Ein Blick auf die wirklichen Verhältnisse des reichen Kaufmannsstandes Großbritanniens hätte Williams eines Anderen belehren können. In den oberen Ständen des Inselreiches beschränken zwar positiv diejenigen, welche heirathen, ihre Kinderzahl nicht gerade, aber sie unterbinden ihre Vermehrung doch dadurch, daß sehr viele ihrer Glieder ehelos bleiben. Nach Williams sollte man nun annehmen, unter dem herrschenden Erbrecht wäre demnach das Ergebniß, daß sich der Reichthum in diesen Familien erhielte und sie somit das Monopol hätten, die bevorzugte Gesellschaftsklasse zu bilden. Aber das gerade Gegentheil ist bekanntlich der Fall. Unausgesetzt steigen von unten neue Elemente auf und sprengen die geschlossenen Reihen der oberen Zehntausend.

Wie auf zahllosen anderen Gebieten, so ist es auch auf dem der Sociologie die Entwicklungslehre, die Darwins Namen trägt, die tausend Nebel zerstreut und die luftigen Gebilde der Phantasie wohlmeinender, aber unlogischer Schwärmer mitleidlos zerstört. In dem Darwinismus hat der Malthusianismus seinen Meister gefunden, und es ist wohl anzunehmen, daß die zunehmende naturwissenschaftliche Bildung unter den Socialökonomen ihn binnen eines Jahrzehntes auch aus seinen letzten Winkeln verscheuchen und damit die Bahn freimachen wird für eine wirkliche Wirthschaftslehre des Volksstandes, die in der Größe des eigenen Volkes auch praktische Früchte trägt. —

Wohlthäter der Menschheit.

Schauspiel in drei Acten

von

Felix Philippi.

— Berlin. —

Personen:

Erbprinz Karl Victor.
Geheimrath von Fortenbach.
Gustav, sein Sohn, Adjutant beim Erbprinzen.
Katharine, } seine Töchter.
Paula, }
Dr. Eduard Martius, mit Katharinen verheirathet.
Dr. Alfred Kayser.
Fräulein von Rudolfi, Hofdame.
Kammerherr von Brock.
Louise, } bei Martius } bedienstet.
Friedrich, }
Karl, } bei Fortenbach }
Marie, }

Zeit: Die Gegenwart. Ort: Eine deutsche Residenz.

„Rechts" und „links" vom Zuschauer.

Erster Act.

Bei Martius.

(Studirzimmer, modern, aber keineswegs übertrieben elegant, Mittelthüre, rechts und links Seitenthüren. Links hinten in einer stumpfen Ecke ein Kamin, in dem helles Feuer brennt. An fast allen Wänden große Bücherregale, auf deren Simsen Büsten (wie Aesculap, Sokrates und Laokoon) stehen. Rechte Ecke schräg gestellte Chaiselongue, vor derselben mit Zeitungen und Brochüren bedeckter Rauchtisch, hinter derselben schräg das lebensgroße Oelbrustbild des Geheimraths von Fortenbach, im Frack, Ordensband und Orden. Rechts vorne ein großer mit Büchern, Papieren, Schreibutensilien bedeckter Schreibtisch, dahinter ein Lehnsessel. Hinter diesem ein breites Fenster. Links ein Etablissement, Sopha, Tisch und Fauteuils. Das Ganze macht einen gediegenen ernsten Eindruck. Ueber dem Kamin ein hoher Wandspiegel. Mittag eines Wintertages.)

Louise (stäubt Bücher und Kleinigkeiten ab.)

Katharine (von links). Sie sind doch bald fertig, Louise?

Louise. Zu Befehl, gnädige Frau.

Katharine. Nur Alles recht sauber machen, und bringen Sie um Himmelswillen auf dem Schreibtisch Nichts in Unordnung, Sie wissen, darin versteht der Herr keinen

Spaß. Lassen Sie mich ein bischen helfen. (Sie ordnet Einiges.) Gleich zwei Uhr? Louise, rufen Sie doch schnell Friedrich herein.

Louise (öffnet die rechte Thür und winkt Friedrich).

Friedrich (tritt ein).

Katharine. Friedrich, der Herr hat mir telegraphirt, daß er heute mit dem Courierzug aus Berlin kommt. Es ist mir doch lieber, wenn Sie ihn abholen und für das Gepäck sorgen. Sie haben noch über dreiviertel Stunden Zeit, also tummeln Sie sich.

Friedrich (bejahend rechts ab).

Katharine (ihm durch die geöffnete Thür nachsehend). Und vergessen Sie nicht, meinem Manne zu bestellen: wir wären Alle wohl und ließen grüßen. (Zurück, es klingelt.)

Louise (durch die Mitte ab).

Katharine (beschäftigt sich noch mit Abstäuben).

Louise (meldet). Fräulein von Rudolfi.

Katharine (für sich). Ach, wie unangenehm, gerade jetzt! Die bleibt immer so lange. (Zu Luisen.) Sehr angenehm.

Louise (öffnet nach kurzer Pause Fräulein von Rudolfi die Mittelthür und schließt sie von außen).

Katharine (ihr entgegen). Guten Tag, liebes Fräulein!

Frl. v. Rudolfi. Guten Tag, beste Frau Doctor, entschuldigen Sie nur, daß ich Sie so überfalle . . .

Katharine. Bitte, sehr erfreut, wollen Sie nicht Platz nehmen? (Sie setzen sich, man hört aus dem linken Zimmer leises Clavierspiel; eine Beethoven'sche Sonate.)

Frl. v. Rudolfi. Ich komme nämlich . . .

Katharine (lachend). Mit einer Bitte.

Frl. v. Rudolfi. Herrgott, muß ich mich eines unbescheidenen Rufes bei Ihnen erfreuen. Das ist nämlich unter meinen Untugenden meine größte, meine Bekannten immer mit Betteleien zu belästigen:

Katharine (gütig). Aber doch nur für Andere. Sie wollen gewiß wieder irgend einen Bazar zu irgend etwas Bestem eröffnen?

Frl. v. Rudolfi. Woher wissen Sie denn das?

Katharine (lachend). Bestes Fräulein, wenn Sie den Hut mit dem lila Flieder aufhaben, wissen wir schon Bescheid. Mit dem Hut waren Sie nämlich gewiß schon ein Dutzend Mal bei mir, um mich zur Theilnahme an Wohlthätigkeitsbazaren zu animiren.

Frl. v. Rudolfi (fein). Und niemals vergeblich. Also wirklich schon ein Dutzend Mal? Dann ist dieser Hut also ein glänzender Beweis für meinen Wohlthätigkeitssinn und — meine Sparsamkeit.

Katharine. Also, um was handelt es sich denn? Um kinderlose Wittwen oder elternlose Kinder, um gefallene Engel, Abgebrannte, Ertrunkene. . .

Frl. v. Rudolfi. Um eine ganz simple Weihnachtsbescheerung für die armen Kinder unseres Bezirkes. Uebrigens, Sie Spötterin, ich komme heute gleich mit zwei Bitten. Erstens sollen Sie mir für den Bazar wieder eine Ihrer herrlichen Aquarellen stiften. . .

Katharine. Wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht, herzlich gerne.

Frl. v. Rudolff. Und zweitens möchte ich Sie fragen, ob ich wohl Ihr süßes, kleines Schwesterchen sprechen kann. Denn ohne die feste Zusage dieses Verkaufsgenies eröffne ich den Bazar gar nicht.

Katharine. Ich werde sie gleich rufen.

Frl. v. Rudolfi. Ich war nämlich zuerst bei Fräulein Paula zu Hause. Der Diener sagte mir aber, daß sie seit einiger Zeit hier bei Ihnen ihr Quartier aufgeschlagen habe.

Katharine. Ja. Papa wohnt ja schon seit fünf Wochen, seit der schweren Erkrankung des Herzogs, im Schloß, und da wollten wir das Mädchen nicht in der öden Wohnung lassen. (Sie steht auf.)

Frl. v. Rudolfi (hält sie zurück). Noch einen Augenblick bitte! (Sie lauscht dem jetzt etwas vernehmlicheren Clavierspiel.) Beethoven! Wie schön sie spielt! Wie seelenvoll! Ja, ja, die eine Tochter malt herrlich, die andere ist Meisterin auf dem Clavier, kein Wunder bei diesem genialen Vater! Auf den sind Sie wohl recht stolz? (Tritt vor das Bild.)

Katharine (ist ihr gefolgt). Verdenken Sie mir das, liebes Fräulein? Ein goldenes Herz, ein eiserner Wille, ein Alles durchdringender Verstand. Ein Leben voll Arbeit und . .

Frl. v. Rudolfi. . . . Lohn. Denn weit genug hat er's im Leben gebracht. (Mit der Lorgnette.) Das Bild ist wohl schon vor vielen Jahren gemalt?

Katharine. Erst vor zwei Jahren, als Papa das Komthurkreuz von Seiner Hoheit erhielt. Finden Sie es ähnlich?

Frl. v. Rudolfi. O ja. Ganz der geistvolle Kopf des tiefen Forschers, und dabei ist der vornehme Hofmann, der sich im Schmucke seiner Orden sonnt, doch nicht zu kurz gekommen. Nur gealtert finde ich ihn, recht gealtert . . . namentlich in der letzteren Zeit.

Katharine. In diesen letzten aufregenden und anstrengenden Wochen.

Frl. v. Rudolfi. Aber lassen Sie sich, liebe Frau Doctor, durch mich nicht ängstigen. Das ist nämlich unter meinen vielen Untugenden wirklich meine allergrößte, Unüberlegtes und oft recht Unangenehmes zu sagen. (Sie lauscht wieder dem Spiel.) Wie tief empfunden! Sagen Sie mal, liebe Freundin, hat das Kind da drin schon Etwas erlebt? Ich meine so himmelhoch=jauchzend und so weiter?

Katharine (lachend). Ach Du lieber Gott, ich glaube, sie hat 'mal mit dreizehn Jahren einem Primaner ewige Treue geschworen. Aber, wer kann in ein Mädchenherz blicken!

Frl. v. Rudolfi (kopfschüttelnd). Hm! Hm! So spielt man nur, wenn man liebt!

Katharine (die linke Thür öffnend). Paula!

Paula. Ah, welche Ueberraschung, Fräulein von Rudolfi! Sie haben den Fliederhut auf, natürlich verkaufe ich, was Sie wollen, wo Sie wollen, wann Sie wollen!

Katharine. Sehen Sie, Fräulein, Sie sind erkannt!

Frl. v. Rudolfi. Da scheine ich mich ja wahrhaftig mit meinem Chapeau und meiner Sammelwuth furchtbar lächerlich gemacht zu haben.

Katharine. Aber ich bitte Sie; die gereicht Ihnen ja nur zur Ehre!

Paula. Also was soll ich verkaufen: Seidene Strümpfe oder Veilchenbouquets, Herren=Slipse oder Curaçao, Parfüm oder das Buch der Lieder in Goldschnitt? Mir ist Alles recht.

Frl. v. Rudolfi. Ich sagte schon vorhin zu Ihrer Frau Schwester: Sie seien das reine Verkaufsgenie. Beim letzten Bazar haben Sie an Ihrem Tisch gerade noch einmal soviel, als alle anderen Damen eingenommen.

Paula (lachend). Da hatten Sie mir's auch gar zu leicht gemacht. Unter all' den alten Schachteln war ich ja das einzige junge Mädchen. Und daß die Herren da lieber bei mir ihr Geld los geworden sind, als bei der häßlichen Gräfin Tromberg und der zahnlosen Baronin Schliefenbach, wer wollte ihnen das verdenken! Aber Scherz bei Seite. Liebes Fräulein, warum quälen Sie sich eigentlich Jahr aus, Jahr ein mit solchen Dingen, die Ihnen viel Mühe machen und von denen Sie wahrscheinlich wenig Dank ernten?

Frl. v. Rudolfi. Ueberschätzen Sie mich nur nicht, liebe Frau Doctor. Ich betrachte es hauptsächlich als einen angenehmen Zeitvertreib, um ein wenig Farbe in mein eintöniges Dasein zu bringen.

Paula. Ihr eintöniges Dasein bei Hofe?

Frl. v. Rudolfi. Ja, glauben Sie denn, daß es gar so lustig dort ist und namentlich jetzt, seit der Erkrankung des Herzogs?

Paula. Das wird ja jedenfalls bald vorüber sein.

Katharine. Mein Vater hat die besten Hoffnungen.

Frl. v. Rudolfi. Und mit ihm das ganze Land. Sie glauben gar nicht, mit welchem Vertrauen die Herzogin und die Hofkreise an Ihrem verehrten Vater hängen, mit welchem Vertrauen man in allen Offiziers- und Beamtenkreisen zum Geheimrath von Fortenbach emporsieht. Und da man den hohen Herrn seinem eigensten Wunsche zu Folge in der ausschließlichen Behandlung dieses Arztes weiß, läßt man sich nicht durch die liberalen Blätter beirren. Die wollen positiv noch einen anderen Arzt dazugezogen sehen, weil Ihnen Ihr aristokratischer Vater ein Dorn im Auge ist.

Katharine. Wie trägt denn die Frau Herzogin die schwere Prüfung?

Frl. v. Rudolfi. Still und groß. Sie sorgt für Alles, sie lindert die Schmerzen ihres Gemahls, sie beruhigt ihre sorgenvolle Umgebung, namentlich den Erbprinzen, sie ist unermüdlich beschäftigt. Und wenn der Herzog gesund wird, so verdanken wir das ausschließlich dieser herrlichen Frau und Ihrem Vater, diesem herrlichen Manne!

Katharine (gerührt). Ich danke Ihnen, mein liebes Fräulein, Ihre Worte haben mir unendlich wohl gethan.

Paula (ihr auch die Hand reichend). Mir auch! Ich werde beim nächsten Bazar für ein Veilchenbouquet das Doppelte verlangen.

Katharine. Vor Allem mußt Du doch des Vaters Erlaubniß haben.

Frl. v. Rudolfi. Die erwirke ich mir schon selbst. Ich muß die ganze Familie vertreten haben. Sie mit dem Aquarell, Fräulein Paula mit dem Verkauf, und Ihren Herrn Vater habe ich schon erfolgreich angebettelt. Er hat mir ein Autogramm gegeben.

Paula. Das thut der Vater selten.

Frl. v. Rudolfi. Um so dankbarer bin ich ihm für die Auszeichnung.

Katharine. Und darf man erfahren, was er geschrieben hat?

Frl. v. Rudolfi. Er schrieb: „Wissen ist Macht.“

Katharine (stolz). Das glaubt man ihm. Sein Wissen ist wirklich Macht!

Frl. v. Rudolfi. Der Bazar findet übrigens dieses Mal unter dem Protectorat der Frau Erbprinzessin statt. Apropos, war der Erbprinz in letzter Zeit bei Ihnen?

Katharine. Er kommt jede Woche einmal Abends zum Thee. Sie wissen ja, daß er noch von Heidelberg her mit meinem Manne auf Du und Du steht.

Frl. v. Rudolfi. Das lobe ich mir, daß die Jugend- und Studienfreundschaft zwischen dem Prinzen und Ihrem Manne eine so innige geblieben ist.

Louise (meldet). Herr Doctor Kayser.

Paula (für sich). Endlich?

Katharine. Lasse bitten.

Dr. Kayser (mit einem großen Rosenstrauch, verbeugt sich).

Katharine (vorstellend). Fräulein von Rudolfi — Herr Doctor Kayser.

Dr. Kayser (überreicht Paula das Bouquet). Meinen herzlichsten, aber allerherzlichsten Glückwunsch.

Frl. v. Rudolfi. Was bedeutet das?

Katharine. Paula feiert heute ihren neunzehnten Geburtstag.

Frl. v. Rudolfi. O, Sie böse kleine Person, und das verschweigen Sie mir? Kommen Sie mal her! (Sie sieht Paula innig in die Augen.) Sie liebes, junges Blut, Gott segne Sie und mache Sie glücklich! (Sie zieht sie an sich und küßt sie auf die Stirn.) Und wissen Sie, was ich Ihnen wünsche?

Paula. Was sie mir Alle wünschen: Einen Mann!

Frl. v. Rudolfi (ernst). Ja, einen Mann, der Ihrer würdig ist!

Paula (lachend). Ach, so einen Engel giebt's ja gar nicht. Kommen Sie, Herr Doctor, ich will Ihnen meine Geschenke zeigen. Es giebt nämlich noch mehr so galante Leute, die an meinen Geburtstag denken. (Mit Doctor Kayser links ab.)

Frl. v. Rudolfi (Beiden nachsehend). Pardon, wer ist denn eigentlich dieser Doctor Kayser?

Katharine. Er ist seit Kurzem Assistent bei meinem Vater, der ihn sehr schätzt und viel auf sein ärztliches Urtheil giebt. Gerade in dieser Zeit, in der mein Vater seine ganze Kraft dem Herzog widmen muß, ist Doctor Kayser für Papa von großem Werth. Ich höre übrigens, daß er trotz seiner Jugend zum Director des städtischen Krankenhauses ausersehen ist.

Frl. v. Rudolfi. Und Paula wird die Frau Directorin.

Katharine. Aber was fällt Ihnen ein?

Frl. v. Rudolfi (ganz sicher). Das wird Frau Doctor Kayser.

Katharine (lächelnd). Wir haben schon an zwei Doctoren in der Familie ganz genug.

Frl. v. Rudolfi. Uebrigens eine ganz charmante Figur hat dieser Doctor, der könnte ja beinahe auf einem Hofball mittanzen. Ja, ja, man sieht, wie groß unsere Residenz wird, früher wäre es ganz unmöglich gewesen, eine solche Erscheinung zu übersehen. — Und da habe ich, alte Plaudertasche, wahrhaftig ganz vergessen, nach Ihrem Mann zu fragen. Wie geht's ihm denn?

Katharine. Ich erwarte ihn jede Minute von Berlin zurück.

Frl. v. Rudolfi (aufstehend). Sie mahnen mich zum Aufbruch. Das ist nämlich unter meinen vielen Untugenden wirklich meine allergrößte, daß ich mir denke: wenn ich Zeit habe, müssen die anderen Leute auch Zeit haben. (Durch die Mittelthüre, welche von Louisen geöffnet wird, sieht man den Geheimrath von Fortenbach.) Und da kommt gerade Einer, der niemals Zeit hat.

Fortenbach (im Frack, vornehm-aristokratische Erscheinung, weiße Haare, bartlos, seine Sprachweise verbindlich und ruhig, jede Bewegung fein und gemessen). Aber doch soviel Zeit, um meinem Kinde zu gratuliren.

Frl. v. Rudolfi. Und ich gerade soviel Zeit, um Ihnen zu diesem Kinde zu gratuliren. Ja, ja, ich gehe schon, sonst wirft mich alte Schwätzerin Ihre gestrenge Frau Tochter noch hinaus. Also, adieu, meine Beste und das Aquarell so bald als möglich! (Ab.)

Katharine (sie zur Thür begleitend). Ich schicke es Ihnen in einigen Tagen.

Fortenbach. Wo ist Paula?

Katharine. Dort drin. Du siehst recht blaß aus. Fühlst Du Dich angegriffen?

Fortenbach. Ich wurde heute Nacht, als der Herzog nach mir verlangte, mehrere Male geweckt und habe wohl nicht genügend ausgeschlafen.

Katharine. Deinem heutigen Morgenbulletin zufolge geht es unverändert?

Fortenbach. Ja. Ich habe mich übrigens nur auf eine halbe Stunde frei gemacht. Also wo ist Paula?

Katharine. Nein, Väterchen, das ist wider die Abrede. Du hast Dich heute zum Frühstück bei mir angemeldet. Und dabei bleibt's. Komm, ich begleite Dich hinein. (Sie öffnet die linke Thür, in welche Paula tritt.)

Paula. Halt, Du mußt Eingangszoll entrichten!

Fortenbach. Du Wildfang! (Er küßt sie auf die Stirne und geht mit ihr hinein, gefolgt von Katharinen, man hört sprechen auf dem Flur; die Mittelthür wird von Louisen geöffnet.)

Dr. Martius (tritt ein, Vollbart, goldene Brille, in Kleidung und Bewegung leger, prononcirt süddeutschen Dialekt, wie ein gebildeter Münchener spricht; mit brennender Cigarre). Louise, rufen Sie mir mal meine Frau!

Louise (links ab).

Dr. Martius (wischt sich die Brillengläser ab). Sacrament, ist das ein Wetter! (Zu Friedrich, der mit einer Ledertasche eintritt.) Legen Sie sie nur dorthin auf den großen Stuhl. Die eingelaufenen Briefe haben Sie mir doch in der richtigen Reihenfolge auf den Schreibtisch gelegt? (Er tritt heran.) Schön, es ist Alles in Ordnung. Da haben Sie drei Mark. Und daß Sie sich nicht unterstehen, zu heirathen, ich bitt's mir aus. (Friedrich Mitte ab.)

Dr. Martius (setzt sich hin, liest Briefe und notirt sich Einiges).

Katharine (von links). Willkommen, willkommen!

Dr. Martius (ihr entgegen). Grüß Gott, Käthe, na, Alles wohl?

Katharine. Ich ließ es Dir ja schon durch Friedrich sagen. Du bist gewiß ganz ausgehungert?

Dr. Martius (sich wieder setzend). Laß nur gut sein und spare Deine Kochkünste für heute Abend. Ich habe mich von Berlin bis hierher mit den üblichen belegten Brödchen und warmen Würstchen durchgefuttert. (Sich die Hände reibend.) Diese Schandkälte in den Coupés!

Katharine. Ich hätte Dich gerne von der Bahn abgeholt, wollte aber Paula heute nicht allein lassen. Vergiß nicht, ihr zu gratuliren.

Dr. Martius (zerstreut). Wieso? Hat sie sich denn verlobt?

Katharine. Es ist ihr Geburtstag.

Dr. Martius. Schon wieder? Da hat mich ja das kleine Frauenzimmer angeschwindelt. Vor höchstens einem Vierteljahr hat sie mir auch 'was von ihrem Geburtstag vorerzählt, und ich dummer Kerl bin natürlich drauf 'reingefallen und habe ihr 'was geschenkt. Wahrscheinlich ist das auch heute wieder ein Schwindel!

Katharine (lächelnd). Aber Eduard! Jetzt laß uns von ernsteren Dingen sprechen. Hat Dich die Reise so erfrischt? Du siehst so zufrieden aus?

Dr. Martius. Bin ich auch, Käthe, bin ich auch! Glück muß der Mensch haben, Glück! Vorgestern Abend hatten wir 'ne schwere Sitzung im „Pschorr", und gestern Morgen in aller Herrgottsfrühe schickte College Phalandt zu mir, den ich Tags vorher in seiner Klinik besucht hatte, und läßt mich fragen, ob ich bereit sei, sofort eine schwere Operation vorzunehmen. Bei ihm habe sich die verflixte Influenza zu Gast geladen. Die Sache leide keinen Aufschub. Es handle sich um Leben und Tod. Ob ich wollte! In einer halben Stunde war ich dort . . .

Katharine. Und ist es glücklich abgelaufen?

Dr. Martius. Glänzend, Käthe, glänzend! Die Frau ist gerettet, der Mann — ein netter Kerl, nur schade, daß er ein Monocle trug — dankte mir mit Worten . . . mit Worten, daß ich altes Kameel die Thränen herunterwürgen mußte, und die drei anwesenden Collegen haben mich zu dem Erfolg beglückwünscht.

Katharine (ihm über den Schreibtisch die Hand reichend). Und das thue ich auch, von ganzem Herzen.

Dr. Martius. Weiß schon, weiß schon . . .

Katharine. Ihr Aerzte wißt ja gar nicht, wie gut Ihr es habt, Ihr Wohlthäter der Menschheit!

Dr. Martius. Ja, wenn man den Namen verdient!

Katharine. Ich kann es mir so recht vorstellen, wie selig es Euch machen muß, mit Eurem Wissen, Eurer Begabung, Eurer ehrlichen Ueberzeugung helfen zu können in höchster Noth.

Dr. Martius. Ja, die ehrliche Ueberzeugung, das ist die Hauptsache. Das weißt Du gut genug, daß unser Beruf, wie jedes Ding auf der Welt — ach was, mehr wie jedes andere Ding — auch seine Schattenseiten hat, daß all' unser Wissen doch im besten Falle nur Stückwerk ist. Das würde ich auch Jedem mit schönen großen Buchstaben in's Album schreiben: „Wissen ist Stückwerk."

Katharine (stolz). Wissen ist Macht!

Dr. Martius (leicht hin). Wohl Dem, der's von sich sagen kann! — Aber auch sonst hat mich dieses Berlin wieder mächtig gepackt! Da findet man Arbeit, Ansporn, Anerkennung! Und diese anregenden Tage haben mir wieder meinen alten Lieblingsplan näher gerückt . . .

Katharine (etwas kühler). Ach so, wohl wieder Dein Uebersiedelungsproject?

Dr. Martius (auf und abgehend). Ja, Käthe, meinen Uebersiedelungsplan. Hättest nur sehen sollen, wie mich dort die Collegen empfingen, — hättest nur hören sollen, wie

bereit man wär, mir die Wege zu ebnen. Dort fände ich einen großen Wirkungskreis, dort fände ich Lebensfreude und neuen Lebensmuth!

Katharine. Hast Du denn den hier ganz verloren?

Dr. Martius. Sage selbst, Käthe, Du bist doch ein gescheidtes Frauenzimmer; was habe ich hier zu verlieren? Hier komme ich nie und nimmer vorwärts. Ich bin jetzt seit acht Jahren Arzt. Was habe ich erreicht? Ohne mein kleines Vermögen und den Zuschuß, den Dir Dein Vater giebt, könnten wir doch gar nicht existiren. Hat's mir jemals an Fleiß gefehlt? Gewiß nicht. Noch nicht einmal die vacante Professur, zu der ich doch schon vorgeschlagen war, haben sie mir übertragen. Hier herrscht eben Kleinstädterei und Kirchthurmpolitik und Kastengeist und der Stammtisch, hier ist ja — weiß Gott — der lumpigste Hoflieferant mehr werth, als ich.

Katharine. Du bist bitter und ungerecht.

Dr. Martius. Bitter mag sein, ungerecht wahrhaftig nicht. Ueberall schiebt man mir ja 'nen Riegel vor. Und warum das Alles? Weil ich unglücklicherweise solch' Esel war, fünfzig Meilen weiter südwärts geboren zu werden, weil ich niemals das übermenschliche Glück haben werde, ein „Hiesiger" zu sein. Außer meiner Freundschaft zum Erbprinzen — ich frage Dich um Alles in der Welt: was habe ich hier zu verlieren, was gebe ich hier auf?

Katharine. Und Dein häusliches Glück?

Dr. Martius. Käthe, das nehmen wir mit!

Katharine. Aber Du mußt auch bedenken, Eduard, daß es für mich ein schwerer Kampf wäre, den Ort, an dem ich geboren und erzogen bin, verlassen zu müssen; alle Freunde aufgeben, alle Beziehungen, die mich hier fesseln . . .

Dr. Martius. Du thust ja gerade so, als ob ich Dich in die Verbannung schleppen wollte, in Berlin giebt's auch Menschen!

Katharine. Ja, aber andere als hier!

Dr. Martius. Gott sei Dank!

Katharine. Aber nicht allein den Ort müßte ich aufgeben, ich müßte meinen Vater verlassen.

Dr. Martius (große Wolken paffend). Aha, da sind wir ja bei dem richtigen Capitel. Schließlich, liebes Kind, bist Du doch nicht mehr Katharine Fortenbach, sondern Katharine Martius. Und siehst Du, Du magst es mir nun glauben oder nicht: Derjenige, der mich an meinem Fortkommen hier hindert, das ist gerade Dein Vater. Seine Berühmtheit erdrückt mich. Ich komme niemals zu Worte. Er ist herzoglicher Leibarzt, ich bin es nicht, ich werde es niemals werden, er ist Geheimrath und geadelt, ich bin ein „lumpiger" bürgerlicher Doctor und werde es immer bleiben, er ist conservativ und mit allen Regierungskreisen intim, ich bin unglücklicherweise liberal und kokettire, wie sich die reactionären Blätter ebenso geschmackvoll als unwahr ausdrücken, mit den Socialdemokraten. Nächstens werden sie schreiben, daß ich in jeder Tasche mit einer Bombe herumlaufe. Und da diese Herren ihre politische Ueberzeugung voraussichtlich schwer ändern werden und ich meine aufrichtige freisinnige bestimmt niemals, werden wir auch niemals gute Freunde werden. Aber die Hauptsache ist und bleibt Dein Vater. Wenn wirklich mal von mir die Rede ist, dann sagen die Leute: „Ach so ja, das ist doch der Schwiegersohn von unserem Fortenbach?" Mein Streben aber — und das ist doch berechtigt — geht dahin, daß die Leute sagen: „Ach so, das ist ja der famose Chirurg!" Ich habe nicht länger Lust, im Schatten dieser schwiegerväterlichen Berühmtheit zu wandeln.

Katharine. Du weißt nicht, wie wehe Du mir thust!

Dr. Martius. Erstens habe ich das gar nicht beabsichtigt und zweitens: wenn wir mal auf das Capitel zu sprechen kommen: Dein Vater hat mir schon oft genug weh gethan, und das will bei meinem dicken Fell 'was heißen.

Katharine. Mein Vater? Dir?

Dr. Martius. Zum Beispiel: in dem speciellen, alle Welt aufregenden Falle des kranken Herzogs. Daß mich Dein Vater nicht dazuzog, verdenke ich ihm gar nicht mal so. Das mag wohl in den delicaten Verhältnissen des Hofes und den Gegenströmungen der Hofclique gegen meine verdächtige Person seinen Grund haben. Aber daß Dein Vater noch niemals eine Silbe mit mir über den Fall sprach, das beweist mir einen Mangel an Vertrauen in meine ärztlichen Kenntnisse, der mir wehe thut, einen Mangel an . . .

Katharine. Ereifere Dich nicht weiter, der Vater spricht niemals über seine Patienten, und wenn er es Dir gegenüber auch unterließ, so beweist das nur, daß er auch in diesem besonderen Falle von seinem Princip nicht abgeht.

Dr. Martius. Hollah, Hollah, nur nicht so geschwind! Warum hat denn Dein Vater mit anderen Collegen von der Geschichte gesprochen und sie immer versichert, es ginge Alles nach Wunsch? Warum denn nie mit mir, und das wäre doch das Natürlichste gewesen? Da giebt es eben nur zwei Auslegungen: Entweder er verachtet meine Kenntnisse oder . . .

Katharine. Oder?

Dr. Martius. . . . Er fürchtet sie.

Katharine (ungeduldig). Wir wollen abbrechen. Komm' mit zum Frühstück. Der Vater ist auch drin.

Dr. Martius. Ich sah seinen Wagen schon unten. (Nach der Uhr sehend.) Das geht nicht mehr gut. Ich erwarte jeden Moment den Erbprinzen.

Katharine. Zu so ungewohnter Stunde?

Dr. Martius. Er depeschirte mir gestern nach Berlin und bat mich, meine Rückkehr möglichst zu beschleunigen. Worauf ich ihm mein Eintreffen für heute Mittag zusagte.

Katharine. Kennst Du den Grund, weswegen er Dich so dringend zu sprechen wünschte?

Dr. Martius. Keine Ahnung.

Katharine. Und er kommt hierher?

Dr. Martius. Ja, er telegraphirte mir zurück, er würde mich um halb Vier in meiner Wohnung aufsuchen, ich sollte nicht in sein Palais kommen. Na, wir wollen uns jetzt nicht weiter die Köpfe zerbrechen. Es ist doch hier Alles in Ordnung?

Katharine (lächelnd). Bis auf den gräßlichen Cigarrenqualm!

Dr. Martius. Ach was, der Prinz ist ja an meine Sorte gewöhnt. Und überdies ist das hier noch eine aus Berlin, eine ganz noble, mit 'ner Leibbinde. (Sich umsehend, heiter.) Ich glaube wahrhaftig, Du hast meine Abwesenheit wieder zu großem Reinemachen benutzt.

Katharine. Das bemerkst Du also doch?

Dr. Martius (lachend). Na natürlich, die Bücher stehen ja sämmtlich auf dem Kopf.

Friedrich. Seine Hoheit sind soeben vorgefahren.

Dr. Martius (schnell zur Thür). Ich komme schon. Und nicht wahr, Käthe, Du sorgst dafür, daß wir nicht gestört werden. (Mitte ab.)

Katharine (ordnet schnell noch Einiges und geht dann links ab, kurze Pause).

Dr. Martius (öffnet dem eintretenden Erbprinzen die Thür).

Erbprinz (Mann von ungefähr 35 Jahren, vornehm gewinnende Erscheinung, in seinem Wesen freimüthig und ohne jede Ueberhebung, Interimsuniform, Mütze). Ich danke Dir für Deine schnelle Rückkehr. (Er giebt Martius die Hand, sie kommen Beide vor, Erbprinz legt Mütze und Handschuh auf den Tisch.)

Dr. Martius. Bitte, nimm Platz! (Während sich Beide gegenübersetzen.) Du hast mich so dringend zu sprechen gewünscht. Hoffentlich nichts Unangenehmes?

Erbprinz. Lieber Freund, ich habe heute Ernstes mit Dir zu besprechen, und deswegen komme ich ohne Adjutanten. Ich brauche Deine Hilfe.

Martius (warm). Du weißt es; die steht Dir immer zu Diensten.

Erbprinz. Ohne viele Worte: Ich bitte Dich, mich sofort nach dem Schloß zu begleiten und den Herzog zu untersuchen.

Dr. Martius (sich erhebend, sehr erstaunt). Wie?

Erbprinz (ihn wieder in den Sessel drückend). Ich begreife Dein Erstaunen. Aber höre mich ruhig an. Die Krankheit meines Vaters dauert jetzt volle fünf Wochen. Er befindet sich — ganz entgegen unseren Hausgesetzen — seinem eigenen Wunsche und namentlich dem Wunsche meiner Mutter zu Folge in der ausschließlichen Behandlung Deines Schwiegervaters. Der Zustand meines Vaters bessert sich nicht. Kein Fortschritt ist ein Rückschritt. Vier Augen sehen mehr als zwei, deswegen rufe ich Dich.

Dr. Martius (nachdem er sich mehrere Male den Bart gestrichen hat). Ja, lieber Freund, so einfach, wie Du Dir das denkst . . .

Erbprinz . . . Ist die Sache nicht, das gebe ich Dir zu. Aber geschehen muß Etwas, das kann nicht länger so weiter gehen. Denn was meine Mutter, die Umgebung nicht sieht, was Fortenbach vielleicht verheimlicht, um uns nicht zu ängstigen, das sehe ich als Laie: mein Vater erscheint mir sehr krank. Du sollst mir die Wahrheit sagen, Deine ehrliche Ueberzeugung will ich hören.

Dr. Martius (nach kurzer Pause). Darf ich sprechen, frei von der Leber weg, wie es bisher zwischen uns gewesen?

Erbprinz. Ich bitte Dich darum: wir haben nie Redensarten gemacht.

Dr. Martius. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie mich Dein Vertrauen ehrt, wie dankbar ich Dir bin, daß Du an mich denkst . . . und wie gern ich Dir helfen möchte, mit Allem, was ich kann, dennoch . . . ich habe schwerwiegende Bedenken aller Art, Bedenken, welche Du begreifst . . .

Erbprinz . . . . welche ich kenne, welche ich würdige, und die ich bereits aus dem Wege geräumt habe. Denn kurz und gut: meine Bitte an Dich wird unterstützt von meinem Vater selbst, der Dich zu sehen wünscht, und auch von meiner Mutter.

Dr. Martius. So plötzlich?

Erbprinz. Du sagst das nicht ohne Empfindelei. Ich höre aus diesem „So plötzlich" den leisen Vorwurf, daß man nicht früher an Dich dachte. Du kennst die Verhältnisse. Dein Schwiegervater ist seit seiner Jugendzeit persona gratissima bei meinen Eltern, er erfreut sich — gewiß mit Recht — ihres unbedingten Vertrauens, seit vierzig Jahren glauben sie an sein Wort, wie an ein Evangelium. Und überdies kennst Du die Abneigung meines Vaters gegen die Aerzte im Allgemeinen: „Ein Arzt ist gerade genug, um Einen wieder auf die Beine oder unter die Erde zu bringen," war ja bei diesem Thema stets sein Lieblingswort. Geheimrath Frensdorff, den ich selbst aus Heidelberg bei Ausbruch der Krankheit gerufen hatte, mußte ja sofort wieder verschwinden. Es ist wirklich nichts Persönliches, daß man Dich nicht früher rief. Diesen Widerstand des Herzogs, der entgegen meinen Wünschen und entgegen den Ansichten des gesammten Ministeriums keinen anderen Arzt duldete, habe ich also gebrochen, und daß ich ihn brechen konnte, daß mein Vater einwilligte nach einer sehr ernsten Unterredung, die ich gestern mit ihm hatte, schließlich wünschte, Dich zu sehen: das beweist mir, daß er sich selber krank fühlt, kränker, als man allgemein glaubt.

Dr. Martius. Du siehst zu schwarz. Du liebst Deinen Vater, und da bist Du zu ängstlich. Daß die Krankheit trotz ihrer Langwierigkeit ungefährlich, dafür sollte Dir doch wirklich die Ruhe des Geheimrathes Fortenbach bürgen. (Er bleibt stehen.) Ja, weiß denn mein Schwiegervater, daß ich hinzugezogen werden soll?

Erbprinz. Nein, noch nicht. Ich wollte erst Deine Zusage haben.

Dr. Martius. Die könnte ich Dir natürlich erst geben, wenn mein Schwiegervater mit meiner Assistenz einverstanden ist. Das ist so allgemeiner Brauch unter uns Aerzten. Und Aerzte sind meist recht empfindliche Herren.

Erbprinz. Das merke ich.

Dr. Martius. Und hier ist jede Rücksicht besonders nothwendig. Der Geheimrath Fortenbach ist ein eigener Herr, sehr verwöhnt, sehr eifersüchtig auf seinen Beruf, sehr bedacht auf das Decorum nnd gerade in meiner Doppelstellung ihm gegenüber als kleiner, unbedeutender College und als Sohn, oder sagen wir richtiger als Mann seiner Tochter . . .

Erbprinz. So rufe ihn.

Dr. Martius (geht links hinein).

Erbprinz (geht mehrere Male auf und ab).

(Geheimrath von Fortenbach von links, gefolgt von Martius.)

Fortenbach (macht, an der Thüre stehen bleibend, eine tiefe Verbeugung).

Erbprinz (ihm lebhaft entgegen). Nur näher, Herr Geheimrath. (Er giebt ihm die Hand.) Hast Du Deinen Schwiegervater schon unterrichtet?

Dr. Martius. Nein.

Erbprinz. Also — (mit Handbewegung zu dem noch immer stehenden Fortenbach) aber ich bitte doch Platz zu nehmen — ich hoffe, Herr Geheimrath, Sie werden Nichts dagegen einzuwenden haben, wenn ich Herrn Doctor Martius bat, mich zum Herzog zu begleiten (Fortenbach macht eine Bewegung), um sich einmal aus eigener Anschauung ein Bild von dem Zustande des Patienten zu machen.

Fortenbach (der sich gewohnheitsmäßig langsam die Hände reibt, immer sehr vornehm). Pardon, geschieht dieser Vorschlag aus Ew. Hoheit eigenster Initiative oder auf Wunsch meines Schwiegersohnes?

Dr. Martius (macht eine sehr lebhaft verneinende Bewegung)).

Erbprinz. Aus meiner eigensten Initiative, ich hatte im Gegentheil noch allerlei Bedenken vom Martius zu zerstreuen.

Fortenbach (mit Verbeugung). Wenn Hoheit befehlen, habe ich mich selbstverständlich zu fügen.

Erbprinz. Herr Geheimrath, es handelt sich hier nicht um einen Befehl, sondern um eine Bitte, eine Anfrage, die Sie dem besorgten Sohne nicht verdenken werden.

Fortenbach. Ist mir noch eine Frage gnädigst gestattet?

Erbprinz. Bitte, mein lieber Geheimrath, jede!

Fortenbach (immer sehr devot, aber doch ein wenig nervöser). Muß ich die Heranziehung des Herrn Doctor Martius als ein Mißtrauensvotum gegen mich auffassen? Ich würde mich in diesem Falle genöthigt sehen, die Behandlung sofort niederzulegen, so schwer es mir auch würde (sich verbeugend), meinen hohen Herrn verlassen zu müssen.

Erbprinz (etwas lebhafter). O, Herr Geheimrath, legen wir doch in diesen so ernsten, so traurigen Fall keine persönlichen Empfindeleien und denken wir Alle gemeinsam — Jeder nach seinen besten Kräften — nur an das eine Ziel: dem Herzog seine Gesundheit, seiner Familie und dem Lande die Ruhe wiederzugeben.

Fortenbach. Wenn überhaupt den bisherigen hohen Wünschen und Abmachungen entgegen ein zweiter Arzt hinzugezogen werden soll, so kann es mir ja selbstverständlich nur angenehm sein, wenn diese Wahl gerade auf meinen Schwiegersohn fiel.

Erbprinz (warm). Ich danke Ihnen, Herr Geheimrath.

Fortenbach (den Erbprinzen scharf anblickend). Indessen dürfte mir wohl noch die unterthänige Frage gestattet sein, was Hoheit so plötzlich zu diesem Consilium veranlaßte?

Erbprinz. Die Frage ist von Ihrem Standpunkt durchaus berechtigt, und deswegen will ich sie Ihnen beantworten. Es handelt sich in erster Linie darum, die Krankheit des Herzogs, der seine Leiden mit wahrem Heldenmuth trägt, zu heben und die Genesung möglichst zu beschleunigen. Bei aller aufrichtigen Verehrung für Sie, Herr Geheimrath, und bei allem Dank, den ich Ihnen für Ihre Opferfreudigkeit zolle, — ich habe meinen alten Freund Martius gebeten, den Patienten einmal zu untersuchen. Die Kühnheit, ich möchte sagen, die Verwegenheit seiner Diagnosen haben mir persönlich

immer imponirt, wenngleich sie — ich weiß — in ärztlichen Kreisen meist nur Kopfschütteln begegnen. Vielleicht findet er doch ein Symptom, irgend einen Weg, der zur schnelleren Genesung führt. Ihre vornehme beruhigende Art, eine wahre Wohlthat für jeden Kranken, ergänzt sich vielleicht sehr glücklich mit dem derberen süddeutschen Wesen meines guten Martius, dessen Eigenheit es ist, im Beruf wie im Leben die Dinge beim richtigen Namen zu nennen.

Dr. Martius. Na natürlich, das muß man doch auch.

Erbprinz. Aber auch noch von einem zweiten Gesichtspunkt aus habe ich mich zu dem Schritte bewogen gefühlt. Es handelt sich in diesem Falle nicht nur um eine Privatperson, Herr Geheimrath, sondern um den regierenden Herzog. Mein Vater ist seit fünf Wochen krank, die Anfragen, welche ich, welche das Ministerium bezüglich der möglichen Genesung an Sie richteten, haben Sie stets sehr schonungsvoll mit „sehr bald" beantwortet. Daraufhin und auch, um im Lande keine Unruhe zu verbreiten, hat man bisher keine Aenderung in der Regierung eintreten lassen. Aber die Maschine beginnt, still zu stehen: dringende Angelegenheiten, wie die Beförderungen von Beamten, liegen seit Wochen unerledigt im Cabinet, Unzukömmlichkeiten aller Art . . (abbrechend) genug. Sie werden begreifen, daß das nicht länger dauern kann, soll nicht das Wohl unseres geliebten Landes darunter leiden, das mir wahrhaft am Herzen liegt. Deswegen bitte ich die beiden Herren, eine Consultation abzuhalten und ein gemeinsam ausführliches Gutachten für das Staatsministerium abzufassen. Nach der genauen Prüfung dieses Berichtes werde ich mich mit den durch meines Vaters Gnade berufenen Dienern des Staates zu entscheiden haben, ob eine Uebertragung der Regierungsgewalt für die hoffentlich nur noch kurze Dauer der Krankheit statthaben soll oder nicht. (Warm.) Mein lieber Herr Geheimrath, Sie haben so lange in Ehren meinem Vater und damit dem ganzen Lande gedient — ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie jetzt vollständig meinen Standpunkt theilen werden. Und überdies entlasten wir Sie ja von der schweren Verantwortung, welche Sie bisher so muthig und treu allein getragen haben.

Fortenbach (nachdem er sich, leicht zitternd, mit dem Taschentuch die Stirn getrocknet, sich devot verbeugend). Ich füge mich vollständig Ew. Hoheit Willen. Soll diese Consultation . . . noch heute stattfinden?

Erbprinz. Jawohl. Sie haben jedenfalls den Fall mit Martius schon oft besprochen?

Fortenbach. Nein.

Erbprinz (aufstehend). Ich fahre voraus, die Herren folgen mir vielleicht in einer viertel Stunde, Sie können ja, auf der Hinfahrt nach dem Schloß Ihrem Collegen das Bild der Krankheit in großen Zügen entwerfen und ihn auch in Ihre bisherige Behandlung einweihen.

Fortenbach. Wie Hoheit gnädigst befehlen.

Erbprinz. Die Herren sind also sofort bereit?

Dr. Martius. Sofort.

Fortenbach (verbeugt sich).

Erbprinz (Mütze und Handschuh ergreifend). Also im Schloß. (Da Fortenbach ihn bis zur Thür begleiten will.) Bitte, Herr Geheimrath, ich finde den Weg schon allein, ich kenne ihn ja.

Friedrich (legt dem Erbprinzen im geöffneten Corridor den Mantel um und schließt die Mittelthüre).

Fortenbach (der sich tief gegen den Erbprinzen verneigt hat, kommt langsam vor, lehnt sich an den Tisch und starrt vor sich hin).

Dr. Martius. Also?

Fortenbach (aus seinen Gedanken aufgeschreckt, betrachtet Martius). Du willst so zu Sr. Hoheit gehen, ohne einmal den Reisestaub abzuschütteln? Man trägt bei Hofe nur den Frack!

Dr Martius (sich seinen Ueberrock falsch zuknöpfend). So? Na, mein Frack ist noch schmutziger als dieser Bratenrock. (Die Manschetten wechselnd.) Und außerdem, davon wird der Herzog wahrhaftig auch nicht gesund. Bitte! (An der Mittelthür.)

Katharine (von links). Ich sah den Prinzen fortfahren. Eduard, Du begleitest den Vater?

Dr. Martius. Ja, zum Herzog. Käthe, freust Du Dich?

Katharine (sieht ihn erstaunt an). Nein, Eduard, ehrlich gesagt: nicht. Es berührt mich dabei Etwas peinlich.

Dr. Martius. Das wäre? Aber ein bischen schnell, wir haben Eile.

Katharine. Denkst Du an unser Gespräch von vorhin? Ich habe vor dem Vater keine Geheimnisse. Ich fürchte, Du hast den Prinzen darum gebeten?

Dr. Martius. Das war merkwürdiger Weise auch Deines Vaters erster Gedanke. Nein, darüber kannst Du Dich vollständig beruhigen. (Paula und Kayser treten von links ein.) Morgen, Paula, Tag, lieber Kayser. — Der Prinz hat mich darum gebeten.

Fortenbach (fein spöttisch). Das Alter muß eben der Jugend weichen.

Dr. Martius. Aber ich bitte Sie, verehrtester Vater, fassen Sie die Sache nur nicht tragisch auf. Ich werde die Untersuchung vornehmen. Ich werde Ihrer Diagnose und Behandlung in allen Theilen zustimmen, und dann werden wir den Bericht zusammen fertig stellen. Ihnen wird das wahrhaftig Nichts schaden, und mir kann es nur nützen Also bitte . . . der Prinz wartet (an der Thür).

Fortenbach (ironisch). Du hast ja jetzt den Vortritt!

Dr. Martius. Aber machen Sie doch keine Geschichten (während Fortenbach hinausgeht, zu Paula). Und Dir, kleine Hexe, gratulire ich noch in aller Eile zu Deinem 70. Geburtstag. Ich schenke Dir auch was.

Paula. Gewiß die kleine Uhr mit Brillanten?

Dr. Martius (jovial). Keine Idee. Etwas viel Schöneres. Ich gebe Dir die Erlaubniß, während meiner Abwesenheit meine ganze Bibliothek, die auf dem Kopfe steht, wieder in eine normale Lage zu bringen. Also Adieu, allerseits! (Während er hinausgeht.) Donnerwetter, jetzt kommt der „rothe Doctor" doch noch in's Schloß! (Ab.)

Paula. Was sagen Sie dazu? Habe ich nicht einen freigebigen Schwager?

Dr. Kayser (lachend.) Alle Achtung! Ist er immer so nobel zu Ihnen!

Paula. Immer!

Katharine (starrt der Mittelthür lange nach).

Paula. Nun —, Frau Doctor, warum starren Sie denn so geistesabwesend nach der Thür?

Katharine (langsam.) Mir ist, als ob in diesem Augenblick das Glück aus dem Hause gegangen ist.

Dr. Kayser. Aber im Gegentheil, Frau Doctor, eingezogen ist es, mit Trommeln und Trompeten. Freuen Sie sich! Es ist ja ganz unberechenbar, was aus dieser einmaligen Consultation für Ihren Mann entspringen kann. Und wenn ihn auch vielleicht die kleinen Wadenkneifer in der Presse ein bischen zwacken werden, der Erbprinz, dieser edle, vornehme Charakter wird ihn decken.

Katharine (gezwungen). Sie sind sehr gütig . . . Ich sehe Sie wohl noch, Herr Doctor? (Links ab.)

Paula. Was Sie da eben über meinen Schwager gesagt haben, hat mir sehr gefallen.

Dr. Kayser. Sie theilen also meine Ansicht?

Paula. Unbedingt.

Dr. Kayser. Ihre Frau Schwester aber schien . . .

Paula. Ach, sie ist eine so ängstliche Natur, die bei jedem Ding erst die schlechte Seite sieht, bis sie ihr die gute abgewinnt. Damit quält sie sich und Andere, deswegen ist sie auch eine unglückliche Natur. Ich nehme die Dinge, wie sie sind, grüble nicht viel und danke dem lieben Schöpfer Morgens und Abends täglich, daß ich auf der Welt bin, die mir sehr gut gefällt. Sie glauben gar nicht, wie oft ich schon mit meiner Schwester darüber gestritten habe.

Dr. Kayser. Das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut. Das können Sie also auch?

Paula. Und ob! Wollen Sie mir nicht ein bischen helfen, die Bücher ordnen? (Sie treten Beide an einen Schrank, indem sie Bücher herausnimmt, deren Titel liest und Kayser giebt). „Herzkrankheiten", „Magen bis Mineralwasser", „Ueber Nervenkrankheiten", „Ueber die Vererbung".

Dr. Kayser. Fräulein von Fortenbach, Sie nannten Ihre Schwester eine „unglückliche Natur". Sie liebt doch ihren Mann, da kann sie doch nicht unglücklich sein. (Sie halten Beide inne mit dem Bücherordnen.)

Paula (nach kurzer Pause, während welcher sie ihn angesehen hat). Ich weiß nicht, weswegen ich Ihnen so traue, aber ich traue Ihnen eben. Ich will Ihnen Etwas sagen, ich weiß, Sie behalten es für sich. Katharina liebt ihren Mann gewiß, (leise) aber sie liebt den Vater noch mehr. Ich kann mir ganz gut denken, wie sie es erschreckt hat, daß Martius dazu gerufen wurde. Sie freut sich wohl wegen ihres Mannes, denn sie liebt ihn ja, aber sie grämt sich wegen ihres Vaters, denn sie liebt den noch mehr, viel mehr.

Dr. Kayser. Sie grämt sich, das verstehe ich gar nicht.

Paula. Sie fühlt gewiß, daß Papa sich in seiner wissenschaftlichen Ehre verletzt fühlt und ich glaube, sie würde eher sterben, als daß sie dem Vater Etwas zu Leide geschehen läßt. Sagen Sie, ist das nicht sonderbar, ich bin in meiner Familie die einzige wirklich heitere . . .

Dr. Kayser. Weil Sie die Jüngste sind.

Paula. Daran liegt es nicht. Meine Schwester ist ernst, mein Bruder, der Major, ein famoser, pflichttreuer Mensch, ist ernst, und den Vater kennen Sie ja selbst.

Dr. Kayser. Ich arbeite jetzt drei Monate als Assistent bei ihm, konnte ihm aber menschlich nicht näher treten. War Ihr Vater immer so verschlossen?

Paula. Wir Kinder haben ihn nur so gekannt. In seiner Jugend soll er heiterer gewesen sein, aber das hat er zurückgedrängt in seinem Leben am Hofe. Dieses ewige Rücksichtnehmen und Bereitseinmüssen dort, diese halben Worte, die dort verstanden, diese halben Blicke, die dort aufgefangen werden müssen, all' das hat ihn so kühl gemacht, so vornehm — denn er ist ein wahrhaft vornehmer Mann . . .

Dr. Kayser. Ich weiß . . .

Paula. Und so ehrgeizig gemacht. Sehen Sie, das war das größte Unglück für meine Schwester, daß sie so früh die Mutter verlor, und das ist auch mein einziger Gram, denn (ein wenig zitternd) ich fühle mich doch sehr oft allein.

Dr. Kayser. Das begreift Niemand besser als ich, denn ich bin so glücklich, noch eine Mutter zu haben, und ich vergöttere sie.

Paula. Sie Glücklicher!

Dr. Kayser. Ja, das bin ich auch. Denn diese Frau ist meine treueste Freundin, mein bester Rathgeber, meine gute Vorsehung. Und wenn ich jetzt Abends abgerackert und manchmal auch ein bischen verdrießlich nach Hause komme und diese kleine rührende Gestalt mit dem weißen Häubchen tritt mir entgegen, und ich kann ihr in ihre guten klugen Augen blicken . . . Ja, mein liebes Fräulein, da tausche ich doch mit Niemandem auf der weiten, weiten Welt!

Paula (reicht ihm die Hand). Jetzt weiß ich auch, warum ich Ihnen so vertraue: weil Sie ein guter Mensch sind. Ich möchte gerne Ihre Mutter kennen lernen.

Dr. Kayser (warm). Ja, wahrhaftig. Sie sind ihrer werth. Aber überschätzen Sie mich nur nicht, denn für meine Mutter bin ich ein ganz schlechter Kerl und mache ihr viel Sorge.

Paula. Wer Ihnen das glaubt!

Dr. Kayser. Sie hat nämlich eine fixe Idee: sie will mich verheirathen, partout verheirathen! Ob ich nun aus einer Gesellschaft oder aus dem Theater komme, immer ist ihre erste Frage: „Hat Dir nicht ein Mädchen gefallen?" Ich würde mich wahrhaftig

nicht wundern, wenn ich nächstens mal aus der Klinik oder einer ärztlichen Versammlung komme und sie mich fragen würde: „Hat Dir nicht ein Mädchen gefallen?"

Paula (lachend). Ach, Sie übertreiben.

Dr. Kayser. Nein, ernstlich.

Paula (launig). So thuen Sie ihr doch den kleinen Gefallen.

Dr. Kayser. Wenn das so einfach wäre! Aber (leise) vorläufig habe ich noch zu wenig.

Paula. Da weiß ich Ihnen einen guten Rath: nehmen Sie sich ein Mädchen, das genug für Zweie hat.

Dr. Kayser. Ich möchte ein Mädchen, gut, klug, gebildet, hübsch, die mich versteht, die Theil nimmt an meinem Streben . . .

Paula. Sie sind ja recht bescheiden!

Dr. Kayser. Und wenn ich das Alles fände — an Einem fehlte es mir doch, an der Courage. Ist es nicht zu lächerlich, liebes Fräulein, mit kaltem Blut nehme ich die schrecklichsten Operationen vor, ich habe, wie Ihnen mein schönes Antlitz zeigt, schon oft auf der Mensur mit scharfen Waffen gestanden und stets mit Ehren: aber auf der Mensur mit einem Gegner, dessen Rapiere ein Paar schöne Augen sind, und ihr dann sagen sollen: „Ich liebe Dich," Donnerwetter, das ist viel verlangt.

Paula (für sich). Du Hasenfuß!

Dr. Kayser (entsetzt). Und sich dann noch womöglich der Gefahr aussetzen, abzublitzen!

Paula (lächelnd). Ja, sicher müssen Sie Ihrer Sache freilich sein.

Dr. Kayser. Wer kennt die Frauen, ihre Launen, ihren Wankelmuth: Woran, sagen Sie mir um Himmelswillen, kann denn ein Mann so ganz untrüglich erkennen, daß er geliebt wird? Denken Sie sich, mein liebes Fräulein, Sie würden einen Mann lieben, wie würden Sie ihm das zeigen?

Paula (ernst). Ich? Wenn ich einem Menschen gut wäre, und ich merkte, er wäre ein Hasenfuß, (innig und warm) mit jedem Blick, jedem Laut würde ich ihm sagen: „Nimm doch Dein Herz in beide Hände und sage mir, was Dich bedrückt! Denn ich habe Dich lieb, Du lieber, dummer Kerl!" (Sie hat sich ihm voll zugewendet; Kayser hat bei „wenn ich" eine Zeitung vom Tisch genommen, die er nervös herumdreht und, als Paula geendet hat, vollständig geknittert hat.) Was hat Ihnen denn die arme Zeitung gethan?

Dr. Kayser (herauspolternd). Weil ich den Kerl erwürgen könnte, zu dem Sie so sprächen?

Paula (leiser). Warum denn so grausam?

Dr. Kayser (eifrig, geradezu). Fräulein Paula, Sie lieben! So spricht nur ein Mädchen, das liebt! Sie lieben! . . . Der Glückliche! Ist er auch Ihrer werth?

Paula (nickt).

Dr. Kayser (immer lebhafter). Ist er gut und edel und tüchtig? Denn das muß er sein, um Sie zu verdienen!

Paula (nickt).

Dr. Kayser. Kenne ich den Menschen?

Paula. Sehr gut. (Leiser.) Er ist hier übrigens ganz in der Nähe.

Dr. Kayser. Hier . . . in der Nähe?

Paula (leise). Darf ich ihn Ihnen vorstellen?

Dr. Kayser (komisch abwehrend). Nein, nein, sonst passirt noch ein Unglück.

Paula (sich abwendend). Sehen Sie nach dort . . . in den Spiegel!

Dr. Kayser (tritt vor den Kaminspiegel). Ich sehe nur mich . . . nur mich. (Plötzlich aufjubelnd). Mich? . . Mich? (sich überstürzend.) Verdiene ich denn das? Ich? . . Ich?

Paula (noch von ihm abgewandt, schämig). Ich mußte Ihnen, Hasenfuß, doch ein bischen helfen, (sich zu ihm wendend, mit tiefer Innigkeit) denn ich habe Sie lieb, Sie dummer, lieber Kerl! (Er schließt sie in seine Arme, sie lehnt sich an seine Brust; nach kurzer Pause)

Dr. Kayser. Und meine Mutter!

Paula. Zu ihr müssen Sie mich noch heute führen!

Dr. Kayser. Und da hat . . . Ihre Schwester gesagt: das Glück sei in dieser Stunde aus dem Hause gegangen! . . . Glauben Sie, daß . . . Dein Vater einwilligen wird?

Paula. Er schätzt Sie. Pst, meine Schwester! (Sie eilt schnell zum linken, Kayser schnell zum rechten Bücherregal, an denen sie furchtbar eifrig Bücher ordnen, sie beachten Katharinens Eintreten scheinbar garnicht).

Katharine. Die sind ja Beide furchtbar vertieft! — Sind die Bücher bald geordnet?

Dr. Kayser (sich schnell umdrehend.) Zu Befehl, Frau Doctor, es ist Alles in Ordnung!

Katharine (unruhig auf und ab). Wo nur mein Mann bleibt . . . er ist schon über eine Stunde fort . . .

Paula (am Fenster). Da kommt er.

Katharine (schnell.) Mit Papa?

Paula. Nein, allein.

Dr. Kayser. Ich räume das Feld. (Leise zu Paula.) Heute Nachmittag sechs Uhr zur Mutter . . . (Sich verneigend.) Frau Doctor! (Mitte ab.)

Paula (links ab, sich nach ihm umdrehend).

Katharine (bleibt einen Moment allein, während dessen sie auf und ab geht; durch die Mittelthür)

Dr. Martius (er spricht in den geöffneten Corridor zu Friedrich). Ich bin jetzt für Niemanden zu Hause, hören Sie, Friedrich; für Niemanden, ausgenommen natürlich, wenn Se. Hoheit schicken sollten. (Er tritt ein, sehr aufgeregt wirft er, ohne Katharinen zu sehen, wüthend seinen Hut auf den Boden.) Kreuzdividomini!

Katharine. Da bist Du ja endlich!

Dr. Martius (auffahrend). Ach, Du hier?

Katharine (ganz sicher). Du bist einig mit dem Vater?

Dr. Martius (auf ab und). Ist Jemand da drin? (Auf links.)

Katharine. Nein. (Während Martius nach rechts geht und in die rechte Thür schaut.) Und das Resultat Deiner Untersuchung?

Dr. Martius (auf und ab, sehr lebhaft gesticulirend, dann sich in einen Sessel werfend und die Hände zusammenschlagend, herausschreiend). Schrecklich! (Aufspringend). Der Mann ist ja verloren!

Katharine (ruhig). Von wem sprichst Du denn eigentlich?

Dr. Martius. Käthe, wir sind ja in unseren vier Wänden, und Niemand hört uns . . . (Leise.) Der Herzog ist . . verpfuscht, total verpfuscht worden!

Katharine (mit scheinbarer Ruhe). Du bist jetzt so erregt, komme nur erst zur Ruhe . . . ich verstehe Dich gar nicht!

Dr. Martius (außer sich). Ja, es ist auch wahrhaftig schwer zu verstehen, nein, es ist gar nicht zu verstehen. Dieser erfahrene, gewissenhafte Arzt . . . und einen solchen Unsinn zu machen!

Katharine (kühl). Ach so, Du meinst, daß der Vater sich geirrt hat? So so!

Dr. Martius (furchtbar aufgeregt). Es kann gar nicht anders sein. Oder ich hänge noch heute meine ganze Wissenschaft an den Nagel und verdiene mir meinen Unterhalt mit Steineklopfen. (Immer umher, vor Erregung zitternd.) Dein Vater erzählte mir im Wagen die Geschichte der Krankheit, die ersten Symptome, seine sofort im Gegensatz zu Frensdorff aufgestellte Diagnose, nach der er die Behandlung einrichtete und an der er auch consequent festhielt. Ich trat — ich schwöre es Dir bei Deinem Leben — ohne jedes Vorurtheil an das Krankenbett, mit natürlichstem Wohlwollen, mit absoluter Ehrfurcht vor der Autorität Deines Vaters. Nach fünf Minuten Untersuchung, nach einigen Fragen, die ich an den Patienten richtete, war ich mir klar über das Unheil. Mir stockte förmlich das Blut in den Adern. Ich untersuchte weiter, ganz genau, so

genau, wie ich in meinem ganzen Leben noch keinen Menschen untersucht habe, volle 42 Minuten . . (Schreiend.) Der Mann ist verloren!

Katharine (kühl). Und Du hast den Muth gehabt, das dem Vater zu sagen?

Dr. Martius. Wir zogen uns Beide in das Vorzimmer zurück, wo wir eine kurze Unterredung hatten.

Katharine. Wie ich voraussetze, eine sehr lebhafte Unterredung?

Dr. Martius. O ja, wo Holz gesägt wird, fallen auch Späne! Ich sagte Deinem Vater höflich, aber entschieden, daß ich die Krankheit ganz im Gegensatz zu ihm für eine äußerst schwere Complication halte.

Katharine. Und was antwortete er Dir?

Dr. Martius. Ganz wider Erwarten, durchaus nicht von der Höhe des Postamentes herab, das ihm die Menschen und er sich selbst gesetzt hat. Im Gegentheil: auffallend lebhaft und recht nervös vertheidigte er seinen Standpunkt. Der Erbprinz kam dazu, und dem habe ich auf Ehre und Gewissen nur sagen können, daß wir uns nicht einigen könnten: ich sehe mich daher gezwungen, es bei dieser einen Consultation bewenden zu lassen und die Behandlung sofort niederzulegen. Vor fünf, vor vier Wochen, gleich beim Auftreten der Krankheit, hätte eine Operation dem Herzog das Leben retten können, jetzt sei es zu spät!

Katharine. Hast vielleicht zu schnell gehandelt!

Dr. Martius. In solchem Falle giebt's gar kein Verhandeln und Diplomatisiren. Da muß jeder Mann für seine Ueberzeugung eintreten.

Katharine. Eduard, Du warst vielleicht bei der Untersuchung aufgeregt: die ungewohnte Nähe des Herzogs . . .

Dr. Martius. Ach was, ich sehe in solchem Falle nur den Patienten und nicht den Herzog!

Friedrich (durch die Mitte). Der Herr Major wünschen den Herrn Doctor im Auftrage Seiner Hoheit des Erbprinzen sofort zu sprechen.

Dr. Martius. Lassen Sie eintreten.

Friedrich (ab).

Major Gustav v. Fortenbach (sympathische männliche Erscheinung, Interimsuniform, Mütze). Guten Tag, Katharine.

Dr. Martius. Was bringst Du mir?

Gustav. Ich komme im Auftrage Sr. Hoheit. Der Prinz läßt Dich bitten, sofort einen Bericht über das Resultat Deiner Untersuchung für die Frau Herzogin anzufertigen. Dieser Bericht sei so schonungs- und rücksichtsvoll abzufassen, wie es im Interesse der hohen Frau geboten erscheint.

Dr. Martius. Selbstverständlich.

Gustav. Und ferner läßt Dich der Prinz im Einverständniß mit dem Premierminister von Wendland auffordern, ein Gutachten für das Staatsarchiv niederzuschreiben. Mein hoher Auftraggeber hat hinzugefügt, daß er diesen Bericht von Dir Deiner Ueberzeugung getreu, ungeschminkt und ohne jede persönlichen Rücksichten erwarte. Dies die eigensten Worte. Wann kann Se. Hoheit die Gutachten erhalten?

Dr. Martius. Morgen Vormittag. Die Sache leidet keinen Aufschub.

Gustav. Ich habe denselben Auftrag soeben dem Vater übermittelt.

Katharine. Eduard, ich denke, Du wirst den verlangten Bericht erst nach Einigung mit dem Vater abfassen.

Dr. Martius. Ich kann mich nicht mit ihm einigen!

Katharine. Du vergißt in Deiner momentanen Erregung die unabsehbaren Folgen dieses Schrittes. Denn das bedeutete offenen Bruch mit dem Vater. Ich ehre und achte Dein Können, aber bedenke wohl: Du kämpfst gegen den Geheimrath von Fortenbach, dessen Ruf unantastbar ist.

Dr. Martius. Ist es mein Ruf vielleicht weniger?

Katharine. Bedenke, wenn Du irrst und dieser Irrthum im Staatsarchiv niedergelegt wird, das bedeutet nicht allein Bruch mit dem Vater, das bedeutet viel, viel mehr! Du würdest Dir selbst den Boden entziehen für alle Zeit: Das wäre das Ende Deiner wissenschaftlichen, Deiner wirthschaftlichen Existenz! (Es dunkelt.)

Dr. Martius (umherlaufend und die Stühle zusammenrückend.) Ich habe gar nichts weiter zu bedenken.

Katharine (erregter). Und jetzt wiederhole ich: Und Dein häusliches Glück?

Dr. Martius. Und meine wissenschaftliche Ueberzeugung? (Sie stehen sich bei diesen Worten gegenüber.)

Katharine (sich an Gustav wendend). Gustav, ich flehe Dich an, rathe ihm ab!

Gustav (stramm aufgerichtet). Ich handele im Auftrage meines Vorgesetzten. Ich habe hier keine Meinung, sondern nur die hohe Ordre.

Katharine. Aber Du bist doch mein Bruder und sein Schwager!

Gustav. Ich bin hier nur Offizier!

Dr. Martius. Bitte, bestelle Sr. Hoheit, ich würde morgen früh neun Uhr die befohlenen Berichte durch Dich in seine Hände legen lassen. Damit basta!

Gustav. Es wird erledigt werden. Adieu, Katharine, Adieu, Eduard, der Prinz erwartet mich. (Mitte ab.)

Katharine (bittend). Eduard!

Dr. Martius. Beruhige Dich nur, Käthe, und laß mich die Sache allein durchfechten.

Katharine (milde). Schreibe es Dir von der Seele, und morgen früh wirst Du ruhiger denken und handeln. (Es ist dunkel geworden.)

Dr. Martius (hat geklingelt, Louise durch die Mitte).

Dr. Martius. Friedrich soll hier nochmals Feuer machen, und füllen Sie mir die beiden Lampen, ich habe die Nacht durchzuarbeiten. (Louise ab.)

Katharine (reicht ihm die Stirn zum Kuß). Gute Nacht!

Dr. Martius. Gute Nacht, verschlafe Dir Deine Angst!

Katharine (sieht ihn nochmals an und geht dann links ab).

Dr. Martius (geht, während Louise die beiden doppelschiebigen Lampen auf den Schreibtisch setzt, aufgeregt auf und ab, dann nimmt er ein Buch aus dem Regal, geht damit an den Schreibtisch, schlägt nach, liest und klopft rechthaberisch auf eine Seite; dann setzt er sich in den Lehnsessel; er sinnt einen Moment, dann ergreift er einen großen Bogen und beginnt, laut vor sich hinsprechend, zu schreiben.) „Allerdurchlauchtigste Frau Herzogin! Allergnädigste Fürstin und Frau!“ (Der Schein der Lampen erhellt nur den Schreibtisch, während das Zimmer selbst im Dunkeln liegt.)

Der Vorhang fällt langsam.

Zweiter Act.

Dieselbe Decoration.

(Beim Aufgehen des Vorhanges sitzt Martius noch am Schreibtisch. Die eine Lampe ist verlöscht; er hat sich ein Licht angesteckt, das beinahe heruntergebrannt ist. Das Feuer im Kamin flackert noch hell. Zahlreiche Bücher liegen unordentlich hingeworfen am Boden um Martius herum. Auf der Uhr schlägt es sieben.)

Friedrich (tritt ein durch die Mitte). Der Herr Doctor sind schon wieder auf?

Dr. Martius (schreibend und rauchend). Nein, noch. Wieviel Uhr ist es denn?

Friedrich. Gerade sieben.

Dr. Martius (die Feder hinlegend). Da habe ich also geschlagene neun Stunden hier gesessen. Ich fühl's auch. Lassen Sie mir 'mal eine Tasse Kaffee machen, aber recht stark. (Da Friedrich abgehen will.) Ist meine Frau schon auf?

Friedrich. Jawohl, Herr Doctor! (Mitte ab.)

Katharine (von links, im Kleid des ersten Actes). Guten Morgen.

Dr. Martius. 'Morgen, Käthe! Potz Tausend, Du bist aber heute früh aus den Federn gekrochen?

Katharine. Ich habe nicht gut geschlafen.

Dr. Martius. Und nicht einmal mehr im Morgenrock? Schon fix und fertig?

Katharine. Ich habe heute vielleicht sehr früh auszugehen. Und Du bist, wie ich sehe, gar nicht zu Bett gegangen. Und dieser Cigarrendampf hier, die Luft ist ja zum Zerschneiden!

Dr. Martius. Ja, meine zwölf Stück werde ich wohl 'runtergekaut haben.

Friedrich (hat den Kaffee auf den Schreibtisch gestellt. Martius trinkt während des Folgenden ab und zu; Friedrich ab).

Katharine. Bist Du mit dem Bericht fertig geworden?

Dr. Martius. Ja. In diesem Augenblick. Das war 'ne Arbeit. Hier sind die beiden Gutachten. Und dann mußte ich natürlich noch zwei Abschriften für die Herzogin und den Prinzen machen. Mir thut nicht allein der Kopf, sondern auch die Hand weh.

Katharine. Darf ich wissen, was Du geschrieben hast?

Dr. Martius. Käthe, Du bist zwar ein sehr gescheidtes, sehr vernünftiges Frauenzimmer, aber von einem mit medicinischen nnd lateinischen Ausdrücken gespickten Bericht würdest Du doch herzlich wenig verstehen.

Katharine. Ich werde mir alle Mühe geben, es zu verstehen. Und schließlich muß ich doch auch wissen, was Du schriebst, nach dem Streit zwischen dem Vater und und Dir. Ich glaube, dazu wohl ein Recht zu haben.

Dr. Martius (ihr den Bericht hinhaltend). Ich kann Dir doch unmöglich die ganze Geschichte von netto 48 Seiten vorlesen. Dazu bin ich jetzt auch wahrhaftig zu müde.

Katharine. So laß mich wenigstens Dein Endresumé hören.

Dr. Martius. Neugierig und eigenwillig seid Ihr doch Alle! Aber wir können erst die Lampe verlöschen (geschieht), es ist ja inzwischen heller Tag geworden. (Er zieht, ohne aufzustehen, das Rouleau hinter sich auf; Tageslicht.) So, nun setze Dich 'mal hin und höre ruhig zu. Ich hoffe, oder vielmehr, ich weiß, Du wirst in dem, was ich da geschrieben habe, nichts Persönliches erblicken und selbst nichts Persönliches hineintragen. Denk' Dir: Das wäre eine wissenschaftliche Controverse zwischen Schulze und Schmidt und nicht zwischen Deinem Vater und mir.

Katharine. Bitte, lies! (Sie hat sich ihm gegenüber vor dem Schreibtisch auf einen kleinen Sessel gesetzt und stützt den Kopf in die Hand.)

Dr. Martius (nachdem er einige Stellen gemurmelt hat). „Und so kann ich denn, nach genauester Darlegung der an Sr. Hoheit gemachten Beobachtungen auf Ehre und Gewissen nur bekennen, daß ich im directesten Gegensatze zu der Auffassung des Herrn Geheimen Rathes von Fortenbach stehe, daß ich dessen Diagnose und Behandlung als einen schweren, und wie ich fürchte, unheilvollen Irrthum ansehe, den zu redressiren vor ungefähr vier Wochen durch einen energischen, operativen Eingriff noch Zeit gewesen wäre. Jetzt wäre dieser Eingriff viel zu spät und ganz nutzlos. Aus diesem Grunde sehe ich mich zu meinem lebhaftesten Bedauern genöthigt, die Behandlung Sr. Hoheit des Herzogs Hermann sofort niederzulegen und somit jedwede Verantwortung an dem traurigen und meiner Ansicht nach höchst kritischen Falle abzulehnen. Indem ich Ew. Hoheit für das mir geschenkte Vertrauen ehrerbietigst danke, verbleibe ich et caetera, et caetera.

Katharine (langsam vor sich hinsprechend). „Ein schwerer, unheilvoller Irrthum!"

Dr. Martius. Ja, Käthe, ich habe jedes Wort zehn Mal im Kopf herumgewälzt — ich habe keine mildere Fassung gefunden.

Katharine (ist aufgestanden, milde). Eduard, diesen Bericht kannst Du unmöglich abschicken?

Dr. Martius (leicht). Sonst hätte ich ihn doch nicht geschrieben.

Katharine. Das ist unmöglich.

Dr. Martius (achselzuckend). Möchte wissen, warum!

Katharine. Weil dieser Bericht — verzeih' mir, aber es ist meine Ueberzeugung — unklug gegen Dich selbst ist.

Dr. Martius (aufstehend und vorkommend, freundlich). Liebe Käthe, das verstehst Du nicht; in solchen Dingen mußt Du nicht mitreden, sondern Deinem Manne mehr Verstand zutrauen und ihn handeln lassen.

Katharine. Da hast Du Recht: wissenschaftlich kann ich den Fall nicht zergliedern und Dir Recht oder Unrecht geben; aber unterschätze nur nicht das Gefühl einer Frau, und mein Instinct sagt mir, daß dieses Gutachten unklug gegen Dich selbst ist. Du brichst ja alle Brücken hinter Dir ab. Du nimmst Dir ja im Falle eines Irrthums — und der ist doch wahrhaftig nicht ausgeschlossen — jede Möglichkeit eines ehrenvollen Rückzuges. Darin steckt Deine Unklugheit.

Dr. Martius. Ehrenvoller Rückzug, ach was, ehrenvoller Rückzug! meine Ueberzeugung, meine Wahrheitsliebe, mein Pflichtgefühl, mein Gewissen — verstehst Du? mein Gewissen — haben mir das in die Feder dictirt, dabei bleibt's und damit basta.

Katharine. Ich bitte Dich, ereifere Dich nicht, wir wollen doch in Ruhe zur Klarheit kommen. Du sagst, Deine Ueberzeugung, Deine Wahrheitsliebe? Man kann auch ein Fanatiker der Wahrheitsliebe, der Pflichterfüllung sein.

Dr. Martius. Katharine, mach' mich nicht ärgerlich! Was soll denn das nur heißen? Soll ich vielleicht schreiben: „das ist weiß" und wissentlich verschweigen, daß ich es schwarz sehe? Soll ich mich devotest dem Urtheil des Geheimraths Fortenbach unterordnen, nur, weil er mein Schwiegervater ist? Na, ich sage Dir, das thut Dein Mann nicht, der unbekannte Doctor Martius ist so frei, seine Meinung zu sagen selbst gegen eine solche Autorität! (Achselzuckend.) Ueberhaupt die Autoritäten!

Katharine. Man wird es Dir als eine Ueberhebung auslegen!

Dr. Martius. Mag sein, die Dummen, die Unehrlichen. Die Anständigen und Unparteiischen werden's nicht Anmaßung, sondern männliche Ueberzeugung nennen.

Katharine. Bedenke: des Vaters Bericht wird genau das Gegentheil von dem sagen, was Du da geschrieben hast. Die beiden Gutachten werden in einer Stunde von dem Prinzen, dem Minister gelesen werden, sie sind dann amtliche Actenstücke geworden. Du weißt, wie feindlich Dir der Minister von Wendland gesinnt ist . . .

Dr. Martius. Der hat ja eingestimmt in die gestrige Consultation?

Katharine. Um Dich unschädlich zu machen. Wie das immer zu gehen pflegt wird die Sache auch noch so geheim gehalten, etwas sickert immer durch, und das wird genügen, die ganze conservative Presse auf Dich zu hetzen. Einer von Euch Beiden muß doch Unrecht haben in diesem wissenschaftlichen Streite, und dieser Eine . . .

Dr. Martius. . . . wird Dein Vater sein.

Katharine. Und wie willst Du das beweisen?

Dr. Martius. Beweisen? Das wird schon die Zukunft, die nächste Zukunft für mich thun.

Katharine. Der Vater kennt den Fall seit seinem Entstehen, Du aus einer einmaligen Untersuchung.

Dr. Martius. Und wenn Dein Vater dennoch irrt?

Katharine. Mit einem Federstrich also willst Du die ganze große Laufbahn des Vaters ausstreichen (erregt), als wäre sie nie gewesen? mit einem Worte also sagen: „Der Mann, den Ihr seit einem Menschenalter als einen der Ersten seines Faches anerkannt und geehrt und gepriesen habt, beschließt mit einem unheilvollen Irrthum sein Leben: seine vierzigjährige, segensreiche Thätigkeit als Arzt, als Lehrer der Jugend sind eitel und nichtig gewesen, dieser Mann, den Ihr für einen Wohlthäter der Menschheit gehalten habt, der Fürstengunst und Ruhm geerntet in Hülle und Fülle, ist ein Nichtskönner, ein Charlatan?

Dr. Martius. So harte Worte brauchst Du, nicht ich!

Katharine. Ich gebe dem Sinn, den Du in Deinen Bericht gelegt hast, nur Ausdruck.

Dr. Martius. Aber einen ganz falschen. Ich habe nur gesagt, daß er sich in diesem speciellen Falle geirrt hat, allerdings meiner Ansicht nach schwer geirrt hat. Dir gegenüber füge ich außerdem noch hinzu: so schwer wie sein Irrthum wird auch seine Strafe, seine Buße sein müssen.

Katharine (sich immer mehr ereifernd). Sein ganzes Leben, seine ganze Wirksamkeit bedeutet einen Triumph der Wissenschaft.

Dr. Martius. Einen Triumph? (Leise und zornig.) Und der Mann da, der sich im Schloß auf seinem Schmerzenslager windet, wird ein Opfer dieser Wissenschaft sein!

Katharine. Du beleidigest mit diesen Worten nicht nur ihn, sondern auch mich! (Steigernd.) Denn Du weißt, seit dem ersten Tage, da wir uns kennen lernten, mit welcher Verehrung ich seit meiner Kindheit an meinem Vater hänge, mit welchem Stolz ich sein Wachsen, seine Erfolge, seinen Ruhm verfolgt habe, mit welchem Glücksgefühl ich diesen Ritter des Geistes höher und höher steigen sah — (glühend) ich lasse mir von Niemandem dieses Ideal zertrümmern, selbst nicht von Dir, ich lasse mir von Niemandem meinen unerschütterlichen Glauben an diesen Mann rauben, selbst nicht von Dir!

Dr. Martius (zornig). Bewahre Dir Dein Ideal, aber verlange nicht von mir, daß ich ihm zu Gefallen meine Ueberzeugung opfre! Mag daraus werden, was da will! Die opfre ich nicht, niemals, niemals! Lieber bemitleidet, als verachtet werden! Lieber will ich als Esel durch die Welt rennen, tausend Mal lieber als ein gesinnungsloser Lump! Habe ich etwa von Dir verlangt, als ich Dich heirathete, daß Du Deinen Glauben opfern sollst? Du bist als die Tochter eines rechtgläubigen Protestanten geboren, ich bin Katholik. Was ist denn Glaube schließlich anderes, als innerste Ueberzeugung? Habe ich von Dir verlangt: „opfere Deine religiöse Ueberzeugung?" Und ebenso wenig darfst Du jetzt von mir fordern, daß ich meine wissenschaftliche Ueberzeugung opfern soll! Das ist mein letztes Wort, den Bericht gebe ich in dieser Fassung ab.

Katharine. Sage lieber: Dein Todesurtheil!

Dr. Martius (setzt sich hin, couvertirt die beiden Berichte, ohne die Couverts zu schließen, indem er vor sich hinspricht.) „An Se. Königl. Hoheit den Erbprinzen Carl Victor zu eigenen Händen."

Katharine (hat am Etablissementtisch gestanden und ihn beobachtet).

Dr. Martius (steht auf). Jetzt will ich mich aber endlich ein bischen waschen; ich bin ja seit Berlin noch nicht aus den Kleidern gekommen. (Er geht rechts ab und läßt die Thür offen, man hört ihn hantiren.)

Katharine (geht langsam an den Schreibtisch und hält die beiden Couverts lange in der Hand).

Dr. Martius. Donnerwetter, jetzt habe ich wieder meine Bürste im Hôtel liegen lassen. Uebrigens, es widerstrebt mir, den Bericht abzuschicken, ohne daß Dein Vater Kenntniß davon genommen hat. Jetzt ist es acht. Dein Bruder kommt erst in einer Stunde. Ich werde des lieben Friedens willen Deinen Vater noch aufsuchen.

Katharine (hat während dieser Zeit sich nach dem im Kamin hellbrennenden Feuer umgesehen, sie ist mit dem Bericht in der Hand einen Schritt vorwärts gegangen, man sieht ihr die momentane Absicht an, das Couvert in's Feuer zu schleudern, dann besinnt sie sich anders und wirft es verächtlich auf den Schreibtisch).

Dr. Martius (Stimme). Friedrich soll mir 'ne Maß Bier holen, aber echtes, nicht das dünne Ammenbier . . . ich habe einen infernalischen Durst.

Friedrich (durch die Mitte). Der Herr Geheimrath.

Katharine (dreht sich hastig um).

Fortenbach (im Frack). Guten Morgen, Katharine.

Katharine (ihm entgegen). Ich verstehe Dich, Vater, und ich danke Dir, daß Du gekommen bist. Du, der so viel Aeltere, bietest dem Jüngeren die

Hand zur Versöhnung. Könnte ich doch immer so groß denken und so edel handeln, wie Du! (Sie drückt ihm gerührt die Hand.)

Dr. Martius (von rechts). 'Morgen!

Fortenbach. Guten Morgen, Martius!

Katharine. Wie geht es heute dem Herzog?

Fortenbach (sich langsam die Hände reibend, wie immer vornehm und gemessen). Gut, überraschend gut! Der Rapport des dienstthuenden Wärters lautet, daß Se. Kgl. Hoheit die ganze Nacht völlig schmerzfrei war und seit halb fünf Uhr Morgens in tiefen Schlaf versunken ist. Ich wurde die ganze Nacht gar nicht geweckt.

Katharine (hat sehr gespannt zugehört: mit großer Befriedigung nickt sie mehrere Male und blickt einen kurzen Augenblick Martius an).

Dr. Martius (der Fortenbachs Bericht überhören zu wollen scheint). Sie sind mir mit Ihrem Besuche zuvorgekommen, denn ich hatte die Absicht, Sie aufzusuchen. Wie ich vermuthe, zu gleichem Zweck.

Fortenbach. Es handelt sich wohl um den betreffenden Bericht?

Dr. Martius. Ganz recht. Ich wollte Ihnen jedenfalls anbieten, das Gutachten durchzulesen.

Fortenbach. Ich bin Dir für diese Rücksichtnahme dankbar. Auch ich bin hierher gekommen, um mich mit Dir auszusprechen.

Dr. Martius. Ausgesprochen haben wir uns ja gestern schon zur Genüge. Hier ist der für den Prinzen.

Katharine. Ich glaube, es wird besser sein, Du kommst in mein Zimmer und liest ihn durch. Ich kann Dir dort jede Störung fernhalten. (Während sie nach links vorangeht.)

Fortenbach (lächelnd die Finger durch die Blätter gleiten lassend). Ein recht voluminöses Actenstück! Ich finde Dich doch nachher hier?

Dr. Martius (nickt).

Fortenbach (links ab).

Friedrich (durch die Mitte, um das Kaffeeservice wegzuräumen).

Dr. Martius (auf die Bücher am Boden). Räumen Sie nachher die Bücher fort. Uebrigens eine schöne Schweinerei haben Sie mir da in meiner Bibliothek angerichtet. Steht ja Alles wie Kraut und Rüben durcheinander. Hat mich heute Nacht hübsch aufgehalten. Haben Sie oder Louise das Kunststück fertig gebracht?

Friedrich. Ich und Louise.

Dr. Martius. Sagen Sie mal, Mensch, Sie sind wohl trotz meines strengen Verbotes doch in Louisen verliebt? Denn solchen Unsinn, mitten in das Werk über Herzkrankheiten „Max und Moritz" hineinzubugsieren — das bekommen doch blos Verliebte fertig!

Friedrich. Entschuldigen, Herr Doctor, als ich die Bücher wieder ordnen wollte, da sagte die gnädige Frau, daß das schon von Fräulein von Fortenbach und Herrn Doctor Kayser besorgt werde würde. (Ab.)

Dr. Martius (lächelt für sich). Aha!

Paula (von links).

Dr. Martius. Du kommst mir gerade recht, um Dich mal bei den Ohren zu kriegen.

Paula (erschrocken). Ach Gott, Eduard, was habe ich denn schon wieder angestellt?

Dr. Martius (lachend). Schon wieder? Das ist Selbsterkenntniß. Da schau hin. (Auf die Bücher.) 'ne hübsche Ordnungsliebe! Na, der Mann, der Dich heimführt, kann sich gratuliren, und ich wünsche ihm noch extra Glück.

Paula (liebenswürdig). Ach, spiele Dich doch mir gegenüber nicht auf den Brummbär hinaus. Ich weiß ja doch, wie Du es mit mir meinst und daß Du's gut meinst. Du hast jetzt zwar keine Sprechstunde, aber ich muß doch mit Dir sprechen.

Dr. Martius. Aber bitte, schnell: Dein Vater wird jeden Augenblick kommen. Also krank? Wieder zu eng geschnürt?

Paula (vor dem sitzenden Martius stehend und beide Hände in seine legend). Liebster Eduard, ich brauche Dich, Deinen Rath, Deine Hilfe.

Dr. Martius (barsch, aber gutmüthig). Ein bischen viel auf einmal.

Paula. Ich . . . ich . . . ich habe . . . ach, wie schwer ist das doch zu sagen!

Dr. Martius. . . . mich verlobt!

Paula (ihm lachend und dann weinend um den Hals fallend; er streichelt ihr den Kopf; sich langsam erholend). Wenn er Dir nur gefällt!

Dr. Martius. Na, ich halte es eigentlich für wichtiger, daß er Dir gefällt. Am Ende der alte Kammerherr von Wessenthin?

Paula. Alfred ist's!

Dr. Martius. Alfred, Alfred! es giebt ungemein viele Alfreds!

Paula. Kayser!

Dr. Martius. Alle Achtung! Hast Dir da einen tüchtigen, anständigen Menschen herausgesucht! Meinen Segen hast Du!

Paula. Den hat mir auch gestern seine Mutter ertheilt.

Dr. Martius. Um so besser. Und nun mach', daß Du 'rauskommst. Hast Du denn schon mit dem Alten gesprochen?

Paula. Nein.

Dr. Martius. Oder mit Katharine?

Paula. Ich traue mich nicht. Ist es nicht schrecklich, Eduard, daß ich vor den beiden Menschen, die mir am nächsten stehen, solche Angst habe?

Dr. Martius. Vor mir hast Du augenscheinlich keine Furcht?

Paula (warm). Nein, zu Dir habe ich Vertrauen.

Dr. Martius (grob). Ja, mit Speck fängt man Mäuse.

Paula. Eduard, Du weißt es, Dich habe ich lieb, ich weiß auch, daß Du mir gut bist, und deswegen bitte ich Dich, daß Du mit Papa sprichst.

Dr. Martius (aufstehend). Ich habe gleich Ernsteres mit ihm zu sprechen. (Sehr ernst.) Da hast Du Dich an die allerungeeignetste Adresse gewendet. Du kennst das kalte Verhältniß zwischen ihm und mir, und nachdem nun gar der wissenschaftliche Streit zwischen uns entbrannt ist . . .

Paula. Ach was, der dumme Streit! Der geht mich gar Nichts an!

Dr. Martius (sehr ernst ihr in die Augen sehend). Der geht Dich Nichts an? Das kann Dein Ernst nicht sein! Ich sage Dir, mein gutes Mädel, der wird Dich sehr, sehr viel angehen. Denn dieser „dumme Streit" wird entweder mein Haus oder das Haus Deines Vaters in seinen Grundvesten erzittern lassen und mich oder ihn unter den Trümmern begraben. (Leichter.) Und dann: solche Liebesgeschichten muß der Mann selber ausfechten, das habe ich Kaysern auch schon gesagt.

Paula. Du wußtest es also schon?

Dr. Martius. Na natürlich! Dein Alfred war ja heute Nacht mehrere Stunden bei mir.

Paula (eifrig). Was wollte er denn?

Dr. Martius. Er kam gerade von Deinem Vater, der ihm das Gutachten dictirt hatte. Er wollte sich darüber mit mir aussprechen, da habe ich ihm denn auch meinen Bericht in großen Zügen vorgelesen, so weit er bis dahin fertig war.

Paula (erregt). Und wem von Euch Beiden gab er denn um Gotteswillen Recht: Dir oder dem Vater?

Dr. Martius. Aha, der „dumme Streit" scheint Dich doch ein wenig zu interessiren. Du kleiner Schafskopf, in wissenschaftliche Unterhaltungen lasse ich mich mit Dir nicht ein. Kayser hat's mir auch gesagt, daß Ihr einig seid, und mich um Fürsprache beim Alten gebeten. Er wird selbst mit ihm sprechen, vielleicht hat er's schon gethan. Das Weitere wird sich dann finden.

Paula (traurig). Mir ist recht beklommen um's Herz.

Dr. Martius (sehr ernst, ihr auf die Schultern klopfend). Töchterchen, Töchterchen! Das Glück bietet sich Einem nicht so willig, wie Du Dir's in Deiner Jugend denkst und wünschest. Das muß man sich erkämpfen, bitter erkämpfen! Jetzt kommt Dein Vater.

Paula (drückt ihm die Hand). An Muth soll mir's jetzt nicht mehr fehlen! (Schnell Mitte ab.)

Dr. Martius (ihr nachsehend). Prachtmädel!

Fortenbach (langsam von links, er legt den Bericht links auf den Tisch, dann ganz ruhig). Ich habe Dein Gutachten gelesen, aufmerksam gelesen. Einige Verstöße gegen die Form, wenn man an hohe Personen schreibt, haben mich unangenehm berührt.

Dr. Martius (leicht). Na, das wird den Kopf auch nicht kosten.

Fortenbach. Aber abgesehen von dem — ich bedaure den ganzen Bericht um Deinetwillen.

Dr. Martius. Ich brauche Ihr Mitleid nicht.

Fortenbach. Ich will auch nicht eingehen auf die leidenschaftlichen und kränkenden Worte, mit denen Du so orakelhaft zu schließen für gut befunden. Das ist Sache des Geschmacks!

Dr. Martius (bestimmt, aber artig). Nein, der Ueberzeugung!

Fortenbach. Du urtheilst als thatendurstiger Chirurg eben anders über den Fall als ich . . . (abschneidend) wir wollen uns nicht in eine wissenschaftliche Debatte einlassen, die doch zu Nichts führen würde. Doctor Kayser wird nachher die Abschrift, mit der er jetzt noch beschäftigt ist, hierher bringen, damit auch Du einen Blick in mein Gutachten werfen kannst. Aber ich komme heute nicht als Arzt, der zum Arzte spricht, sondern als Mann, der zum Manne spricht, als der Vater, der den Sohn warnen will. Ich wiederhole, es thut mir leid um Dich und namentlich um Katharine. Denn sie wird darunter schwer zu leiden haben, schwerer noch als Du selbst!

Dr. Martius. Ich würde das bedauern, könnte es aber doch nicht ändern.

Fortenbach. Gewiß kannst Du es, wenn Du willst. Ich spreche also Katharinens willen. Denn Du selbst hast ja den Weg zu meinem Herzen nie gesucht.

Dr. Martius. Verzeihen Sie, Vater, ich habe ihn oft gesucht, aber Sie haben ihn mich nicht finden lassen wollen. — Und überdies, mit Gefühlsduseleien, die ja sonst wahrhaftig nicht Ihr Steckenpferd sind, schaffen wir diese Sache nicht aus der Welt.

Fortenbach (mit der Hand kurz abweisend). Ich kann Dich natürlich nicht zwingen, das Gutachten nicht abzuschicken, aber ich möchte es Dir rathen, Dich darum bitten, inständig bitten . . .

Dr. Martius (aufmerksam). Sie bitten mich?

Fortenbach. Und zwar wirst Du mir gestatten, Dir die Gründe dafür auseinanderzusetzen. Daß dieser Bericht, in dem Du mich — auf gut Deutsch gesagt — vor Seiner Hoheit dem Erbprinzen und dem Staatsministerium für einen Stümper erklärst, uns Beide ja naturgemäß noch mehr entfremden würde, als es bisher der Fall gewesen — darauf würdest Du — ich weiß es — keinen besonderen Werth legen. Aber Du würdest damit auch alle Pläne vereiteln, die ich für Dich und Deine Zukunft hatte.

Dr. Martius (ihn sehr erstaunt ansehend). Sie Pläne mit mir? Das ist allerdings überraschend.

Fortenbach. Jawohl, meine Pläne! Daß ich Dich bisher nicht gefördert habe, war nicht meine Schuld, sondern die Deinige. Du hast Dein schnelles Vorwärtskommen selbst verscherzt. Es ist unklug, gegen den Strom zu schwimmen. Deine prononcirte politische Stellung, dieses ganz unnütze sich Compromittiren hat Dir in den leitenden Kreisen viele Gegnerschaften und sogar Feindschaften gemacht.

Dr. Martius (lebhafter, aber noch durchaus maßvoll). Aber, lieber Vater, spielen wir hier keine Komödie! Hand auf's Herz! haben Sie es denn jemals versucht, mich zu fördern? Bei jeder Gelegenheit haben Sie mich ganz geflissentlich übersehen!

Fortenbach. Uebersehen müssen! Würdest Du den leitenden Kreisen angenehm sein? . . . .

Dr. Martius. Ach, was gehen die mich denn an? Reden Sie doch, bitte, nicht immer von den „leitenden Kreisen“. Bei einem Arzt kommt es doch wahrhaftig viel mehr darauf an, ob er Schmerzen lindern kann, als wem er am Wahltage seine Stimme giebt. Das ist so meine Meinung!

Fortenbach. Deine Unklugheit! Wärest Du ein loyaler Staatsangehöriger . .

Dr. Martius. Ja, zu der Höhe habe ich mich leider noch nicht aufschwingen können!

Fortenbach. Bitte, unterbrich mich nicht . . . es wäre ganz natürlich gewesen, wenn ich Dich an der Hand genommen und Dich auf der Leiter langsam von Stufe zu Stufe geführt hätte. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, die Du selbst geschaffen hast, wird es allerdings seine Schwierigkeiten haben. Indessen — mag man mich auch verwandtschaftlicher Protectionslust zeihen — ich will Dich fördern, von heute an . . . unter einer Bedingung . . .

Dr. Martius. Und die ist?

Fortenbach. Daß Du diesen Bericht da nicht abschickst!

Dr. Martius (lebhaft). Da müßte ich ja ein Gewissen von Gummi elasticum haben. Brechen wir doch ab!

Fortenbach. Ueberlege es Dir wohl, Du Brausekopf. Du hast noch Zeit, bis Eduard kommt und die Gutachten einfordert. (Dringlich.) Nachher ist es zu spät!

Dr. Martius (ungeduldig). Lieber Vater, ich verlange von Ihnen gar keine Förderung. Ich verlange von Ihnen gar nicht, daß Sie für mich sind, ich will nur, daß Sie nicht gegen mich sind. Ich werde mir schon selbst zu helfen wissen; — wenn's hier nicht geht, dann vielleicht in Berlin. — Soll ich etwa, nachdem ich gestern dem Prinzen klipp und klar meine Meinung über den Fall ausgesprochen habe, heute pater peccavi sagen? Ihre Zumuthung ist — nehmen Sie mir das nicht übel — wirklich stark.

Fortenbach. Es läge für Dich gar nichts Unehrenwerthes darin, Deinen Irrthum einzugestehen!

Dr. Martius (ruhig, ihn scharf ansehend). Nein, darin liegt wahrhaftig für keinen Menschen etwas Unehrenwerthes.

Fortenbach . . . wenn Du Seiner Hoheit sagen oder schreiben würdest, daß Du Dich nach einer ausführlichen Unterredung mit mir von Deinem Irrthum überzeugt hättest und Dich meiner Ansicht völlig anschließen würdest.

Dr. Martius (heftig). Nichts Unehrenwerthes? Da es gegen meine Ueberzeugung ginge, wäre es eine heillose Gesinnungslumperei!

Fortenbach (vertraulich). Aber, Eduard, sei doch vernünftig, wir ziehen ja jetzt Beide an einem Strange, das gegenseitige Interesse unserer Stellung, unseres Standes . . .

Dr. Martius (ihn durchdringend ansehend, dann mit dem Kopfe mehrere Male nickend, leise für sich). Jetzt verstehe ich! — (Laut.) Suchen Sie sich einen Anderen, ich gebe mich dazu nicht her!

Fortenbach (für sich, ergrimmt). Dieser Starrkopf! — Verschmähe meine Hilfe nicht, ich biete sie Dir zum ersten und . . . letzten Male an.

Dr. Martius (auffahrend). Das nennen Sie Hilfe? Mir eine solche Gesinnungslosigkeit zuzutrauen? Hilfe? Ich weiß dafür einen anderen Ausdruck, aber den auszusprechen, verbietet mir schließlich noch der Respect vor Ihren weißen Haaren!

Fortenbach (aufspringend, ergrimmt). Ich verbitte mir diese Sprache.

Dr. Martius. Und ich verbiete Ihnen, mir einen derartigen Gewissensfrevel zuzumuthen! Welchen Zweck verfolgen Sie denn eigentlich, daß Sie mich durchaus auf Ihre Seite ziehen wollen? Sind Sie vielleicht beauftragt, bei dieser passenden Gelegenheit den unbequemen „rothen Doctor“ mundtodt zu machen?

Fortenbach (empört). Martius!

Dr. Martius. Denn das glaube ich gerne, daß Ihren berühmten „leitenden Kreisen" Angst und Bange werden wird, wenn sie mein Gutachten lesen, in dem ich das Leben des Herzogs so zu sagen nur noch auf eine Nadelspitze stellen mußte, — so nahe freilich habe diese Herren das Ende ihrer Herrlichkeit nicht geglaubt! Denn — wir reden ja unter uns — die wissen ja Alle ganz gut, daß sie mit dem Herzog stehen und fallen (Sich erwärmend.) Die Herren freilich fürchten den kommenden Fürsten, die fürchten seinen freien Sinn, seine moderne Anschauung, sie fürchten das Heraufdämmern einer neuen Zeit, in der für sie dann allerdings kein Platz mehr ist!

Fortenbach (lauernd). Du glaubst also das Ende Sr. Hoheit so nahe?

Dr. Martius. Ja! Und dann werden Ihre „leitenden Kreise" gesprengt werden (Mit Feuer.) Dann werden die Dunkelmänner und Ränkeschmiede von der Bildfläche verschwinden und Raum sein für ehrliche Männer mit freiem Geist und warmem Herzen, dann wird der Mann wieder nach seinem Werth geschätzt werden und nicht nach der Biegsamkeit seines Rückgrats!

Fortenbach (sich aufbäumend). Vergiß nicht, junger Mensch, zu wem Du sprichst! Ich fühle ja, daß jedes Deiner vermessenen Worte auf mich zielt!

Dr. Martius (ihm trotzig hinwerfend). So mögen Sie es denn fühlen!

Fortenbach (ergrimmt). Und das ist der Dank dafür, daß ich hierher kam und Dir die Hand bot, um Dir endlich den Weg zu ebnen, den Du allein und aus eigener Kraft nicht gehen konntest?!

Dr. Martius (ihm wild entgegenschleudernd). Aus eigener Kraft nicht gehen konnte? O, mein Herr Geheimrath, ich hätte ihn schon gehen können, hätten Sie nicht, Sie selbst nicht, mir diesen Weg verrammelt! Sie wollen mich das Märchen glauben machen, daß Sie mich fördern wollen? Ich habe Jahre lang geschwiegen, Katharinen gegenüber, Ihnen gegenüber, aber jetzt will ich Ihnen die Wahrheit sagen! Als ich damals zum Professor vorgeschlagen wurde, da waren Sie es, Sie ganz allein, der sich dem Wunsche des Erbprinzen widersetzte und es mir unmöglich machte!

Fortenbach (außer sich). Wer hat es gewagt, Dir das zu sagen?

Dr. Martius. Der Erbprinz selbst! Leugnen Sie es doch, wenn Sie einem solchen Manne gegenüber die Stirne dazu haben! Und warum thaten Sie es? Weil Sie mich damals schon fürchteten, weil Sie fühlten, daß ich Ihnen leicht über den Kopf wachsen könnte, weil Sie in mir instinctiv die neue Zeit witterten! (Indem er auf ihn zugeht, leise und in tiefstem Zorn.) Ich will Ihnen meine Meinung sagen: Sie suchen in mir das, was Sie in diesem für Sie sehr kritischen Fall brauchen; einen Halt, eine Stütze, weil auch Sie den Boden unter sich schwanken fühlen! und diese Stütze werde ich Ihnen niemals bieten! Sie bieten mir Ihre Hilfe an und verlangen mit jedem Worte von mir Hilfe! Und auf die brauchen Sie in diesem unlauteren Kampfe nicht zu zählen, niemals, niemals!! (laut und feierlich.) So wahr mir Gott helfe! (Lange, tiefe Pause.)

Fortenbach (steht in furchtbarer Erregung, die er gewaltsam zu unterdrücken versucht).

Dr. Martius (geht sehr ernst durch's Zimmer).

Dr. Kayser (durch die Mitte). Morgen, Martius! (Auf Fortenbach zu.) Herr Geheimrath, hier bringe ich, wie Sie wünschten, den Bericht (er will ihn Fortenbach in die Hand geben).

Fortenbach (tonlos). Geben Sie ihn, bitte, meinem Schwiegersohn zur Durchsicht.

Dr. Martius (schroff zurückweisend). Ich verzichte.

Fortenbach (ballt die Faust).

Dr. Kayser. Herr Geheimrath, ich wollte mir noch eine Anfrage bezüglich des Gutachtens erlauben. Bei der Abschrift ist mir aufgefallen, daß sich hier auf Seite 14 eine kleine Wiederholung im Texte eingeschlichen hat. Wenn der Herr Geheimrath die Güte hätten, es mir zu dictiren . . . ich habe die sich wiederholenden Worte ausgelassen.

Fortenbach. Geben Sie her. (In die Schrift blickend). Ach ja, ganz richtig.

Dr. Kayser (zu Martius). Du erlaubst doch, daß ich gleich hier . . .

Dr. Martius. Bitte sehr, ich will nicht stören. Kayser, wenn mein Schwager kommt, rufe mich doch. (Rechts ab.)

Dr. Kayser (setzt sich an den Schreibtisch).

Fortenbach (geht mehrere Male mit gesenktem Kopfe durch's Zimmer und vergißt ganz Kaysers Anwesenheit).

Dr. Kayser (nach kurzer Pause). Herr Geheimrath . . .

Fortenbach (auffahrend). Ach so! Sie sind noch hier . . . wo waren wir doch stehen geblieben?

Dr. Kayser (verlegen und verwundert). Herr Geheimrath?

Fortenbach (geht wieder mehrere Male mit gesenktem Kopf durch's Zimmer).

Dr. Kayser (bescheiden lesend). „Am 18. November Morgens 7 Uhr klagten Se. Hoheit plötzlich . . .

Fortenbach (mechanisch wiederholend, langsam). „Klagten Se. Hoheit" . . . Ich bitte um Entschuldigung, lieber College, ich bin noch ein wenig erregt von der Unterredung mit meinem Schwiegersohne. Ein jähzorniger, unüberlegter Mensch!

Dr. Kayser (begütigend). Sein Temperament geht manchmal ein bischen mit ihm durch . . . und ich kann mir denken, daß gerade in diesem Falle . . .

Fortenbach (im Gegensatz zu seiner bisherigen, kühl-gemessenen Sprechweise, nervös-erregt, sprunghaft). Sie haben ja durch mein Dictat jetzt genaueste Kenntniß von dem Falle erhalten. Daß ich nicht früher mit Ihnen darüber sprach, hat seine Gründe in den besonders delicaten, durch die Person des Patienten bedingten Verhältnissen. Ich glaube, in meinem Gutachten ein so klares Bild der Krankheit und ihrer verschiedenen Stadien gegeben zu haben, daß Sie sich als tüchtiger Arzt wohl auch ohne persönliche Untersuchung ein Urtheil bilden können. Lesen Sie doch als ganz unparteiischer Sachverständiger jetzt auch einmal den Bericht von Martius . . .

Dr. Kayser. Herr Geheimrath, dieses Gutachten kenne ich bereits. Er hat es mir heute Nacht vorgelesen.

Fortenbach (erregt). Und Sie geben mir natürlich Recht?

Dr. Kayser (ausweichend). Herr Geheimrath, ich habe den Kranken nicht gesehen; ich kann mir kein Urtheil darüber erlauben.

Fortenbach (sich über den Schreibtisch beugend, eindringlich). Und Sie geben mir doch Recht? Mir doch?

Dr. Kayser (aufstehend, nach kurzer Pause). Nein, Herr Geheimrath! Sie verlangen von mir die Wahrheit? Ich kann Sie nicht belügen! Nachdem ich beide Gutachten gelesen, kann ich mich nur auf Martius' Standpunkt stellen. Ich finde seine Beweisführung zwingend und unwiderleglich, kurz, ich halte sein Gutachten für ein Meisterwerk!

Fortenbach (zitternd). Das heißt also: Sie verurtheilen meine Auffassung? So gering also denken Sie von meinem Können?

Dr. Kayser. Ich bitte um Verzeihung, Herr Geheimrath. Ich bin mir der Schwere dieses Augenblicks bewußt. Aber ich bin überzeugt, daß Martius Recht hat. Wohl beneide ich ihn um sein Wissen, aber wirklich nicht um die schreckliche Lage, gegen Sie, gegen den Vater seiner Frau, als entschiedener Gegner, vielleicht sogar als öffentlicher Ankläger auftreten zu müssen.

(Es schlägt auf einem nahen Kirchthurm neun.)

Friedrich (durch die Mitte). Der Herr Major von Fortenbach!

Dr. Kayser (geht nach rechts an den Schreibtisch). Ich werde also mit Ihrer Erlaubniß die kleine Wiederholung streichen. (Er winkt Martius durch die halb geöffnete Thüre.)

Dr. Martius (von rechts, geht direct an seinen Schreibtisch und ordnet dort die Berichte.)

Gustav (Helm und Schärpe). Guten Morgen. Ich komme im Auftrage Sr. Hoheit des Erbprinzen und des Ministeriums, um die beiden Gutachten abzuholen, welche für das Staatsarchiv bestimmt sind.

Dr. Martius. Hier sind meine Berichte. (Giebt sie ihm.)

Gustav. Und, Vater, Dein Gutachten?

Fortenbach (nach kurzer Pause, langsam, mit ein wenig schwankenden Schritten geht er zu seinem Sopha, sieht ihn lange, wie versteinert an, dann heiser.) Hier!

Katharine und Paula (sind von links eingetreten und haben stumm ihren Bruder begrüßt).

Gustav. Und ferner soll ich Dich im Namen der Frau Herzogin bitten, mich unverzüglich in's Schloß zu begleiten. Se. Hoheit sind nach mehrstündigem Schlafe soeben unter beunruhigenden Symptomen und plötzlicher großer Schwäche aufgewacht und haben den Wunsch ausgesprochen, die ganze herzogliche Familie um sich versammelt zu sehen!

Fortenbach (wie vom Blitz gerührt, leise). O mein Gott!

Gustav. Mein Wagen wartet.

Fortenbach (sich aufraffend). Ich . . . komme schon!

Katharine (tritt an ihn heran, lehnt sich an seine Schulter, stolz und groß). Vater, geh' mit Gott! Mein Vertrauen in Dich ist unerschütterlich! Du wirst das Leben des Herzogs retten!

Fortenbach (drückt ihr die Hand und geht, gefolgt von Gustav, Mitte ab. Tiefe Pause).

Paula (leise zu Kayser). Wie mein Bruder eben dastand mit den beiden Berichten in den Händen! Wie die Gerechtigkeit, die das Schicksal zweier Familien abwägt!

Dr. Kayser (sehr ernst). So ist es auch! (Leise.) Ich will mich jetzt entfernen.

Paula (leise). Ich habe noch mit Ihnen zu sprechen. Kommen Sie! Wir müssen Katharinen für uns zu gewinnen suchen. Sie allein hat Einfluß auf den Vater.

Dr. Kayser (will Paula folgen).

Dr. Martius (setzt sich an den Schreibtisch).

Paula (in der linken Thüre). Katharine, darf ich Dich auf einen Augenblick bitten?

Katharine. Ich komme gleich. — Herr Dr. Kayser, wollen Sie mir einen Dienst erweisen?

Dr. Kayser (dienstfertig). Welchen Sie befehlen, gnädige Frau!

Katharine. Ich möchte Sie bitten, gleich nach dem Schloß zu gehen und sich zu erkundigen, wie sich der Herzog nach dem Eintreffen meines Vaters befindet. Kommen Sie so schnell als möglich zurück. Bringen Sie mir gute, gute Nachrichten. Ich würde Ihnen herzlichst dankbar sein.

Dr. Kayser (sich verbeugend). Ich komme sofort zurück. (Mitte ab.)

Paula (links ab).

Katharine (folgt Paula einige Schritte langsam zur linken Thüre, dann dreht sie sich plötzlich um). Wie hat die Unterredung zwischen Dir und dem Vater geendet?

Dr. Martius. Wie ich es voraussah. Wir verharrten Beide auf unserem Standpunkt. Du warst ja dabei, als Gustav die Berichte mitnahm. Und das Andere hast Du ja auch gehört.

Katharine (sicher). Noch lebt der Herzog, und er wird leben bleiben!

Dr. Martius. Das Weitere müssen wir dem Schicksal überlassen.

Katharine (kalt). Bist Du Dir endlich klar darüber geworden, wohin uns dieses Schicksal führen muß? Das wirst Du doch selbst einsehen, daß es so nicht bleiben kann, wie es bisher gewesen ist. Hast Du Dich geirrt, so wird man es dem auf's Tiefste beleidigten Vater nicht verdenken können, wenn er sich ganz von Dir und also auch von mir abwendet. Und das wäre für mich traurig, namenlos traurig . . .

Dr. Martius (aufstehend). Katharine, es thut mir wahrhaftig weh, Dich leiden zu sehen. Ich begreife ja auch Deinen Kummer, denn Du verehrst Deinen Vater abgöttisch. Aber ich frage Dich selbst, nachdem die Gutachten nun fortgeschickt sind und wir daran Nichts mehr ändern können: Konnte ich denn anders handeln?

Katharine. Ich hätte es als einen Beweis Deiner Liebe zu mir angesehen.

Dr. Martius. Katharine, zweifelst Du an der? Mach' doch keine Geschichten. Glaubst Du, ich sei Dir weniger gut, weil ich meine Pflicht that?

Katharine. Und ... hat ... der Vater sich geirrt.

Dr. Martius (etwas lebhafter). Mit dieser Möglichkeit beginnst Du also doch zu rechnen?

Katharine. Glaubst Du wirklich, daß Dich ein solcher wissenschaftlicher Triumph glücklich machen könnte? Mich sicherlich nicht. Denn ich sehe voraus, was daraus entstehen würde. Du würdest natürlich sofort an die Stelle des verabschiedeten Vaters treten, Du würdest mit Recht den Schein des Streberthums auf Dich laden. Ich kenne Deine kampflustige Natur, das würde Verwirrung und Zwietracht ohne Ende zur Folge haben

Dr. Martius. Ach was, grüble nicht so viel! Ich gehe meinen geraden Weg, ich sehe nicht nach rechts und nicht nach links, ich thue meine Pflicht, ich wehre mich meiner Haut und lasse für das Andere den lieben Gott sorgen. Ich bereue nicht, was ich gethan habe, und werde es nie bereuen!

Friedrich (durch die Mitte mit einer Zeitung). Die Zeitung ist soeben für den Herrn Doctor abgegeben worden.

Dr. Martius (am Etablissementtisch). Legen Sie sie nur auf den Schreibtisch. — Das „Morgenblatt"?

Friedrich. Nein, die „Tagespost". (Mitte ab.)

Dr. Martius (sich umdrehend.) Die „Tagespost"? Wie kommt denn das Schundblatt in mein Haus? (Während er an den Schreibtisch geht und das Blatt öffnet.)

Katharine (nach links). Paula erwartet mich. Wenn Kayser kommt, rufe mich.

Dr. Martius. Blau angestrichen? (Er liest in immer wachsender Aufregung.) Ah! Ah! Das ist stark, pfui, wie gemein, wie niederträchtig! (Katharinen nach.) Da! Da lies, ob ich Recht hatte, in dem Gutachten meine Ansicht klar und deutlich auszusprechen. (Immer voll Wuth auf das Blatt klopfend.)

Katharine (will die Zeitung nehmen).

Dr. Martius (in furchtbarer Aufregung). „Wie wir aus bester Quelle vernehmen, ist gestern Nachmittag auf hohen Wunsch ein Dr. Martius" — (höhnisch auflachend) ein Doctor — „an das Krankenlager Sr. Hoheit des Herzogs zu einer Consultation gerufen worden. Die Heranziehung dieses Herrn ist um so unverständlicher, als derselbe sich, wie wir wissen, ungleich mehr auf politischem als medicinischem Gebiete hervorgethan hat. Die einzige Erklärung für den allgemeines Aufsehen erregenden Schritt dürfte darin zu suchen sein, daß Herr Martius, seiner bekannten destructiven Gesinnung gemäß der ‚rothe Doctor' genannt, zufälligerweise der Schwiegersohn unseres allverehrten Geheimraths von Fortenbach ist. Wahrscheinlich hat der geniale Kliniker bei dieser Gelegenheit den obskuren Chirurgen unter seine Fittiche nehmen" (höhnisch) hahaha! „und ihn aus der Dunkelheit hervorziehen wollen. Wie wir übrigens hinzufügen können, hat die Consultation mit einer sofortigen Verabschiedung des Herrn Martius geendet und bleibt somit die Behandlung Sr. Hoheit, wie bisher, ausschließlich dem Herrn Geheimrath von Fortenbach anvertraut." (Wild.) Und so 'was muß man sich sagen lassen! Pfui Teufel! (umherlaufend, indem er das Blatt zerknittert auf die Erde wirft und es mit Füßen tritt.) Mit einer sofortigen Verabschiedung! Das lasse ich mir nicht gefallen! Pfui, pfui! Verabschiedet! Ich verabschiedet! Dieses Räubergesindel! Daß sie mir meine politische Gesinnung vorwerfen, das berührt mich nicht, aber daß Sie mir meine wissenschaftliche Ehre mit Füßen treten wollen, das dulde ich nicht, das dulde ich niemals! O, mit diesem Gelichter lass' mich nur fertig werden, das erfordert eine Gegenerklärung; in allen liberalen Blättern muß sie heute Abend noch erscheinen!

Katharine (erregter). Und willst somit den Streit zwischen dem Vater und Dir über alle Gassen schreien?

Dr. Martius (sehr aufgeregt). Ja, jetzt giebt's keine Rücksicht mehr. Nunmehr hat Jeder für sich und seine Ehre allein einzustehen!

Katharine (in immer wachsender Erregung). Ja, setze Dich nur über alle Rücksichten hinweg, tritt nur Alles mit Füßen Deiner Ueberzeugung willen, vergiß nur, daß ich

die Tochter des Mannes bin, dem Du vor aller Welt die Achtung versagen willst und dem Du wahrhaftig Achtung schuldig bist!

Dr. Martius (sich aufbäumend). Achtung? Ihm? Ich will Dir Etwas sagen, was ich sonst verschwiegen hätte für alle Zeit. Aber Du mußt Muth haben, es zu hören!

Katharine (ihn verächtlich messend). Muth?

Dr. Martius (leise). Daß Dein Vater sich geirrt hat, ist menschlich und verzeihlich. Aber daß er diesen Irrthum eingesehen (ihr entgegenschreiend) und nicht eingestanden hat, das ist verächtlich!

Katharine (außer sich). Du wagst es?

Dr. Martius. Ja wohl wage ich es! Ein jedes Wort, ein jeder Blick in der Unterredung mit ihm hat mir's gesagt, ein jeder Laut hat ihn verrathen! Er weiß es, wahrscheinlich schon längst, daß er sich geirrt hat, aber sein lächerlicher Stolz, sein Unfehlbarkeitsdünkel, seine maßlose Eitelkeit haben ihn zurückgehalten, es einzugestehen! Und so hat er dieser Eitelkeit zu Liebe dieses Leben geopfert! Dieser „Wohlthäter der Menschheit"!

Katharine (ihm entgegenschreiend). Schäme Dich!

Dr. Martius. Und als der Erbprinz auf meinen Rath bestand und er sah, daß ich seinen fürchterlichen Irrthum sofort durchschaute, da hat er mich auf seine Seite zu ziehen gesucht; unter dem heuchlerischen Vorwande, mich fördern zu wollen, hat er mich zum Helfershelfer zu machen versucht, zum Helfershelfer seiner Schande!

Katharine (sicher). Du widerrufst das Ungeheuerliche in diesem Augenblick. Ich verlange es von Dir! Oder wir sind geschieden für immer!

Dr. Martius. Verlange von mir, was Du willst! Das widerrufe ich niemals!

Katharine (sich aufrichtend, keuchend). Ich . . . verachte Dich!

Dr. Martius (rasend). Katharine! (In tiefstem Grimm.) Du wirst das Wort bald bereuen!

Friedrich (durch die Mitte, athemlos). Herr Doctor, Herr Doctor!

Dr. Martius (sich umdrehend, rauh). Was giebt's!

Friedrich (ganz fassungslos). Herr Doctor . . . auf dem Schloß . . . auf dem Schloß . . .

Dr. Martius (ihn anherrschend). Mensch, so reden Sie doch!

Friedrich (herausschreiend). Sie flaggen eben halb Mast!

Dr. Martius (athemlos). Was sagen Sie?

Katharine (auf Friedrich zu, wild). Sie irren sich, Sie müssen sich irren!

Friedrich (zitternd). Der Herzog ist soeben . . . gestorben! (Ab.)

Katharine (hält sich krampfhaft am Tische fest).

(Man hört eine Kirchenglocke läuten.)

Paula (von links, in furchtbarer Erregung). Eduard . . . hörst Du es . . . sie läuten von der Schloßkirche! (Eine zweite Glocke von einer anderen Kirche fällt ein.)

Katharine (bebt am ganzen Körper).

Paula (wie oben). Und jetzt . . . jetzt . . . von der Nicolaikirche, (eine dritte Glocke) . . . und das sind die Glocken vom Dom . . . o mein Gott, mein Gott!

Dr. Kayser (durch die Mitte, athemlos). Frau Doctor . . . ich . . . ich. . . (in tiefem Schmerz) ich kann Ihnen keine gute Nachricht bringen!

Katharine (steht noch am Tisch, an dem sie zusammenzubrechen droht).

Dr. Martius (tritt an sie heran und sagt leise hinter ihr stehend). Du sagtest: es würde mein Todesurtheil! Hörst Du die Glocken! (Feierlich.) Freilich, sie läuten ein Todesurtheil, aber nicht mir! (Er wendet sich mit einer verächtlichen Bewegung von ihr und geht langsam nach hinten.)

Katharine (mit krampfhaftem Weinen zusammengebrochen und den Kopf auf die Tischplatte legend). Mein Vater, mein armer, armer Vater! (Während sie fortschluchzt und Paula sich tröstend über sie beugt, fällt unter dem Dröhnen der verschiedenartig gestimmten Glocken langsam der Vorhang.)

Dritter Act.

(Bei Geheimrath Fortenbach. Sehr eleganter Salon modernster Einrichtung. Mittel- und Seitenthüren. Ueber dem Sopha das große Bild des Fürsten in gekröntem Goldrahmen. Auf Simsen und Kamin silberne Pokale. (Geschenke fürstlicher Personen.) Zwischen Blattpflanzen die Marmorbüste des Fürsten.)

Paula (steht am Fenster links).

Katharine (ruht auf einer Chaiselongue).

Paula. Die Sonne will aber auch heute gar nicht durch den Nebel. Es ist bald Mittag, und immer ist es noch ganz dunkel. (Heruntergehend.) Die Straßen sind wie ausgestorben, die Geschäfte alle geschlossen, und diese langen Trauerfahnen wehen so unheimlich von den Dächern herab.

Katharine (wendet sich unruhig auf die andere Seite).

Paula (sich zu ihr wendend). Du hast seit gestern noch nicht einen Bissen zu Dir genommen. Darf ich Dir nicht wenigstens eine Tasse Thee bringen?

Katharine. Ich danke.

Karl (alter Diener). Herr Dr. Kayser bittet um die Ehre.

Paula. Es wird Dich jetzt zu sehr anstrengen. Soll ich ihn vielleicht lieber allein empfangen?

Katharine (sich erhebend). Bitte, lassen Sie den Herrn Doctor eintreten. (Kurze Pause.)

Dr. Kayser (durch die Mitte). Ich wollte mich nur nach dem Befinden der Damen erkundigen und fragen, ob ich irgendwie dienlich sein kann.

Katharine. Sie sind sehr gütig, Herr Doctor. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen? (Sie setzen sich.)

Dr. Kayser (einige Rosen in der Hand). Die schickt Dir meine Mutter.

Paula. Wie gut! Wie lieb! (Sie reicht ihm die Hand und ordnet sie dann in einer Vase.)

Dr. Kayser. Frau Doctor! Sie wissen, daß ich gestern Paulas Jawort erhielt. Ich rechne auf Ihre Güte!

Katharine (nach kurzer Pause). Sie wenden sich heute an eine sehr, sehr unglückliche Frau! Lassen Sie mich erst ein wenig mit mir selbst zur Ruhe kommen . . . Ich liebe meine Schwester . . . ihre Zukunft liegt mir am Herzen . . . das muß Ihnen heute genügen.

Dr. Kayser. Gnädige Frau, ich fühle mit Ihnen. Ich fühle auch, daß Sie mir wohlwollen, und dafür danke ich Ihnen. (Kurze Pause.) Wie geht es Ihrem Herrn Vater?

Katharine. Ich weiß es nicht. Ich habe ihn nicht gesprochen. Ruhelos ist er die ganze Nacht in seinem Arbeitszimmer auf und abgewandert, vom Schreibtisch zum Fenster und zurück, stundenlang, stundenlang. Ich klopfte, ich bat ihn, zu öffnen, ich flehte ihn an, sich zur Ruhe zu begeben! Keine Antwort. Nur immer sein gleichmäßiger Schritt auf und ab.

Dr. Kayser. Hat er sich denn jetzt wenigstens Ruhe gegönnt?

Paula. Papa ist seit heute Morgen acht Uhr auf dem Schloß zur Section.

Katharine. An die klammert er sich gewiß. Und ich mich mit ihm. Denn diese Section wird der einzige untrügliche Beweis sein, wer von beiden in diesem fürchterlichen Streite Recht gehabt hat. Das plötzliche Ende des Herzogs braucht in gar keinem Zusammenhang mit der Krankheit zu stehen. Ein Herzschlag, der seinem Leben den raschen Tod brachte! (Eifrig.) Kennen Sie vielleicht schon das Resultat?

Dr. Kayser. Gnädige Frau, ich habe keine Beziehungen zum Schloß und vermag Ihnen keine Auskunft darüber zu geben. Jedenfalls aber ist die Section schon beendigt, denn ich sah soeben Professor Stroßmann und Dr. Froeben aus dem Palais zurückkehren.

Paula. Konntest Du nichts aus ihren Gesichtern lesen?

Dr. Kayser. Sie stiegen in ihre Wagen, bleich und ernst, ohne ein Wort zu wechseln.

Paula. Wie ist denn die Stimmung in der Stadt?

Dr. Kayser. Gedrückt und traurig über den herben Verlust, aber auch wieder hoffnungsvoll. Sie wissen, gnädige Frau, der junge Herzog ist sehr beliebt. Er hat sich als Erbprinz Aller Sympathien erworben. Die Menge umlagert sein Palais und bricht in enthusiastische Hochrufe aus, wenn er sich ab und zu am Fenster zeigt.

Katharine. Wie urtheilt man über meinen Vater?

Dr. Kayser. Ich habe — darauf gebe ich Ihnen mein Wort — nirgends ein unfreundliches oder gar abfälliges Wort über ihn gehört.

Katharine. Aber die Zeitungen! Beschimpfen sie ihn nicht?

Dr. Kayser. Durchaus nicht. Die regierungsfreundliche Presse betont sogar ausdrücklich, es sei nur der eminenten Kunst des Geheimraths Fortenbach zu danken, daß der Herzog so lange am Leben erhalten wurde. Sie spricht mit Ehrerbietung von Ihrem Vater. Wenn ich Ihnen eine Freude damit machen kann, werde ich Ihnen die Zeitungen nachher sofort besorgen.

Paula. Das ist gut, wie Alles, was Du thust.

Katharine. Und die liberalen Blätter?

Dr. Kayser. Sie erwähnen nicht mit einer Silbe Ihres Vaters.

Paula. Also beruhige Dich, Katharine, von dieser Seite droht uns gewiß Nichts mehr.

Katharine. Ist eine Gegenerklärung auf die Notiz in der „Tagespost" erschienen?

Dr. Kayser. Ja. Dr. Martius hat in wenigen Zeilen in der „Freien Zeitung" erklärt, daß er nicht verabschiedet worden sei, sondern sofort nach der Consultation den Erbprinzen und die Minister ersucht habe, sich von der Behandlung zurückziehen zu dürfen. Kurz und würdig: die Erklärung eines Ehrenmannes, der von seinem Recht durchdrungen ist.

Karl. Der Herr Major!

Gustav (durch die Mitte, Paradeuniform, Schärpe, Flor um Arm und Epauletten; er nickt Paula zu, giebt Katharinen die Hand). 'Tag, lieber Kayser.

Dr. Kayser (der sich bei Gustavs Eintritt erhoben hat). Ich will mich jetzt um die Zeitungen bemühen. In einer halben Stunde bringe ich sie Ihnen. (Mitte ab.)

Gustav (auf und ab mit rauher Stimme). Ist der Vater schon da?

Paula. Nein, wir erwarten ihn sehnsüchtig.

Katharine. Hast Du ihn nicht im Schloß gesprochen?

Gustav. Nein, die Aerzte sind alle die Herculestreppe heruntergegangen.

Katharine (angstvoll). Die Section ist . . . also . . . zu Ende?

Gustav. Ja. Deswegen bin ich hier, um mit Euch zusammen den Vater zu erwarten. Ich habe mich für eine Stunde beurlaubt. (Die Uhr ziehend, seine Aufregung bemeisternd.) Er muß wohl jetzt jeden Augenblick kommen.

Katharine (bebend). Und . . . das Resultat?

Gustav. Ich habe das Protokoll der fünf Aerzte, Stroßmann, Froeben, Bendler, Weyse, Golbermann gelesen. Sie stimmen Alle darin überein, daß die Diagnose Deines Mannes vollständig dem Bilde der Krankheit entspricht, das Protokoll sagt wörtlich „haarscharf".

Katharine (hauchend). O, mein Gott!

Paula. Wie nahm denn der Herzog das Protokoll auf, das doch unwiderleglich des Vaters Irrthum beweist?

Gustav. Als ich es ihm vorgelesen hatte, drückte er mir die Hand mit den Worten: „Sie bleiben an meiner Seite, Fortenbach. Veranlassen Sie, daß ich Dr. Martius bald sprechen kann." Ich habe sofort zu Deinem Mann geschickt.

Katharine. Wie ich es geahnt!

Paula (am Fenster; hastig). Der Wagen von Papa.

Katharine (sich zitternd aufraffend). Seine Füße tragen ihn nicht mehr die wenigen Schritte vom Schlosse bis hierher!

Gustav. Fassung, Katharine, das muß überstanden werden.

(Kurze Pause; die Mittelthür wird von Karl geöffnet; man sieht Fortenbach im Corridor Pelz und Hut dem Diener geben; er tritt ein: er ist, wie immer im Frack; sein Auftreten, seine Sprechweise sind vornehm und ruhig wie immer.)

Katharine (eilt auf ihn zu und legt ihren Kopf an seine Brust; er streichelt ihr das Haar und giebt der herantretenden Paula die Hand, die sie küßt, dann geht Fortenbach mehrere Male mit gesenktem Kopfe durch das Zimmer. Tiefe Pause. Er bleibt mehrere Secunden, ernst und gedankenvoll nickend, vor der Marmorbüste stehen, dann setzt er seinen Gang durch's Zimmer wieder fort. Aller Blicke sind scheu auf ihn gerichtet; plötzlich bleibt er stehen und fährt sich mit der Hand über die Stirn.) Ich . . ich . . was wollte ich doch sagen . . . . ach ja . . . ich habe noch ein wenig zu arbeiten.

Katharine (liebevoll). Vater, ruh' Dich ein wenig, wir bitten Dich Alle herzlich darum.

Fortenbach. Später . . . später ist Zeit genug zum Ruhen. Gustav, ich finde Dich wohl noch hier; ich habe einen Auftrag für Dich.

Gustav. Wenn es nicht zu lange dauert.

Fortenbach. Ich werde sehr bald fertig sein. (Er geht langsam links ab.)

Gustav. Seine Ruhe ist geradezu bewunderungswürdig. Er trägt das Unabänderliche mit echter Größe.

Katharine. Er täuscht mich nicht. Es ist das letzte Aufraffen aller Kraft, bevor er zusammenbricht. Er schreibt jetzt sein Entlassungsgesuch.

Paula. Glaubst Du, daß es angenommen wird?

Gustav. Darüber will sich der Herzog jedenfalls mit Martius berathen. Denn ich wüßte nicht, zu welchem Zwecke er ihn sonst rufen ließ. Aber die definitive Entscheidung wird wohl lange auf sich warten lassen, jedenfalls bis nach Beendigung der Ceremonien und bis die fremden Fürstlichkeiten wieder abgereist sind.

Paula. Wir wollen ihm Alle abrathen, es zu thun. Der Vater kann nicht leben ohne Thätigkeit.

Gustav. Er wird sich schwer an ein thatenloses Dasein gewöhnen. Dazu wird das Gefühl der Vereinsamung kommen; Paula wird auch einmal heirathen, ich habe meinen Beruf, Katharine, Du hast Deine Häuslichkeit . . . ich sehe mit banger Sorge in seine Zukunft.

Katharine. Ich werde beim Vater bleiben.

Gustav. Das ist edel von Dir, und es wird ihm auch wohlthun, seinen Liebling — denn das bist Du doch — um sich zu haben. Aber das kann doch auch nur für kurze Zeit sein.

Katharine (ruhig). Nein, für immer.

Gustav (lebhaft). Katharine, übertreibe Nichts. Ich verehre und liebe den Vater wie Du, aber das Recht hast Du nicht, das Recht kann Dir kein Mensch zugestehen, daß Du aus Mitgefühl für ihn alle Pflichten gegen Deinen Mann vergißt.

Fortenbach (von links, übergiebt seinem Sohne ein Couvert). Ich bitte Dich, dies Sr. Hoheit zu übergeben. (Ganz ruhig.) Es ist mein Entlassungsgesuch. Es ist besser, ich komme zuvor.

Gustav. Vater, ich habe kein Recht, Dir zu rathen. Ich werde Deinen Wunsch erfüllen.

Katharine (sich umwendend). Ja, Vater, so magst Du es auch hören. Ich werde bei Dir bleiben und nicht mehr zu Martius zurückkehren.

Fortenbach (sieht sie lange an).

Gustav. Katharine, ich kenne Deinen sittlichen Ernst, Dein Pflichtgefühl zu gut, ich weiß, daß nicht ein einfacher Wortwechsel Dich zu diesem ungeheuerlichen Schritte trieb. Also, was ist zwischen Dir und Martius geschehen? Du bist Dein ganzes Leben zu strenge gewesen.

Katharine. Strenge gegen sich selbst macht auch strenge gegen Andere.

Fortenbach. Thatest Du . . . es meinetwegen?

Katharine. Ja, Vater!

Gustav. Des wissenschaftlichen Streites willen?

Katharine. Nein!

Gustav. Wir, Dein Vater und Dein Bruder, die Menschen, die Dir am nächsten stehen, haben das Recht und die Pflicht, Dich nach dem Grunde zu fragen und Dich mit Deinem Manne auszusöhnen, wenn Du vielleicht zu rasch gehandelt hast.

Paula. Dränge nicht weiter in sie.

Gustav (immer dringlicher). Ist's Dir denn noch nicht genug an dem Unglück, das uns seit gestern getroffen hat? Willst Du, daß auch noch die Scandalsucht sich mit uns beschäftigt? Wir Fortenbachs können wohl irren, aber niemals ein freveles Spiel treiben, und es wäre ein freveles Spiel, wenn Du Deinen Mann verlassen würdest. Oder Du mußt triftige Gründe haben, und die mußt Du uns nennen.

Katharine (in immer wachsender Erregung). Frage nicht, frage nicht!

Gustav (voll Energie). Ich verlange es von Dir!

Fortenbach (ruhig). Katharine, sage es mir; wenn er mich wissenschaftlich angriff . . .

Gustav (heftig zu Katharinen). . . So hast Du kein Recht, in diesem Streite zu richten!

Katharine (sich aufbäumend). Kein Recht? Kein Recht? Dieses Recht lasse ich mir nicht nehmen, meinen Vater zu vertheidigen, wenn man es wagt, seine Ehre mit Füßen zu treten!

Fortenbach (steht an einen Tisch gelehnt zitternd da).

Gustav (unwillkürlich nach seinem Säbel fassend). Was sagst Du? Das . . . Das hat er gewagt?

Katharine (mit flammendem Zorn). Ja, das hat er gewagt! Wir Fortenbachs können irren, aber nie ein freveles Spiel treiben! Ganz recht, das ist auch meine Meinung! Er aber hat unseren Vater des frevelsten Spiels verdächtigt! Er glaubt, daß sich der Vater seines Irrthums längst bewußt gewesen wäre und diesen Irrthum nur aus Stolz und Eitelkeit nicht eingestanden habe! er glaubt, daß dieser Wohlthäter der Menschheit, dessen Wirken vierzig Jahre lang ein segensreiches gewesen ist, das Leben des Herzogs aus Eitelkeit geopfert hätte. Und als er mir die gräßlichen Worte entgegenschleuderte, da, — . . . da bin ich von ihm gegangen! Habe ich noch kein Recht dazu gehabt?

Fortenbach (steht bebend zwischen Beiden).

Gustav (in wildem Grimme). Dieser Bube! Dieser schändliche Bube! (Pause; dann ruhiger.) Die Sache werde ich mit dem Herrn ordnen. (Seinen Säbel fest ergreifend.) Beruhige Dich, Vater, ich werde Deine Ehre zu schützen wissen! (Als er sich zur Thür wenden will, ergreift)

Fortenbach (zitternd den Arm seines Sohnes; leise mit bebender Stimme.) Gustav . . . . fordre von ihm . . . keine Genugthuung . . fordre sie nicht . . .

Gustav (ihn angstvoll anblickend). Vater! Vater! Sollte . . . (keuchend) . . . er . . . Recht haben?

Fortenbach (leise). Er hat Recht! (Er schlägt beide Hände vor's Gesicht.)

Katharine (flammend). Vater, . . . Du weißt nicht, was Du sprichst, . . . es darf nicht sein . . . nein . . . nein . . . sage nein . . . nein!

Fortenbach (sieht ihr wie versteinert in's Gesicht, ohne einen Laut zu sprechen).

Katharine weicht mit weit geöffneten Armen von ihm zurück und stürzt sich dann mit einem jähen Aufschrei auf die Chaiselongue nieder).

Paula (beugt sich weinend über sie).

Gustav (mit dem Säbel in der Hand, blickt, am ganzen Körper bebend, zu Boden; lange, tiefe Pause).

Fortenbach (ganz ruhig). Ich hatte gehofft . . . mir würde die Stunde erspart bleiben, in der meine Kinder . . . als meine Richter vor mir stehen!

Gustav (wild aufschreiend). So vertheidige Dich doch, so vertheidige Dich doch!

Paula (mit aufgehobenen Händen innig flehend). Vater!

Fortenbach (langsam und ruhig beginnend). Urtheilt nicht zu hart! Ihr wißt nicht, wie so Etwas geschehen kann! (Wie in sich gekehrt, zu sich selbst sprechend). Wenn die Eitelkeit Einen packt und nicht mehr frei giebt, bis sie Einem Hirn und Herz zerfressen hat! Sie raubt dem Menschen jede Controle über sich selbst, sie macht ihn zum Sklaven, sie schmeichelt und lockt und macht grausam und schlecht und zerstört das Gewissen! (Pause; mehr und mehr zu den Anwesenden.) So ist's mir auch gegangen, so bin auch ich ihr Sklave geworden. Nach und nach! In meiner Jugend schon hat sie mich gepackt und hat mich nicht mehr bis zu dieser Stunde losgelassen. (Durchaus nicht in erzählendem Ton, sondern abgebrochen, wie aus der Erinnerung heraus in den verschiedenartigsten Nüancen.) Zunächst da war's nur der unstillbare Wissensdurst, aber bald war's der nicht mehr allein, nicht nur die Genugthuung, selbst Etwas zu sein, sondern der Ehrgeiz, mehr zu sein als Andere! Und dazu der brennende Wunsch, beneidet zu sein! Beneidet zu sein, das wurde mein Lebenszweck! 22 Jahre war ich alt, als ich den Herzog zufällig kennen lernte. Mein Glück und mein Verderben! Ich gefiel ihm, er zeichnete mich aus, er zog mich in seine Nähe, er hob mich höher und höher, ich wurde sein Vertrauter, sein Günstling . . . in einem Alter, da Andere noch rastlos arbeiten und säen, da erntete ich schon Ehre und Reichthum! Meine Praxis wuchs mehr und mehr, meine Stellung am Hofe wurde unantastbar, mein Wort unfehlbar: mit dreißig Jahren war ich eine Autorität! Ich war beneidet! Von da an war es in mir ein unablässiger, Niemandem sichtbarer Kampf, nicht um eines Haares Breite von diesem Ruhme einzubüßen und eifersüchtig die Herrschaft zu behaupten, die ich mir erobert hatte! (Pause. Er setzt sich.) Wäre Eure Mutter nicht so früh gestorben, ich wäre vielleicht anders geworden! Sie hätte mich in ihrem geraden ehrlichen Sinn vielleicht abgelenkt. So ist Jahrzehnt um Jahrzehnt vergangen — aber mit jedem Jahr, mit jeder neuen Gnadenbezeugung, mit jedem neuen Orden wuchs und steigerte sich meine Eitelkeit, der krankhafte Dünkel meiner Unfehlbarkeit. Ich begann, auf verdienstvolle Collegen mit Geringschätzung herabzublicken! Aber noch war ich schuldlos, schuldlos! (Murmelnd!) Ich habe wohl auch manches Gute in meinem Leben gethan . . . aber auch das schließlich nur, um meine Wohlthaten öffentlich anerkannt zu sehen! Bis dahin hatte mich die Eitelkeit gehoben und gefördert, jetzt verlangte sie mich als Opfer! (Er steht auf und geht einmal durch's Zimmer.) Der Herzog erkrankte: ich untersuchte ihn und erklärte mit aller Bestimmtheit — damals war es meine Ueberzeugung — das Leiden für ein ganz ungefährliches, ohne alle Folgen. Die Herzogin wollte den Kranken, wie seit langen Jahren, nur meiner Fürsorge anvertraut sehen, der Erbprinz . . . (sich verbessernd) Se. Hoheit der Erbprinz rief ohne Wissen seiner Eltern Frensdorff aus Heidelberg dazu. Ich empfand das als eine tiefe Kränkung, als einen Gewaltact, der mich zu Widerspruch reizte. In Gegenwart der Frau Herzogin fand nach der Untersuchung das Consilium statt. Ich habe darüber niemals mit Euch gesprochen . . . Ich hatte es als selbstverständlich angesehen, daß Frensdorff meine Ansicht von der Bedeutungslosigkeit des Zustandes bestätigen würde. Aber er nahm den Fall ernst und hielt eine sofortige schnelle Operation für durchaus nothwendig. Es gab zwischen ihm und mir eine heftige Scene, die mit seiner ungnädigen Entlassung endete. Eine momentane Besserung, die eintrat, schien mir Recht geben zu wollen, man pries mich überall als einen Wunderthäter! (Zusammenschaudernd.) Mich! Mich! (Pause.) Plötzlich eines Morgens — es war am 18. November — entdeckte ich zu meinem Entsetzen, daß Frensdorff Recht gehabt hatte. Aber zugleich war es mir auch klar, daß der Herzog verloren sei. (Grimmig und keuchend.) Und da kam der fürchterliche Augenblick, in dem die Eitelkeit, deren willenloser Sklave ich geworden war, mein Gewissen tödtete! „Es ist ja zu spät," rief es in mir, „Du kannst ja Nichts mehr nützen, wozu willst Du Deinen Irrthum bekennen? wozu Dich um Dein Ansehen bringen, wozu das Streben Deines ganzen Lebens zu nichte machen? Willst Du vor aller Welt als ein jämmerlicher Stümper dastehen?

(Zischend.) Sage es nicht, nein, nein . . . verharre auf Deinem Standpunkt, und je entschiedener Du es thust, desto mehr wird man Dir glauben. Vielleicht kommt Dir die Natur zu Hilfe und rettet ihn . . ." (Er starrt vor sich hin — Pause.) Der Herzog mit seiner Abneigung gegen alle anderen Aerzte, die Herzogin mit ihrem unerschütterlichen Vertrauen zu mir unterstützten mich in meiner Schuld. So schwankte ich zwischen ruhelosen Tagen und fürchterlichen Nächten . . . O, diese Nächte! . . . Ein paar Mal schrie es in mir auf: „Es muß sein, morgen früh sagst Du der Herzogin Alles!" Und wenn der Morgen kam, war mein Muth dahin! (In jäher Verzweiflung aufschreiend.) Die Eitelkeit, die erbärmliche, niederträchtige Eitelkeit hat mein Gewissen zerstört und hat mich unaufhaltsam weiter geschleppt und gezerrt bis hierher!! (Er sinkt überwältigt mit dem Kopf auf die Tischplatte; lange, tiefe Pause.)

Paula. Was mußt Du gelitten haben!

Gustav (sich aufrichtend). Die Fortenbachs können irren, aber niemals ein frevles Spiel treiben. Hast Du gehört, Katharine? (In flammendem Zorne.) Ja, Vater, die Eitelkeit hat Dich schlecht und grausam gemacht, schlecht gegen Dich selbst und die, die Dir ihr Leben anvertrauten, und grausam gegen Deine Kinder! Denn ihnen hinterläßt Du einmal einen Namen voll Schande, (ihm zuschreiend) voll Schande!

Paula (flehend). Gustav!

Gustav. Kannst Du von mir verlangen, Vater, daß ich milder über Dich denke? Ich bin Soldat mit Leib und Seele, das heißt: mein Leben ist der Pflicht geweiht, und Du hast Deine Pflicht ehrlos vergessen! (Flammend.) Und daß Du es an diesem Manne begingst, dem Du Dank, Nichts als Dank schuldig bist, das macht Deine Sünde riesengroß, und dafür giebt es kein Vergeben! (Pause.) Ich verlange nicht von Dir, daß Du Deine Schuld in alle Welt hinausschreist, aber dem Herzog, meinem Herrn, mußt Du sie eingestehen, wenn noch ein Funken Ehrgefühl in Dir ist!

Fortenbach (leise murmelnd). Dazu habe ich keinen Muth!

Gustav (rasend). Dann reiße ich mir die Epauletten herunter und werfe Dir meinen Säbel vor die Füße! (Pause.)

Fortenbach (steht auf, geht einige Schritte vor, mit zitternder Stimme). Katharine . . . ich weiß . . . Du wirst anders denken . . . Du wirst . . . mich verstehen . . . Du hast mich ja geliebt über Alles . . . Du hast ja aus Liebe zu mir . . . Deinen Mann verlassen . . . (mit thränenerstickter Stimme). Katharine, Du bist nicht nur meine Tochter gewesen, . . . Du warst mein Freund . . . sage nur ein einziges Wort . . . und ich . . . will noch hoffen . . . (stammelnd) ein Wort . . . (Pause.)

Katharine (wendet sich ohne einen Laut von ihm ab).

Fortenbach (nickt langsam). Auch Du? (Er richtet sich auf, in tiefstem Schmerz). Das thut weh! (Er geht langsam zur linken Thüre, dort wendet er sich noch einmal um, sieht seine Kinder an und schließt die Thüre. Tiefe Pause.)

Paula. Katharine, geh' zu ihm hinein, sprich mit ihm, tröste ihn! Wir Kinder haben nicht das Recht, ihn zu verdammen, wir haben ihn nur zu bemitleiden. (Pause; es klopft.)

Dr. Kayser (durch die Mitte mit Zeitungen). Frau Doctor, es ist mir zwar nicht gelungen, alle Zeitungen zu bekommen, aber doch die hauptsächlichsten. Besonders der „Beobachter" (indem er ihn aufschlägt) spricht mit wahrer Verehrung von Ihrem Herrn Vater. (lesend) . . . „nicht einmal der genialen Kunst Fortenbachs ist es gelungen, das fliehende Leben zurückzuhalten," (einige Sätze murmelnd) und dann: „An der Bahre unseres erlauchten Fürsten steht, von tiefem Schmerze gebeugt, auch sein greiser Arzt, der mit rührender Treue, mit opferfreudigster Hingabe bis zum letzten Augenblick seine Pflicht gethan."

Gustav (rauh). Wir haben das schon gelesen.

Dr. Kayser (hält, durch Gustavs Ton betroffen, inne und will Katharinen die Zeitungen geben, schreckt aber vor ihrem Gesicht zusammen; Pause). Ist Ihr Herr Vater vielleicht schon zurück?

(Paula nickt.) Dort im Studirzimmer? Wenn Sie gestatten, bringe ich ihm die Blätter, es wird ihm doch vielleicht eine kleine Freude bereiten, sie zu lesen. Und ich hoffe, ihm damit auch zu zeigen, daß er in mir nur einen wissenschaftlichen, nicht einen menschlichen Gegner sieht. (Er geht links ab.)

Gustav (sieht nach der Uhr und ergreift den Helm). Mein Urlaub ist zu Ende. Adieu, Katharine, ich komme sobald als irgend möglich zurück. (Als er nach der Mittelthür geht, wird die linke Thür aufgerissen, in derselben steht athemlos, leise keuchend)

(Alles ganz leise in rapidem Tempo. Alle beinahe gleichzeitig in wirrem Durcheinander.)

Dr. Kayser. Herr Major . . . Ihr Vater . . . auf dem Teppich . . . am Schreibtisch . . . Rufen Sie Karl, damit wir ihn auf's Sopha heben können . . .

Katharine (ist zur linken Thüre gestürzt).

Dr. Kayser (ihr den Eingang wehrend).

Paula. Lebt er?

Dr. Kayser (nickt).

Katharine (hervorstoßend). Rettung?

Dr. Kayser. Die Verwundung ist schwer . . . Ich kann die Blutung allein nicht stillen . . . Herr Major . . . Dr. Martius nebenan im Schlosse . . . holen Sie ihn . . . ich bereite Alles vor. (Thür zu.)

Katharine (keuchend). Er wird nicht kommen!

Gustav (energisch). Ich hole ihn Dir! (Mitte ab.)

Katharine (wankt zur linken Thüre, dort bricht sie in furchtbarem Schluchzen zusammen. Pause).

(Leise, in fieberhafter Angst.)

Paula (lauscht). Jetzt tragen sie ihn . . . er lebt noch . . .

Katharine (leise wehklagend). Vater! . . . Bleibe leben . . . Bleibe leben, meinetwillen!

Paula (hebt sie auf und führt sie zur Chaiselongue).

Katharine (verzweifelt). Ich . . . ich allein habe ihn mit meiner Härte in den Tod getrieben! Vater, Alles, Alles verzeih' ich Dir, verzeihe **Du mir**, verzeih'! verzeih'!

Paula. Laß uns nicht verzweifeln . . . Dein Mann . . . Dr. Martius wird ihn retten!

Katharine. Er wird nicht kommen, denn er ist stolz!

Paula. Er wird kommen, denn er ist pflichttreu!

Katharine (verzweifelnd). Ich habe ihn zu tief gekränkt.

Paula. Er wird kommen, denn er hat ein gutes Herz. (Sie lauscht wieder an der Thür.)

Katharine (angstvoll). Hörst Du Nichts?

Paula. Sie flüstern . . . jetzt höre ich nur Dr. Kaysers Stimme . . . .

Katharine. Wie die Minuten schleichen!

Paula (zurück). Gedulde Dich nur . . . sie können unmöglich schon hier sein . . . Vielleicht ist Dr. Martius gerade zur Audienz beim Herzog . . .

Katharine (aufspringend). Das ertrage ich nicht . . . ich hole ihn selbst.

Paula. Um Gotteswillen, Katharine!

Katharine (will zur Mittelthür). Ich hole ihn selbst!

Paula (hastig). Soeben wurde die Hausthür zugeschlagen!

Katharine (ebenso). Du irrst!

Paula (hastig). Ich höre Tritte auf der Treppe . . . es ist nur Gustav . . . nein, es sind Zwei . . . Sie kommen . . . sie kommen!

Katharine (wieder mehr vorn, zittert in furchtbarer Erregung).

(Man hört Geräusch im Corridor.)

Katharine (wendet sich, ohne ihren Platz zu verlassen, nach der Mittelthüre; diese wird schnell geöffnet).

Dr. Martius (Hut, Havelock, hinter ihm).

Gustav (die Thür schließend).

Dr. Martius (Hut und Mantel abwerfend, ist in einem schlecht sitzenden, abgebrauchten Frack; barsch und leise ohne Katharine anzusehen). Wo ist der Kranke?

Paula. Dort!

Dr. Martius (zur linken Thür; leise). Kayser, öffne!

Katharine (wankt ihm einen Schritt entgegen).

Dr. Martius (schon in der geöffneten Thür, ohne Katharine zu beachten; leise, gebieterisch). Ich wünsche jetzt durch Nichts gestört zu werden! (Links ab.)

Gustav. Ich fand ihn glücklicherweise schnell. Er kam gerade aus dem Audienzzimmer.

Katharine. Er war sofort bereit?

Gustav. Sofort. Ich flüsterte ihm nur einige Worte zu. Dann ließ ich Seiner Hoheit durch den jungen Schlieffenbach Meldung machen, daß der Vater plötzlich lebensgefährlich erkrankt sei und ich deswegen bäte, mir gnädigst noch einige Stunden Urlaub zu gewähren.

Katharine. Sprach er unterwegs mit Dir?

Gustav. Er murmelte nur einmal vor sich hin: „Das war das Gewissen." Dann drückte er mir die Hand, aber dieser Händedruck sagte mehr als alle Worte.

Paula (an der Thür lauschend). Jetzt haben sie ihn in's Schlafzimmer getragen.

(In gedämpftem Ton.)

Marie (durch die Mitte). Excellenz von Brock.

Gustav (abwinkend). Wir sind nicht zu sprechen.

Marie. Im höchsten Auftrage.

Gustav. Hat der Graf nach dem Herrn Geheimrath gefragt?

Marie. Nein, Herr Major, nur nach Ihnen.

Gustav. Lassen Sie eintreten.

Paula. Komm, Katharine, wir wollen im Balconzimmer warten, wir können dort auch Martius gleich sprechen . . . . denn (mit bebender Stimme) hier zu bleiben, das geht in diesem furchtbaren Augenblick doch über meine Kräfte.

Katharine. Bleibe hier, Paula, wir kommen so am besten über diese gräßlichen Stunden fort.

Kammerherr von Brock (durch die Mitte, vornehmer, alter Herr).

Gustav (ihm entgegen). Excellenz, . . . Sie kennen meine Schwestern?

Brock (sich verbeugend). Ich habe den Vorzug . . . .

Gustav (Brock zum Platznehmen einladend; Brock und Gustav setzen sich; Katharine und Paula bleiben stehen). Excellenz finden uns in namenloser Erregung . . . . die Aerzte sind soeben bei meinem Vater . . . . sie entscheiden jetzt über Leben und Tod.

Brock (ihm die Hand reichend). So schwer ist die plötzliche Erkrankung?

Gustav (mit niedergeschlagenen Augen). Wahrscheinlich in Folge des letzten schrecklichen Tages, eine schwere Nervenirritation! . . .

Brock. Das ist begreiflich. Ihr Herr Vater hat mit dem Tode des hochseligen Herzogs viel verloren. Wir wollen hoffen, daß seine kräftige Constitution den jähen Anfall überwindet.

Gustav. Mein Vater ist 65 Jahre!

Brock. Seine Hoheit sind vor wenigen Augenblicken durch den Grafen Schlieffenbach von der gefährlichen Erkrankung des Herrn Geheimraths unterrichtet worden. Seine Hoheit haben mich sofort beauftragt, Ihnen, mein lieber Major, und Ihrer Familie seine aufrichtige Theilnahme auszudrücken . . .

Gustav. Ich werde Seiner Hoheit unseren innigsten Dank dafür persönlich aussprechen. (Aufstehend.) Excellenz, mein Vater hat mich unmittelbar, bevor er . . . bevor er erkrankte . . . ersucht, Seiner Hoheit sein Entlassungsgesuch einzureichen. (Paula geht lauschend zur linken Thüre.) Da ich voraussichtlich die ersten Stunden die Meinigen nicht werde verlassen können, ich mich aber des Auftrags unbedingt sofort entledigen muß,

ersuche ich Sie, Excellenz, als Chef des Civilcabinets Seiner Hoheit die Demission zu übergeben.

Brock (das Couvert nehmend). Ich werde Ihren Wunsch erfüllen.

Gustav (freimüthig). Excellenz, Sie sind ein Cavalier, Sie waren meinem Vater während eines Menschenalters befreundet: zu Ihnen kann ich rückhaltslos sprechen und bin vor jedem Mißverständniß sicher. Mein Vater hat seine Entlassung eingereicht, damit — wie er sagte — „man ihm nicht zuvorkommt".

Brock (nach kurzer Pause, sehr fein und vornehm). Mein verehrter, junger Freund, Sie, der Sie Seiner Hoheit als persönlicher Adjutant so nahe stehen, wissen am Besten, daß sein Regierungsantritt das Ende für Viele bedeutet. Ihr Herr Vater, der ganz und gar in der alten Zeit wurzelt, der auf's Innigste der Person des hochseligen Fürsten ergeben war, würde — das ist meine bescheidene Meinung — sich wohl kaum mit den neuen Verhältnissen befreunden können. Das hat er sofort eingesehen, und deswegen hat er — natürlich auch aus Trauer um den Heimgegangenen — seine Entlassung eingereicht. (Scharf pointirend.) Einen andern Grund kann er nicht haben, und man wird an höchster Stelle keinen andern Grund annehmen. Seine Hoheit haben das Entlassungsgesuch des Herrn Geheimraths vorausgesehen . . . und haben — ich übernehme die Verantwortung für diese kleine Indiscretion — hinzugefügt, daß, falls die plötzliche Erkrankung Ihres Herrn Vaters seinen Rücktritt erforderlich machte, er ihn in Anbetracht seiner langjährigen treuen Dienste in Gnaden — (betonend) Sie verstehen mich — in Gnaden entlassen würde und zwar mit dem Prädicat „Excellenz".

Gustav (tiefbewegt). Das ist edel . . . und ritterlich von Sr. Hoheit gehandelt.

Brock (aufstehend, sehr fein.) Es ist gut und . . . klug gehandelt! Ich persönlich, mein lieber Major, wünsche von Herzen, daß Ihr Herr Vater genesen und Ihnen (sich gegen Alle verneigend) erhalten bleiben möge; die officielle Genehmigung der Entlassung würde ja selbstverständlich erst in einigen Monaten erfolgen. Wenn Sie ihm aber — natürlich im Einverständniß mit den behandelnden Aerzten — schon früher Mittheilung machen wollen von der außerordentlich gnädigen Genehmigung, so würde das ein freundliches Licht in sein düsteres Krankenzimmer werfen und wohl wesentlich zur schnelleren Genesung beitragen! (Gustav die Hand reichend.) Mein lieber Major! (Sich verneigend.) Meine Damen! (Er geht, von Gustav begleitet, zur Mittelthüre; ab.)

Paula (wieder an der linken Thüre).

Katharine. Hörst Du noch immer nichts?

Paula. Nein.

Katharine (zu dem zurückkehrenden Gustav). Wenn der Vater leben bleibt, werden wir also vor der Welt die Augen nicht niederzuschlagen brauchen.

Gustav (tiefernst). Vor der Welt nicht . . . (leise) aber vor uns selbst.

Paula (an der Thüre). Pst . . . jetzt . . . jetzt kommen sie . . . ich hörte Martius' Stimme (athemlos) jetzt . . . (sie tritt schnell von der Thür zurück). Er kommt . . . o mein Gott!

Katharine (keuchend). Was wird er sagen!

Paula (ergreift Gustavs Hand und schmiegt sich an ihn). (Einen Moment athemlose Spannung.)

Dr. Martius (von links, ganz barsch, ohne Katharinen anzusehen). Er ist gerettet . . .

Katharine (hält sich mühsam am Tisch).

Dr. Martius. Der geübteste Wärter ist telephonisch gerufen worden . . Hauptsache vollständige Ruhe . . . brauche nicht wiederzukommen und kann den Fall getrost Kaysern überlassen . . . Tüchtiger, gewissenhafter Kerl . . . (Er will sich den Mantel umlegen.)

Gustav (tritt an ihn heran und drückt ihm tiefbewegt die Hand). Eduard, diese Stunde hat zwischen uns Beiden eine Kette gebildet, die nicht mehr reißen wird.

Dr. Martius (abwehrend). Schon gut, schon gut, habe nur meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gethan. (Er klopft Paula freundlich auf die Backen. Als er zur Thür gehn will, wankt.

Katharine (ihm langsam entgegen; sie ergreift seine rechte Hand, dann gleitet sie langsam an ihm nieder und bricht in unaufhaltsames Schluchzen aus).

Dr. Martius (ihr die Hand entziehend, barsch). Katharine!

Katharine (hauchend). Dank! . . . Dank! . . .

Dr. Martius (barsch). Steh' doch auf . . . Kayser hat die Hauptsache gemacht, . . . ich habe ihm nur ein bischen geholfen . . . (Er versucht, sie aufzurichten.)

Katharine (unter Schluchzen). Nein, laß mich die Hand küssen, die mir den Vater gerettet hat! (Indem er sie aufhebt.) Die mich selbst gerettet hat! Denn ich habe ihn zu dem Schrecklichen getrieben . . . (ohne jedes Pathos) unter diesem Schuldbewußtsein hätte ich nicht leben können . . . das hast Du von mir genommen, und dafür danke ich Dir . . . Ich habe an Dir gesündigt, ich habe Dir nicht vertraut und meinen Vater mehr geliebt, als Dich . . . Aber diese Stunde hat alles Harte von mir genommen, in dieser Stunde hast Du meine Liebe gewonnen, meine Liebe!

Dr. Martius (sie lange und ernst ansehend). Es war die Krise Deines Lebens!

Katharine (frei und edel). Ja, eine Krise, aus der Du den Vater und mich errettet hast, Du bist ein wahrer Wohlthäter der Menschheit!

Dr. Martius (nimmt ihr den Kopf in beide Hände, streichelt ihr dann langsam über das Haar; gütig). Kein Wort weiter! (Barsch und doch innig.) Du böser . . . lieber Starrkopf!

Kayser (ist von links eingetreten, leise). Er schläft!

Dr. Martius (zu Kayser). Komm mal her, Alter! (Ihm warm die Hand drückend.) Bist ein famoser Kerl! Dir gönne ich das Prachtmädel da! (Herzlich und warm.) Nicht wahr, (zu Paula) mein Herzchen, das ist auch so'n Wohlthäter der Menschheit?

Paula (sich an Kayser anschmiegend, mit tiefer Innigkeit). Ach ja!

(Während Martius auf den etwas weiter im Hintergrunde stehenden Gustav zugeht und ihm die Hand reicht, fällt der Vorhang.)

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Schillers Geburtshaus in Marbach.

Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen, darunter viele noch nicht veröffentliche interessante Porträts und Autographen. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing.

Nachdem uns die letzten Jahre nicht weniger als drei Schillerbiographieen von Männern wie Brahm, Minor und Weltrich bescheert, könnte man meinen, daß für ein neues Werk dieser Art kein Bedürfniß vorliege. Und doch zeigen die ersten Lieferungen des Wychgram'schen Schiller, daß auch neben jenen verdienstvollen, einander ergänzenden Werken immer noch Raum für ein viertes vorhanden ist; das ebenso wenig überflüssig ist, als es jene entbehrlich zu machen beansprucht. Wychgram will nicht mit den genannten ausgezeichneten Forschern in die Schranken treten, er will ihnen nicht ihr Gebiet und ihr Publicum streitig machen; er wendei sich vielmehr an jene weiten Kreise des Volkes, in die jene Werke, die doch in erster Linie den Fachmann, den Litterarhistoriker und daneben den, wissenschaftlichen Interessen zugewendeten Gebildeten im Auge halten, kaum Eingang finden dürften. Mit ihnen darf man also Wychgram's Werk nicht messend

vergleichen, will es nicht verglichen sein. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, ein Hausbuch für die Gebildeten **aller** Stände zu liefern, deshalb ist Alles, was nur für den Fachmann Interesse hat, die Erörterung unerledigter wissenschaftlicher Fragen, möglichst auch die Einflechtung eigener Reflexionen vermieden worden. Auch eine genaue Einführung in die Werke Schiller's hat er nicht zu geben beabsichtigt, vielmehr dieselben

Schillers Vater im 70. Lebensjahre.
Nach photographischer Aufnahme des Oelgemäldes von Ludovike Simanowiz im Schillerhause zu Marbach.
Aus: Dr. J. Wychgram, „Schiller". Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing.

nur in ihrem engen Zusammenhang mit dem Biographischen behandelt, um neben dem äußeren das innere Leben des Dichters, das ja in seinen Werken zur Erscheinung kommt, und die Wechselbeziehungen zwischen beiden in's Licht zu setzen.

Wir geben hier weniger eine Kritik als vielmehr eine bloße orientirende Ankündigung des Werkes, von dem zur Zeit noch ein zu kleiner Theil vorliegt, als daß wir ein ab-

schließendes Urtheil wagen dürften. Die vorliegenden ersten Lieferungen berechtigen aber zu der Erwartung, daß der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt, zu lösen der Mann ist. Mit der Kenntniß des gegenwärtigen Standes der Schillerforschung verbindet er eine Darstellungsgabe, die dem volksthümlichen Zwecke des Werkes angemessen ist,

Schillers Mutter im 60. Lebensjahre.
Nach photographischer Aufnahme des Oelgemäldes von Ludovike Simanowiz im Schillerhause zu Marbach.
Aus: Dr. J. Wychgram, „Schiller". Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing.

eine Sprache, die, von Ueberschwänglichkeit frei, doch nicht der Wärme entbehrt, welche sich dem Leser mitzutheilen vermag.

Was dem Werke aber einen ganz besonderen Werth und Existenzberechtigung neben den andern verleiht, das ist die ungemein reiche und treffliche Illustrirung. Unter den Abbildungen von Stätten, an denen der Dichter geweilt, der Häuser, in denen er gewohnt,

unter den interessanten Autographen, den Nachbildungen bedeutsamer Ausgaben von Schiller's Schriften und wichtiger alter Zeichnungen und Stiche, den Portraits des Dichters, seiner Angehörigen und jener Persönlichkeiten, die auf Schiller tieferen Einfluß geübt, findet sich manches wenig Bekannte, ja manches völlig Neue. —

Die technische Ausführung der Illustrationen wie die übrige Ausstattung des Werkes, Papier und Druck verdienen uneingeschränktes Lob.

Das Werk ist auf 16 Lieferungen (zu 60 Pfg.), ca. 30 Druckbogen insgesammt umfassend, berechnet und soll zu Ostern 1895 vollständig vorliegen. Wir werden s. Z. auf das Werk zurückkommen. — 1 —

Bibliographische Notizen.

Flammen im Herzen. Roman von H. Hermann. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Eine Familiengeschichte, aus deren Mitte das Bild eines jungen Mädchens hervortritt, die ihre Umgebung an geistiger Veranlagung, wie an Herzens- und Gemüthseigenschaften weit überragt, und deren Charakterzeichnung dem Verfasser gleich derjenigen ihres Oheims, eines alten Originals, am besten gelungen ist. Ein überreiches Episodenwerk ist in den Gang der Handlung eingestreut, in welchem manche Schilderungen von dem Vorwurf romanhafter Uebertreibung nicht frei zu sprechen sind. Leider benachtheiligt die mitunter manierirte Sprache die Wirkung der Erzählung; schlicht und einfach vorgetragen würden die geschilderten Vorgänge weit günstigeren Eindruck hinterlassen. mz.

Die Geschichte einer Trennung. Roman von J. Niemann. Dresden u. Leipzig, Carl Reißner.

Auf unseren kritischen Streifzügen begegnen wir in J. Niemann einer litterarischen Persönlichkeit, die weit ab wandelt von den Wegen, auf denen wir gewohnt sind, ihren schriftstellernden Colleginnen zu begegnen. Mit philosophisch geschultem Verstande verbindet Johanna Niemann männlichen Geist, Reife des Urtheils und die feine Empfindungsfähigkeit des Weibes. Nicht der stoffliche Inhalt ihres Romans ist von besonderer Bedeutung; er empfängt seinen Werth hauptsächlich durch die Schärfe der psychologischen Beobachtungen und die muthigen Schlußfolgungen, die die Verfasserin aus denselben zieht; er behandelt den Conflict in einer Ehe zwischen einem buchstabengläubigen Pfarrer und einer Freidenkerin, allerdings zwei Gegensätze, wie sie schroffer einander kaum gegenüber gestellt werden können. — Mit überzeugender Gewalt wird dem Leser der Glauben beigebracht, daß es zwischen diesen beiden Menschen keine Brücke der Verständigung giebt, trotzdem sie einander in inniger Liebe zugethan sind, aber Beiden ist ihre Ueberzeugung heilig; sie ist ihnen nicht nur etwas künstlich Anempfundenes, und so bleibt kein anderer Ausweg für sie, als eine Trennung, so schwer die Gatten auch an derselben tragen.

Auf die kirchlichen Zustände einer Kleinstadt im Besonderen und die gegenwärtigen Streitfragen der evangelischen Kirche im Allgemeinen läßt die Verfasserin dabei manches Streiflicht fallen, nicht mit leidenschaftlicher Parteilichkeit, sondern rein sachlich und kühl; jetzt wo die Gegensätze mehr als je sich zuspitzen und schier unversöhnlich erscheinen, sind diese Ausführungen für jeden Leser, der an den Strömungen der Zeit nicht antheillos vorübergeht, gewiß von hervorragendem Interesse.

Für das Unterhaltungsbedürfniß der Menge ist das Buch nicht geschrieben, sondern für die feineren Geister, die an demselben volles Genügen finden werden. mz.

Tarantella. Roman von Annie Bock. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus.

Die Verfasserin besitzt eine reiche Erfindungsgabe und ein schönes Erzählungstalent, aber anstatt ihre Fähigkeiten in den Dienst einer Idee zu stellen, begnügt sie sich damit, dem Bedürfniß nach Unterhaltung zu genügen. An Gedankeninhalt ist der zweibändige Roman nicht sehr reich und die Fabel nicht frei von Unwahrscheinlichkeiten; besser gelungen ist die Zeichnung der Charaktere und besonders zu loben die dramatische Lebendigkeit, mit welcher die Handlung dahinfließt und die Fäden der-

selben sich verschlingen und lösen, — und ganz vortrefflich sind die Situationsschilderungen. Annie Bock sollte ihr Talent mehr vertiefen und weniger in die Breite gehen lassen; indeß wer sich mühelos unterhalten lassen will, findet bei der Lectüre von „Tarantella" sicher seine Rechnung.

mz.

Die Buchhalterin. Von Max Kretzer. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Auf dem Gebiete des Berliner Romans verdient Max Kretzer an hervorragender Stelle genannt zu werden; mit überraschender Treffsicherheit gelingt ihm die Darstellung des urwüchsigen Berlinerthums, und ebenso bekundet das von ihm geschilderte Milieu feinste Beobachtungsgabe und genaueste Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse. Diesmal ist es das Comptoir einer Lederwaarenfabrik, deren Gebiete wir kennen lernen. Zum ersten Male tritt eine Buchhalterin, unter lauter männlichen Collegen, in dieses weit verzweigte Geschäftswesen ein; dies giebt dem Autor Veranlassung, die Frauenfrage zu streifen, und ohne in gelehrte Abhandlungen über dieselbe zu gerathen, gewinnt man doch ein anschauliches Bild, wie actuell und wichtig dieser Theil der socialen Frage im gegenwärtigen Augenblicke ist. Interessant ist auch die Darstellung der verschiedenen Gesellschaftsklassen, die zu einander in Beziehungen treten: eine reichgewordene Kaufmannsfamilie und eine declassirte Offizierswittwe mit ihren Kindern; zwischen beiden bestanden bereits geheime Verbindungsfäden, ehe der Zufall sie zusammenführt, die Conflicte lösen sich in schönste Harmonien auf, noch ehe sie sich recht zuspitzen konnten, und dabei geschieht dies Alles unter natürlichen und möglichen Voraussetzungen; der Schluß der Erzählung hinterläßt dem Leser den Eindruck, daß er ein Stück Leben an sich hat vorüberziehen sehen, bei welchem der Ernst nicht zu kurz gekommen ist, das aber durch den wohlthuenden Humor des Verfassers die heiterste Wirkung hervorruft.

mz.

Aus der Lazzaroniwelt. Neapolitaner Abenteuer und andere Skizzen. Von Adolf Schafheitlin.

Der Geisterkampf und Neue hebräische Lieder. Von Adolf Schafheitlin. Berlin, Verlag von Rosenbaum & Hart.

Schafheitlin hat bereits in seinen schönen Lazzaronesken und Neuen Lazzaronesken das Neapolitanische Volksleben treu und anmuthig geschildert. Was er dort poetisch verklärt, giebt er in seinem neuen Buch „Aus der Lazzaroniwelt" mit einfachen Worten im Rahmen kleiner Skizzen wieder. Auch als schlichten Erzähler gewinnt ihn der Leser lieb. Der Geisterkampf und Neue hebräische Lieder werden vom Verfasser als Nachtrag zu den Letzten Gedichten bezeichnet. In der That bedeutet diese Sammlung keine neue Ernte, sondern nur eine Nachlese. Wohl finden sich darunter einzelne schwere Aehren, aber keine vollen Garben.

N.

Aus dem Leben. Von Carl Arno. Zweite Auflage. Verlag von Dr. E. Albert & Co. München.

Im Epilog dieses Buches kritisirt der Dichter sich selbst treffend mit den Worten: „So hab ich hier zu einem düstern Kranze die Lieder meiner Jugendzeit gewunden." Hoffentlich wird er es nicht als Mißgunst, sondern als einen schönen Erfolg seiner 176 Seiten langen Liebesklage auffassen, wenn auch der Kritiker dadurch düster gestimmt wird und sich zu keiner freudigen Anerkennung aufschwingen kann. Form und Sprache zeugen von poetischer Begabung.

N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adami, Joh. H., Nicht Bimetallismus, sondern Combinationswährung. Ein Vorschlag. Berlin, Puttkammer-Mühlbrecht.

Adlersfeld-Ballestrem, E. v., Comtesse Käthe, Illustr. v. F. Czabran u. O. Gerlach. Dresden, Verlag d. Universum.

Bauer, O., Gedichte. Berlin, B. Paul.

Betz, L. P., Heine in Frankreich. Eine litterarhistorische Untersuchung. Zürich, A. Müller.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 793—803 u. 808. Halle, O. Hendel.

Björnson, B., Absalons Haar. Novelle. Deutsch von W. Meinhardt. Halle O. Hendel.

Blacker, C., Innenschau und Ausblick. Mit einem Worte der Einführung von Moritz Carrière. Heidelberg, G. Weiss.

Blätter, neue litterarische, III. Jahrg. Nr. 1. Berlin, E. Rentzel.

Böttcher, K., Wegen „Pressvergehen!" Gefängniss-Studien. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Bütow, O., Die Weltordnung. I. Band. 2. Lfg. I. Band. Geburt und Jugend der Menschheit. Braunschweig, Alb. Limbach.

Diercks, G., Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Erster Band. Berlin, S. Cronbach.

Dietrich, W., Gedichte. Berlin, W. Hertz.

Duimchen, Th., Kopf und Herz. Roman. Zweite Aufl. Leipzig, Rob. Friese, Sep. Conto.

Ebner-Eschenbach, M. v., Das Schädliche. Die Todtenwacht. Berlin, Gebr. Paetel.

Emants, M., Todt. Zwei Novellen. Autorisirte Uebers. a. d. Holländ. von A. Crous. Mit einem Vorwort von Dr. Paul Raché, Berlin, Bibliogr. Bureau.

Emerson, R. W., Essays. Uebers. und mit einer einleitenden Studie über den Autor versehen von K. Federn. Halle, O. Hendel.

Engelmann, E., Der Märchenwald für das deutsche Haus. Mit sechs Vollbildern von Kepler und Weisser. Stuttgart, P. Neff.

Ernst, A. W., Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Mit 10 Bildnissen. Hamburg, C. Kloss.

Europa. Eine allgemeine Landeskunde. Von Dr. A. Philippson und Prof. Dr. L. Neumann. Herausgegeben von Professor Dr. Wilhelm Sievers. Mit 166 Abbildungen im Text, 14 Kartenbeilagen und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck von E. T. Compton, Th. von Eckenbrecher, H. L. Heubner, E. Heyn, R. Knötel, W. Kuhnert, K. Oenike, O. Schulz, O. Winkler u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Falke, G., Zwischen zwei Nächten. Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.

Federn, K., König Philipps Frauen. Tragödie. Stuttgart, P. Neff.

Flaischlen, Cäsar, Martin Lenhardt. Ein Kampf um Gott. Fünf Scenen. Berlin, F. Fontane & Co.

Fontane, Th., Schach von Wuthenow. Dritte Auflage. Berlin, F. Fontane & Co.

Fouqué, Fr. Baron de la Motte, Sintram und seine Gefährten. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.

Franken, P., Einer von der rothen Fahne. Die Tragödie eines Arbeiters. Berlin, O. Hasbringer.

Briefe des Grafen Neithardt von Gneisenau an Dr. Johann Blasius Siegling. Herausg. v. Alb. Pick. Erfurt, C. Villaret.

Goethe-Brevier, Goethes Leben in seinen Gedichten, herausg. von Otto Erich Hartleben. München, K. Schüler. (A. Ackermann's Nachf.)

Goethes Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausg. von A. Voigt. Erster Band. Leipzig, K. Fr. Pfau.

Goethe, Le Faust. Traduction métrique par Georges Pradez. Avec le texte original en regard et le portrait du poète et du traducteur. Lausanne, B. Benda. Paris, P. Ollendorff.

Goette, R., Singen und Sagen. Lieder und Gesänge. Wachwitz-Dresden, M. Geissler.

Gyp, Fräulein Eva. Autoris. Uebers. a. d. Französ. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Hango, H., Faust und Prometheus. Eine Dichtung, Wien, A. Hartleben.

Hanslick, Eduard, Aus meinem Leben. Zwei Bände. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Hegeler, W., Und alles um die Liebe. Aufzeichnungen eines Philologen. Berlin, F. Fontane & Co.

Heiberg, G., Der Balkon. Drei Acte. Einzig berechtigte vom Verfasser durchgesehene dtsch. Ausgabe von G. Morgenstern. Leipzig, W. Friedrich.

Herzog, R., Aus aller Frauen Landen. Lieder eines Unstäten. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Hesse-Wartegg, E. v., Korea. Eine Sommerreise nach dem Lande der Morgenruhe. 1894. Mit zahlr. Abbildgn. u. einer Specialkarte Koreas mit den angrenzenden Ländern. Dresden und Leipzig, C. Reissner.

Heyden, August von, Jury und Kunstausstellungen. Separatabdruck aus der „Deutschen Revue". Berlin, W. F. Fontane & Co.

Higginson, F. W., Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand. A. d. Engl. in's Deutsche übers. von E. Jacobi. Neuwied, A. Schupp.

Hoffmann, H., Wider den Kurfürsten. Roman. 3 Bände. Berlin, Gebr. Paetel.

Hultzsch, J. Th., Irene. Ein Frühlingstraum in acht Gesängen. Halle, C. A. Kaemerer & Co.

Ich grüsse Dich! Lieder und Gedichte, gesammelt von Anna Schauberg. Zwölfte, gänzlich neubearbeitete Auflage von Siegfried Moltke-Raimund. Mit einem Farbendruck und zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Jensen, W., Die Erbin von Helmstedt. Roman. Dresden, Verlag des Universum, A. Hauschild.

Jonin, A., Durch Süd-Amerika. Reise- und culturhist. Bilder. Erster Band. Die Pampa-Länder. Autoris. Uebers. von M. v. Pezold. Berlin, S. Chronbach.

Keller, C., Das Leben des Meeres. Mit Illustr. Liefg. 8—10. Leipzig, T. O. Weigels Nachf.

Kirchbach, W., Des Sonnenreiches Untergang. Ein Culturdrama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausg. von K. Schneidt. I. Jahrg. Nr. 10. Berlin, H. Strom.

Lange, I., Thorwaldsen's Darstellung des Menschen. In's Deutsche übertragen von M. Mann. Mit 8 Vollbildern u. 16 Textillustrationen. Berlin, G. Siemens.

Lindenberg, P., Berlin in Wort und Bild. Mit 244 Illustr. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh.

Marholm, L., Das Buch der Frauen. Zeitpsychologische Portraits. Mit 6 Autotypien nach Photographien. Paris u. Leipzig, A. Langen.

Mehring, S., „Nichts". Reimklänge. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Merwin, P., Pessimistische Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.

Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 5. gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 950 Bildertafeln, Karten und Plänen. Siebenter Band. Gain bis Grosskophta. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Migge, O., Das Geheimniss der berühmten italienischen Geigenbauer ergründet und erklärt. Frankfurt a. M., Gebr. Staudt.

Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft. Zweiter Jahrg. Novbr. u. December 1894. Leipzig, R. Voigtlaender.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft, III. Band. 9. u. 10. Heft. (Novbr.—Decbr. 1894.) Leipzig, R. Voigtlaender.

Mosso, A., Die körperliche Erziehung der Jugend. Uebers. von Johanna Glinzer. Hamburg. L. Voss.

Müller, E. J., Walter. Erlebnisse und Abenteuer eines jungen Deutschen in Norwegen. Mit 50 Illustr. Leipzig, und Frankfurt a. M. Kesselring'sche Hofbh.

Nietzsches Werke, Erste Abtheilung. VIII.Bd. Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Nietzsche contra Wagner. Der Antichrist. — Gedichte. Leipzig, C. G. Naumann.
Oehlenschläger, A., Helge. Gedicht in Romanzen und Tragödie. Deutsch von G. v. Leinburg. 7. Aufl. Leipzig, C. Jacobsen.
Ompteda, Georg Freiherr von. Unser Regiment. Ein Reiterbild. F. Fontane & Co., Berlin W.
Pietsch, Ludwig. Erinnerungen aus den sechziger Jahren. Zweiter Band von „Wie ich Schriftsteller geworden bin." Berlin, F. Fontane & Co.
Poschinger, H. v., Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894. Mit dem Bildniss des Fürsten. Zweite Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt..
Pötzl, E., Stadtmenschen. Ein Wiener Skizzenbuch. Wien, R. Mohr.
Prévost, M., Pariserinnen. Autorisirte Uebersetzung a. d. Französischen von A. L. Paris, A. Langen.
Prinzhorn, W., Von beiden Ufern des Atlantic. Eine englisch-amerikan. Anthologie. Halle, O. Hendel.
Pudor, H., Tragödie. Gedichte. Nebst einem Anhang: Lady Tryon, dramatisches Stück in einem Act von Heinrich Pudor. München, H. Pudor.
— Hohe Schule des Sinnenlebens. Erster Theil: Der Gefühls-, Geruchs-, Geschmacks-Sinn. München, H. Pudor.
Raatz, G., Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuter's Werken. Urbilder bekannter Reuter-Gestalten. Mit Portr., Skizzen, Ansichten etc. Wismar, Hinstorff'sche Hofbh.
Rameau, J., Yan. Illustrations de Maxim. Guyon. Deuxième édition. Paris, Paul Ollendorff.
Reform, ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrg. Nr. 22. Königsberg, Braun u. Weber.
Reich, E., Grosse und kleine Welt, Geist und Medicin. Abhandlungen, Bruchstücke und Gedanken. Berlin, M. Driesner.
Reichhold, K., Das erste Jahr des Zeichenunterrichts an den Mittelschulen. Einführung i. d. Gesch. d. Künste. Mit 10 Tafeln. Berlin. G. Siems.
Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Erster Band, fünfte Lieferung. Langensalza, H. Beyer & Söhne.
Reinhardt, C., Sprechende Thiere. Mit 18 color. Bildern. 16. Auflage. Hamburg, Verlags-Anstalt vorm. J. F. Richter.
Rosenblätter, Lieder und Sprüche des Volkssängers und Improvisators Assim-Agha Güe hanandé. Dem Neutürkischen nachgedichtet von B. Schulze-Smidt. Leipzig, Schmidt & Günther.
Rosner, L., Das neue Vortragsbuch. Eine reiche Auswahl ernster und heiterer Declamationsstücke mit Original-Beiträgen von Dr. Ad. Brecher, Ada Christen, J. J. David, Ferd. Gross, Carl Haffner, Fritz Krastel, Robert Pohl, Dr. F. Radler, Julius von der Traun, Albr. Graf Wickenburg, Adolf Wilbrandt u. A. Wien A. Hartleben.
Rühle, O., Der erste Strauss. Ein Liederbuch Grossenhain, Baumert & Ronge.
Rüttenauer, B., Zeitiges und Streitiges. Ein litter. Skizzenbuch. Heidelberg, G. Weiss.
Schönthan, P. v., Geberden der Liebe. Zwei Novellen. Wien, G. Szelinski.
Schultz, A., Allgemeine Geschichte der bildenden Künste. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung Separat-Conto (Müller-Grote & Baumgärtel).
Schumann, G., Emma Bliemchen. Leipzig. Abel & Müller.
Schwarzkopf, G., Schlimme Geschichten. Freilichtbilder aus der Bühnenwelt. Dresden, H. Minden.
Senff-Georgi, G., Die Redekunst. Ein Lehrbuch für Jedermann. Dresden. Conrad Weiske's Buchhandlung (Georg Schmidt).
Skat-Album. Zwölf Original-Zeichnungen von Otto Andres. Mit Dichtungen von Richard Schmidt-Cabanis. Leipzig, J. J. Weber.
Smiles, S., Pflicht. Deutsch von F. Dobbert. Halle, O. Hendel.
Spielhagen, Fr., Stumme des Himmels. Roman in vier Büchern. Zwei Bände. Leipzig, L. Staackmann.
Stacke, L. Erzählungen a. d. neuesten Geschichte (1815—1890). 6. Aufl. Lieferung 1. Oldenburg, G. Stalling.
Stern, Maurice Reinhold von, Walter Wendrich Roman aus der Gegenwart. 1. Band. Zürich und Leipzig. Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz".
Sybel, H. v. Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Sechster Band. 1.—4. Aufl. München, R. Oldenbourg.
Tegnérs, E., Frithjofs-Sage. Uebers. von G. von Leinburg. 15. Aufl. Leipzig, C. Jacobsen.
Theden, D., Im Banne der Leidenschaft. Novellen, Berlin, Bong & Co.
Verne, J., Meister Antifer's wunderbare Abenteuer. Autoris. Ausg. Zwei Bände. Wien, A. Hartleben.
Vielé-Griffin, Fr., Palai. Paris, Edition du „Mercure de France."
Villamosy, A. v., Verführt, verlassen, verloren. Moderne Novelle. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Vörösmarty, M., Ausgewählte Gedichte. Deutsch von P. Hoffmann. Mit zwei Bildnissen des Dichters. Wien, A. Hartleben.
Wallace, L., Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi Illustr. Prachtausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Carl Werders Gedichte. Herausgegeben von Otto Gildemeister. Mit Karl Werders Portr. Berlin F. Fontane & Co.
Wette, H., Widukind. Drama in fünf Aufzügen. Köln, Rimbach & Licht.
Wolff, Fr., Das Glück. Ein Sang von der Donau. Leipzig, O. Mutze.
Wolters, W., Geliebt werden. Roman. Dresden, E. Pierson.
Wolzogen, Ernst von, Daniela Weert. Schauspiel in vier Acten. Berlin, W. F. Fontane & Co.
Wrede, Fürst Friedrich, Entnervt! Drama in vier Aufzügen. Leipzig, W. Friedrich.
Zeissberg, H. Ritter v., Erzherzog Carl von Oesterreich. Ein Lebensbild. Im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm verfasst. Erster Band, 1. u. 2. Hälfte. Wien, W. Braumüller, ·
Zeitschrift für Hypnotismus. Jahrg. II. October 1894. Heft 1. Berlin, H. Brieger.
* * * Ehrlose Scham! Moderner Sittenroman Berlin, Bibliogr. Bureau.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 72. — Heft 215.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1895.

18. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Februar 1895.

Inhalt.

Seite

Hierzu ein Portrait: Konrad Telmann.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilage zu diesem Hefte
von
Georg D. W. Callwey in München. (Der Kunstwart.)

Konrad Telmann

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXII. Band. — Februar 1895. — Heft 215.

(Mit einem Portrait in Radirung: Konrad Telmann.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Hagar.

Novelle

von

Konrad Telmann.

— Rom. —

Ginevra hatte wieder den ganzen Abend vergeblich gewartet; Pompilio kam nicht heim. Sie wußte, daß er jetzt in der Osteria „stella d'oro" saß und daß der bastumflochtene, breitbauchige Fiasco, der vor ihm in einem Eisengestell schaukelte, leerer und leerer wurde, daß er immer häufiger mit der mächtigen Faust auf den Tisch schlug, daß seine Worte immer rechthaberischer, seine Stimme immer heiserer wurde, und daß er selber an dem Allen doch keine rechte Freude hatte. Sie wußte auch, warum das so war und daß es niemals anders, vielmehr aller Voraussicht nach allmählich immer schlimmer und schlimmer werden würde, — außer wenn Etwas geschah, was ein Wunder gewesen wäre.

Und daß dies Wunder geschehen möge, darum betete Ginevra Fanti Tag für Tag, — seit Monaten, seit einem Jahr, sie wußte es selbst kaum mehr, wie lange. Sie betete darum mit einer Inbrunst, die ihr Denken, Wollen und Empfinden so ganz in Anspruch nahm, daß sie darüber hinaus kaum mehr etwas Anderes wußte. Mit diesem Gebet auf den Lippen wachte sie des Morgens auf, und während sie es vor sich hinmurmelte, weinte sie sich Nachts in den Schlaf. Sie rang mit Gott und mit der heiligen Jungfrau um dies Eine. Sie rutschte sich die Kniee wund vor den Muttergottesbildern, wo sie immer sie antraf, in der Kirche, an den Bergwegen, in den Häusern. Sie ging niemals irgendwo an einem vorüber, ohne ihr Gebet zu ihm emporzuschicken, immer das gleiche, und immer in dem nämlichen, dringenden Begehren. Ihre Augen, ihre Lippen, ihre Hände, — Alles flehte darum zur selben Zeit, bald stürmisch, fast

rechthaberisch, bald zerknirscht und voller Demuth. So viele Wunder geschahen, größere, unerwartetere, unglaublichere. Nicht nur die Priester sagten es, Ginevra sah es selbst, hörte es von Denen, welchen sie widerfahren waren. Warum ward ihr allein nicht Erhörung? Was sie forderte, war nur das Natürliche, das, was allen andren Weibern zu Theil ward, auch denen, die nie ein Wort des Flehens darum verloren hatten, ja, sogar denen, die gern davon befreit geblieben wären, die in ihrer Armuth und in ihrem Elend den himmlischen Segen verwünschten. War das gerecht? War es gnädig? Weshalb nicht ihr von dem Reichthum abgeben, um den es Jenen gar nicht zu thun war? Ihr, die soviel gebetet hatte, die soviel fromme Gelübde gethan hatte für den Fall, daß sie erhört wurde? Warum wurde gerade ihr versagt, woran Andere, Schlechtere, Gottlosere Ueberfluß hatten; und keine Andere bedurfte der natürlichen Segnung doch, wie sie, für Keine hing soviel davon ab, wie für sie, bei der alles Glück des Lebens hier auf dem Spiele stand?

Manchmal kamen Ginevra wilde, furchtbare, sündige Gedanken in ihrer Verzweiflung. Wenn sie wieder einmal hörte, wie in einem anderen Hause des Ortes der Segen eingekehrt war, während bei ihr selber noch immer keine Hoffnungen sich regten, stieg eine heiße, sinnlose Empörung in ihr auf. Sie fragte sich dann, ob es denn auch wirklich eine Gottheit geben könne, wo es so ungerecht zuging, ob nicht Alles blos ein blinder Zufall sei und alle ihre Gebete deshalb nutzlos im Leeren verhallen müßten. Sie konnte nicht mehr glauben, daß das gewollt sei. Was hatte sie denn begangen, um so hart gestraft zu werden?

Dann aber zerraufte sie sich wieder ihr schönes, blauschwarzes Haar, schlug sich die Brust und ließ die Kugeln des Rosenkranzes eifriger, als je, durch ihre Finger gleiten, während ihre Augen von Thränen fast blind wurden. Ihre ewigen Zweifel waren es wohl gerade, welche die himmlische Jungfrau erbitterten und erzürnten. Sie mußte Geduld lernen und ausharren in Hoffnung und Gebet. Aber konnte man denn mehr beten, als sie? Und wie lange sollte sie warten? Die Jugendblüthe welkte rasch unter der heißen Sonne hier oben auf den Bergen, und wenn Pompilio erst kein Verlangen mehr nach ihr trug, war die Aussicht geschwunden, daß es je in ihrem Hause hell und friedlich wurde.

Was hatte sie nicht schon Alles gethan, wen nicht Alles um Rath gefragt, um nur zu ihrem Ziel zu kommen! Noch außer ihren Gebeten und frommen Uebungen. Es gab kein geheimes Sympathiemittel, das sie nicht angewandt hätte, obgleich sie im Grunde selber nicht an so Etwas glaubte, sogar darüber lachte. Sie hatte sich „besprechen" lassen, — noch dazu von der alten Enrichetta, die sie für eine ausgemachte Hexe hielt und bei deren bloßem Anblick es sie jedesmal überlief. Sie war zur wunderthätigen Madonna del Monte gewallfahrt, die schon so Manche vom Fluche der Unfruchtbarkeit erlöst hatte, und sie hatte sich im Felsenkloster von Subiaco eine von

den heiligen Rosen des San Francesco erbettelt, um sie zu trocknen und, als Pulver zerrieben, zu sich zu nehmen, — ein untrügliches Mittel, wie man ihr gesagt hatte. Aber geholfen hatte ihr das Alles Nichts. Allmählich wußte man in ganz Civitella Bescheid um Ginevra Fantis Herzenskummer. Wahrscheinlich hätte man sogar seinen Spott mit ihr getrieben, wenn sie nicht das Weib Pompilio Fantis, des Sindaco, gewesen wäre. So mochte man wohl im Geheimen schadenfroh sticheln, aber offen wagte sich Keiner an sie. Nur daß sie sich selber eben als gezeichnet vorkam und die Augen kaum aufschlagen mochte, wenn sie durch die Gassen des Bergstädtchens schritt, wo auf den steinernen Hausschwellen überall die halbnackten Kinder spielend und lärmend kauerten.

Und wenn es nur eine Laune von Pompilio Fanti gewesen wäre, daß er ein Kind haben wollte! Es war aber weit mehr, als das. Wie eine Schande, wie ein Brandmal trug er's, daß es ihm versagt wurde. Es war eine Last, die so schwer auf seinen Schultern wuchtete, daß er darunter zusammenzubrechen drohte. Er, der Reiche, der Stolze! Der kraftvollste und angesehenste Mann in ganz Civitella, nach dem die Weiber sich die Augen ausgesehn hatten und vor dem Jeder ehrerbietig den Hut zog, — und konnte nicht einmal haben, was jeder Bettler vor der Kirchenthür sein nannte! Dazu hatten die Fantis in Civitella gehaust, solange man überhaupt denken konnte. Immer waren sie hier die erste Familie des Ortes gewesen, und daß in Civitella ein Anderer sollte zum Sindaco gewählt werden können, als ein Fanti, wäre Niemandem je in den Sinn gekommen. Pompilio Fanti aber war der Einzige seines Stammes. Und nun keinen Sohn zu haben, auf den er sein Hab und Gut, seinen Namen und seine Würde — Alles zugleich — hätte vererben können! Er, der sich so fest in diesen Gedanken eingelebt hatte, daß ihm die Möglichkeit, er, Pompilio Fanti, könne kinderlos bleiben, überhaupt noch nimmer vor Augen getreten war.

Und nun empfand er's als eine Strafe. Warum hatte er auch Eine zum Weibe genommen, die von außerhalb stammte, — eine Fremde? Es war sicherlich das erste Mal gewesen, daß ein Fanti Eine geheirathet hatte, die nicht in Civitella daheim war. Und abgerathen hatten sie ihm ja auch Alle, Gevattern und Freunde, so viele ihrer waren; nur daß ihn das erst recht in seinem Trotz und Eigenwillen bestärkt hatte. Denn ihm hatte man Nichts zu sagen, er wußte schon selbst, was er zu thun und zu lassen hatte. Und Ginevra Corneto war schön. In Civitella war keine Schönere, als sie. Ueberdies nahm er sie Einem weg, dem die Eltern sie schon bestimmt hatten, und das reizte ihn. Dem Sindaco von Civitella versagte Keiner seine Tochter, auch nicht in Santo Stefano. Und Ginevra selber hatte er gewonnen, kaum daß er sich ihr genähert hatte, wie Alle. Er erinnerte sich ganz wohl, daß ihm angesichts ihrer bei aller Schlankheit doch üppigen Gestalt der Gedanke gekommen war, wie schöne, wohlgebildete Kinder er von ihr haben würde. Und in diesem Gedanken hatte er sie zum Weibe

genommen. Nun konnten sie in Civitella die Achseln zucken: das kam davon, daß er Eine aus Santo Stefano heimgeführt hatte! Das Blut von Civitella mischt sich nicht mit dem von Santo Stefano.

Pompilio Fanti aber trug seine Enttäuschung, seinen Schmerz und seinen Groll in die Osteria „stella d'oro“. Früher hatte man ihn nur Sonntags und nur für kurze Zeit dort gesehen; er hatte es unter seiner Würde gehalten, sich zwischen die Anderen zu mischen, und er hatte auch keine Freude daran. Jetzt trank er viel und redete viel. Er wollte sich übertäuben, er wollte Etwas in sich zum Schweigen bringen. Und vor allen Dingen hielt er's zu Hause nicht aus. Es kam ihm zu öde dort vor. Obgleich er noch nie ein Kind dort hatte umhertollen sehen, war's ihm doch immer, als fehle Etwas da, und es sei leer und einsam und schaure ihn kalt an. Und dann gefiel ihm auch Ginevras Gesichtsausdruck nicht. Es lag soviel Sorge und Kummer, wenn nicht gar versteckte Anklage, darin ausgeprägt. Er aber wollte nur helle und freudige Gesichter um sich sehen. Wozu sich immer und immer an das Eine erinnern lassen, das doch wahrlich ohnehin klar und scharf genug vor seiner Seele stand?

Wenn er dann heimkam, spät, mit erhitztem Blut, mit sich selber unzufrieden, manchmal — in letzter Zeit immer häufiger — wankend, er, der noch Jeden hatte unter den Tisch trinken können, ohne die Klarheit seines Blickes und die Sicherheit seiner Hand einzubüßen, auch darin stärker, als jeder Andere, und sie dann seiner harrend fand, mit großen, forschenden, entsetzten Augen, die Hände gerungen, wie in stummer Qual, demüthig sich vor ihm beugend: da fielen oft wilde, häßliche, furchtbare Worte von seinen Lippen. Und doch wartete sie immer auf ihn. Sie wußte ja, daß sie keine Stunde Schlaf finden würde, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben. In seinen Blicken las sie immer die gleiche, hoffnungsvolle Frage; Pompilio Fanti wollte, konnte nicht glauben, daß sie für immer verneint werden sollte, diese Frage, von der für ihn alles Glück seines Lebens abhing. Und er begriff nicht, wie Ginevra es ertrug, wie sie es wagte, sich dieser Frage auszusetzen, ohne sie endlich bejahen zu können, — wieder und immer wieder. Es brachte ihn vollends zur Raserei, sie scheinbar so gleichmüthig, so unempfindlich zu sehen, wo in ihm selber Alles kochte, wo der nagende Kummer seines Daseins alles Gewaltsame und alles Schreckliche in den Tiefen seiner Seele aufwühlte.

Als er sie heute abermals so fand, kam es wie ein Wuthschrei von seinen Lippen. Wollte dies Weib ihn auch noch höhnen zu allem Uebrigen? Er wäre am liebsten auf sie losgesprungen, um sie zu erdrosseln. Er winkte ihr zu gehen. „Weg! Weg!“ Nicht einmal mehr sehen wollte er sie, um sich nicht an ihr zu vergreifen.

Und sie wich langsam vor ihm zurück, Schritt für Schritt, bis sie ihre Kammer erreicht hatte. Dort sank sie auf dem Boden zusammen. Sie schlug die beiden Hände vor das zuckende Gesicht, ihr Leib erbebte wie im

Krampf. Soweit also war es schon gekommen! Sie fürchtete sich vor ihm. Und ihm selber schauderte vor ihr, wie vor Einer, auf der ein Fluch ruhte, — wie vor einer Verworfenen. Und kein Gott, der sie erhörte, kein Gott, der sie rettete!

Während sie so in stummer Qual rang, horchte sie nach Pompilios Kammer hinüber. Sie hörte ihn auf seiner Lagerstatt stöhnen, wie in Schmerzen, und sich ruhelos umherwälzen, weil er keinen Schlaf fand, — so wenig, wie sie selber. Was sollte aus dem Allen werden? Was kommen mußte, früher oder später, war Elend, Verderben, Schmach, — was sonst? Pompilio würde sie zu hassen beginnen, er würde sich anderen Weibern nähern, er würde sie verstoßen. Wenn seine Ehe mit ihr nicht ein unlösliches Sacrament wäre, er hätte sie längst aus seinem Hause getrieben. Und nun würde er schlecht werden, und die Leute in Civitella würden mit Fingern auf sie weisen, und alle Welt würde wissen, daß sie betrogen wurde, und alle Welt würde es ihr gönnen, weil sie sich hier eingedrängt hatte, wohin sie nicht gehörte. Welch' ein schadenfrohes Kichern es erst geben würde, wo man schon jetzt hinter ihr her wisperte und tuschelte! Sie sah schon alle diese spöttischen Mienen vor sich, sie fing schon alle diese grausamen Stichelreden auf. Wie hatte man sie beneidet! Und nun würde man ihr die Brocken eines heuchlerischen, tödtlich verwundenden Erbarmens zuwerfen. Und wie getreulich sie ihr Alles berichten würden, die guten Freunde, die man im Unglück so ungesucht findet, — Alles, was Pompilio trieb, mit welcher er es hielt und wie weit er sich vergaß! Im Dunklen würde man sie nicht tappen lassen, davor war keine Gefahr. Wehe ihr aber, wenn sie das Geringste von ihren Empfindungen dann verrieth oder gar Pompilio Vorwürfe machte! Was er ihr Alles da entgegenschleudern würde: daß nur sie ihn zu dieser Schande gebracht, daß er nur ihr dieses Lasterleben verdankte, das ihm keinerlei Befriedigung bot und vor dem ihm selber sogar ekelte! Das und Anderes, noch Schlimmeres. Und kein Ausweg! Kein Ausweg!

Ginevra hatte, während das Alles in ihr gährte, mechanisch ihre Kleider abgeworfen und ihr Lager aufgesucht. Sie wunderte sich selber, als sie sich in ihren Kissen fand. Was wollte sie hier? Schlafen konnte sie ja doch nicht. Das Licht brannte noch immer auf dem Schemel neben ihrem Bett, obgleich draußen das erste Tageslicht bald grauen mußte. Sie stand auf, schlich mit nackten Füßen über den Steinboden bis an den Wandschrank, nahm die heilige Schrift aus dem oberen Gefach desselben, einen dicken, schwarzen Band mit verblichenem Goldschnitt, und legte sich wieder in die Kissen zurück. Halb aufrecht, den Kopf mit den gelösten Haaren in die Arme gestützt, kauerte sie nun über dem Buche, in dessen Seiten ihre brennenden Augen sich vergruben. Hatte ihr Vater seinen Töchtern doch den hierorts seltenen Luxus vergönnt, sie lesen und schreiben lernen zu lassen. Von nebenan scholl das tiefe, gleichmäßige Athemholen

des endlich in Schlaf gesunkenen Mannes. Sonst war geheimnißvolle Stille in der Runde.

Seite auf Seite wurde durchblättert. Immer weiter sank der Kopf Ginevra Fantis vornüber, immer unruhiger, heißer, begehrlicher suchten ihre Augen. Wie oft hatte sie hier schon Trost und Hilfe zu finden gehofft! Und immer umsonst, immer umsonst. Die fieberhaft zitternden Finger der jungen Frau schlugen immer rascher die Blätter um — Nichts — Nichts — Nichts. Sie wollte das Buch schon schließen, als ihr einfiel, daß sie bisher immer nur im Neuen Testament gelesen hatte. Weshalb versuchte sie es nicht einmal im Alten?

Sie that es jetzt. Seit ihrer Kinderzeit waren ihr die biblischen Geschichten fremd geworden, nur noch verblaßte Erinnerungen lebten in ihr, die keine Bedeutung mehr für sie hatten. Jetzt las sie diese Erzählungen wie etwas Fremdes und Neues, mit wachsendem Erstaunen, mit lebhafter, innerer Antheilnahme. Eine ganze Wunderwelt stieg vor ihr auf. Durch eine kleine Weile vergaß sie ganz, weshalb sie zu dem Buche in ihrer Hand gegriffen hatte. Dann freilich überfiel der Gedanke daran sie um so machtvoller auf's Neue. Sie war jetzt auf das sechzehnte Capitel im ersten Buche Mose gestoßen und las die Geschichte von Abraham, dem sein Weib Sara kein Kind gebar und dem die Letztere um deswillen die Magd Hagar beigesellte. Eine heiße Gluth überrann sie, der ein Frostschauer folgte. Sie zitterte am ganzen Leibe. Das Buch lag immer noch in ihren Händen, aber Ginevra las nicht weiter. Mit starren Augen, wie entgeistert, blickte sie auf die vergilbten Seiten, und das Herz in ihr schlug rasch und wild. Jeder seiner Schläge raunte und mahnte, — immer das Gleiche, immer das Gleiche. Ihr selbst bangte und graute allmählich davor. Sie wollte es nicht mehr hören; es dröhnte ihr in's Ohr, wild betäubend, es brachte ihr Blut zum Sieden, es riß und zerrte an ihrem Inneren, als wollt' es da Etwas gewaltsam zersprengen. Und sie konnte sich nicht davon befreien, mit aller Anstrengung nicht; — sie lag und lag, wie in einer Erstarrung, wie unter einem Bann.

Der Tag war lange heraufgekommen und das Licht neben Ginevras Lager niedergebrannt, als sie sich endlich mit schmerzenden Gliedern und bleischwerem Kopfe, wie nach einer durchfieberten Nacht, erhob. Nicht eine Stunde hatte sie geschlafen. Sie schloß die Bibel wieder in ihren Schrank; wie Feuer brannte das Buch ihr in den Händen. Etwas seltsam Geistesabwesendes war in ihren Blicken, etwas Mechanisches in all' ihrem Thun. Sie schleppte sich nur mühsam vorwärts, jeder Schritt that ihr weh. Als sie ihr Gesicht im Spiegel gewahrte, erschrak sie selber vor sich. Eine Andere schien ihr daraus entgegenzustieren. Sie griff sich an die Stirn. Was war denn geschehen in dieser Nacht? Sie wollte nicht mehr daran denken. Ueberhaupt an Nichts mehr wollte sie denken.

Wider seine Gewohnheit war Pompilio schon auf, als sie ging, das

Frühstück in der Küche zu rüsten. Sie hörte ihn drinnen in der Wohnstube mit schweren, dröhnenden Schritten auf- und niedergehen. Das that er immer, wenn er mit wichtigen Entschlüssen rang und in sich uneins war oder etwas Schweres vorhatte. Ginevra wurde unruhig. Als sie eintrat, stand er, ihr den Rücken zukehrend, am Fenster des Gemachs und trommelte auf die Scheiben. So erwiderte er auch ihren Morgengruß. Als er sich umwandte, sah sie, daß seine Mienen finster waren und ein unstätes Feuer in seinen tiefliegenden, herrischen Augen brannte. Seine Mundwinkel zuckten, er sprach Nichts, als er am Tische ihr gegenüber Platz nahm. Trotzig hielt er die linke Faust geballt vor sich auf der eichenen Tischplatte, während er aß und trank.

Ginevra betrachtete ihn hin und wieder mit einem verstohlenen Blick, und das Herz schwoll ihr von heißem Verlangen. Der große, starke Mann war ihr nie so schön und begehrenswerth erschienen, wie heute Morgen. Und sie war sein Weib. Warum riß er sie nicht an seine Brust? Warum ließ er sie darben? Wenn er sie doch erdrückt hätte in seinen Armen und erstickt hätte mit seinen Küssen! Aber ein Weib, das dem Manne keine Kinder gebiert, büßt seinen Reiz für ihn ein, ihn verlangt nicht mehr nach ihren Umarmungen; allmählich beginnt ihm sogar davor zu ekeln, denn auf solchem Weibe ruht ein Fluch, und die Ehe mit solchem war nicht von Gott gewollt. Ginevra wußte es. Dieser Mann, zu dem sich jeder Blutstropfen in ihr drängte und nach dem jede Fiber in ihr zitterte, fing an, sie zu hassen, weil ihr Leib verschlossen war!

Plötzlich sagte Pompilio: „Ich gehe heute für einige Tage nach Rom. Ich weiß noch nicht, wann ich zurückkomme. Wenn Du inzwischen nach Santo Stefano gehen willst, soll es mir recht sein. Oder vielleicht läßt Du Camilla so lange hierher kommen, um Gesellschaft zu haben. Thu', wie Du willst."

Er hatte sie nicht angesehen, während er sprach. Eine heiße Blutwelle war Ginevra in's Antlitz geschlagen, und der Athem stockte ihr plötzlich. Sie hätte am liebsten laut aufgeschrien vor Schmerz und Verzweiflung. Nach Rom wollte er! Nun begriff sie Alles. Diese Nacht hatte einen ungeheuren Entschluß in ihm gereift. Auch er hatte eingesehen, daß es so nicht weiter gehen könne, daß es ihm Nichts half, Abend für Abend in die Osterie zu gehen, um sich zu betäuben, weil dann am folgenden Morgen die Nüchternheit um so greller, um so unerträglicher Alles ihm zeigte, wie es war. Und deshalb wollte er in Rom jetzt Schritte unternehmen, um die Lösung einer Ehe herbeizuführen, die ihm unnatürlich und unerträglich erschien. Das war's, das nur konnt' es sein. Und bei seinem Ansehn, seinem Einfluß und seinen weitreichenden Verbindungen konnte es ihm ja wohl nicht fehlen. Er würde es durchsetzen, früher oder später. Ein Machtwort des heiligen Vaters konnte die Ehe für ungiltig erklären. Wenn Pompilio Fanti Etwas wollte, brachte er es auch fertig. Und inzwischen würde er

sich in Rom nach anderen Weibern umsehen, vielleicht sich entschädigen für die Entbehrungen, die ihm eine widernatürliche Ehe auferlegte. Und er würde lange, lange nicht mehr heimkommen. Wozu schickte er sie sonst nach Santo Stefano? Weshalb war er sonst darauf bedacht, daß sie Gesellschaft hatte?

Sollte sie sich ihm zu Füßen werfen, seine Kniee umklammern und ihn anflehen, daß er sie weiter neben sich dulden solle, — als seine Magd, als seine Sklavin? Wozu? Er würde sie zurückstoßen, sie würde ihm vollends durch ihre demüthige Nachgiebigkeit verächtlich werden. Und sie hätte es ja in Wahrheit auch nie ertragen, eine Andere neben ihm zu dulden. Eher sterben, — tausendmal eher sterben!

„Weshalb gehst Du nach Rom?“ Nach einer langen Pause kam Nichts über ihre Lippen, als dies.

„Mußt Du Alles wissen?“

Es geschah ihr recht, daß es herb und ablehnend zurückklang, sie sagte es sich selbst. Aber es bestätigte ihr auch ihren furchtbaren Argwohn. Er war aufgestanden und machte Miene, zu gehen. Sie sprach kein Wort mehr, um ihn zu halten, sie rührte sich garnicht. Starr, die Zähne zusammengepreßt, saß sie da. Vielleicht war es gerade diese Unbeweglichkeit, diese scheinbare, trotzige Unempfindlichkeit, was ihn reizte und erbitterte. Unter der Thür wandte er sich um und, den Kopf halb aufwerfend, sagte er: „Was soll ich hier? Glaubst Du, es gefiele mir in dem Hause da?“

Die Thür fiel dröhnend hinter ihm in's Schloß. Ginevra regte sich immer noch nicht. Sie nickte nur vor sich hin. Es war Alles, wie sie es sich gedacht hatte: er hielt es nicht mehr aus, und er wollte nach Rom, um frei zu werden, um eine Andere zum Weibe zu nehmen, Eine, auf der kein Fluch ruhte. Ihre Gedanken flogen zu dem zurück, was sie in dieser Nacht gelesen hatte. Noch war es Zeit —

Es stieg Etwas heiß und betäubend in ihr empor. Secundenlang durchwirbelte es ihre Sinne, brachte ihr Blut zum Sieden, ließ ihr Herz ungestüm, sinnlos klopfen. Nach Santo Stefano hatte er sie geschickt, Camilla sollte sie sich zur Gesellschaft von dort holen. Wenn Camilla bereit wäre, das Ungeheuerliche für sie zu thun — Aber nein! nein! Das konnte ja nicht sein. Das that kein Weib für eine Andere, selbst Camilla that das nicht. Und sie, Ginevra, gönnte diesen Mann auch keiner Anderen, — nicht einmal für eine einzige Nacht, nicht einmal für eine einzige Stunde. Unmöglich! Unmöglich!

Aber was dann? Dann gab es ja keine Rettung mehr. Und dann mußte sie diesen Mann, ob wollend oder nicht, für immer einer Anderen gönnen, dann war er ihr verloren für Zeit und Leben. Wenn also sich Eine entschloß, — wenn Camilla wirklich das höchste Opfer eines Weibes ihr zu bringen gewillt war, für ihr Glück, für ihre ganze Zukunft, für ihr Weiterleben, — würde es Sünde sein? Durfte man nicht Alles wagen, wo Alles auf dem Spiel stand? Sünde? Und wenn selbst — Das

schreckte Ginevra nicht mehr. Sie hatte so viel gebetet, gerungen und Gelübde gethan. Warum war sie nicht erhört worden? Warum ließ man ihr keinen anderen Ausweg, als diesen einen, furchtbaren, vor dem es sie selber im Innersten durchgrauste? Auch Abrahams Weib hatte ihrem Manne die Magd Hagar beigesellt, weil ihr Leib verschlossen war und damit die göttliche Verheißung erfüllt würde, daß er einen Sohn haben solle.

Pompilio durfte freilich Nichts wissen von dem, was geschah. Ginevra fühlte, daß sie sonst nicht mehr neben ihm hätte hinleben können als sein Weib. Er mußte die Andere umarmen in dem Glauben, sie sei es, und wenn der Himmel ihr Flehen dann erhörte, mußte er das Kind, das die Andere ihm gebären würde, als das Kind Ginevras in seinen Armen wiegen. Das war ein Betrug, sie wußte es, ein schmählicher Vertrauensbruch. Aber durfte es anders sein? Und war das Alles ihr Wille? Ließ man ihr eine andere Wahl? Wenn Camilla zustimmte, wenn sie sich bereit finden ließ — Zu seiner Selbsterhaltung durfte man wohl mehr noch und Schlimmeres thun, als das. Selbst ein Mord war da gerechtfertigt. Nicht einmal die irdischen Richter straften ihn, wenn er in der Nothwehr begangen wurde oder um das eigene Dasein zu retten. Und nun gar das! Im Grunde hatte das ja Niemanden zu kümmern, als Camilla und sie. Denn sein Kind würde es sein —

Ginevra spann den Gedanken weiter und weiter. Sie konnte nicht mehr davon los. Und wenn ihr auch ein Frostschauer nach dem anderen dabei über den Leib jagte, wenn sie auch immer wieder vor dem Unerhörten zurückschreckte und hundert mahnende, warnende Stimmen in ihr wach wurden: all' ihr Sinnen und Denken flog doch auf's Neue zu dem zurück, was in dieser Nacht plötzlich aus den Blättern des heiligen Buches vor ihr aufgestiegen war, wie eine Offenbarung, wie die Verheißung der Rettung aus tödtlicher Angst, Noth und Qual. Es gab nichts Anderes, es mußte sein. Und nicht umsonst war ihr Auge heut Nacht gerade auf die Erzählung von Hagar gelenkt worden. Die heilige Jungfrau selber hatte ihr diesen Weg gewiesen. Es war wahrlich kein dornenloser Weg, aber er führte zum Ziel und keiner sonst, als er.

Als Ginevra sich endlich von ihrem Platze erhob, auf dem sie ruhelos vor sich hingebrütet hatte, war es ihr, als ob Tage vergangen seien, seit sie sich hier niedergesetzt. Soviel hatte sie innerlich erlebt und durchrungen. Eine dumpfe Schwere lag ihr in allen Gliedern, lastete ihr auf Hirn und Herzen. Sie schleppte sich hinaus, um irgend Etwas zu thun, um ihre Hände bei irgend einer Arbeit zu regen. Ihr war Alles so gleichgiltig, so bedeutungslos. Immer um das Eine nur kreisten ihre Gedanken. Durfte sie es denn wirklich? Und Camilla? Würde Camilla bereit sein? Ginevra fürchtete sich vor dem Augenblick, wo sie der Schwester sagen sollte, was sie von ihr erwartete. Wenn Camilla sie mit Abscheu und Entsetzen von sich stieß? Wenn sie sich weigerte? Eine Andere, als sie, konnte sie

niemals finden, einer Anderen würde sie sich niemals offenbart haben. Von Camilla hing Alles ab.

Camilla Vergato war Wittwe. Ginevras einzige, um wenige Jahre ältere Schwester, hatte sie Mutterstelle an ihr vertreten, als Ginevras Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte. Mit sechzehn Jahren hatte der Vater sie an Carlo Vergato, einen wohlhabenden Besitzer von Santo Stefano, verheirathet, der sie nach einem halben Jahre schon als kinderlose Wittwe in günstigen Verhältnissen zurückgelassen hatte. Warum sie dann nicht wieder geheirathet hatte, wußte Niemand. An Bewerbern hatte es ihr nicht gefehlt. Als Pompilio Fanti nach Santo Stefano gekommen war, wohin ihn Geschäfte riefen und im Hause Luigi Cornetos verkehrte, hatte man eine Zeit lang geglaubt, er würde Camilla Vergato freien, die seit ihrer Wittwenschaft wieder mit dem Vater zusammenwohnte. Dann hatte er sich plötzlich für die jüngere Tochter, die eben üppig heranblühende Ginevra, entschieden und sie heimgeführt.

Camilla hatte von jeher für die jüngere Schwester Alles gethan, was diese von ihr verlangte. Ginevra konnte sich nicht entsinnen, daß ihr etwas abgeschlagen worden sei. Nur mit nach Civitella überzusiedeln, hatte Camilla sich geweigert, als Ginevra Pompilio Fantis Weib geworden war und sich von der Schwester nur ungern getrennt hatte. Damals aber hatte der Vater noch gelebt, und seit er todt war, konnte Camilla ihre unbewachte Habe nicht im Stiche lassen. Für die Leute von Santo Stefano bedeutete eine Uebersiedlung nach Civitella ohnehin so viel, wie ein Auszug in die Fremde. Ginevra hatte später garnicht mehr daran gedacht, daß Camilla in ihre neue Heimat kommen solle. Sie wunderte sich nur, wie alle Anderen, darüber, daß Camilla nicht wieder heirathete. Würde Camilla jetzt ihr dies höchste Opfer bringen, das sie von ihr verlangte?

Ginevra war in ihren Entschlüssen schon so weit gekommen und so fest geworden, daß sie an nichts Anderes mit bangem Zweifel mehr dachte, als an dies Eine. Erst nach einiger Zeit fiel ihr ein, daß ja selbst dann noch die Hoffnungen fehlschlagen könnten, die sie darauf setzte. Aber das erschien ihr so ungeheuerlich, daß sie daran garnicht denken mochte. Nicht einmal darum beten würde sie; sie hatte sich die Lippen schon genug zerbetet, und Alles war umsonst gewesen. Nein, einzig auf Camilla kam es an. Und warum sollte Camilla es im Grunde nicht thun? Kein Mensch würde ja davon je erfahren. Und Sünde sollte es sein? Wieso hatten denn die frommen Leute, die „nach dem Herzen Gottes" waren und von denen die heiligen Geschichten der Bibel erzählten, das Gleiche thun dürfen?

Um Mittag fuhr Pompilio auf der Carretta des Fruchthändlers Peppe Ferrari die Landstraße über Olevano nach Palestrina hinab. Noch am gleichen Abend konnte er in Rom sein. Sein Abschied von Ginevra war kurz und kühl gewesen. Er winkte ihr nicht einmal zu, blickte sich überhaupt nicht mehr um, als der zweirädrige Karren mit dem schellenbehangenen

Pferde auf der abschüssigen Straße davonsauste, obgleich er wußte, daß sie im offenen Fenster lag und ihm nachschaute. In dicken, gelblich-weißen Staubwolken war das Gefährt alsbald verschwunden.

Ginevras Entschluß war rasch gefaßt. Sie ließ dem Maulthier im Stalle den schweren Holzsattel auflegen, schnürte ein paar Sachen in ihr Bündel, das daran befestigt wurde, und ritt kaum eine Stunde nach Pompilios Abschied auf den schmalen Felspfaden durch das kahle Gebirg gegen Santo Stefano hinauf, das drüben von hoher Bergzinne, durch eine tiefe Einsattelung getrennt, wie eine düstere Wolkenburg zu ihr herübergrüßte. Sie hatte einen weiten und beschwerlichen Weg, der einsam und zu Zeiten nicht ohne Gefahr war. Obgleich das kräftige Thier rüstig und bedächtig zugleich ausschritt, war doch die Dunkelheit bereits hereingebrochen, als Ginevra das trotzige Bergnest erreichte, das ihre Heimat gewesen. Nur die frühsommerliche Jahreszeit hatte ihr gestattet, den langen Ritt noch zu beenden. Unterwegs war es drückend schwül gewesen zwischen den hohen, nackten Felswänden, welche das heiße Sonnenlicht zurückwarfen, hier oben auf dem Bergkegel wehte es Ginevra kühl und frisch an, als käme sie in eine andere Welt. Sie athmete tief auf. Und durch das kühle Dunkel ritt sie in Santo Stefano ein und hielt vor dem Hause Camilla Vergatos.

* * *

Pompilio Fanti blieb drei Tage fort. Als er am vierten nach Civitella zurückkam, fand er Camilla Vergato, die mit Ginevra zusammen war, in seinem Hause. Ginevra war übrigens erstaunt, ihn so schnell zurückkehren zu sehen, sie hatte ihn noch nicht erwartet. Sie forschte mit angstvoller Scheu in seinen Mienen, entdeckte aber Nichts darin, als daß sie noch düsterer und verschlossener waren, als bei seiner Abreise. Vielleicht hatten sich ihm wider Erwarten in Rom Schwierigkeiten entgegengethürmt, deren er nicht Herr werden konnte. Camilla begrüßte er, ohne Ueberraschung oder Freude zu äußern. Sie standen sich Beide fremd gegenüber. Nur Ginevra kam es vor, als ob Camillas Hand zittere, als sie in der Pompilios lag, und als gehe ein Erschauern durch den Leib der Schwester hin. Sie begriff auch, weshalb das so war; Pompilio selber schien Nichts davon zu merken. Er war wortkarg und unzugänglich.

Nur als er die beiden Frauen neben einander stehen sah, sagte er einmal: „Wie ähnlich Ihr einander doch seid! Ich habe das früher nie so bemerkt.“ Und in Wahrheit glichen sie sich jetzt in Gestalt sowohl wie in Bewegungen mehr, als einst. Auch Ginevra war das schon aufgefallen. Es war, als ob sie selber reifer und älter geworden sei, ohne daß Camilla ihrerseits gleichfalls gealtert wäre. Als Pompilio ihre eigenen Gedanken so aussprach, durchzuckte es sie mit einem halb freudigen, halb bangen Erschrecken. Ihre Augen glitten zu Camilla hinüber, die aber stumm und

theilnahmlos blieb und Pompilios Worte nicht beachtet zu haben schien. In den Blicken, mit denen sie selber den Schwager betrachtete, lag etwas Feindseliges, fast, als hasse sie ihn.

„Ich will selber sehen, ehe ich zustimme," hatte sie auf alle Bitten und Beschwörungen Ginevras zuletzt erwidert. Ginevra war es vorgekommen, als flöße die Zumuthung, die sie ihr stellte, Camilla weder Ekel noch Abscheu ein, wie sie selber erst gefürchtet hatte, aber Camilla wolle sich auf Niemand verlassen, als auf sich allein, ehe sie an die Nothwendigkeit glaubte, von der Ginevra durchdrungen war. Das sah ihrer selbstsicheren und herrischen Natur ähnlich, und Ginevra hatte sich gefügt. Wenn diese furchtbare Nothwendigkeit in Wahrheit nicht bestand, wer hätte es dankbarer begrüßt, als sie selbst! Aber sie hegte solche Hoffnungen nicht mehr. —

Am ersten Abend blieb Pompilio bei den beiden Frauen zu Hause. Man sprach von der Olivenernte und den Viehpreisen. Camilla Vergato war eine umsichtige Geschäftsfrau, und Pompilio brachte die neuesten Nachrichten über den Stand der Dinge aus Rom mit. So redeten sie Beide gerade wie zwei Männer und wie Zwei, die sich nichts Anderes zu sagen wissen und denen Nichts näher am Herzen liegt, als das Geld, das man verdienen konnte, wenn die Oelpreise so weiter stiegen und der Wein gedieh. Ginevra gab kaum hin und wieder ein Wort dazwischen, sie blickte nur staunend vom Einen zum Anderen, ohne jedes Verständniß dafür, daß man von Dingen reden konnte, die mit der nagenden Qual ihres Lebens Nichts zu thun hatten. Sogar Etwas wie Eifersucht gegen Camilla blitzte jäh in ihr auf. Wenn sie jetzt hätte Pompilio die Arme um den Nacken schlingen, ihn an sich pressen, unter seinen Küssen ersticken dürfen! Ihr kam vor, als hätte sie ihn nie so wahnsinnig geliebt, wie in dieser Stunde. Wohl weil er drei Tage lang von ihr fern gewesen. Und sie hätte es ertragen sollen, ihn für immer zu entbehren? Und es hätte Etwas gegeben, um das zu verhindern, wovor sie zurückgeschreckt wäre? Sünde? Verbrechen? Ihr galt Alles gleich.

Am nächsten Abend ging Pompilio wieder in die Osterie. Als er am dritten gleichfalls Miene dazu machte, stellte sich Camilla Vergato ihm plötzlich in den Weg. „Weshalb geht Ihr fort, Schwager? Früher war das Eure Gewohnheit nicht."

Er machte eine brüske Armbewegung, als ob er ihr's verweisen wolle, sich in seine Angelegenheiten zu mischen. Dann lachte er kurz und rauh auf. „Es ist mir zu öde in meinem Hause," sagte er. „Fragt Ginevra! Jetzt bin ich's schon gewohnt, mir draußen Zerstreuung zu suchen und meine Enttäuschung zu vertrinken. So lange, wie es dauert! Eure Schwester muß eine arge Sünderin sein, daß der Himmel ihr Das auferlegt, oder sie hat mich betrogen. Ich habe ein Weib geheirathet, um Söhne von ihr zu haben, denen ich meinen Namen und mein Hab und Gut vererben kann,

— nicht zum Zeitvertreib und zur Tändelei. Dazu wär' jede Dirne gut gewesen. Und meinem Hause hätt' jede Schaffnerin vorstehen können. Aber eine Mutter für meine Kinder wollt' ich. Versteht Ihr? Jedes Bettelweib von Civitella gebiert ihrem Manne Kinder, aber das Weib des Sindaco bringt es dahin, daß man hinter ihm drein in den Gassen lacht und spottet, der hochmögende Herr könne zwar Decrete erlassen und wie ein kleiner König in Civitella regieren, nur Kinder zu zeugen sei ihm versagt worden, da sei die Grenze seiner Machtbefugnisse. Ich hätte nicht nach Santo Stefano zu gehen gebraucht, um mir die Schande und die Lächerlichkeit in mein Haus zu holen. Verflucht der Tag, wo ich ging!"

Er hatte sich aus seiner düsteren Verbissenheit in einen hitzigen Zorn hineingeredet, seine Augen funkelten, wie die eines wilden Thieres, und sein Kinn bebte. Er wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn und wollte gehen.

Camilla hatte keine Miene verändert. In dem Halbdunkel des Hausflurs, auf dem die Unterredung stattfand, hätte Pompilio Fanti auch die fahle Blässe nicht gewahren können, die ihre Wangen jäh überzogen hatte. Jetzt ließ sie ihn nicht gleich fort. „Trifft Ginevra hierbei eine Schuld?" fragte sie in verächtlichem Ton.

„Fragt sie selber!" brach er wild aus. „Ohne Grund wird Keine mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit geschlagen, — das redet kein Pfaff mir aus. Denkt Ihr, ich weiß nicht, was sie der heiligen Jungfrau Alles gelobt hat, wenn sie ihren Leib segnen wolle? Und ist nicht doch Alles beim Alten geblieben? Es soll eben nicht sein, sie hat's nicht verdient. Jede Steinträgerin von Civitella ist besser, als sie. Wenn ein Mutterschaf seine Pflicht nicht erfüllt, holt's der Metzger ab. Daß ein Weib, dessen Leib verflucht ist, zeitlebens an unserer Seite bleiben soll, ist wider die Natur. Ich habe das auch den Herren in Rom gesagt, die eben daran sind, ein Ehescheidungsgesetz auszuarbeiten. Man wird schlecht dabei oder verrückt. Gute Nacht."

Und er ging dröhnenden Schrittes davon.

Camilla wandte sich, um in's Gemach zurückzutreten, als hinter ihr eine Thür knarrte und ein todtenblasses Gesicht mit großen, fieberisch glänzenden Augen sich herausstreckte. Es war Ginevra. Sie hatte Alles gehört. Ihre blutlosen Lippen bebten, als sie müde und heiser fragte:

„Glaubst Du mir nun?"

Camilla antwortete nicht Erst nach einer Weile, während derer sie nach Fassung gerungen zu haben schien, sagte sie mit einer Stimme, die Ginevra fremd an's Ohr klang: „Laß uns beten! Laß uns viel beten, Kind!" Damit ging sie in ihre Kammer. —

Eine Reihe von Tagen verfloß. Es war schwüle Hochsommerzeit geworden. Tag um Tag brannte am wolkenlosen Azur eine grausame Sonne, die Alles versengen zu wollen schien, was Menschenhände gepflanzt und

gehegt hatten. Die nackten Felswände sogen die Gluth ein, um sie in der nächtigen Kühle wieder von sich zu strahlen. Lähmend lag die bleierne Schwere über den schmalen Gassen und den eng zusammengedrängten Häusern. In den Rebhängen kochte die Hitze das Traubenblut. Die Männer von Civitella versicherten sich schmunzelnd, wenn sie Abends in der „stella d'oro" zusammensaßen, daß man ein gesegnetes Weinjahr haben werde. Und daraufhin sowohl wie auch wegen der trockenen Schwüle der Tage tranken sie immer noch eine Foglietta mehr für den Durst, ehe sie heimgingen. Und keiner ausdauernder, als Pompilio Fanti. Wenn man die Tage doch verschlafen mußte, weil sich in der schattenlosen, von dieser erbarmungslosen Gluthhitze überlagerten Welt um Civitella her keinerlei Arbeit verrichten ließ, warum sollte man in der Nachtkühle bei erfrischendem Trunk seines Lebens nicht froh werden? Es wurde so Vieles dabei vergessen und verschwatzt; Pompilio Fantis Gang war an jedem Abende jetzt schwankender, wenn er heimkam. Manchmal wußte er selber kaum, wie er den Heimweg noch gefunden hatte. Seine Stirn brannte oft, und sein Blut kreiste wie im Fieber, wenn er sich auf sein Lager warf.

Und einmal, als er es wieder gethan, öffnete sich die Thür, welche seine Schlafkammer von der Ginevras trennte. In halbem Schlaf fuhr er empor, und seine umflorten Augen rissen sich secundenlang in starrem Erstaunen auf, ohne daß er in der Dunkelheit Etwas zu erkennen vermochte. Aber er vernahm Etwas: die vorsichtig tastenden Schritte nackter Füße, die näher und näher an sein Bett herankamen. Und nun gewahrte er auch Etwas: etwas Weißes, die dämmernden Umrisse einer menschlichen Gestalt. Sein Blut fieberte empor, ein prickelnder Schauer überrann ihm die Haut. Auf seine beiden Hände gestützt, richtete er sich weiter auf, die Gedanken wirbelten, schossen durch sein Hirn, ein Zittern kroch ihm den Leib herauf. „Ginevra!" stammelte er.

Es kam keine Antwort. Aber die Schritte, die einen Augenblick wie zaudernd innegehalten hatten, erklangen wieder, jetzt ganz dicht an seinem Lager. Da riß es ihn vollends auf. Wie lange hatte er ihrer nicht mehr begehrt! Und nie vorher war sie zu ihm gekommen. In stürmischer Zärtlichkeit hatte er immer erst um sie werben müssen, ehe sie sich ihm ergab. Und dann war er ihrer überdrüssig geworden, weil sie ihm keinen Sohn gebar, — sie hatte aufgehört, sein Weib zu sein. Nun trieben trotz Scham und Stolz ihr heißes Verlangen und der trotzige Wunsch, ihr Frauenrecht geltend zu machen, — vielleicht auch die immer noch nicht erstorbene Hoffnung — sie ihm in die Arme. Welchen Kampf mußte sie das gekostet haben! Weil er es begriff, rührte es ihn plötzlich. Eine weiche, beinahe thränenselige Stimmung überkam ihn, die freilich auch sonst der Rausch jetzt manchmal in ihm hervorrief, sehr wider seine eigentliche, herbverschlossene und wilde Natur. In jähem Aufwallen streckte er seine Arme nach ihr aus, ein lallender Jubellaut brach von seinen Lippen, und er riß

die erbebende, angstvoll sich in der Umklammerung seiner Hände windende Gestalt an sich und zu sich herab.

* * *

Tag für Tag ging Camilla in die Messe, jeden Sonntag beichtete sie. Sie war sehr ernst und noch kühler in ihrem Wesen, als sonst; gegen Pompilio zeigte sie eine fast feindselige Stimmung. Wo sie konnte, mied sie ihn. Er seinerseits schob das auf die Klagen, die Ginevra über ihn gegen sie geführt haben mochte, aber er begriff nicht, weshalb sie immer noch blieb. Es sah der rastlos Thätigen, die nach Männerart einem umfangreichen Anwesen vorstand, wenig ähnlich, sich hier nutzlosem Müßiggange hinzugeben. Pompilio hatte immer Respect vor seiner Schwägerin gehabt; jetzt schien die lähmende Sommerhitze, die er so noch nie erlebt zu haben meinte, auch auf sie ihren Einfluß zu üben.

Eines Morgens kam Camilla zu ihrer Schwester, um ihr zu sagen, sie kehre noch heute nach Santo Stefano zurück. Sie sah bleich und übernächtig aus, als sie bei Ginevra eintrat, ihre schwarzen Augen brannten schier unheimlich in dem fahlen, hager gewordenen Antlitz und schienen um Vieles größer geworden. Ginevra erschrak, nicht wegen dieses Anblicks, aber wegen der Worte, die sie vernahm. Sie stieß einen Schrei aus, der halb von Entsetzen, halb von jauchzender Wonne erpreßt zu sein schien. „Camilla! Bei der heiligen Gottesmutter! Ist es geschehn? Ist es?"

Sie war aufgesprungen, sie hatte die beiden schlaff herabhängenden Arme der Schwester wie mit eisernen Griffen umklammert, ihre Gestalt bebte, sie bohrte ihre Augen in die Camillas. „Ist es? Ist es?" wiederholte sie immer wieder. Und als Camilla nun tonlos erwiderte: „Ja, es ist!" brach es wie ein seliges Aufstöhnen von ihren Lippen, und sie sank an der Schwester nieder in die Kniee. „Gott! O Gott! Ich danke Dir."

Wie ohnmächtig verharrte sie eine Weile in dieser Stellung, ihr Haupt an Camillas Kniee gelehnt, geschlossenen Auges, leblos, die Hände gegen die Fliesen des Bodens gekrallt. Camilla selber regte sich nicht. Ihre Züge hatten etwas Ehernes angenommen, und ihre Lippen preßten sich fest aufeinander. Ein paar Mal zuckten ihre Finger, als wolle sie dieselben auf Ginevras weich-lockiges Haar niederlegen, aber sie that es nicht. „Steh' auf!" sagte sie statt dessen fast hart.

Aber Ginevra hörte es garnicht. Wie verklärt, halb im Traume, geistesabwesend starrte sie vor sich hin, jetzt, langsam die Hände faltend, ein leises Lächeln um die Lippen. „Siehst Du nun, daß es Gottes Wille war?" fragte sie andächtig.

Camilla antwortete nicht. Und Ginevra fuhr fort: „Warum die Mutter Gottes es nur mir nicht gewährt hat? Meinst Du, daß ich ihr trotzdem die rothen Kerzen weihen soll, die ich ihr gelobt habe?"

Sie plauderte noch so eine Weile fort, fast wie ein Kind, zu dem sie wieder geworden schien, und es kümmerte sie nicht, daß Camilla stumm und stier blieb. Zuletzt schloß sie die Schwester, stürmisch aufstehend, in die Arme. „Wie gut Du bist! Daß Du das um mich gethan hast! Aber ich will verworfen sein, wenn ich es Dir je vergesse! Nun wird Alles gut werden. O Gott, wie ich Dir danke, — wie ich Dir danke!“ —

Pompilio Fanti nahm die Nachricht von Camillas Heimkehr nach Santo Stefano gleichmüthig auf. Wenigstens stellte er sich so. Im Grunde war er froh, daß sie ging. Ihre ruhigen, forschenden Augen waren ihm seit Langem peinvoll geworden und etwas Unstätes und Aufregendes überkam ihn in ihrer Nähe. Einmal war ihm plötzlich beim Wein in der Osterie der Gedanke gekommen: wenn sie an Stelle der Schwester Dein Weib geworden wäre, vielleicht stände heute Alles anders und besser. Dabei war ihm ein Schauer über den Leib gelaufen. Da ihm Ginevra auch nach jener letzten Liebesnacht kein Geständniß zu machen hatte, begann er vollends, sie zu hassen. Er war thöricht genug gewesen, doch wieder zu hoffen, und schämte sich nun über sich selber, seine kindische Leichtgläubigkeit und seinen schwächlichen Wankelmuth. Er trank jetzt mehr, als je.

Als Camilla heimritt, begleitete Ginevra sie trotz der sengenden Mittagsgluth eine Strecke weit in's öde Gebirg hinein. Sie sprachen jetzt viel und ernst mit einander. Als sie schieden, küßte Ginevra die Schwester wiederholt mit stürmischer Zärtlichkeit. „Wie kalt Deine Lippen sind!“ sagte sie danach. Dann winkte sie, ohne sich von der Stelle zu rühren, der weiterreitenden Camilla noch lange mit der Hand nach. „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!“ Sie wußte nicht, ob die Andre es hörte, Camilla blickte sich nicht mehr um. Aber Ginevra schritt mit gehobenem Glücksgefühl heim; es war ihr, als ob sie wie auf Schwingen den rauhen Steilpfad hinabgetragen würde. Endlich, endlich war es erreicht!

Dann wandelte sich plötzlich der Triumph bei ihr in tiefe Niedergeschlagenheit, in eine Empfindung neidischen Unbehagens. Warum war ihr selber versagt worden, was der Schwester sofort erfüllt worden war? War Camilla besser, würdiger, als sie? Hatte sie der Madonna etwa auch Kerzen und Votivtafeln gelobt, echt silberne Votivtafeln? Und sich die Kniee wund gerutscht auf den Altarstufen und sich die Stirn blutig geschlagen auf den Fliesen in der heißen, andächtigen Gluth ihres Ringens? Hatte sie auch so viele Rosenkränze abgebetet? Nein, Nichts von dem Allen. Ganz mühelos war es ihr in den Schooß gefallen. Warum? Wie kam das? War das göttliche Gerechtigkeit? Ginevra fühlte sich zerschlagen und gedemüthigt, jetzt noch mehr, als früher. Eine unbestimmte, zornige Eifersucht stieg in ihr auf. Sie gönnte Camilla nicht, was ihr widerfahren war. Wie hatte sie selber es nur zulassen können, daß einer Anderen zu Theil wurde, was ihr versagt blieb? Sie begriff sich selber nicht mehr. Es kam ihr vor, als sei sie um Etwas bestohlen worden und als sei ihr

Haus dadurch entweiht. Aber sie hatte es ja so gewollt, und es mußte ja auch sein.

Dennoch ging Ginevra tagelang umher, wie unter einer schweren Last, die ihr die Schultern niederzwang, scheu und gedrückt. Sie wagte die Augen zu Niemandem emporzuschlagen und betete viel. Es kam aber keine Klarheit in ihre Gedanken und keine Freudigkeit in ihre Seele.

Endlich entschloß sie sich zu sprechen. Sie wußte kaum, warum sie es nicht schon seit Tagen gethan hatte, warum sie Pompilios finstere Laune noch immer ertrug. Es kostete sie doch nur ein Wort, um sie jetzt zu bannen, um mit einem Schlage Alles umzugestalten. Aber eine unerklärbare Scheu war in ihr gewesen. Was sie ihm sagen mußte, war eine Lüge, und sie hatte noch niemals gelogen. Wenn er sie mit seinen großen, herrischen Augen dabei ansah, wer weiß, ob sie ihnen Stand halten konnte, ob sie nicht laut herausschreien würde: „Nein, nein, es ist nicht wahr, ich habe Dich belogen!" Aber jetzt gab es kein Zurück mehr.

Ginevra wartete die Dunkelheit ab und lauerte auf den Moment, wo Pompilio das Haus würde verlassen wollen, um in die Osterie zu gehen. Dann trat sie aus ihrer Thür; gerade so, wie damals Camilla, stand sie vor ihm im Augenblick, wo er die Hand schon auf die Klinke der Hausthür legte.

„Pompilio!"

„Was willst Du?"

„Ich muß Dir Etwas sagen."

„Mach's kurz!"

Es war ganz lichtlos auf dem Hausflur, aber Ginevra fürchtete dennoch, er könne die heiße Gluth gewahren, die ihre Wangen und Schläfen, selbst ihren Nacken übergoß. Sie dachte garnicht daran, daß er selbst dann ihre Scham ganz anders gedeutet haben würde, als sie fürchtete; ihr graute vor einer Entdeckung.

„Ich muß es Dir in's Ohr sagen, Pompilio."

Ihr entging nicht, daß er zusammenzuckte. Einen Augenblick zauderte er noch, dann näherte er sein Gesicht dem ihrigen und stieß aus: „Sag's!"

Ging nicht ein Beben durch seinen mächtigen Körper? Griffen seine Hände nach ihr oder hatte sie sich an ihn gelehnt, um nicht umzusinken? Sie wußte es nicht. Mit heißen, trockenen Lippen flüsterte sie es ihm in's Ohr, das Unerhörte. Und nun brach ein Schrei von seinem Munde, — es war garnicht zu unterscheiden, ob das ein Schrei des Jubels oder des Zornes war, er glich dem eines wollüstigen Raubthieres, es war etwas Menschenunähnliches darin. Dann riß er sie empor, in seinen beiden Armen schwenkte er sie durch die Luft, schrie noch einmal, lachte wie im Wahnsinn hintennach, krallte seine Finger in ihre Arme, warf sie hin und her und fragte immer wieder unter Schluchzen und Lachen: „Ist das wahr?

Ist das wirklich wahr, Ginevra?" Es war, als wäre er toll geworden, als wollte er sie zerreißen.

Sie überkam ein banges Angstgefühl. So maßlos hatte sie sich den Ausbruch seines Entzückens, seiner Befriedigung denn doch nicht gedacht. „Ja, ja, es ist wahr!" stieß sie wieder in angstvollem Keuchen heraus. Sie konnte kaum mehr athmen, alle ihre Sinne wirbelten durcheinander. Und mitten dazwischen mußte sie immer denken: Gott sei Dank, es ist überstanden, die Lüge ist gesprochen!

„Laß mich los!" bat sie endlich wimmernd.

Aber nun begann er sie zu küssen. Er überdeckte sie mit seinen Küssen, — Augen, Stirn, Wangen und Mund. Sie konnte keine Luft schöpfen, seine Zähne hatten sich in ihre Lippen eingegraben, sie flehte ihn in abgebrochenen Jammerlauten an, sie freizugeben. Endlich schien sein Rausch sich erschöpft zu haben: „Ginevra," sagte er weich, mit einem langen Seufzer, „verzeih' mir! Verzeih' mir Alles!" Wie entkräftet, marklos ließ er sie aus seinen Armen.

Sie stand immer noch wie betäubt durch den elementaren Ausbruch dieser gewaltsamen, unbeherrschten Natur. Sie wollte fliehen. Am ganzen Leibe zitterte sie, so hatte dieser Auftritt sie erschüttert. Aber er ließ sie nicht. Er umklammerte ihre Kniee, er warf sich vor ihr nieder und bettelte: „Verzeih' mir, Ginevra!"

In diesem Augenblick bereute sie nicht mehr, was geschehen war. Mit einem seltsamen Triumphgefühl dachte sie an Camilla. Das erlebte sie doch nicht, das ward ihr nicht zu Theil. Sie strahlte. „Steh' auf! Um Gottes Willen, steh' auf! Wenn man Dich sähe" —

„Du bist mir jetzt wie eine Heilige," sagte er mit einem Ton der Andacht, „ich bet' Dich an!" Und er küßte den Saum ihres Kleides.

Dann trug er sie behutsam in seinen Armen in das Gemach.

Er wollte nun gleich hinaus, um es aller Welt zu sagen. In die ganze Stadt wollt' er es hinausschreien, und mit welchem Stolz, mit welchem Triumph: ich werde einen Sohn haben! Jeder sollte es wissen, damit der schadenfrohe Hohn und das erheuchelte Mitleid endlich einmal verstummten. Wie sie sich Alle ärgern würden! Um ihren besten Spaß brachte er sie. Und sie hatten garnicht mehr daran gedacht, mit keinem Gedanken mehr, daß so Etwas noch geschehen konnte. Nun hatte er sein altes Selbstgefühl wieder, nun war Alles gut. Viel zu lange hatte er sich schon mit diesen Menschen gemein gemacht, blos um ihrem stachligen Spott die Spitze abzubrechen; das war jetzt vorüber. Von dieser Stunde an war er wieder Pompilio Fanti, der Sindaco von Civitella.

Aber Ginevra bat ihn, vorläufig ihr Geheimniß noch zu bewahren. Eine merkwürdige Angst war in ihr, sie meinte, die Lüge sei erst vollkommen, wenn sie unter die Leute kam. Sie flehte in rührenden Worten, er möge schweigen, — eine Woche lang noch zum Wenigsten, — fünf Tage — vier — drei — einen einzigen Tag. Das begriff er nicht. Aber sie

hatte jetzt etwas so Ehrfurchtgebietendes für ihn, und er hatte so viel bei ihr gut zu machen und ihr abzubitten, daß er endlich nachgab. Eine ganze Woche wollte er noch schweigen, so schwer es ihm ankam. An diesem Abend ging er überhaupt nicht fort. Er holte einen Fiasco des besten alten Weins aus seinem Keller herauf, und Ginevra mußte mit ihm trinken. Sie saßen zusammen am Steintisch, sein Arm um ihre Hüfte gelegt, ihre Hand in der seinen. Manchmal ging ein Erschauern durch ihren Körper hin. Sie sprach kein Wort. Pompilio dagegen schwatzte während des Trinkens unablässig. Er malte die Zukunft aus und redete immerfort von „seinem Sohn". Zuletzt fing er sogar an, zu singen. Er hatte eine mächtige, wohllautende Stimme, und seit er so viel trank, gerieth er immer leicht in eine weinselig-aufgeregte Stimmung, während früher kein Trunk ihm etwas anhaben gekonnt. Ginevra hatte Mühe, endlich von ihm loszukommen und in ihre Kammer zu flüchten.

Pompilio hielt sein Versprechen, zu schweigen. Aber er trug den Kopf so hoch und warf so herausfordernde Blicke um sich, daß man in Civitella sofort wußte, es sei etwas Bedeutsames geschehen. Man rieth hin und her, schließlich kam man auf das Richtige. Es erregte gewaltiges Aufsehen in allen Häusern des Ortes, kein Mensch hatte mehr an solche Möglichkeit gedacht. Die Frommen redeten alle von einem offenkundigen Wunder der heiligen Jungfrau, eigentlich gönnte aber Niemand dem Ehepaare die unverhoffte Freude. Als Pompilio dann endlich großthuerisch sein Glück verkündete, überraschte er Keinen mehr. Alle hatten unter einander ihren Empfindungen schon Luft gemacht. Selbst die frivolen Bemerkungen des Tabaccajo waren bereits belacht worden und von Mund zu Mund gegangen, obgleich Alle erklärten, wiederholen ließen sie sich nicht.

Ginevra ihrerseits hielt sich völlig zurück, noch mehr, als früher; es war, als schämte sie sich ihres verspäteten Glückes. In Wahrheit wollte keine ungetrübte Freude in ihr aufkommen, all' ihr Glück war Zagen und Bangen. Wenn Camilla, die ja selber unerfahren war, sich getäuscht hätte! Oder wenn sie keinen Sohn gebar, auf den Pompilio jetzt mit größter Zuversicht rechnete, so oft Ginevra ihn auch davon abzubringen versuchte, sondern eine Tochter! Dann würde Pompilio abermals in Zorn gerathen und nun auch noch einen Sohn von ihr verlangen. Oder wenn Alles an den Tag kam! Wie leicht konnte das geschehen! Auf wie schwachem Grunde ruhte dies furchtbare Geheimniß!

Ginevra malte sich manchmal aus, was dann geschehen würde. Wahrscheinlich würde Pompilio sie dann tödten, sagte sie sich. Verzeihen konnte er ihr den Betrug ja niemals. Und dann würde er Camilla heirathen und sein Kind damit anerkennen. Aber vielleicht würde er garnicht glauben, daß es sein Kind war, er würde sie für eine Betrügerin und Camilla für eine Dirne halten können, die einen Vater für ihr Sündenkind suchte. Mit solchen Hirngespinnsten zermarterte sich Ginevra. Sie war immer in

Sorge, immer auf der Lauer. Wenn sie Pompilios Schritte vernahm, schrak sie jedesmal zusammen; es war ihr, als bedeute sein Kommen irgendein Unheil. Angstvoll flogen ihre Blicke jedesmal zu ihm hinüber, um in seinen Augen zu forschen. Hatte er nicht irgend Etwas entdeckt? Schöpfte er keinen Argwohn? Versteckte sich hinter seiner merkwürdigen, weichen Güte nicht etwas Einschmeichelndes, womit er hinter ihr Geheimniß zu kommen, sich bei ihr einzuschleichen gedachte?

Allmählich traten neue Sorgen ein. Sie mußte durch ihre Kleidung die Leute täuschen, damit man an eine Veränderung ihrer Gestalt glaubte und keinen Verdacht schöpfte. Auch Pompilio mußte diese Wandlung wahrnehmen. Ginevra verließ so selten wie möglich das Haus, aber wenn es geschah, mühte sie sich, sich in Kleidung, Haltung und Bewegungen das Aussehen einer Schwangeren zu geben. Es war ein fortwährendes Komödienspiel. Und dabei mußte sie daran denken, daß zu gleicher Zeit jetzt Camilla bestrebt sein mußte, im Gegentheil jeden Verdacht von sich fernzuhalten, als stehe ihr ein freudiges Ereigniß bevor. Wenn ihr das nicht gelang, war trotz Ginevras Bemühungen doch Alles verloren. Jeder Tag brachte so neue Erregungen, Pflichten und Befürchtungen. Und diese Zeit hätte in Wahrheit die der seligsten Hoffnungen sein sollen!

Von Camilla hörte Ginevra Nichts. Was hätte die Schwester ihr auch mittheilen sollen? Manchmal kam Ginevra ein heißer Zorn gegen sie an. Was hätte sie selber darum gegeben, wenn sie jetzt alle die Regungen, alle die Zeichen, alle die Qualen und Beschwerden der Mutterschaft hätte an sich erleben und erleiden können! Ein irrer Neid war in ihr. Sie fing an, sich einzubilden, daß dies ganze Gaukelspiel von Camilla ausgegangen sei und nicht von ihr, und es ekelte sie desselben. Und doch mußte es zu Ende kommen.

Pompilios verändertes Wesen, seine nachgiebige Milde und seine Freude am Zuhausebleiben gewährten Ginevra jetzt keine Genugthuung mehr. Das Alles erfüllte sie vielmehr mit Bitterkeit: Warum war es früher nicht so gewesen? Um ihretwillen hatte er sich also nicht bezähmen können, dieser Betrug hatte erst hinzukommen müssen. Er hatte sie demnach geradezu gezwungen, ihn zu verüben. Manchmal glaubte sie, um deswillen auch ihn zu hassen, wie sie Camilla haßte. Seine Zärtlichkeit, seine ritterliche Güte, die er ihr gegenüber jetzt zur Schau trug, gaben ihr oft einen Stich in's Herz. Und dann mußte sie auch daran denken, daß sie gehört hatte, eine Frau mit einem Kinde unter dem Herzen hege verdoppelte Zuneigung zu dem Manne, dem sie es verdankte, fühle sich inniger mit ihm verbunden und zu ihm hingezogen, als je. Ob Camilla solche Empfindungen jetzt auch hegte? Ginevra hätte sie erdrosseln können, wenn sie es gewußt hätte. Wie, wenn Camilla eines Tages, von dieser Liebessehnsucht bezwungen, wieder zurückkam und nicht anders konnte und Pompilio dann Alles verrieth, was geschehen war? Es war eine neue Sorge, die zu den übrigen trat und

Ginevra den Schlaf ihrer Nächte raubte. Sie sah jetzt oft krank und hinfällig aus, aber das war ihr recht so. Man glaubte dann um so eher an ihren Zustand.

Oft und öfter sagte sie Pompilio, er müsse sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie ihm nur eine Tochter gebären könne und keinen Erben seines Namens. Aber Pompilio lachte bloß übermüthig. Warum nicht gar! Ein Sohn würd' es sein, ohne allen Zweifel ein Sohn. Das könnt' ihm fehlen, nun nach Allem mit einer Tochter abgefunden zu werden. Was er mit solch' einem Püppchen wohl hätte anfangen sollen? Nein, nein, nein, davon konnte gar keine Rede sein. Eine Tochter haben war nicht viel anders, als gar kein Kind haben, wie bisher. Der reine Hohn und Spott wär' es gewesen, und er hätte sich schämen müssen, es den Leuten einzugestehen, die ihn auslachen würden, und mit Recht. Wenn ihm dies Unglück wirklich widerfahren sollte, müßte ein Jahr später ein Sohn kommen, sonst war Alles umsonst, und er hätte ebenso gut auf jeden Kindersegen verzichten können. Aber er glaubte nicht daran, Gott sollte ihn davor bewahren, daß er daran glaubte!

Ginevra erschrak tief. Es sollte also Alles wieder von vorn anfangen, wenn es eine Tochter wurde? Man sollte vielleicht abermals das gleiche Betrugsspiel beginnen? Nein, lieber nur gleich sterben, als das. Uebrigens würde es sich ja ausweisen, ob die heilige Jungfrau das gewollt hatte, was geschehen war, oder nicht. Wenn Camilla wirklich eine Tochter gebar, hatte kein Segen darauf geruht, und es war eine Sünde gewesen, die man begangen. Aber Hagar hatte dem Patriarchen Abraham ja auch einen Sohn geboren, gerade, wie er und sein Weib Sara es gewollt hatten. Warum sollte nicht auch Camilla einen Sohn gebären?

Ginevra las jetzt wieder viel in der heiligen Schrift. Sie suchte Beruhigung darin. Ueberhaupt wurde sie fromm, betete viel und war unermüdlich in Bußübungen und kirchlichen Bräuchen. Zweimal ritt sie nach Subiaco hinunter, um dem wegen seines wunderthätigen Zuspruchs berühmten und fast als Heiligen verehrten Benedictinerpater zu beichten. Sie wäre am liebsten jede Woche dahin geritten, aber Pompilio verbot es ihr wegen ihres Zustandes. Er war jetzt voll rührender Aufmerksamkeit und Schonung gegen sie, was bei dem starken, gewaltthätigen Manne etwas wunderlich Unbeholfenes hatte. Unter anderen Verhältnissen würde es Ginevra bis zu Thränen bewegt haben.

Endlich kam der Tag, wo sie ihm sagte, sie wolle nach Santo Stefano, um dort im Hause der Schwester ihre schwere Stunde zu erwarten. Pompilio wollte lange Nichts davon hören. Hier, in seinem Hause sollte sein Sohn und Erbe geboren werden, nirgend wo anders. Aber Ginevra blieb fest. Sie sagte ihm, daß er es bei seiner Weichmüthigkeit ja garnicht aushalten könne, sie leiden zu sehen, und daß sie es ihm ersparen wolle. Uebrigens würde sie sich auch nie anderen Händen anvertrauen, als denen Camillas, und Camilla könne jetzt, wo der Frühling vor

der Thür sei und man alle Hände voll in den Weingärten und Oliveten zu thun habe, unmöglich abkommen. Nein, er, Pompilio, sollte von all' dem Häßlichen, was nun kam, Nichts mit erleben, sondern erst die vollendete Thatsache erfahren und sich ohne Trübung seiner Freude darüber hingeben dürfen. Das wirkte. Dieser kraftvolle Riese, der vor keiner Lebensgefahr zurückgebebt wäre und immer rasch mit seinem Schlagmesser bei der Hand war, fürchtete sich in der That davor, Ginevras schwere Stunde miterleben zu sollen. Es war ein Gefühl der Erleichterung, das ihn bei dem Gedanken heimsuchte, es solle ihm erspart bleiben. Er gab dennoch nur zögernd nach. Ob man nicht eine „weise Frau" aus Rom berufen solle, fragte er, um in Santo Stefano Ginevra zur Seite zu stehen; Camilla sei unerfahren und ihm sei Nichts zu kostspielig, um Ginevras bevorstehende Leiden zu erleichtern. Ginevra war gerührt, aber sie brauchte Nichts weiter, als Camillas Beistand, wirklich Nichts. Daß er sie ziehen lasse, rechne sie ihm hoch an. Die heilige Jungfrau würde es ihm reichlich lohnen, hoffe sie, — durch die Geburt eines Sohnes natürlich.

Dann ging sie wirklich. Diesmal zu Fuß, denn das Reiten hätte ihr schaden können. Da der Weg weit und beschwerlich war, brach sie schon in früher Morgenstunde auf. Sie wollte mehrfache Rast machen. Pompilio begleitete sie eine beträchtliche Strecke und war sorglich bemüht, sie an den gefahrdrohenden Stellen zu stützen. Einer von ihren Leuten trug einen schweren Packen hinter ihnen her. Außer etlichen Habseligkeiten Ginevras enthielt er alle die kleinen Linnensachen, die sie in den letzten Wochen eifrig mit der Nadel hergestellt hatte, jedesmal heiß erröthend, wenn Pompilio sie dabei überraschte. Pompilio wäre am liebsten bis Santo Stefano mitgegangen, aber am nächsten Tage rief ihn eine amtliche Pflicht zum Präfecten nach Rom, und er mußte deshalb zeitig nach Civitella zurück. Als er sich von Ginevra trennte, war er fast bewegter, als sie. In seinen Armen hätt' er sie nach Santo Stefano hinauftragen mögen.

Ginevra ihrerseits fürchtete sich, je näher sie dem Orte kam, wo das Schicksal ihrer Zukunft sich entscheiden sollte. Ihr Gang wurde immer langsamer und schleppender. Trotz des kühlen Tages floß ihr der Schweiß in Strömen von der Stirn, und ihr Herz schlug unruhig. Sie hatte ein Gefühl, als ob sie Camilla werde vor die Füße stürzen müssen, um ihre Verzeihung zu erflehen, und nur so werde sie ihr auch danken können. Wieviel Qualen, wieviel Lasten nahm diese Aermste klaglos auf sich, ohne daß ihr nachher auch die Wonnen der Mutterschaft zu Theil werden sollten! Und warum that sie's? Was ward ihr dafür an Lohn oder Entschädigung? Was zwang und trieb sie dazu? Nichts, als ihre schwesterliche Liebe, Nichts. „Ich werde es thun, wenn es sein muß!" hatte sie zu Ginevra gesagt. Nichts weiter. Und sie selbst hatte sehen wollen, ob es geschehen müsse, sie selbst hatte sich davon überzeugt: ja, es mußte sein. In dieser Stunde erschien Camilla der Schwester wie eine Heilige, der sie nie genug

danken, der sie nie nach Verdienst lohnen konnte. Wie aber, wenn Camilla inzwischen bereut hatte, was sie gethan? Wenn ein wilder Haß in ihr gegen die aufgestiegen war, die sie zu dem Unerhörten überredet hatte? Wenn sie sich jetzt entehrt und beschimpft vorkam und nicht mehr leben wollte mit diesem brennenden Makel auf ihrer Seele?

Plötzlich erschien Ginevra dies als das Wahrscheinlichste. Camilla würde sie mit Zorn und Groll empfangen, sie würde mit Vorwürfen und Anklagen von ihr überhäuft werden. Und was konnte sie dann erwidern? Klein und gedemüthigt würde sie vor der Schwester dastehen und würde Alles über sich ergehen lassen müssen. Ihr geschah ja Recht.

Todesmatt, an allen Gliedern zitternd, wie im Fieber langte Ginevra in Santo Stefano an und betrat das Haus Camilla Vergatos, das ihr eigenes Elternhaus war. Es war inzwischen ganz dunkel geworden. Aber Camilla war nicht daheim. Da kauerte Ginevra, von Schwäche und Müdigkeit, sowie von tausend Erinnerungen überwältigt, die hier oben in der alten Heimat jählings auf sie einstürmten, sich auf der steinernen Hausschwelle nieder, stützte das Haupt in die Hände und weinte bitterlich. So fand Camilla sie, als sie in ihr Haus heimkam.

Sie war entwaffnet bei diesem Anblick. Nicht Zorn und Haß, aber Verachtung war langsam in ihr aufgewachsen und emporgediehen gegen die, welche das, was geschehen war, hatte zulassen, ja, erbitten, erbetteln können. Mit einer Miene unsäglicher Verachtung hatte sie sie empfangen wollen. Jetzt stieg ein heißes Mitleid in ihr auf. Dies zusammengekauerte, sich in Schmerzen krümmende Weib, das ihr mit brennenden Augen, wortlos, um Erbarmen flehend die Hände entgegenstreckte, gleich einer Bettlerin, hatte sich selber gerichtet. Sie hob sie auf, ruhig, kühl, ohne einen Gruß, ohne eine zärtliche Bewegung an sie zu verschwenden, wie früher. „Komm!“ sagte sie. Das war Alles. Und sie führte sie in's Haus.

* * *

Erst am dritten Tage erfuhr Pompilio Fanti, daß ihm sein Weib im Hause Camilla Vergatos zu Santo Stefano einen Sohn geboren hatte, und auch da ließ ihm Camilla noch sagen, sie werde nicht dulden, daß er vor Ablauf des neunten Tages komme, um sein Weib zu sehen, die so schwach und elend sei, daß die kleinste Erregung ihr den Tod bringen könne. Aber selbst diese letzte Nachricht dämpfte Pompilio Fantis Freude nicht. Er geberdete sich eine Zeitlang wie ein Toller, er schrie und raste, um hinterher immer wieder in ein dröhnendes Lachen auszubrechen und mit seinen Fäusten die Tischplatten in allen Stuben zu bearbeiten, bis sie zu bersten drohten.

Als er dann unter die Menschen hinauskam, zeigte sich sein Wesen völlig verändert. Er trug den Kopf höher, als je, warf aber nur gelegentlich die Nachricht von seiner Vaterschaft hin, als ob eigentlich alle Welt schon davon hätte wissen müssen und als ob daran auch gar nichts zu ver-

wundern war. Das natürlichste Ding von der Welt war es vielmehr. Und selbstverständlich ein Sohn. Anders war's ja nicht zu erwarten gewesen. „Pompilio Fanti" — so hatte er selber in seiner Eigenschaft als Civilstandsbeamter ihn in die Register eingetragen, diesen Sohn. Pompilio hatten alle Fantis in Civitella geheißen, so lange man denken konnte, zum Wenigsten alle Erstgeborenen. Und ob dieser nunmehr drei Tage alte Pompilio der Einzige bleiben würde, der das Geschlecht weiter fortpflanzte, stand übrigens durchaus dahin. Jetzt, wo Alles vorüber war und so ganz nach Wunsch vorüber, wurmte es den Sindaco doch, daß sein Erbe nicht in Civitella geboren worden war. Es war ganz gegen allen Familienbrauch und eine unliebsame Erinnerung daran, daß er ein Weib genommen hatte, die nicht aus Civitella war. Natürlich hatte Camilla das Ganze veranlaßt, sie, die von vornherein immer gegen seine Verheirathung mit Ginevra gewesen war, sie, für die es außer Santo Stefano keine Welt mehr gab, und die ihn haßte, — seit jener Begegnung auf dem Hausflur, wo er seinem gramerfüllten Herzen gegen ihren Liebling Ginevra Luft gemacht hatte, sicherlich doppelt haßte, und die ihn nun sogar von seinem Weibe und von seinem Sohne fernzuhalten wagte. Wenn er an jene Unterredung zurückdachte, schoß ihm das Blut freilich in die Schläfen, daß sie brannten. Er war damals zu früh in Zorn und Verzweiflung gerathen, und Camilla mochte ihn jetzt mit Recht verspotten, wenn er ihr gegenübertrat.

Pompilio fürchtete sich vor dieser ersten Begegnung. Im Grunde war es ihm nicht unlieb, daß sie sich noch eine Weile hinausschob. Schließlich mußte es aber doch sein, und er machte sich am zwölften Tage auf den Weg nach Santo Stefano, um sein Weib und seinen Knaben heimzuholen. Zwei Maulthiere, das eine mit einem Hängekorb am Sattel, in dem man das Neugeborene betten wollte, führte er mit sich. Drei Träger begleiteten ihn. Es war wie der Aufzug eines kleinen Fürsten, als welchen der Sindaco von Civitella sich auch dünkte, und erregte nicht wenig Aufsehen in Santo Stefano. Werthvolle Geschenke für die junge Mutter, den Stammhalter und Camilla Vergato brachte Pompilio in seinen Taschen mit sich. Er hatte sie eigens in Rom erhandelt. Selbstbewußter war er nie aufgetreten, und stolzer hatte er sich nie gefühlt, als in diesem Augenblick.

Er fand Ginevra bleich und hager, im Uebrigen jedoch unverändert vor. Sie zeigte sich zu seinem Befremden aber von einer angstvollen Scheu, die er nicht begriff, und von seinem eigenen, strahlenden Jubel schien Nichts in ihr zu sein. Bang und forschend flogen ihre Augen zu ihm hinüber. Sie warf sich endlich so stürmisch an seine Brust, als wollte sie dort Schutz suchen, und ein krampfartiges Schluchzen durchschütterte ihren ganzen Körper.

Pompilio streichelte ihr besänftigend über das üppig-weiche Haar. Er dachte erst jetzt daran, wie krank sie ja gewesen war, und was sie Alles durchgemacht haben mochte. Und er selber, dessen heilige Pflicht es gewesen war, ihr in allen ihren Nöthen beizustehen, war ihr fern geblieben. Kein

Wunder, daß sich jetzt die gewaltsam zurückgedrängte Qual einmal Luft machte, nun er endlich da war und seinen Arm um sie schlang. Er fühlte sich beschämt und gerührt. Am meisten nahm es ihn jedoch Wunder, daß es sie nicht drängte, ihm das Kind in den Schooß zu legen. Er mußte erst mehrere Male danach fragen, ehe sie sich endlich entschloß, ihn in die Kammer zu führen, wo es, in einem großen Korb gebettet, lag und friedlich schlummerte. „Weck' es nicht auf!“ bat sie.

Er betrachtete es, sich das Kinn streichend, halb belustigt, halb weich gestimmt. „Es sieht Dir ähnlich,“ entschied er zuletzt, „und es wird ein Prachtmensch werden. Solch' ein strammer Bursch! Da kann man sich denken, daß es Dir beinahe das Leben gekostet hat, poverella! Aber es ist eben ein Fanti von Civitella!“ Befriedigt lächelnd schritt er wieder hinaus. Camilla hatte sich noch gar nicht vor ihm gezeigt. Zuletzt fiel es ihm auf, und er fragte nach ihr. Ginevra berichtete ihm, daß sie sich wenig wohl fühle, die Pflege scheine sie schwer angegriffen zu haben, und es sei Zeit, daß man ihr das Haus endlich wieder frei mache. Dann schien sie immer noch ein Geständniß auf den Lippen zu haben, das sich nicht loslösen wollte, bis sie endlich, ihren Kopf an seiner Schulter versteckend, rasch sagte: „Du mußt noch Eins erfahren, Pompilio: ich — ich kann das Kind nicht nähren.“

Er verstand sie erst gar nicht. „Das Kind? Wieso denn? Du?“

„Ich — ich habe keine Milch für das Kind. Es muß mit Kuhmilch aufgefüttert werden. Verstehst Du? Das sollte eigentlich nicht sein. Aber — es ist eben nicht gut gegangen. Camilla hat es Dir ja schon sagen lassen. Und nun muß ich geschont werden. Aber es wird schon gedeihen, das Kleine, Du brauchst Nichts zu fürchten — Bist Du sehr böse, Pompilio?“

Er lachte breit und behäbig. Er hatte gar nicht daran gedacht, daß kleine Kinder von der Mutter genährt werden müssen, und seinetwegen mochte der Junge gleich Spaghetti mit Pomi d'oro essen und rothen Wein dazu trinken, ihm galt das Alles Eins. Wenn er nur gedieh! Und er würde gedeihen — santo diavolone! ein Fanti, der künftige Sindaco von Civitella!

Als Pompilio Camilla Vergato endlich sah, erschrak er über ihren Anblick. Sie war hohläugig und sah krank und gealtert aus. Ihre Wangen brannten dabei wie im Fieber. „Ihr seht aus, als wäret Ihr die Wöchnerin und nicht Ginevra,“ sagte Pompilio mit einem verunglückten Scherz; „ich sehe, Ihr seid krank.“

Sie zuckte gleichmüthig die Achseln. „Es ist Nichts. Das Fieber scheint von drunten einmal bis zu uns heraufgekrochen zu sein, denn es sind ihrer Mehrere, die hier darniederliegen. In unserer guten Luft hält es sich aber nicht lange. In einer Woche denk' ich wieder zu sein, wie früher.“

„Wir haben Camilla viel zu danken," murmelte Ginevra.

Aber Camilla wehrte, als Pompilio sprechen wollte, unmuthig ab. „Laßt das! Ich habe gethan, was ich für nothwendig hielt. Seid Ihr mit Eurem Kinde zufrieden?"

„Ein echter Fanti!" sagte Pompilio mit ruhigem Stolz. —

Am anderen Morgen brach man auf. Ginevra war scheu und gedrückt, man merkte ihr an, daß sie Eile hatte, fortzukommen. Camilla Vergato bettete das Kind sorglich in dem Hängekorbe am Sattel des Maulthieres. Sie küßte es leidenschaftlich zum Abschiede. „Halt' es gut," raunte sie Ginevra zu und setzte, gegen Pompilio gewandt, bei: „Mir ist es wie mein Kind, nachdem ich ihm in die Welt verholfen habe."

„Ich hoffe, Ihr kommt oft, um Euch von seinem Gedeihen zu überzeugen," sagte Pompilio.

Aber Camilla schüttelte den Kopf. „Ihr braucht mich jetzt ja nicht mehr. Glückliche Menschen brauchen überhaupt keinen Dritten. Und Ihr seid doch glücklich? Jetzt gewiß."

Pompilio begann es schon seit geraumer Zeit zu wurmen, daß man es ihm als ein besonderes Glück preisen wollte, Vater eines Sohnes geworden zu sein, während das im Grunde doch nur das Natürliche und Selbstverständliche war. Er hatte längst aufgehört, zu prahlen und großzuthun. Wer ihm jetzt sein Loos als ein besonders glückliches erwähnte, beleidigte ihn bereits, weil Pompilio darin eine Anspielung auf sein langes, vergebliches Warten und sein vorzeitiges Verzagen witterte. „Ich habe, was mir zukommt," versetzte er trotzig; „zum Glück braucht's noch allerlei mehr und Anderes. Gehabt Euch wohl!"

In solcher Stimmung ritt er davon, während Ginevra mit hängendem Kopfe im Sattel lehnte und Camilla Vergato auf der obersten Stufe ihrer Haustreppe stand und ihnen nachblickte. Der halbe Ort war zusammengelaufen, um den Sindaco von Civitella abreiten zu sehen. Sie aber stand unbeweglich, die Augen leicht mit der Hand schattend, nur den rechten Fuß leicht vorgestellt, als wollte auch sie zu einem Gange sich in Bewegung setzen. Ihre Lippen lagen hart und fest aufeinander, wie wenn sie Etwas in sich verschließen und zurückdrängen wollte, und ein finsterer, schmerzlicher Ernst lagerte auf ihrer Stirn. Noch als der Haufe sich zerstreut hatte und die Maulthiere längst um die Ecke der engen, steilen Gasse verschwunden waren, stand sie so da, und ihre dunklen Augen starrten reglos hinaus.

* * *

Der kleine Pompilio wuchs im Hause des Sindaco von Civitella kraftvoll heran, trotzdem ihm die Mutterbrust fehlte. „Es ist eben ein Fanti," blieb des Sindaco Antwort, wenn die Gevattern darüber und über die prächtige Veranlagung des Knaben bewundernd sich äußerten, der klug

und energisch in die Welt blickte. Er würde sich nicht gewundert haben, wenn man ihm täglich über neue Leistungen und Heldenthaten des Kindes berichtet hätte; das Erstaunliche war ihm nur gerade das Natürliche bei einem Fanti. Manchmal wies er Ginevra geradeswegs zurecht, weil sie über die Fortschritte des Knaben in seinem Verständniß für die Dinge der Welt sich mit zu überschwänglichem Lobe aussprach. Man durfte das Selbstverständliche nicht so aufbauschen oder man beleidigte dadurch das Geschlecht, dem der Knabe angehörte. „Du siehst nun wohl ein," sagte Pompilio einmal, „was es bedeutet hätte, wenn dies Geschlecht nicht fortgepflanzt worden wäre."

Ginevra war die zärtlichste Mutter, die sich ausdenken ließ. Es war, als ob sie das Kind durch verdoppelte Sorglichkeit dafür entschädigen wollte, daß sie ihm die natürliche Nährquelle versagte. Aus dem Hause kam sie eigentlich niemals. Die Kinderstube war ihre Welt, und sie sah nur die Menschen, welche sie dort aufsuchten. Zu Zeiten war sie wie in Andacht vor dem Kinde versunken, das ihr täglich neue Wunder offenbarte. Ihr Wesen war still und demüthig geworden, es erregte oft den Anschein, als komme sie sich des ihr gewordenen Glücks nicht würdig vor, oder dasselbe mache sie doch scheu und bescheiden. Sie trug an diesem Zuviel des Beseligenden, wie an einer schweren Last, und eine beständige Angst war in ihr lebendig, daß es so nicht bleiben könne. Sie wachte über dem Kinde mit einer Sorge, als könne es ihr entrissen werden, oder als stelle man ihm nach. So groß und süß hatte sie sich die Wonnen niemals vorgestellt, die der Besitz eines Kindes verleihen konnte. Und dies Kind war nicht einmal das ihrige. Konnten sie noch größer sein, wenn es das ihrige gewesen wäre? Wenn sich Ginevra das Hirn darüber zergrübelte, kamen sie oft eine heiße, unbestimmte Eifersucht, ein Neid, manchmal auch eine Furcht an, die sie selber nicht begriff.

Sie betete immer noch sehr viel. Ihr Herz war so voller Dank, daß es sie dazu trieb, und sie glaubte auch durch ihr Beten jede drohende Gefahr abwenden zu können.

Camilla war noch niemals nach Civitella gekommen und hatte auch Nichts von sich hören lassen. Ginevra begriff das nicht, aber es war ihr gerade recht. Sie bangte vor dem Augenblick, wo Camilla kommen und das Kind sehen würde. Konnte dieser eine Augenblick nicht Alles über den Haufen werfen, was sie bis dahin als unumstößlich angesehen? Ginevra versetzte sich selber in die Lage der Schwester, und gerade deshalb fürchtete sie sich vor deren Kommen, besonders wenn sie das Kind in ihren Armen hielt. Camilla selber mochte wissen, daß sie fernbleiben müsse, um jedem Conflict aus dem Wege zu gehen. Bald verwunderte sich Ginevra jedoch darüber, daß sie es trotz Allem ertrug, bald empörte sich Alles bei ihr in dem Gedanken, irgend ein Anderer — ob Camilla oder wer sonst — könne je ein Recht geltend machen an dies Kind, das sie mit jedem Tage leiden-

schaftlicher liebte und das mit jedem Tage mehr ihr Kind wurde. Sie begann allmählich zu vergessen, daß nicht sie ihm das Leben gegeben. Mehr hätte sie es auch dann ja nicht lieben können. Sie gewöhnte sich mit jeder Regung ihres Inneren täglich mehr in die Vorstellung hinein, daß sie des kleinen Pompilio rechte und einzige Mutter sei.

Eines Tages machte sie eine schreckliche Entdeckung: sie fand auf der linken Schulter des Knaben ein starkes Hervortreten des bläulichen Geäders, das so eine überraschende Aehnlichkeit mit dem gleich gearteten Muttermal zeigte, welches Camilla auf der nämlichen Stelle trug. Ginevra hatte es früher nicht bemerkt, es mußte sich erst jetzt gebildet haben. Und nun stand zu befürchten, daß es weiter und weiter jenem Muttermal Camillas ähnlich werden würde. Und Pompilio kannte dasselbe. Ginevra erinnerte sich ganz wohl, daß er es einmal entdeckt hatte, als er in Santo Stefano gewesen war, damals, als er noch nicht um sie geworben. Camilla hatte in der sommerlichen Hitze damals immer ein Kleid getragen, das Hals und Schultern freiließ, und nur die letzteren in Pompilios Gegenwart mit ihrem schwarzen Spitzenschleier verhüllt. Einmal war er aber unvermerkt in ihre Nähe gekommen und hatte sie überrascht und Alles gesehen. Er war erschrocken gewesen, er hatte das später Ginevra, nachdem sie sein Weib geworden, selber erzählt, und lachend hatte er hinzugesetzt: „Wer weiß, ob ich sonst nicht sie genommen hätte, statt Deiner! Aber meine Kinder dürfen keine Muttermale haben. Die Fantis sind immer makellosen Leibes gewesen."

Wie genau Ginevra das Alles noch wußte, wie deutlich sie sich jedes seiner Worte und der Stunde, wo sie gesprochen worden, erinnerte! Und nun diese Entdeckung, daß sein Knabe das Mal Camilla Vergatos an sich trug! Wenn er sie machte, er würde rasend werden. Aber daran nicht genug. Was würde er sonst denken? Würde er da nicht mit Gewalt auf die Wahrheit gestoßen, diese furchtbare Wahrheit, die ihm sonst so leicht verborgen gehalten werden konnte, nachdem die Gefahren der Enthüllung alle sonst glücklich beseitigt worden waren? Wenn nur ein leiser Verdacht erst, nur der Gedanke an die bloße Möglichkeit eines Betruges in Pompilio aufstieg, war schon Alles verloren. Wie leicht würde sich dann Glied zu Glied fügen lassen! Kurz nach Camillas Besuch in Civitella hatte sie sich Mutter gefühlt; ihre Niederkunft hatte sie nur in Santo Stefano bei Camilla und in Abwesenheit Pompilios erleben wollen, der seinerseits erst nach fast zwei Wochen sie und sein Kind heimgeholt hatte, für welches sie keine Nahrung besaß; Camilla hatte er leidender vorgefunden, als sie selbst. Wenn er das Alles zusammentrug, was ihm bisher nicht aufgefallen war, und dann das Mal sah, das ihn einst an Camilla entsetzt hatte, genau das gleiche Mal, — tödten würde er sie, vielleicht, ohne sie nur zu hören. Ein Ausbruch furchtbarer Raserei würde erfolgen. Oh, sie kannte ihn, er war schrecklich in seinem Zorn, blind und grausam, wie kein Zweiter. Sterben mußte sie unter seinen Händen, sie und das Kind, das er nicht einmal

für das seinige halten würde, sondern für einen untergeschobenen Bastard Camillas.

Ginevra hatte seit der Entdeckung, die sie gemacht, gräßliche Visionen. Das Mal auf der Schulter des Kindes mußte Pompilio verborgen gehalten werden um jeden Preis. Aber sie wußte nicht, wie das geschehen konnte. Pompilio liebte es, seinen Sohn zu sehen, wenn er gebadet wurde und kraftvoll im Wasser seine kleinen Glieder streckte. Auch sonst konnte man ihn nicht immer Kleider tragen lassen, welche die Stelle verdeckten, wo das Mal sich befand. Jeden Morgen ruhten Ginevras Augen mit wachsendem Bangen darauf. Vergrößerte es sich nicht? Bildete es sich nicht immer weiter zu jenem Muttermal Camillas aus? Trat es nicht immer schärfer und deutlicher hervor, um laut und offen zu predigen: dies Mal da habe ich von meiner Mutter geerbt, es ist das unverlöschliche Erkennungszeichen, das sie mir bei meiner Geburt für's ganze Leben aufgedrückt hat? Wie Ginevra es haßte, dies Mal! Jeden Tag schien es zuzunehmen. Es kam ihr wie eine Bosheit, wie ein Racheact Camillas vor, die sich das Kind hatte sichern, es unlöslich an sich ketten wollen, während sie es scheinbar preisgab. Wenn sie es hätte fortküssen, mit ihren Thränen fortschwemmen können! Getilgt mußte es werden, es koste nun, was immer. Erst in dem Augenblick, wo es verschwand, würde dies Kind ihr Kind sein. Wie eine Raserei packte es sie manchmal an. Sie hätte dem Kinde die Schulter zerfleischen, mit ihren Zähnen zerbeißen mögen, um nur das schreckliche Mal aus der Welt zu schaffen. Wehe Camilla, wenn sie in dieser Zeit ihr vor Augen gekommen wäre! Ginevra haßte ihre Schwester. Wie ein bitterer Hohn kam es ihr vor, daß sie ein Kind besaß, welches eine Andere als das ihrige gezeichnet hatte. Nach allen Qualen und Wirrungen dies! Man hätte darüber lachen können, wenn es nicht so unsäglich traurig gewesen wäre. Eine Kleinigkeit, ein Nichts, — und Alles konnte, mußte daran scheitern, nachdem man das Ziel schon erreicht zu haben gewähnt!

Ginevra fragte unter dem Siegel der Verschwiegenheit die alte Enrichetta, von der sie sich einst erfolglos hatte „besprechen“ lassen, um Rath, wie man ein Muttermal aus der Welt schaffen könne. Die Alte gab ihr genaue und untrügliche Anweisungen. Die Salbe, die sie zu sicherer Vertilgung des Mals aus wunderkräftigen Kräutern unter Anwendung von allerlei Zaubersprüchen bereitete, mußte Ginevra mit einer namhaften Summe bezahlen. Die Hauptsache war aber nach der Versicherung der Alten, daß man an das Mittel glaubte. Ginevra konnte sich nicht zwingen, daran zu glauben, so gern sie wollte. Es lebte die unauslöschliche Furcht in ihr vor einem Fluch, der auf ihrem Thun ruhte, und davor, daß dies Mal auf der Schulter des Kindes von der heiligen Jungfrau gewollt sei. Dennoch wandte sie das Mittel eifrig an. Aber es fruchtete Nichts. Alles blieb, wie zuvor. Mit jedem Tage schien das Mal dem Camillas ähnlicher zu werden.

Eines Tages sagte Pompilio, der den auf Ginevras Schooß ruhenden Knaben aufmerksam betrachtete, plötzlich: „Wie sehr er Camilla Vergato ähnelt! Es ist merkwürdig."

Ginevra erbebte vom Scheitel bis zu den Fußspitzen. War schon Alles entdeckt? Sie wagte ihren Blick nicht zu dem Pompilios aufzuschlagen. Wenn er noch nicht Alles wußte, jetzt hätte er es in ihren Augen lesen müssen, in denen ihr ganzes Entsetzen sich spiegelte. Sie preßte den Knaben nur noch enger an sich und murmelte: „Das finde ich nicht. Das finde ich ganz und gar nicht."

Pompilio lachte gutmüthig. Er glaubte sie in ihrem Mutterstolz gekränkt zu haben, strich ihr wider seine Gewohnheit zärtlich über's Haar und sagte: „Was ist dabei eigentlich zu verwundern? Ihr Schwestern gleicht Euch ja Beide im Grunde, wie ein Ei dem anderen. Nur der Bursche bekommt die kräftigeren Formen Camillas." Damit ging er.

Er kam auf seinen Ausspruch nicht wieder zurück, und Ginevra konnte sich sagen, daß ihre Angst vergeblich gewesen sei. Dennoch war sie sich ganz klar darüber, daß es hier keine Zeit zu verlieren gab. Was einmal glücklich abgewendet worden war, konnte das nächste Mal jählings hereinbrechen. Das Mal durfte Pompilio keinesfalls gewahr werden, wenn er nicht aus seiner arglosen Verwunderung zu stachelndem Verdacht geweckt werden sollte. Wer konnte wissen, ob er nicht schon jetzt blos mit ihr spielen wollte, ehe es Ernst wurde? Als Pompilio in den nächsten Tagen sich zu einer Fahrt nach Rom rüstete, bat sie ihn, sie mitzunehmen. Sie hatte ihre Pathin dort wohnen, eine Schwester ihrer verstorbenen Mutter, um die sie sich sonst wenig gekümmert hatte, die sie nun aber durchaus einmal besuchen zu müssen erklärte, zumal sie ihr den Knaben noch garnicht gezeigt hatte.

Pompilio war zwar sehr erstaunt, erhob aber keinen Widerspruch, und sie reisten zusammen. Als er sie in Rom bei der Pathin abgesetzt hatte, um seinen eigenen Geschäften nachzugehen, blieb sie nur kurze Zeit dort und verließ das Haus mit ihrem Kinde wieder, um einen berühmten Arzt aufzusuchen, dessen Ruf selbst bis in die Berge der hohen Sabina gedrungen war. Dies war der einzige Zweck ihrer Fahrt gewesen. Der Professor sollte ihrem Kinde das entstellende Mal forttilgen, welches das Glück ihres Lebens zerstören mußte, wenn es blieb. Der Pathin, die ihr das Haus des Arztes zeigen mußte, hatte sie gesagt, das Kind leide an einem inneren Uebel, das sie vor ihrem Manne geheimhalten müsse, um ihn nicht in Angst und Sorge zu versetzen. Mit hoffnungsfreudigem Herzen betrat sie das Sprechzimmer des Professors, das von Patienten dicht besetzt war. Erst ein Fünflire-Schein an den Diener verschaffte ihr Eintritt. Zeit zu warten, hatte sie nicht, und zu theuer war ihr Nichts, was sie ihrem Ziel näher brachte.

Der Professor war ein starker, breitschultriger Herr mit bartlosem, scharfkantigem Gesicht und tiefliegenden, durchbohrenden Augen. Er hörte

Ginevra schweigend an, ließ sich das Mal auf der Schulter des Kindes zeigen, verwandte keinen Blick von ihrem Gesicht und fragte endlich:

„Wozu wollen Sie es forthaben? Es schadet dem Knaben Nichts und macht ihn um Nichts häßlicher. Kein Mensch wird es sehen. Es ist keine Krankheit und keine Entstellung. Ich verstehe nicht, was Sie wollen."

Ginevra beharrte bei ihrem Entschluß. „Es muß fort," wiederholte sie. Wie eine fixe Idee war es bei ihr geworden.

Den Professor interessirte offenbar nur die Mutter, die sich in diesen Gedanken verbissen hatte, ihr Kind von einem völlig unschuldigen, für die Menschen unsichtbaren Muttermal zu befreien, nicht das Kind selber oder die Operation, die man von ihm verlangte. Er hatte auf den ersten Blick gesehen, daß sie völlig unausführbar sei, da man in das Adergeflecht nicht einschneiden durfte. Aber er wollte erforschen, was diese Frau aus den Sabinerbergen veranlassen konnte, auf ihrem Willen zu bestehen. Es reizte diesen in jeder Minute studirenden Psychologen, darüber in's Klare zu kommen. „Würden Sie die Operation auch vornehmen lassen wollen, wenn sie auf Tod und Leben ginge?" fragte er, immer mit seinen Augen in ihren Zügen lesend.

Ginevra besann sich. Aber nur einen Moment. Dann erwiderte sie rauh und heftig: „Auch dann."

Der Professor wurde in seiner Diagnose immer unsicherer. War das wirklich blos hochgradige mütterliche Eitelkeit? Oder war es beginnender Wahnsinn? Er war sichtlich gespannt, er interessirte sich immer mehr für diesen Fall. Mit seiner Uhrkette spielend, aber immer seine scharfen, dunklen Augen in ihr Gesicht bohrend, warf er hin: „Ich muß Sie darauf vorbereiten, daß mehr für einen unglücklichen, als für einen glücklichen Ausgang der Operation spricht, und ich bin deshalb strafbar, wenn ich sie in solchem Falle dennoch vornehme, — doppelt strafbar, weil hier weder eine Gefahr für den Knaben, noch überhaupt ein Leiden oder eine widrige Entstellung vorliegt, wenn die Operation unterbleibt. Ich setze ein Menschenleben auf's Spiel blos um einer Laune willen. Sie werden begreifen, daß ich dazu keine sonderliche Lust habe. Wenn Sie mir also nicht irgend einen zwingenden Grund angeben können" —

Keinen Moment ließen seine bohrenden Blicke von ihr. Ginevra überfiel es plötzlich mit einer irren Angst. Was wollte dieser Mann von ihr? Ahnte er den wahren Grund, weshalb sie diese Operation wollte? Verlangte er ein offenes Geständniß ihrer Schuld von ihr? Blos um Pompilio Alles zu verrathen? Wie ein Wahnsinn packte sie es an. Er sollte sie nicht überlisten, er nicht. Etwas einem Lachen Aehnliches brach von ihren Lippen. Wahrscheinlich war es überhaupt eine Lüge, daß diese Operation so gefahrvoll sein sollte, und er wollte sie nur schrecken und auf's Glatteis führen. Oh, er sollte sich getäuscht haben. „Der Grund ist, daß ich will," sagte sie hart und herrisch. „Ich will eben. Und nun bedenken

Sie sich nicht länger. Ich bin die Mutter, ich nehme die Verantwortung auf mich."

Eine Minute des Schweigens trat ein, eines Schweigens, in dem die Augen des Arztes dieser Frau das Grauenvolle ihres Vorhabens ohne Worte deutlich zu machen suchten. Dann fragte er kühl und geschäftsmäßig: „Haben Sie die Einwilligung des Vaters?"

Ginevra stutzte. „Des Vaters? Warum? Wenn ich Ihnen sage" —

„Das Gesetz verbietet uns, eine Operation auf Tod und Leben an einem Kinde vorzunehmen ohne die ausdrückliche Genehmigung des Vaters oder Vormundes. Die der Mutter genügt dazu nicht. Bringen Sie mir also diese Genehmigung! Meine Zeit ist beschränkt. Haben Sie sonst noch Etwas zu sagen?"

Ginevra war wie zerschmettert. Sie hatte sich schon dicht vor der Erfüllung ihres heißen Wunsches gesehen, und nun war Alles wieder verloren. Die Einwilligung des Vaters! Wenn Pompilio geahnt hätte, wozu er sie geben sollte, wo sie sich jetzt mit seinem Kinde befand, und was sie vorhatte! Ein Schwindel erfaßte sie. Ihr grauste plötzlich vor sich selber. Sie hatte sich soweit fortreißen lassen, daß sie am Rande eines Abgrundes gestanden hatte und in ihn hinabgestürzt wäre, wenn nicht fremde Hände sie davon zurückgerissen hätten. Das Kind auf Leben und Tod dem Messer eines Arztes ausliefern! Wer das wußte, der wußte zugleich auch, daß es ihr Kind nicht war. Aber konnte sie denn anders? Gab es noch einen andern Ausweg?

Während das Alles noch in ihr durcheinander tobte und gährte, erklangen plötzlich die ernsten, mit durchdringender Stimme, aber nicht ohne einen Ton des Mitleids gesprochenen Worte des Arztes an ihr Ohr: „Gehen Sie, Frau! Sie sind entweder eine große Sünderin oder eine Irrsinnige, die selber des Arztes bedarf. Ein Drittes ist nicht denkbar. Ich habe Ihnen noch nicht die volle Wahrheit gesagt: diese Operation ist überhaupt unmöglich, sie würde unfehlbar den Tod des Knaben herbeiführen. Kein Arzt wird sie vornehmen. Und nun gehen Sie in sich und beten Sie, daß Ihnen Ihre Sünde nicht zu hoch angerechnet werden möge, oder daß Sie Heilung finden. Leben Sie wohl."

Ginevra wußte nicht, wie sie aus dem Sprechzimmer des Arztes und dann aus dem Hause in's Freie gelangte. Sie hatte drunten auf der Straße nur das Gefühl, als ob in Wartezimmer und Corridor hundert Augen sie verwundert angestarrt hätten, während sie vorüberhastete. Wie auf der Flucht kam sie sich vor. Eine furchtbare Angst war in ihr, sie wußte selbst nicht, warum und wovor? Sie glaubte sich verfolgt, sie meinte, auf der Straße schaue alle Welt sie an, drehe sich nach ihr um, wolle ihr den Knaben entreißen, den sie auf dem Arm trug, diesen Knaben, den sie erbarmungslos hatte dem Messer überliefern wollen, dessen Leben bei ihr nicht mehr sicher war. Sie mußte plötzlich an jene Geschichte der Bibel

denken, wo zwei Mütter sich um ein Kind gestritten hatten, bis der weise König entschieden, man soll dasselbe zwischen ihnen theilen. Diejenige der Beiden, die hiermit einverstanden gewesen, war da gleich entlarvt worden, daß sie die Mutter nicht sein könne. War das nicht, wie bei ihr selber? Der kluge Mann dort oben zwischen seinen Instrumenten und Messern hatte es sofort erkannt: die Frau, die ein Kind auf Tod und Leben will operiren lassen, um eines Muttermals willen, ist dieses Kindes Mutter nicht. Bis auf den Grund ihrer Seele hatten seine Augen ihr geblickt, und immer noch sah sie dieselben vor sich und fürchtete sich vor ihnen. Und die Worte des Arztes hallten in ihr nach: eine große Sünderin oder eine Wahnsinnige! Ja, das war sie, er hatte Recht, — Eines von Beiden oder Beides zugleich, sie wußte es selber nicht. Planlos, zwecklos irrte sie durch die Straßen. Wohin nur? Was jetzt thun? Das Mal konnte also nicht vertilgt werden, es mußte bestehen bleiben, wie ein dauerndes Erkennungszeichen zwischen Mutter und Kind, wie ein dauernder Makel, der dem anhaftete, was sie gethan hatte, und wie ein Beweis dessen, daß die himmlische Jungfrau es nicht gewollt, ihren Segen dazu nicht gegeben hatte. Früher oder später würde Pompilio es gewahren, und dann mochte Gott ihr gnädig sein. Beten sollte sie, hatte der Arzt gesagt. Wenn er gewußt hätte, wieviel sie gebetet! Und immer, immer umsonst. Nein, da war die Hilfe nicht. Wo aber dann?

Als Ginevra mit Pompilio, wie verabredet worden war, auf dem Bahnhofe zusammentraf, erschrak er über das Aussehen seiner Frau. Sie war bleich, und die Augen brannten ihr unstät und fieberisch im Gesicht. „Was ist Dir zugestoßen?“ fragte er sie.

„Nichts, gar Nichts,“ versicherte sie.

„Er schüttelte den Kopf. „Das Pflaster von Rom thut Dir nicht wohl, wie es scheint. Ein ander' Mal bleib daheim!“

* * *

Ginevra hielt es schließlich nicht mehr aus mit ihrer Angst vor der Entdeckung. Jede Stunde wartete sie darauf, daß sie erfolgen sollte. Sie fieberte ihr förmlich entgegen. Es war ein Selbstvernichtungstrieb in ihr wach geworden, der sich zuletzt nicht mehr bezähmen ließ. Und eines Tages sagte sie zu Pompilio: „Weißt Du eigentlich schon, daß unser Kind ein Mal auf der Schulter hat?“ Ihre Stimme klang ganz kühl und gleichgiltig.

„Warum nicht gar!“ lachte er.

„Aber wahrhaftig!“ bestätigte sie, „Du kannst Dich darauf verlassen. Es wird mit jedem Tage deutlicher.“

Seine Brauen runzelten sich leicht. „Zeig' mir's!“

Und sie zeigte es ihm, ohne alles Zögern, mit einem beinah herausfordernden Blick. Pompilio war erstaunt, er hatte bisher noch Nichts davon

bemerkt gehabt. „Gerade wie bei Camilla Vergato!“ sagte er sofort unwillkürlich, aber nur voller Verwunderung, nicht anklagend und nicht argwöhnisch.

„Gerade so,“ bestätigte Ginevra mit fester Stimme.

Pompilio betrachtete das Mal aufmerksam, er betastete es sogar. Und Ginevra stand dabei und wartete. Sie wartete mit einem gewissen Heißhunger. Worauf? wußte sie kaum. Wahrscheinlich aber würde er sie doch nun zu Boden schlagen, mit einem einzigen zerschmetternden Faustthieb. Ihre Augen rüsteten sich, den seinigen zu begegnen, wenn sie lauernd, ingrimmig, wutherfüllt ihr nun entgegenfunkeln würden, um ihr das grauenvolle Geständniß zu entlocken, das er längst errathen hatte und jetzt doch von ihr mit der wollüstigen Sehnsucht der Selbstzerfleischung vernehmen wollte. Weshalb rührte er sich gar nicht? Weshalb saß er so theilnahmlos, scheinbar nachdenklich da, immer noch das Mal auf der Schulter seines Kindes betrachtend, als könne er sich gar nicht davon trennen? Hatte das Ungeheuerliche, das ihm hier nahetrat, ihn gelähmt? Brütete er noch über das, was er thun sollte, um sie zu vernichten, um seinen Rachedurst zu kühlen? Ein seltsames, trotziges Todesverlangen war in Ginevra.

Nun hob Pompilio endlich langsam seinen Kopf auf und bewegte ihn eine Weile hin und her.

„Merkwürdig!“ murmelte er. „Hat Deine Mutter auch solch' ein Mal gehabt? Wahrscheinlich doch. Woher hätt' es Camilla Vergato sonst? Und nun hat es sich wieder auf unser Kind vererbt. Seltsam! Aber dergleichen kommt vor. Ich habe schon öfters davon gehört und Aehnliches erlebt.“

Ginevra athmete eine Weile kaum. Was war das? Sie hatte sich also all' die Zeit umsonst geängstigt und gequält? Er schöpfte gar keinen Verdacht aus jenem Muttermal Camillas? Nicht der leiseste Gedanke kam ihm an die Möglichkeit eines Betruges, eines unerhörten, schmachvollen Spiels, das man mit ihm getrieben? Nur eine Naturerscheinung war es ihm, was er da sah? Und sie hätte beinah' das Leben des Kindes auf's Spiel gesetzt, um dieser Stunde der Entdeckung zu entgehen! So vertraute ihr Pompilio, so fest, so unerschütterlich fest glaubte er an sie! Etwas wie Rührung überkam sie. In dieser Minute fühlte sie sich eigentlich zum ersten Male schuldig ihm gegenüber, während sie bis dahin aus der Zwangslage, in die er sie versetzt gehabt, ihre Unschuld gefolgert hatte. Es währte geraume Zeit, ehe sie überhaupt Etwas sprechen konnte; die mannigfachsten Empfindungen wogten chaotisch in ihr durcheinander.

„Du bist nicht böse?“ fragte sie endlich, wie aus einem Traum erwachend.

Pompilio lachte kurz auf. „Was kannst Du denn dafür? Man wird es ja nicht sehen. Sprich nur zu Niemand davon!“ Er stand auf, zauste sie liebkosend einen Augenblick im Nackenhaar und fügte dann, sich zu ihrem Ohr niederbeugend, halblaut hinzu: „Der nächste wird es nicht haben, hoff' ich.“ Dann ging er. —

Ginevra war so betäubt von dem Erlebten, daß sie längere Zeit hindurch gar nicht daran zu glauben vermochte, die gefürchtete Stunde sei nun wirklich vorüber und all' ihre Angst, all' ihr Grauen seien vergeblich gewesen. Gerade daß Pompilio gar nicht wieder auf das Muttermal des Kindes zurückkam, beunruhigte sie. Im Innern beschäftigte ihn diese Entdeckung doch zweifellos. Und wenn nun leise das Samenkorn des Argwohns, das jene Stunde gestreut, dennoch in ihm aufging und langsam, ganz langsam wuchs, und eines Tages trat er vor sie hin, und seine Blicke entrissen ihr das gräßliche Geständniß, das in ihrer Seele brannte und brannte — sie schauerte manchmal wie in Fieberfrost zusammen, wenn sie daran dachte. Pompilios Schweigen machte sie unruhig und verwirrt.

Dazu begann eine neue Sorge für sie. Pompilio hoffte auf einen zweiten Sohn. „Der nächste wird das Mal nicht haben," hatte er zu ihr gesagt. Schon früher hatte er öfter von einem zweiten Sohn gesprochen, den er sich wünschte. Seit der Entdeckung des Muttermales auf der Schulter seines Erstgeborenen schien dieser Wunsch heftiger und dringender in ihm geworden zu sein; fast jeden Tag gab er ihm irgendwie Ausdruck. Endlich sagte sie ihm, daß sie ganz sicher nie einen zweiten Sohn haben werde. Sie wollte das durch ein erbetenes Zeichen der himmlischen Jungfrau erfahren haben, das ganz untrüglich sei. Auch Camilla hatte es ihr damals gesagt: dieser Sohn werde ihr einziger sein. Camilla mußte allerlei Beweise dafür haben, denn sie hatte hinzugefügt, es sei auch ein Glück so, weil Ginevra bei einer zweiten Niederkunft schwerlich mit dem Leben davongekommen wäre. Uebrigens hatte Pompilio sich ja immer nur einen Sohn gewünscht, und die Fantis hätten zumeist nur einen einzigen gehabt.

Pompilio ließ das Alles aber nicht gelten. Es war nicht gut, wenn das Geschlecht immer nur auf zwei Augen stand. Er hatte das zur Genüge jetzt erfahren, während der ganzen Zeit, wo er vergeblich auf einen Nachkommen gewartet hatte und hatte befürchten müssen, sein Name werde ganz und für immer aussterben. Wenn nun der kleine Pompilio, was die heilige Jungfrau verhüten möge, — nicht groß wurde, was dann? An Zeichen und Prophezeiungen glaubte er übrigens nicht, und Camilla Vergato konnte in diesen Dingen unmöglich Erfahrungen haben.

Das Unglück wollte es, daß der Knabe in jener Zeit zu kränkeln begann. Er bekam Zähne und fieberte dabei. Einmal hatte er sogar Krämpfe, und Pompilio kam darüber zu und erlebte es mit. Aus den Blicken, mit denen er sie ansah, als Alles vorüber war, entnahm Ginevra, was er dachte und wollte. Sie zitterte vor Angst; es war auch Etwas wie Ekel in ihr. Fast jede Nacht verlangte Pompilio jetzt nach ihr.

Eines Tages, als wieder brütender Sommer über den Bergen lag, sagte ihr Pompilio, daß er nach Santo Stefano gehe; ob sie mit wolle, um Camilla Vergato zu besuchen.

Ginevra erschrak heiß. Was wollte Pompilio in Santo Stefano? Er mußte in Geschäften dorthin, sagte er. Aber sie glaubte an diese Geschäfte nicht. Er wollte Camilla über das Muttermal seines Sohnes inquiriren, weiter Nichts. Sie selber konnte nicht mit ihm. Das hätte noch gefehlt, daß sie zu Camilla gelaufen wäre, während sie froh war, daß diese ihr fernblieb. Und nun gar mit dem Kinde! Denn von dem Kinde würde sie sich ja doch niemals auch nur einen Tag lang getrennt haben. Nein, natürlich blieb sie daheim. Und die Kränklichkeit des Kindes gab ihr den willkommenen Vorwand dazu. In dieser Sommerhitze der weite, anstrengende Ritt, — davon konnte keine Rede sein. Sie sagte ihm das Alles, und er zuckte die Achseln. Nun, so ritt er eben allein, im Grunde war es auch besser so. In drei, vier Tagen war er zurück, es sei denn, daß er Anlaß fand, von Santo Stefano aus noch weiter in's Gebirg zu reisen.

Es klang Alles ganz harmlos, was er sagte, und mit heller Stirn brach er auf, sie und den Knaben noch zum Abschied küssend. Ginevra aber ließ sich nicht täuschen. Sie war sich ganz klar darüber, daß er nur zu dem einen Zweck Camilla sprechen wollte und daß der Argwohn, der ihm am Herzen fraß, ihm keine Ruhe mehr ließ. Als sie ihn davonreiten sah, hoch und stattlich, wie immer, überkam es sie mit einem jähen Verlangen, sich vor seinem Maulthier niederzuwerfen, die Arme zu ihm emporzustrecken und ihn anzuflehn: „Vergieb mir! Vergieb mir!" Alles wollte sie ihm sagen, und Alles mußte er ihr ja verzeihen; denn sie hatte es nur gethan, weil sie ihn liebte. Dann war er verschwunden, noch ehe sie die Herrschaft über ihre Glieder zurückgewonnen hatte, die wie gelähmt waren von dem Entsetzlichen, was nun kommen mußte.

Was würde Camilla ihm sagen? Würde sie schweigen können? Sie verrieth sich ja selber, sie gab sich selber preis, wenn sie bekannte. Und doch: konnte man Pompilio Fanti gegenüber denn lügen? Hätte sie es gekonnt, wenn er sie gefragt hätte, Auge in Auge? Seine großen, wilden, herrischen Augen mußten Jedem sein heiligstes Geheimniß entreißen können! Ohne es zu wollen, würde ihm Camilla das Geschehene beichten, — Alles, bis in's Kleinste. Und dann?

Stunde um Stunde brütete Ginevra darüber, was dann sein würde. Sie wußte es nicht, konnte sich keine Vorstellung davon machen. Aber seit Pompilio fort war, verließ sie der Gedanke nicht, Tag und Nacht bohrte er an ihr, wühlte in ihrer Seele, ließ ihr Blut fieberhaft kreisen. Würde er sie alle Beide tödten, die beiden Schuldigen? Manchmal war's ihr, als würd' es das Beste sein, von seiner Hand zu sterben. Dann war wenigstens Alles zu Ende, diese marternde Angst, dieser qualvolle Zweifel, in denen sie langsam und stückweise hinstarb. Und es war noch Wonne, von ihm erdrosselt zu werden. Aber das Kind! Was sollte aus dem Kinde werden? Von dem Kinde konnte sie sich nicht trennen. Und Pompilio würde es verstoßen, als einen Bastard, wie Abraham einst den Sohn

Hagars verstoßen hatte. Lieber ging sie mit ihm an der Hand hinaus in die Wüste, wie Hagar mit Ismaël. Aber nicht sie war ja Hagar, sondern Camilla war es. Ihre Gedanken begannen sich schon zu verwirren.

Dabei währte es lange, bis Pompilio zurückkam, — viel länger, als er ihr gesagt. Fünf Tage waren schon vorüber, und er war immer noch nicht da. Ebensowenig war irgend eine Kunde von ihm eingetroffen. Ginevra fieberte vor Aufregung. Nun war Alles verloren. Sie träumte von tausend Schrecknissen und hatte keine ruhige Stunde mehr. Sie betete, ohne selbst recht zu wissen, um was, sie weinte, sie wand sich in Schluchzen und Krämpfen auf dem Boden, wie eine Verzweifelte.

Plötzlich war Pompilio eines Abends da, es mochte am siebenten oder achten Tage seit seiner Abreise sein, Ginevra konnte schon längst nicht mehr richtig zählen. Sie hörte die Hufe seines Maulthieres draußen auf dem Pflaster der engen Gasse klappern, und ein Schrei brach von ihren Lippen. Dann wankte sie hinaus, ihm entgegen. Sie war jetzt äußerlich völlig ruhig, fast starr. Sie schleppte sich nur noch so hin mit ihren gelähmten Gliedern. Und in ihrem blutlosen Gesicht brannten einzig die Augen von heißem Leben, alles Andere erschien wie todt. So stand sie in der Hausthür, als er aus dem Sattel sprang.

War auch er merklich verändert, oder kam es nur ihr so vor, da sie Alles wie durch einen Schleier sah? Ihr erschien er finster, scheu und gedrückt, ein verbissener Trotz lagerte in seinen Zügen. Sie meinte sogar, daß seine Blicke sie dauernd mieden, und sicher war, daß er ihr seinen Gruß bot, ohne sie anzusehen, und in einem so leisen und schüchternen Ton, wie sie ihn noch nie von ihm gehört hatte. Sie stand da und starrte ihn an, ohne diesen Gruß zu erwidern. Das machte ihn aufmerksam, und er blickte nach ihr. Dabei erschrak er. „Was ist denn? Was hast Du?" fragte er hastig.

„Nichts. Warum?"

„Du siehst schrecklich aus. Du mußt krank sein." Sein Athem ging rasch, aber seine Augen waren schon wieder zur Seite gewichen.

„Ich? Nein. Mir ist ganz wohl." Eine Pause trat ein, während derer Pompilio dem Knecht Anweisungen ertheilte, wie er das schwer belastete Maulthier behandeln solle. Dann fügte Ginevra hinzu: „Du kommst spät."

„Geschäfte," erwiderte er kurz und zuckte die Achseln.

Dann traten sie in's Haus. „Wird er denn immer noch Nichts sagen?" dachte Ginevra, „warum schiebt er es so lange hinaus? Will er mit mir spielen, wie die Katze mit der Maus, ehe sie sie zerreißt? Sie sah ihn von der Seite an. Ihr Eindruck von vorhin bestätigte sich. „Er weiß also Alles," sagte sie sich, „aber weshalb redet er denn nicht?" Sie selbst wollte ihn schließlich dazu zwingen. Dieses Zaudern war unerträglich.

„Du hast Camilla gesehen?" fragte sie ihn.

„Ja.“ Kein Wort weiter. Auch kein Blick, der sie traf. Nur dies kurze, rauhe, widerwillig herausgestoßene „Ja“. Und nach seinem Kinde hatte er noch nicht mit einer Silbe gefragt. Es war doch immer noch sein Kind.

„Willst Du zu Abend essen? Ich wußte ja nicht, daß Du heute kämst. Aber es ist noch vom Mittag etwas da.“

„Nein, laß! Ich — ich habe nur Durst. Und ich muß ohnehin noch heute Abend ein Wort in Geschäftssachen mit Prospero Vanutelli reden. Ich geh' in die stella d'oro. Gute Nacht.“

Er ging wirklich und ohne das Kind gesehen zu haben. Ginevra starrte ihm lange nach. Sie griff sich an den Kopf, sie verstand Nichts von dem Allen. Träumte sie denn? Warum redete er kein Wort zu ihr? Das sah ja aus, als fürchtete er sich, als wagte er nicht, zu ihr zu sprechen. Und das sah ihm doch so gar nicht ähnlich. Oder wußte er nur noch nicht, wie er handeln sollte, wie er sie zerschmettern sollte? Jedenfalls mied er sie, weil eine innere Unruhe ihn von ihr forttrieb, weil er es in ihrer Nähe nicht aushielt, soviel sah sie deutlich. Das Andere war Vorwand. Also hatte Camilla wahrscheinlich geleugnet, und er war noch immer nicht im Klaren über das Geschehene.

Natürlich war es so. Je länger Ginevra darüber nachdachte, desto sicherer wußte sie es. Wieso hätte Camilla denn auch Alles eingestehen sollen, was sie doch ebenso schuldig machte, wie Ginevra, und ebenso seiner Rache auslieferte? Es war ja Wahnsinn gewesen, das zu glauben. Nur die Verwirrung, in der sich alle ihre Sinne befanden, hatte sie zu solcher Annahme bringen können. Camilla würde ihr Geheimniß wahrlich nicht preisgeben, bei der war es sicher aufgehoben. Und weil sie Nichts bekannt, sondern Pompilio entrüstet von sich gewiesen, stolz und unnahbar, wie sie war, der nagende Zweifel in Pompilio aber trotzdem nicht zur Ruhe kommen wollte, nachdem er einmal geweckt worden, war Pompilio so, wie er war. Das erklärte Alles. Er traute ihr nicht mehr, aber er hatte auch keinerlei Beweise gegen sie. Deshalb war ihm unbehaglich zu Sinne in ihrer Nähe, und er wollte sie meiden. Auch an dem Kinde hatte er keine rechte Freude mehr.

Nachdem Ginevra zu dieser Erkenntniß gekommen war, nahm sie sich vor, sich ihren Gatten zurückzugewinnen. Sie traute sich zu, es zu können, weil sie ihn heiß und begehrlich liebte, wie nur je, und so konnte es ja auch nicht weiter gehen. Er mußte wieder lernen, an sie zu glauben, er mußte sein Kind wieder lieben lernen. Sie hatte nicht Qualen und Zweifel und Marter jeder Art durchlitten, um jetzt neben ihm hinzuleben, wie eine Fremde.

Schon am nächsten Tage begann sie, sich Pompilio schmeichelnd zu nähern. Sie hatte sich für ihn geschmückt, wie sie lange nicht mehr gethan, sogar in etwas verführerischer Art gekleidet, um ihm zu gefallen und ihn

zu reizen. Sie stand heute zum ersten Mal wieder längere Zeit vor dem Spiegel, um sich zu betrachten, und fand, daß sie noch immer schön sei trotz der krankhaften Blässe ihres Gesichts und der Falten, die Gram und Angst ihr zwischen Schläfen und Augenwinkel gezogen. Wenn es ihr nur nicht so schwer geworden wäre, zu lächeln! Sie hatte es ganz verlernt. Und doch mußte sie Pompilio durch ihr Lächeln bestricken, das er früher so geliebt hatte.

Erst gegen Morgen war er aus der Osterie zurückgekommen, ganz nach seiner alten, traurigen Gewohnheit von damals her, wo er es in seinem kinderlosen Hause nicht ausgehalten. Ginevra hatte ihn kommen hören, denn sie hatte die ganze Nacht wachgelegen und gegrübelt. Als sie jetzt ging, ihn zu begrüßen, fand sie ihn mürrisch und wortkarg. Er vermied es sogar, sie anzusehen. Und wieder fragte er nicht nach dem Kinde. Da ging Ginevra, um es zu holen. Sie wollte es ihm in die Arme legen, aber er wehrte ab. „Laß! Ich mag nicht." Er hatte keinen Blick, kein Wort für das Kind.

Ginevra fragte nach seiner Reise, er sollte ihr Etwas davon erzählen. Aber er wollte nicht. Es war Nichts davon zu sagen. Geschäfte, nichts als Geschäfte. Und nächstens mußte er wiederum fort.

„Wieder nach Santo Stefano?" fragte sie mit einem Zittern in der Stimme.

„Zunächst nach Rom. Dann weiter, hierhin und dorthin. Ich weiß noch nicht."

Er ließ sich auf Nichts ein und ging bald von ihr. —

Wie diesen Tag, war es an allen anderen auch, die ihm folgten. Umsonst bot Ginevra alle ihre weiblichen Schmeichelkünste auf, um Pompilio zu sich hinüberzuziehen, umsonst versuchte sie, das Kind als Waffe in diesem Kampfe um ihn zu gebrauchen. Er mied sie, wo er konnte; es sah manchmal geradezu aus, als fliehe er vor ihr. Und immer blieb er scheu, verdrossen und einsilbig. Keinen Abend fehlte er in der Osterie. Sie warb förmlich um ihn, aber es war Alles umsonst. Nachts verlangte er nie mehr nach ihr. Und als sie sich eines Nachts soweit fortreißen ließ, sich ihm selber anzubieten, wies er sie sogar zurück. Das war das Letzte. Von da an hielten Scham und Stolz sie von ihm fern. Er hätte jetzt betteln müssen, ehe sie ihm gewillfahrt hätte; aber er dachte nicht daran. Sichtlich war es ein Gefühl der Erleichterung, mit dem er endlich wieder auf die Reise ging.

Er hatte ihr gesagt, daß er nach Rom gehe, und er war auch wirklich auf der Straße nach Olevano hinabgefahren, aber Ginevra hatte dennoch die Ueberzeugung, er werde nach Santo Stefano gehen, um Camilla abermals zu inquiriren. Offenbar ließ es ihm immer noch keine Ruhe, und er wollte und mußte Gewißheit haben. Seltsamerweise aber war in Ginevra jetzt kein Bangen und Zweifel mehr, wie neulich. Camilla würde standhaft

bleiben, er würde Nichts von ihr erfahren, und dann würde Alles doch noch einmal wieder gut werden. Sie war so getrosten Muthes, daß sie sich jetzt manchmal selber darüber ertappte, wie sie vor sich hinsang, wenn sie das Kind in den Armen schaukelte. Das hatte sie lange nicht mehr gethan.

Abends saß sie auf dem kühlen Vorflur des Hauses und erwartete Pompilios Heimkehr. Die Schatten der Dämmerung lagerten sich dann draußen zwischen den engen Gassen, durch die offene Thür scholl Gesang und das Zirpen der Mandoline von dem kleinen Café drüben am Marktplatz herüber, und es war still und heimlich, so in die wachsende Dunkelheit hinauszublicken, während das Kind drinnen friedlich schlief und alle Stimmen des Lebens allmählich stumm wurden.

Wenn Pompilio jetzt kam und von seinem Reitthier sprang und sie in die Arme schloß, war Alles, Alles wieder Glück und Frieden um sie her.

Eines Abends, als sie so saß und träumte und wartete, trat eine Gestalt über die Hausschwelle und dicht vor sie hin. Aber es war nicht Pompilio. Es war eine weibliche Gestalt, die sich dicht verschleiert hatte, trotz der sommerlichen Hitze, welche man noch um diese Abendstunde zwischen den Hauswänden spürte. Erst, als sie eine Armbewegung machte, um sich den Schleier herabzureißen, erkannte Ginevra sie. Und nun quoll ein Schrei von ihren Lippen: „Camilla!"

Sie war jäh emporgefahren, sie stand da, die beiden Hände krampfhaft um die Sessellehne geklammert, wie zur Abwehr, zum Widerstande aufgeweckt. Schreck, Angst, Empörung, Trotz, — das Alles malte sich in raschem Wechsel in ihren Zügen. Es war ihr, als müßte sie jetzt um ihr Bestes und Heiligstes kämpfen, sie wußte, daß es auf einen Kampf ankommen würde. Aber sie hatte ihn nicht gewollt, nicht erwartet. Von allen Menschen hätte sie diese hier zuletzt erwartet und gewollt.

Kein Gruß, keine Handbewegung zum Willkomm. Die jetzt hier in ihr Haus trat, war ihre Feindin, mußte es sein. Und feindselig klang die Frage, die sich endlich von Ginevras Lippen losrang, während ihre Augen in stummer Abwehr der Schwester entgegenfunkelten: „Was willst Du? Weshalb bist Du gekommen?"

Sie gab den Eintritt in ihr Haus nicht frei, für diese hier war kein Raum mehr in ihrem Hause.

Camilla war ruhig stehen geblieben, den Schleier um den Nacken zurückgeworfen, seltsam starr, die Arme über der Brust leicht verschränkt. „Ich will mein Kind," sagte sie mit tonloser, aber ganz fester Stimme.

Ginevra blickte um sich, ob auch Niemand in der Nähe sei, sie zu hören. Es war ein wilder, unstäter Blick. Dann trat sie noch um einen Schritt näher an Camilla heran, so nahe, daß jene ihren Athem im Gesicht spürte, und raunte ihr heiser, zwischen den Zähnen zu: „Bist Du wahnsinnig? Was willst Du?"

„Ich will mein Kind.“

Ginevras Hände hatten die Schultern der Schwester gepackt. Sie schüttelte sie hin und her. Ihre Wangen glühten, ihr Busen ging rasch. „Was willst Du, — Du? Dein Kind? Besinne Dich doch, was Du redest! Geh' wieder heim! Weshalb bist Du gekommen? Ich glaube, Du bist krank, — Du mußt wohl krank sein.“

Camilla ließ Alles mit sich geschehen, ohne sich zu wehren. Dann aber sagte sie ganz ruhig: „Das mag sein. Aber ich will mein Kind.“

Es war etwas Automatenhaftes in ihrem Sprechen wie in ihrem Wesen; es machte den Eindruck, als stände sie mit ihrer ganzen Persönlichkeit unter einem bestimmten Zwang und Bann. Gerade ihre beharrliche Ruhe regte Ginevra auf, machte sie rasend. Was war denn dies Alles? Wie war das mit einem Mal gekommen? Bis dahin nie ein Wort, nie ein Wunsch Camillas, — und nun heute plötzlich, ohne jede Vorbereitung, dies rasende Verlangen, und so bestimmt, so klar, so ruhig, als handelte es sich um das natürlichste, einfachste Ding von der Welt! Wie eine fixe Idee mußte es jäh über Camilla gekommen sein, die Sommerhitze hatte diesen Wahnsinn bei ihr ausgebrütet. Oder hatte sie es in allem Ernst mit einer Irren zu thun?

„Du willst Dein Kind?“ schrie Ginevra auf und ballte ihre Fäuste jetzt vor dem Gesicht der Schwester. „Du? Was für ein Kind denn? Du hast ja keins. Ich weiß von keinem Kinde. Geh' wieder heim, sag' ich Dir. Es ist das Beste für uns Beide.“

„Für Dich gewiß,“ klang es ohne allen Spott zurück, „für mich nicht. Ich gehe nicht nach Hause ohne mein Kind.“

Ein hysterisches Lachen Ginevras klang mitten in ihre Worte hinein.

„Versuch's!“ stieß sie aus. „Du hast es ja lange genug ohne das Kind ausgehalten. Jetzt ist's mein. Du bist zu spät gekommen.“

Camilla schüttelte ruhig den Kopf. „Dein konnt' es nie werden. Ich bin gekommen, als ich mußte, nicht früher und nicht später. Und jetzt gieb mir mein Kind heraus!“

Es klang schon drohender und trotziger, als bisher. Ginevra erbebte.

„Bist Du denn von Sinnen?“ raunte sie in heißem Flüsterton, ihre Augen in die Camillas bohrend, „Dein Kind? Wovon sprichst Du denn eigentlich?“ Sie umklammerte ihre Handgelenke. „Besinne Dich doch! Komm' doch zu Dir! Dein Kind? Du hast ja keins. Weißt Du nicht mehr, was Du mir versprochen hast? Weißt Du nicht mehr, daß Du es mir geschenkt hast? Camilla! Es ist ja mein. Es war von jeher für mich bestimmt. Ist Dir denn Alles entfallen, wie es war und wie es kam? Jetzt sind es zwei Jahre her. Ich dachte, jetzt hättest Du vergessen. Und jetzt kommst Du und willst wortbrüchig werden und willst mich be=

rauben um das, was mein ist? Du hast es für mich gethan, Camilla, für mich! Geh' heim! Du wirst wieder ruhig werden. Es war nur ein Wahnsinn. Geh'! Geh!"

Sie war zuletzt in ein Schmeicheln verfallen und hatte die Hände Camillas, die sie erst wie mit eisernem Griff umklammert gehalten, zu streicheln begonnen. Sie redete ihr zu, wie einem aufgebrachtem Kinde. Es war etwas Weiches und Bestrickendes in ihrer Stimme, wie in ihren Geberden. Aber auf Camilla übte das Alles keinen Einfluß. Nur ein halb verächtliches, halb erbarmendes Lächeln zuckte um ihre Lippen. Dann schüttelte sie abermals langsam den Kopf. „Laß! Das hilft Dir Alles Nichts, Ginevra. Und ich bin auch nicht wahnsinnig. Ich weiß ganz gut, was ich will und was ich thue."

„Ich werde Pompilio zu Hilfe rufen," stieß Ginevra besinnungslos aus. „Nimm Dich in Acht."

„Pompilio ist nicht daheim."

„Das weißt Du?"

„Freilich weiß ich es."

„Er ist wohl bei Dir." Ein schrilles Lachen klang hintennach.

„Er ist nicht bei mir. Jetzt nicht. Aber rufen kannst Du ihn nicht. Und wenn Du es thätest, was dann? Wenn ich es ihm nun in's Gesicht schriee, es wäre mein Kind?"

„Er würd' es Dir nicht glauben!"

„Er würd' es mir glauben. Und Du wolltest es leugnen? Wozu? Könnte man Dir's nicht beweisen, daß Du nie ein Kind geboren hast? Sei doch nicht thöricht noch zu Allem!"

Ginevra schrie auf wie eine Verwundete. Sie warf sich in leidenschaftlichem Ungestüm zu Camillas Füßen, sie umschlang ihre Kniee wie rasend und flehte und bettelte: „Thu' mir doch das nicht an, Camilla! Was willst Du denn überhaupt? Willst Du mich zu Grunde richten? Wozu denn? Was hab' ich Dir denn gethan? Du liebst mich doch, Camilla! Aus Liebe zu mir hast Du es ja damals gethan und weil Du selber einsahst, es müßte so sein, es wäre sonst Alles verloren. Und jetzt willst Du es plötzlich wieder zerstören, willst Alles noch viel schlimmer machen, als es gewesen ist? Warum? Was geht Dich dies Kind noch an? Es ist ja mein Kind geworden. Es kennt Dich gar nicht, es weiß gar nichts von Dir. Ueber ein Jahr hast Du es nicht mehr gesehen, Dich nicht darum gekümmert. Mich lacht es an, nach mir streckt es seine Arme, mich kennt es als seine Mutter. Und Du willst es von mir fortreißen? Es stirbt ohne mich. Was soll denn überhaupt aus ihm werden? Willst Du es vor aller Welt als ein Sündenkind ausgeben, das keinen Vater hat? Oder unsere That unter die Menschen hinausschreien, dem Kinde für immer einen Schandfleck aufdrücken und uns alle Drei unglücklich machen? Denn das würden wir ja doch werden. Alles wäre zerstört und vernichtet. Man würde

uns aushöhnen, vielleicht vor Gericht schleppen und mit Fingern auf uns zeigen als Betrüger und Lügner! Oder willst Du, daß ich sterbe? Willst Du das durchaus? Pompilio wird mich ja doch tödten, das mußt Du begreifen. Wenn er Alles erfährt, sticht er mich nieder. Dich vielleicht auch. Und das Kind, zu dem er ohne seinen Willen gekommen ist und das er gar nicht mehr anerkennen wird, — was soll aus dem werden? Jetzt hat das Kind es so gut. Das Kind des ersten und reichsten Mannes in Civitella, und wird einmal Alles erben, und ich halt' es jetzt so gut und hab' es so lieb, und Pompilio verhätschelt es. Wenn Du es mir nun nimmst, — was wird aus ihm? Du nimmst ihm ja dann Alles, in Schmach und Elend stürzest Du's. Willst Du das? Und Du bist die Mutter? Wenn Du's wirklich bist, — eine Mutter thut doch Alles für ihr Kind. Und Du willst es verderben! Camilla! Warum das Alles? Um unserer lieben Heiligen willen, warum? Komm' doch endlich wieder zu Dir! Sieh doch ein, daß das Alles Wahnsinn und Verbrechen wäre! Hab' doch Mitleid! Mit dem Kinde zum Wenigsten, wenn nicht mit mir und mit Pompilio. Und mit Dir selber! Denn Du kannst ja auch nicht glücklich werden, wenn Du diese Raserei begehst. Begreifst Du das nicht? Camilla! Camilla! Du hast mich immer so lieb gehabt und hast so viel für mich gethan. Und nun willst Du mich verderben! Ist das möglich? Was hab' ich Dir denn angethan? Du thatest es doch freiwillig. Hast Du nun Reue? Aber so kannst Du es ja doch nicht wieder gut machen, so häufst Du nur Sünde zu Sünde. Abbüßen, abbüßen können wir's, — durch viel Beten und Kasteien. Aber laß Pompilio aus dem Spiel und das Kind, — die sind ja unschuldig. Camilla! Hör' mich! Ich will zu Dir beten, aber erhör' mich, — erhör' mich!"

Das Alles brach wie ein Strom von ihren Lippen, reißend, unaufhaltsam, und sie wand sich zu Camillas Füßen wie gefoltert. Sie weinte, sie schluchzte, sie schrie, sie riß an Camillas Händen, sie küßte sie. Die Worte entstürzten ihr dazwischen, ohne daß sie es wollte, ohne daß sie darüber nachdachte, was sie sprach. Es war ein Ringen nach Rettung, nach Erbarmen. Camilla hätte gar nicht zu Worte kommen können, auch wenn sie gewollt hätte. Sie ließ Alles mit sich geschehen, Alles über sich ergehen wie automatenhaft. Eindruck machte es sichtlich gar nicht auf sie; es war, als ob sie das Alles schon längst gewußt hätte, was sie da hörte, mit sich darüber fertig geworden wäre. Es glitt förmlich an ihr ab.

„Mitleid?" sagte sie jetzt, als Ginevra endlich wie erschöpft vor ihr zusammenbrach, und etwas unsäglich Verächtliches lag im Ton ihrer Stimme, „Mitleid? Warum? Mit Dir? Du hast keins verdient. Wenn eine Frau das kann, was Du gekonnt hast, hat sie kein Mitleid verdient, hat sie nur Verachtung verdient. Hörst Du mich wohl? Verachtung! Das ist meine Meinung."

Ginevra glaubte nicht recht zu hören. War das Camilla, die so sprach? Hörte sie das wirklich? Sie richtete sich halb auf, sie stemmte den rechten Ellenbogen gegen den Boden und starrte Camilla an, halb offenen Mundes, wie in rathloser Verwirrung. „Verachtung?“ murmelte sie mit lallender Zunge.

„Ja. Ein Weib, das ihren Mann einer Anderen läßt, ihm eine Andere zuführt, ist verächtlich, nicht bemitleidenswerth. Und es hat sich gerächt an Dir!“

Ginevra sank haltlos in sich zusammen. „Und was hat Abrahams Weib Anderes gethan?“ brach sie aus.

Camilla zuckte ungeduldig die Achseln. „Er aber wußte darum,“ sagte sie herb, „es war kein ruchloser Betrug. Und übrigens: was geht das Alles mich an? In der Bibel steht viel Sündiges und Schmähliches, wovor Einem Ekel ankommt.“

Ginevra bekreuzte sich mechanisch. Sie verstand das Alles immer noch nicht. „Du warst ja selber einverstanden mit diesem — Betruge!“

Ein halbes Auflachen krauste Camillas Lippen secundenlang. Dann kreuzte sie langsam wieder die Arme über dem üppigen Busen und blickte mit halb geschlossenen Lidern in unsagbarer Geringschätzung auf Ginevra herab. „Und das wundert Dich? Das begreifst Du nicht? O Du blinde Närrin! Weißt Du denn wirklich nicht, warum ich es that? Und glaubst Du, ich hätte es sonst gethan? Mich einem ungeliebten Manne hinzugeben, der einer Anderen gehörte? Dirne, die ich gewesen wäre! Und um Deinetwillen etwa? Das thut kein Weib für ein anderes. Das hätt' ich um Dich am allerwenigsten gethan. Aber ich that's, weil ich ihn liebe! Verstehst Du? Einzig und allein deshalb. Ich wollte es, ich mußte es, weil ich mich nach ihm sehnte, weil ich voll rasenden Verlangens war nach seiner Umarmung. Nun weißt Du's endlich, endlich!“

Sie hatte das Letzte hinausgeschrien, wie triumphirend, wie erlöst, daß sie es endlich einmal von sich thun konnte. Ginevra war völlig entgeistert. Sie stierte wie irrsinnig vor sich hin.

„Du?“ murmelte sie fast blöde, „Du — Du liebst ihn?“

Nun richtete Camilla sich noch höher auf, als schwellte sie der innere Stolz förmlich. Und sie wiederholte: „Ja, ich liebe ihn. Und ich habe ihn immer geliebt. Verstehst Du? Immer! Seit der ersten Stunde, wo ich ihn sah. Rasend, wild, zum Sterben. Und nun ist er mein, — nach all' den langen Jahren, wo ich ihn verloren gegeben, ist er mein!“

Ihre Augen blitzten, ihr Busen wogte stürmisch. Ginevra kauerte immer noch am Boden, als ob sie die Kraft nicht hätte, sich zu erheben. Sie hatte jetzt mit ihren beiden Armen ihre emporgereckten Kniee umschlungen, und ein Ausdruck, stumpf und stier, wie der einer Blödsinnigen, lag in ihren Zügen. Das Ungeheuerliche überwältigte sie. Ohne Camillas letzte Worte verstanden zu haben oder sich um sie zu kümmern, fragte sie,

nur von dem Einen erfüllt, fassungslos verwundert: „Du hast ihn immer geliebt? Pompilio? Und ich wußte Nichts davon? Er wohl auch nicht? Denn sonst — Warum hätte er sonst mich zum Weibe genommen?"

Es lag etwas Rührendes in dieser letzten, verständnißlosen Frage, das unter anderen Verhältnissen vielleicht nicht ohne Wirkung auf Camilla geblieben wäre. Jetzt aber zuckte sie nur mit den Schultern. „Du hast Recht, so zu fragen. Wer mich zu Weibe haben konnte, hätte nicht Dich wählen sollen. Und Pompilio Fanti liebte mich. Aber Eins gab es, was Du vor mir voraus hattest, und um dieses Einen willen zog er Dich mir vor; bei Dir war er der Erste, Du hattest noch nie einem Anderen gehört. Das war's, weshalb er sich von mir wandte. Er wollte ja immer und überall nur der Erste sein, seine herrische Natur ertrug es nicht, daß er gerade hier der Nachfolger sein sollte. Und darum bist Du seine Frau geworden, — nur darum!"

Sie athmete schwer, mit leise sich blähenden Nasenflügeln, als ob noch jetzt der Zorn über jene Zurücksetzung sie in schäumende Wallung bringe. Ein Zittern überlief ihren Leib. Ginevra aber nickte nur vor sich hin. „Darum also! Und er hat es Dir gesagt?"

„Er hat es mir gesagt."

„Dann hätte er mich nicht zu seinem Weibe machen sollen," sagte Ginevra nach einer kleinen Pause leise und wie geistesabwesend.

„Nein, das hätte er nicht. Und es hat sich ja auch gerächt. Weil er ein ungeliebtes Weib genommen hatte, gebar sie ihm keine Kinder. Kinder werden nur geboren, wo Mann und Weib Eins sind in Liebe, man kann sie nicht erzwingen und heranbefehlen. Es war gegen die Natur, daß Du sein wurdest, deshalb ist der Bund auch nicht gesegnet worden. Als ich mich ihm hingab, — in einer einzigen Liebesstunde nur, — gebar ich ihm einen Sohn."

Ginevra erhob sich jetzt schwerfällig vom Boden, sie ergriff den Schemel, auf dem sie früher gesessen, mit den Händen, um sich daran aufzurichten, und sank dann schwerfällig darauf nieder. Sie stützte die Ellenbogen in den Schooß, legte die Stirn darein und grübelte dumpf vor sich hin. „Du thatest es also nur, weil Du ihn liebtest," murmelte sie, „und ich nahm es hin als das größte Opfer, das ein Weib dem anderen, eine Schwester für die andere bringen kann. Ich bewunderte Dich, ich habe Dich beinahe angebetet, in Dank und Rührung und Liebe. Und Du — thatest es aus wollüstigem Drang, — als Ehebrecherin, — als Dirne! Ja, eine Dirne warst Du, wenn Du's auch leugnen willst. Du hast mich betrogen, Du hast geheuchelt und gelogen!" Ihre Stimme hatte sich allmählich immer lauter erhoben, langsam waren ihre Hände von ihrem Gesicht abgeglitten, und ihre Augen glimmerten Camilla an, wie die einer Katze. Die letzten Worte hatte sie zwischen den Zähnen hervorgezischt und war plötzlich mit geballten Fäusten aufgesprungen, um diese nun vor

Camillas Gesicht wüthend hin und her zu schütteln. Sie bebte am ganzen Körper.

Camilla blieb auch diesem unerwarteten Ausbruch gegenüber ganz ruhig. Sie erhob nicht einmal die Hände zur Abwehr. Ihre Augen blickten auch jetzt mehr verächtlich, als zornig oder empört. Ginevra aber schrie gellend weiter: „Du sollst ihn mir doch nicht rauben, Du — Du Dirne! Wag's nur! Er ist mein, — er und das Kind. Hörst Du? Mein! Ich lass' ihn Dir nicht; — das Alles ist ja Lüge, Lüge, Lüge!"

Ein hartes Lachen klang von Camillas Lippen. „Du läßt ihn mir nicht?" Ihre Stimme vibrirte in schrillem Hohn. „Geh' schlafen, Kind, Du bist müde, und Deine Sinne verwirren sich schon. Du läßt ihn mir nicht? Du? Weißt Du denn wirklich nicht, daß ich ihn schon lange besitze, Du — Kind?"

Ginevra stand starr. Dann verzerrten sich ihre Züge zu einem wilden, haßerfüllten Anblick.

„Du lügst!"

Camilla zuckte die Achseln. „Frag' ihn selbst! Frag' ihn, warum er neulich so lange fortblieb, und wo er war. Ist Dir in seinem Wesen keine Veränderung aufgefallen, als er heimkam? War er noch der liebevolle, zärtliche Gatte von ehedem? Es sollte mich Wunder nehmen. Denn er kam von mir!"

Jetzt zuckte Ginevra wie tödtlich getroffen zusammen. Eine furchtbare Erkenntniß dämmerte plötzlich in ihr auf. Ihre Hände spreizten sich wie Krallen gegen Camilla aus, und ihre Zähne knirschten hörbar aufeinander. „Du hast also Dein Werk weiter fortgesetzt," stieß sie aus, „bist Deinem Dirnengewerbe treu geblieben? Ah, gut so, gut! Aber Du vergißt nur Eins: Daß die Männer die Dirnen im Grunde verachten, auch wenn sie sich mit ihnen vereinigen, und daß sie ihnen nicht gerade Treue und Anhänglichkeit zu bewahren pflegen!"

Die Worte waren niedergesaust, wie Peitschenhiebe, aber Camilla schien gar nicht davon berührt zu werden. Ein finsterer Ausdruck trat ihr nur in die Augen, als sie langsam erwiderte, sodaß ihr die Worte blos so wie Tropfen von den Lippen zu fallen schienen: „Wenn hier von Schuld die Rede sein soll, fällt sie einzig und allein auf Dich. Du hast die Ehe gebrochen, als Du Deinem Manne eine Andere zuführtest. Und als ich einmal sein gewesen, war es vorbei mit der Kraft meiner Selbstbeherrschung und mit dem Stolz der Entsagung, die ich mir errungen hatte und die mir treu geblieben wären, seit er mich verschmähte, bis zu meinem Ende. Vorbei war's! An ihre Stelle traten jetzt wilde Brunst und rasendes Verlangen. Ich hungerte und dürstete nach ihm, immer nach ihm. Seit die Schranke durchbrochen worden, die mein Inneres eingedämmt hatte, fieberte jeder Blutstropfen in mir auf's Neue nach seiner Umarmung. Verbrannt bin ich beinah' an meinem eigenen Feuer — Aber wozu sag' ich

Dir das Alles? Was verstehst Du davon, zahmes Seelchen? Wenn Du je eine Ahnung davon haben könntest, Du hättest mich damals nicht in die Arme Deines Mannes geführt, wahrlich nicht! Ganz arglos hast Du Dir selber das Dach über'm Kopfe angesteckt. Wer seinen Mann — diesen Mann auch nur für eine Stunde einer Anderen gönnt, der ist nichts Besseres werth, als was Du Dir nun selber bereitet hast. Ich — ich wäre an Deiner Stelle lieber tausend Tode gestorben, ehe ich eine einzige seiner Umarmungen einer Anderen überlassen hätte. Begreifst Du das? Mit Wollust hätt' ich mich von ihm tödten lassen. Lieber, viel lieber doch durch ihn sterben, als auf ihn verzichten, ihn mit einer Anderen theilen."

Sie hatte sich allmählich in eine wilde Leidenschaftlichkeit hineingeredet; ihre Augen sprühten, sie ging mit großen Schritten auf den hallenden Fliesen des Vorraumes hin und wider, wie eine Tigerkatze im Käfig. Ginevra war diesem flammenden Ausbruch gegenüber abermals in sich zusammengesunken. „Weißt Du denn, was ich gelitten habe, als ich's that, — um ihn nicht ganz zu verlieren?" kam es klanglos von ihren Lippen.

Aber die Andere hörte sie nicht. „Und nun alle die Zeit, während sich mir's unter'm Herzen regte, denken zu müssen, daß es sein Kind war, was da Leben gewann, daß ich einen Theil von ihm in mir trug und mit ihm verwachsen war für Zeit und Ewigkeit! Das waren selige Monate trotz Allem. Ich litt ja um ihn, ich litt ja durch ihn. Aber dann sollt' ich dies Kind, das ich geboren, sein und mein Ebenbild, einer Anderen lassen, und diese Andere eroberte sich dadurch — durch diesen schnöden Betrug — ihn zurück, der doch mein war, mein bleiben mußte. Daß ich das konnte! Glaubst Du nicht, daß es etwas Großes war und daß ich stark gewesen bin, wie keine Andere? Bewundern solltest Du mich, jedes echte Weib müßt' es! Aber ich hatt' es ja gelobt. Nur das hatt' ich nicht gelobt, daß es für immer so bleiben sollte. Merke Dir den Unterschied wohl, Kind! Daß ich es ein volles Jahr und darüber ertragen habe, immer mit dieser verzehrenden Gluth, mit diesem wahnwitzigen Verlangen in der Seele, halb selige Erinnerung und halb schauernde Sehnsucht, — ich selber begreif' es nicht, Keiner wird es begreifen. Und es war ja auch kein Leben. Eine ewige Folter war es; Tag um Tag die gleiche Seelenpein, Tag um Tag das gleiche, schleichende Fieber in den Adern. Und all' dieser Neid, dieser wahnwitzige Neid auf Dich, auf jede Stunde, wo Du ihn besaßest, wo Du ihn blos sehen durftest, diesen Mann, der mein war, — mein, — mein! Wie ich Dich haßte! Wie gern ich Dich gemordet hätte —! Und dann war er eines Tages da, als es bis zum Höchsten angeschwollen war, all' das Vergiftende und Marternde in meiner Seele. Und Du meinst, ich sei eine Dirne, weil ich ihn da in meine Arme riß, weil ich mich an ihn hing und ihn mit meinen Küssen erstickte? Weißt Du, wie den Bergen da draußen zu Muth ist, wenn sie immer und immer die Sonnengluth des Tages in sich einsaugen müssen, bis sie Nachts sie wieder von sich strahlen

dürfen? Ah, was weißt Du? was weißt Du? Wenn er mich doch getödtet hätte in seinen Armen! Aber er hat mich nur beseligt. Er fühlte so gut, wie ich, daß wir Beide zusammen gehören, nur wir Beide, nicht Du und er. Und daß es von Stund' an keine Gemeinschaft mehr geben dürfe zwischen ihm und dem unfruchtbaren Weibe, das er aus herrischem Trotz allein an sich gerissen!"

Sie stand jetzt da, die Lippe über die blinkend vortretenden Zähne heraufgewölbt, die Nägel in die innere Handfläche krallend, von einem Schauer nach dem andern überronnen. Ginevra hatte sich nicht gerührt. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie die Schwester an, vorgebeugten Kopfes sog sie gleichsam jedes Wort ein, das von deren Lippen quoll. Nun nickte sie vor sich hin, als ob sie sagen wollte: „So ungefähr hätt' ich mir's denken sollen. Aber ich war blind." Dann fragte sie mit apathischem Tone: „Was soll also nun werden? Ich bin doch sein Weib. Wenn er mich auch verstößt, die Kirche giebt ihn nicht frei, und er kann Dich nicht heirathen. Und was soll mit dem Kinde? Es ist doch als mein Kind getauft und eingetragen, und nun soll es ein Kind der Sünde werden. Willst Du das? Du willst mir Mann und Kind rauben. Aber kannst Du auch? Ist es besser so für Alle, wenn Du es thust?"

Camilla hatte in ihrem Auf- und Ablaufen einen Augenblick innegehalten. Sie stierte, den Oberkörper vorbiegend, die Fragerin an und fuhr mit dem rechten Arm durch die Luft, als ob sie mit Gewalt Etwas fortscheuchen wollte. Dann lachte sie irr auf. „Was geht das Alles mich an? Ich will haben, was mein ist! Was frag' ich nach Pfaff und Teufel? O Du zahmes Seelchen! Genießen will ich, genießen! Lange genug hab' ich gefastet und gedürstet. Jetzt bin ich unersättlich in meinem Heißhunger, — unersättlich." Sie sog, halboffenen Mundes, die Luft in sich hinein, als ob sie sonst erstickt wäre, oder als ob sie immer nur trinken, trinken wollte.

Ginevra hatte sich langsam erhoben, ihr Gang war schleppend, aber ihre Augen blitzten entschlossen. „So leb' mit ihm als seine Dirne! Ich laß ihn Dir, — wenn er so will. Ich will gehen. Aber laß mir dafür das Kind. Du wirst ihm andere gebären. Laß mir den Knaben!"

Sie hatte unwillkürlich die Hände bittend erhoben und das Haupt gesenkt. Camilla lachte bitter auf. „Hängst Du an meinem Kinde mehr, als an Deinem Manne, den Dir die heilige Kirche doch zugesprochen hat? Weißt Du, wie einem Weibe zu Muthe ist gegenüber der Frucht ihres eigenen Leibes? Eher erwürg' ich das Kind, das ein Theil von ihm ist, eh' ich Dir's länger lasse! Gieb es heraus! Ihn selber laß entscheiden, wie er will! Aber das Kind ist mein, — mein!"

Ginevra senkte den Kopf noch demüthiger, als bisher. „Das Kind kennt Dich ja nicht," sagte sie mit leiser, bittender Stimme, „es weiß Nichts von Dir. An mich hat es sich so gewöhnt. Mich hat es lieb. Wenn es sprechen könnte, würd' es sich für mich entscheiden. Und wenn

es Alles verstände, auch. Laß es mir! Du hast ja nun ihn. Ich will gehn und Euch Beiden nie wieder vor die Augen kommen. Ist das nicht genug Buße und Sühne? Bin ich Dir dadurch nicht arm genug geworden? Laß es mir! Laß mir dies Eine!“

„Nein,“ kam es kurz und schroff zurück. „Spare Deine Worte! Nichts lass’ ich Dir, — Nichts. Lange genug hast Du unrechtmäßig Alles besessen, was mein war, von jeher hätte mein sein sollen. Nun sieh selber zu, wie es thut, wenn man hungert und dürstet und eine Andere schwelgen sieht in all’ dem, wonach man giert und worauf man ein heiliges Recht zu haben glaubt! Sieh selber zu!“ Sie glühte immer noch in wilder Erregung. Jetzt trat sie auf Ginevra zu und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Geh’ in’s Kloster, hörst Du?“ stieß sie zwischen den Zähnen hervor, und ein grausames Lächeln lag auf ihren Lippen. „Das ist das Beste für Dich, dahinein gehörst Du. Du wirst da ruhiger werden, Du entbehrst da Nichts. In Subiaco nehmen Dich die frommen Schwestern mit offenen Armen auf. Geh’!“

Ginevra schüttelte die Hand der Sprecherin von ihrer Schulter ab, wie wenn etwas Giftiges sie da berührte. Eine Empfindung des Ekels machte sie erschauern. Dann wollte sie schweigend, mit gebückten Schultern, in’s Innere des Hauses davongehen. Aber Camilla hielt sie. „Wohin? Was willst Du?“

Ein blutloses, starres Gesicht mit großen, todten Augen wandte sich zu ihr zurück. „Was kümmert’s Dich? Noch bin ich Herrin hier im Hause.“

„Du willst das Kind tödten!“

„Es wär’ ihm besser, als daß es bei einer wilden Bestie zurückbleibt, die sich seine Mutter nennt!“

Camilla schrie auf. Sie wollte Ginevra von der Thür, an der sie stand, mit Gewalt zurückreißen. Sie rangen Beide miteinander.

Da begab sich etwas Unerwartetes. Mächtige Schritte dröhnten auf den Fliesen, eine hohe Männergestalt war in’s Haus getreten. Die beiden Frauen, die erschrocken auseinander gefahren waren, erkannten sie gleichzeitig, und gleichzeitig riefen Beide den einen Namen: „Pompilio!“

Er zuckte leicht zusammen, warf Hut und Mantelsack achtlos auf den Boden und behielt nur den eisenbeschlagenen Stock, den er trug, in der Hand, wie zur Abwehr. Sein Gesicht glühte von der Hitze des Tages, vielleicht auch von manchem Trunk, wie Feuer, seine blutunterlaufenen Augen blickten finster. Etwas Müdes war in Gang und Geberden. Ohne die beiden Frauen anzusehen, sagte er: „Gebt Frieden! Was soll das Alles? Bin ich der Herr oder nicht? Wer hat Dich hergerufen, Camilla? Du hättest bleiben sollen, wo Du warst. Geh wieder heim. Unter diesem Dache ist kein Platz für Dich. Was diese hier erfahren soll, erfährt sie einzig durch mich.“ Und als Camilla wie versteinert an ihrem Platze verharrte, fuhr er noch rauher fort, als machte ihre Widerstandslosigkeit ihm

Muth: „Geh' heim, sag' ich. Und dringe hier nicht zum zweiten Male ein, rath' ich Dir. Das ist mein Haus. Wenn Du mich zum Verbrecher gemacht hast, lass' mir das Haus wenigstens rein. Geh'!"

Noch immer regte Camilla sich nicht, noch immer blieben ihre Lippen fest geschlossen. Aber in Ginevra kam nun plötzlich Leben. Wie eine schon im Erlöschen begriffene Flamme flackerte die Hoffnung noch einmal jäh in ihr empor. Mit einem irren Aufschrei fuhr sie zusammen, taumelte Pompilio entgegen und warf sich an seine Brust. Ihre Arme umklammerten seinen Hals, ihre Augen schlossen sich, wie leblos hingegossen hing sie an ihm. Und nur tonlos murmelten ihre Lippen: „Sie will Dich ganz und für immer. Sie will Alles, was ich habe. In's Kloster soll ich.. Aber ich liebe Dich doch mehr, als sie. Und sie soll Dich nicht wieder haben Sie soll nicht. Laß mir, was ich habe! Rede Nichts, erkläre Nichts. Laß mir nur, was ich habe, so wenig es noch sein mag! Laß mir's!"

Rührten ihre Worte ihn, die ihr in kindlichem Flehen von den Lippen glitten, oder war er schon mit einem festen Entschlusse hierher heute zurückgekehrt? Er hielt sie, er preßte sie an sich. Und dann rief er zu Camilla hinüber, ohne daß unter den finster gerunzelten Brauen seine Augen sie suchten: „Geh', sag' ich, geh'! Schrei's meinetwegen in alle Welt hinaus, daß ich mich mit Dir vergangen hab'. Ich bleibe doch bei meinem Weibe. Dich trifft die Schmach, Dich selbst vor Allem!"

Leise, wie eine Katze, schlich Camilla an ihn heran. Ihre Augen glimmerten, und zwischen den Zähnen hervor raunte sie ihm zu: „Und wenn ich ein Kind von Dir unter'm Herzen trüge, Pompilio Fanti?"

Er zuckte, wie unter einem Biß, zusammen. Aber er wandte ihr seinen Blick nicht zu, er sah immer nur starr auf sein Weib herab, das er in seinen Armen hielt und das, ohne zu sprechen oder sich zu rühren, in seliger Selbstvergessenheit an ihm hing. „So bleib' allein mit Deinem Bastard, den Du selber gewollt hast," knirschte er hervor, „ich brauch' ihn nicht. Ich habe meinen rechtmäßigen Sohn."

Da dröhnte ein wildes Lachen von der Flurwölbung zurück. Camilla hatte beide Arme in die Luft geworfen. „Deinen rechtmäßigen Sohn?" Und abermals lachte sie wie im Irrsinn. „Es ist mein Sohn, verstehst Du? Ich hab' ihn Dir geboren, ich! Frag' diese da! Es war Alles Lüge und Betrug. Mein Sohn ist's! Mir gehört er! Und wenn Du jetzt wagst, mich zu verstoßen, feig und schwach und erbärmlich wie Du bist, so fordere ich mein Kind zurück. Bei mir ist sein Platz. Ich hab' es Dir geboren!"

Jetzt brach ein Schrei von seinen Lippen, wie das Wuthgeheul eines zu Tode getroffenen, wilden Thieres. Seine Hände ließen Ginevra los, wie ein Sturm durchrüttelte es ihn. Er hieb mit seinen Armen einmal durch die Luft, als ob er Etwas niederschlagen oder zerschneiden wolle. Mächtig hob sich seine Brust unter einem tiefen Athemzuge.

Ginevra war an ihm nieder auf den Boden geglitten. Sie lag wie todt oder wie todeswartend auf den Fliesen zu seinen Füßen, ihre Augen öffneten sich nicht; sie wollte sein wuthverzerrtes, haßerfülltes Gesicht jetzt nicht sehen, nicht diesen Eindruck als letzten von ihm mit hinübernehmen in die Nacht, die nun hereinbrechen mußte. Sie glaubte sein Knie schon auf ihrer Brust zu fühlen, nun mußte seine Faust auf sie niederschmettern. Sie harrte darauf, sie lechzte danach. Ihre Lippen öffneten sich. Da erklang über ihr in einer ihr fremd dünkenden Stimme die Frage:

„Ist das wahr, Ginevra?"

Es konnte nicht Pompilio Fantis Stimme sein. So weich hatte er nie zu ihr gesprochen, selbst nicht in ihren Umarmungen. Es zitterte soviel Rührung, soviel Schmerz, soviel Ergriffenheit darin. Hatte er in Secundenschnelle Alles verstanden? Wußte er plötzlich, warum sie es gethan und wieviel sie um deswillen gelitten? Sie begriff es nicht, es war Alles so ganz anders, als sie es sich gedacht hatte. Oder warf ihn das Ungeheure so zu Boden, daß er kraftlos und weichlich geworden war, wie ein Kind? Wie es aber auch war: lügen konnte sie nicht. Obgleich sie in diesem Augenblick fühlte, daß er ihr jede Lüge blindlings geglaubt haben würde, dachte sie keine Secunde daran, zu lügen, nicht einmal einen Versuch der Rechtfertigung, der Erklärung, einer Bitte um Verzeihung zu machen.

„Es ist Alles wahr, Pompilio," sagte sie leise, doch fest.

„Dirne!"

Ginevra schauerte zusammen. Das war der Ton in seiner Stimme, den sie gefürchtet, auf den sie gewartet hatte. Nun kam's, nun brach es los. Wie ein Hieb sauste der Ruf auf sie nieder. Aber gleich darauf fühlte sie, begriff sie, daß er gar nicht ihr gegolten, daß jene Andere damit getroffen werden sollte. Denn nun zischte es von seinen Lippen hinterdrein: „Du sollst es keinem Anderen mehr verrathen dürfen, Dirne!"

Das dumpfe Geräusch eines fallenden Körpers ließ Ginevra aufschrecken. Sie riß nun doch die Augen auf. Da gewahrte sie Furchtbares. Mit aller Kraft und Wucht seines Leibes hatte sich Pompilio auf Camilla Vergato geworfen. Er hatte sie niedergerissen, er lag über ihr, er würgte sie. Der Schaum stand ihm vor'm Munde, die Augen quollen ihm aus den Höhlen. Es sah aus, als ob er sie am liebsten mit seinen Zähnen zerrissen hätte, dies Weib, das erst sein Haus geschändet und dann ihn zum Ehebrecher gemacht hatte, — aus bloßer Lust am Bösen, am Verderben. Daß sie es allein aus Liebe zu ihm gethan, wußte er in diesen Minuten nicht, wollte er nicht wissen. Ein unbezwingbarer Morddurst war in ihm. Auslöschen! Vernichten, — diese ungeheure Schmach vernichten! so klang es in ihm. Und er würgte und würgte.

Camilla wehrte sich nicht. Sie hätte sich auch nicht gewehrt, wenn sie gekonnt hätte. Aber sie konnte nicht einmal. Seine Kniee lähmten ihre Arme und preßten ihren Athem. Nur ihre immer größer, immer entsetzter

vortretenden Augen stierten ihn an, ließen nicht von ihm. So hatte sie sich den Tod durch seine Hand nicht gedacht, so hatte sie ihn nicht gewollt.

Ginevra hatte das schauerliche Bild mit ihren Blicken überflogen, sie erzitterte. Sie rief hallend Pompilios Namen; er hörte sie nicht, er ließ nicht von der Anderen. Da wand sie sich, auf dem Boden kriechend, zu ihm heran. „Pompilio!“

„Laß mich!“ keuchte er

Sie aber fiel ihm trotzdem in den Arm; sie wollte ihn von seinem Opfer losreißen, — mit aller Kraft wollte sie's. Und schon gelang ihr's, seine eine Hand von Camillas Halse wegzuzerren. Sie zerbrach ihm fast die Finger dabei. Da aber hatte er blitzschnell an seine Hüfte gegriffen und sein Messer hervorgezückt. Zischend schwang er's über der Kehle der schon besinnungslos Daliegenden. Mit einem irren Aufschrei aber warf sich Ginevra quer über sein Opfer und deckte es vor seinem Arm mit ihrem Leibe. In der nächsten Secunde blitzte der scharfe Stahl nieder und begrub sich in ihrer Brust, ohne daß Pompilio es wußte, ohne daß er es sah. Erst die hervorbrechende heiße, rothe Fluth, die ihn überrieselte, ließ ihn gewahren, erkennen, was hier geschehen war. Eine Sterbende lag über einer Todten, die sie noch lebend gewähnt hatte und die sie retten gewollt, trotzdem jene sie zu verderben, ihr Alles zu rauben getrachtet hatte. Und diese Sterbende blickte ihn nicht nur verzeihend, sie blickte ihn weich und zärtlich und liebevoll an, als wollte sie ihm zuflüstern, daß von seiner Hand zu sterben noch Seligkeit sei, daß sie jetzt glücklich sei, — ganz glücklich —

Mit einem Ruf, in dem all' seine Verzweiflung und all' seine Liebe noch einmal sich zusammenpreßten, riß er sie zu sich empor, von der Todten in seine Arme. Er achtete es nicht, daß er in ihrem Blute gebadet wurde. Er küßte diese erkaltenden Lippen, die noch lächelten. Er trank ihren letzten Athemzug von ihren Lippen. Dann trug er die Todte hinüber auf sein eigenes Lager; hier war kein Platz mehr für sie. Und an diesem Lager hielt er knieend Todtenwacht bis zum aufgrauenden Morgen. Dann ließ er sie mit einem letzten Kuß auf ihre erkalteten Lippen und schritt zum Hause hinaus und nach Rom hinab, um sich den Gerichten zu stellen. Das Geschrei eines verlassenen Kindes erfüllte allein das öde Haus der Fanti von Civitella.

Konrad Telmann.

Von

Ulrich Frank.

— Berlin. —

Einige Romane, kleinere Erzählungen und Gedichte Konrad Telmanns waren mir bekannt und hatten mir für seine dichterische Individualität Interesse eingeflößt. Ich entsprach deshalb gern der Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift, ein Essay über Telmann zu schreiben, ohne im Entferntesten daran zu denken, daß ich eine sehr schwierige Aufgabe damit übernahm. Erst als auf meinem Schreibtisch Buch auf Buch des Dichters sich zu einer kleinen Bibliothek anhäufte und ich mit einigem Zagen daran ging, aus diesem Massenmaterial ein klares und präcises Bild des Verfassers zu gewinnen, erkannte ich, was ich unternommen hatte. Sind diese zahlreichen, meist mehrbändigen Romane, sind diese Novellen- und Gedichtsammlungen das Lebenswerk eines Greises? Ist es ein Siebzigjähriger, dessen litterarisches Schaffen hier vor mir ausgebreitet liegt? Ich werfe einen Blick in seine biographischen Aufzeichnungen.

Telmann ist erst — vierzig Jahre alt, und ich schreibe diesen Aufsatz an seinem Geburtstage, dem 26. November. Zu Stettin im Jahre 1854 wurde er geboren, als jüngster Sohn des Justizraths Zittelmann. Seine Mutter war die Tochter des Historikers Ludwig Giesebrecht, der auch als Dichter bekannt geworden war, und so ist das Fabulirtalent und des Dichtens holde Gabe ein mütterliches Erbe Konrad Telmanns. Was eines juristischen Vaters ernstes Führen und die Frohnatur und die Fabulirlust einer Mutter für einen deutschen Dichter bedeuten, ist aus dem Leben unseres Größten, Unvergleichlichsten bekannt, dessen Göttername nicht erst genannt zu werden braucht. Das Elternhaus bot also Konrad die günstigsten Lebensbedingungen. Die Familie hatte Generationen hindurch in ange-

sehener Stellung in Stettin gelebt, in behaglichem Wohlstand und bürgerlichem Selbstgefühl. Heiter und glücklich wäre also des Dichter Jugendzeit verflossen, wenn nicht frühe Kränklichkeit einen Schatten auf das helle Bild geworfen hätte. Immerhin war das Milieu, aus dem er hervorging, dazu angethan, seiner jungen Seele freie, freudige und künstlerische Eindrücke zu geben, die in einem geistig belebten, wohlsituirten Hause günstigen Nährboden fanden. Im Sommer lebte die Familie auf einer ihr gehörenden ländlichen Besitzung. Die prangenden Buchenwaldungen, die sie umgaben, und alle die großen und kleinen Wunder des Landlebens erweckten zuerst Verständniß und Begeisterung für die Natur in dem begabten Knaben und gaben seiner damals schon sich regenden Phantasie befruchtende Anregung. Zu jener Zeit verriethen kleine Gedichte von ihm einen so reinen Empfindungsgehalt und poetischen Schwung, daß einige davon dem Drucke übergeben werden konnten. Ueber diesen jugendlichen Schwärmereien wurde aber des Lernens Ernst nicht vernachlässigt. Telmann war ein eifriger Schüler, der noch nicht achzehnjährig mit dem Reifezeugniß des Mariengymnasiums seiner Vaterstadt die Universität beziehen konnte. Er studirte, den Traditionen seines Hauses getreu, Rechts- und Staatsgelehrsamkeit, betrieb aber neben diesen Berufswissenschaften in freier Wahl litteraturgeschichtliche und philosophische Studien. In Heidelberg war es, wo die freie Burschenherrlichkeit ihn mit dem ganzen stolzen Jugendmuth junger Herzen erfüllte und die goldige Schönheit des Neckarthals mit wonnigen Poetenträumen. Leipzig, Greifswald, endlich Berlin gaben seinen Studien dann die Vollendung, und so konnte er im Jahre 1876 als Referendar in den praktischen Staatsdienst treten. In dieser Zeit war es, wo immer häufiger auftretende körperliche Leiden seiner Wesenheit jene Wehmuth und Weihe gaben, aus denen Dichter geboren werden. Je mehr seine Krankheit ihn an der Ausübung seiner Berufspflichten hinderte, desto inniger klammerte er sich an das an, was ihm Trost und Inhalt wurde in trüber Zeit: die Poesie. Und als er kaum zwei Jahre später, für unheilbar erklärt, seine juristische Carrière aufgeben mußte, da fand er in seiner dichterischen Natur, in seinem geistigen Leben das Heilmittel, das die Aerzte ihm nicht glaubten bereiten zu können.

Die Krankheit hatte sein Leben nicht leer gemacht. Er errichtete sich seine eigene Welt, bevölkerte sie mit seinen Gestalten, und mit seiner geistigen Schaffenskraft wuchs wunderbarer Weise auch seine körperliche Kraft. Sein Organismus erstarkte, sein Leiden kam zum Stillstand, und sein Geist, der niemals krank und kraftlos war, schuf sich die Hülle, in der er erträglich leben konnte. Seit jener traurigen Zeit, in der der Aerzte Kunst sich seiner Krankheit gegenüber ohnmächtig erklärte, sind fast 19 Jahr dahingegangen. Mit Freude konnte ich bei meiner letzten Begegnung mit Telmann, im vergangenen Sommer beim Hamburger Schriftstellertag, beobachten, daß er rüstiger, widerstandsfähiger und gesünder erschien, als je vorher. Allerdings gehören

ganz besondere Daseinsbedingungen dazu, um dies günstige Resultat zu erzielen. Telmann lebt seit seiner Erkrankung im Süden und kommt nur während der Sommermonate zu kurzem Aufenthalte nach Deutschland, wo er in seiner Heimat am Strande der Ostsee oder im Hochgebirge seinen Aufenthalt nimmt. Die unfreiwillige Muße, zu der ihn die Krankheit zu verurtheilen schien, hat er zu ersprießlicher, energischer und unermüdlicher Arbeitszeit sich umgewandelt. Die poetischen Liebhabereien seiner Jugendzeit sind ihm zu ernstem, zielbewußtem Lebensinhalt geworden, seine Tröster, seine Stützen, seine Existenz. Konrad Telmann ist heute einer der fleißigsten, fruchtbarsten und beliebtesten deutschen Schriftsteller. Und wie man — um ihn nicht als einen Vielschreiber zu bezeichnen — die große Menge seiner Schöpfungen im Zusammenhang mit seinen Lebensbedingungen betrachten muß, so muß man auch die äußeren Einwirkungen, unter denen sie entstanden sind, verstehen lernen, um ihnen gerecht zu werden.

Zu einer zwangsweisen Weltabgeschiedenheit verurtheilt, konnte der Dichter mehr nachempfindend und fühlend, als erlebend seine Werke schaffen und in sich daher mehr die feine, subtile Dichternatur, als eine starke, eigenartige Persönlichkeit entwickeln. Er muß deshalb in einer Zeit, wo die Persönlichkeit in ihrer Eigenart die fast allein geltende Bedeutung hat, wohl hinter mancher Erscheinung zurücktreten, die in ihrem dichterischen Innenleben viel weniger besitzt, in ihrem poetischen Ausdruck viel weniger bietet, als er. Man kann Telmann eine ganze Fülle hervorragender Eigenschaften zuerkennen, man kann seine Nachdenklichkeit, seinen Ideenreichthum, seine Phantasie bewundern, seinen sittlichen Ernst, seine wackere Gesinnung, seine Ueberzeugungstreue rühmen, man kann sich seiner lebendigen Darstellungsgabe, seiner sauberen Technik erfreuen, ohne ihn deshalb als eine jener überragenden Dichtergestalten bezeichnen zu können, deren Physiognomie inmitten all der sich andrängenden Erscheinungen unverrückbar und unvergeßlich bleibt. Telmann ist inmitten Aller Einer, nicht etwa der Eine, aber ein ganz Vortrefflicher allerdings. Ich möchte trotzdem einige besonders charakteristische Merkmale hervorheben und indem ich auf seinen hochstrebenden, patriotischen Geist, sein nationales Bewußtsein, seinen Stolz und seine künstlerische Feinfühligkeit hinweise, seinem Dichterantlitz bestimmte Züge aufprägen.

Um in die Fülle des mir vorliegenden Materials einige chronologische Ordnung zu bringen, wende ich mich zunächst seinen Novellensammlungen zu. Diese umfassen Erzählungen, die von Beginn seiner Dichterlaufbahn bis in die neuere Zeit hinein reichen. Sie sind in den Bänden: „Menschenschicksale“, „Lebensfragmente“, „Licht und Schatten,“ „In Glück und Freud“, vereinigt. In den meisten dieser Novellen zeigt sich die Fähigkeit guter Beobachtungsgabe und temperamentvolle Darstellung, nicht beeinträchtigt durch die Qual und Verbitterung jahrelangen Siechthums. Es ist im Gegentheil etwas Helles, Inniges in diesen Erzählungen, in rührender

Wirkung, wenn man es vom Hintergrund eignen Erleidens, statt eigenen Erlebens, sich poetisch und schön abklären sieht. Die Gestalten dieser Novellen genießen alles Erdenglück, alle Daseinsfreude, die er selbst nur mit geistigem Auge erspähen, mit anempfindender Seele erleben konnte. Und nur liebevollste Hingebung und Vertiefung vermochte den meisten dieser Novellen jenen Schimmer von Wahrhaftigkeit und Lebenstreue zu verleihen, der sie umstrahlt. Von diesen Herzensgeschichten zu den vier Zeitromanen, die nun folgen, ist ein weiter Schritt. Der milde, weiche, bald schwermüthige, bald fröhliche Klang weicht dem starken Ton, mit dem derartige Tendenzromane vorgetragen werden. Uns Neuen schwächt ein allzu starkes Pathos, eine zu beredte Absichtlichkeit, mit der er für seine Ideen eintritt, leicht den rein künstlerischen Eindruck ab, und deshalb möchte ich diesen Zeitromanen: „Im Frühroth", „Götter und Götzen", „Moderne Ideale", und „Dunkle Existenzen" eher eine ethische als eine künstlerische Bedeutung zuerkennen.

Unter diesen Romanen erscheint mir „Götter und Götzen" als der hervorragendste. Es ist ein Ich-Roman, in dem der Held Gerhard Randolf seinen Lebensgang erzählt, von den stillen Kindertagen in einer kleinen Ostseestadt, dem jungen Jubelleben der Heidelberger Studienzeit, durch alle Phasen des Daseins, in dem schwärmende Gedanken und romantische Phantasieen einen breiteren Spielraum einnehmen, als kraftbezeugende Thaten. Trotzdem entwickelt sich Gerhard zu gereifter Männlichkeit und erhellt dem Leser die Moral: die Götter sind die Ideale, die Götzen die eitlen Freuden und Genüsse, die wir anbeten. Es ist wohl das Gefühl, daß des Dichters inneres Erleben in diesem Roman besonders stark hervortritt, was ihn interessant macht und über die anderen erhebt. Doch muß auch diesen gegenüber anerkannt werden, wie muthig der Dichter hinableuchtet in die Abgründe des Lebens, wie er die Schwächen der Gesellschaft geißelt, unerschrocken und unerbittlich, und der Heuchelei und der Verlogenheit die Maske vom Gesicht reißt, ohne Nachsicht und Schonung. Es wäre vielleicht den Romanen zu Statten gekommen, wenn der Verfasser die Alles verstehende und darum verzeihende Milde der Erfahrung hätte zu Worte kommen lassen können, statt der sittlichen Entrüstung, die er aus seinen eigenen moralischen Grundsätzen aufflammen läßt. — Am Erziehungswerk der Menschheit läßt sich mit Doctrinen wenig vollbringen, und des Dichters Aufgaben sind eigentlich andere. Aber gerade das ist es, was in Telmanns Eigenart beruht, wie sie aus seinen körperlichen Leiden und der damit verknüpften Begrenzung seiner Lebenshaltung sich ergiebt, und darum will ich damit nicht rechten. Im Uebrigen hat er, von diesen ersten größeren Werken ausgehend, eine sehr beachtenswerthe und glückliche Entwicklung durchgemacht. Vom doctrinären, tendenziösen, breitausgesponnenen Erzählerton gelangte er zu modernerer Ausgestaltung, die sowohl in Technik, wie Abschilderung ein präciseres, lebenswahreres Gepräge trägt. Dies tritt zunächst

in seinem großen Roman „Das Spiel ist aus" hervor, der einen sehr bedeutenden Erfolg fand und Telmann einen sicheren und festen Platz in der deutschen erzählenden Litteratur eroberte. Sowohl die Sittenschilderungen in diesen Romanen, wie die Darstellung des Lebens in Monte Carlo und die reichen Naturbilder von der Riviera sind von vortrefflicher Anschaulichkeit, und auch die Charakteristik der handelnden Personen ist lebhaft und klar, und der Realismus der oft sehr starken Situationen überschreitet niemals das erlaubte Maß. Auch in der Composition dieser Arbeit zeigt sich schon deutlich die bewußte, ruhige Sicherheit, mit der der Verfasser seinen Stoff anzuordnen und die Fülle des sich ihm aufdrängenden Materials zu bewältigen weiß, Vorzüge, die in den nun in rascher Aufeinanderfolge erscheinenden Romandichtungen und Novellen sich stetig entwickeln und dazu geeignet sind, den Dichter zu künstlerischer Reife emporzuführen. Schon in dem nächsten Roman „Vom Stamm der Ikariden" macht sich diese aufwärtsstrebende Entwicklung bemerkbar. Moderne Menschen im modernen Berlin sind lebendig und treu abgeschildert, humorvoll auf ihrem Ikarusfluge zur Sonnenhöhe begleitet und trostvoll in freier und milder Weltanschauung angeschaut, als sie mit verbrannten Flügeln erdwärts kamen. Auf modernem Boden bewegt sich auch sein Roman: „Moderne Ideale," der aber durch eine allzu künstliche verschlungene Handlung künstlerischer Form entbehrt und an Einheitlichkeit und fester Gestaltung Manches zu wünschen übrig läßt. Zu viel des Guten bewirkt oft das Gegentheil, und dieses Anhäufen und Uebereinanderthürmen der Motive beeinträchtigt die Ruhe und Geschlossenheit, die eines Kunstwerkes innerste Gesetze sind.

In den nunmehr folgenden Bänden bekundet der Dichter eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit. Ganz neue Pfade betritt er in dem historischen Romane: „Vae victis", der mit Kaiser Nero und dem damaligen Rom sich beschäftigt, ein Gebiet, auf das ihm die Leser vielleicht weniger willig folgen werden, als durch das Italien von heut, das er überall hin durchwandert und durchforscht hat, bis in jene Gegenden, abseits von der großen Touristenstraße, in denen Sitte und Brauch sich noch in ursprünglicher Art erhalten haben. Dort spielen seine Erzählungen: „Am Ligurischen Meere", in fremdartigem Gepräge sich von einer wundersamen, prangenden, geheimnißvollen Natur abhebend. Ebenso ist in dem Roman: „Am Cap Martin" und in dem Gedichtcyclus: „Am lateinischen Meere" der Natur des Südens poetische, künstlerisch-nachempfundene Wiedergabe zu Theil geworden, mit einer Wärme, Innigkeit und Farbenschönheit, als hätte Telmann von der Palette seiner Gattin, der hochbegabten Malerin Hermine von Preuschen, die leidenschaftlichen, gluthenden Farben zu seinen Bildern entlehnt. Trotzdem findet die deutsche Natur in ihm einen noch beredteren Schilderer, als die italienische. Hier entwickelt sich mehr die Fähigkeit malerisch-künstlerischen Betrachtens, dort die Gabe tief-innigen Empfindens. Die deutsche Erde hat er mit der Seele erschaut. In den Romanen „Unter den

Dolomiten", Unter'm Strohdach" und dem soeben erschienenen „Auf eigner Scholle" nimmt die Naturschilderung einen breiten Spielraum ein, doch ermüdet sie den Leser nicht, wie das sonst wohl leicht der Fall ist. Ein intimer, warmer Hauch ruht über seinen Landschaftsbildern, und die Gestalten, die sie beleben, sind mit dem Boden so unzertrennlich verwachsen, daß sie sich gleichsam ergänzen und von einander so abhängig erscheinen, daß das Interesse sich den Erscheinungen und der Natur, in der sie wurzeln, in gleichem Maße zuwendet.

Der Roman „Unter den Dolomiten" hat, allzu streitbar, zu einer Anklage wegen Beschimpfung der katholischen Religion geführt. Doch scheint dabei anklägerischer Zorn nur einseitig das Werk beurtheilt zu haben, das, sicherlich ohne tendenziöse Absicht, mit einem katholischen Priester sich befaßt, der, von Zweifelsucht ergriffen, seinem Beruf untreu wird, sein Gelübde bricht. — Der dichterische Vorwurf ist durchaus nicht so neu, daß gerade Telmann dafür zur Rechenschaft gezogen werden müßte.

In dem folgenden Roman „Unter'm Strohdach" hat der Dichter von Zolas „la Terre" sich offenbar allzusehr inspiriren lassen. Dörfliche Laster: Trunk, Unzucht, Blutschande sind die bewegenden Motoren einer Handlung, die stellenweise zu erschütternder Tragik sich aufgipfelt, andererseits in zu grellen Tönen eine Absichtlichkeit empfinden läßt, die verstimmend wirkt. Das könnte manches agrarische Gemüth bei dem letzten Romane: „Auf eigner Scholle" ebenfalls finden. Auch da sind mit einer für künstlerische Zwecke zu raschen Verwerthung actuelle Fragen in die romantische Handlung verflochten. Doch wird diese von so interessanten, eigenartigen, vortrefflich charakterisirten Personen getragen und in so verschiedenartigen Verhältnissen durchgeführt, daß man die Bedenken gern fallen läßt, um zu dem günstigen Schlußresultat zu gelangen: Auch dieser neueste Roman Telmanns ist eine tüchtige Arbeit, guter Antheilnahme werth!

Hier bin ich am Ende mit meiner Empfangsfähigkeit. Vor mir noch eine Anzahl Bände: „Dunkle Existenzen", „Quer durch's Leben", „Schattenpflanzen", „Vergilbte Blätter". Romane, Skizzen, Familiennovellen — ich greife eine oder die andere heraus; sie liefern keine neuen Züge für des Dichters Bild. — Sicherlich ist manche sehr werthvolle Gabe darunter, deren ich mich besonders erfreut hätte und die wohlverdienter Beachtung entgeht . . . Nur seiner lyrischen Schöpfungen will ich noch gedenken. Telmann zeigt in seiner Gedichtsammlung: „Aus der Fremde" sich als ein Dichter von feiner Beseelung, der formenschönen, malerischen und poetischen Ausdruck für seine Stimmungen findet. Ihm selbst sei daher das Schlußwort zu dieser Betrachtung eingeräumt:

Das ist der Dichtung uralt-heil'ges Recht,
Was nie die Lippe sprach, frei zu gestehn;
In ihren klaren Spiegel magst Du sehn
Und wägen dann, was falsch, was goldesecht.

Sie spricht's in Worten heut' Dir schlicht und recht:
Mein Herz schlägt Dir! — Mag auch die Welt uns schmähn
Und dieser Neigung Reinheit nie verstehn, —
Was kümmert uns dies sklavische Geschlecht?

In uns'ren Fesseln fühlen wir uns frei,
Hoch über Menschensatzung, Knechteswort
Ziehn die Gedanken ihre stolze Bahn;

Tief unter uns verhallt das Marktgeschrei,
Uns aber trägt's darüber weit hinfort
Und zu den lichten Sonnenhöh'n hinan.

Entstehen, Wehen und Vergehen abendländischer Geistesstürme in Rußland.

Von

Eberhard Krauß.

— Berlin. —

I.

Um die ersten westeuropäischen Einflüsse auf das Zarenreich zu schildern, die frühesten frischen Luftzüge in dem abgeschlossenen Nebelreich der großen moskowitischen Ebene zu erfassen und mit unfehlbarer Genauigkeit zu protokolliren, müßte ich ein völliges Buch schreiben. Das aber wird mir durch anderweitige litterarische Arbeiten, durch die Lückenhaftigkeit meiner „einschlägigen“ Specialstudien und vor Allem durch die Redaction dieses Blattes untersagt. Uebrigens sind derartige Bücher bereits geschrieben. Ich verweise den deutschen Leser vor Allem auf die vortrefflichen Arbeiten des früheren Dorpater Professors Brückner, eines im Innern unseres Nachbarreiches geborenen und erzogenen Deutschrussen, der vor einigen Jahren nach Deutschland übergesiedelt ist.

Es genüge, zu erwähnen, daß Stückgießer, Pulverfabrikanten und allerhand andere Techniker die ersten Fremden waren, die sich in Moskau dauernd niederließen. Dann folgten in größerer Zahl Bäcker, Schlosser, Schlächter, endlich Kaufleute, Aerzte, Apotheker u. A. m. Die Wurstmacherei erscheint dem Russen noch heutzutage so sehr als Prototyp deutscher Findigkeit und Handfertigkeit, daß der „Njemez“ im Volksmunde allgemein den Spitznamen „Kolbássnik“ (Wurstmacher) führt. Das Apothekergewerbe ist bis auf den heutigen Tag fast ein Monopol der Deutschen geblieben.

All diese Einflüsse gehörten größtentheils noch der vorpetrinischen Epoche an, waren durch praktische Bedürfnisse hervorgerufen und hatten daher mit dem eigentlichen westeuropäischen Culturleben wenig genug zu schaffen.

Der erste Mann, der den Wagemuth besaß, den weitgeöffneten Aeolusschlauch abendländischen Denkens, Wollens und Strebens in die stockige Atmosphäre seines höfisch-hierarchisch-bojarisch zusammengeschachtelten Staatswesens hineinzuschleudern, war Peter der Große. Der größte Despot und zugleich auch der größte Revolutionär seiner Zeit.

Räthselhaft wie sein träumendes, von lethargischer Schlaffheit zu plötzlichen, ganz unvermittelten Kraftleistungen erstaunlichster Art hinübertaumelndes Land und Volk, räthselhaft wie der größte Sagenheros desselben, Ilja Murometz, der Jahre hindurch auf dem Ofen faullenzte, um dann herabzusteigen und Alles, was ihm in den Weg kam, kurz und klein zu schlagen — war auch der größte historische Held Rußlands. Seine zähe Ausdauer, seine Besonnenheit im Unglück, seine folgerechte Energie, seine eigenartigen Liebhabereien für pedantisches Holländerthum, Soldatendrill, mühen- und gefahrenreiches Seewesen sind Alles Züge, die im Nationalcharakter nur vereinzelt anzutreffen sind. Es ist räthselhaft, wie dieser Charakterriese von geradezu germanischer Thatkraft und wikingernder Abenteuerlust inmitten seines Volkes und seiner Zeit geboren werden konnte. Echt russisch sind dagegen seine Freigebigkeit, sein warmherziges Freundschaftsbedürfniß, seine Sinnlichkeit und sein radicaler Despotismus.

Im russischen Gemüth liegt viel tollwüthiger, niederstampfender Radicalismus verborgen. Lange, lange läßt der Russe den Dingen ihren Lauf. Dann erfaßt ihn ein Rausch, ein Taumel des seelischen Aufschwunges, des Sittlichkeitsbedürfnisses, der Besserungssucht. Diesen Rausch sucht er auszunutzen, er weiß, daß der unausbleibliche Katzenjammer ihn wieder in tiefste Apathie versenken wird. Jetzt heißt es rasch einreißen, was alt und morsch geworden ist, um in eben solcher Hast auszubessern, einzufügen, aufzubauen. Wehe aber, wenn der Rausch verfliegt, ehe das Besserungswerk vollendet ist! Dann ist das Alte zerstört, und im Neuen ist noch kein ausgiebiger Ersatz vorhanden.

Einer der wenigen Fälle, daß das Experiment völlig glückte, war die Neuerungs-Epoche des großen Peter. Es glückte dank der bahnbrechenden Genialität und dem heißlohenden, nie verglimmenden Reformfeuer des gewaltigen Mannes. Peter hat seinen Nachfolgern, seinem Volk ein großartiges, aber auch verhängnißvolles Beispiel gegeben, welche ungeheuren Umwälzungen, durch eine heftige Willensanspannung zur Durchführung gebracht, „gemacht“ werden können. Seitdem kennt, wie einmal ein deutscher Beobachter sich treffend ausdrückte, die russische Cultur-Entwickelung nur Gemachtes im Gegensatz zum Gewordenen, nur Gesetz im Gegensatz zum Recht.

Peter fand einen festen Boden und Ausgangspunkt für seine Bestrebungen sowohl in den vorhandenen westeuropäischen Einwirkungen auf sein Vaterland wie in den Stimmungen einflußreicher Gruppen der höheren Gesellschaft. Der Wirbelwind seines Fortschrittseifers riß ihn jedoch allzuweit fort. Daß er ein Fenster, eine Lichtöffnung nach Europa durchschlug,

war nöthig. Daß er aber die armen, unwissenden und gewohnheitbefangenen Bürger und Bauern drangsalte, sie zwang, ihre Kleider zu kürzen, ihre fast heilig gehaltenen Vollbärte zu stutzen, war durch Nichts geboten und gerechtfertigt, war lediglich ein Ausfluß seiner nackenbeugenden, niederzerrenden Herrscherlaunen, seines entwurzelnden, bis auf Stumpf und Stiel herabrasenden Reform-Fanatismus. Peter hat in den Herzen der russischen Gesellschaft die Gefühle der Pietät, ja noch mehr, die der Selbstachtung ertödtet, und die neueren Versuche der Slawophilen, diese Empfindungen wieder aus den Vorrathskammern bäuerlichen Seelenlebens hervorzuholen, sie säuberlich abzustäuben und dann in die Ziergärten der nationalen Litteratur und Kunst zu verpflanzen, sind denn doch bisher von nur sehr zweifelhaften Erfolgen gekrönt gewesen. In Rußland läßt sich Vieles machen und durchsetzen, Todtes aber wieder in's Leben zurückzurufen, ist auch das wunderthätige Slawophilenthum außer Stand.

Die Pietätlosigkeit und spöttelnde Selbstkritik der russischen Gesellschaft war ein Zug, der durch die Lotterwirthschaft des Hofes während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, durch die Würdelosigkeit der Kirche, die meist von frivolen französischen Hofmeistern geleitete oberflächliche, leichtfertige Erziehung der adligen Jugend, vor Allem aber durch die sklavische Nachäffung des Fremdländischen, die schwächliche Bewunderung der ausländischen Glücksjäger und ihres hochfahrenden Kritisirens und Aburtheilens unablässig neue Nahrung erhielt. Noch am Anfang, ja bis in die Mitte unseres Jahrhunderts gab es in der höheren russischen Gesellschaft Familien, die der Engländerei, der Französelei oder der Deutschthümelei mit Haut und Haar ergeben waren. In anderen Familien war es üblich, französische Köche und Tanzmeister, englische Bonnen, deutsche Gouvernanten und Hofmeister anzustellen. Man kann sich vorstellen, was für eine babylonische Sprachverwirrung in solchen Häusern herrschte. Das Russische wurde als Bauernsprache angesehen und behandelt. In Turgénjews Novellen werden Damen der Gesellschaft geschildert, welche in ihrer Muttersprache die gröbsten Fehler begehen, andere, denen für ihr gutes Russischsprechen von den Herren Complimente gemacht werden. Abgeschwächte Typen der erstgenannten Art kommen bis auf den heutigen Tag vor und sind u. A. noch in dem in jüngerer Zeit geschriebenen Tolstoi'schen Lustspiel „Die Früchte der Aufklärung" vertreten.

Durch Katharina der Zweiten bildungsfreundliches Regiment waren zuerst französischer Encyklopädismus und deutsche Freigeisterei mit der ganzen Macht der Ideenhaftigkeit und Grundsätzlichkeit in breite Schichten der russischen Gesellschaft gedrungen. Der Großsohn der Kaiserin, der spätere Kaiser Alexander I., erhielt in Laharpe einen liberalen, von humanen Ueberzeugungen durchdrungenen Erzieher.

Und dann kam die französische Revolution! Der russische Adel, der sich durch Jahrhunderte asiatischer Knechtung und Unterdrückung doch stets einen gewissen Trotz zu bewahren gewußt hatte, einen Unabhängigkeitssinn,

der sich schwachen Kaiserinnen und Regenten gegenüber in wiederholten Versuchen, die Zarische Macht einzuschränken, zur Geltung gebracht hatte, begann jetzt mit fiebernder Gier revolutionäre Ideen einzusaugen.

In der liberalen Aera Alexanders des Ersten gewannen diese Ideen immer ausgedehntere Verbreitung. Zu ihren eifrigsten Verkündern gehörten viele der Offiziere, welche während der Occupationszeit nach Napoleons Sturz in Frankreich gestanden und dort mit der ganzen Weichheit und Nachgiebigkeit des slawischen Naturells westeuropäische Anschauungen und Neigungen angenommen hatten.

Auf diesem Wege drang die revolutionäre Propaganda in die Armee, und seitdem hat es an vereinzelten Verschwörungen in Petersburger Offizierskreisen in keiner Regierungs-Epoche mehr gefehlt.

Der stärkste rebellische Ausbruch in der Armee war der December-Aufstand des Jahres 1825, als nach dem Tode Alexanders I. sein nächstberechtigter Bruder Konstantin Pawlowitsch auf den Thron verzichtete und der eiserne Nikolai das Staatsruder ergiff. Da in Rußland Erhebungen gegen die Zarenmacht erfahrungsmäßig nur dann auf die Massen wirken, wenn ihnen ein legitimistisches Mäntelchen umgehängt wird, so bot die angebliche Verfechtung der Rechte Konstantins den Verschwörern einen willkommenen Vorwand, um die lange im Stillen genährte Gluth zu entfesseln. Den stupiden Soldaten konnte der Ruf „Es lebe die Constitution!" (russisch: Konstituzija) nur dadurch beigebracht werden, daß man ihnen erklärte, so würde die Gemahlin des Großfürsten Konstantin titulirt!

Der so unglücklich verlaufene December-Aufstand war der letzte Versuch des russischen Adels, das drückende Joch des Despotismus abzuschütteln.

Man hat den russischen Adel in seinen damaligen hochfliegenden Culturbestrebungen mit den Vorreitern eines russischen „Tarantäß" verglichen, welche ihre Pferde von dem im Schlamm der Steppe stecken gebliebenen Gefährt löften und auf das Gerathewohl davongaloppirten, ohne sich um das Schicksal der Zurückgebliebenen weiter zu kümmern. In ihrer Unerfahrenheit und Leichtherzigkeit sind diese verzärtelten sarmatischen Aristokraten schließlich den Gefahren der Steppe zum Opfer gefallen. Die Insassen des Tarantäß haben sich aber bis hierzu ganz erträglich von ihren reichen Vorräthen ernährt. Sie hatten sich inzwischen neuen Vorspann verschafft, diesen aber bald zu Schanden gejagt und sitzen nun wieder ganz behaglich im tiefsten Steppenschlamm, ohne sich über die Zukunft allzu sorgenvolle Gedanken zu machen.

Die Reformen Alexanders II. vollzogen sich durchweg auf Kosten des Adels. In der damaligen Bureaukratie saßen recht rothe Herren, die jede Gelegenheit gern ergriffen, um den verhaßten Bojaren an ihren Biber- und Zobelgewändern herumzuschneidern. Soweit diese Reformen in rechtlich-

liberalem Geist gehalten waren, waren sie ja durchaus zeitgemäß, ja nothwendig und unumgänglich. Die wirthschaftlichen Neuerungen wurden aber nicht durchweg praktisch angefaßt und durchgeführt. Die Bauern-Emancipation wurde viel zu rasch und überstürzt in Angriff genommen. Der Adel wurde schwer geschädigt, ohne daß man den Bauern dadurch genützt hätte. Beim Loskauf mußten die Gutsbesitzer von vornherein etwa 20 Procent ihres Vermögens streichen, ein Opfer, das man billigerweise von ihrem Patriotismus fordern konnte. Weitere 20 Procent aber verloren sie durch verschiedene, zu ihren Ungunsten geschaffene Formalitäten, vor Allem durch eine unbillige Taxation der Bauerländereien. Die größten Nachtheile erlitten sie endlich dadurch, daß die Regierung ihnen die Ablösungssummen in kurzer Frist gleichsam in der Eigenschaft eines Vormundes der befreiten Bauern auszahlte und ihre Vorschüsse dann langsam und allmählich von den Letzteren eintrieb. Dieser Modus war eigentlich im Interesse der Gutsbesitzer gewählt worden, um diesen als Ersatz für die ihnen entzogenen Arbeitskräfte wenigstens sogleich ein ansehnliches Betriebscapital zuzuwenden. Die Männer am grünen Tisch hatten aber nicht mit der „breiten Natur" der Abkömmlinge der alten Bojaren und Wojewoden gerechnet. In Wiesbaden, Paris, Monte Carlo flogen Tausende und Abertausende von Rubeln in die weite Welt hinaus, und nach Verlauf weniger Jahre hatte ein großer Theil der glänzendsten Magnaten sich „an den Bettelstab amüsirt". Terpigórjew (Pseudonym: Atawa), selber ein Angehöriger der Aristokratie, rechnet aus, daß der russische Adel von der Regierung während der Dauer eines halben Jahrhunderts etwa eine Milliarde und vierhundert Millionen Rubel ausgezahlt oder dargeliehen erhalten hätte: 400 Millionen durch den alten Vormundschaftsrath (Opekúnskij Ssowjét), 700 Millionen durch die Loskaufs-Quittungen und 300 Millionen durch die später gegründete Adels-Agrarbank. Von diesen, sich also fast auf anderthalb Milliarden beziffernden Geldmassen sei wohl nicht viel mehr als der zehnte Theil auf wirthschaftliche Verbesserungen verwendet worden. Alles Uebrige wurde verjubelt und verpraßt!

Der Adel hatte damals noch viel Einfluß auf die Regierung und war, da er von der liberalen Strömung selber mächtig erfaßt war, um so mehr in der Lage, die Reformen in eine für seine wirthschaftlichen Interessen nicht allzu ungünstige Bahn zu lenken. Daß er das nicht vermochte, stellt seiner Einsicht und seinem praktischen Ueberblick ein recht klägliches Zeugniß aus. Seit jener Zeit zählt der Adel als Culturfactor in Rußland kaum mehr mit.

Der Fortschritt ergiebt sich in den meisten Ländern aus dem Hin- und Widerspiel einer Zeitströmung und ihrer Gegen- und Unterströmungen. In Rußland ist die Zeitströmung stets so mächtig und fortreißend, daß die Gegenquellungen blos ein putziges Blasenspiel, fast nie einen Wirbel oder gar Strudel hervorzurufen pflegen. Höchst erheiternd schildert der große

Satiriker Schtschedrin in seinem „Adelsmarschall Strúnnikow" die Einwirkungen des Reformlenzes auf das öde Gelände einer entlegenen Kreis-Ritterschaft. Der Adelsmarschall, ein vergnüglicher alter Schlemmer, erhält plötzlich ein in sehr ernstem Ton gehaltenes officielles Schreiben, in welchem der Gouverneur ihm den Vorwurf macht, daß sein Kreis nicht genügend liberal sei und die wohlmeinenden Intentionen der Regierung nicht ausreichend unterstütze. Strúnnikow rauft sich verzweiflungsvoll die spärlichen Haare: „Liberal, liberal! Wenn ich, zum Henker, nur wüßte, was das eigentlich ist!" Und auf der nächsten Adelsversammlung läuft er von einem seiner Standesgenossen zum andern und bittet sie händeringend, doch ja recht liberal zu sein und ihn nicht in Ungelegenheiten zu stürzen. Und der Kreis wurde wirklich, um dem allgemein beliebten Strúnnikow gefällig zu sein und nebenbei auch den Gouverneur warm zu halten, liberal bis zum Exceß! Aehnliche „Potemkin'sche Dörfer" mögen damals in der Politik des russischen Landadels zu Hunderten aufgebaut worden sein.

Und nun das Gegenbild in einer anderen Satire Schtschedrins! In einem Kreise stehen sich zwei Adelsfamilien im Kampf um Ansehen und Einfluß fast wie die Montecchi und Capuletti gegenüber. Nun kommt die neue Zeit mit ihren neuen Behörden und Wahlkörperschaften. Die eine Familie bleibt stock-conservativ, die andere überläßt sich mit vollen Segeln dem neuen Curs, erwählt die Laufbahn in der „Semstwo" (Provinzial-Landtag) und hofft nun, binnen Kurzem im gesammten Kreise das Heft in die Hände zu bekommen. Bald aber stockt und strauchelt der Fortschrittsdrang allerorten, die Regierung entzieht der sich allzu selbstständig geberdenden Semstwo ihre Gunst, diese wird zu einer Schein-Körperschaft herabgedrückt, und der alte Adel, an seiner Spitze die verhaßte conservative Familie, kommt wieder nach oben! — Und so blieb es, nur daß die Semstwo im Laufe der Jahre noch um ein paar Plätze tiefer herabgesetzt wurde.

Die Regierung Alexanders III. that vollends alles Erdenkliche, um den Adel als Stand und als Stütze der Monarchie wieder zu heben und zu kräftigen. Verlorene Liebesmüh! Diesen mit Asthma, Podagra und galoppirender Geldbeutelschwindsucht geplagten alten Herrn kann man nicht mehr mobil machen und gegen die Umstürzler in's Feld schicken. Er ruhe so sanft, wie er es irgend fertig bringen kann, auf den Dornen, die er rings um sich durch sein Gehen- und Geschehenlassen hat in's Kraut schießen lassen!

Weit rühmlicher als auf den Manöverfeldern der Politik und der Volkswirthschaft hat der russische Adel sich in den freien und idealen Sphären der Litteratur und der Kunst bethätigt. Von den russischen Dichtern, Malern, Musikern gehören (besonders unter den älteren Generationen) fast alle ersten Größen der Aristokratie an. Da nun aber der russische Adel nicht völlig dem westeuropäischen entspricht und vor Allem der kleine Beamten- und Ordens-Adel jedes ständischen Gefüges und Selbst-

gefühls ermangelt, so will ich nur diejenigen Künstler als aristokratisch ansehen, die ihr Leben in den Hof-, Militär- und Gutsbesitzer-Kreisen verbrachten und zugleich in Gesinnung wie äußerer Form den alten Schönheits-Idealen nacheiferten.

Die älteste russische Litteratur mit ihren wohlgemeinten, aber meist recht pedantischen Oden und Fabeln kommt hier nicht in Betracht. Begeisterte Anhänger und zugleich auch hochbegabte Uebersetzer (wie z. B. Shukówski) fanden in russischen Litteraturkreisen die deutschen Dioskuren Goethe und Schiller. Die Geister und Herzen der russischen Aristokratie, sowohl aus dem schöngeistigen wie aus dem politischen Lager, wurden aber erst durch Byron völlig in Fesseln geschlagen. Die aus zartester Poesie und bitterster Satire, kühnster Ritterlichkeit und düsterstem Pessimismus zusammengesetzte Individualität des großen Briten, vor Allem aber seine revolutionären Tendenzen, die „Censurwidrigkeit" seines ganzen Dichtens und Schaffens, wenn man dasselbe vom russischen Standpunkt aus betrachtete, fanden in den Gemüthern der damaligen Petersburger Gesellschaft den feurigsten Widerhall.

Die Voraussetzungen des Byronismus sind etwa folgende: Vor Allem ein lebhaft functionirendes Nervensystem aristokratischen Gewebes, das durch die Erregungen des Kampfes, der Jagd, der Liebe in die stärksten und den Intellect auf das Heftigste beeinflussenden Schwingungen versetzt wird, das also, um mit Schopenhauer zu reden, vor Allem den „Affecten der Irritabilität" unterworfen ist. Infolge müßiggängerischer und ausschweifender Lebensweise, sowie ungeregelter geistiger Beschäftigungen ist dieses Nervensystem bereits in den Anfängen eines Zersetzungsprocesses begriffen. Nehmen wir hierzu eine glühende Phantasie, eine leichte und glückliche Auffassung, eine zarte Empfindlichkeit und Reactionsfähigkeit auf jeden äußeren Eindruck, ferner eine gehörige Dosis Galle und eine noch größere Dosis politischer und socialer Verstimmung, das Ganze getaucht in den verklärenden Schein eines durch vorausgegangene Meisterwerke und die Einflüsse einer feingebildeten Umgebung geläuterten Geschmackes, der selbst Verirrungen n Geistesrichtung und Laune noch immer schön und edel erscheinen läßt — so haben wir den Nährboden, auf dem diese wunderbare, farbenprächtige Blume moderner Romantik, halb Lilie und halb Wolfsmilch, entsprossen ist und ihren Samen weiter ausbreitet. Nie war eine Kunstrichtung genialer als der Byronismus, dieser geistige Ausdruck des gesammten Sinnens und Minnens, Liebens und Hassens, Strebens und Begehrens einer frühgereiften, feinfühligen, reichgebildeten und welterfahrenen Jugend. Süße, zarte Seelentriebe der Jünglingsjahre und ätzende Geistesschärfe des Alters in der gleichen Hülle vereint! Es war eben eine „goldene Jugend"! Genial war auch Alcibiades, aber es fehlte ihm die Selbstzucht, die Fähigkeit ausdauernder Gestaltung und Verwirklichung seiner Ideen, darum mußte er allen! Und ein Alcibiades, ein Byron war auch die russische Aristokratie

am Anfang dieses Jahrhunderts. „Kaum gedacht, kaum gedacht — Ward der Lust ein End' gemacht!"

Eine Lust muß es gewesen sein, damals als gebildeter und patriotischer Russe den jugendlichen Aufschwung der Nationallitteratur zu erleben, zu genießen, in jedem Stadium zärtlich zu beobachten und zu überwachen.

Welch' wunderbare Vielseitigkeit und Nachahmungsfähigkeit in Puschkin, der ein Ariost in seinem Epos „Rußlan und Ludmilla", ein Byron in seinem „Eugen Onjégin", ein Schiller in seinem Drama „Boris Godunów", ein Scott in seiner „Kapitänstochter", ein Hauff in seinen Novellen war (welchen letzteren er freilich nicht nachgeahmt haben kann). Und doch dabei welche Originalität, welches echtrussische Empfinden, welche Gewalt über die sich noch in schüchterner Jungfräulichkeit einherbewegende Sprache. Von der Kühnheit und dem stolzen Ausdruck Puschkin'scher Dichtung möge die nachstehende Uebersetzung eines seiner scharfpointirten Epigramme eine schwache Probe geben:

Ex ungue leonem!

Ich hatte jüngst in Versen was geschrieben
Und anonym es in die Welt geschickt —
Ein Kritikus hat's ebenso getrieben
Und, gleichfalls anonym, mich derb gezwickt!

Doch ging das Spiel gar schlecht uns von der Hand
Und Beider Anonymität verloren:
Er hat mich an der Kralle gleich erkannt
Und ich den Recensenten — an den Ohren!

Am schonungslosesten und schärfsten ist Puschkin in seinen politischen Gedichten, die in Rußland größtentheils nur abschriftlich von Hand zu Hand gehen. Eines der bekanntesten ist seine Unterschrift für das russische Justizwappen, welches, einen Säulenstumpf mit darauf befindlicher Krone darstellend, auf den goldenen Knöpfen aller Richter und sonstigen Beamten dieses Ressorts prangt. Das Epigramm lautet:

W Rossii njet Zarjá
W Rossii njet sakóna,
W Rossii stolb stoit,
A na stolbjé koróna!

(In Rußland giebt es keinen Zar,
Auch der Gesetze sind wir bar,
In Rußland steht ein Säulenknauf
Mit einer hohlen Krone drauf!)

Und noch wilder, noch byronischer als Puschkin war Ljérmontow, einer der größten Lyriker, die je gelebt, gelitten und gesungen. Die rührende Schwermuth, die bestrickende Schmerzversunkenheit, die tiefpoetische „Wollust des Leidens," die seinen Dichtungen eigen sind, lassen ihn als eine im Grunde zarte und feinorganisirte Natur erkennen. In seinem äußeren

Gebahren kehrte er dagegen, wie Friedrich Bodenstedt von ihm erzählt, den Cyniker hervor — vermuthlich um seine Gemüthsweichheit zu verbergen — und in seinen Gedankendichtungen, seinen politischen Anspielungen ist er schroffer, leidenschaftlicher, stürmischer, als je ein Bertran de Born oder ein anderer aufsässiger Vasall des Mittelalters war. Voll tiefen Ingrimms und unbeugsamen Trotzes schreibt er:

Mit Liebe eig'ner Art häng' ich am Vaterlande,
Allein die bluterkaufte Ruhmesschande,
Die finstern Glaubens-Ueberlieferungen,
Sie Alle haben nie mein Herz bezwungen!

So dachte und dichtete der russische Adel, als er auf der Höhe seines Einflusses und seiner äußeren Ehren stand! Kein Wunder, daß er der Büreaukratie bald als „njeblagonadjóshnüi“ (unzuverlässig) galt, von ihr beeinträchtigt, geschwächt, zurückgedrängt wurde.

Die westeuropäisch-unabhängige Gesinnung Turgénjews, die den großen Romanschreiber und Novellisten den größten Theil seines Lebens außerhalb der vaterländischen Grenzen verbringen ließ, ist dem gebildeten Leser zu bekannt, als daß sie an dieser Stelle noch besonders zu beleuchten wäre.

Jetzt predigt Leo Tolstoi seinen Standesgenossen wie dem gesammten Volk eine neue Moral. Man solle Böses mit Gutem vergelten, sich nicht rächen, sondern leiden und ertragen, bis der Rächer über den Wolken Alles zum Guten wende. So überredet auch der brave Muschik in einer der Tolstoi'schen Erzählungen seine Genossen, Nichts gegen den hartherzigen und spitzbübischen Gutsverwalter zu unternehmen, sondern sich in Geduld zu fügen, der Himmel werde schon helfen. Und der Himmel half wirklich, der grausame Verwalter wurde vom Schlage gerührt — d. h. in der Tolstoi'schen Erzählung!

Es ist stets ein gewaltiger Unterschied zwischen einem Adel in Angriffs- und einem solchen in Vertheidigungsstellung zu beobachten. Der erste kann recht muthig, unternehmend, rücksichtslos, geistesfrei sein. Im letzteren wird dagegen die überwiegende Mehrzahl wohl immer schutzsuchend die „Hörner der Altäre“ umklammern, sich nur im Asyl des Tempels sicher fühlen vor den strafenden Geistern der Vergangenheit und den drohenden Geistern der Zukunft. Junge Bettbrüder, alte Betbrüder!

Ein junger deutschrussischer Dichter schilderte jüngst den Gegensatz zwischen Einst und Jetzt recht charakteristisch in folgender Strophe:

Wo sind sie hin, die Púschkin, Ljérmontow,
Die Gógolj, all' die glänzenden Herren,
Die dem gefesselten, entseelten Stoff
Einhauchten ihres Geistes Flammenlohen?
Ach, Klagelieder hören heut' wir nur,
Und wankend folgt der großen Alten Spur
Der Eiferer für jegliches Nirwana —
Der müde Greis von Jássnaja Poljána!

Die politische Führung, die geistige Production sind mehr und mehr auf das neuerstandene städtische Bürgerthum mit seinen Schulen, Universitäten, Theatern und Zeitungen, seinem lebhaften und angeregten Gedanken-Austausch, seinem energischen Unternehmungssinn übergegangen.

II.

War Byron der geistige Führer der russischen Aristokratie gewesen, so wurde Buckle es zu einer weit späteren Zeit in noch höherem Grade für das Bürgerthum der zum Selbstbewußtsein erwachenden Nation. In einem entwickelteren Culturlande kann man sich keinen Begriff davon machen, wie sehr Bücher, welche einer allgemeinen Zeitstimmung eines jugendlichen Volkes entsprechen, in dessen „emotiven" Gemüthern (um einen Lieblingsausdruck Max Nordaus anzuwenden) wirken und zünden. Denn Buckle — von den Russen meist „Bockel" ausgesprochen — war Jahrzehnte hindurch die Lieblingslectüre der studirenden Jugend. Ganze Seiten des Buches, auf welchen von der Willkürherrschaft der Stuarts die Rede ist, ließen sich fast wörtlich auf die vaterländischen Zustände anwenden. Die Ansicht Buckles, daß der antikisirende Classicismus, soweit man von der Schulgelehrsamkeit jener Zeit absieht, vor Allem aus den gedrückten, unwahren Zuständen unter den französischen Königen und den deutschen Kleinfürsten hervorgegangen war, durch welche die Dichter gezwungen waren, ihre Wahrheiten auf Umwegen und durch Anspielungen vorzubringen (Kunstform des Despotismus), daß der englische Nationalismus und Realismus hingegen eine der kostbarsten Errungenschaften politischer Freiheit war, bestärkte die jungen Stürmer und Dränger in ihren politischen und litterarischen Neigungen, in ihren entschlossenen Bemühungen, ein wahrhaft freies und volksthümliches, der realistischen russischen Begabung congeniales Schriftthum schaffen und begründen zu helfen.

Selbstständige Geister wie der ehemalige Offizier Tschaadájew (den die Regierung, um den einsamen und sonst unschädlichen Denker zu schonen, für verrückt erklären ließ) hatten schon in den dreißiger Jahren mit größter Entschiedenheit den staatlichen Fortschritt als die Vorbedingung für die geistige Entwickelung der Nation bezeichnet. Der größte russische Kritiker, Wissárion Bjelinski, wiederholte auf den Litteratur-Abenden und ästhetischen Thees seiner Zeit in seiner trockenen, kaustischen Art immer wieder von Neuem, daß all die verzweifelten Anstrengungen der jungen Litteratur, sich selber und die gesammte gebildete Gesellschaft dauernd auf eine höhere Stufe des Denkens und Schaffens emporzuheben, aussichtslos wären, so lange die politische Freiheit noch nicht errungen sei.

Starke, aufgeklärte und rücksichtslose Monarchen wie Peter der Große und Katharina II. hatten vor Zeiten selber alle die Elemente auf und durcheinandergewirbelt, welche nun die Gährung erzeugten. Sie hatten im

Russen die Fähigkeit großgezogen, sich vom Altgewohnten rasch und leicht zu befreien. Es giebt ja im Grunde auf der Welt kein revolutionäreres Princip, als einen Absolutismus, dem nach keiner Seite hier durch geordnete Rechtszustände die Hände gebunden sind. Als es nun endlich in dem grausam hin- und hergeschüttelten Volk zu Bewegungen und Conflicten kam, als dann die brutalen niederen Beamten einzuschreiten begannen und sich durch schonungslose Verfolgungen edler Ideenkämpfer, denen sie nach Fug und Recht nicht die Schuhriemen lösen durften, Belohnungen, Orden und Titel verdienten, da mußte die Erbitterung ihren Siedepunkt erreichen.

Die Stimmung in der gebildeten Gesellschaft war besonders nach dem Krimkriege eine derartige geworden, daß sie Alles, wodurch das Bestehende angegriffen, zerstört, in den Staub gerissen wurde, mit Freude willkommen hieß, alles Nüchterne, Gründliche, Behutsame verwarf und verspottete. Junge Leute, welche kaum den Kinderschuhen entwachsen waren, führten das große Wort und bemächtigten sich, als nach dem Regierungsantritt Alexanders II. eine mildere Handhabung der Censur eintrat, der Kritik, der Tagespolitik, der Populärwissenschaft. Diese Heißsporne schlugen unterscheidungslos auf alle die Zustände los, die sie bei ihrem erzwungenen Eintritt in diese „schlechteste aller Welten" vorgefunden hatten und auf der Schulbank in ebenso erzwungener Weise anerkennen und respectiren mußten. Die Machthaber hatten ihre Unfähigkeit im Krimkriege zu Tage treten lassen, aber die Opposition begnügte sich nicht damit, die herrschenden staatlichen Factoren anzugreifen, sondern richtete sich überhaupt gegen Alles, was bisher in Rußland gedacht, geschaffen und begründet worden war. Aus diesem Lager stammte jenes famose Urtheil, das eine Zeitlang in Litteraturkreisen zu einem geflügelten Wort (natürlich in scherzhaftem Sinne) geworden war: Puschkins dichterisches Wirken müsse von der jungen Generation durchaus verworfen werden, da dieser Mann nicht „aufgeklärt" genug gewesen sei. Der Partei erwuchsen natürlich mit der Zeit noch „zielbewußtere" Genossen, wie jener Basárow in Turgénjews „Väter und Söhne", der von Dichtung und Kunst nur noch mit verächtlichem Achselzucken sprach und blos der Naturwissenschaft, der Medicin, der Volkswirthschaftslehre Bedeutung für den menschlichen Fortschritt beimaß.

Politische und wissenschaftliche Schriften des Auslandes drangen in immer weitere und weitere Kreise. Doch hatten ernste Gelehrte nur dann Aussicht, in Rußland gelesen und gewürdigt zu werden, wenn sie populär und geistvoll schrieben und dabei in ihrer Richtung wenigstens eine der herrschenden politischen oder geistigen Mächte, die Monarchie, die Kirche oder den schulmäßigen Idealismus bekämpften. Der im Grunde doch so antiliberale Schopenhauer fand im Zarenreiche Anhänger und findet sie dort noch heute, weil er die kirchlichen Lehren zertrümmert und zugleich dem pessimistischen Empfinden der schwermüthigen, thatenscheuen ugro-slawischen Rasse ein glänzendes, von philosophischen Kostbarkeiten schimmerndes Gewand

leiht. Des größten Beifalls erfreuen sich aber von deutschen Gelehrten die Realisten und Materialisten, der geniale Feuerbach, Büchner und Moleschott, endlich die Darwinisten Vogt und Häckel. Daß neben diesen Vorkämpfern moderner Weltanschauung, deren Schriften ja schließlich zu einem gemeinsamen Eigenthum aller Gebildeten geworden sind, die eingeschmuggelten Erzeugnisse noch radicalerer Denker, auf politisch-socialem Gebiet vor Allem die der englischen, französischen und deutschen Socialisten in Rußland mit Heißhunger gelesen werden, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, jeder Zeitungsleser weiß schließlich, daß das Zarenreich seit Jahrzehnten der empfänglichste Boden für extreme Lehren ist. Der beliebteste deutsche Dichter der neueren Zeit ist Friedrich Spielhagen, vor Allem in denjenigen seiner Romane, welche die Zustände der achtundvierziger Jahre schildern.

Dieser Stimmung des russischen Bürgerthums, welche vor dreißig bis vierzig Jahren ja noch ungleich gespannter und wetterschwüler war als heute, ist die sogenannte „Litteratur der Anklage" (Oblitschénije) entsprungen. Ihr Bahnbrecher war bereits Gógolj in seinem Lustspiel „Der Revisor" gewesen (das selbst dem grimmen Kaiser Nikolai ein anerkennendes Lächeln abgenöthigt hatte), ihre ältesten und geistig bedeutendsten Kämpfer sind auf dem Felde der Lyrik Njekrássow, auf dem des Romans Dostojéwski. Beides Männer, die noch unter dem vollen Hochdruck des Nikolaïtischen Geistesjoches geseufzt und in furchtbaren Jugendschicksalen, in grausamen politischen oder ideellen Verfolgungen einen tiefen Haß gegen die herrschende Richtung in Staatswesen, Schule und Gesellschaft eingesogen hatten. Auch Pissemski mit seinem berühmten Roman „Das erregte Meer" ist hier nicht zu vergessen. Ihnen schlossen sich bald die jüngeren Schriftsteller an, die ihre Willensheftigkeit, ihre polemische Schärfe an den revolutionären Schriften des Auslandes bis zum Aeußersten gesteigert hatten. So stürzte denn die Lawine zu Thal, auf ihrer Bahn Alles niederbrechend und zermalmend, bis endlich auf den untersten Staffeln jene „Tabula rasa" hergestellt war, welche Turgénjew in seinem Roman „Väter und Söhne" bereits künstlerisch erfassen und mit dem neuen Ausdruck „Nihilismus" bezeichnen konnte. Ein verhängnißvoller Name, der Denjenigen, welche sich auf diesen tiefsten Staffeln zusammenfanden, zu einer Vorbedeutung und einer Parole wurde. Bewußte Führer des Nihilismus waren bis zu einem gewissen Grade Alexander Herzen (Iskander), der später in London die Zeitschrift „Kólokol" (Glocke) herausgab, nebst anderen Populärwissenschaftern und Dichtern der älteren Generation, der junge Romanschriftsteller Tschérnyschewski, vor Allen vom Auslande her die feuerrothen Publicisten Bakunin, Fürst Krapótkin u. A. m.

Zur westeuropäischen Bewegung trat jedoch noch eine andere, die slawophile, hinzu, welche die erstere bald durchkreuzte und zurücktrieb, bald sich auf das Engste mit ihr vermengte. Auch die Slawophilen verfolgten zum Theil revolutionäre Tendenzen und hatten auch einmal das genaue

und einzelbestimmte Programm einer slawischen Verfassung für Rußland mit dem alten „Ssobór“ (Stände-Versammlung) an der Spitze ausgearbeitet. Auch sie bekämpften die Regierung als eine zu wenig volksfreundliche, aber zugleich als eine zu viel westeuropäisch-experimentirende, zu deutsche, zu antislawische.

Als unter Alexander II. die ersten Verschwörungen gegen die bestehende Staatsordnung und das Leben des Zaren aufgedeckt wurden, da konnten sich die Regierungsmänner oft gar nicht klar darüber werden, ob es sich um nihilistische oder um altrussische Umtriebe handelte.

Die Dichter, Gógolj an der Spitze, auch Ljérmontow mit seinem herrlichen Liede vom Zaren Joánn dem Schrecklichen und dem braven Kaufmann Kaláschnikow nicht zu vergessen, hatten schon längst slawenfreundlichen, urnationalen Gedanken und Stimmungen Ausdruck gegeben, welche sich bei Njekrássow bereits bis zu fanatischem Deutschenhaß steigerten.

Wie aber die nationalen Bewegungen Europas ihre gemeinsame geistige Grundlage und ihre stärksten seelischen Antriebe alle aus der vaterländischen Litteratur und Weltbetrachtung des der Einigung zustrebenden Deutschland gewonnen haben, so blieb es auch hier der deutschen Romantik vorbehalten, dem unsicher hin- und hertappenden Riesenkind Slawophilenthum durch ihr Vorbild und ihre schöpferischen Anregungen zu festeren, strengeren Formen, vor Allem zu einer entschiedeneren Marschroute zu verhelfen. Von den slawophilen Führern haben nicht wenige aus dem unerschöpflichen Lebensquell deutscher Dichtung und Philosophie geschöpft, mit seinem erquickenden Naß die dorrenden heimischen Gefilde zum Aufblühen und Gedeihen gebracht. Bekannt ist, daß beispielsweise Michael Katków in Deutschland studirt und zu den Füßen Hegels gesessen hatte. Er und andere seiner Parteigenossen waren es auch, welche die Ideale des deutschen romantischen Nationalismus in größerem Maßstabe und unterstützt von den wirksamen Mitteln der Journalistik auf russischen Boden verpflanzten.

So haben sich denn nur Dichtung und Kunst, diese freiesten und ureigensten Offenbarungen der Menschenseele, unter dem größten Slawenvolke der Welt schließlich zu voller nationaler Eigenart und Schöpferkraft entfaltet. In allen übrigen Geistesthätigkeiten, in Wissenschaft, Technik, Industrie, Publicistik, Politik ist die russische Cultur eine wesentlich nachahmende geblieben. Die russische Politik des letzten Jahrzehnts ist doch im Grunde nichts Anderes, als ein vergröberter und verschlechterter Abklatsch des Systems Bismarck, das Autoritätsprincip in Kaftan und Lammfellmütze.

Als „Erzväter“ des Slawophilenthums galten Kiréjewski, Chomjáków, die Brüder Akssákow. Später traten hochbegabte jüngere Publicisten wie Leóntjew, Katków (der freilich meist seine eigenen Wege ging und sich erst um 1880 mit geschlossenen Augen in den slawophilen Strudel stürzte), in zweiter Linie der talentvolle, aber oberflächliche und gewissenlose

Juri Ssamárin hinzu. Ihr frühester hervorragender Gelehrter war Pogódin, ihr erster Staatsmann, der später durch seine Wirthschaft in Polen und Bulgarien berüchtigt gewordene Fürst Tscherkásski.

Der reinste, selbstloseste Charakter unter ihnen war Iwán Akßákow, ein Dichter und Publicist von körnigster Urwüchsigkeit und erhabenster Gesinnung. Der größte wirkliche Politiker der Partei war Michael Katków, der berühmte Chefredakteur der „Moskówskija Wjédomosti". Katków war nicht uneigennützig, er hat sein ganzes Leben hindurch nach äußeren Ehren und klingenden Vortheilen gegeizt, aber er war dabei kein politischer Kasperle, kein Windbeutel und Phrasenmacher, sondern ein Charakter und feuriger Patriot. Katków war kein Vielschreiber, wenn er aber seine Stimme erhob, dann kam sie aus der Tiefe seines vulcanischen Innern und klang überzeugend, wuchtig, fortreißend. In rein geschäftlichen Fragen wie in Eisenbahn-Unternehmungen u. s. w. wußte er seinem Blatt durch geschickte Schachzüge so manchen Gewinn zuzuwenden, der mit den üblichen Einnahmequellen einer Zeitung wenig oder Nichts zu thun hatte. Niemals aber hat er mit seiner politischen Ueberzeugung ein opportunistisches und gewinnsüchtiges Spiel getrieben. Er war blos der Ansicht, daß seine patriotische Thätigkeit auch irdischen Lohnes werth sei, und er ließ sich als großer Praktiker diesen Lohn niemals entgehen, wenn er ihn in Ehren annehmen konnte. Aus dieser nur allzumenschlichen Eigenschaft gegen Katków einen Vorwurf zu erheben, wäre lächerlich!

Obwohl die radical-nationale Richtung über Rußland unsägliches Unheil heraufbeschworen hat, da sie in ihren jedes gesunde Maß überschreitenden Zuckungen und Convulsionen schließlich völlig blind und sinnlos um sich schlug, jede nichtrussische Nationalität zu Boden warf, quälte, verstümmelte, jeder fremden Kirche ihre Schutzmauern und freundlichen Anpflanzungen verwüstete und durch ihre Ausschreitungen Grimm und unauslöschlichen Haß längs des ganzen äußeren Umkreises des Moskowiterthums entzündete — so kann doch nicht bestritten werden, daß ihre Ideale im Grunde wahrhaft volksthümliche sind und daß ihre ursprünglichen Beweggründe ernstlich patriotische waren.

Als der unüberlegte, gegenüber den liberalen Bestrebungen der ersten Regierungs-Epoche Alexanders II. auch ungerechtfertigte, jedenfalls verfrühte polnische Aufstand des Jahres 1863 losbrach, da brachte ein großer Theil der von falschverstandener Humanität angekränkelten russischen Gesellschaft den Polen die wärmsten Sympathien entgegen. Hier war es Katków, der vor Allem an den gesunden Menschenverstand appellirte und hervorhob, daß, mochten die Ideale und Sympathien der gebildeten Gesellschaft sonst sein, welche sie wollten, doch in einem russisch-polnischen Kampfe der Russe an die Seite des Russen gehöre. Es lag in der Natur der Dinge, daß der Moskauer Publicist mit dieser Anschauung siegte. Seitdem war sein Ansehen als Politiker und Patriot in den Grenzen des Zaren-

reiches für alle Zeiten begründet. Daß der ursprünglich besonnene und besonders von warmer Anerkennung für die deutschen Culturleistungen in Rußland erfüllte Katków schließlich auch in's Extreme, Maßlose hinüberschlug, war vielleicht weniger seiner eigenen Veranlagung als den „Geistern, die er gerufen hatte", in's Schuldbuch zu schreiben. Zuerst schob er, dann wurde er geschoben! Jedenfalls hatte die junge Partei nach der rücksichtslosen, ja grausamen Niederwerfung des polnischen Aufstandes ihren ersten großen Triumph nach außen hin errungen. Der Appetit kommt während des Essens, und der ruhmgekrönte Siegeswagen des russischen Nationalismus verwandelte sich jetzt in den menschenzermalmenden Opferwagen Dschaggernauts, dessen Fahrt von Stöhnen und Todesröcheln begleitet wird.

Bald sollte die Partei auch im Innern der russischen Gesellschaft zum Siege gelangen, in deren Mitte sie zuerst schonungslose Bekämpfer gefunden hatte, darunter den bereits oben erwähnten Fortschrittler Tschaadájew als frühesten und zugleich schärfsten und geistvollsten Gegner.

Hatte die kopflose polnische Erhebung den Slawophilen Aufwasser gegenüber den Fremdvölkern geschafft, so sorgte der noch kopflosere nihilistische Terrorismus dafür, daß sie auch in der Nation selber als die einzige wirklich patriotische Gruppe anerkannt wurden und alle ordnungsliebenden Elemente unter ihren Feldzeichen vereinigten. Die revolutionären Tendenzen waren von den Führern glücklich in den Hintergrund gedrängt oder doch wenigstens tief verschleiert worden, und jetzt konnte sich das Slawophilenthum als „monarchische Partei sans phrase", als „Retterin des Vaterlandes" geberden. Seitdem ein Theil der Partei sich glücklich zum „Panslawismus" ausgewachsen hat, wollen diese unternehmenden Leute ja nicht blos ihr Vaterland, sondern den gesammten Osten des Welttheils, ja, wenn es angeht, ganz Europa von der „faulen Cultur des Westens" erretten und erlösen.

Die Slawophilen vertreten heute die Anschauung, daß Rußland, welches dem Kern der Nation, dem Bauernstande, die völlige wirthschaftliche Unabhängigkeit und Gleichberechtigung aller Individuen in der Gestalt des Gemeindebesitzes darbiete, die wahre innere Freiheit besitze und daher auf alles constitutionelle Scheinwesen Verzicht leisten könne. Westeuropa kenne hingegen nur die Niederwerfung und Ausbeutung der Schwächeren durch die Stärkeren und als grauenvollen Gegensatz hierzu die drohende Beweglichkeit und Unruhe, die Culturfeindlichkeit und Zerstörungswuth der „enterbten Massen". Europa befinde sich somit in einem Zustande wachsender Zersetzung, der nur in einem allgemeinen Umsturz und Niedergang sein Ende erreichen könne.

Diese Urtheile über die westeuropäischen Zustände dürften wohl mehr künstlichen Partei-Constructionen und Schlagwort-Blendereien, als ernsthaften wissenschaftlichen Schlußfolgerungen und Ueberzeugungen ihren Ursprung verdanken. Heiliger Ernst ist es aber den Slawophilen mit ihrer Ver-

herrlichung der lächerlich veralteten, unter den Bedingungen unserer Zeit völlig unwirthschaftlichen Einrichtung des russischen Gemeinde-Besitzes. Und hier stehen sie seltsamer Weise auf einem Boden mit vielen der nihilistischen Schreckensmänner.

Die Frage, was die Nihilisten mit ihrem Terrorismus wollen, kann sich ja jeder einsichtige und nachdenkliche Mensch im Grunde selber beantworten. Sie wollen den Zaren durch den Schrecken unter ihren Willen beugen und ihn zwingen, eine Verfassung zu erlassen.

Nun wirft sich aber die zweite Frage auf, weshalb sie diese Verfassung wollen, eine Frage, die für russische Verhältnisse durchaus keine so selbstverständliche und einfache Beantwortung findet, wie für westeuropäische. In Rußland sind erst sehr engbegrenzte Gebiete für eine Verfassung reif, und gerade diese Gebiete sind größtentheils von den „Fremdvölkern" bewohnt. Alles Land östlich von der Wolga wurde am Anfang des Jahrhunderts noch zu Asien gerechnet und gehörte in seinem ganzen Culturstande und Lebenszuschnitt dem Orient an. Die Bauern dieser Gegenden behaupten noch heutigen Tages, daß sie in Asien leben.

Eine Verfassung für das Gesammtreich müßte, da der größte Theil desselben soeben erst aus primitiven, fast „prähistorischen" Organisationen heraustritt und sich der capitalistischen Productionsweise zuwendet, zunächst einen ständisch-capitalistischen Charakter tragen. Eine solche Verfassung aber würde die Masse des Volkes, die Bauernschaft, in Nachtheil setzen und daher von den Patrioten noch erbitterter bekämpft werden, als der doch immerhin ziemlich bauernfreundliche Absolutismus.

Den Nihilisten liegt weniger an bestimmten politischen Einrichtungen, als an „Licht und Luft," an Freiheit für ihre Propaganda. Einer ihrer Wortführer, der pseudonyme Nihilist Stepniak in London, spricht sich über ihre Bestrebungen und Ziele mit größter Offenheit in einem Buche aus, das zuerst bald nach der Ermordung Alexanders II. in italienischer, darauf in englischer Sprache erschien und nunmehr auch in russischer Ausgabe herausgegeben ist. Am verbreitetsten dürfte die englische Ausgabe sein, welche den Titel „Underground Russia" führt.

Stepniak erklärt unumwunden, daß die Nihilisten die Verfassung brauchen, weil sie Socialisten sind und unter den gegenwärtigen Zuständen nicht für ihre Ideen agitiren können. Das russische Volk sei in ihren Augen das für den Socialismus geeignetste der Welt, wofür schon seine Arbeiter-Cartelle, der Gemeindebesitz und Anderes mehr sprächen. Freilich ist die Wissenschaft der Ansicht, daß der Gemeindebesitz keine sociale, sondern eine patriarchalische Einrichtung ist, aus einer Zeit stammend, welche den Begriff des Grundeigenthums bereits herausgebildet hatte, aber ihn noch nicht auf die Einzelperson, sondern auf die Markgenossenschaft anwendete. Ferner ist die Wissenschaft davon überzeugt, daß jedem wirklich aussichtsvollen und nutzbringenden socialen Zusammenschluß eine Aera individua-

listischer Erziehung und Entwickelung voraufgehen muß. Das Alles stört jedoch die Nihilisten durchaus nicht in ihren einsamen Kreisen. Ihren keineswegs volksthümlichen, sondern durchaus engherzigen und selbstsüchtigen Strebungen liegt weit weniger das Wohl ihres Vaterlandes, als das der socialen Partei desselben am Herzen. Viele, sehr viele von ihnen sind auch waschechte Anarchisten, die Nichts als den Umsturz und die Zerrüttung wollen. Denkende und liberalgesinnte Männer sind im Allgemeinen geneigt, dem russischen Nihilismus als einer freiheitlichen Strömung zuviel Ehre widerfahren zu lassen. Erst durch das Studium seiner phrasenhaften Schriften wird man zur Erkenntniß der Hohlheit und Nichtigkeit dieses ganzen Treibens geführt. In allen diesen Schriften findet sich kaum ein staatsmännischer Gedanke.

Jede auf eine Umwälzung hinarbeitende und im Geheimen wirkende Partei wird weniger durch die von ihr vertretenen Anschauungen und Theorien beherrscht, als durch die Charaktere und Individualitäten, welche in ihr vorwalten. Stepniák muß es halb widerwillig zugestehen, daß der nihilistischen Partei Rußlands sehr wenige ernste und gereifte Männer, dagegen zahlreiche Greise, Jünglinge und — Frauen angehören. Also nicht eine Bewegung, welche gleich den großen Freiheitskämpfen der angelsächsischen Völker von willensstarken, erfahrenen Männern geleitet wird, sondern ein schäumender Wirbel der übersprudelnden Unreife, der verzückten Schwärmerei, der gährenden Enttäuschung und Noth, der verwesenden, fäulnißverbreitenden Greisenhaftigkeit. Dies ist das Milieu, welches den politischen Verbrecher großzüchtet. Und auch die persönlichen Schilderungen, die neben anderen nihilistischen Schriftstellern der mehrfach erwähnte Stepniák von verschiedenen Führern der Umsturzpartei entwirft, lassen meist auch die anthropologischen Stigmata erkennen, welche die Lombroso-Schule an dem sich in ein politisches Gewand verhüllenden Mordbrennerthum festzustellen sucht. Nur einige Wenige, wie der im Süden hingerichtete Valerian Ossinski, ein glänzender Heros von augenscheinlich polnischer Abstammung, wie die nach dem Tode Alexanders II. dem Galgen überlieferte Sophia Perówskaja, eine Edeldame von feinster Bildung, glühendem Idealismus und staunenswerther Willenskraft, sind irregeleitete Schwärmer, die anderen fast durchweg querköpfige, verbissene Decadenten oder Banditen von Passion und Profession.

Nur einmal war es einem Angehörigen der Partei, einem schlauen und hartnäckigen Bauernsohn Namens Stepanówitsch, geglückt, eine Bauernverschwörung, welche mehrere tausend Köpfe umfaßte, zu Stande zu bringen. Durch die Unvorsichtigkeit eines betrunkenen Verschworenen wurde der ganze Anschlag entdeckt und vereitelt.

Sonst sind alle wirklich revolutionären Versuche der Nihilisten erfolglos geblieben. Sie wissen gut genug, daß Rußland nur durch eine große Militär-Revolution, welche von einer Hofpartei unter schein-

barer Aufrechterhaltung des Legitimitäts-Princips in's Werk gesetzt wird, befreit werden könnte, und eine derartige Umgestaltung wäre durchaus nicht nach ihrem Geschmack. Ihre Mittel und Wege sind und bleiben die des „Terrors".

In wie hohem Grade die gesammte russische Gesellschaft damals von dem Fieber des Umsturzes und revolutionären Schreckens angesteckt war, zeigt folgender von Stepniak erzählte Vorfall, den ich nicht ohne innerliches Widerstreben wiedergebe.

Kurz vor einer Reise des Kaisers Alexander in den Süden war es allgemein bekannt geworden, daß ein Attentat gegen den Kaiserlichen Zug verübt werden sollte. Ueberall konnte man davon reden hören, nur die Ohren der Polizei vernahmen trotz ihrer Länge keinen Ton. Schließlich kam es soweit, daß in dem öffentlichen Garten einer südlichen Gouvernements-Stadt ein Herr mit der Mütze in der Hand umherging und Gelder für die Bewerkstelligung des geplanten Attentats einsammelte. Und fast Niemand verweigerte den geforderten Beitrag, mit dessen Hilfe der Zar-Befreier in die Luft gesprengt werden sollte!

Die Vorwürfe, welche die russische Fortschrittspartei gegen Alexander II. in seiner letzten Regierungsperiode erhob, waren im Wesentlichen begründet: der ursprünglich so liberale Monarch war in ein fast reactionär zu nennendes Administrativ-System hineingerathen. Aber diese Reaction war zum Theil ein Rückschlag gegen die überstürzten Reformen der sechziger Jahre, zum Theil war sie durch die unaufhörlichen Putschversuche der Fortschrittler selbst hervorgerufen. Wenn Alexander II. während seiner ganzen Regierung auch nichts Anderes als die Bauern-Befreiung verfügt und durchgesetzt hätte, so hätte das schon genügen müssen, um seine Person jedem Russen ehrwürdig und unantastbar zu machen.

Die Ermordung Alexanders II. setzte endlich dem angehäuften Berg von Thorheiten und Unthaten den Gipfel auf. Ein frivoles Wort von Talleyrand fand hier abermals seine leider nur zu traurige und erschütternde Nutzanwendung: „C'était plus qu'un crime, c'était une faute!"

Daß der Nachfolger des Zar-Befreiers von reactionären Einflüssen beherrscht wurde, war schon vorher bekannt gewesen. Die schauerliche Hinmetzelung seines edlen Vaters, der völlige Bankbruch, den damit der aufgeklärte Absolutismus erlitten, mußte ihn völlig dem unaufgeklärten Despotismus, den Dunkelmännern und Schergen in die Arme treiben. Die innere Politik Rußlands ist gegenwärtig eine Polizei-, Pfaffen- und Bauern-Politik. Alles Uebrige, Kunst, Wissenschaft, Presse, Industrie wird, wenn es sich nicht allzu unliebsam in den Vordergrund drängt, widerwillig geduldet, wenn es dem vorschriftsmäßigen Patriotismus huldigt, mit Geld und Protection abgefunden, wenn es dagegen nur mit einer Miene, einem

Athemzuge nach dem für sein Gedeihen unentbehrlichen Maße von Freiheit ringt, mit einer Handbewegung, einem lässigen Wink dem Untergang, dem Verderben überliefert.

Für die Entstehung des Nihilismus ist vor Allem gewiß die Zarische Gewaltherrschaft früherer Zeiten verantwortlich zu machen. Für die gegenwärtige Gewaltherrschaft ist aber die Schuld in ebenso hohem Grade dem nihilistischen Terror beizumessen. Das Recht auf den Selbsterhaltungstrieb muß dem Despoten ebenso wie jedem andern lebenden Wesen zugestanden werden. Der Zar, welcher sich terrorisiren ließ, fand sich nicht, alle Blutopfer waren umsonst gebracht. Der Nihilismus war durch die thatsächliche Entwickelung widerlegt.

Zu spät erkannte das bethörte russische Bürgerthum, daß der Fortschritt kein Rausch, sondern eine Arbeit ist!

Der „Kreislauf mächtiger Ungeheuer", von dem Platen in einer seiner auf Rußland gemünzten Oden spricht, ist somit geschlossen. Nur dort jagen diese Beherrscher des Waldes auf dem gleichen Revier, wo es gilt, gemeinsam ein schutzloses Wild, die Fremdvölker, die finnländische Unabhängigkeit u. s. f. niederzuwerfen und zu zerfleischen.

Rußland, dieses widerspruchsvolle Land des Despotismus und des Radicalismus, der barbarischen Rohheit und der sybaritischen Ueberfeinerung, der grausamsten Brutalität und der sentimentalsten Humanität, wird wohl stets die schroffen Uebergänge von eisiger Kälte und sengender Hitze, welche sein Klima einmal mit sich bringt, zu durchleben haben. Das eine Extrem ist ebenso wüst und unfruchtbar wie das andere.

Im russischen Volk besteht in Folge seiner eigenartigen Rassenmischung eine engere „Korn- und Weinzone", eine dünnere productionsfähige Humusschicht, als in den meisten anderen Nationen Europas. Von den bildungsfähigen und gebildeten Elementen des städtischen Bürgerthums, welche hier gemeint sind, haben sich zahlreiche Bestandtheile dem selbstherrlichen Princip unterworfen. „Rußland soll kein Brasilien werden," heißt es hier, „darum lieber den Monarchen ohne den Fortschritt, als den Fortschritt ohne den Monarchen!" Eine fernere Gruppe fristet in der vornehmen (jeder anderen europäischen Revue ebenbürtigen) Monatsschrift „Wjéstnik Jewrópy" und einigen anderen Journalen gelehrteren Charakters noch ein bescheidenes liberales Dasein, während noch weitere, größere Kreise ein opportunistisches Spiel treiben und in einflußreichen Blättern mitunter sogar dem bekannten russischen „Krypto-Republikanismus" huldigen. Die Terroristen wühlen und miniren im Dunklen fort. Alle edleren, höhergearteten Naturen aber fallen finsterer Verzweiflung, krafttödtendem Pessimismus anheim. Die Stimmung, welche hier vorherrscht, gemahnt an ein schönes Gedicht von S. Nikitin, von dem Friedrich Fiedler in St. Petersburg eine vortreffliche Uebersetzung geliefert hat:

Ich heische Ruhe. Matt und krank
Ist mein Gehirn, sind meine Glieder,
Betäubt hat mich der Trommelklang,
Der Phrasenlärm der Glaubensbrüder.

Nur öder Worte wüster Schall!
Wie sind wir gut, wie sind wir ehrlich!
Zum Kampfe für das Ideal
Hält Jeder sich für unentbehrlich.

Doch Niemand hat bis jetzt ein Glied
Der Kette, die uns drückt, entrissen.
Die Lüge siegt, die Wahrheit flieht,
Todt ist die Scham und das Gewissen!

Märtyrer unter uns giebt's nicht,
Nur Sklaven voller Furcht und Tücke,
Es blendet uns das Sonnenlicht,
Denn nachtgewohnt sind unsere Blicke!

Das Uebel liegt wohl in der Luft!
Was sterben müßte — steht in Blüthe,
Was blühen müßte — sinkt zur Gruft
Und stirbt im eis'gen Sturmgewüthe!

Die Geistesverfassung aller denkenden und urtheilenden Männer in Rußland ist gegenwärtig durchaus „vormärzlich", aber ohne den jugendlichen Enthusiasmus, ohne die frische Hoffnungsfreudigkeit, ohne den thatkräftigen Schwung der dreißiger und vierziger Jahre Deutschlands.*)

Wird auch Rußland in Bälde seine Märzstürme erleben? Und wenn sie kommen, werden sie Vorboten des Sommers sein oder bloße Lufterschütterungen in einem Lande, welches acht Monate lang Winter und vier Monate lang „keinen Sommer" hat?

Wer vermag es vorauszusagen!

---

*) Der obige Aufsatz ist, wie aus den Schlußsätzen ersichtlich, vor dem Tode Alexanders III. geschrieben. Sein Nachfolger dürfte nach dem alten Brauch der russischen Zaren, nach welchem der Eine es immer mit dem reinen, der Nächste mit dem aufgeklärten Despotismus versucht, wohl bald in das liberale Fahrwasser einlenken. Zu wünschen ist, daß zunächst die Selbstverwaltung von der unerträglichen Bevormundung durch die Bureaukratie befreit, das Sklavenjoch von Schule, Wissenschaft und Kunst genommen, hingegen auf den Gebieten der höheren Politik jedes vorzeitige Experimentiren vermieden wird. Erst auf der Grundlage wirthschaftlicher und administrativer Selbstbethätigung kann Rußland einem freien Verfassungsleben entgegenreifen. D. Verf.

Richard Wagners Dichtung „Die Meistersinger von Nürnberg“.

Ein Nachwort zur Hans Sachs-Feier.

Von

J. B. Horn.

— Mainz. —

Die Festlichkeiten zum 400 jährigen Geburtsjubiläum Hans Sachsens, womit man allenthalben das Andenken eines der fruchtbarsten und merkwürdigsten deutschen Dichter ehrte, nahmen einen so glänzenden Verlauf und erfreuten sich so allgemeiner Theilnahme, daß man sich füglich wundern kann, wenn man bedenkt, was Hans Sachs noch vor 30 Jahren im Bewußtsein unseres Volkes war. Damals stand wohl von dem derben Handwerkerpoeten in Litteraturhandbüchern zu lesen; doch wer fand sich versucht, seinen „holperigen Reimereien“ nachzugehen und seinen Genossen im meisterlichen Sang actuale Bedeutung beizulegen? Wer aus dem Kreise der Gebildeten kannte ihn, seine Zeit, seine Umgebung? Im vorigen Jahrhundert war es u. a. den verdienstvollen Bemühungen eines Joh. Chr. Gottsched*), Salomon Ranitch**) zwar gelungen, den bedeutendsten deutschen Dichter des Zeitalters der Reformation der Vergessenheit, in die ihn all' das Unheil des dreißigjährigen Krieges und später die Mißgunst der „gelehrten“ Dichterschulen gestürzt, wieder zu entreißen und ihm wenigstens in der Litteraturgeschichte den ihm gebührenden Platz zu sichern; aber für ihn, den hervorragendsten Vertreter der „Volkskunst“, Interesse in weiteren Kreisen zu erwecken, wollte ihnen nicht glücken. Selbst Goethe vermochte mit seinem trefflich gezeichneten Bilde des Nürnberger

*) Vergl. „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“.
**) Vergl. „Historisch-kritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens“.

Meisters „Hans Sachsens poetische Sendung", das er in gerechtem Zorne mit den Worten schließt: „In Froschpfuhl all' das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt," diesem ebenso wenig zu früherer Popularität zu verhelfen. Der Verbreitung der Sachs'schen Werke stand vor Allem ihre Eigenthümlichkeit in Form und Inhalt, sowie ihre stark entfremdete Sprache hindernd im Wege. Wissenschaftliche Abhandlungen und Erläuterungen derselben oder gar eine Umsetzung in die heutige Schriftsprache konnten aus mancherlei Gründen kaum nutzbringend sein. Es mußte vielmehr eine Formel gefunden werden, um die Thätigkeit dieses Mannes im Zusammenhange mit seiner Zeit dem modernen Gesichtskreise, modernen Anschauungen und Empfindungen näher zu rücken; es mußte ihm recht eigentlich ein Retter erstehen, der als Aesthetiker und Litterarhistoriker ihn förmlich umschuf und auf diesem Wege die Neuzeit in Wesen und Art des alten Meisters einweihte. Richard Wagner hat diese vermittelnde Thätigkeit in seiner Meistersinger-Dichtung vollführt, und ihm gebührt das hohe Verdienst, durch seine poetische Schöpfung den Hans Sachs weiteren Schichten, als Litteratoren und Philologen es je zuvor vermochten, erschlossen und das Verständniß für ihn wesentlich gefördert zu haben.

Auf dem Stamme der Wagner'schen Dichtung ist während der letzten Decennien mit großer Prätension und ohne Hinweis auf den Nährboden, der ihr Dasein bedingt, eine umfangreiche, einschlägige Litteratur in mannigfachen Einzelschriften und Studien emporgesproßt. Verschiedene Ausgaben und gewählte Stücke der Sachs'schen Werke wurden inzwischen und besonders anläßig der 400. Geburtstagsfeier des Dichters veranstaltet. Doch welche Berücksichtigung würde all' dies Mühen beim Publicum gefunden haben, hätte Wagners That ihm nicht die richtige Empfindung für den großen deutschen Volksdichter in's Herz gelegt?

Die Sache Wagners hat durch sich allein gesiegt, sie bedarf daher nicht erst der Anerkennung. Wenn jedoch gelegentlich des Geburtsjubiläums, bei dessen Feierlichkeiten die Aufführung des musikalischen Dramas, wo irgend möglich, ein Haupt-Festact bildete, die eminente Bedeutung des Wagner'schen Werkes in Bezug auf Hans Sachs kaum genügend hervorgehoben wurde, so ist es in der That nunmehr angezeigt, dem Meister von Bayreuth, der zweifellos dem Andenken des Nürnberger Handwerkerpoeten das hehrste Denkmal gesetzt hat, mit den folgenden Zeilen eine Dankeshuldigung darzubringen.

Zur 25jährigen Münchener Aufführung der „Meistersinger von Nürnberg" hat die Verlagshandlung B. Schott Söhne in Mainz eine Facsimile-Ausgabe der Wagner'schen Dichtung in ihrer ersten Fassung veranstaltet. Diese Publication bietet nach Form und Inhalt einen so werthvollen Beitrag zur Wagner-Litteratur, daß ihre eingehende Würdigung, bei der auf die Wagner'sche Darstellungsart des Hans Sachs speciell Bezug genommen wird, auf das Interesse aller Wagner-Freunde und -Verehrer rechnen darf.

Durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Dr. L. Strecker, des Leiters der obengenannten Verlagsfirma, sind wir zudem in der Lage, eine Reihe bis jetzt noch nicht veröffentlichter Briefe aus Wagners geschäftlichen Verhandlungen mit seinem Verleger, Herrn Franz Schott, hier im Auszuge wiederzugeben. Sie bieten zur Charakterisirung Wagners im Wesentlichen nichts Neues, gewähren jedoch in die schöpferische Thätigkeit, in die Hoffnungen und Pläne des genialen Tondichters im Allgemeinen und in die Entstehungsgeschichte der „Meistersinger" im Besonderen einen werthvollen Einblick.

Die erste Idee zur Meistersinger-Dichtung ist in Wagner wohl im Anschlusse an seine Studien des „Sängerkriegs auf der Wartburg" aufgekommen. Kurz vor der ersten Tannhäuser-Aufführung verfaßte er 1845 während eines Sommeraufenthaltes in Marienbad, den vollständigen Entwurf. Er hatte sich, wie wir sechs Jahre später aus seiner 1851 erschienenen „Mittheilung an meine Freunde" erfahren, mit willkürlicher Absichtlichkeit auf den wohlgemeinten Rath guter Freunde vorgenommen, einmal eine komische Oper („eine Oper leichteren Genres") zu schreiben, die hm vielleicht eher den Zutritt zu den deutschen Theatern verschaffen würde. Seine „Meistersinger von Nürnberg" bezeichnet er dort als ein beziehungsvolles Satyrspiel, das sich seinem Sängerkrieg auf Wartburg" anschließen könne*).

Es vergehen weitere zehn Jahre, bis wir wieder Etwas von dem Plane des Künstlers hören. Verschiedene andere Stoffe drängten den ersten Gedanken zurück, und herbe Schicksalsschläge in mannigfacher Form hatten eine weitere Ausführung vereitelt. Unter den entmuthigendsten äußeren Eindrücken reifte in ihm 1861 der feste Entschluß, seinen Entwurf endgiltige Gestalt annehmen zu lassen. Die erste Kunde davon stammt aus Wien, wohin Wagner sich nach dem entsetzlichen Mißerfolg seines „Tannhäuser" in Paris zur Vorbereitung einer Tristan-Aufführung gewandt hatte. Näheren Aufschluß über des Tondichters Vorhaben giebt der an Herrn F. Schott gerichtete erste Brief:

Wien, 30 Oct. 1861.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — Was mir nun aber am Herzen liegt. Ihnen näher mitzutheilen, ist Folgendes: Seit lange habe ich mich in meiner Production unterbrochen; von den Verdriesslichkeiten der langen Verzögerung der von mir betriebenen Aufführungen gepeinigt, verlangt es mich, etwas Künstlerisches zu unternehmen, wo ich mich angenehm beschäftige und zerstreue. Zu meinem grossen Nibelungenwerke möchte

*) Daselbst giebt er auch die Handlung in ihren allgemeinsten Umrissen — von einer Prügelscene ist jedoch noch nicht die Rede, und die Art, wie der „Merker" in den Besitz des Gedichtes kommt, weicht von der jetzigen Fassung um Geringes ab.

ich in dieser Zeit und zu diesem Zwecke nicht zurückkehren und hierfür eine Periode erlangter äusserer Erfolge abwarten. Der Wunsch, mich an eine leichtere, minder angreifende und somit auch schneller zu beendende Arbeit zu machen, wird namentlich auch durch meine Lage, in welcher ich immer noch gegen die Schwierigkeit der Aufführung meiner ernsteren Werke zu kämpfen habe, mit wachgerufen, und ich betrachte es somit als einen sehr glücklichen, meiner Stimmung und meinen Verhältnissen sehr gut entsprechenden Zufall, sofort die Ausführung eines meiner früheren Pläne zu einer populären komischen Oper in die Hand zu nehmen. Bereits habe ich dazu einen vollständigen Entwurf verfasst. Die Oper heisst: „Die Meistersinger von Nürnberg" und der jovial-poetische Hauptheld ist „Hans Sachs". Der Stoff hat ausserordentlich viel Gemüthlich-Drolliges, und ich rühme mich, mit diesem gänzlich von mir erfundenen Original-Plan etwas ganz Unerwartetes, Eigenthümliches getroffen zu haben. Der Stil derselben, in Gedicht wie Musik, soll durchaus leicht und populär sein und für seine schnellste Verbreitung über alle Theater soll mir namentlich auch der Umstand bürgen, dass ich diesmal weder eines sogenannten ersten Tenors, noch einer grossen tragischen Sängerin bedarf.

Ich muss nun gestehen, dass, sowie dieser Plan meiner augenblicklichen Stimmung, die durchaus der Aufheiterung und Beschäftigung mit etwas Leichterem bedarf, vorzüglich schmeichelt, so ist dieses Vorhaben mir plötzlich auch durch meine Beziehungen zu Ihnen, hochgeehrter Herr, besonders lieb geworden. Ich verpflichte mich, dieses Werk, „Die Meistersinger von Nürnberg", grosse komische Oper in drei Acten, bereits für nächsten Winter zur Aufführung vollkommen fertig zu liefern*) Sowie ich das Gedicht vollendet habe, verspreche ich Ihnen, dies sofort vorzulegen. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Herzlich wünsche ich nun, mein verehrter Herr, dass, wie ich mir — in trüber Stunde — durch diesen schnell gefassten Plan angenehm das Herz erleichterte, ich auch Ihnen etwas Angenehmes berichtet habe.
— — — — — — — — — — — — — — —

Ich fühle, ich müsste mich für jetzt in dem grossen Ernste meiner gewöhnlichen Beschäftigung einmal unterbrechen, um schnell etwas zu schaffen, was mich zunächst in eine leichtere Berührung mit dem praktischen Bestand unserer Theater versetzt. Auf diesem Wege glaube ich auch der Ausführung meiner grösseren und ernsteren Pläne für die Zukunft von einzig förderndem Nutzen zu werden. Ich habe es einmal schwer und muss oft auf weiten Umwegen gehen! Ihnen gebührt der Dank, mir wohlwollend auf meinen Wegen förderlich gewesen zu sein.

*) Die Partitur der „Meistersinger" wurde bekanntlich aber erst im October 1867 zu Tribschen bei Luzern vollendet.

Nun aber noch die **inständige** Bitte, von dem mitgetheilten Plane das absoluteste Stillschweigen für einige Zeit bewahren zu lassen. Das lange vorher Besprochenwerden ist mir schon so viel nachtheilig gewesen! Ich selbst nehme **mir** fest vor, selbst meinen näheren Freunden nichts davon anzuvertrauen, um desto ungestörter an der Ausführung zu arbeiten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dieser Brief bedarf keines Commentars. Wie die Begriffe, „populär", „große komische Oper" bei Wagner zu verstehen sind, braucht wohl nicht besonders erläutert zu werden.

Um die Zeit, als Wagner die obigen Zeilen schrieb, schien sich seine Zukunft endlich hoffnungsvoller zu gestalten. Am 26. October hatte im Hofoperntheater eine Orchesterprobe vor zahlreichem, geladenem Publicum stattgefunden, in der mit glänzendem Erfolge Bruchstücke des „Tristan" aufgeführt worden waren. Bald jedoch trat die stimmliche Indisposition des Hauptsängers **Ander**, durch welche die Proben schon öfteren Aufschub erlitten hatten, wieder ein und stellten die Tristan-Aufführung in Frage. Es folgte für Wagner eine aussichtslose, „sorgenvolle Zeit bangen Harrens"; doch wollte er vor sicherem Erfolge „das Terrain nicht verlassen, an welches er sich durch alle Bande der Ehre und der Kunst gefesselt fühlte". Von einem Ausfluge, den Wagner im November nach Venedig unternommen, war er auf die Nachricht, **Ander** sei hergestellt, sofort zurückgekehrt; doch erwies sich des Sängers Wohlbefinden nicht von langem Bestand. Inzwischen hatte Wagner den Prosa-Entwurf seiner Meistersinger fertig gestellt und übersandte ihn mit folgendem Begleitschreiben seinem Verleger:

Wien, 19. November 1861.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — Hier ist mein ausführlicher Entwurf zu der neuen grossen komischen Oper, die ich sofort vollständig und schnell auszuführen gedenke, wenn Sie mir dies möglich machen. Lesen Sie — ich bitte: mit Ihrer verehrten Frau Gemahlin — vorläufig meinen Entwurf durch. Ich bin für heute unfähig, Ihnen mehr zu schreiben.

Die versprochenen Ausführungen mögen gleich hier folgen, ehe wir den ausführlichen Entwurf näher beschreiben.

Wien, 20. Nov. 1861.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — Gestern übersandte ich Ihnen einen ausgearbeiteten Entwurf einer grossen komischen Oper. Sie ersehen daraus, um was es sich handelt und stimmen mir gewiss bei, wenn ich in der Ausführung dieser Arbeit einem meiner originellsten, jedenfalls meinem populärsten Werke entgegensehe. Lange hatte ich mir diese heitere Arbeit aufgespart; ich glaubte dazu ein grösseres Alter erwarten zu müssen, weil ich in meinem jetzigen drangvollen Leben mir nicht die

rechte Stimmung dafür zutrauen wollte. Gerade die Mühseligkeiten des jetzigen Stadiums meiner Lebens- und Künstlerlaufbahn haben aber plötzlich mir dieses Lieblingsproject zurückgerufen und nur die Ausführung desselben kann mir zur Erholung über die unendlichen Schwierigkeiten meiner Lage hinweghelfen . . .

Da ich ein in jeder Hinsicht verlorenes Jahr vor mir sehe, frage ich mich, was beginnen? Mich gänzlich zurückzuziehen und eine neue Arbeit vorzunehmen, ist das Einzige. Allein welche Arbeit? Eine so ernste, aufreibende, wie meine letzten? Das ist unmöglich.

Da tauchten mir denn plötzlich meine wunderlichen Meistersinger auf, und mit einem Schlag fühlte ich mich wieder Herr meines Schicksals. Offenbar hatte mein guter Stern mir dieses originelle, durchaus heitere, ja lustige Sujet einst eingegeben, um mir im bedenklichsten Augenblicke damit zu helfen. Dieses Sujet hat die zwei unberechenbaren Vorzüge, dass es mich selbst erheitert während der Arbeit, und dass es andererseits alle die erschwerenden Ansprüche für die Aufführung, die meinen übrigen Werken zu eigen sind, ganz und gar nicht enthält. Vor Allem: ich brauche dazu keinen bedeutenden Tenor, und das ist für jetzt Alles, — aber auch keine grosse tragische Sängerin, und das ist viel. Hans Sachs, die Hauptrolle, wird in einer bequemen Basslage geschrieben, so dass sie an jeder Bühne vom Besten der Darsteller, sei er nun Baryton, oder selbst tiefer Bass, gesungen werden kann. Jedes, auch das kleinste Theater, hat jederzeit die Mittel zur Aufführuug dieser Oper: grossen Theatern gebe ich aber auch Gelegenheit, eine glänzende Ausstattung zu entwickeln, z. B. auch zahlreiche Chöre zu entfalten, während ich für kleinere Theater im letzteren Punkte mögliche Reductionen sogleich vorzuschreiben gedenke. Habe ich nun dabei eine schnelle, sofortige Verbreitung über alle Theater im Auge, so gedenke ich natürlich mit meiner Arbeit durchaus nichts meiner Unwürdiges zu bieten. Der Stoff erlaubt mir eine klare, durchsichtig-kernige Musik heiterster Färbung zu liefern; dennoch werden Sie schon bei Durchlesung des Entwurfes gefunden haben, dass mein eigenthümlicher Ton, selbst bis zur schwärmerischen Gemüthlichkeit ganz und voll auch hier angeschlagen werden wird. In Summa rechne ich, gerade in der jetzigen Zeit, darauf, den recht eigentlichen Nerv des deutschen Lebens getroffen zu haben, und zwar in der Weise, wie er gerade auch im Auslande als originell anerkannt und geliebt ist. Ich entsinne mich z. B. den Director der grossen Oper in Paris, als er die höchst originellen deutschen Trachten des 15. und 16. Jahrhunderts mit mir durchsah, seufzen gehört zu haben: „Ach brächten Sie uns einmal eine Oper in diesem Costüm! Das kann ich leider nie einmal anwenden!"

Mit Bezug auf die Ausführung meines Planes nun Folgendes: noch vor Ende eines Monats ziehe ich mich für ein Jahr vollkommen zurück

und werde vermuthlich länger die Einladung des Fürsten Metternich, ein kleines Logis in einem stillen Gesandtschaftshôtel in Paris — auf den Garten hinaus — annehmen. — Mit 1. October 1862 muss die Oper an alle deutschen Theatern versandt und hoffentlich vor December auf allen aufgeführt sein. Die Nachfrage nach einer neuen Oper von mir ist gross — nur die wirklichen oder eingebildeten Schwierigkeiten meiner vorliegenden neuen Werke schrecken zurück. . . .

Die Aussicht, ohne links noch rechts zu blicken, einzig und anhaltend an eine Arbeit gebannt zu werden, die im tiefsten Grunde mich zerstreut und erheitert, diese Aussicht ist es, die mir das bevorstehende Lebensjahr nicht nur erträglich, sondern als einzig erfreulich erscheinen lässt, während ich sonst vor Gram mich verzehrte.

Allein nur unter einer Bedingung ist Alles dies möglich — nämlich: dass Sie vollstes Vertrauen in mich haben und mein Vertrauen auf meine eigenen Kräfte und Fähigkeiten vollkommen theilen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Hier in Wien wird nächsten Winter Beck ein vortrefflicher Hans Sachs sein.

Die erste Aufführung der Meistersinger denke ich mir aber etwa Mitte November in München.

Der Entwurf selbst kann leider hier nicht wiedergegeben werden; der Verlagsfirma muß es vorbehalten bleiben, denselben später einmal in Separat-Abdruck erscheinen zu lassen. In allen Hauptmotiven und dem begründenden Beiwerk ist dieser Entwurf gegenüber dem in „Eine Mittheilung an meine Freunde" gegebenen Plane bedeutend ausführlicher gehalten und bietet bereits ein klares Bild des ganzen Dramas. Die Charaktere der Hauptfiguren sind schärfer und in Bezug auf Hans Sachs, Eva und David bedeutsamer ausgezeichnet. Das Personen-Verzeichniß führt nur sieben Personen auf, welche in der Komödie die Hauptrollen spielen; ihre Namen wurden später verändert, so heißt Veit Pogner dort noch Thomas Vogler und der junge Ritter von Stolzing, statt Walther, Konrad. Bis auf unbedeutende Einzelheiten stimmt dieser Entwurf mit dem angeführten Gedichte genau überein. Einige wichtigere Verse sind bereits wörtlich darin enthalten.

Besonders zu erwähnen bleiben noch drei größere Abweichungen von der endgiltigen Fassung. Im ersten Aufzug zur „Freiung" des jungen Ritters heißt es im Entwurfe: „Es werden ihm allerlei Weisen vorgelegt, Regenbogen-, Rosenblüth-, Nachtigall-Weise. In Verlegenheit wählt der Junker die wohlklingendste, die ihm ihren Gesetzen nach vorgeführt wird. Verzagt beginnt er im Tone der alten Minnesänger" . . . . . . Wagner wollte damit offenbar den Gegensatz der meistersingerlichen Spießbürgerschaft zur alten höfischen Kunst schärfer markiren, um gleichzeitig den darauf entbrennenden Streit zwischen den Meistersingern bezüglich der Sangesart des

jungen Edelmannes stärker zu begründen. Die zweite Verschiedenheit besteht darin, daß Konrad (Walther) sein Lied in der Nacht, die er theilweise schlaflos verbringt, allein fertigt. Der dritte Aufzug weist den bedeutendsten Unterschied auf: Die Taufe des Werbeliedes [„die (spätere) selige Morgentraumdeutweise"] fehlt hier noch ganz; es ist nur von einem Terzett die Rede, „anmuthlich dankende, zärtlich hoffende Empfindung von den Dreien (Sachs, Konrad [Walther] und Eva) zugleich ausgedrückt", währenddessen sich im Hintergrunde zwischen David und Magdalene ein flüchtiges „Intermezzo" abspielt.

Den geschichtlichen Faden aufnehmend, müssen wir nun des Wiederauftretens Anders in Glucks „Iphigenie in Tauris" am 21. November gedenken. Die Hoffnungen, welche sich daran knüpften, wurden allzubald durch abermaliges Erkranken Anders gänzlich zerstört, und die Aufführung des „Tristan" mußte auf unbestimmbare Zeiten vertagt werden. Wagner verließ Wien anfangs December und weilte auf seiner Reise nach Paris einige Tage in Mainz, wo er mit seinem Verleger Schott Verhandlungen pflegte und seinen „Meistersinger-Entwurf" einem „kleinen, vertrauten Kreise" offenbarte.

Die folgenden von Paris datirten Briefe geben uns von seiner Beschäftigung mit den „Meistersingern" bemerkenswerthe Nachricht:

Paris, 10. Dec. 1861.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — Jetzt bin ich ungefähr so weit, meinen Meistersingern etwas näher in das Auge zu sehen. Es hat einen ganz drolligen Reiz, mit diesen echt deutschen Käuzen sich hier gerade in Paris eingeschlossen zu wissen.

Paris, 7. Januar 1862.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — Wenn ich nicht so viel Fähigkeit und Productionskraft in mir fühlte, gewiss, die unaufhörlichen Widerwärtigkeiten, unter denen ich jetzt so fortgesetzt zu leiden habe, würden mich gänzlich zum Schweigen bringen. — — — — — — — — — — — —

Einstweilen schöpfe ich nur aus meiner Arbeit Kraft und kann nur durch sie mich erhalten. — — — — — — — — — —

Ich bin mitten in der Ausführung meines Gedichtes, das, zu meiner grössten Freude, mir viel bedeutender geräth, als ich selbst vermuthete.

— — — — — — — — — — — — — — —

Paris, 17. Januar 1862.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — Mein Gedicht schreitet vorwärts, und Ende dieses Monats Januar gedenke ich mit dem ganz zur Composition fertigen Textbuch mich über den Rhein zurückzuwenden. Meine Hoffnungen auf meine Arbeiten

sind immer grösser geworden; ich bin jetzt nach dem Ausfall der beiden ersten Acte eines ganz ungewöhnlichen Erfolges sicher, was Ihnen hoffentlich nicht chimärisch vorkommen wird, sobald ich Ihnen — in etwa 14 Tagen — das Ganze vorlese, welches fertig sich allerdings anders ausnimmt, als in der dürftigen Andeutung eines ersten Entwurfs.

Die Musik steht schon ganz im Kopfe*). — — — — —

Paris, 22. Januar 1862.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — Ich habe mich in meine Arbeit wie in eine letzte Festung hineingeworfen, und — in 4 Tagen ist das ganze Gedicht fertig. Somit drängt es mich, so schleunig wie möglich mir das Nest aufzusuchen, wo ich mein gelegtes Ei musikalisch ausbrüten kann. — — — —

Ich bin bereit, heute über 8 Tage, also Mittwoch, von Paris abzureisen, und wende mich dann direct nach Wiesbaden, wo ich demnach Donnerstag Abend anzulangen gedenke. Zu Freitag Abend komme ich dann zu Ihnen hinüber nach Mainz, und ich bitte Sie, für diesen Abend den kleineren vertrauten Kreis von letzthin wieder zu versammeln; ich wünsche, Ihnen dann meine vollendete Dichtung vorzulesen, und ich hoffe, diesmal gut zu bestehen und Ihnen zu zeigen, dass ich noch zu Etwas tauge. —

In Biebrich, unterhalb Mainz am Rhein, wohin sich Wagner anfangs Februar von Paris aus begeben, nahm er während des Frühjahrs und Sommers 1862 seinen Wohnsitz, um die musikalische Composition seiner „Meistersinger" in gänzlicher Zurückgezogenheit von der Oeffentlichkeit auszuführen. Er weilte so gleichzeitig in unmittelbarer Nähe des Schott'schen Verlages zur Verhandlung seiner Angelegenheiten. Genannte Firma hatte bereits seit einigen Jahren seinen Nibelungenring, der allerdings damals erst bis zur Hälfte gediehen war, in Verlag genommen. Vereinzelte Briefe aus Biebrich gewähren uns einen flüchtigen Einblick in des Meisters Thätigkeit zu jener Zeit, die durch eine Reise nach Karlsruhe, den Besuch des Schnorr'schen Paares und H. v. Bülows, sowie durch einen kleinen Unfall mehrfach und sogar manchmal auf Wochen unterbrochen wurde.

Biebrich, 8. Juni 1862.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — Leider bin ich in meiner Arbeit oft noch unterbrochen worden; doch gedeiht sie und macht mir die einzige Freude, die mir

*) Hierzu erinnere man sich nur, was Wagner 1844 an einen Freund schrieb: „Ehe ich daran gehe, einen Vers zu machen, ja, eine Scene zu entwerfen, bin ich bereits in dem musikalischen Dufte meiner Schöpfung berauscht; ich habe alle charakteristischen Motive im Kopfe, so daß, wenn dann die Verse fertig und die Scenen geordnet sind, für mich die eigentliche Oper ebenfalls schon fertig ist, und die detaillirte musikalische Behandlung mehr eine ruhige und besonnene Sacharbeit, welcher der Moment des eigentlichen Producirens bereits vorausgegangen ist."

aus meinem sonderbar bedrängten Dasein entstehen kann. Auch mit der Instrumentation habe ich nun begonnen, und Ende dieses Monats soll hoffentlich ein guter Theil des ersten Actes fertig Ihnen übergeben werden. —

Biebrich, 21. August 1862.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — Ich bin trostlos!. Mit den zwei Mittelfingern der rechten Hand vermag ich eben nur die Feder zu wenigen Zeilen zu führen; an die Aufzeichnung von Noten kann ich seit nun 4 Wochen, wo mich das scheinbar kleine Unglück am rechten Daumen traf*), nicht denken. Um die jetzige Zeit rechnete ich mit Bestimmtheit darauf, Ihnen die Partitur des ersten Actes der Meistersinger übergeben zu können. —

Biebrich, 25. Sept. 1862.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — Vorläufig erlaube ich mir, Ihnen das Manuscript des Gedichtes der Meistersinger zu übergeben. Ich wünschte heute noch dringende Rücksprache mit Ihnen über dessen schleunige Herausgabe zu nehmen. — — — — — — — — — — — — — —

Aus der Stille seiner Abgeschiedenheit wurde Wagner im September durch eine Einladung nach Frankfurt, später im October nach Leipzig, herausgerissen, und die nun eintretenden äußeren Ereignisse seines Lebens unterbrachen auf lange Zeit die Arbeit an den „Meistersingern". Im November nahm Wagner in Wien die Proben zum „Tristan" wieder auf, und von dort wird in den folgenden Zeilen zum letzten Male auf anderthalb Jahre der „Meistersinger" Erwähnung gethan:

Wien, 13. Dec. 1862.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — In diesen Tagen darf ich ja nun wohl den letzten Correcturbogen vom Gedichte der Meistersinger erwarten?
— — — — — — Bitte inständigst, alsbaldigst mir die Freiexemplare zukommen zu lassen.

Noch vor Jahresschluß, gegen Weihnachten, erfolgte thatsächlich die Veröffentlichung der Textdichtung, und zwar erschien diese „als Manuscript gedruckt". Die Auflage war schnell vergriffen, so daß davon heute kaum mehr ein Exemplar aufzutreiben ist. Der Schott'sche Musikverlag veranstaltete deshalb die schon oben erwähnte Facsimile-Ausgabe des sich in ihrem Besitz befindlichen Original-Manuscriptes. Das Werk ist in jeder Beziehung trefflich ausgestattet, der Lichtdruck der Firma C. F. Fay (Frankfurt a. M.) von mustergiltiger Feinheit und Gleichmäßigkeit. Bis auf das Papier**),

*) W. war von seinem Hunde gebissen worden.
**) Das Original ist auf ein geripptes Papier (papier vergé) geschrieben.

das hier aus technischen Gründen nicht verwendet werden konnte, giebt dieses Facsimile in allen Theilen (Farbe ꝛc.) die Original-Niederschrift in vollkommener Treue wieder: sie aber ist mit bewunderungswerther Sorgfalt und geradezu künstlerischer Vollendung ausgeführt.

Ueber die Wagner'sche Handschrift selbst mögen Berufenere urtheilen; sie bietet zur intimen Kenntnißnahme des großen Meisters eine in der außergewöhnlichen Erscheinung des Mannes begründete höchst schwierige, aber um so dankbarere Aufgabe. Das Manuscript weist eine feine, fast zierlich zu nennende, kleine, aber deutliche und fließende Schrift auf. Die einzelnen Buchstaben, besonders die großen, haben vollständig jene steife Eleganz und eigenthümlichen Verzerrungen verloren, die ihnen noch wenige Jahre zuvor*) eigen waren. Die Untersetzung der Verszeilen und ihre Anordnung auf der Mitte des Blattes (großes 4° Format) ist auf das Accurateste durchgeführt. Die Namen der handelnden Personen und die Titelköpfe sind stark, die scenischen Bemerkungen dagegen durchwegs leicht unterstrichen. Correcturen kommen selten vor und sind dann immer äußerst sorgfältig vorgenommen. Beschmutzungen durch Tinte ꝛc. fehlen ganz. Für den Setzer sind zur Anordnung der Columnen mannigfache Bemerkungen eingestreut. Eine größere Veränderung ist auch dem Facsimile als Einlage beigegeben. Das ganze 84 Seiten umfassende, von Wagner mit kalligraphischer Sauberkeit angefertigte Manuscript bietet in der That ein höchst charakteristisches Bild seiner Arbeitsweise.

Diese erste Abfassung der Dichtung erfuhr späterhin noch recht wesentliche Aenderungen, die dazu anregen, die ursprüngliche Gestaltung mit der heutigen in Vergleich zu bringen. Gegen die ältere Version erscheinen jetzt Sachs' „Wahnmonolog" und „Schlußrede" in gedrängterer Form, dafür weist aber das endgiltige Finale des zweiten Aufzuges (die „Prügelscene") wieder eine Erweiterung um fast ein halbes hundert Verse auf. Einige unbedeutende Kürzungen ausgenommen, bleibt der in der Facsimile-Ausgabe vorliegende Wortlaut auch in der musikalischen Ausführung gewahrt; eine höchst wichtige Stelle hat jedoch in der Oper einen ungleich werthvolleren und poesiereicheren Erfolg gefunden. Es ist dies Walters Werbelied. Jetzt unterscheiden wir diesbezüglich zwischen dem „Traumlied", das der junge Ritter am Morgen des Johannistages unter Sachsens Beirath schafft, und jenem Gedichte, das er beim Werbegesange auf der Festwiese improvisirend vorträgt, dem „Preisliede". Dieses ist, im Stile der alten Meisterlieder bestehend aus zwei Stollen und dem Abgesang, einstrophisch gedichtet, während jenes drei (die in Gegenwart Evas (III. Aufzug, I. Scene) gesungene Strophe einbegriffen) in derselben Art gleichgebaute, in den einzelnen Theilen aber minderzeilige „Bare" (Strophen) umfaßt. Der ursprünglichen Gestalt der Dichtung steht hierfür nur ein bei beiden Gelegenheiten gleich-

*) Vergl. z. B. die Handschrift Wagners um 1854 ꝛc.

lautendes Lied zur Verfügung, das dem späteren Traumliede Walters wenigstens in der Form ziemlich gleichkommt. Inhaltlich sind sie erheblich verschieden, obschon beiden eine ähnliche Idee zu Grunde liegt. Zur besseren Beurtheilung seien sie einander gegenüber gestellt:

Das ältere und das neuere

„Traumlied".

1.

Fern
meiner Jugend gold'nen Thoren
zog ich einst aus,
in Betrachtung ganz verloren:
väterlich Haus,
kindliche Wiege,
lebet wohl! ich eil, ich fliege
einer neuen Welt nun zu.
Stern
meiner einsam trauten Nächte,
leuchte mir klar,
dass mein Pfad zum Glück mich brächte;
mütterlich wahr
helle mein Auge,
dass es treu zu finden tauge,
was mein Herz erfüllt mit Ruh!
Abendlich
sank die Sonne nieder;
goldene Wogen
auf den Bergen reihten sich;
Thürme und Bogen,
Häuser, Strassen breiten sich:
durch die Thore zog ich ein,
dünkte mich,
ich erkenn' sie wieder,
auch der alte Flieder
lud mich ein, sein Gast zu sein;
auf die müden Lider
labendlich
goss er Schlaf mir aus, —
gleich wie im Vaterhaus
Ob ich die Nacht
dort wohl geträumt hab', ob gewacht?

2.

Traum
meiner thöricht gold'nen Jugend,
wurdest du wach
durch der Mutter zarte Tugend?

1.

Morgenlich leuchtend in rosigem Schein,
von Blüth und Duft
geschwellt die Luft,
voll aller Wonnen
nie ersonnen,
ein Garten lud mich ein,
Gast ihm zu sein.
Wonnig entragend dem seligen Raum
bot gold'ner Frucht
heilsaft'ge Wucht
mit holdem Prangen
dem Verlangen
an duft'ger Zweige Saum
herrlich ein Baum.
Sei euch vertraut,
welch' hehres Wunder mir gescheh'n:
an meiner Seite stand ein Weib,
so schön und hold ich nie geseh'n;
gleich einer Braut
umfasste sie sanft meinen Leib;
mit Augen winkend,
die Hand wies blinkend,
was ich verlangend begehrt,
die Frucht so hold und werth
vom Lebensbaum.

2.

Abendlich glühend in himmlischer Pracht
verschied der Tag,
wie dort ich lag;

winkt sie mir nach,
folg' ich und fliege
über Stadt und Länder heim zur Wiege,
wo mein die Traute harrt. —
Kaum
dass ich nah' zu sein ihr glaube,
blendend und weiss
schwebt sie auf als zarte Taube,
pflückt dort ein Reis
ob meinem Haupte
hält sie's kreisend, dass ich's raubte,
in holder Gegenwart.
Morgenlicht
dämmerte da wieder:
scherzend und spielend
Täubchen immer ferner wich;
flattert über Häuser hin
setzte sich
auf dem Haus, dem Flieder
gegenüber, nieder,
dass ich dort das Reis gewinn
und den Preis der Lieder.
Morgenlich
hab' ich das geträumt:
nun sagt mir ungesäumt,
was wohl am Tag
der holde Traum bedeuten mag?

3.

Tag,
den ich kaum gewagt zu träumen,
brachst du nun an
in der Freiheit lichten Räumen?
ist es kein Wahn?
sie, die ich liebe,
die das Herz mir schwellt mit süssem Triebe,
sie steht im Glanz vor mir?
Sag',
ist es nicht die weisse Taube,
lieblich und treu,
wie der Jugend holder Glaube?
Ihr ohne Reu'
ganz mich zu geben,
ihr zu weihn all Glück, all Heil und Leben,
wie, Mutter, dankt ich's dir?
Sonniglich
will sie mir erglänzen:

aus ihren Augen
Wonne zu saugen.
Verlangen einz'ger Macht
in mir nur wacht! —
Nächtlich umdämmert der Blick sich mir bricht;
wie weit so nah!
beschienen da
zwei liebliche Sterne
aus der Ferne
durch schlanker Zweige Licht
hehr mein Gesicht. —
Lieblich ein Quell
auf stiller Höhe dort mir rauscht:
jetzt schwellt er an sein hold Getön'
so süss und stark ich's nie erlauscht:
leuchtend und hell
wie strahlten die Sterne da schön:
zum Tanz und Reigen
in Laub und Zweigen
der gold'nen sammeln sich mehr,
statt Frucht ein Sternenheer
im Lorbeerbaum.

3.

Weilten die Sterne im lieblichen Tanz?
so licht und klar
im Lockenhaar,
vor allen Frauen
hehr zu schauen,
lag ihr mit zartem Glanz
ein Sternenkranz. —
Wunder ob Wunder nun bieten sich dar:
zwiefachen Tag
ich grüssen mag;
denn gleich zwei'n Sonnen
reinster Wonnen,
der hehrsten Augen Paar
nahm ich nun wahr. —
Huldreichstes Bild,
dem ich zu nahen mich erkühnt:
den Kranz, vor zweier Sonnen Strahl
zugleich verblichen und ergrünt,
minnig und mild,
sie flocht ihn um's Haupt dem Gemahl.

nächtliche Schleier
decken mehr die Augen nicht;
heller und freier
sah ich nie ein Angesicht.
Ob dem Haupt ihr schwebt ein Reis:
ob sie das bricht
von dem Zweig des Lenzen,
huldvoll ohne Grenzen
mir die Stirn' um Sanges Preis
hold damit zu kränzen?
Wonniglich
schönster Lebenstraum!
des Paradieses Baum,
reichst du dies Reis,
wohl unversehrt ich blühen weiss!

Dort Huld-geboren,
nun Ruhm-erkoren,
giesst paradiesische Lust
sie in des Dichters Brust —
im Liebestraum.

Für den mit der Sprache Wagners und seinem individuellen Stile weniger Vertrauten wird es nicht leicht sein, sich ein richtiges Urtheil über den Werth dieser beiden Gedichte zu bilden. Vor Allem verlieren sie, aus dem Zusammenhang gerissen, an Bedeutung und Verständlichkeit; dann kommen noch mancherlei Umstände in Betracht, welche ihre Würdigung erschweren. Schon jetzt, ehe wir auf die eigenthümliche Formentwickelung der Meistersinger-Dichtung zu sprechen kommen, sei darauf hingewiesen, daß Wagner hier bestrebt war, eine typische Gattung der Poesie, ein „Meisterlied" zu schaffen, und sich so in Sprache und Form den Regeln und der besonderen Art des Meistergesanges beugen wollte. Wenn es gilt zu sagen, welchem der beiden Gedichte der Vorzug zu geben sei, so wird man sich unbedenklich für das neuere entscheiden. Wagner mochte selbst empfunden haben, daß das ältere Lied, welches den complicirtesten Meistertönen in keiner Beziehung nachsteht, unseren modernen Anschauungen wenig zusagen würde, und hielt daher eine Umdichtung bei Wahrung der Grundidee in einfachere und klarere Form für geboten. Zu den Veränderungen der ersten Meistersinger-Fassung bleibt nun noch nachzutragen, daß die unfreiwillig parodischen Entstellungen des Walter'schen Werbeliedes durch Beckmesser (III. Aufz. II. Sc.) selbstverständlich auch in der neuen Version entsprechend andere sind.

Doch nun zur Dichtung selbst! „Es sollte Niemand, der über Wagner den Dichter und Sprachbildner nachdenkt, vergessen, daß keines der Wagner'schen Dramen bestimmt ist, gelesen zu werden, und also nicht mit den Forderungen behelligt werden darf, welche an das Wortdrama gestellt werden." So läßt sich Fr. Nietzsche in seiner bemerkenswerthen Schrift über den Meister von Bayreuth vernehmen. Wenn uns nun in Wagners Sprache Manches neu, ungewohnt, eigenthümlich, seltsam erscheine, meint dazu H. von Wolzogen *), so möchten wir bedenken, daß wir dies uns aus

*) Vergl. „Die Sprache in Wagners Dichtungen".

dem überall mitwirkenden oder eigentlich schon auf dem Grunde der Dichterseele selbst bestimmend waltenden Elemente der Musik zu erklären hätten. Wagner, dem endlich die erlösende Verbindung der Poesie mit der Musik zu der großartig plastisch-lebendigen Form des musikalischen Dramas geglückt ist, eine Verbindung, deren Möglichkeit und Bedeutung er uns an seinen eigenen Werken bewies und mit stets wachsender Vollendung bekräftigte, hat uns damit auch eine neue „Kunst“ geschaffen. Und diese neue Kunst bedingte wieder für ihn eine „neue“ Sprache, die im Grunde genommen, Nichts weiter als eine wahrhaft deutsche Sprache ist, allerdings nicht jene „moderne“ Sprache, die, wie es nun einmal die gesteigerten Ansprüche des complicirt gestalteten modernen geistigen Lebens forderten, für den theoretischen Menschen ganz zum Mittel ward, sondern vielmehr einzig die reine Gefühlsrede in ihrer eigensten Geschlossenheit und Kraft. Diese entbehrt selbstverständlich aller rhetorischen Breite, da sie ihre Beseelung und das, was wir aus der Rhetorik des Wortdramas gewohnt sind, allein durch die Musik empfängt. Eine Wagner'sche Dichtung mußte sich so zu einer ganz eigenartigen Schöpfung gestalten: sie stellt eben als textliche Unterlage jenes gewaltigen Empfindungsstromes der Musik eine vom Geiste dieser selbst durchwogte und durchglühte Gefühlssprache da, die losgetrennt von der Musik, für sich allein nicht beurtheilt werden darf. Blos gelesen wird sie eitel und nüchtern, manchmal sogar, trotz der Knappheit und Prägnanz im Ausdrucke, verworren klingen; zahlreichen Stellen, die der Leidenschaft oder Liebesempfindung Worte leihen sollen, wird man ob der Ueberfülle hyperbolischer Gefühlsausdrücke selbst den Vorwurf des Schwulstes nicht ersparen können. Eine Erklärung findet sich aber auch hierfür sofort: derartige Gefühlsergüsse werden eben erst durch die Verbindung mit der Musik den zweifellosen Charakter des Wahren annehmen.

So ist im Gesammtkunstwerke Wort und Ton wechselseitig von einander abhängig, aber auch Form und Inhalt müssen sich decken, und wie Wagner uns hier im besonderen Falle der „Meistersinger von Nürnberg“ einen neuen, originalen und großartigen Inhalt zu bieten hatte, so wußte er uns auch eine neue, eigenthümliche und reiche Form zu schaffen. „Dies ist das Mächtigste von der Wagnerischen Begabung,“ sagt Nietzsche, „Etwas, das allein dem großen Meister gelingen wird: für jedes Werk eine neue Sprache auszuprägen und der neuen Innerlichkeit auch einen neuen Leib, einen neuen Klang zu geben.“ Vom Gesammtkunstwerke bedingt, mußten Sprache und Form der „Meistersinger-Dichtung“ durchaus dem Stoffe, den sie behandelte, entsprechen, natürlich aber auch den entschiedenen Stempel der Zeit tragen, darin sie spielte; sie mußten eben historisch gefärbt sein.[1]

Nichts lag daher für Wagner näher, als in der dichterischen Thätigkeit Hans Sachsens, den er an die Spitze seiner Komödie stellte, seine poetische Anregung zu suchen. Das Naturwahre, Naive und Realistische der klaren, treuherzigen und lebendigen Dichtungen des Nürnberger Hand-

werkerpoeten heimelten ihn an, und aus ihnen schöpfte er den volksthümlich frischen, humorvollen Ton, eine charakteristische, alterthümliche Sprache und die eigenthümliche, altdeutsche Dichtform, ohne jedoch dabei im Geringsten seine Freiheit und individuelle Eigenart einzubüßen. Trotzdem er das Ganze seiner eigenen Abfassung unterordnet und, philologisch betrachtet, das strenge Historische weniger zur Geltung kommen läßt, gewährt Wagners Meistersinger-Dichtung doch dem Fernerstehenden ein anschaulicheres Bild der Litteratur und der Hans Sachs'schen Zeit, als irgend eine, selbst die volksthümlichste Geschichte es zu bieten vermag. Wagners „Meistersinger“ müssen geradezu als eine glänzende, wunderbare Neudichtung des Hans Sachs angesehen werden.

Auf Wagners schöpferische Gestaltungsart sei nun in Folgendem etwas näher eingegangen. In künstlerischer, wie grammatischer Stilistik, in Wortbildung und Wortgebrauch ist es Wagner auf's Bewunderungswertheste gelungen, stets den Hans Sachs'schen Ton voll zu treffen. In seinen Abweichungen vom Herkömmlichen des jetzigen Sprachgebrauches bekundet sich aber nirgends die pedantische Hartnäckigkeit einer überlegten Absicht, sondern unwillkürlich vom Sprach-Charakter der Quellen seines Stoffstudiums beeinflußt, ist dieser ihm ganz zur zweiten Natur geworden. Nur Diejenigen, welche über die Außenseite eines Werkes hinwegzustreifen gewohnt sind, werden an manchen sprachlichen Ausdrücken und Redewendungen Anstoß nehmen, da ihnen eben entgeht, wie tief diese begründet. All das im Verhältniß zu anderer moderner Poesie in der Meistersinger-Dichtung ungewöhnlich und seltsam Erscheinende findet, wie schon oben erwähnt, entweder seine Erklärung im Geiste des Gesammtkunstwerkes, oder es ist durch das Wesen des Stoffes und Inhaltes selbst bedingt; Anderes wieder dient direct zur begrifflichen und plastischen Charakterisirung der einzelnen Persönlichkeiten des Dramas oder entsprechender Situationen. Der Zeitcharakter und das süddeutsche Milieu der „Meistersinger“ bringen es außerdem mit sich, daß Wagner verschiedene heute nicht mehr allgemein übliche mundartliche und barocke Wortbildungen verwendet. So z. B. herfür, zweenen, Melodei, Ohrgeschinder, Hochgelahrt, Schätzel, Geschlamb und Geschlumbser, geschicht, Schmierich, einwandlich, eilfe, spat, baß (zu Muth), Dinger, selbstig, kiesen, Schmerz-Gekreisch 2c. Zum Zwecke komischer Caricatur hat Wagner auch öfters jene Hans Sachs'sche Manier der Wortverkürzung um die Flexion und der Worterweiterung durch eingeschobene oder angehängte unorganische Silben oder Buchstaben mit herübergenommen z. B. kraus, Dicht', Find', Beschwer, ein arm einfältig Mann 2c. gewißlich, leichtlich, lieblich, holdseliglich 2c.

Hieran anschließend seien nun noch ein paar besondere Fälle erwähnt. So finden sich in den „Meistersingern“ einige Male die der Poesie eignen starken Plurale, besonders in der Form des altdeutschen Dativ: „Kinden,“ „Gemüthen“, schwache Declinationsformen statt starker, im weiblichen Genitiv und Dativ Singularis: „am lichten Tag der Sonnen,“ „zu meiner

„Frauen Preis"; „zur Gassen"; „aus seiner Schusterstuben"; und der eigenartige Gebrauch eines absoluten Genitivs, statt präpositionaler Construction, wie „friedsam, treuer Sitten"; „gleich zwei'n Sonnen reinster Wonnen"; „Verlangen, einziger Macht, in mir nur wacht."

An den sogenannten „seltsamen" Worten Wagners bieten die „Meistersinger" keine Ausbeute; höchstens wäre über das Wort „cariren" zu rechten, das auf das lateinische carēre = „Mangel leiden" zurückzuführen ist und soviel bedeutet, wie „zur Strafe hungern", übrigens ein treffliches Charakteristikum der im 16. Jahrhundert häufigen Anwendung ähnlicher, aus dem Lateinischen abgeleiteter Worte.

Von dem Worte „beschießt" in dem Verse:

„ob Herr, ob Bauer, hier Nichts beschießt";

könnte man eher Aufhebens machen. In der Facsimile-Ausgabe (also im ersten Manuscript) steht statt dessen merkwürdigerweise „beschließt", ob nun da ein Schreibfehler vorliegt, bleibt fraglich; daß es aber in der Partitur der Oper und in den Gesammelten Werken Wagners thatsächlich „beschießt" heißt, steht fest. An Seltsamkeit wird aber diese Stelle sofort verlieren, wenn man vernimmt, daß das Wort in der Bedeutung, die es hier bei Wagner hat, noch jetzt allgemein im Oberdeutschen erhalten und nicht nur als ein aus der Sachs'schen Zeit herübergenommenes anzusehen ist. „Das beschießt" = „bringt Vortheil", „nützt"*). Wenige Lieblingswendungen des Hans Sachs hat Wagner unmittelbar entliehen, so jene Wunschformel, mit der Hans Sachs seine Gedichte zu beschließen liebte:

„Daß Volk und Kunst gleich blüh' und wachs',
Bestellt ihr so, mein ich, Hans Sachs."

Aber auch den Inhalt einzelner Verse und einmal sogar einen größeren Abschnitt, den Anfang des Sachs'schen Liedes: „die Wittenbergisch Nachtigall, Die man yetz höret überall", ein für die damalige Zeit höchst bedeutungsvolles und weitverbreitetes Gedicht, das in gleichem Sinn in Wagners „Meistersingern" Verwendung findet, hat der jüngere Meister vom älteren übernommen. Um bald charakteristisch unbeholfene, bald wieder absichtlich komische Effecte zu erzielen, benutzt Wagner die Willkürlichkeit der Sachs'schen Wortendung und bildet selbst, wo es zu Gunsten des Reimes geboten erscheint, manchmal recht seltsam klingende, theils altdeutsche, theils mundartliche Wortformen, so z. B. in den Reimen: „Füßen, Verdrüßen"; „Spuck, beruck"; „muß, Aergernuß"; „bestund, kund". Zur feineren Zeichnung der Charaktere Davids und Beckmessers und zur Geißelung ihrer Tölpelhaftigkeit und der pedantischen Handwerksreimerei überhaupt, legt er diesen Reime in den Mund, die geradezu als Vergewaltigungen an der Poesie zu betrachten sind, wie: „meister — unterweist er"; „Singer —

*) Vgl. Simplicissimus 4, 283 „dass solch geld nichts beschiesst oder zu etwas erklecklich sei."

überspring' er"; „Junker — sprung' er"; „heut'gern — hungern"; „blusen — Musen" 2c.

Ein leichter Seitenhieb bleibt selbst dem Sachs für seine Freiheiten im Reime nicht erspart: „so konnt er's — besonders". Daß Wagners Sachs selbst in seinem „Schusterlied" den auf ihn gemünzten Spottvers:

„Hans Sachs war ein Schuh-
macher und Poet dazu"*)

singt, mag als ein harmloser Scherz Wagners ausgelegt werden, der sicherlich um die Bedeutung des Verses wußte, hier aber damit in Sachsens Mund eine Verspottung und Aufreizung des Merkers Beckmesser beabsichtigte.

Was nun den Vers überhaupt in den „Meistersingern" betrifft, so bedient sich dort Wagner, gleich der Sprache, auch der mannigfachen Formen der Sachs'schen Dichtungen. Natürlich bethätigte er wiederum seine selbstschöpferische Kraft. Er hat mit dem altdeutschen Reim den altdeutschen Vers neu erstehen lassen. So wie er den Sachs'schen Vers vorfand, konnte er ihn nicht gebrauchen; vor Allem mußte der Rhythmus unseren modernen Begriffen besser angepaßt werden. Denn der Rhythmus des Sachs'schen Verses ist nichts weniger als leicht, sondern im Gegentheil steif und gezwungen**). Die Betonung, die Regelung des inneren Verses spielte eben bei den Meistersängern um des Endreimes willen, den man damals für das Wesentliche und die Poesie Ausmachende hielt, eine sehr untergeordnete Rolle. Da man auch auf die richtige Anordnung und Zahl der Hebungen im Verse keinen besonderen Werth legte und sich mit der Zählung der Silben begnügte***), so ist in vielen Fällen der Sachs'sche Vers, nach unseren modernen Begriffen, aller Form bar. Ein geschickter musikalischer Vortrag dürfte damals wohl manche metrische Schwäche verwischt haben. — Goethe selbst irrte offenbar, wie aus all Diesem erhellt und auch von Dr. Sommer nachgewiesen wird, wenn er in „Dichtung und Wahrheit", Buch 18, uns wissen läßt, daß er den leichten Rhythmus und den sich willig anbietenden Reim des Sachs'schen Verses bei manchen Gelegenheiten benutzt habe. In dieser Angelegenheit mag Goethe nicht ganz competent erscheinen; man kann eben von ihm, dem Dichter, keine genaue Kenntniß des Verses bei Sachs verlangen. Goethe hat nämlich nur den sogenannten „Knittelvers", wie er sich im Laufe der Jahrhunderte aus Sachsens Reimpaaren durch Auflösung der Synkopen und Unterlassung der Apokopen und Elisionen herausbildete, zu besonderen Ehren erhoben, aber des Sachs'schen Verses selbst konnte er sich ebenso wenig wie Wagner bedienen. Wagners Versform in den „Meistersingern" sagt sich nicht ganz von der Beeinflussung des „Knittel-

*) In Sachs' Werken findet sich ein derartig „gebrochener" Reim nur zwei Mal; der Spottvers ist ein schlagender Beweis, wie ungerecht das Gelehrten-Zeitalter, aus dem er stammt, schon allein in metrischer Beziehung den Hans Sachs herabzusetzen wagte.

**) Vergl. Dr. W. Sommer, „Die Metrik des Hans Sachs."

***) Vergl. Jakob Minor, „Neuhochdeutsche Metrik".

verses" los, lehnt sich aber in vieler Beziehung wieder mehr an den Sachs'schen Vers an, jedoch unter Wahrung einer freien Bewegung mit reicher Abwechselung des Rhythmus. Im Allgemeinen benutzt Wagner zum Dialog, und zwar zwanglos, die Form der vier Mal gehobenen kurzen Reimpaare, wie sie die nicht strophisch gegliederten Stücke Sachsens, seine „Sprüche", aufweisen*). An lyrischen Stellen dagegen wählt er mit Vorliebe die den Meistergesängen eigene Form der dreitheiligen Strophe mit ihren zwischen ein und zwölf Silben schwankenden Versen, so die alten „Meistertöne" trefflich nachbildend.

Um all das Kleinbürgerliche, Beschränkte und Derbe, wie es die Komödie forderte, volksthümlich und kraftvoll auszudrücken, hätte sich in der That keine geeignetere Kunstform finden lassen: Wagner hat ihre Vorzüge nicht verkannt und sich ihrer in der sinnreichsten Weise bedient. Aber nicht nur Sprache und Form macht er sich zu diesem Zwecke zu eigen, sondern er nimmt auch den Geist des Sachs'schen Spruches und Schwankes, den litterarischen Genius jener Zeit, in seinen „Meistersingern" auf: die humanistischen Bestrebungen des Handwerkerpoeten, das ethische didaktische Element in dessen Schöpfungen gaben ihm ein werthvolles charakteristisches Material ab. Das Wesen der Sachs'schen Dichtungsart wußte er wohl zu erfassen und in zahllosen kleinen Motiven in seinen „Meistersingern" einzuflechten. Vor Allem das Motiv des Traumes, das bei Sachs, analog den Museninspirationen der römischen und griechischen Klassiker, höchste Bedeutung einnimmt, bei Wagner einen bemerkenswerthen Zug im Bilde jener Zeit darstellt und, wie Dr. O. Bie in einem Aufsatz über Hans Sachs meint, im Sinne der modern ästhetischen Auffassung, die das Wesen der Kunst als ein Wahrtraumdeuten bezeichnet, bei der Entstehung des Preisliedes und der Taufe seiner Weise zugleich so wirkungsvoll und tiefbegründet zur Verwendung gebracht ist.

In endlosem Aufzählen von tausend Kleinigkeiten, Parallelen und Belegen beliebt Sachs sich in seinen Dichtungen zu ergehen, und frei mischt er biblische und antike Vorstellungen zum zeiteigenen Gebilde seines Jahrhunderts. Dies bedeuten besondere Charakterzüge des Hans Sachs, und Wagner fügt sie wohlbedacht als solche in seine Dichtung ein. In der Geschwätzigkeit des David während des Gespräches mit dem Ritter, in den Typen der Eva im Paradies, des Königs David, des Heiligen Johannes und in jener Verbindung des Parnasses mit dem Paradies im „Preisliede" Walters, spiegeln sie sich deutlich wieder. So macht uns Wagner unvermerkt mit den litterarischen Eigenschaften des Hans Sachs vertraut, und aus all diesen Einzelheiten entwickelt er schließlich die Stimmung, den Grundzug für dessen Persönlichkeit.

---

*) Ueber den Sachs'schen Vers sind die Ansichten in wissenschaftlichen Kreisen noch sehr getheilt; vergl. Dr. Karl Dreschers Auslassungen in „Hans Sachs-Forschungen" (Nürnberg 1894) S. 247—252.

Mit derselben Treue wie den Dichter schildert Wagner auch den Menschen Sachs durch Wort und That als handelnde Person in seinem Drama. Um aber allgemeines Interesse für ihn zu wecken, mußte er den historischen Sachs zum Typus umgestalten, und so gelang es ihm, die Herzen Aller für ihn zu gewinnen. Das Allgemeinmenschliche der liebenswürdigen Charaktereigenschaften des Sachs brauchte ja nur in helleres Licht gesetzt zu werden, und an der historischen Figur war, um sie bühnenfähig zu machen, nicht viel zu modernisiren; mit der eigenen Auffassung Wagner's war da schon Genüge gethan, denn dank seiner gewaltigen dramatischen Begabung ist der ganze Meistersingerstoff mit all' seinen Eigenarten und seinem philiströsen, spießbürgerlichen Geiste im musikalischen Drama zur mächtig künstlerischen That erhoben. Indem Wagner den Hans Sachs mit seiner Poeterei und seinem Handwerk zugleich und dann wieder mit seiner pedantischen Meistersingerei und seiner drängenden Sehnsucht nach Befreiung aus den engenden Banden des Tabulaturwesens zu selbstständiger dichterischer Entfaltung*) darstellt und ihn als jugendlichen Wittwer mit seiner bescheiden unterdrückten Neigung zu dem reinen Mädchenbilde in ruhig überlegender Denkungsart und väterlicher Güte erscheinen läßt, schlägt er den wärmsten und gemüthvollen Ton des Humors an, von dem auch der historische Sachs durchströmt ist. Und damit haben wir den eigensten Nerv der Wagner'schen „Meistersinger“ berührt. Es ist etwas Eigenartiges um die dichterische Schöpfung überhaupt, wie um diesen Wagner'schen Humor. Sein Humor ist eben in der echt deutschen Heiterkeit begründet, der deutschen Heiterkeit, wie sie Luther, Beethoven und Goethe zu eigen, die, wie Nietzsche in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ sagt, von anderen Völkern gar nicht verstanden werde und den jetzigen Deutschen selber abhanden gekommen scheine — jene goldhelle durchgegohrene Mischung von Einfalt, Tiefblick der Liebe, betrachtendem Sinn und Schalkhaftigkeit, die Wagner allen Denjenigen eingeschenkt habe, die tief am Leben gelitten und sich ihm gleichsam mit dem Lächeln der Genesenden wieder zurückkehrten. Von Wagner kann man füglich eine von närrischer Lustigkeit und geistessprühendem Witz durchtränkte Komik nicht verlangen, aber mit dem Idealismus seiner ernsten Gestalten vereint sich bestens die Parodie als groteskkomische Verzerrung des Ernsthaften, die thatsächlich auch in der Figur des Beckmesser ihre gelungene Verkörperung fand. Mit der Gestalt des Beckmesser**) kann man jedenfalls zufrieden sein, doch die komische Charakteristik des David und der Lene läßt an Schärfe und Lebenswahrheit zu wünschen übrig. Das eigenste Feld bleibt eben für Wagner unbe-

*) Eine in der dichterischen Thätigkeit des histor'schen Hans Sachs selbst begründete Thatsache, vgl. seine „Sprüche“ (die epischen, episch-didaktischen und dramatischen Werke).

**) Geschichtlich genießt Beckmesser den Ruf eines angesehenen Meistersingers, von dem noch einige Lieder erhalten sind; mit dem Wagner'schen Beckmesser hat der geschichtliche Nichts gemein.

dingt die Verkörperung des Ideals; wo er davon abweicht, verliert er an Größe und Genialität, aber in ihr selbst steigt er zu der höchsten Sphäre, und so wurden eben Sachs, Walther von Stolzing und Eva Pogner zu entzückend charakterisirten, lebensvollen Gestalten. Für sie fehlt jeder geschichtliche Beleg: sie sind der Wagner'schen Phantasie entsprossen. Dagegen finden sich die Namen der zwölf in der Komödie genannten Meistersinger*), von denen geschichtlich zu Sachs' Zeit zwar Keiner mehr lebte, nicht nur in der von Wagner benutzten Chronik Joh. Chr. Wagenseils (1697), sondern auch, allerdings mit theilweise anderen Vornamen, in einem Liede des Sachs „Ein Schulkunst" (1515), das offenbar Wagner nicht bekannt war, da er doch sonst wohl die wichtigen Vornamen und Gewerbebezeichnungen aufgenommen hätte.

Ueber die Quellen, die Wagner zu seiner Meistersinger-Dichtung benutzte, mögen gerade hier noch einige Worte gesagt werden. Es ist nicht unmöglich, daß Wagner die Anregung zu den „Meistersingern" außer durch seine Studien des „Sängerkrieges auf Wartburg", wie schon oben erwähnt, auch aus der Novelle E. T. W. Hoffmanns: „Meister Martin und seine Gesellen," die er nach F. Muncker bereits in seiner Jugend mit Interesse gelesen, empfangen hätte. Folgende Stelle daraus wäre dafür nämlich näher in's Auge zu fassen: „Bald darauf setzte sich Friedrich auf den Singestuhl, zog sein Barett ab und begann, nachdem er einige Secunden vor sich hingeschaut, dann aber einen Blick in die Versammlung geworfen, der wie ein glühender Pfeil der holden Rosa in die Brust traf, ein herrliches Lied im zarten Ton Heinrich Frauenlobs."**) Warum könnte selbst ein so geringfügig erscheinendes Motiv dem Genie nicht als Ausgangspunkt gedient haben? Außer der genannten Chronik, aus der Wagner wohl geflissentlich eine Stelle fast wörtlich***) entlehnt, mag er noch anderen culturgeschichtlichen Werken, vielleicht Hagens „Norika", seine Kenntnisse der Stadt Nürnberg und der Meistersingerkunst verdanken.

---

*) In der Facsimile-Ausgabe sind im Personenverzeichniß nur 6 angeführt, obschon in der Handlung auch dort bereits 12 auftraten.

**) Vgl. die pantomimische Einleitung des ersten Aufzuges und die bereits oben erwähnte Stelle aus dem Prosa-Entwurfe Wagners.

***) Vergl.:

Aus Wagenseil:	Aus Wagners „Meistersinger".
Ein jedes Meister-Gesanges Bar hat sein ordentlich Gemäs in Reimen und Silben	Ein jedes Meistergesanges Bar stell ordentlich ein Gemässe dar aus unterschiedlichen Gesetzen, die Keiner soll verletzen.
Ein Bar hat mehrentheils unterschiedliche Gesätz oder Stuck, als viel deren der Tichter tichten mag.	
Ein Gesätz besteht meistentheils aus zweyen Stollen, die gleiche Melodey haben.	Ein Gesetz besteht aus zweenen Stollen, die gleiche Melodei haben sollen,

Das Drama Joh. Lud. Deinhardsteins „Hans Sachs" dürfte er wohl ebenso, wie die Lortzing'sche Oper, die 1840 in Leipzig ihre Erst-Aufführung erlebte, gekannt haben. Es kann aber nicht die Rede davon sein, daß Wagner aus diesen Werken, trotzdem besonders in letzterem die Liebeshandlung und einige Momente der Meistersingerschule bereits vorgebildet sind, irgend ein Motiv benutzt hätte. Zwischen seinem Hans Sachs und dem seiner Vorgänger ist ein unendlicher Unterschied, und in welch' höhere Sphäre weiß Wagner den ganzen Stoff zu rücken! Vor nicht allzulanger Zeit durchlief die Zeitungen eine Notiz, man habe in einem älteren Straßburger Localstück, J. H. Arnolds „Pfingstmontag", das Vorbild zu Wagners Beckmesser gefunden, doch erwies sie sich, wie man aus einer Abhandlung in Nr. 31 und 32 der Allgemeinen Zeitung (96. Jahrgang) ersehen kann, als unbegründet. Man wird eben immer noch an Wagner nörgeln wollen und ihm irgend eine Schwäche nachzuweisen suchen; aber zu welchem Zwecke und mit welchem Erfolge?!

„Nie wurde das deutsche Bürgertreiben durch Wort und Ton schöner verklärt, nie die Kunst so tief und innig in die Röhren seines Lebens geleitet und mit ihm zu einem neidwürdigen Ideal verbunden, das an die goldensten Tage des alten Hellas erinnert," ruft H. Bulthaupt mit Begeisterung in der dramaturgischen Betrachtung der „Meistersinger" aus. Aber mehr als ein unvergleichliches, bis in jede äußerlichste Beziehung wahrheitsgetreues Culturbild aus deutscher Vergangenheit bedeutet Wagners dichterische Schöpfung. Wie sie im Besonderen jenen unendlichen Gegensatz zwischen wahrer, freier Kunst und steifem, geistverlassenem Handwerk darstellt, das ohne höheren Gedankenflug, aller Phantasie bar, nur an den verknöcherten Formeln, starren Regeln und dem unsinnigen Schnörkelkram klebt, so ist sie im Allgemeinen in der Komödie die typisch giltige Verkörperung des ewigen Gegensatzes zwischen Genius und Philisterthum. In der Persönlichkeit des Hans Sachs und seinem Schicksal findet sich noch mehr aber eine höchst bedeutsame innere Analogie zu Wagner, dem schaffenden Künstler selbst. Sein eigenes ideales Streben, all' jene Anfeindungen, die er um dessentwillen von seinen Zunftgenossen zu erdulden hatte, sind ungesucht, aber prägnant in den „Meistersingern" angedeutet und geben in mancherlei ironischen und satirischen Beziehungen ein getreues Spiegelbild seines Wesens, seines Kämpfens und Siegens. Wenn darum Wagner schließlich den Hans Sachs durch ein Dankeswort an die „heilige deutsche Kunst" in wonnevoller Verklärung, die ewige Herrschaft des

Ein Stoll bestehet aus etlichen Versen . .

Darauf folgt das Abgesang, so auch etliche Vers begreifft, welches aber eine besondere und andere Melodey hat, als die Stollen.

der Stoll' aus etlicher Vers' Gebänd',
der Vers hat seinen Reim am End'!
Darauf so folget der Abgesang,
der sei auch etlich' Verse lang,
und hab sein' besondere Melodei,
als nicht im Stollen zu finden sei!

Idealismus künden ließ, da durchdrang wohl auch ihn, den „hoch bedürft'gen Meister", wie ein Götterstrahl das Bewußtsein seines hehren Berufes und der vollbrachten künstlerischen That.

So ersteht Hans Sachs zu neuem, unvergänglichem Ruhm in der Schöpfung Wagners, der sich selbst in seinen „Meistersingern" zu seinen eigenen Idealen emporringt, aber zugleich dem liebenswerthen Nürnberger Volksdichter ein frisches, nimmer welkendes Reis weiht:

„Ein Eichkranz ewig jung belaubt,
den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt!"

Gedichte.

Von

Carl Busse.

— Berlin. —

Am Krankenbett.

Was sprichst Du heut vom Sterben nur?
Du bist nicht schwach, Du bist nicht krank,
Bald klappert wieder hell im Flur
Dein Schlüsselbund mit liebem Klang.
Du hast nur viel zu viel gewacht,
O Gott, wie mußt Du müde sein!
Sprich nicht, sprich nicht, 's ist späte Nacht,
Lieb Mütterchen, schlaf ein, schlaf ein.

Noch einen Kuß, dann will ich gehn,
Wie trocken brennt Dein müder Mund!
Halt still, es wird vorübergehn,
Und morgen bist Du ganz gesund.
Dann gießen wir den Rosenstrauß
Auf Vaters Grab wie sonst zu Zwei'n,
Und woll'n am Abend still zu Haus
In Vaters altem Stübchen sein.

Das Stübchen, weißt Du, linker Hand,
Du hast es für Dein Leben gern,
Der alte Fritz hängt an der Wand
Mit seinem großen Ordensstern.
Du siehst ihn an und lächelst blos,
Wie lieb und jung wird Dein Gesicht!
Ich leg' den Kopf in Deinen Schoß
Und halt' ganz still und rühr' mich nicht.

Doch jetzt — was packt Dein Herz so jäh?
Was zittert so Dein bleicher Mund?
Sprich nicht von Tod — es thut mir weh',
Und morgen bist Du ganz gesund.
Dein Haar ist grau, Dein Blick verwacht,
O Gott, wie mußt Du müde sein!
's ist späte Nacht, 's ist späte Nacht,
Lieb Mütterchen, schlaf ein, schlaf ein!

Vor einer Todten.

Du lagst so still in einem eignen Glanz,
Kein Traum bog mehr die halbgeschloßnen Lider,
Tief neigten sich aus Deinem Todtenkranz
Mit welkem Stiel die weißen Blüthen nieder.

Das gab ein Düften noch zu guterletzt,
Als kämen alle Deine Mädchenträume
Und küßten Dich und nähmen Abschied jetzt
Und grüßten sacht die liebgewordnen Räume.

Ich aber hielt in wildem Gram und Groll
Dein kaltes Händchen wärmend in den meinen,
Und ab und zu vom Nebenzimmer scholl
Noch Deiner Schwestern unterdrücktes Weinen . . .

John Morley.

Von

S. Saenger.

— Berlin. —

I.

Einer der führenden Schriftsteller des modernen englischen Radicalismus zerbrach sich in müßiger Stunde den Kopf über die Definition, die sich von den Bekennern seiner Secte geben lasse, und da er den Ruf eines klugen und kenntnißreichen Mannes besitzt, so ist das Ergebniß, zu dem er gelangt, wohl mittheilenswerth. Der englische Radicale ist demnach ein Mensch mit einer feinen Zunge für Rheinwein und einer brennenden Liebe für die Kunst der italienischen Frührenaissance; in der Regel auch begeisterter Wagnerianer. Die Partei, der er dient, ist die der Mäßigkeit und Ordnung; der Bildung, Erleuchtung, Versittlichung des Volkes. Grant Allen vergißt auch die Antithese nicht, schon weil sie litterarisch wirksam ist. Der Tory begünstigt die Spiel- und Trunksucht, den Turf und das Publichouse; den Obscurantismus jeglicher Art nimmt er unter seine schützenden Arme; er hat eine geheime Sehnsucht nach überlebten Staatsformen, dem Cäsarismus, dem Zarismus, dem Despotismus; er will das Volk unter die Fuchtel der Klerisei bringen, die Volksschule ihr ausliefern; seine animalischen Instincte ziehen ihn, den Barbaren, zum Krieg, und aus Mangel daran verlegt er sich, der Jingo, auf Colonialabenteuer nach dem Muster des noch unvergessenen Zulu- und des kaum verflossenen Matabelekrieges. Der Radicale hingegen thut, was er thut, um Gottes willen, das heißt: er betrachtet sich als Mittel zur Beförderung des allgemeinen Wohles. Er ist von der geistigen Regsamkeit befallen, die dem Sybariten fremd sein muß, der auf dem weichen Polsterbett seines ererbten Besitzes und seiner

ererbten Vorrechte des Lebens süße Wonnen genießt. Dieser Adel liegt ihm, sozusagen, im Blute, da er seine Herkunft aus den Schichten ableitet, aus deren Dunkel sich die Weltgestirne Shakespeare, Milton, Burns, Keats und so viele andere emporhoben . . .

Diejenigen, welche befürchten, das Vereinigte Königreich sei im Begriff, einer jakobinischen Demokratie zum Opfer zu fallen, weisen zum Belege gern auf ähnliche Aeußerungen hin. Sie erblicken darin die Früchte der Bewegung, welche suche, aus der Vergangenheit „tabula rasa" zu machen.

Das Beispiel John Morleys, des bedeutenden, auch bei uns hochgeschätzten Schriftstellers, der im gegenwärtigen liberalen Cabinet für die irische Politik verantwortlich ist, mag sie beruhigen. Vergebens würde man in seinen Schriften, Reden, Handlungen den Typus suchen, wie ihn Grant Allens Definition ausmalt. Er lebt weder von den leeren Formeln noch von den oberflächlichen Allgemeinheiten von 1789. Er ist ungefähr der Mann, wie ihn bei eigener Originalität und Selbstständigkeit die Lehre John Stuart Mills und der praktische Sinn seines Volkes auf die Beine stellen mußten. Ganz bescheiden tritt er auf. Er spricht nie von sich und selten von seinen Freunden. Das Fortissimo in seinen Aeußerungen besorgen seine Gründe, nicht Prahlereien und Verkleinerungen seiner Gegner. Wo er Unbescheidenheit der Gesinnung und Declamationssucht brandmarkt, will er zu allererst Diejenigen treffen, die ihm am nächsten stehen. Manche seiner politischen Gegner hinwieder bekennen, ihm für tiefere Einblicke in die Geschichte und die Theorie der Politik verpflichtet zu sein. Gründlicher als er kann es Niemand sagen, daß bei dem Pis-aller, das man Weltlauf nennt, die wenigen dauernden Güter nur durch Unpersönlichkeit und Sachlichkeit der Bemühung zu erringen sind, die er niemals so engherzig war, für seine Parteigenossen ausschließlich in Anspruch zu nehmen. Wer nur einen Essay von ihm gelesen hat, weiß, wie viel Gedanken und Betrachtungsweisen ihm von den heterogensten Geistern, von Pascal, Voltaire, Diderot, Rousseau, Turgot, Carlyle, Burke, de Maistre, Kant, Goethe zugeflossen sind. Seine demokratische Gesinnung macht bei der Phase der Gesellschaftsentwicklung Halt, die sich nach Aristoteles durch die Achtung vor dem Gesetz auszeichnet. Was darüber hinausgeht, das politische Gerberthum, die Anarchie, der Despotismus, hat in ihm den stärksten Gegner.

II.

Es muß John Morley nicht leicht geworden sein, sich zur Duldung relativer Standpunkte durchzuringen, denn seinem moralischen Temperament werden alle Fragen mehr oder weniger zu Gewissensfragen, die zu ehrlichem Bekenntniß drängen. Einem Politiker, der durch eine ungeheure Reihe von Vermittlungen zu seinen Ueberzeugungen gekommen ist, bedeuten diese etwas Anderes als jenen Parasiten, die an jeder politischen Partei haften

und, wie Morley früh erkannt und bekannt hat, als Rhetoren, Demagogen und Zeitungsschreiber einen so großen Einfluß auf die Bildung der öffentlichen Meinung haben. Zwar darf man auch jetzt sich seinen Radicalismus in keinem Punkte verwässert vorstellen: er ist immerhin der geistige Urheber der Gladstone'schen Homerule-Politik, sowie der Verkünder des sogenannten Newcastler Programms, welches der Politik des gegenwärtig amtirenden liberalen Cabinets zu Grunde liegt. Aber gerade seit der Zeit, da Morley als Leiter der inzwischen in's unionistische Lager abgeschwenkten „Pall Mall Gazette“ (1880) und als Abgeordneter (seit 1883) in die Niederungen der Tagespolitik hinabstieg, und mit jenen zahlreichen Elementen in Verkehr treten mußte, die sie „machen“ und kein reineres Verhältniß zu ihr haben, hat sich sein Charakter am glänzendsten offenbart. Man spricht noch immer vom „ehrlichen Johannes“ und bemitleidet, vielfach in schamloser Weise, die Einfalt, die sich selber beim Worte nimmt. Oder man rächt sich für die Geißelhiebe, die er der im öffentlichen Leben geübten Gesinnungslosigkeit besonders in „On Compromise“ ertheilt, indem man ihm den gesunden Menschenverstand abspricht. Er mochte in solchen Augenblicken sein gekränktes Gemüth an den Worten aufrichten, die Kant zur Vertheidigung Humes gegen die philosophischen Vertreter des gesunden Menschenverstandes gesprochen hat: „Die Gegner des berühmten Mannes hätten aber, um der Aufgabe ein Genüge zu thun, sehr tief in die Natur der Vernunft, sofern sie blos mit reinem Denken beschäftigt ist, hineindringen müssen, welches ihnen aber ungelegen war. Sie erfanden daher ein bequemeres Mittel, ohne alle Einsicht trotzig zu thun, nämlich die Berufung auf den gemeinen Menschenverstand. In der That ist's eine große Gabe des Himmels, einen geraden (oder, wie man es neuerlich benannt hat, schlichten) Menschenverstand zu besitzen. Aber man muß ihn durch Thaten beweisen, durch das Ueberlegte und Vernünftige, was man denkt und sagt, nicht aber dadurch, daß, wenn man nichts Kluges zu seiner Rechtfertigung vorzubringen weiß, man sich auf ihn als ein Orakel beruft. Wenn Einsicht und Wissenschaft auf die Neige gehen, alsdann und nicht eher sich auf den gemeinen Weltverstand zu berufen, das ist eine von den subtilen Erfindungen neuerer Zeiten, dabei es der schalste Schwätzer mit dem gründlichsten Kopfe getrost aufnehmen und es mit ihm aushalten kann.“ Aehnlich behauptet Morley gegenüber Denen, die über Hals und Kopf im Kleinkram ihrer persönlichen Erfahrung stecken, daß Theorie und Praxis zusammengehören, wie Licht und Wärme, und Diejenigen, welche sich berufen glauben, das Volk zu führen, zuvor aus der reinen Quelle der Wissenschaft interesselose Denkweise geschöpft haben müssen.

Er selbst hat lange und in tiefen Zügen daraus getrunken, und als er im Jahre 1886 als Obersecretär für Irland in's Cabinet Gladstone trat, trug er einen der glänzendsten Schriftstellernamen des modernen England. Seine Arbeiten über Voltaire, Diderot, Rousseau, Burke, Walpole,

Cobden, Pascal, Turgot, Condorcet, Robespierre, insbesondere diejenigen zur Keimzeit der modernen Aufklärung, dem achtzehnten Jahrhundert, befanden sich in Jedermanns Händen und übten auf die Denkweise der Zeitgenossen einen bedeutsamen Einfluß. Daß Morley seine Studien mit dem tiefsten Ernst, mit umfassendster Gründlichkeit, mit mehr als durchschnittlicher Einsicht in den Zusammenhang geschichtlicher Ereignisse betrieb, wagte Niemand zu leugnen, noch daß er in ihnen auf der Warte des nur ideell Betheiligten steht. Eine freie Sittlichkeit spricht aus jeder Zeile seiner Schriften, und gar Manchem wurden sie zum Stahlbad der Gesinnung. Durch sein Buch über den Compromiß allein wurde er zur politischen Macht im Lande. Es war seit Burkes Zeit vielleicht das erste Mal in England, daß ein Schriftsteller einen so directen Einfluß auf die Politik seines Landes übte.

Er muß wohl früh die Neigung verspürt haben, öffentlich für seine Meinungen einzutreten. Noch nicht 25 Jahre alt, wurde er, nach einer tüchtigen Lernzeit in Oxford, Leiter der „Literary Gazette" (später „Parthenon"). Schon 1867 trat ihm, dem Neunundzwanzigjährigen, der bekannte Goethe-Biograph Lewes die Leitung der „Fortnightly Review" ab, einer der angesehensten, im liberalen Geiste gehaltenen Zeitschriften Englands. Morley vertrat darin den wissenschaftlichen und politischen Fortschritt, erst noch streitbar im Tone, zur Zeit, da die erste Zeitung des Landes den Wahrgehalt Darwins vor dem Forum der öffentlichen Moral prüfte, später mit akademischer Ruhe und Mäßigung. In dieser Zeitschrift veröffentlichte er seine bedeutendsten Aufsätze, aus deren Gedankenschatz die Kampfhähne beider politischen Parteien offen oder verstohlen plünderten. Sie sind seither gesammelt herausgegeben und besitzen neben der ungewöhnlichen Gediegenheit ihres Inhalts seltene litterarische Vorzüge. Insbesondere zählen die zwei Bände „Critical Miscellanies" nach Form und Inhalt zu dem Besten, was die englische Essay-Litteratur dieses Jahrhunderts aufzuweisen hat. Sein Stil ist kurz, knapp, klar und anschaulich, fließt ruhig und ebenmäßig dahin, läßt überall eine gesunde, einfache, wenn auch geschulte und sorgsame Denkweise durchschimmern, schwillt aber zu wuchtigen und weit ausholenden Perioden an, wo die Würde und Größe des Gegenstandes es verlangt, und ist überall in fesselndster Weise durch die Erinnerungen an eine unerschöpfliche Fülle von Menschen, Dingen, Ereignissen belebt, mit denen ihn sein arbeitsames Leben in Beziehung gebracht. Er hat an der überreich bedeckten Tafel der Vergangenheit mit feinster Zunge genossen und mit durstigstem Gemüth geschlürft. Bald empfindet er mit der zarten, nach innen gescheuchten Seele Pascals und weiß dann seinen Verstand entsprechend historisch zu verengen. Bald versenkt er sich in das Allauge Shakespeares oder läßt sich von dem Pathos der das Sollen über das Sein stellenden Milton, Burke oder Schiller durchfluthen. George Sand und George Elliott genießt er, ohne seinen männlichen Verstand vor dem

Zauber ihrer Poesie und Mystik gefangen zu geben; dann aber, nachdem er sich an der genialen Unreife des „satanischen“ Byron gelabt, den er von Herzen dem England der „Society of Tracts“ gönnt, weitet sich ihm Gemüth und Seele an dem Dichter des Faust und des Wilhelm Meister, den er wie eine organische Ergänzung der geliebten Natur betrachtet. Die feinsten psychologischen Urtheile umkleiden das nackte logische Raisonnement und mildern und verklären dessen Aussagen, und überall begegnen wir jener Poesie des Nachgenusses, welche, wie Lotze irgendwo treffend bemerkt, bei uns Epigonen die unreflectirte künstlerische Freude fast schon übersteigt.

Bei dieser Anlage mußte Morley ein Kritiker im höchsten Verstande werden. Er hat demgemäß auch das gangbare Urtheil über Schriftsteller endgiltig revidirt. Der Fall Macaulay ist besonders lehrreich. Macaulay war der gelesenste englische Schriftsteller dieses Jahrhunderts: er kam gleich nach der Bibel und Shakespeare. Er wirkte wie eines jener Häupter einer theologischen Schule, die jährlich Tausende von Schülern ausbildeten, welche dann ihrerseits von den Kanzeln herab die Meinungen, Bilder, Schliche, Posen und Manieren ihrer Meister zum Besten gaben. Statt von den Kanzeln herab wirkte Macaulay durch die Presse, und seine Schüler waren die Journalisten. Wie groß nun auch die Vorzüge des Historikers selber waren: nach Morley verdankten die englischen Publicisten ihm die meisten ihrer Fehler und John Stuart Mill die meisten ihrer Tugenden; diesem die Kunst zu argumentiren, die Geduld beim Forschen und Prüfen, die Duldsamkeit gegen fremde Meinungen, ihr Wissen um die ökonomischen, politischen und moralischen Beziehungen der gesellschaftlichen Kräfte; jenem dagegen ihre Declamationssucht, ihre „Maulbraucherei“ (mit welchem Fichte'schen Ausdruck sehr gut Morleys „oracular arrogance“ wiederzugeben ist), ihre Selbstgefälligkeit, ihre Vorliebe für oberflächliche Einzelheiten und die trivialen Nebensächlichkeiten der Localfarbe, kurz, all' den Zubehör des Pseudo-Pittoresken. Der litterarische Pomp Macaulays kann seinen Ideenmangel nicht verdecken. Es fehlt ihm die Fruchtbarkeit des Geistes, der eigene Glaube, der psychologische Spürsinn, der in die innersten Tiefen von Motiv und Ursache eindringt, und trotz der Sicherheit des Mannes, der die Menge hinter sich weiß, ist seine Urtheilsbildung doch ganz von den allgemein recipirten Meinungen und Maximen abhängig, die er für „ewige Wahrheiten“ nimmt. Ohne jene still und geräuschlos in das überzarte Gespinnst der menschlichen Willenshandlung sich einbohrende Meditationsgabe, diese Wunderblüthe des sinnenden Gemüthes, erreicht man aber nach Morley nimmermehr die ragende Höhe führender Geister und vermag es nie, die Menschen zu lehren, „an dem äußeren Rande der Menge zu marschiren“. So gehört der Vielgepriesene schließlich doch nur zur Mittelklasse, doch nur zu den geistigen Nahrungsmittelfälschern, die mit erklügelten Worten, schiefen Bildern und einer erstaunlichen Stilvirtuosität eine blendende

Rhetorik sich zurechtzimmern, die, wie ein lauer Wind über das unermeßlich weit und breit ausgedehnte Geschichtsfeld streichend, höchstens das Lose und Lockere zusammenfegt, den Urbestand der Dinge aber unberührt läßt. Und nun vielleicht das Stärkste, was gegen einen Erzieher des Volkes gesagt werden kann: hätte, urtheilt Morley, Macaulay zur Zeit der 95. Olympiade gelebt, so würde er mit Anytus und Meletus den Giftbecher für Socrates decretirt haben.

III.

Wie Morley die Politik betrieben wissen will, zeigte er als Redacteur der „Pall Mall Gazette". Aus dem bunten Allerlei der flüchtigen Stunde Caviar für's Volk herzurichten, überließ er Anderen. Auch versagte er seinen Helfern niemals, innerhalb der Grenzen der Ziemlichkeit die Unterhaltungslust der Leser zu berücksichtigen und auf der Rückseite des Blattes durch allerhand stoffliche und litterarische Reizmittel ihr zu fröhnen, wohl wissend, daß der von Lasten jeglicher Art überbürdeten Menschheit eine Kurzweil zu gönnen ist. Freilich mochte er wohl an Ton, Haltung und Stil auch dieses Theiles besonders hohe und vom Durchschnittsjournalisten schwer zu erfüllende Anforderungen stellen und wünschen, daß durch die französische Grazie und Anmuth à la Sainte-Beuve auch das Geringfügigste geadelt und die im englischen Volke noch immer schlummernde puritanische Plumpheit und Schwerfälligkeit dadurch gemindert würde. Die Geringschätzung, mit der Morley von den Journalisten spricht, ist für den Demokraten überaus bezeichnend. So rechnet er es Carlyle zum Verdienste an, daß er zur Hebung des Geistes des englischen Lesers von gewöhnlicher Bildung sowie des Durchschnittsjournalisten beigetragen habe, der aber, fügt er boshaft hinzu, weit unter dem politischen Laien stehe. Politik, sagt er, soll nur von den geschultesten und gewissenhaftesten Personen getrieben werden, vor Allem den gewissenhaftesten. Condorcet hatte, mit Rücksicht auf die Thätigkeit im öffentlichen Interesse, gesagt: Im Allgemeinen sind skrupulöse Personen für große Dinge nicht brauchbar. Morley antwortete darauf mit Turgot, dem großen Staatsmann: Keine Tugend, in welchem Sinne immer das Wort gebraucht wird, kann der Gerechtigkeit entrathen, und ich denke von den Leuten, die Eure großen Dinge verrichten, nicht besser als von dem Dichter, der sich vermißt, ohne Ordnung und Regelmäßigkeit große Wunder der Einbildung verrichten zu können. Für Turgot so gut wie für Morley führt jedoch der Weg zu einem sittlich guten Willen ganz sokratisch durch einen geklärten und geschliffenen Verstand, und der pöbelhafte Jargon der schalen Köpfe, die das Begriffliche der Wörter gering achten und durch die Schlagfertigkeit, der Routine schwierige und verwickelte Fragen einfach vergewaltigen, erregt in Morley eine Stimmung, welche Michelet mit „férocité" und Matthew Arnold mit „saeva indignatio" umschreibt. Insgemein aber

bewahrte er auch im täglichen Kampfe seine Ruhe und Würde und hielt sich frei von dem Fehler, den er mit Recht an Carlyle rügt: durch Impuls und Leidenschaftlichkeit das Denken unsachlich zu machen. Er verlangte, daß auch im Redactionszimmer gegenüber der Unsumme der in ihm zusammenlaufenden socialen Phänomene die wissenschaftliche Methode der Analyse, der Vergleichung und der kritischen Beurtheilung geübt würde. Er fürchtete, daß der Affect den Verstand aus dem rechten Geleise bringe, und schärft seinen Leuten darum Respect vor der Heiligkeit und Wirklichkeit der Dinge ein. Im „Burke" und dem ihm noch unbequemer liegenden „Walpole" hatte er vorbildlich gezeigt, wie Erziehung zu sachlichem Denken Sympathie mit Fernliegendem und Andersgearteten erst erzwingen, alsdann zur zweiten Natur machen kann. Ebenso kann sein „Robespierre" nur den erschrecken, der seinen „Joseph de Maistre" nicht gelesen hat. Die Frage der Homerule in Irland, für welche Morley begeistert eintrat und deretwegen er die Leitung der „Pall Mall Gazette" im Grunde übernommen hatte, verlockte gewiß zu Uebertreibungen im Ausdruck und Gehässigkeiten gegen den Gegner; wenn aber der Stellvertreter, etwa um die todte Jahreszeit, sich allzu hitzig geberdete, pflegten kleine Zettelchen des Chefs aus der Sommerfrische bald Kühlung und Mäßigung zu bringen. „Das Haar," heißt es einmal, „ist mir über Nacht grau geworden." Oder: „Ihr Artikel raubt mir den Athem, und ich kehre noch heute zurück, um das Commando selbst zu übernehmen." Die Gesinnung, aus der heraus Morley öffentliche Meinung machte, das seltene Maß von Genie, Wissen, Tact und Gewissen, welches er an seine publicistische Thätigkeit wandte, verbreitete um ihn herum eine Luft, in welcher die faule Schlüpfrigkeit und das bequeme Sichgehenlassen der Alltagsscribenten nicht gedieh.

Nicht Jedem freilich wäre die Strenge des Erziehers nach dem Geschmacke gewesen, und ganz allgemein wurde dem Buche über die Bedingungen des Compromisses (1874: On Compromise), das sich in erster Linie an Politiker und Publicisten wendet, Doctrinarismus und dem Verfasser die Engherzigkeit des Principienreiters vorgeworfen. Welchen Gewinn es aber eintragen kann, sich die gewiß wahre Krämerweisheit immer wieder herzusagen: das politische Geschäft setze Nachsicht gegen Wahrnehmung berechtigter Interessen und Schonung liebgewonnener Gewohnheiten und Vorurtheile voraus, darüber konnte sich der Denker inmitten eines vom Handelsgeist erfüllten Volkes nicht täuschen. Denn Jedermann weiß, daß Vorsicht, Mäßigung, Zurückhaltung, Besinnung und Besonnenheit den Weisen machen, aber nicht Jeder weiß, wo die Grenze ist, wo all' diese in ihrer Allgemeinheit leicht nachzusprechenden Tugenden aufhören, Stützpunkte und Winke für die Praxis zu sein, und anfangen, der unehrlichen Mäklerei, der bewußten Hehlerei oder, besten Falles, dem Selbstbetrug die Krücken zu liefern. Bei einem vorwiegend auf praktische Interessen gerichteten Volke fühlt sich der Erzieher gedrängt, die gefährliche Gewohnheit zu brandmarken: philosophische

und allgemeine Wahrheiten an politischen Maßstäben zu messen. Sonst stellt sich sehr leicht ein Zustand ein, bei dem der Compromiß aus Nothwendigkeit dem Compromiß aus Bequemlichkeit und Gleichgiltigkeit Platz macht und mit dem logischen zugleich das moralische Gewissen geschändet wird. Der gemeine Egoismus, der aus solchen Denkgewohnheiten fließt, mag nach Morley beim Durchschnittsdeutschen oder dem einzelnen Franzosen ähnlich groß befunden werden, aber unter den Nationen gehört er zur geistigen Ausstattung vorzugsweise der englischen. „Es kommt," sagt er, „in diesen Dingen auf die Lehre und das Vorbild der Großen an. Den Maßstab für das Erhabene im Leben einer Nation muß man aus der Beschaffenheit ihrer Führer oder Derer, die sie führen sollten, ableiten. An ihren Aeußerungen messe man die Gesundheit eines Volkes." Wenn David Hume lehrt, dem Aberglauben und den Vorurtheilen des „Pöbels" nicht den Gefallen der Berücksichtigung zu erweisen, und demgemäß einem von religiösen Zweifeln benagten jungen Manne räth, sich im Hinblick auf die Ueberfüllung der meisten höheren Berufsarten in den geräumigen Schooß der englischen Staatskirche zu flüchten, so führt das einfach zu moralischer Schlumperei, in deren Verurtheilung Morley mit Carlyle und John St. Mill einig ist. Von den Großen herab hat sich, nach Morley, in protestantischen Ländern der Geist der Wahrhaftigkeit und Mannbarkeit auf das Volk niedergesenkt, und daß es nothwendig wird, das Bekannte zu wiederholen, zeigt, daß der alte protestantische Geist der englischen Nation von der tödtlichen Mattigkeit der katholischen Gesellschaft befallen ist. Kategorische Sätze kommen außer Mode, und an die Stelle der Ueberzeugungstreue tritt das Haschen nach allgemeiner Zustimmung. Wissentliches Schönthun mit dem Irrthum ist der Köder, durch den neuerdings eine an sich zweckdienliche „Oekonomie der Wahrheit" zu einer gemeingefährlichen Waffe umgebogen wird. Nun ist freilich England von der Gefahr noch immer frei, welche anderswo die Angriffe kranker oder arroganter Geister auf eine tausendjährige philosophische Tradition für die Gesundheit des Volkes heraufbeschwören, obwohl belustigender Weise Nietzsche den einflußreichen Carlyle mit „krauser Wirrkopf" tractirt. Dagegen wetteifern nach Morley besonders zwei Umstände darin, den Impuls und den Fortschrittsdrang der englischen Nation zu hemmen oder gar zu verkümmern: 1. der Einfluß der französischen Entwickelung seit 49; 2. derjenige der historischen Schule. Daß der großartige Emancipationskampf und Freiheitstaumel des 18. Jahrhunderts mit dem Régime Napoleons III., des „Kupferkönigs", wie ihn Carlyle nennt, endigte, spricht in den Augen des Engländers so sehr gegen den Werth der revolutionären Lehren, daß seine conservativen Instincte sich stärkten und er hinter jeder Neuerung eine Umsturzkraft wittert. In den Augen des radicalen Staatsmannes ist diese Stimmung zwar begreiflich. Sie muß aber vor der Belehrung weichen, daß 1. nicht der Ideenvorrath der Revolution, nicht die sogenannte Minirarbeit der Encyklopädisten, sondern die Morschheit des alten Systems der Vorrechte, sowie

der Eigennutz der Bevorrechteten den Zusammenbruch des Gesellschaftsbaues verschuldeten; daß 2. nicht die Idee der Revolution, sondern die Methode der Revolutionäre — angesichts eines Volkes, das in den Gewohnheiten der Sklaverei aufgewachsen war, verkehrt waren und verderblich wurden (ähnlich Tocqueville); daß 3. das alte System an der Versäumniß zu Grunde ging, keine Institutionen geschaffen zu haben, welche aus belasteten Steuerthieren Bürger machen; und als dann der tiefste Gedanke der Revolution, nach Morley die politische Umbildung des „Reformationsgedankens", wonach die Gerechtigkeit an Stelle des Vorrechts tritt, die leitende und gestaltende Idee wird, da war, eben wegen des Mangels an Mitteln, sie praktikabel zu machen, das Feld für die Litteraten frei, die bekanntlich mit dem Gut der Belehrung auch das Gift der Zerstörung verabreichen. Aber daß sie in irgend einem wesentlichen Punkte die Revolution gemacht haben, kann doch nur einem genialen Büchermacher, wie Taine es in Morleys Augen ist, einfallen. Auch gegen Carlyles Behauptung: die französische Revolution habe nur Negationen geschaffen, wendet sich Morley mit der Aufstellung: die Revolution sei die fast directe Folge der Reformation und ebenso wenig rein zerstörend gewesen wie diese. Nicht ein Gedanke im contrat social, der nicht aus Hobbes, Locke und Althusen stamme, nicht ein Gefühl in den Bekenntnissen des savoyardischen Vicars, das nicht in Genf geboren sei. Wenn in dem einen Falle der Protest des Individuums gegen die Autorität der Kirche positiven Werth gehabt, so komme demjenigen gegen einen ungerechten Staatsdogmatismus derselbe Werth zu, und es sei keine Anklage gegen den Gedanken der Emancipation, wenn durch die dem Unverstand der Marie Antoinette verdankte Entfernung des vorsichtigen Turgot die glühende Beredsamkeit des querköpfigen und unlogischen Geschichtsklitterers Rousseau die Herrschaft über die trunkene Masse gewann, oder die rein formalen Bestimmungen in der Erklärung der Menschenrechte sich in dem engen Gehirn Robespierres zu Bestimmungen einer praktischen Politik umsetzten. Wozu also dem Volk durch eine falsche Geschichtsdeutung die mühselige Neuanpassuug an veränderte Verhältnisse erschweren?

Alsdann der Einfluß der historischen Denkweise. Das auffallendste Ergebniß der jüngsten Wissenschaft, sagt Bagehot treffend, ist das Bestreben, jedes Ding zu einer Antiquität zu stempeln. Es gilt als abgeschmackt, den menschlichen Charakter nach seinem absoluten Werthe zu schätzen, was, hätte er hinzufügen können, trotz aller Wandelbarkeit des moralischen Ideals unerläßlich bleibt, da das formale Vermögen der Idealbildung, das bewerthende Verhältniß zu Natur und Geschichte, dem Menschen nun einmal anhaftet. Die Geschichte wird so zum interessanten Schauplatz, der mit allerhand rudimentären Formen, mit überlebenden Gebilden (survivals), ererbten Dispositionen bestreut ist. Meinungen werden eher als zu erklärende Phänomene, denn als Dinge behandelt, auf welche die Unterscheidung zwischen Wahr und Falsch Bezug hat. Im vergangenen Jahrhundert galt

ausschließlich diese letztere erkenntnißtheoretische Unterscheidung. Jetzt fragt man immer nur: wie kam man zu diesem oder jenem Glauben. Bagehot meint: jetzt gilt die psychologisch-historische Betrachtungsweise.

Es ist nun ein großes Verdienst Morleys, sich klar gemacht zu haben, wie weit diese Betrachtungsweise reicht. Er selbst übt sie gelegentlich, wo sie am Platze ist. Er läßt sich's nicht einfallen, über die Schöpfung Loyolas etwa im Sinne Carlyles herzufallen, der, darin sehr ungeschichtlich, seine Augen nie auf gefühlsfremde und andersdenkende Zeiten hat einstellen können. Aber wenn die Sociologie, was Taine noch 1890 in einer Vorrede zu einem Bande sociologischer Arbeiten einzuschärfen für gut befand, noch immer nicht Biologie und Hygiene geworden ist, sondern tief im Zustande der Beschreibung steckt, so kann darum der auf's Handeln gestellte Mensch sein Urtheil nicht suspendiren, bis die Wissenschaft zur Vollendung gediehen ist. Er wird schwankend, willenlos und von der Tendenz befallen, in jedem Mißbrauch den nachweislich berechtigten Ursprung zu sehen, sowie individuelle Zähigkeit, Kraft und Initiative im Lichte von Ueberflüssigkeiten zu betrachten, deren eine nach der Evolutionstheorie sich entwickelnde Welt sehr wohl entrathen kann. Neben den Zeitungen, „diesem ungeheuren Werkzeug, die Discussion auf einem niedrigen Niveau zu halten; den politischen Maßstab zum endgiltigen zu machen und lärmende, marktschreierische Urtheile über Alles und Jedes den ganzen lieben Tag schamlos feilzubieten; oberflächliche Meinungen zu stereotypisiren; dem Verdict der Oeffentlichkeit das Mark der Individualität zu entziehen und die vulgäre Denk- und Sprechweise immer verbreiteter zu machen," hat der Mißverstand der historischen Betrachtungsweise das seinige zur Verkrüppelung des menschlichen Charakters beigetragen. Mit aller Kraft wehrt sich Morley gegen die aus Hegel und Darwin gefolgerte und von modernen Psychologen gepredigte Lehre von der Ohnmacht des individuellen Willens gegenüber dem Naturgang, das heißt: wir sind Automata, das Wort Culturfortschritt ist frei von jedem teleologischen Beigeschmack; Bewußtheit, Gewolltheit sind Schatten in der Wirklichkeit, sind folgen- und wirkungslos. Man denke z. B. an den Ausdruck, welchen der Culturhistoriker Hellwald dieser Anschauung gegeben hat: der Culturverlauf ist gleich einem Naturverlauf, und in der nothwendigen Aufeinanderfolge seiner Phasen hängt Nichts vom Belieben und der Thätigkeit des Einzelnen ab. An den Vorgängen des Bewußtseins hat das Bewußtsein keinen bestimmenden Antheil. Kein Culturzustand ist je beabsichtigt, noch kann er durch bewußte Absicht je erreicht werden; so wenig wie der Organismus des Kindes sich durch bewußte Absicht zum Manne entwickelt. Wir wissen Nichts von dem Ziele, welchem unsere Nachkommen zustreben werden. Nur das eine Streben kennen wir: zu leben. Wie? hängt nicht von uns ab.

Es giebt conservative Denker in England, welche wie Balfour, der einem allgemeinen Idealismus huldigt, trotzdem den Werth der menschlichen

Spontaneität sehr gering anschlagen. Vor Morleys Thatendrang verflüchtigt sich der Fatalismus dieser Anschauung zu einem Nichts. Vernunft, Bewußtheit und Objectwelt stellt er in die Beziehung der Wechselwirkung. Er, der Demokrat, anerkennt mit dem veraltetsten Idealisten (Renouvier) die „Kategorie des Bewußtseins". Die Vergangenheit läßt sich nicht wohl ändern, indeß die Zukunft. Die „Evolution" ist keine Kraft, die den Fortschritt besorgt, sondern der bewußt thätige Mensch schafft ihn in der Zeit. Der Glaube an die Motivkraft des Willens, der tief in dem praktischen Menschen wurzelt, trotz aller Vornehmthuerei Derer, die mit den großen Worten der Wissenschaft kokettiren, wie es Schopenhauer mit seinem „schmerzlosen" Pessimismus that, bewahrt davor, die moralische mit der physischen Ordnung zu identificiren. Allein dieser Glaube genügt nicht; er eröffnet nur die Aussicht in eine Werthordnung, die dem Menschen für alle höheren Lebensformen genau so nöthig ist, wie die Lunge zum Athmen. In diesem Glauben an einen moralischen Fortschritt wurzelt Morleys Verbesserungsdrang, der sich mit seraphischer Umtändelung des abstracten Gerechtigkeitsideals nicht abfindet, und der ihn in Carlyles wohlgemeintem, aber barockem Heroencultus eine Verführung zu kraftgenialischer Bestialität, oder Etwas wie eine Vorfrucht jenes Unfugs der Uebermenschelei wittern läßt, der sich bis in die Vorreden der kleinen rothen Reclambändchen fortsetzt. Er befürchtet von den vielen Sätzen im Carlyle, die dem construirenden von Schulze-Gaevernitz entgangen zu sein scheinen, — jenen Sätzen, welche durch die lockere Fügung ihrer Gedanken das Ineinssetzen von Tugend und Erfolg, Gerechtigkeit und Sieg, Verdienst und Triumph nahe legen, — die verhängnißvollste Irreleitung. Für ihn sichert Eingehen auf die materielle Ordnung und Anpassung an ihre Bedingungen materiellen Sieg, wie andererseits Unterwürfigkeit unter die Bedingungen der moralischen Ordnung moralischen Sieg; aber dann, fügt er hinzu, ist moralischer Sieg ebenso oft physisches Martyrium, als er es nicht ist. Im Naturzustande ist es nur natürlich, so viel sich zu nehmen und zu behalten, als die Geschicklichkeit und die physische Kraft zu nehmen und zu behalten ausreicht. Die Gesellschaft aber und ihre Wohlthaten sind so viele der Natur abgenöthigte Errungenschaften. Je natürlicher eine Methode der Erwerbung, desto unwahrscheinlicher ist sie social. Das Wesen der Moralität besteht darin, die Natur zum Gehorsam gegen sociale Bedürfnisse zu zwingen. Wie Kant sagt: die pathologisch durch die bloße Nothwendigkeit der Lage entrungene Eintracht wird zur moralischen Eintracht erhoben. Die Schwarmgeister und Parteiwütheriche finden diese Auffassung des Fortschrittes langweilig. Carlyle sogar, der ja auch in Emerson nicht mit Morley den „einzigen Reformer, der beruhigt," sieht, vielmehr den mondscheinsüchtigen Philanthropen, benörgelt nicht selten und bespöttelt diese „Fortschrittsphilosophie". Daß Morley sie bekennt, ist für uns ein schönes Zeugniß seines Idealismus.

IV.

Anfang 86 bildete Gladstone sein erstes Homerule-Cabinet, und Morley wurde, kaum daß er drei Jahre dem Parlament als Abgeordneter angehört hatte, Obersecretär für Irland. Zu dieser Ernennung schrieb die „Times": „Es wäre unmöglich, die politische Bedeutung der Wahl Morleys zu überschätzen. Die irische Politik des Cabinets wäre also Homerule-Politik im weitesten Sinne, und Morley ist vom Führer des liberalen Cabinets gewählt worden, sie durchzuführen. John Morley ist ein glänzender Schriftsteller, ein bewunderswerther Stilmeister, und seitdem er an dem täglichen politischen Kampf thätigen Antheil nimmt, hat er mit bemerkenswerther Schnelligkeit einen maßgebenden Einfluß in der radicalen Partei gewonnen. Seine Politik ist wohl bekannt, und er ist nicht der Mann, im Amte die Principien zu verleugnen, die er als Mitglied der Opposition bekannt hat." Morleys erste Amtszeit war jedoch von kurzer Dauer, die Stützen der liberalen Partei, Chamberlain, Hartington, Goschen, ließen ihren greisen Führer im Stich, Gladstone wurde zum Rücktritt gezwungen und von Salisbury abgelöst, welcher die Beruhigung des gährenden grünen Eilands dem zähen, zielbewußten, unerschrockenen Balfour überließ. Nach sechsjähriger Oppositionszeit, die aber hinreichte, das englische Volk mit dem Gedanken der Selbstregierung für Irland vertraut zu machen, brachten die Gladstonianer eine zwar schwache, aus ungleichen Elementen zusammengewürfelte, aber doch „arbeitsfähige" (workable) Mehrheit zu Stande, und Morley wurde Ende 92 zum zweiten Male Minister für Irland.

Man kann nun unumwunden zugeben, daß Morley an der Verwaltung Irlands eine leichtere Aufgabe zu bewältigen haben mochte, als seiner Zeit Balfour, der als ausgesprochener Gegner jeder weitgehenden irischen Autonomie den Trotz und die Widerspenstigkeit seiner Unterthanen zu brechen und sie zur Achtung vor dem Gesetz zu zwingen hatte. Morley dagegen zog als Freund der Iren in's Dubliner Schloß, verdankte seinen ganzen politischen Ruf dem Eintreten für ihre Forderungen und durfte das Maß von Dankbarkeit beanspruchen, welches dem leidenschaftlich für eine verzweifelte Sache eintretenden Advocaten vom Clienten gern eingeräumt zu werden pflegt. Und er hat seine Versprechungen gehalten, obwohl ihm Wenige das Vergnügen der Duzbrüderschaft mit Sexton, O'Conner, O'Brien und Healy neiden dürften und die unordentliche Genialität der keltischen Rasse ihm zweifelsohne manche schlaflose Nacht bereitet haben mochte. Nicht zum Geringsten der Wucht seiner Beredsamkeit und der Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch ihn hatte Gladstone die knappe Mehrheit im Unterhause zu danken, die ihn 92 regierungsfähig machte.

Es ist sehr spät am Tage, um selbst einem fremden Publicum die Gründe für und wider Homerule zum ich weiß nicht wievielten Male vorzuführen, und es ist fast schon an der Ordnung, die irische Frage, in der

Form boshafter oder, besten Falles, blendender Aperçus zu behandeln. Unleugbar krankt das schöne Irland noch immer daran, daß es Jahrhunderte hindurch „dienendes Instrument der englischen Prosperität“ war, welch' schmachvolles Verhältniß Pitt der Aeltere als einer der Ersten abzuändern trachtete. Allmählich schlug auch für Irland die Stunde der Emancipation, und es rang sich langsam, aber sicher zum ebenbürtigen Genossen der anderen Unionsglieder empor. Der irische Kleinbauer und Fischer, die an der Westküste ein nur vom keltischen Humor verklärtes Hungerleben führen, genießt heute so gut wie der schottische Crofter oder englische Farmer das Wahlrecht und ist der Behandlung durch Carlyles Halsbandmethoden längst entwachsen. Es erwies sich hier wie überall leichter, ökonomisch und moralisch unselbstständige Volkselemente politisch zu Staatsbürgern Erster Klasse zu machen, als sie ökonomisch und moralisch zu heben, was übrigens den Engländern bei dem Religions- und Rassengegensatz der beiden Nationen schwerlich gelungen wäre, selbst wenn sie es planmäßig versucht hätten.

Bleiben wir zunächst bei der politischen Seite der irischen Frage Wer möchte leugnen, daß die volle Gleichberechtigung Irlands mit Großbritannien auch die Begabung mit Localregierung erheischt, wie sie England und Schottland längst genießen? Wie aber muß sie aussehen, um Irland in den Banden der Union festzuhalten, ohne Gewalt anzuwenden? Hier liegt die Schwierigkeit, und hier scheiden sich die Politiker. Die Einen sehen im Iren den Katholiken, den Kelten, die minderwerthige Creatur, die, eben noch Sklave gewesen und der Fußtritte ihres Herrn noch eingedenk, von unbändigem Haß gegen diesen wie vom Freiheitstaumel befallen, des Begehrens kein Ende findet. Obgleich ganz anderen Verhältnissen entsprungen, steht der 1798 im geheimen Einverständniß mit Frankreich unternommene Aufstand noch lebhaft in Jedermanns Erinnerung, und in den Reden der Unionisten, die während des letzten Jahres bis zur Annahme der Homerule-Bill im Unterhause wie brausende Gewitter über das Land zogen, dienten demgemäß die Schlacht am Essig-Hügel (Grafschaft Wexford), die Landung des französischen Hilfscorps unter Humbert in der Grafschaft Mayo, ihre Ergebung bei Carrick-on-Shannon und andere Episoden dieser Rebellion zur Anfachung des Patriotismus. Oder man weist auf den um die Mitte des Jahrhunderts von den amerikanischen Iren versuchten Putsch hin, Canada an die Vereinigten Staaten zu verrathen. Aber diese Millionen gut versorgter Iren in Amerika, diese rührigen, ruhmredigen, beweglichen, schauspielernden, mit allerhand Advocatentugenden ausgerüsteten O'Rossas und O'Donnovans haben es auch wohl verstanden, sich der Aufmerksamkeit ihrer „dickschädligen“ angelsächsischen Reichsbrüder zu empfehlen. Diese Menschen sind nicht geschaffen, das Joch einer nicht gewollten Gemeinschaft zu ertragen, und über das Maß berechtigter Beschwerden hinaus, um deren willen so manche Agrarverbrechen, ja Feniermorde nachträglich zu verzeihen sind, schleudern sie den Feuerbrand ihrer Zunge, den Zunder der

Empörung fort und fort in's Gemüth der Heimgebliebenen. Auch kann der englische Staatsmann schwer den Argwohn loswerden, daß der katholische Clerus sich der so genährten separatistischen Neigungen liebevoll annimmt. Die von Disraeli vor mehr als 50 Jahren empfohlene Politik: durch die Gesetzgebung in Irland alle diejenigen Veränderungen vorzunehmen, welche eine Revolution mit Gewalt herbeiführen würde, ist von den englischen Regierungen seither befolgt worden; die stattliche Reihe von Landacten in den Statuten zeigt, wie sehr ihr bis auf den heutigen Tag die Regelung der fast schon berüchtigten irischen Landfrage am Herzen gelegen ist und noch liegt; die eben vom Unterhause angenommene Morley'sche Pächter-Bill beweist, daß es unmöglich ist, stärker Socialreform zu betreiben, als es augenblicklich in Irland geschieht: in Folge all' dessen auf einen reichstreuen Patriotismus der Iren zu rechnen, wird dem Gros der Engländer angesichts der Haltung der irischen Fractionen überaus schwer. Sobald ihnen Etwas in der Taktik der liberalen Regierung nicht paßt, wie deren vorläufige Bescheidung bei der Ablehnung der Homerulebill durch die Lords, ergehen sich die Herren, noch ohne abzuwarten, bis sie irischen Boden unter den Füßen haben, in Aeußerungen, die keinen Segen von der Zeit erwarten lassen, wo sie die Verwaltung ihres Landes in Händen haben werden. Bedenken dieser Art machen die Position der Unionisten so plausibel und so stark, und die Nähe Irlands, das England gleichsam vor der Thür liegt und, wie Morley sich 67 in einer Studie über „Burke" ausdrückte, „dem Problem eine Färbung giebt, die jeden leidenschaftslosen Beobachter hätte belehren sollen, daß die amerikanische Lösung desselben hier nicht am Platze ist," stützt jene Bedenken noch mehr.

Ob Morley inzwischen weniger leidenschaftslos geworden ist? Gewiß nicht. Er hat vielmehr durch Vertiefung in das Problem einige Seiten desselben erfaßt, die er bis dahin übersehen hatte, und die ihn zur Homerule bekehrt haben. Als Demokrat bekennt er sich principiell zur Decentralisation, und er sieht keine Gefahr darin, daß Iren irische Angelegenheiten verwalten. Im Gegentheil: er sieht die Gefahr darin, daß bei der sich überall im Reiche vorbereitenden Scheidung zwischen Reichs- und Ortsangelegenheiten die Verwaltung den plumpen Händen einer Centralregierung gerade dort überlassen bleibe, wo religiöse und nationale Empfindlichkeiten die Aufgabe erschweren. Die Freiheit, die er den Iren gewähren will, ist möglicherweise eine Freiheit, sich zu ruiniren. Aber sie ist, nach Morley, in jedem Falle einer unwillig ertragenen Bevormundung vorzuziehen, schon darum, weil sie mehr als diese die Versöhnung der beiden Nationen herbeizuführen vermag. Salisbury liegt Nichts an der guten Gesinnung der Beherrschten, sondern nur an ihrem Gehorsam. Morley setzt alle Zukunftshoffnung auf die gute Gesinnung der Bundesgenossen und auf ihr Verwaltungsgeschick und erwartet von ihnen sowohl Schonung der über eine Million starken protestantischen Minderheit in Ulster als eine geregelte Finanzführung, die

sie befähigt, ihre Quote an den Reichslasten pünktlich einzuzahlen. Er behauptet, daß nach dem Scheitern der Zwangspolitik sich dem Staatsmann die Vertrauenspolitik gegen Irland als einzig mögliche Alternative aufzwingt, und daß es möglich sei, die Befugnisse des geplanten Parlamentes in Dublin so einzurichten, daß Nachtheile für die Leinwand- und Musselinfabrikanten in Belfast und Londonderry wie für das Reich überhaupt ausgeschlossen sind. Daß die jüngste Homerule-Bill auch technisch die zum Schutz der Reichseinheit nothwendigen Cautelen enthalte, darüber würde vielleicht sogar Morley, ohne Zweifel aber der Premier Rosebery streiten lassen.

Und nun zur ökonomischen Seite der Frage. Auch hier vertritt Morley eine radicale Versöhnungspolitik. Seitdem J. St. Mill die irische Landfrage in Fluß brachte, ist Vieles geschehen, den irischen Bauer auf der von ihm beackerten Scholle erbansässig zu machen. In Hunderttausenden von Fällen ist das bereits geschehen. Durch Vorschüsse von Ankaufsgeldern aus dem Kirchenentstaatlichungsfonds, durch Feststellung billiger Pachten (fair rents) durch Gerichtshöfe, durch eine Gesetzgebung, welche die Zerstückelung der großen Latifundien bezweckte, wurde der irische Pächter vor dem Bankrott und der Auswanderung geschützt. Auch wurden die englischen Großgrundbesitzer durch die Agrarverbrechen so mürbe gemacht, daß ihnen, wo sie vorhanden war, die Lust zu unbilliger Behandlung ihrer Pächter verging. Der ‚fremde Eroberer‘, der in Paris oder London den Erlös der Arbeit des irischen Bauern verpraßte, besteht fast nur noch in der Einbildung von Agitatoren. Natürlich hat auch er das Sinken der landwirthschaftlichen Werthe zu tragen und muß schließlich auf einem Mindestmaß von Leistung seitens des irischen Pächters bestehen. Thatsächlich würde eine große Anzahl der exmittirten Pächter, denen Morley soeben mit einer Bill beizuspringen sucht, diese Leistung auf den Nullpunkt ansetzen, falls sie ihren freien Willen hätten. Wenn Hunderttausende trotz der Nothlage der Landwirthschaft, die in eben so hohem Maße in England und Schottland besteht, in Essex z. B. so sehr, daß nach authentischen Berichten selbst ein 50procentiger Schutzzoll auf Getreide den Ackerbau kaum lohnend machen würde — wenn jene Hunderttausende ihren Verpflichtungen nachkommen konnten, so fragt es sich, ob ein Haufen von drei bis viertausend exmittirten Pächtern, die ihren Zins nicht zu zahlen vermochten, das Recht des Ueberlebens haben. Unter ihnen sind viele, die ganz sicher den ‚Feldzug‘ zur Erwirkung billiger Pachten (Plan of Campaign) sich zu Nutze machten und strikten. Diesen Schuldner seinem ehemaligen Gutsherrn wider Willen aufdrängen, wozu die Morley'sche Bill eine Handhabe bietet, indem sie ihm, dem Creditlosen, Staatscredit gewährt und dem Lord die Wahl zwischen ihm und seinem ökonomisch kräftigeren oder willigeren Nachfolger so gut wie unmöglich macht, heißt, wie Chamberlain nicht mit Unrecht sagt, die Erlegung des Pachtschillings in Irland zu einer freiwilligen Leistung machen. Morley jedoch scheint gesonnen, auch diesen Schreiern den Mund zu stopfen

und die Versöhnung der Iren durch ein bischen Härte gegen die Nachkommen der rücksichtslosen sächsischen Eroberer zu erkaufen. Die Bill stellt das Aeußerste des Entgegenkommens dar, und es wird sich bald zeigen, ob die Ausgaben für die Polizei, welche für den einzigen Gutsbezirk des Lord Clanricarde im vergangenen Jahre 2098 Pfund Sterling betrugen, sich verringern werden.

Man sieht, die irische Politik Morleys ist eine Blut- und Eisencur. Er entschuldigt sie damit, daß es endlich an der Zeit sei, die Gesetzgebung für andere nothwendige Reformen frei zu machen. Außerdem glaubt er, wie gesagt, fest daran, daß die Verhältnisse und die geschichtliche Entwickelung sie dem Staatsmanne aufzwingen. Den persönlichen Factor, die Natur und die Vergangenheit der irischen Potitiker vernachlässigt er, wie Gladstone, ganz und gar.

Morley ist im Uebrigen noch durch die Verkündigung des sogenannten Newcastler Programms (91), das der Politik der gegenwärtigen liberalen Regierung zu Grunde liegt, hervorgetreten. Das Princip derselben geht dahin, das Gebäude der demokratischen Staatsverfassung zu Ende zu führen. Ueberall im Lande wird die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände gewählter Körperschaften gelegt, der Districts- und Kirchsprengelräthe, welche die Erziehung zu Bürgern besorgen. Das Volk, sagt Morley, muß dazu erzogen werden, sein Gutes selbst zu wollen, und er wiederholt mit Burke, daß es gilt, den Neigungen und Wünschen des Volkes zu folgen, nicht sie zu vergewaltigen, daß die Regierenden ihnen die Richtung, die Form, das technische Gewand zu geben haben. Demnach sind auch die Wahlvorrechte, die mehrfache Ausübung des Wahlrechts, die der an mehreren Orten Begüterte besitzt (plural votes), abzuschaffen: so nur wird das Haus der Gemeinen zum wahren Spiegel der Stimmungen des Volkes. Diese Anschauungen wenden sich naturgemäß auch gegen die „erblichen Gesetzgeber“, die Peers. Morley ist mit John Stuart Mill der Meinung, daß nur so das Gleichgewicht zwischen den drei maßgebenden Factoren des Staates, dem Besitz, der Intelligenz und der mit dem Organisationsrecht (Mill: power of organisation) ausgestatteten Arbeit zu erhalten, nur so eine lebensfähige Demokratie herbeizuführen sei. „Alte Dynastien, alte Klasseneintheilungen, die alten Formen der Privilegienwirthschaft sind alle gerichtet; geduldet sind sie nur als vorübergehende Ruhepunkte auf dem Wege nach vorwärts.“ Sicherer als auf den Scheinstützen künstlich erhaltener Privilegien ruht die Gesellschaft auf den „rationellen Grundlagen der Dinge“. Die Gerechtigkeit als ihren innersten Kern hat die französische Revolution vergebens zum Fundament aller socialen Einrichtungen zu machen gesucht. Heute ist aber, nach Morley, in England die Politik fast schon eine Unterabtheilung der Moral geworden, beginnt man sie dort nach „dem großmüthigen und erhabenen Grundsatz der Brüderlichkeit aller Menschen“ einzurichten, und demgemäß erkennt der Staat nur gleiche

Menschen an. Aber, wohlverstanden, nur der Staat, nicht die Natur. Der Staat ist im Wesentlichen Rechtsstaat; er schafft, was Mill „Gleichheit der Bedingungen" (equality of conditions) nennt, stellt sozusagen eine glatte Rennbahn her, wacht darüber, daß bei dem Wettlauf des Lebens, sofern er für jene Rennbahn verantwortlich ist, keine Durchstechereien und Benachtheiligungen vorkommen; die ungleiche Vertheilung von Kräften nimmt er als Thatsache hin. Freilich hat eine Theorie Morley nicht blind gemacht. Er kennt die Mißstände der privaten Productionsweise, die Schwierigkeiten des Bevölkerungsproblems und hat erst jüngst noch im Unterhause erklärt, daß es zu spät sei, gegen das Princip des Eingriffs in die privaten Eigenthumsrechte aus Rücksicht auf das öffentliche Wohl Verwahrung einzulegen. Aber er übt auf diesem gefährlicheu Gebiete die äußerste Vorsicht und bemüht sich in Gemeinschaft mit seinen Ministercollegen, zwischen dem unhaltbaren Standpunkt der Nicht-Einmischung einerseits und einer wilden und gedankenlosen Philanthropie andererseits die Mitte zu halten. Nur sehr behutsam und schrittweise ist der Machtbereich des Staates auszudehnen. Darum umfaßt das sociale Programm der Regierung, jeder Regierung, die England in den nächsten Jahren haben wird, hauptsächlich zwei Punkte, die auch von Balfour, dem Führer der Conservativen im Unterhause, besonders hervorgehoben werden: 1. die Reform des Armengesetzes mit Einschluß des Systems von Staatspensionen für die durch Alter und Siechthum arbeitsunfähig Gewordenen; 2. Sorge für die Arbeitslosen durch die Stadt- und Gemeindebehörden in einem größeren Umfange als bisher. Auch was den Achtstundentag in besonders gesundheitsschädlichen Betrieben betrifft, herrscht im Princip keine Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden großen Parteien. So erklärte Morley mit anerkennenswerther Offenheit den Bergarbeitern in Newcastle, seinen Wählern, er werde für gesetzmäßige Einführung des Achtstundentages im Bergbaubetriebe nur dann eintreten, wenn sich die große Mehrheit der betheiligten Arbeiter dafür erklären sollte. Demgemäß hat der Vorschlag des Achtstundentages für den Bergbau, der demnächst im Unterhause zur Verhandlung kommt, Aussicht, in der Form Gesetz zu werden, daß in den einzelnen Bergbau-Districten besonders über seine Einführung abgestimmt wird (local option). Große Kämpfe dagegen werden um die Frage der Entstaatlichung der Kirche, zunächst in Wales, welche das Newcastler Programm der Liberalen fordert, entbrennen. Daß Morley für die Entstaatlichung der Kirche mit ganzer Seele eintritt, versteht sich von selbst. Er bezeichnete ja selbst den nach Rom hinneigenden Puseyismus, der am Ende der vierziger Jahre aufblühte, als eine wohlthätige Erscheinung, weil er einer selbstständigen Gewissensregung entsprossen, und jeder geistige Schnörkel, wenn er nur privatim betrieben werde und keine gemeingefährlichen Elemente enthalte, gestattet sei. Er erwartet, daß auf dem allezeit fruchtbaren Dissenter-Boden Englands die neue, wahre Religion emporwachsen werde, falls nur der Staat seine Hände davon halte.

Soviel ungefähr wäre über Morley zu sagen. Den Ertrag seines Lebens schon jetzt einschätzen zu wollen, wäre verfrüht. Noch steht er da in ungebrochener Manneskraft, und seine Landsleute haben ihren Werth viel zu gründlich kennen gelernt, um sie nicht für die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten auszunutzen. Freilich fehlt es nicht an Solchen, welche meinen, daß sich von seiner Muße und seinen Musen goldenere Früchte erwarten ließen, aber es sind theilweise dieselben, welche von ihnen keinen Gebrauch zu machen wüßten. Auch wir halten seine politischen und ökonomischen Theorien nicht für vollkommen, manche seiner politischen Maßnahmen sogar für nicht einwandsfrei. Aber in dem vielen Gelungenen, dessen wir uns freuen dürfen, offenbart sich ein so hohes Maß von Talent und sittlicher Hoheit, eine solche Schönheit des Ideals, daß sich Bewunderung des Mannes wie von selbst einstellt.

Scheidung.

Novelle
von
Julius Weil.

— Breslau. —

Ihr Entschluß stand fest: sie wollten sich scheiden lassen. Elf Jahre hatte der Kampf ihrer Ehe gedauert, nun waren sie zu Tode erschöpft, bis in's innerste Gemüth verbittert, sie ertrugen diese Qualen nicht länger, es mußte ein Ende werden.

Wie hatte dieses Aeußerste geschehen können? Hatten sie sich denn nicht lieb gehabt? Waren sie nicht einst ein glückliches Paar gewesen, das wie zwei Vögel, die sich zum Fluge nach dem Süden zusammengefunden, in's sonnige Leben hinausgezogen war? Hatte es wirklich eine solche Zeit gegeben? Sie wußten es nicht mehr. Berge von Kränkungen und Bitterkeiten, von Mißverständnissen und Trotz thürmten sich unübersteigbar zwischen Einst und Jetzt. Sie wußten Nichts mehr von der Vergangenheit, sie wußten nur, daß sie Beide tiefelend waren und daß sie zu Grunde gehen mußten, wenn sie beisammen blieben.

Wer sie vor sich sah, diese beiden stolzen, schönen Menschen, wollte an eine Entzweiung nicht glauben oder suchte die Ursachen außer ihnen. Aber kein Anderer trug die Schuld als sie selbst. Er war ein untadliger Mann, Vielen ein Vorbild und in Wahrheit ein musterhafter Charakter; aber er besaß einen unbeugsamen Eigenwillen, begründeten Widerspruch vertrug er schwer, unbegründeten gar nicht. Er wußte, daß er diesen Fehler besaß; als er daher nach den ersten Wochen der Ehe bei seiner Frau den gleichen entdeckte, nur in's Weibliche übertragen, erfaßte ihn, wie eine Vorahnung des Kommenden, ein heftiger Schreck; aber die Liebe flüsterte ihm den Trost ein: im gegenseitigen Verkehr würde sich die Schärfe ihres Wesens abschleifen, sie würde gegen ihn, und er wollte gegen sie nachsichtig

sein, ja, bei Gott, er wollte es, er nahm es sich fest in seinem Gewissen vor. Und sie, die freilich nicht die gleiche, strenge Selbschau übte wie er, erkannte doch nicht weniger, daß es ihr ein großes Maß von Selbstüberwindung kosten würde, seinen starken Eigenwillen zu schonen; aber sie hatte ihn ja lieben gelernt so wie er war, und so wollte sie ihn auch weiter lieben; wozu ward denn dem Weibe Sanftmuth und geduldiger Sinn verliehen?

Mit solchen Vorsätzen traten sie in die Ehe. Aber ihre Natur war stärker, als ihre Vorsätze waren. Sein Selbstgefühl wurde durch ihren Widerspruchsgeist gereizt, und ihre Willenssicherheit verwandelte sich durch sein unbedingtes Beharren auf der eigenen Meinung in Trotz. Jeder glaubte, von dem Anderen Nachgiebigkeit fordern zu dürfen, er als der Einsichtigere und Erfahrenere, sie als die Schwächere, als Frau. Allein immer weniger wurden sie eines solchen Opfers fähig; es war, als ob die Kraft ihres Willens durch den ewigen Contact stetig wüchse.

So wurde die Gleichartigkeit ihrer Natur zu einer Quelle von Gegensätzlichkeiten, die bald nicht mehr auszugleichen waren. Ein einziges Wort war im Stande, die leidenschaftlichste Scene zu entfesseln, eine harmlose Meinungsverschiedenheit führte zu erbittertem Streite, und mitten im friedlichen Gespräch erhob sich ein Sturm, der alle Besonnenheit wegfegte. Sie hatten ihn nicht absichtlich heraufbeschworen, im Gegentheil, Jeder hatte den festen Willen, sich zu bemeistern, aber einmal in ihrer verwundbaren Stelle getroffen, vermochten sie des erregten Blutes nicht mehr Herr zu werden. Beide litten schwer darunter, Beide kämpften dagegen an, aber es war umsonst. Oft hielten sie mitten im Streite inne, sie schämten sich vor sich selbst, und dann fiel wohl ein versöhnendes Wort. Aber es wirkte nicht fort, der nächste Tag brachte neuen Zwist und neue Qualen, und dann folgten wieder Wochen voll dumpfen Schweigens und stummen Nebeneinanderlebens, die fast noch grausamer waren als offener Kampf. Sie versuchten es auch mit dem Heilmittel der Trennung. Er benutzte seine Ferienzeiten, um unter den Eindrücken einer fremden Umgebung das Gleichgewicht seines Wesens, Ruhe, Selbstbeherrschung wiederzugewinnen; und sie verweilte häufig als Gast im elterlichen Hause. Während ihres Fernseins schien es, als ob sie sich wiederfinden würden; sie tauschten herzliche, ja zärtliche Briefe miteinander und sprachen ihre Freude am Wiedersehen aus. Aber das Wiedersehen selbst zerstörte die neue Hoffnung. Dann sagte er wohl: „Liebes Kind, wir wollen nun ein neues Leben beginnen, laß uns nachsichtig gegen einander sein, nachsichtig und nachgiebig!“ — „Bin ich es denn nicht immer gewesen, Friedrich?“ war ihre Antwort. — „Du nachgiebig — oh!“ — „Oder warst Du etwa der Nachsichtige?“ — — Leise zog das Unwetter herauf, und bald stürmte und tobte es wie zuvor.

Es war Alles vergebens. Sie sahen es ein: der Unfriede war nicht mehr zu bannen. Sie waren immer verletzbarer, immer unduldsamer, ja

immer feindseliger geworden, und was das Schlimmste war, sie hatten Beide an Selbstachtung eingebüßt; das konnten sie einander am wenigsten verzeihen.

Aus ihrer Ehe war ein Kind vorhanden, ein Mädchen von neun Jahren, ein kränkliches, kleines Wesen, scheu und unschön, weder Vater noch Mutter ähnlich. Nur in den braunen, sanften Augen des Kindes lag Etwas, was zu ihm hinzog: eine rührende Melancholie, ein schmerzvolles Ahnen, wie man es bisweilen in den Blicken hoffnungslos Kranker findet. Wenn es bei den Mahlzeiten mit den Eltern zusammensein durfte, sah es oft traurig von Einem zum Andern, als wüßte es wohl, was in ihnen vorging, als verstände es das Leid, das sie Beide trugen. Und dann seufzte es schwer auf und träumte still vor sich hin. Die Eltern hatten darauf nicht Acht. Sie beschäftigten sich überhaupt nicht viel mit dem Kinde. Es war nicht wie anderswo der Mittelpunkt des kleinen Kreises, in dem sich die Eltern mit dem gleichen Gefühl der Zärtlichkeit im Herzen zusammenfanden; und wenn sie vielleicht gehofft hatten, daß es ein Friedensstifter sein werde, so hatte auch diese Hoffnung getäuscht.

Das arme, kleine Ding! Es war nicht verwöhnt durch Liebe, zwischen den hadernden Eltern wuchs es auf wie eine Pflanze zwischen schattenden Mauern. Die Mutter vernachlässigte Nichts an ihm, sie hatte es beständig in ihrer Nähe, sie bedurfte auch seiner in ihrer Vereinsamung; aber ihr ganzes Herz war nicht bei dem Kinde, es war, als ob ihrer Seele die Schwingen gebunden wären. Ihm war die Kleine nie recht vertraut geworden; da sie immer bei der Mutter war, ward sie ihm mit der Zeit auch fremd; er war gut zu ihr, aber ein tieferes Gefühl hatte er für sie nicht. Unter diesen Umständen bildete das Kind kein Hinderniß bei der Scheidung. Er hatte von vornherein seine Zustimmung gegeben, daß die Mutter es bei sich behalten und erziehen dürfe. Die gleiche Bereitwilligkeit zeigte er in allen übrigen Fragen, die die künftige Regelung ihrer Verhältnisse betrafen. Sie waren schließlich übereingekommen, daß sie mit dem Kinde das Haus verlassen und zu ihren Eltern ziehen solle, inzwischen würde das gerichtliche Verfahren eingeleitet und zu Ende geführt werden.

Der Tag ihrer Abreise stand bevor. Am letzten Abend, als Alles zur Ruhe gegangen war, trat er noch einmal an das Bett des Kindes, um Abschied zu nehmen. Er that es mehr aus Pflichtgefühl, als einem inneren Drange folgend. Sacht beugte er sich über das Kind, um es zu küssen, aber plötzlich fühlte er sich von zwei schwachen Aermchen umfangen, und ein leises Weinen drang an sein Ohr.

„Warum weinst Du, Lucie?“ fragte er.

„Lieber Papa, bleibe bei uns,“ schluchzte das Kind.

„Ich werde Dich oft besuchen, mein liebes Kind,“ antwortete er, zärtlich ihr Haar streichelnd.

„Ach nein, ich weiß ja, Du wirst nicht mehr kommen. Hab' mich doch lieb, Papa — lieber Papa!"

Fester und fester umschlang ihn das Kind, als wollte es nicht mehr von ihm lassen.

Er fühlte die heißen Tropfen auf seinem Gesicht, und es war ihm, als hinterließen sie dort brennendrothe Flecke. Eine tiefe Reue bemächtigte sich seiner. Was war er diesem Kinde gewesen, das jetzt hilflos an seinem Halse hing? Es liebte ihn, der ihm niemals Zärtlichkeit gezeigt hatte! Warum hatte er nicht früher dieses kleine Wesen in seine Arme genommen, es behütet, es geliebt, wie ein Vater sein Kind liebt? Das Herz schlug ihm zum Zerspringen, er wollte sich aufrichten, aber das Kind ließ nicht ab von ihm. So mußte er neben dem Bette niederknieen, um athmen zu können. Lange verharrte er so in tiefem Schweigen; er hörte Nichts, als das Aufkrampfen der kindlichen Brust, das allmählich schwächer und schwächer wurde, bis der Schlaf kam und die arme kleine Seele in seine sanften Arme nahm. Leise löste der Knieende seinen Hals aus der liebenden Umstrickung, drückte noch einen Kuß auf die Lippen des Kindes und ging . . .

Er war tief erschüttert. Warum hatte er diesen Schatz erst jetzt entdeckt? Warum . . ?

Da tauchte der Gedanke in ihm auf: sollte sie durch das Kind haben sprechen wollen? sollte sie bereuen . . . ? Doch im nächsten Augenblick wies er ihn von sich. Die Thränen, die noch auf seiner Wange brannten, zeugten dagegen. Armes, geängstigtes Kind! Wie jammerte es ihn! Und doch, war es nicht besser, es verlor den Vater, den es doch nie besessen, als daß der Unfriede der Eltern seine Jugend vergiftete und sein Gemüth verfinsterte? Ja, es war besser so. Es gab kein Zurück. Gott schütze die Schutzlose!

Am frühen Morgen ging die Abreise von Statten. Er hörte, wie der Wagen vorfuhr und die Koffer hinausgetragen wurden. Dann wurde es still in der Wohnung. Aber horch, leise Schritte näherten sich seiner Thür, und ein Stimmchen rief: „Papa!" Sein Herz krampfte sich zusammen. Er wollte hinauseilen und sein Kind an sich pressen. Doch gewaltsam hielt er sich zurück! Wozu die Qual vergrößern? Wozu des Kindes Sinn verwirren? Er schwieg, aber mit angespannten Nerven lauschte er. Und noch einmal ertönte es: „Papa!" Doch zugleich rief eine laute Stimme: „Lucie!" . . . Es war vorbei . . .

Sechs Monate waren vergangen. Keine Nachricht drang von Einem zum Andern, als lebten sie in verschiedenen Welten. Die Stille, die sich um ihn breitete, that ihm wohl; aber ein düsterer Ernst lastete erdrückend auf ihm. Er fühlte sich wie geächtet, wie ausgestoßen aus dem Kreise der Glücklichen. Und er hatte doch eine heiße Sehnsucht nach Glück, nach einem friedlichen Heim, nach liebevoller Zärtlichkeit! Bisweilen erfaßte ihn

die Bangigkeit nach dem Kinde, das er in der Stunde des Abschieds gewonnen hatte, um es wieder zu verlieren. Dann verfiel er in eine tiefe Melancholie, er mußte dann alle Kraft zusammennehmen, um nicht zu versinken. Inzwischen war die Scheidungsklage vor dem Gerichte verhandelt worden. Dieses hatte sich aus den Vorträgen der Anwälte nicht überzeugen können, daß die gegenseitige Abneigung der Gatten eine so tiefgewurzelte sei, um jede Aussicht auf eine Versöhnung auszuschließen. Es hatte daher verlangt, daß sie persönlich vor ihm erschienen. Diesem Befehle mußten sie gehorchen.

Als er am Terminstage das für die Parteien bestimmte Zimmer betrat, war sie schon anwesend. Niemand sonst befand sich dort. Sie saß am Fenster und blickte mit starren Augen in den Hof hinaus. Sie war in Trauer gekleidet, ihr Gesicht war blaß und schmal. Sie hatte sein Eintreten nicht bemerkt, und er beobachtete sie schweigend. Er war mit dem festen Vorsatz hergekommen, ihr als einer völlig Fremden entgegenzutreten; was heute geschehen sollte, war ja nur eine Formalität, innerlich waren sie längst geschieden. Aber als er sie jetzt wiedersah, so wiedersah, mit den Spuren tiefen Schmerzes auf dem schönen Antlitz, vermochte er nicht an sich zu halten. Sollte er zu all den Bitterkeiten, die er ihr angethan, unbewußt, aber — durfte er sich's verhehlen? — auch bewußt, sollte er ihr eine neue Kränkung zufügen? Er näherte sich ihr und sprach sie grüßend an. Als sie seine Stimme hörte, erschrak sie heftig. Mit großen, angstvollen Augen sah sie zu ihm auf.

„Wie geht es Dir, Anna?“ fragte er. „Du siehst leidend aus. Um wen trauerst Du?“

„Unser Kind ist gestorben, Friedrich.“

Sie sagte es leise, mit zitternder Stimme, die Hände in den Schooß gefaltet.

Er taumelte zurück.

„Todt!“ rief er.

Darauf ward es ganz still. Den Kopf zur Erde gebeugt, als wäre er von einem Schlage getroffen worden, stand er da; die Hände hielt er vor die Brust gepreßt. In ihm schrie es: Deine Schuld! Deine Schuld!

Da fühlte er seinen Arm berührt. Sie stand vor ihm, das Gesicht von Thränen überschwemmt.

„Friedrich!“ schluchzte sie. „Ich bin Schuld an ihrem Tode! Sie hat nach Dir verlangt, Tag um Tag, sie flehte und bat, ich solle Dich holen, zu ihr bringen, und als sie die schreckliche Krankheit überfiel, rief sie mit ihrem letzten Hauche nach Dir. Und ich ließ sie vergebens rufen, erbarmungslos ließ ich sie vergehen in ihrer Herzensangst — — Tödte mich, Friedrich! Tödte mich!“ . . .

Immer verzweifelter, immer wilder hatte sie gesprochen. Nun brach sie zusammen, und ein krampfhaftes Weinen erschütterte ihren Körper.

Draußen wurden Stimmen laut, und eilige Schritte näherten sich der Thür. Schnell trat er an sie heran, zog ihr den Schleier über das Gesicht und half ihr behutsam sich aufrichten. Dann ergriff er ihren Arm und führte sie aus dem Zimmer und über zahlreiche Treppen in's Freie. Er that es ganz mechanisch, ohne sich Rechenschaft über sein Thun abzulegen. Er dachte nicht daran, daß man sie auf dem Gericht vergeblich erwarten würde; er dachte nicht daran, daß sie, die leise jammernd an seinem Arme hing, nach ihrer Beider Willen nicht mehr seine Gattin war; er hatte nur den einen Gedanken, die Verzweifelnde zu trösten, die Schwankende zu stützen.

Auf der Straße rief er einen Wagen heran und fuhr mit ihr in seine Wohnung. Dort überließ er sie dem Mädchen; denn eine Ohnmacht hatte die an allen Gliedern Zitternde befallen, als sie die Räume wieder betrat, die sie einst, unglücklich und doch nicht so ganz glücklos wie heute, verlassen hatte.

Als er sie nach einer geraumen Zeit aufsuchte, fand er sie gefaßter als zuvor. Er reichte ihr die Hand und sagte:

„Erzähle mir nun von unserem Kinde, Anna! Nicht Du allein — wir Beide haben uns schwer an ihm versündigt. Laß uns gemeinsam die Schuld tragen!"

Sie sah ihn eine Weile ungläubig an, dann sank sie vor ihm auf die Knie.

„Nein, Friedrich," rief sie. „Du kannst mir nicht verzeihen! Du weißt nicht, wie grausam ich gewesen bin aus Haß gegen Dich . . Ich rief Dich nicht zu dem Kinde, weil ich Dir seine Liebe nicht gönnte. Du solltest nicht glücklicher sein als ich, Du solltest so elend werden, elender noch als ich! . . .

„Warum haßtest Du mich so, Anna?" fragte er leise zurück. „Habe ich Dich so tief gekränkt?"

„Ich war unselig, Friedrich. Der Trotz hatte meine Seele verfinstert. Gott hat diesen furchtbaren Trotz gebrochen. Ich will demüthig sein, wenn Du mir verzeihst. Ich will wieder gut machen, was ich an Dir gefehlt habe. Nur laß mich bei Dir bleiben, stoße mich nicht in die Verzweiflung hinaus, Friedrich!"

Sie hielt seine Knie umschlungen, und ihre Augen flehten um Erbarmen und Liebe. Da zog er sie sanft zu sich empor und sagte mit thränenerstickter Stimme:

„Vergieb auch Du mir, Anna!"

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Korea, eine Sommerreise nach dem Lande der Morgenruhe 1894. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Specialkarte Koreas mit den angrenzenden Ländern. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Auf einer Weltumsegelung begriffen, unternahm der Verfasser, dem wir bereits eine lange Reihe von geographischen und Reisewerken verdanken, im Sommer 1894 von Japan aus einen Ausflug nach Korea, dem „Reiche der Morgenruhe", dessen südliche Provinzen sich gerade im vollen Aufruhr gegen die Regierung befanden, während die beiden Großmächte Ostasiens zum Entscheidungskampfe um die Herrschaft auf der koreanischen Halbinsel rüsteten. Der Zeitpunkt der Reise war also günstig gewählt, um die politischen und culturgeschichtlichen Beziehungen zwischen China, Japan und Korea genauer als bisher kennen zu lernen. Daß die Cultur in diesen Gegenden ihren Weg von Westen nach Osten, also von China über Korea nach Japan genommen, in diesem Lande sich eigenartig weiter entwickelt, in Korea aber die Gestalt behalten hat, die uns in China zur Zeit der Ming-Dynastie während des 17. Jahrhunderts entgegentritt, dürfte allgemein bekannt sein. Im Einzelnen diese Thatsache festzustellen und durch Beweise zu erhärten, hält jedoch sehr schwer; liegen doch bisher über Korea nur spärliche, meist fremdsprachige Werke vor, deren Verfasser das Land nicht einmal selbst besucht, sondern nur nach den Berichten Anderer beschrieben haben. Dies gilt auch von den beiden besten Werken: „Corea" von W. E. Griffis in Newyork 1882 und „Histoire de l'Eglise de Corée" von Ch. Dallet in Paris 1874.

a. b.

a. Vorder- und b. Rückseite einer koreanischen Spielkarte (1/2 d. n. Gr.).

Polizeiliche Paßtafel der Koreaner. (Natürl. Gr.) Aus: Ernst von Hesse-Wartegg, „Korea". Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Es ist ein Verdienst Hesse-Warteggs, die aus Missionar-Berichten stammenden Schilderungen Dallets an Ort und Stelle nachgeprüft und namentlich aus den verschiedenen Jahrgängen der koreanischen Regierungszeitung, die die Maßnahmen des Königs und der Minister, die Justizpflege und eine Fülle von Einzelheiten über Leben und Sitten am Hofe wie im Volke enthalten, wesentlich ergänzt und erweitert zu haben. Aber ein abschließendes Werk hat auch er nicht darbieten können, um so weniger, als er auf die Durchführung seines Planes, Korea von Norden nach Süden zu durchqueren, eben wegen des Krieges und des Aufstandes in den südlichen Provinzen verzichten mußte; insofern war also der Zeitpunkt seiner Reise ungünstig gewählt. Und doch könnte es einmal dahin kommen, daß die Schilderungen des jetzigen Zustandes von Korea einen ganz besonders hohen Werth erlangten. Denn für den höchst wahrscheinlichen Fall, daß die Japaner aus dem Kriege dieser Jahre als Sieger hervorgehen und über die strittige Halbinsel zur unumschränkten Herrschaft gelangen, werden sie dort rasch Wandel schaffen und die bestehenden Verhältnisse in kurzer Zeit vollständig über den Haufen werfen, so daß es schwer halten würde, sich von der Vergangenheit des Landes auch nur annähernd eine Vorstellung zu machen.

In Tongnai.
Aus: Ernst von Hesse-Wartegg, „Korea". Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Was über das heutige Korea etwa zu erforschen war, findet man ohne Zweifel in dem vorliegenden Werke. Es ist kaum eine Seite des menschlichen Lebens unberücksichtigt geblieben, und das Meiste ist so eigenartig, daß es sich mit Nichts vergleichen läßt; Manches erinnert allenfalls an die Zustände unseres Mittelalters. Am anziehendsten sind die Abschnitte, die von der Hauptstadt Söul, vom Könige und der Königin mit ihren Hofstaaten, vom Militär, von den politischen und gesellschaftlichen Zuständen, den Vergnügungen, dem Frauenleben, dem Unterrichtswesen, den religiösen Anschauungen, den Europäern im Lande (73 im Ganzen!) und den Industrien handeln. Sehr merkwürdig ist das Leben der Frau, die wie bei den Mohammedanern im Innern des Hauses verborgen bleibt und nur von den nächsten Verwandten besucht wird, und auch von diesen nur selten; denn die Frau steht auf einer zu niedrigen Stufe, als daß sich ein Mann zu Unterhaltung und

Koreanische Beamte.

Bastonnade auf die Schienbeine.
Aus: Ernst von Hesse-Wartegg, „Korea". Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Verkehr mit ihr herabwürdigen sollte. Die Sitte verurtheilt die junge Frau zu einer Art Wittwenthum, während der Gatte seine freien Stunden in der Gesellschaft von Kebsweibern verbringt. Anders zu handeln wäre nach den Begriffen der koreanischen vornehmen Welt schlechter Geschmack, ja die angenommene Gleichgiltigkeit der eigenen Frau gegenüber geht so weit, daß Männer, die beim Tode ihrer Gattinnen Thränen vergießen, von den Genossen verhöhnt und verspottet werden. Die Frauen ertragen die schlechte Behandlung in der Regel mit bewunderswerther Geduld und Entsagung, denn andere, bessere Eheverhältnisse als die ihrigen sind ihnen ja unbekannt. Wenn eine Frau vornehmen Standes Wittwe geworden ist, so findet sie keinen zweiten Mann, selbst wenn sie noch so jung, hübsch und begehrenswerth wäre, ein Umstand, der bei einem so leidenschaftlichen Volke wie die Koreaner zu recht losen sittlichen Zuständen führt; denn derartige Wittwen werden gewöhnlich die Kebsweiber irgend eines Mannes, der sie aufnehmen will. Andere, die zu einem ordentlichen Lebenswandel geneigt wären, fallen häufig frechen Burschen zum Opfer,

Koreanische Sänfte.
Aus: Ernst von Hesse-Wartegg, „Korea". Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

die sie durch List oder Gewalt in ihren Besitz bringen, da sie wissen, daß Wittwen schutzlos sind. Deshalb ist es gar keine Seltenheit, daß junge Wittwen nach dem Tode ihres Gatten Selbstmord begehen, um ihre Treue gegen den Verstorbenen darzuthun.

Trotz dieser und anderer trauriger Zustände ist Korea ein Land, das in der nächsten Zeit einen großen Aufschwung zu nehmen verspricht, denn es ist überaus fruchtbar und reich an Naturschätzen. Es hat ausgedehnte Lager von Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Kohle, Zinn und Petroleum, und die Japaner werden sicherlich Mittel und Wege finden, diese Reichthümer, die noch fast unberührt in der Erde liegen, zu erschließen und nutzbar zu machen. Es wäre zu wünschen, daß auch die Deutschen an den verschiedenen Unternehmungen, die nicht mehr lange auf sich warten lassen werden, sich thatkräftig betheiligten; deutschen Bergleuten, Ingenieuren und Kaufleuten dürfte sich dort ein großes Feld eröffnen.

Daß das Buch unter den heutigen Zeitverhältnissen eine weite Verbreitung finden wird, ist kaum zu bezweifeln. Es muß heutzutage jedem Gebildeten daran gelegen sein, das Land, um dessen Besitz augenblicklich ein blutiger Krieg geführt wird, näher kennen

zu lernen, und dies wird ihm durch das Werk von Hesse-Wartegg bequem gemacht. Auch die Sprache, auf die wir Deutsche immer mehr Gewicht legen wollen, ist meist lebendig und anschaulich und correct; nur muß der Verfasser das abscheuliche, ganz undeutsche in die Ferne weisende Fürwort „jener“ statt des richtigen „derjenige“ oder „der“ vor Relativsätzen oder Genitiven zu gebrauchen vermeiden und nicht Sätze schreiben wie: Frauen haben keinen anderen Namen, als jenen, der ihnen in ihrer Kindheit . . . gegeben wurde,“ oder: „Nun treffen die Cultur des heutigen China . . . und jene des heutigen Japan in dem alten Korea scharf auf einander.“ H. J.

Bibliographische Notizen.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von Heinrich von Sybel. Sechster Band. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Zwischen dem Erscheinen der ersten fünf Bände des gewaltigen Werkes und dem jetzt vorliegenden sechsten liegt eine Spanne von vier Jahren. Eine bedeutsame Fügung des Schicksals hat es gewollt, daß dasjenige Ereigniß dieses Zeitraums, welches für die Geschichte des Deutschen Reiches das folgenschwerste war, auch für seinen Geschichtsschreiber verhängnißvoll wurde: einige Monate nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck wurde ihm die Erlaubniß entzogen, die Acten des auswärtigen Amts für sein Werk weiter zu benutzen.

Dieses post hoc, ergo propter hoc ist selbst wieder Geschichte.

Sybel sucht sich und seine Leser mit dem Hinweis auf die reiche Ausbeute zu trösten, die ihm aus der Litteratur des In- und Auslandes, den schriftlichen und mündlichen Mittheilungen von Zeitgenossen und vor Allem seinen eigenen, von bevorzugter Stelle aus gemachten Wahrnehmungen zugeströmt sei und die ihm verschlossenen Acten wenigstens „für die zuverlässige Auffassung des wesentlichen Fortgangs der Ereignisse“ ersetzt habe.

Inwieweit diese Hoffnung berechtigt ist, kann natürlich nur die Folgezeit lehren. Sollte sie aus den ihr geöffneten Archiven in der That nur Einzelheiten zu ergänzen und zu berichtigen haben, so wäre der Schaden nicht groß. Denn auch in der Geschichtsschreibung wird trotz allen Werthes historischer Treue das Stoffliche an Wichtigkeit weit überragt durch die nachempfindende Phantasie und schöpferische Gestaltungskraft des Autors. Jedoch ist in anderer Beziehung die Verschiebung der Grundlagen nicht ohne einen schon jetzt merkbaren Einfluß auf die Eigenart des Werkes geblieben. Allerdings mag Anderes hierbei mitgewirkt haben, wie die zeitliche und sachliche Annäherung der geschilderten Zeit an die jüngste Gegenwart und die lebhaftere und eingreifendere Theilnahme des Verfassers selbst an ihren Vorgängen. Jedenfalls hat sich die subjective Färbung der Auffassung und Darstellung erheblich verstärkt, und noch mehr als bisher tritt die Persönlichkeit des Schriftstellers in seiner Schöpfung hervor. Die Ausdrucksweise wird lebendig, leidenschaftlich bis zum Rhetorischen und Polemischen, die Conception lockerer, der ganze Eindruck manchmal eher der des freien Vortrags als der geschlossenen Abhandlung.

Wenn aber selbst hierin vom Standpunkte wissenschaftlicher Gründlichkeit und Zurückhaltung aus ein Grund zu einem gewissen Bedauern zu finden sein sollte, so bringt es doch auf der anderen Seite den außerordentlichen Vortheil mit sich, daß diese sprühende, packende, fesselnde und hinreißende Schreibart für weite Volkskreise das Lesen des Buches erleichtert und dazu anregt. Eine solche gesteigerte Verbreitung aber ist dringend einem Werke zu wünschen, das nach wie vor durch die Tiefe der Forschungen wie die köstliche Klarheit ihrer Verwerthung, die Durchsichtigkeit des Stils wie die Plastik der Gestaltung, die Schärfe der Kritik wie die Wärme des Gemüths, die Liebe zur Wahrheit wie die Liebe zum Vaterlande als eine der herrlichsten geistigen Früchte des jungen Reiches erscheint, dessen Erstehung seinen Gegenstand bildet. S.

Preußische Geschichte. Von William Pierson. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage, Berlin, Gebr. Paetel.

Das vor nunmehr 25 Jahren zuerst erschienene Werk, dessen bekannte Vorzüge, besonders der in ihm, unbeschadet der historischen Wahrheit, herrschende warme patriotische Ton, es für den weiten Kreis der gebildeten

Laien vorzugsweise geeignet machen, ist nun in sechster Auflage erschienen, die den Text dem Stande der Forschung gemäß berichtigt und durch eine Darstellung der neuesten Zeit bereichert ist, welche, die Ereignisse unter dem neuen Curse in trübem Lichte zeigend, doch harmonisch mit der Versöhnung des Kaisers Wilhelm II. mit Fürst Bismarck ausklingt.

— l —

Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit. Aus dem Lateinischen übersetzt, an zeitgenössischen Berichten erläutert und eingeleitet durch Uebersichten über die Entwickelung der deutschen Geschichtsschreibung im 10. 11. und 12. Jahrhundert zur Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte und zur Einführung in die Geschichtswissenschaft von Wilhelm Gundlach. Erster Band: Hrotsvithas Otto-Lied. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung.

Der Verfasser will, wie schon der breite Titel zeigt, mit seinem Buche verschiedenen Zwecken zugleich dienen. Er hat zunächst das lateinische „Ottolied" der Gandersheimer Nonne Hrotsvitha, eine poetische Verherrlichung Kaiser Ottos I. aus dem 10. Jahrhundert, in das Deutsche übersetzt, wobei er für den gereimten Hexameter des Originales einen gereimten siebenfüßigen jambischen Vers verwendet. Die Uebersetzung liest sich im Ganzen gut, wenn auch an manchen Stellen Ausdruck und Vers noch gefeilt werden könnte. Diese Uebersetzung ist sachlich erläutert durch umfangreiche Mittheilungen aus zeitgenössischen Berichten über Otto I. und sein Reich. Vorangeschickt ist der Uebersetzung eine eingehende Darstellung dessen, was über Hrotsvitha bekannt ist, mit Charakteristik ihrer übrigen Werke und Proben aus denselben. Das ganze Buch aber wird eröffnet durch eine mehr als 200 Seiten umfassende Einleitung über die deutsche Geschichtsschreibung im Zeitalter der sächsischen Kaiser. So soll das Buch — welches Gustav Freytag als dem Verfasser der Schrift „de Hrosvitha poetria", der „Bilder aus der Vergangenheit", dem Dichter der „Ahnen" gewidmet ist — zur Einführung in das Studium der deutschen Geschichte dienen. Der Verfasser hat offenbar mit löblichem Eifer diesem seinem Ziele nachgestrebt; er scheint sich aber selbst nicht recht klar darüber gewesen zu sein, für welches Publicum er eigentlich schrieb. Obwohl er auf alle irgend entbehrliche Fachgelehrsamkeit verzichtet hat, wird das Buch für die Theilnahme weiterer Kreise der Gebildeten doch zu gelehrt und namentlich auch zu umfangreich sein; für diese wäre eine Beschränkung oder auch eine Zerlegung in mehrere Hefte wünschenswerth gewesen. Der Student der deutschen Geschichte aber muß zu den Originalen der Quellenschriften selbst geführt werden und könnte Gundlachs Buch nur als erste Vorbereitung benutzen; dazu wird es wahrscheinlich aber auch ihm zu theuer sein, zumal wenn noch weitere Bände von gleichem Umfange diesem ersten folgen sollten. Vielfache Belehrung aber läßt sich aus dem mit Fleiß und Eifer gearbeiteten Werke allerdings gewinnen. dr.

Herzog Ernst II. Von A. Ohorn. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung, Gebhardt u. Wilisch.

Große Verehrung und die Gefühle der Pietät und Dankbarkeit haben dem Verfasser die Feder geführt, um auf Grund jener bekannten und großen Selbstbiographie des verstorbenen Fürsten ein Lebensbild zu entwerfen, das seinen politischen Verdiensten und seiner Thätigkeit als Landesvater, als Freund der Künste und als Mensch entspricht. — Nicht Jeder hat Zeit und Geld, um große Werke anzuschaffen und zu lesen; ihm wird mit diesem populär, anschaulich und warm geschriebenen Buche sicherlich gedient sein, dessen Vorzug dadurch erhöht wird, daß der Verfasser in der Lage ist, persönliche Erinnerungen einzuflechten, soweit sie der Schärfe der Charakteristik dienlich sein können. wd.

Deutschlands Helden in Krieg und Frieden. Von Karl Neumann-Strela. 3. (Schluß-)Band. Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior).

Die Besprechungen der beiden ersten Bände dieses Werkes lassen eine eingehende Beurtheilung des letzten Bandes überflüssig erscheinen, besonders da er die Vorzüge seiner Vorgänger nicht entbehrt. Nicht deutsche Geschichte als solche, sondern die Männer lernt man in diesem Buche kennen, denen es beschieden gewesen ist, deutsche Geschichte zu machen, die Führer, Leiter und Berather ihres Volkes zu sein. — Möge dem gut ausgestatteten, klar geschriebenen, patriotischen Buche ein großer Leserkreis beschieden sein. wd.

Eckermann. Gespräche mit Goethe. Leipzig, H. Barsdorf.

Eckermanns Gespräche mit Goethe sind als eine unentbehrliche Ergänzung zu Goethes

Werken, die hier zudem vielfach in ihrer Entstehung und Bedeutung beleuchtet werden, zu betrachten. Die Universalität Goethes geht uns aus diesen Gesprächen Bewunderung weckend auf; wir empfinden, daß dieser Mann eine ganze Cultur bedeutet. Wer Goethe besitzen will, der muß neben seinen Werken auch seine Gespräche mit Eckermann auf dem Bücherbrett haben. Die von der Verlagshandlung H. Barsdorf veranstaltete Ausgabe, die das Werk in drei gut ausgestatteten, mit Anmerkungen versehenen Bänden für den billigen Preis von 3,20 Mk. bietet, möge deshalb die weiteste Verbreitung finden. O. W.

Emanuel Geibels Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk. Von Dr. Karl Leimbach, Provinzialschulrath zu Breslau. Zweite neubearbeitete Auflage von Max Trippenbach, Pastor. Mit 8 Illustrationen. Wolfenbüttel, J. Zwißler.

Der von dem neuen Herausgeber erheblich erweiterte Theil dieses empfehlenswerthen Buches giebt zum ersten Male eine vollständige, wenn auch kurz gefaßte Lebensgeschichte Geibels. Im zweiten Theile werden die sämmtlichen Werke des Dichters verständnißvoll besprochen; wir erinnern bei dieser Gelegenheit an den schönen Aufsatz von Karl Gödeke, der mit Geibels Bildniß im 3. Hefte von „Nord und Süd" (1877) erschienen ist. Der Verfasser hält unter allen Dichtern der neuesten Zeit Geibel, der in seiner durchaus reinen und harmonischen Natur Talent und Charakter in schönem Maße vereinte, am meisten geeignet, durch seine Werke der „Erzieher" des deutschen Volkes der Gegenwart zu werden. Eine für Litterarhistoriker sehr dankenswerthe Zugabe ist der „Anhang", in welchem die gesammte Geibel-Litteratur sorgfältig verzeichnet ist. dr.

Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Von Rudolf Krauß. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Wie der Herausgeber S. 19 mit Recht bemerkt, ist es das Kennzeichen des echten Lyrikers, daß alle seine Schöpfungen der inneren Erregung ihre Entstehung verdanken, daß er ohne solche nicht dichtet — sobald sie sich aber einstellt, dichten muß, gleichsam unter dem Einfluß einer Naturnothwendigkeit. Ein solcher Lyriker war Eduard Mörike, gleich Goethe ein Gelegenheitsdichter im edelsten Sinne. Deshalb wird diese Schrift, welche viele früher noch nicht gedruckten Gedichte, sowie Zeichnungen von Mörikes Hand bringt und mit verständnißvollen Bemerkungen begleitet, jedem Freunde echter Poesie willkommen sein. O.

Karl Witt, ein Lehrer und Freund der Jugend. Geschildert von G. Hensel. Berlin, B. Behr.

Die Kantstadt Königsberg ist stets der Ausbildung von Männern günstig gewesen, die bei stark und fest ausgeprägter Individualität für weite allgemeine Bildung empfänglich und zugleich für bestimmte praktische Aufgaben hervorragend tüchtig sich erwiesen haben. Wie vielseitig und nachhaltig in diesem Jahrhundert die Vertreter der klassischen Philologie dort gewirkt haben, zeigt der eben zur Jubelfeier der Universität veröffentlichte Briefwechsel von Lobeck und Lehrs (2 Bde. Leipzig, Duncker und Humblot). Das uns heute vorliegende Buch ist der Erinnerung an einen ausgezeichneten Schulmann gewidmet, der von 1815 bis 1891 fast ausschließlich in Königsberg lebte und wirkte (1860—1886 am altstädtischen Gymnasium), und der durch seinen Bildungsgang, durch seine Erlebnisse in der Zeit von 1848—1866, durch seine hohe pädagogische Begabung und durch sein ebenso anspruchsloses wie tapferes Wesen ein solches Denkmal wohl verdient hat. Dem Herausgeber standen zahlreiche Briefe seines Freundes Witt (namentlich auch an den durch Universitätsfreundschaft mit Witt verbundenen Abgeordneten v. Hoverbeck) zur Verfügung. Das pietätsvoll geschriebene Buch wird den zahlreichen Schülern und Freunden Witts willkommen sein; es erhält aber durch die Einblicke in das geistige Leben Königsbergs und durch einen reichen Schatz pädagogischer Bemerkungen auch für ferner Stehende Werth und Anziehungskraft. E.

Karoline von Günderode und ihre Freunde. Mit Portrait. Von Ludwig Geiger. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Leben und Charakter der schönen und begabten, aber romantisch überspannten Dichterin, einer Freundin von Clemens und Bettina Brentano, werden durch diese auf erweitertem Quellenstudium beruhende Schrift in neues Licht gesetzt. P.

Hermine Spies. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. Mit einem Vorwort von Heinrich Bulthaupt. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Es ist, wie Bulthaupt in dem warmen Vorworte bemerkt, „kein prunkvoll papiernes Mausoleum, kein biographisches Kunstwerk, an dem mehr Dichtung als Wahrheit wäre," was Minna Spies, die Schwester der großen Sängerin, mit dem vorliegenden Buche bietet; aber die gesammelten Aufzeichnungen, Notizen, Briefe von der Hand der verewigten Künstlerin, ihrer Schwester und ihrer Freunde ergeben mit den ergänzenden Berichten der Herausgeberin doch ein lebendiges Lied, das die liebenswürdigsten, gewinnendsten Züge trägt. Hermine Spies war — wie man aus diesem Buche ersieht — eine Frohnatur, die das Leben wie die Kunst heiter nahm und der Beide reiche Blüthen und Gaben darbrachten. Sie selbst hat ihr Leben, das leider so kurze, ein sonniges genannt, und so ist sie, die ein tragisches Schicksal an der Schwelle zum höchsten menschlichen Glücke hinraffte, doch glücklich zu preisen. Daß die unvergleichliche Künstlerin auch ein guter, edler Mensch war, fühlte instinctiv Jeder, der ihren Liedern zu lauschen Gelegenheit hatte, heraus — dieses Buch bestätigt es: Es lebte in ihr Etwas von der Naivetät und Harmlosigkeit eines Kindes; unbefangen wie ein solches, erfreut sie sich ihrer Erfolge und berichtet sie über dieselben; von Uebermuth und Hochmuth und kleinlicher Virtuoseneitelkeit unberührt, blieb sie selbst auf der Höhe ihres Ruhmes gelegentlichen Anfechtungen eines kleinmüthigen Zweifels an ihrem Können ausgesetzt. Gewissenhaft in ihrem Studium, war sie doch keine grüblerische, reflectirende Natur; still wuchs in ihr das Kunstwerk, bis es ausgereift, wie ein Geschenk des Augenblicks, hervortrat. So enthalten auch ihre in dem Buche mitgetheilten Briefe nicht tiefsinnige Bemerkungen über ihre Kunst und überhaupt bedeutende Gedanken, aber sie legen, wie gesagt, Zeugniß ab von ihren schönen menschlichen Eigenschaften, und wer, der die Künstlerin bewundern und verehren gelernt hat, möchte nicht auch dem Menschen näher treten! So hat Minna Spies, indem sie mit diesem Buche einem Gebot der Pietät folgte, zugleich dem weiten Kreise der Freunde ihrer unvergeßlichen Schwester eine werthvolle Gabe geboten, für die man ihr wärmsten Dank schuldig ist.

O. W.

Venus Imperatrix. Ein Roman aus dem Berliner Leben von O. Elster. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Der Verfasser kennt das vielgestaltige Leben der Hauptstadt und zeichnet mit kundiger Hand Typen aus den verschiedenen Gesellschaftskreisen; indem er seine Erzählung an actuelle Ereignisse anknüpft, fesselt er von vornherein das Interesse der Leser.

mz.

In den Fesseln der Schuld. Roman von Friedrich Dernburg, 2 Bände. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Friedrich Dernburg gehört nach unserem Dafürhalten zu den Meistern der Psychologie in unserer erzählenden Litteratur, und von diesem Standpunkte aus glauben wir auch seinen neuesten Roman beurtheilen zu sollen. Nicht die Fabel an sich ist es, die unser Interesse zuhöchst anregt. Der Autor hat es sogar verschmäht, den Mittelpunkt seiner Handlung, von dem aus die Fäden sich wirren und lösen, den Diebstahl eines kostbaren Halsbandes, irgendwie geheimnißvoll zu gestalten; er läßt uns Zeuge des Vorfalls sein, weil seine Absicht durchaus nicht gewesen, einen Criminalroman zu schreiben. Auch die Entwicklung der Handlung, die übrigens etwas sprunghaft, gar zu viel nur in Episoden fortschreitet, läßt nicht am meisten unsere Spannung rege werden; es sind die psychologischen Processe, die wir sich vollziehen sehen, die uns durch die meisterhafte, packend-lebenswahre Durchführung, gleichfalls in die Fesseln der „Schuld" bringen, die Friedrich Dernburg seine Heldin auf sich laden läßt. Völlig motivirt wird diese Schuld begangen, und als endlich die Schuldige zusammenbricht unter den Folgen ihrer That, die sie, „fortzeugend Böses gebärend", zu unaufhörlichem Lug und Trug zwingt, dann verstehen wir nach Allem, was sich zuträgt, völlig die innere Nothwendigkeit, den Muth, die Folgen eines Verbrechens zu büßen, das zu begehen auch nur einem starken Willen möglich war. — Hella, die Thäterin, ist die Tochter eines sehr vornehmen Hauses. Der Vater hatte einen hohen Posten, mit dem sich große Repräsentationspflichten verbanden, inne gehabt; die altadelige Mutter konnte nimmer vergessen, daß sie einst den König selbst zu Gaste gehabt, und Hella, die war die ge-

feierte Schönheit der Residenz gewesen, die sieghaft durch die Salons des high life zu schreiten gewöhnt war, unbedingte Siegerin durch ihre classische Schönheit sowohl, als durch die kostbare Feinheit ihrer Toiletten. Und als der Vater starb, brach all der Glanz zusammen gleich einem Kartenhaus. In Armuth hatte der Geheimrath v. Olzen seine Familie hinterlassen — davon durfte aber um Gottes Willen die Gesellschaft Nichts merken; ja, der eigenen Mutter, die, schwer nervenleidend, kaum von der Chaiselongue ihres Schlafzimmers sich erhob, mußte die so traurig veränderte Situation verborgen gehalten werden — so hatte es der Stolz Hellas und ihre Liebe zu der Mutter gebieterisch verlangt. Auf Hella, dem ältesten der Olzen'schen Kinder, lastete Alles! Sie war verlobt mit einem bürgerlichen Offizier, in dessen anbetender Liebe und gesicherter Wohlhabenheit sie die einzige Rettung für sich und ihre Familie erkannt — aber auch er durfte von ihrer Verarmung Nichts erfahren. Die letzte Hoffnung der Olzens, in den Besitz eines überaus kostbaren Familienschmuckes zu gelangen, war durch einen verlorenen Proceß — verloren nicht von Rechts wegen, sondern durch die Ungeschicklichkeit des Rechtsanwaltes auf der einen, die Geschicklichkeit des Gegners auf der anderen Seite — gescheitert. Die leidende Mutter bat unter bitterem Wehklagen, doch die nun schon zwei Winter entbehrte Reise nach der Riviera endlich antreten zu dürfen; der leichtsinnige Bruder forderte immer ungestümer sein „standesgemäßes" Taschengeld; der Bräutigam schrieb immer glühender von der nahen Hochzeit, und wie Hella durch die geschmückten Gemächer ihres eigenen Hauses wandeln werde, eine Fürstin an Gestalt und im Gewande — das Alles stürmte auf Hella ein, und zugleich eine Fluth von Rechnungen und niederen Drohungen ungeduldiger Gläubiger, und nirgends mehr Credit; und Niemand eine Stütze, und nirgends eine Aussicht auf Hilfe! Sie fühlte den Boden unter sich wanken; ihre Rettung heischende Hand griff in das Leere — da that es die stolze Hella, da nahm sie von dem kostbaren Schmucke, der nach ihrem Gefühl ja gänzlich ihr gehörte und sich durch Zufall unbewacht ihr preisbot, ein sehr werthvolles Halsband und verkaufte es heimlich. Wie sie sorgenbefreit aufathmete, als die schlimme That gethan! Aber völlig nach den Gesetzen einer ewigen Moral und conform dem Charakter Hellas, bemächtigt sich immer unerträglicher das Schuldgefühl ihrer Seele, bis endlich sie nur eine Rettung sieht: das Geständniß, die Sühne! Während aber in diesem Verlauf der Handlung sich Friedrich Dernburg zumeist als der anerkannte Psychologe von Neuem bewährt, erheben sich die letzten Scenen vor der Katastrophe und diese selbst zu voller dichterischer Wirkung, und sind wir bisher in reger Spannung den Vorgängen gefolgt, so hören wir das Ausklingen aller dieser schrillen Accorde in tiefer Ergriffenheit. Man wird einwenden können, daß Hella, eben in jenen Schlußscenen, eine zu deutliche Blutsverwandtschaft mit Ibsen'schen Gestalten verräth, man wird mit zweifelloser Berechtigung den Schluß des Buches als überhastet bezeichnen, so daß dieses einen unvollendeten Eindruck hinterläßt; aber man wird sicherlich diesem Dernburg'schen Buche eine Superiorität vor den meisten belletristischen Saison-Erscheinungen einräumen und mit weitreichender Anerkennung für den Autor es nur ungern aus der Hand legen. A. W.

Spaziergänge in der Heimat. Nebst einem Anhange: Ausflüge in die Fremde. Von P. K. Rosegger. Wien, A. Hartleben.

„Die unmittelbare persönliche Berührung mit Natur und Volksthum hat Augenblicksbilder hervorgerufen, welche von der Beseligung des Spaziergängers nun vielleicht auch einen Hauch auf den Leser übertragen." Mit diesen Worten der Vorrede bezeichnet der Verfasser vortrefflich den Charakter seines neuesten Werkes, das den 30. Band seiner ausgewählten Schriften bildet. Herzliche Freude an der Natur seiner steirischen Heimat und vertraute Bekanntschaft mit dem Leben seiner Bewohner ist aus jeder der 45 Geschichten, so mannigfaltig sie auch im Einzelnen ausgeführt sind, zu ersehen. Auch die „Ausflüge in die Fremde" bleiben innerhalb der Grenzen des österreichischen Kaiserstaates. Alte und neue Freunde Roseggers werden an dem Buche ihre Freude haben. O.

Skat-Album. Zwölf Original-Zeichnungen von Otto Andres. Mit Dichtungen von Richard Schmidt-Cabanis. Leipzig, J. J. Weber.

Beim Spiel, wie im Rausche, offenbaren die Menschen, wie man sagt, ihre wahre Natur; sie in diesem Zustande zu beobachten, ist für den Psychologen und Physiognomiker eine Quelle der Belehrung zugleich und des Vergnügens. Otto Andres hat die charakteristischen Typen der Skat-

spieler und die verschiedenen bemerkenswerthen Phasen des edlen Spiels, das im Palast wie in der Hütte zu Hause ist, mit scharfem, für den Humor der Personen und der Sache empfänglichem Auge erfaßt und mit sicherem Griffel fixirt. Richard Schmidt-Cabanis hat die Andres'schen Bilder — obwohl dieselben eigentlich keiner Erläuterung durch das Wort bedürfen — in Gedichten interpretirt, die ebenso durch die bei Schmidt-Cabanis bekannte virtuose Vers- und Reimgewandtheit wie einschlagenden Humor, der namentlich da, wo er pathetisch sich geberdet, unwiderstehlich wirkt, den Leser ergötzen. — Das prächtig ausgestattete Buch wird allen Freunden der vier Wenzel — und vielleicht nicht nur diesen — Freude machen.

— a.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

B.-K., C. v., Friedens- und Kriegsmoral der Heere am Ausgange des XIX. Jahrhunderts. Eine Streitschrift. Wien, W. Braumüller.
Bericht über die Thätigkeit des Bielitzer Gabelsberger-Stenographenvereins im Vereinsjahre 1893/94. Bielitz, Selbstverlag.
Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Zwölfter Band. Morea—Perücke. Mit 83 Tafeln, darunter 10 Chromotafeln, 26 Karten und Pläne, und 211 Textabbildungen. Leipzig, Berlin und Wien. F. A. Brockhaus.
Engels, M., Die Darstellung Gottes des Vaters, der getreuen und der gefallenen Engel in der Malerei. Eine kunsthistor. Studie mit 112 Abbildungen und 65 Tafeln. Luxemburg, V. Buck.
Ewert, E., Naja's Seele. Novelle. Dresden, E. Pierson.
Flürscheim, M., Bausteine. Beiträge zur Socialreform. Dresden, E. Pierson.
Grasberger, H., Ein neues Novellenbuch. Dresden, E. Pierson.
Grothe, H., Menschen. Drama. Dresden, E. Pierson.
Grzybowski, P., Land und Leute in Amerika. Skizzen nach dem Leben. Berlin, H. Steinitz.
Halm, M., Frau Holdings Herz. Die Geschichte einer Familie. Dresden, E. Pierson.
Heiberg, H., Gesammte Werke. Lieferung 2—4. Leipzig, W. Friedrich.
Heine, R., Qualm! Studenten-Humoresken. Dresden, E. Pierson.
Herzl, Th., Die Glosse. Lustspiel in einem Act. Dresden, E. Pierson.
Jacobsen, J. P., Niels Lyhne. — Doctor Faust. — Eines begabten jungen Mannes Tagebuch. Aus dem Dänischen von M. Mann. Mit dem Bildniss des Verfassers und einer Vorrede von Th. Wolff. Paris u. Leipzig, A. Langen.
Kimmich, K., Zeichenschule. Mit 17 Tafeln in Ton-, Farben- und Golddruck und 100 Voll- und Textbildern. Zweite Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
Kirchbach, W., Des Sonnenreiches Untergang. Ein Culturdrama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
Kraus, E., Germanenblut im Osten. Erzählungen und Skizzen. Dresden, E. Pierson.
Lanzky, P., Auf Dionysospfaden. Gedichte. Leipzig, R. Claussner.
Litten, J., Der Bandwurm. Eine ärztliche Humoreske. Berlin, F. A. Günthers Zeitungsverlag.
Maack, M., Eine neue Zeit. Schauspiel aus der Reformationszeit in vier Acten. Leipzig, R. Claussner.
Marfels, C., Die wahre Ursache der schlechten Zeiten. Fünf Abhandlungen. Berlin, W. H. Kühl.
Paul, Adolf, Ein gefallener Prophet. Paris und Leipzig, Albert Langen.
Pavlovsky, J., Aus der Welthauptstadt Paris. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. Paris und Leipzig, Albert Langen.
Pogio, M. A., Korea. Aus d. Russischen übers. von St. Ritter von Ursyn-Pruszynski. Mit einer Karte von Korea. Wien, W. Braumüller.
Silberstein, A., (Ötvös), Im Strome der Zeit. Ausgewählte Blätter. 4 Bände. Budapest, Kalman Könyves.
Steiner, H., (H. York) Anti. — Croccol's Synagoge. — Der barmherzige Bruder. Drei Novellen. Dresden, E. Pierson.
Steinitzer, H., Honos. Dresden, E. Pierson.
Suttner, A. G. v., Eine moderne Ehe. Roman. Dresden, E. Pierson.
Tamborini, Fr. Ferd., Poetisches Skizzenbuch. Sammlung I. Leipzig, C. Güttich.
Urbantschitsch, M., Schneerosen. Gedichte. Dresden, E. Pierson.
Violetta, Liebesträume. Novellen. Dresden E. Pierson.
Zapp, A., Der neue Don Quixote. Roman. Dresden, E. Pierson.
Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionslehre und verwandte psycholog. Forschungen. III. Jahrg. Heft 2. November 1894. Berlin, H. Brieger.
Zobeltitz, F. v., Ohne Geläut. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
— Der kleine Pastor und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.
Zollinger, E., Schule und Friedensbewegung, Dresden, E. Pierson.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 72. — Heft 216.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

März 1895.

18. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

März 1895.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Heinrich Bulthaupt.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXII (Januar bis März 1895), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Heinr. Bulthaupt.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXII. Band. — März 1895. — Heft 216.

(Mit einem Portrait in Radirung: Heinrich Bulthaupt.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Jung' oder Dirn?

Eine Seegeschichte.

Von

Heinrich Kruse.

— Bückeburg. —

„Hilf mir. Ich kann nicht mehr!" Mit diesen verzweifelten Worten
Sah sich Johanna empfangen, die freundliche Tante, von ihrer
Aelteren Schwester Marie, der verwittweten Capitän Marquard.
„Schwester, Du bist auffallend erregt," so sagte die Tante,
„Und mein Pathenkind, mein prächtiges Julchen, es glühet
Ja wie Purpur. Was giebt's?" Und noch Athem schöpfend, erwidert
Jener die Wittwe darauf: „Ich habe gezüchtigt den Unband.
Seit mein seliger Mann bei den Goodwin Sands ist geblieben,
Ist auf mich ja gefallen die ganze Sorge des Hauses.
Und sie wird mir nicht schwer, ich habe ja leidlich zu leben;
Denn mein Mann, vorsorglich wie immer, versicherte, eh' er
Aus von London lief, noch den Schiffspart, der ihm gehörte.
Haus zu halten allein sind gewohnt wir. Die Frauen der Schiffer
Leben als Wittwen ja stets. Wie selten nur seh'n wir die Männer!
Nur die Erziehung der Kinder ist mir zu beschwerlich." „Du hast ja
Nur zwei Töchter, Marie." „Jawohl, und die ältere, Anna,
Ist so, wie es sich ziemt für Mädchen, gesetzt und bescheiden.
Aber der Range da wird noch zu früh in die Grube mich bringen."
„Julchen, was hat sie gethan?" „Sie ist wie der wildeste Junge.
Kein Baum ist ihr zu hoch; sie klettert zum obersten Wipfel,
Rudert allein im Kahn, springt über die breitesten Gräben —
Denk' Dir, das Unglückskind, die wilde Hummel, ist eben,
Als ein Junge gekleidet, und vom Janhagel bejubelt,
Bis zur obersten Spitze des Kupferwerkes geklettert!"
Daß Steinwerder ein Inselchen ist in der unteren Elbe,

Mit Packhäusern und Werften bedeckt, in der Nähe von Hamburg,
Ist wohl Manchem bekannt. Es befindet sich dort auch das große
Kupferwerk, wo man sammelt das Erz der entlegensten Gruben,
Und man reinigt es dort und gießt es in funkelnde Barren.
Um nicht belästigt zu werden von Rauch und den giftigen Dünsten,
Ward in die Höhe geführt ein mächtiger, riesiger Schornstein,
Fast zu seh'n wie ein Thurm, und die äußere eiserne Treppe
Führt durch die Luft hinauf bis zum himmelanragenden Gipfel.
Muthige Knaben erstiegen zuweilen die Treppe, doch wenn sie
So hoch etwa gelangt wie ein Großmast, wurden sie bange,
Daß sie, von Schwindel ergriffen, hinunterstürzten, und stiegen
Langsam wieder die Treppe hinab mit bebenden Knieen.
Dort war also hinauf das verwegene Julchen geklettert.
„Julie sieht," wie die Mutter erzählt, „aus der Ferne der Knaben
Treiben sich an und denket bei sich: „Das kann ich doch besser!"
Und läuft blindlings heraus und steigt auf die Treppe. Was kehrt sie
Sich an meine Verbote! Und steigt und steigt in die Höhe —
Schwindel kennt sie ja nicht — und klimmt bis zur obersten Spitze.
Unten versammelt indeß sich ein Haufe von müßigen Gaffern,
Starrt nach Julchen hinauf und ruft: „Ein verwegener Junge!"
Plötzlich war sie verschwunden. Man wußte nicht, wo sie geblieben.
Nämlich sie schlüpfte hinein in den Schlot, sich die innere Treppe
Anzusehn; doch schien sie bequemer ihr nicht, als die äuß're,
Und war dunkel dazu; drum ging sie wieder in's Helle.
Und wie ein Wiesel vom Taubenschlag, so schoß sie behende
Wieder herab, und es riefen Hurrah und klatschten die Menschen.
„Das ist Alles noch kein Unrecht," so versetzte die Tante.
„Was kann Julchen dafür, mein liebliches Pathchen und Herzblatt,
Daß sie gesund und schlank sich der kräftigsten Muskeln erfreuet?"
Aber die Mutter erwiderte ihr kopfschüttelnd: „Johanna,
Wär' sie ein Junge, — nun gut. Doch ein wohlerzogenes Mädchen
Muß in Zucht und Sitte sich fügen. Sie hat mich mit Bitten
Lange dermaßen bestürmt, bis ich Julchen erlaubte, die Kleidung
Ihres Bruders Johann, der blieb auf See mit dem Vater,
Anzulegen zum Scherz, doch nur im Haus und im Garten;
Aber sie ward wie wild, in der männlichen Kleidung, der langen
Röcke entledigt, doch trieb sie's so arg wie heute noch niemals.
Ist das nicht ein Skandal? Das muß ich erleben an meinem
Eigenen Kind!" Und es lief von Neuem die Galle ihr über.
Und schon erhob sie den Arm, um Julien weiter zu schlagen.
Aber es trat dazwischen die gütige Tante und sagte:
„Laß das, Schwester! Sie ist kein Kind mehr." „Aber die Schande,
Welche sie über uns bringt!" „Es ist nicht so schlimm, wie Du sagest.
Julie wurde ja gar nicht als Mädchen erkannt, und man glaubte,
Daß sie ein Junge sei, ein artiger Junge!" „Ich schlüpfte,
Wieder heruntergelangt, in die offene Pforte des Gartens.
Niemand hat mich erkannt!" so bekräftigte Julchen die Rede.
Tante Johanna versetzte: „Das herrliche Mädchen, Du hast sie
Braun und blau schon geknufft, und ich soll Dir noch gar dabei helfen?
Armes Julchen!" so sagte die Tante begütigend, strich ihr

Aus den Augen das Haar und streichelt' ihr freundlich die Wange.
Sie stand da, ein Thränchen im Aug', doch trotzig und zornig
Ueber die schlechte Behandlung. „Erbittre das Kind nicht!“ so sagte
Tantchen zur älteren Schwester. Sie kann ja dafür nicht, daß Gott ihr
Herrliche Glieder geschenkt und Muth und Freiheit von Schwindel.“
„Willst Du sie gar noch vertheid'gen?“ so sagte die Wittwe. Ich hab' ihr
Strenge verboten, in männlichem Kleid aus dem Garten zu gehen.“
„Aber sie hat ja Strafe und fast zu reichlich erhalten.“
Endlich gelang es der Tante, die aufgeregten Gemüther
Wieder zu stillen. So glättet mit Oel man die tobenden Wellen.
Niemand hat sie erkannt! mit dem Troste ging man zu Bette.
Doch was geschah? Man las die ganze Geschichte am andern
Morgen mit ausgeschriebenen Namen im Correspondenten
Sammt anzüglichen Worten. Es wurden die Mütter getadelt,
Welche die Töchterlein nicht in Zucht und Ordnung erzögen.
Selber die Obrigkeit wurde ermahnt, zu steuern dem Unfug.
Ja, so stand es zu lesen im Hamburger Correspondenten.
Und man erinnere sich an die sittsamen früheren Zeiten.
Schlittschuhlaufen und Schwimmen, allein zu reisen und andre
Unanständige Dinge, sie waren den Mädchen verboten.
Und nun gar vor dem gaffenden Volk auf Thürme zu klettern,
War unglaublich und kaum für möglich zu halten. Die Mutter
Schwur: „Ich kann die Schande nicht überleben!“ und tobte
Aerger als je. Doch wagte sie nicht zu schlagen die Tochter,
Die im schweigenden Trotz ihr bange machte. Doch Julchen
War auch selbst wie vom Donner gerührt, als sie in dem Blatte
Las die Geschichte mitsammt der angehängten Ermahnung.
O, in die Zeitung zu kommen, das war doch das Schlimmste des Schlimmen!
Während der Züchtigung schon war sie entschlossen, nicht länger
Sich mißhandeln zu lassen und fortzugehn in die Fremde.
Und nun schien es ihr ganz unmöglich, im Hause zu bleiben,
Das durch sie in den Mund böswilliger Leute gekommen.
Julie nahm, was sie hatte von männlichen Kleidern, und zog sich
Als ein Knabe nun an und schor sich die goldenen Locken,
Wühlte das Haar durcheinander und schnürte ihr Bündel. Die Frauen-
Kleider ließ sie zurück im Kleiderschranke verschlossen,
Ging nicht wieder hinab in die Stube zur jammernden Mutter
Und entschlüpfte vom Hause. Die Mutter kam, sie zu holen;
Aber sie fand — was soll das bedeuten? — die Kammer verschlossen.
Julie ging indeß mit eilenden Schritten zum Hafen,
Einzuschiffen sich dort, zunächst womöglich nach England,
Sei es als Passagier — ihr fehlte das Geld nicht, sie hatte
Ihre Ersparnisse mit — sei's, wenn ihr lächeln das Glück will,
Dienst zu finden im Schiff; doch war das kaum zu erwarten.
Fort, nur fort in die Welt! Und als sie zum Hafen gekommen,
Dort, wo Wirthschaft steht an Wirthschaft und laut aus den Kneipen
Schallt Matrosenlärm und Gesang aus heiseren Kehlen,
Da flog, während sie eben vorbeizuschreiten gedachte,
Plötzlich die Hausthür auf, und ein Haufen von tobenden Menschen
Wurde herausgejagt von dem fluchenden Wirth und den Kellnern.

Lange schon hatte ein blutiger Streit im Innern gewüthet,
Aber der Wirth, dem weniger lag an den blutenden Köpfen,
Als an zerbrochenen Flaschen und Spiegeln und krachenden Stühlen,
Sah wohl, daß er den Kampf nicht anders zu enden vermochte,
Als wenn er eine der beiden Partei'n auf die Straße hinauswarf.
Welche, das war ihm gleich; doch er wählte natürlich die schwächre.
Fluchte der Wirth in der Thür, so schimpften von draußen die Gäste,
Schlugen aus Rache die Fenster ihm ein. Das wollten die drinnen,
Die mit Hilfe des Wirthes gesiegt, nicht dulden und drangen
Zornig heraus auf die Straße, wo sich fortsetzte der Aufruhr.
Plötzlich erscholl ein gellender Schrei aus der Kämpfenden Mitte,
Markerschütternd. Man hatte zum Messer gegriffen. Ein Mann fiel
Jammernd und blutend zu Boden. Er war in die Hüfte gestochen,
Blutete auch am Kopf, und man trug ohnmächtig in's Haus ihn.
Wer war's? Detlev Dirksen. Er wurde von Allen bedauert,
Denn er war klug und hübsch und sollt' am nämlichen Abend
Noch nach Bahia versegeln. Es lag im Hafen die Jolle
Lange bereits, um ihn zurück zu bringen zum Schiffe,
Das in der Mitte des Stroms dalag, schon klar für die Reise.
Statt nach Brasilien wurde der Arme gebracht zum Spitale.
Als das Julie hörte, so hatte sie rasch sich entschlossen,
Ging mit beschleunigtem Schritt an's Ufer und sprang in die Jolle.
Wrickte sie schnell und behend durch alle die mächtigen Schiffe
Ueber die Fläche dahin gradwegs auf das ankernde Barkschiff. —
Frithjof ward es genannt und geführt von Kapitän Wolter —
Klomm wie ein Turner hinauf und fragte dann nach dem Kap'täne.
Aber er war nicht an Bord. Sie wandte sich dann an den Steu'rmann,
Einen gar schönen und kräftigen Mann von schwedischer Herkunft.
Axel Bergström war sein Name, ein stattlicher Seemann.
Und sie begrüßte ihn also erröthend mit fliegenden Worten:
„Herr, Ihr wartet auf Detlev Dirksen, den leichten Matrosen."
„Freilich!" „Ihr wartet umsonst." Sie erzählte ihm, was sie erlebte.
„Tausend Tonnen voll Teufel!" so fluchte darauf, sich das krause
Haar ausraufend, der Schwede, „was hatte denn Dirksen, der Raufbold,
Noch so spät am Lande zu thun? Daß Gott ihn verdamme!
Denn wir sind nur knapp mit Mannschaft versehen. Die Heuer
Ist zu hoch. Wir sind schon völlig gerüstet zur Abfahrt,
Auch ist umgesprungen der Wind. Wir könnten schon morgen
Kriegen die Dünen in Sicht. Allein wir können nicht segeln,
Eh' für den Schlingel von Dirksen Ersatz wir bekommen." Er fluchte
Wieder die Teufel herbei in Legionen. Da sagte
Julie schüchtern: „Sie könnten vielleicht mich selber gebrauchen."
„Dich? Du bist noch zu jung. Ich kann Spielvögel nicht brauchen."
Julie ließ nicht locker: „Es käme auf einen Versuch an.
Ich bin Seemanns Sohn," so sprach sie zu ihrer Empfehlung,
„Und ich kenne das Schiff, wie ein alter befahrner Matrose."
„Ei, Du bist ja wie Milch und Blut, ein sauberes Püppchen.
Aber Du siehst mir nicht aus, als könntest Du brassen die Segel.
Wenn sich biegen die Masten im Sturm." — Sie ließ ihn die Rede
Nicht vollenden und sprach zum Steu'rmann also mit Lächeln:

„Herr, Ihr könnt ja versuchen, ob ich zu klettern verstehe!"
Und schon war sie die Wanten hinauf im Nu wie verschwunden.
„Ah, ein tüchtiger Bursche," so sprach nachschauend der Steu'rmann,
„Denn er zwänget sich nicht, wie ängstliche Neulinge pflegen,
Durch das Soldatenloch; nein, unter den Puttingswanten
Steiget er frei hinauf in die Luft. Da gilt es, zu kriechen,
So wie die Flieg' auf Glas mit dem Rücken nach unten, herumkriecht.
Herrlich, wie er es macht, der schlanke Geselle! Zum Küssen!"
Und so rief denn nach oben hinauf der bewundernde Steu'rmann:
„Schone Dein Sonntagszeug und komme nur wieder herunter.
Hast Du die Seemannskiste bei Dir?" „Nein," sprach sie verlegen,
„Nun, das schadet auch nicht. Der Kap'tän, so sagt' er mir eben,
Will erst morgen früh mit der Ebbe die Elbe hinab gehn,
Und so hast Du noch Zeit, vom Lande Dir Alles zu holen."
Julie fuhr zurück in die Stadt und kaufte im Hafen
Beim Schiffshändler die Kiste und Arbeitszeug und was sonst sie
Nöthiges brauchte, sich ein und kam bald wieder an Bord an,
Früh fuhr anderen Tags mit günstigem Winde die Bark ab
Und glitt rasch vorbei an den reizenden Ufern der Elbe.
Julius, denn so nannte sie sich, stand vorn an dem Bugspriet,
Sah nach der Stadt nicht zurück und nicht nach der heimischen Insel.
Vorwärts nur, weit weg in die Welt! Und als sie gekommen
Nach Blankenese, dem äußersten Ziel, wohin sie gereist war,
Dachte sie jubelnd bei sich, daß sie nun in die Welt schon gelangt sei.
Julie war für die Rolle, die sie zu spielen beschlossen,
Ganz wie geschaffen. Gewohnt, in freier Luft sich zu tummeln,
War sie schon etwas gebräunt, und Wind und Wetter und Sonne
Gaben ihr bald auf der Fahrt ein braunes und männliches Aussehn.
Ihre Stimme war tief, ein Alt, um den sie berühmte
Primadonnen beneiden gekonnt. Von der Schule her konnte
Englisch sie schon und übte sich nun mit Matrosen aus England.
Auch kam sehr ihr zu Statten ihr festes, entschlossenes Wesen.
Wenn sie so stramm dastand im blauen Tuche mit goldnen
Ankerknöpfen, wer hätte sie da für ein Mädchen gehalten?
Breit war die Stirn, und es standen ihr fast gradlinig die Brauen,
Und ihr blickten darunter so klug und freundlich die blauen
Augen hinaus in die Welt und schienen vor Freude zu leuchten.
Galt sie als Mädchen für wild, so ward sie als sanft und gefällig
Bald bei der Mannschaft beliebt, und namentlich zeigte der Steu'rmann
Wohlgefallen an ihr. Wenn nicht ein Weilchen der junge
Bursch' ihm vor Augen gekommen, so war er verdrießlich und fragte:
„Wo bleibt Julius denn!" Und sonst sehr schweigsam und wortkarg,
Lobte er Julius doch als pünktlich im Dienst und verläßig.
Nur, wenn er gar zu verwegen gewesen, so regnet' es Flüche:
„Ich will muthige, nicht waghalsige Leute, Du Range!"
Aber, sie merkte es wohl, was ihn gegen den Liebling in Harnisch
Hatte gebracht, war Nichts, als die ausgestandene Sorge.
Julien war so zu Muth, als wenn Gott eigens das Weltall,
Sonne und Sterne und Mond und die endlos rollenden Wogen
Hätte geschaffen für sie, und sie jauchzte vor Lust und vor Wonne.

Seekrank wurde sie nie, und selbst in der Bai von Biscaya,
Jener verrufenen Ecke, wo sich mehr todt als lebendig
Schleppen die Meisten herab in die Koje und jammern und stöhnen,
Ging sie munter herum und ließ sich schmecken das Essen.
Von Brasilien wurde der Frithjof, Hamburger Vollschiff,
Kapitän Wolter, befrachtet auf Indien nach Surabaja,
Lief Batavia an und Honkong, kam auch nach Japan.
Auf dem chinesischen Meere befiel sie ein furchtbarer Taifun,
Unter den Stürmen, die brausen auf Erden, der schrecklichste. Schon war
Bis in den äußersten Kreis des Strudels die Barke gerathen,
's war ein Orkan, um die Zähne den Hals hinunter zu wehen,
Alles war Nacht, sie konnten nicht sehen und hören und mußten
Uebermenschlich sich mühn, um nicht fortgerissen zu werden
Bis in die Mitte des Wirbels, wo nicht mehr zu retten das Schiff ist.
Und kaum war es entflohn aus dem Rachen des Todes, so kamen,
Mit Seeräubern bemannt, drei große chinesische Dschunken
Beutelustig heran. Da galt es den Kampf um das Leben.
Kamen sie Alle zugleich, war Schiff und Ladung verloren,
Aber die größte der Dschunken, die sah, wie der mächtige Frithjof
Alles, was Leinwand heißt, beisetzt, um zu fangen die Brise,
Welche zum Glück aufsprang, war besorgt, es entwische die Beute,
Und eilt weit voraus vor den andern. Man sah schon das Raubschiff
Näher und näher kommen und wimmeln von gelben Gesichtern.
Doch auf dem Frithjof rüstet sich Alles zur tapferen Abwehr:
Und zwei Carronaden, die sonst mehr dienen zum Staate,
Als zum Gebrauche, sie werden mit kräftiger Ladung versehen,
Zwar sie tragen nicht weit, indeß in geringer Entfernung,
Richtig gezielt, so weit auf schwankendem Borde das möglich,
Können die Carronaden verheerend wirken und furchtbar.
„Artilleristen sind nicht an Bord,“ so rief der Kap'tän aus,
Aber wer hat von der Mannschaft die besten und sichersten Augen?“
„Julius!“ rief Bergström, und der schlanke und muthige Bursche
Trat ganz sicher heran an das kurze Geschütz. Daß die Kugeln
Pfiffen bereits durch die Luft, das merkte er gar nicht und schien sich
Nicht an die knatternden Schüsse der wilden Piraten zu kehren.
Muth sei kein Verdienst bei Napoleon, sagten die Leute,
Denn er kümm're sich nicht um Gefahren und kenne die Furcht nur
Dadurch, daß er bemerke, wie andere Menschen sich fürchten.
So furchtlos stand Julius da und richtete einen
Prüfenden Blick auf das nahende Schiff der Piraten, den andern
Auf die Mündung des Rohrs. Er dreht es ein wenig zur Seite
Und dann legt' er die brennende Lunte gelassen auf's Zündloch.
Feuer! Ein furchtbarer Krach. Getroffen am Fuß war der Hauptmast
Auf der chinesischen Dschunke. Er brach in Splitter und senkte
Sich auf die Seite mit Segeln, mit Bambusrohren und Tauen.
Doch die Piraten, die sahen die Dschunke schon fertig zum Kentern,
Schrieen entsetzt und dachten an Nichts als die eigene Rettung.
Ja, ein Kernschuß war's, und die folgenden Dschunken der Räuber
Hatten genug zu thun, um die Kameraden zu retten,
Während der Frithjof stolz mit sich blähenden Segeln davonzog.

Julius wurde von Allen umarmt und gelobt und gepriesen,
Aber er sagte verwundert: „Was hab' ich gethan denn? Ich habe
Nur das Geschütz ein wenig gedreht. Was will das bedeuten?"
„Mußt zur Marin' abgehn!" sprach freudestrahlend der Steu'rmann.
Und ich sehe Dich schon in Admiralsepauletten!"
Julie freute sich wohl bei dem Lobe, doch dachte mit Lächeln:
„Admiral? Das werd' ich wohl nicht. Mir wär' es auch lieber
Bergström würde Kap'tän und ich — ich seine Kap'tänin."
Juliens weibliches Herz gab ihr für männliche Wesen
Noch ein besondres Gefühl. Vor Allem der treffliche Steu'rmann,
Hatt' es ihr angethan. Man sah es ihm an, daß aus gutem
Haus er entstammte. Er war aus Goeteborg, wo sein Vater
Lebt als vermögender Mann, ein geachteter Rheder und Kaufmann.
Axel Bergström war ein Mann, wie sie nie ihn gesehen.
Alles gefiel ihr an ihm, schon die tadellose Wäsche,
Seine vortreffliche Haltung, sein grades und männliches Wesen,
Auch an Gewandtheit fehlt es ihm nicht; ein trefflicher Tänzer,
War er im Ballsaal wohl bei den tanzenden Damen gelitten,
Wenn sie nur nicht Anspruch auf Unterhaltung erhoben.
Denn bei tiefem Gefühle verstand er es nicht, sich zu äußern.
Auch der Kapitän und die ganze Besatzung des Schiffes
War auf Julius stolz als den Ausbund aller Matrosen.
Trotzdem hielt sie sich immer ein wenig zurück, und sie ließ sich
Nicht gern nahekommen. Sie fürchtete stets die Entdeckung.
Aber je länger, je besser verstand sie, die Rolle zu spielen;
Niemand schöpfte Verdacht. Zwei Jahre bereits und darüber
War sie nach Osten und Westen, nach Norden und Süden gefahren,
Aber im dritten Jahr, wo das Vollschiff lag in dem Hugly,
Ward es geladen mit Reis und befrachtet für „Mündung der Elbe".
Also ging es nach Hause zurück und der Heimat, der süßen,
Und da schien zu erwachen in Julie endlich der Frauen
Häuslicher Sinn. Ihr war so, als hätte für Abenteuer
Sie ihr Müthchen gekühlt und hätte Verlangen, ein Mädchen
Wieder zu sein. Als das Schiff, theilweise die Ladung zu löschen,
Hatte gelandet im Y, vor Amsterdam, und die Mannschaft
Urlaub hatte bekommen, da sah man Julius stehen
Lang in der Kalverstraat vor den glänzenden Läden. Sie sah dort
Hauben und Hüte sich an, Armbänder und rothe Corallen.
„Wo bleibt Julius denn?" so fragten einander die Leute,
Welche sich im Schaufenster die zierlich geordneten Waffen
Oder auch Bilder besehen in goldenen Rahmen, ein Fläschchen
Boonekamp of Magbitter gekauft und andre Getränke,
Welche der Seemann liebt. „Wo bleibt er denn?" fragten die Leute,
„Ei, dort hinten, dort steht er ja noch und kann sich nicht trennen
Von den Geschäften der Kalverstraat. Er starrt wie bezaubert
Hin auf die Spitzen und Brochen und Kinkerlitze und allen
Affigen Weiberkram." Da hörte zuerst man die Frage:
„Ist es am Ende 'ne Dirn?" Doch die Meisten bestritten das eifrig.
Zwar, als es galt, Deutschland zu befrei'n vom Joch der Franzosen,
Traten auch tapfere Jungfrau'n ein in die Reihen der Krieger.

Doch Matrosen zur See, das ist nicht glaublich und möglich.
Aber die Frage war einmal gestellt und kam nicht zur Ruhe.
Als die Matrosen des Abends beim Gangspill saßen zusammen,
Meinte der Koch, ein gewitzigter Kerl: „Um das zu erkennen,
Giebt es ein sicheres Mittel." „Was wäre denn das für ein Mittel?"
„Wenn die Person dasitzt, so wirft in den Schooß man ihr Etwas.
Ist sie ein Weib, so zieht es dabei auseinander die Kniee,
Da sie also gewohnt, mit dem ausgebreiteten Kleide
Aufzufangen den Wurf; doch wenn es ein Mann ist, so zieht er
Enge zusammen die Kniee, um festzuhalten die Sache."
Und wie gesagt, so gethan. Man warf ihm, dem leichten Matrosen
Julius, unversehens in den Schooß einen zierlich gesteppten
Pelzhandschuh, und siehe, er zog auseinander die Kniee.
Darauf vermehrten sich freilich die Stimmen für „Mädchen". Doch Alle
Wurden noch nicht durch die Probe bekehrt. Und plump auf die schöne
Julie einzudringen zur Lösung des Räthsels, dazu war
Zu anständig das Volk. Theerjacken, sie fühlen doch zarter,
Als manch Einer sich denkt. Am meisten betroffen war Steu'rmann.
Ihm stand plötzlich es fest, daß andern Geschlechtes sein schöner
Liebling war, und er glaubte sich jetzt auf einmal erleuchtet
Ueber den Zug, der ihn zu dem herrlichen Wesen gezogen
Gleich von Anfang an und stärker mit jeglichem Tage.
Aber er wagte nicht mehr, sein Wohlgefallen zu äußern,
Unbefangen wie sonst. Er pflegte zuweilen zu sagen:
„Ohne Dich kann ich nicht sein!" Jetzt da sich die Möglichkeit aufthat,
Julie stets zu behalten und nie von ihr sich zu trennen,
Faßten ihn Schauer der Wonne und namenloses Entzücken.
Einmal stand er so da, in Gedanken verloren, und rieb sich
Eifrig die Hände vergnügt. „Ei, friert Euch?" fragte den Steu'rmann
Kapitän Wolter. „O nein, das ist so meine Gewohnheit,
Noch aus frühester Zeit, wenn mich frohe Gedanken bewegen."
„Was für frohe Gedanken? wenn so zu fragen erlaubt ist."
Anfangs wollte er nicht antworten; dann sagt' er entschlossen:
„Ungefangene Fische, Kap'tän. Ich steh' in Verhandlung
Ueber ein Schiff, dreimastiger Schoner, der fast noch wie neu ist,
Und ich bekomme davon wohl neunundvierzig und fünfzig
Vierundsechzigstel Part! Da fahr' ich nach meinem Belieben;
Brauche nicht erst Umfrage zu halten bei sämmtlichen Rhedern.
Und auf eigenem Schiff zu gebieten, das ist doch das Beste."
„Nun, Ihr habt ja Vermögen: ich gratulire im Voraus."
Aber zu anderen Zeiten beschlichen ihn nagende Sorgen.
Kann sie mich lieben und bin ich für sie nicht zu alt schon geworden?
Dreizehn Jahre zuweilen, zuweilen auch vierzehn Jahre,
Wie der Geburtstag fiel, war älter der Mann als das Mädchen.
Julie ahnte indeß gar Nichts von solchen Bedenken.
Stand er nicht da vor ihr in der Blüthe der Kraft und der Schönheit?
Wie viel Jahre er zählte, das wußte sie nicht; doch es konnten
Ueber die dreißig nur wenige sein. Und sie selber, sie war ja
Nicht mehr weit vom zwanzigsten Jahr. Wenn er nur sich geäußert,
Hätte sie weggelacht ihm solche Bedenken. Doch schien er,

Schweigsam stets, jetzt völlig verstummt und verschlossner als jemals.
Und sie merkte daran, daß er wußte, sie wäre ein Mädchen.
Einmal sah er sie an mit einem verzehrenden Blicke,
Und sie erröthete sanft. Das diente statt jeder Erklärung.
Aber es nahte das Schiff nun schon sich der Mündung der Elbe,
Und man hatte nicht Zeit, auf Andre zu achten. Ein Jeder
Hatte genug zu thun, um sich fein zu machen für Hamburg.
Als sie die Elbe erreicht und das endlose Häusergewirre,
Das man Hamburg nennt und Altona, und auch den hohen
Schlot vom Kupferwerk Steinwerders, da schickte sich Jeder
Fröhlich zur Abfahrt an, und am ersten der leichte Matrose.
Als sie zum Abschied ihm darreichte die Rechte, so hätte
Steu'rmann gern ihr gesagt ein herzliches Wort, doch es ging nicht.
Aber er drückt' ihr die Hand so kräftiglich, daß es ihr weh' that.
Weh und zugleich doch wohl, und er starrte ihr nach, da gewandt sie
Sprang in das Boot, und als nur wenige Schläge der Riemen
Hatten das Boot vom Schiff entfernt, da holte die schöne
Julie, siehe! den reizendsten Hut nach der neuesten Mode,
Den sie heimlich gekauft in Amsterdam, aus dem Beutel,
Setzte ihn lachend sich auf und sprang in die Höhe und rief aus:
„Ich bin 'ne Dirn!" So plagte der Uebermuth sie. Die Mannschaft
Stand an der Reling entlang, um nachzusehen dem Liebling.
Und sie brachte ein Hoch auf sie aus mit endlosem Jubel.
Julie wußte bereits auch ohne Worte, sie wurde
Unaussprechlich geliebt. Und von innerer Heiterkeit strahlend,
Schritt sie mit eilendem Fuß auf das alte vertrauliche Haus zu.
Niemand traf sie daheim, als die Magd, die nicht ihr bekannt war,
Und so schlüpfte sie rasch in ihr freundliches Stübchen von eh'mals,
Holte den Schlüssel hervor zum Kleiderschranke, wo ihre
Frauenkleider noch hingen, und zog sich an, wie ein Mädchen.
O, wie unbequem und hinderlich schien ihr die Kleidung!
Und dann eilte sie wieder herunter zur Stube, der besten,
Ordnete ihre Geschenke auf Tisch und Stühlen und kniete
Nieder, das Antilopenfell — sie hatt' es in Java
Mit Entzücken dereinst sich gekauft — vor dem Sitze der Mutter
Stolz ausbreitend. Da traten herein schon Mutter und Schwester.
Und sie verwunderten sich der Gestalt, die lag auf dem Boden.
„Wer ist das?" so riefen sie aus. Sie sagte mit Lachen:
„Ich!" sprang fröhlich empor und umarmte die staunenden Lieben.
„Sorgt nicht um mich; ich werde mich schon durchschlagen!" so hatte
Sie an die Mutter geschrieben beim Abschied; ließ aus der Fremde
Auch von Zeit zu Zeit Nachrichten gelangen nach Hause,
Aber nur kurz, ganz kurz: „Ich befinde mich wohl und zufrieden,
Und ich verdien' ein artiges Geld." Mehr stand in dem Brief nicht.
Denn was brauchte man auf Steinwerder zu wissen, daß Julchen
Ein Matrose geworden? Sie hätten die Köpfe geschüttelt
Und noch lauter als früher bedauert die seufzende Mutter.
Doch in der Freude des Wiederseh'ns ward Alles vergessen.
Endlos mußte sie nun von Ländern und Völkern erzählen.
Aber am liebsten berichtete sie von dem herrlichen Manne,

Der sie freundlich beschützt, von dem Steu'rmann, wußte so viele
Tugenden an ihm zu rühmen, daß man am Ende sie fragte:
„Ist er denn völlig frei von Fehlern?" Sie sagte mit Lachen:
„Ja, da kann man sich lange besinnen! Ihm fehlen die Fehler
Bis auf den einen: er flucht zu viel nach schwedischer Sitte.
„Hunderttausend Tonnen voll Teufel, so pflegt er zu schwören.
Das ist etwas zu viel, wie mir däucht, und hundert genügten,
Hundert Tonnen. Man könnte die Teufel ja enge verpacken,
Und ich gewöhne vielleicht ihm das häßliche Fluchen noch ganz ab,
Daß nicht höher er schwört, als bei seinem Engel von Weibe."
„Und wann kommt denn der Herr?" „In zwei, drei Tagen auf's Höchste
Kommt er und hält um mich an." „Und das ist sicher?" „Wie Amen
In der Kirche! Ja wohl! Doch wird's recht sauer ihm werden;
Denn er ist schüchtern und kann mit Worten sich gar nicht behelfen.
Aber verlaßt Euch drauf: in zwei, drei Tagen, da kommt er."
„Hat er das wirklich versprochen?" „Je nun, nicht gerade versprochen.
Doch es versteht sich von selbst." „Du übermüthiger Kindskopf!
Seid Ihr Beide verlobt?" „Jawohl, allein nicht mit Worten.
Seht einmal da die Hand!" „Sie scheint ein wenig geschwollen."
„Bergström drückte sie so. Ich hätte beinahe geschrieen."
Zwei, drei Tage vergingen, doch wer nicht kam, war der Steu'rmann
Julie hatte noch lange zu singen:

Lavendel, Myrt' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten,
Wie lang' bleibt doch der Freiersmann,
Ich kann es kaum erwarten.

Sie wurde doch stutzig,
Als nun schon drei Wochen mit Hoffen und Harren vergingen.
„O, was kann es nur sein, das Axel verhindert, zu kommen?"
„Nichts als daß ihm so schwer das Frei'n und die Werbung bevorsteht."
Wenn ein Mädchen sich huldigen läßt und mit Worten und Blicken
Schlau zu vermehren die Schaar der verliebten Verehrer bemüht ist,
Und sie mit Hoffnungen lockt, die sie nicht zu erfüllen gemeint ist
Kann man zu hart nicht rügen den Leichtsinn und die Gefallsucht.
Doch wenn ein Mädchen bemerkt, daß ein schüchterner Mann sie begehret
Und von Herzen sie liebt' und sie herzlich erwidert die Neigung,
Muß sie das Ihrige thun, um dem Mann, dem das Reden ja obliegt,
Etwas die schwierige Pflicht zu erleichtern. Ja, dachte sie bei sich,
Ja, ich will ihm, dem prächtigen Mann, in seiner Verzagtheit
Freundlich entgegenkommen. So hatte sie bei sich beschlossen,
Aber sie hätte nicht nöthig gehabt, sich das noch besonders
Vorzunehmen. Denn als nun endlich das Pförtchen des Gartens
Klingelte und Er kam, so flog sie von selbst ihm entgegen.
Bergström war sehr fein und sauber gekleidet. Er schien ihr
Stattlicher noch als sonst. Sie traf ihn bereits in dem Garten,
Denn er hatte vergebens den Ring an der Pforte gezogen:
Da er zu spät erst merkte, daß offen die Thür geblieben.
Julie eilt auf ihn zu und sagte mit lachendem Munde:
„Tausend Tonnen voll Teufel, da seid Ihr endlich gekommen,
Steu'rmann — Doch ich sollt' Herr Bergström sagen. Entschuldigt!

Vom Ausschauen nach Euch sind lang uns die Hälse geworden."
Also schalt sie ihn aus, doch reichte sie freundlich die Hand ihm.
„Ei, wie weiß und wie weich sind die Hände geworden," so rief er.
„Axel, bedenkt, ich hab' inzwischen auch redlich gefaulenzt."
Als sie ihn Axel genannt, so glitt ein freudiges Lächeln
Ueber die Züge des tapferen Manns, der zagte vor Liebe.
„Und ich habe mich auch mit Mandelkleie gewaschen.
Ja, wir Mädchen sind eitel. Doch darf deshalb man uns tadeln?
Wir und die Blumen sind da, um ein wenig die Welt zu verschönern.
Aber Ihr haltet die Hand ja so fest, als ob Ihr sie gar nicht
Loszulassen gedenket." Wie erschrak er da plötzlich! Ihm war so,
Als er Julien sah in weiblicher Kleidung, als thäte
Vor ihm der Himmel sich auf und ihm schwebt' ein Engel entgegen,
Und so stand er geblendet und merkte nicht, daß er die Hand noch
Fest in der seinigen hielt und gegen die Sitte verstoße.
Nicht ohne brennende Scham gab frei er die Rechte des Mädchens.
Dann fiel immer von Neuem das Alter ihm ein. Der Gedanke,
Daß er vielleicht, ein gebrochener Mann, anträte den Rückweg.
Alles das ging durcheinander im Kopfe des Aermsten. Er wollte
Reden, doch brachte es nur zu abgerissenen Worten:
„Ich — ich wollte — ich kam, um eine mir wichtige Nachricht
Mitzutheilen." „Und welche?" so fragte sie voller Erwartung.
Und sie glaubte bereits, nun käme die Werbung. Doch ward es
Schlimmer und schlimmer mit ihm, und er sagte in heller Verzweiflung:
„Fräulein, mir ist nicht wohl. Mir ist, als ginge die Welt rund.
Wenn man mich fragt, wer ich sei, und was mittheilen ich wolle,
Weiß ich es nicht." Sie sagte zu ihm: „Das kommt von der Schwüle,
Die hier herrschet im Haus." Sie standen bereits auf der Diele.
„Laßt in die Luft uns gehen. Da wird es sich geben." Sie reichte
Ihm vorsorglich den Arm und führt' ihn hinaus in den Garten,
Harmlos plaudernd, um ihn zu beruhigen. „Seht mal die Beete,
Die ich meine zu nennen gewohnt war. Da pflegt' ich im Frühling
Mir Aurikel zu pflanzen, wie Kinderaugen zu sehen,
Primeln und Anemonen und gold'ne Narcissen und Veilchen,
Duftige Veilchen, die schon uns erfreu'n, wenn die knotigen Knospen
Unter dem Gras wir erspähen. Dort seht Ihr die Apfelbäume,
Wo ich so oft, zu Mutters Verdruß, in den Wipfel geklettert:
Und hier glänzen die Pfirsiche schon in dunkelstem Purpur,
Die am Spaliere gereift. Sie sind überreif, und sie fallen
Uns von selbst in die Hand, sobald wir sie leise berühren.
Legen Sie, bitte, die Hand, hier unter die reifste der Früchte,
Fassen Sie eben nur an. Und richtig, sie fiel in die Hand ihm.
Und sie theilten die köstliche Frucht und schmausten zusammen.
Axel erholte sich bald von dem ohnmachtähnlichen Anfall.
Und sie dachte, nun würd' er ein Herz sich fassen und sprechen.
Aber sie sah, ihm perlte die Stirn vor Angst, daß er reden
Sollte und mußte und doch nicht wußte die Worte zu finden.
„O, wie ist es doch möglich," so dachte sich Julie schweigend,
„Daß der vortreffliche Mann so wenig weiß, was er werth ist!"
Denn sie wußte ja nicht, was heimlich das Herz ihm bedrückte.

„Seltsamer, schüchterner Mann, wenn Du sie nicht hättest, Dein kluges
Julchen, Du kämest fürwahr nicht über den Graben. Wohlan denn!"
Und sie neigte ihr schönes Gesicht zu dem Ohr des Geliebten,
Nur mit leisem Geflüster, obgleich doch Niemand sie hörte:
„Du bist, glaub' ich, gekommen to pop the question — mit andern
Worten: um Dich zu verloben." Er brachte mit glühenden Wangen:
„Ja, ja!" mühsam hervor, und verschlang sie nur immer mit Blicken.
„Sieh, wir müssen uns jetzt mit einander verloben, da hilft Nichts.
Auch ist es nicht so schwer, wie Du es Dir, Axel, wohl vorstellst.
Du hast eben geseh'n, wie die Frucht, sobald sie gereift ist,
Wenn Du sie noch so leise berührst, Dir gleich in die Hand fällt,
Wie Du unter den Pfirsich die Hand hinlegtest, so leg' sie,
Bitte, mir unter das Kinn und sprich — Du brauchst es nur leise,
Lieber, zu thun — und sprich: „Dein, Julie, bin ich auf ewig."
Und ich sage dasselbe. Dann sind wir ein glückliches Brautpaar."
Da war endlich der fröhliche Muth auch Axel gewachsen,
Und er that, wie sie ihm gebot, indessen nicht leise,
Sondern er rief ganz laut mit kräftiger, männlicher Stimme:
„Ich bin, Julie, Dein! Dein, Dein! Auf immer und ewig!"
Julie barg ihr schönes Gesicht an der Brust des Geliebten
Und sprach also zu ihm mit lieblicher, inniger Stimme:
„Ich bin Dein, Du bist mein. Ich habe Dich sicher in meinem
Herzen verschlossen: Der Schlüssel dazu ist verloren gegangen."
Axel war so selig zu Muth, als ging er auf Wolken.
Während das liebende Paar dastand ganz in sich verloren,
Siehe, da waren zur Stell' auch Mutter und Schwester. Ihr Kommen
War von dem Pärchen so wenig bemerkt, wie es merket der Au'rhahn,
Wenn er sich sehnend bewirbt um die Gattin, daß an der Fichte
Schleichet der Jäger heran, wo die lockenden Töne erschallen.
„Ach, da seid Ihr!" so rief jetzt Julie fröhlich. „Ich muß Euch
Ordentlich, wie sich gebührt, vorstellen. Dies, Axel, ist meine
Treffliche Mutter und ihre gerathene Tochter, ich selbst bin
Leider die ungerathene nur. Ich bin wie das Küchlein,
Das aus dem Entenei ist geschlüpft, auf's Wasser gegangen.
Und dies ist Herr Bergström, Mutter, von welchem ich viel Euch
Habe erzählt, doch nicht zu viel. Als kundiger Steu'rmann
Führt er ein prächtiges Schiff, den großen gekupferten Frithjof."
Bergström aber ergriff das Wort und sprach sich verneigend:
„Steu'rmann bin ich nicht mehr. Ich hab' mich inzwischen verändert.
Neulich in Amsterdam war ein Dreimastschoner zu kaufen,
Der gar sehr mir gefiel, und ich habe mit täglichen Briefen
Fleißig verhandelt, es ist seit gestern der Handel geschlossen.
Woll'n Sie gütigst verzeih'n, daß durch so viele Geschäfte
Hier und in Amsterdam, wohin ich zu reisen genöthigt,
Ich es versäumt, sogleich hier aufzuwarten den Damen?
Siehe, das wollt' ich Dir schon vorhin mittheilen, mein Julchen."
„Auch gut!" sprach sie. „Es klingt Frau Steu'rmann lange so gut nicht,
Als wie: Frau Kapitän!" Da fragte die Mutter verwundert:
„Seid Ihr denn wirklich verlobt?" „Ja wohl!" „Auf immer und ewig!"
Und vier glückliche Menschen umarmten sich, weinend vor Freude.

Schelmerei und neckischer Scherz war Julien's Leben,
Und so sprach sie, geschmiegt an ihren Verlobten, mit Schalkheit:
„O, Ihr glaubt nicht, wie klug und geschickt mein Axel es anfing,
Um mich schüchternes Täubchen zu einem Geständniß zu bringen,
Wie ein kühner Corsar, so hast Du die Braut Dir erobert,
Bist Du nicht stolz darauf?" „Ei", sagt' er, „Du spottest ja meiner,
Ich bin stolz auf Dich, Du hast mir ein wenig geholfen!"
Und sie lachten zusammen, wie ausgelassene Kinder.
Axel, nachdem er das Schwerste so rasch und so glücklich bestanden,
Schien von Neuem belebt, und ihm flossen die Worte vom Munde:
„Julie," rief er, „ich gebe sobald Dich nicht wieder aus Händen.
Später, da haben die Frau'n ja mit Hindernissen zu kämpfen,
Doch ich nehme Dich mit auf die Reise, die Erste des Schiffes."
„Aber als was, mein Schatz? Wie bringst Du mich unter im Schiffsbuch?"
„Herrliches Julchen, ich nehme Dich mit als Reserve-Matrosen."

Zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck.

Von

Felix Dahn.

— Breslau. —

I.

An festlichem Tage, zu weihevoller Stunde, da ein Volk eine freud'ge Feier begeht, ist es schön und wohl gethan, fern zu halten von den Gedanken der Feiernden all' das, was unter die Söhne dieses Volkes die Zankäpfel des inneren Haders werfen mag, nur das hervorzuheben, was Alle, die diesem Volk anzugehören würdig sind, in Liebe und Begeisterung vereint. —

Und so wollen wir in diesen Worten, die dem Fürsten Bismarck zur Feier seines 80. Geburtstages gelten, fern halten alle jene Fragen seiner Leitung Preußens und Deutschlands im Innern, in denen auch ehrlich deutsch gesinnte Männer ihm nicht immer zustimmten: also heute und hier nichts von Culturkampf, von Freihandel oder Schutzzoll, von manchen kühnen staatsrechtlichen Aufstellungen des Ministers und Kanzlers.

Nicht als ob wir, seine begeisterten Verehrer, auf diesen Gebieten seine Fahne verließen: durchaus nicht! Abgesehen von einzelnen Mißgriffen, wie sie keinem Sterblichen erspart bleiben, wie z. B. der verhängnißvollen Einführung des allgemeinen und gleichen Stimmrechts, von manchen Fehlern in dem sogenannten „Culturkampf", folgen wir auch auf jenem Boden seiner Führerschaft; aber unsere Verehrung ist keine blinde: Wir wissen, daß auch *dieser* Staatsmann, der sich nie für unfehlbar gegeben, Wandlungen durchgemacht hat: wehe dem Geist, der sich *nicht* wandelt, d. h. *entwickelt* im Lauf von 40—50 Jahren, wehe dem, der, unter allem Wechsel der Weltgeschichte, nur die paar Redensarten plappernd in

steter Wiederholung aufzusagen vermag, die er in der Jugend eingelernt bekommen hat; ein solcher Parteiführer ist kein Staatsmann, sondern ein Papagei. —

In dieser Feierstunde aber wollen wir nur dessen gedenken, was uns Deutsche Alle, ja auch — trotz 1866 — unsere lieben Nachbarn und Verbündeten im Südosten — die Deutsch-Oesterreicher — vereint in Dank und Verehrung: ich meine die auswärtige Politik Bismarcks; durch sie ist er einer der größten Männer der Weltgeschichte geworden, durch sie der Wohlthäter, ja der Erretter des deutschen Volkes; denn durch sie schuf er ihm sein höchstes Gut: den deutschen Staat.

Und dafür müssen ihm danken und danken ihm bis weit in den äußersten linken Flügel seiner Gegner hinein Alle, die überhaupt noch erstens einen Staat wollen, und zweitens auch einen deutschen: also auch Männer des Freisinns, ja sogar Demokraten; nur freilich nicht Socialdemokraten, die keinen Staat wollen, sondern ein Zuchthaus, und dann jene „Internationalen", die das Deutsche bekämpfen, jene Volks- und Vaterlandslosen jeder Race, jedes Bekenntnisses, Bettler und Millionäre, jeder Stufe tiefster Unbildung und verseuchtester Falschbildung, gefährlicher, weil mächtiger als Anarchisten und Nihilisten: diese morden einmal einen Zaren oder Präsidenten, Einen wackeren Mann, jene meucheln Millionen, denn sie vergiften durch feige, charakterlose Scheinbildung die Seelen der Völker. Für diese spreche ich nicht — ja, heute nicht einmal gegen sie: ich will diesen Ort und diese Stunde nicht entweihen.[1] —

II.

Um Bismarcks Leistung zu würdigen, muß man sich den Zustand vergegenwärtigen, in dem er bei seinem Eintritt in das Ministerium Preußen, Deutschland, Europa vorfand.

Seit den Befreiungskriegen, seit dem Aufruf von Kalisch, seit dem Aufsteigen jenes hellen Sterns, des Freiherrn von Stein, in Preußen, hatten nicht nur in diesem Staat, hatten in ganz Deutschland die frei und deutsch Gesinnten die Herstellung des deutschen und des Verfassungsstaates von Preußen erwartet. Wie bitter, wie schmerzlich, wie schmählich diese Hoffnung von 1815 bis 1848 — und darüber hinaus! — getäuscht wurde, ist bekannt. Seit Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen hatte, wandten gar Viele — auch Protestanten — trotz schwerer Bedenken und durchaus nicht mit Freuden — nothgezwungen — die Blicke

[1]) Ich leugne nicht, auch unter Jenen giebt es gar viele vollüberzeugte Schwärmer: aber auch die Narren sind von ihren Wahnvorstellungen fest überzeugt, und doch läßt man sie nicht ihre Ueberzeugung in Tobsucht ausführen oder in Zeitungen und Versammlungen verbreiten.

auf Oesterreich: denn da Preußen nicht handeln konnte oder wollte, blieb keine Wahl.

Aber Oesterreich that ebenfalls Nichts und Nichts der Deutsche Bund: Deutschland — mit sammt seinen zwei hadernden europäischen Großmächten! — war vom Ausland so tief verachtet, daß ein britischer Minister drohen durfte, England werde die deutsche Flagge, falls sie sich auf einem Meere zeige, als Seeräuberfahne behandeln, d. h. die Schiffsbemannung an den Masten aufknüpfen.

Deutsche, die zwischen 1830 und 1860 im Ausland lebten oder reisten, litten schmerzlich unter der tiefen Geringschätzung des deutschen Namens. Seit 1856 und vollends seit 1859 war in Westeuropa allein maßgebend der Einfluß Napoleons III. Rathlosigkeit und Ohnmacht walteten in den Regierungen, Zerfahrenheit in den Parteien Deutschlands.

In Preußen zwar regte sich's endlich seit dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm: des selbstlosen und neidlosen Mannes, dessen Weisheit und Stärke, dessen wortarme, aber arbeitsreiche Größe uns jeder Tag, jede Erweiterung unserer Kenntniß von ihm inniger verehren lehrt. Jedoch alsbald trieb das Verlangen des Königs, das Heer den Bedürfnissen der Gegenwart — richtiger: der Zukunft — gemäß zu verstärken, zum Widerstreit mit der Volksvertretung, und für den zur Durchführung dieser Verstärkung berufenen Minister Bismarck erwuchs die größte Schwierigkeit daraus, daß er ja die Ziele jener Zukunft — die Herstellung des deutschen Staates unter preußischer Führung nach einem als unvermeidlich erkannten Waffengang mit Oesterreich und mit Napoleon — streng geheim zu halten genöthigt war: er mußte die Mittel fordern, ja, — nicht ohne Verletzung der Verfassung, — erzwingen, ohne dabei das einzig rechtfertigende Wort — den Zweck — aussprechen zu dürfen. Als nun die schleswig-holsteinische Frage auftauchte, beschloß Bismarck in genialem Wagemuth, mit ihr zugleich die deutsche zu lösen.

Das war kühn, fast verwegen: denn das Mißlingen mußte die Zertrümmerung Preußens zur Folge haben; und die Schwierigkeiten waren ganz gewaltig.

In seinem eigenen Staat im Hader mit der Volksvertretung und hiebei keineswegs immer im formalen Recht, in ganz Deutschland als militärwüthiger Junker tief gehaßt, beargwohnt, deutsches Land an Napoleon verschachern und lediglich zu Preußens Vergrößerung den Bruderkrieg entzünden zu wollen, — gehaßt mit einem Hasse, der sich bis zu dem Mordanfall eines jungen Demokraten steigerte, hatte Bismarck bei dem Versuch, die Elbherzogthümer für Deutschland zu gewinnen, ganz Europa außer dem deutschen Bund gegen sich: Rußland, Frankreich und England suchten eifersüchtig jede Erstarkung Deutschlands zu verhindern. Und bei dem durch die Ablehnung aller gemäßigten Forderungen Preußens von Seite des Augustenburgers allmählich aufgedrungenen Gedanken, jene Lande für Preußen zu erwerben,

forderte Bismarck auch den Bund, Oesterreich, die öffentliche Meinung und das Recht des Augustenburgers auf das Schärfste heraus.

III.

Und auf was konnte er sich stützen bei diesem Kampfe?

Auf sich selbst, d. h. auf seine unübertroffene staatskünstlerische Genialität, auf das preußische Heer und auf seinen König: — diesen herrlichen Mann, dem nicht nur die wichtige Herrschergabe eignete, große Männer zu entdecken und sie auf den richtigen Platz zu stellen, — ach, wie selten ist schon diese Gabe! — auch die edlere, jeder persönlichen Eitelkeit, jeder Ueberhebung des eigenen Ich fern, dankbar und bescheiden, sie Jahrzehnte lang in diesen Aemtern zu belassen und unerachtet seines reiferen Alters ihre höhere geistige Begabung, ihre länger in den Geschäften geübte Erfahrung anzuerkennen und neidlos ihren glänzenden Ruhm, ihre Beliebtheit im Volke zu ertragen. Was kann ein Feldherr ohne Heer, was kann ein Herrscher ohne begabte, durch den Erfolg bewährte, vom Vertrauen des Volkes getragene Diener? Nichts kann er: ausgenommen Unheil anrichten. Unsterblich wird daher im Herzen des deutschen Volkes der Dank leben für seinen Kaiser Barbablanca, der auf ein Entlassungsgesuch seines großen Kanzlers nur die eine Antwort kannte: „Niemals.“ Treue um Treue: — so haben's dieser Herr und dieser Diener mit einander gehalten: ohne Wanken und Schwanken hat König Wilhelm seinem Bismarck vertraut, auch, als dieser dem viel älteren Herrscher in seinen liebsten Neigungen widersprach, ja, als die Stürme, die der Minister kühn heraufbeschworen, das Schiff Preußens von allen Seiten mit hochgethürmten Wogen umbräuten.

IV.

Aber vorher mußte der Minister diesem seinem Herrn einen schweren Entschluß abringen: den, im Widerspruch mit des Vaters Lehren und des Bruders Mahnungen, die alte Freundschaft mit Oesterreich durch Krieg zu brechen.

Es war eine unlösbar scheinende psychologische Aufgabe: dieser Seelenlenker löste sie, wie später die gleich unmöglich scheinende, den alten Herrn von der drohenden Haltung des so eng und so lang befreundeten Zaren zu überzeugen.

Nun mußten ferner die drei mißgünstigen Großmächte von der Einmischung in die schleswig-holsteinische Frage abgehalten werden, dann, nachdem die Einverleibung der Elbherzogthümer beschlossen war, ebenso der deutsche Bund, der ohne Zweifel zuständig und ebenso gewiß gewillt war, das klare Recht des Augustenburgers zu verwirklichen.

Und da gelang Bismarck ein Meisterstück der Staatskunst: er brachte es wirklich fertig, die k. k. Diplomaten zu Wien davon zu überzeugen,

Oesterreichs Vortheil liege darin, den Bund, ihren natürlichen Bundesgegenossen, mit offenbarer Verletzung des Bundesrechts zur Seite zu drängen und im Verein mit Preußen als die beiden „Bundesvormächte" — ein neu von Bismarck erfundener Begriff! — da weit im Nordwesten an Eider und Schlei auf kriegerische Abenteuer auszuziehen, deren Erfolge doch schwerlich dem Donaureich zufallen konnten! Diese Ueber-, nun, sagen wir: Ueber-Meisterung der Gegner durch geniale Staatskunst, wie sie Bismarck später in Biarritz noch glänzender wiederholte, nachträglich zu erkennen, ist ein höchster und feinster Geistesgenuß, nur dem etwa zu vergleichen, nach Moltkes Siegen die vorher von ihm gedachten Mittel und Wege zum Siege zu verfolgen.

Worin diese „Künste" Bismarcks beruhen mögen?

Nicht in den Kniffen und Ränken der altherkömmlichen Diplomatie der Lüge, der die Sprache als zur Verheimlichung der Gedanken erfunden galt. Wohl kaum je hat ein Staatsmann mit einer so verblüffenden Unverhohlenheit gegenüber seinen Widersachern auf dem politischen Schachbrett gespielt wie Bismarck, der freilich auch zurückzuhalten und zu schweigen versteht, bis zum rechten Augenblick. Haben ihn doch geraume Zeit wegen dieser Geradeaus-igkeit die feinen Franzosen und die gewiegten habsburgischen Staatsoberweisen nicht für voll genommen: „Ce n'est pas un homme sérieux, ce Monsieur de Bismarck," meinten die Einen, und die noch Klügeren sagten kurzweg: „Il est fou, cet homme."

Der letzte Grund auch der diplomatischen Erfolge wurzelt in jener überwältigenden Denkkraft, jener zwingenden Logik, die der Mann bei jedem Gespräch, ohne die geringste Denkanstrengung, ganz von selbst bewährt. Nichts hat mir in der achtstündigen Unterredung mit dem Gewaltigen, deren ich mich vor zwei Jahren in Friedrichsruh erfreuen durfte — nach der mit durchlebten Schlacht bei Sedan die größten Stunden meines Daseins! — stärkeren Eindruck gemacht als diese zwingende Denkkraft: wie ein überlegen geschickter und starker Fechter alle denkbaren Finten und Paraden seines Gegners im Voraus mit Blitzesschnelle erräth, durchkreuzt und nöthigenfalls zuletzt mit Gewalt durchhaut, so erräth blitzschnell und widerlegt Bismarck alle denkbaren Einwände und Gegengründe seines Widersachers und bringt, alles Nebensächliche überspringend, sogleich in den Kernpunkt der Sache. Diese überlegene Gedankenwucht, etwa seiner Hünengestalt entsprechend, begleitet von einem unbeugsamen Willen, der, wie Jung Siegfried, das Fürchten nie gelernt hat, überwältigt, übermeistert die Gedanken der Menschen mit eherner Kraft.

Solcher Logik und Willenskraft gegenüber gewährte es ein kläglich Schauspiel, wie die k. k. Diplomaten, nachdem sie — endlich, wahrlich recht spät! — gemerkt hatten, daß sie nicht zu Habsburgs Vortheil sich durch Bismarck vom Bunde hatten lösen und von Preußen nach Oeversee und Düppel führen lassen, nunmehr zur „Bundestreue" zurückkehrten und die

Hilfe derselben Bundesversammlung anriefen, die sie drei Jahre lang für unzuständig zu erklären, sich von Bismarck hatten einlernen lassen.

V.

Nun aber kam es zur Lösung der deutschen Frage durch Blut und Eisen. Aus des „eisernen" Kanzlers eigenem Munde weiß ich, wie schwer ihm dieser Entschluß ward. Und schwer auch, wie gesagt, brachte er seinen Herrn zu dem Kampfe mit Habsburg. Auch in dem so kriegerischen Preußen war der Krieg Nichts weniger denn gern gesehen. Und fast in ganz Deutschland kochte der Haß gegen den Anstifter des Bundeskampfes: auch ich — wie alle meine Freunde in Baiern, — durchaus nicht ultramontan oder particularistisch oder preußenfeindlich gesinnt, haßten den Mann, der, wie die Verfassung seines Staates, so das Bundesrecht brach: — denn die Erklärung, der Bundesvertrag sei verletzt, durch jene Abstimmung vom 17. Juni 1866, also der Bund aufgelöst, war rechtlich unbegründet: wies doch die Bundesacte ausdrücklich und deutlich den Weg, auf dem alle Streitigkeiten unter Bundesgliedern, also auch die über eine behauptete Vertragsverletzung, zu entscheiden waren, nämlich: unter Verbot des Krieges und der Selbsthilfe durch das Austrägalverfahren vor dem Bundesschiedsgericht. Der Bund war als ein sogenannter „ewiger" — d. h. unkündbarer und unlösbarer — geschlossen.

Diese Rechtsverletzung erbitterte uns um so mehr, als wir ja durchaus nicht an deutsche, nur an selbstsüchtig preußische Pläne des „Stockpreußen" Bismarck glaubten und auch argwöhnten, er habe Napoleons Neutralität durch Zusage von linksrheinischen Abtretungen erkauft.

Uebrigens zählten wir wie Napoleon III. auf die Ueberlegenheit der österreichischen Heere und begrüßten die Siege ihrer Waffen bei Custozza und Lissa mit Freuden. Desto schwerer trafen uns die Schläge, die in Böhmen, bald auch am Main gegen die Süddeutschen fielen: ich ward damals in Würzburg mit beschossen.

Die Stimmung in Baiern auch nach dem Eintritt der Waffenruhe war begreiflichermaßen sehr feindlich gegen Preußen. Zwar erzürnte uns gegen Oesterreich, daß es die Dazwischenkunft Napoleons angerufen hatte, immerhin hatten wir Deutsch-Gesinnte, die wir nun auf Versöhnung mit Preußen hinarbeiteten, herzlich schweren Stand gegen die Ultramontanen und Particularisten. Ein heftiger Preußenfeind, übrigens aber ein ganz vortrefflicher Mann, der Bibliothekar Ruland von Würzburg, erwiderte, als in dem Abgeordnetenhaus die Nothwendigkeit ausgesprochen wurde, sich mit den „preußischen Brüdern" wieder zu vertragen: „Das sind die Brüdergrüße der Preußen!" und warf in den Saal eine der Kanonenkugeln, die bei der Beschießung auf die Universität gefallen waren. Das war ein schlagend Beweisstück, und schwül ward uns, als er fortfuhr, Bismarck habe lediglich Preußen vergrößert, Süddeutschland aber schutzlos Napoleon Preis gegeben.

Da war es eine Erlösung, als der Ministerpräsident, Fürst Hohenlohe, jetzt Statthalter im wiedergewonnenen Reichsland, (und jetzt — December 94 — dritter Reichskanzler) aufsprang und entgegenrief: „O nein," und nun die Urkunde der Schutz- und Trutz-Bündnisse hervorzog und vorlas, die der Sieger Bismarck, während noch die Gewehre heiß waren, schon in den Verhandlungen zu Nikolsburg den süddeutschen Staaten angeboten hatte, als er ferner vorlas die amtliche Erklärung Bismarck's, er habe niemals auch nur einen Fuß breit deutscher Erde Napoleon in Aussicht gestellt.

An jenem großen Tage ward ich aus einem Saulus ein Paulus, aus einem Bismarckhasser ein begeisterter Bismarckverehrer, als der ich aber nicht während der Zeit der Macht, sondern erst nach dem (— nicht näher zu bezeichnenden! —) Sturze des Reichbegründers hervorgetreten bin.

Und wie mir, so erging es damals (im August 1866) Millionen in Süddeutschland.

VI.

Erst später aber erfuhren wir, was noch Weiteres Oesterreich und Baiern Bismarck zu danken hatten.

Eine sehr — sehr! — starke Strömung im preußischen Hauptquartier war nach dem Tage von Sádowa dahin gegangen, den Krieg bis zur äußersten Demüthigung Oesterreichs fortzuführen, Ungarn in Aufstand zu setzen, das von Italien herbeigerufene Heer des Erzherzogs Albrecht vor Wien zu schlagen und in diese Hauptstadt einzuziehen. Da war es des vielgescholtenen Mannes „von Blut und Eisen", da war es Bismarcks mäßigende Weisheit allein, die hiervon abhielt: hart hatte er zu ringen: „Wird auf Wien und Preßburg gezogen, so reite ich an der Spitze eines Regiments in den Tod," soll er damals gesagt haben. Endlich siegte sein Wort: „Wir müssen es den Leuten doch nicht unmöglich machen, später wieder einmal mit uns zusammen zu gehen — gegen Andre."

Und aus dem gleichen Grund wandte er von Baiern ab, was ihm recht nahe drohte: nicht nur die Burg Nürnberg, den Amtssitz jenes Burggrafen Friedrich, auch die früher preußisch gewesenen Lande Ansbach und Bayreuth wollte man damals von Baiern losreißen. Es ist nicht bekannt, verdient aber, bekannt zu werden: nur Bismarck hat Baiern, hat das Haus Wittelsbach zu danken, daß ihm diese Verstümmlung erspart blieb, wie weiland Friedrich der Große Baiern vor der geplanten Einverleibung durch Habsburg geschützt hat. Nun, der hochherzige, unglückliche König Ludwig II. ist — vier Jahre später — diesen Dank nicht schuldig geblieben: seine Baiern waren die Ersten auf „der Wacht am Rhein", die Ersten im Feuer bei Weißenburg und Wörth und wahrlich nicht die Letzten bei Sedan und bei Orléans.

VII.

Wie es gelungen war, Napoleon zur Nichteinmischung zu bewegen, ohne irgend eine Gegenleistung zu versprechen, — dieses Meisterstück der Staatskunst wird wohl erst erklärt werden, wenn Bismarcks vorbereitete „Erinnerungen" jene Tage von Biarritz erörtern werden.

Doch darf man wohl vermuthen, der Cäsar hielt die gewiß offen ausgesprochene Siegeszuversicht des Preußen für unbegründet und baute auf diesen Irrthum des von ihm, wie er wähnte, Ueberlisteten seinen Plan: er glaubte vielmehr fest, daß Oesterreich siegen werde, und zählte darauf, den auf's Knie geworfenen Preußen seine Hilfe, die Errettung vor völliger Vernichtung zu beliebig hohem Preise verkaufen zu können. Deshalb wohl hielt er es für unnöthig, sich schon im Voraus für seine Zurückhaltung Versprechungen geben zu lassen. Aber es kam anders:

„Nun kam, nachdem ihr lang uns überlistet,
Ein größrer Ueberlister über Euch:
Der Geist, den Wotan den Germanen gab."

So ruft mein Armin[1]) dem erliegenden Varus zu.

Und in der That: jene Meisterschaft im Planen, im Ueberwinden gegnerischer Schlauheit durch die überlegene all durchschauende und vorschauende Geistesgewalt, wie sie die germanische Volksseele, aus ihrer Eigenart geschöpft, in der Gestalt Odhin-Wotans verherrlicht hat[2]), die erlaubte Kunst, die schlimmen Listen des Gegners zu überlisten, hat in diesem echten Germanen großartigen Ausdruck gefunden.

Nun aber, da der von dem Ausgang des kurzen Kampfes höchlich überraschte Imperator an der Seine, umgekehrt von Oesterreich — unter Abtretung der soeben siegreich behaupteten italischen Besitzungen, — zu Hilfe gerufen, Miene machte, Preußen an Einerntung der Früchte seines Sieges zu hindern, — nun bedurfte es abermals der Aufbietung aller Staatskunst, diesen Schachzügen zu begegnen: in weiser Mäßigung verzichtete Bismarck darauf, jetzt schon die Mainlinie zu überschreiten und die süddeutschen, noch vom Kampf erhitzten und grollenden Staaten, die wohl widerstrebt hätten — wenigstens Baiern und Württemberg — an Norddeutschland heranzuzwingen. Das von der Cholera heimgesuchte Heer Preußens hätte damals wohl nicht — neben dem noch nicht völlig niedergeworfenen Oesterreich — auch die frischen Streitkräfte Frankreichs überwältigen können.

So begnügte er sich mit Sicherung des für jetzt Erreichbaren; daß an den norddeutschen Bundesstaat früher oder später die Süddeutschen sich

---

[1]) Operndichtung, Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880.

[2]) S. Wotan und Donar als Ausdruck der deutschen Volksseele, Bausteine I. Berlin, Otto Janke. 1880.

schließen würden, das erkannte er als so unausbleiblich, wie daß die Ströme in's Meer fließen müssen.

Er willigte daher auch in den von Napoleon ausgehenden Plan eines zwischen den 3 1/2 (Nordhessen trat in den norddeutschen Bund) Südstaaten unter der Vorstandschaft Baierns zu errichtenden „Südbundes", den der Cäsar sich offenbar als eine Nachbildung des von seinem Oheim geschaffenen Rheinbundes vorträumte, in dem er stets seine geschäftigen Hände rühren und den Boden zu einem Angriffe gegen Norddeutschland bearbeiten könnte. Es macht dem gesunden und deutschen Sinne der Süddeutschen Ehre, daß kein Mensch dort zu Lande an die Ausführung dieser echten: „idée napoléonienne" dachte: auch Baiern verschmähte die Lockspeise der angebotenen Vorstandschaft: der Südbund hätte dann mit dem Nordbund in ein „völkerrechtliches" Verhältniß treten sollen, d. h. also zwei Bundesstaaten und zwischen diesen ein Staatenbund, ein wahrer staats- und völkerrechtlicher Ratten-König! Bismarck und die Süddeutschen getrösteten sich einstweilen der Schutz- und Trutz-Bündnisse.

VIII.

Allein noch andere Aufgaben der Staatskunst waren damals zu lösen.

Leider Gottes war die Deutsche Bundesacte im Jahre 1815 der Wiener Congreßacte einverleibt und daher jede Großmacht, die diese unterzeichnet hatte, Garant des Bestandes des deutschen Bundes geworden, so daß jede gegen dessen Auflösung das Verbotswort einlegen und mit den Waffen geltend machen konnte. Es mußten also, wie Oesterreich und Frankreich, auch Rußland und England gewonnen werden, der Auflösung jenes Bundes zuzustimmen; auch dies gelang, sogar England gegenüber, das nun mit sehr saurer Miene gleichwohl eine deutsche Kriegsflagge auf den Meeren anerkennen mußte.

Das „Zollparlament", das einstweilen 1867—1870 für Zollsachen den Nordbund mit dem Südbund vereinte, war die Vorstufe und Verheißung des 1871 folgenden „Vollparlaments".

Die kindische Eitelkeit unserer geistreichen Westnachbarn ertrug es nun aber nicht, daß man sich ohne sie geschlagen hatte: sie verlangten — wie früher für Waterloo — Revanche für Sádowa, obzwar hier ganz andere Leute besiegt worden waren! In Wahrheit schien es ihnen unerträglich, daß nicht mehr Frankreich allein in Westeuropa vorherrschte, wie seit etwa 1856—1866; ich habe nachgewiesen [1]), wie schon die tapfern, aber auch schon sehr eiteln Franken des VIII. Jahrhunderts sich vor allen Völkern ein „Praestigium" (wörtlich!) sogar bei dem lieben Gott und Sanct Peter einbildeten.

[1]) Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, III, S. 345, Berlin, G. Grote, 1883.

Vergeblich bemühte sich der Imperator, schon durch seine Krankheit von kriegerischen Neigungen und Unternehmungen, wie die von 1856 und 1859 gewesen, abgehalten, seine unzufriedenen Franzosen durch einige — freilich wenig erhebliche — Zugeständnisse an die Volksvertretung zu beschwichtigen. Schon aus Anlaß der Luxemburgischen Frage schien der Ausbruch des Krieges unvermeidlich: wieder war es die weise Mäßigung des angeblich so blutgierigen und im Gegensatz zu dem „kaltblütigen" Nachfolger so leidenschaftlichen Bismarck, die damals noch den Frieden erhielt. Preußen räumte Luxemburg und begnügte sich mit der Entfestigung. Man hat wohl gefragt, weshalb der Bundes-Kanzler den doch von ihm als unvermeidbar erkannten Waffengang mit Frankreich nicht schon damals angetreten habe? Darauf wäre einmal zu erwidern, daß die Rechtsfrage keineswegs klar erschien: ja, nach meiner Rechtsansicht war sogar Preußen mit der Forderung der Fortdauer seines Besatzungsrechts zweifellos im Unrecht, denn nicht kraft eigenen Rechts übte es diese Besetzung, sondern kraft des Rechts und im Auftrag des deutschen Bundes; dieser war das berechtigte Rechtssubject, er aber war erloschen und der Nordbund durchaus nicht dessen Rechtsnachfolger. Ich weiß jedoch aus recht guter Quelle, daß nicht jenes Rechtsbedenken den Ausschlag gab gegen die kriegerische Lösung der Frage, sondern die Erwägung, daß damals — 3 Jahre vor 1870 — die nichtpreußischen Truppen in Nord- und in Süd-Deutschland noch nicht vollständig den preußischen gleichmäßig ausgebildet waren.

IX.

Wir sind so zu dem großen Jahre 1870 gelangt; der Deutsche, der es — mit deutschem Bewußtsein — durchlebt hat, kann nie mehr ganz unglücklich werden! — — —

Die allbekannten, dem Krieg vorhergehenden Geschehnisse zu erzählen, ist überflüssig.

Nur gegenüber der Verleumdung, Bismarck habe, um den Krieg herbeizuführen, die Emser Depesche „gefälscht", dieser Lüge, die, nach Aufdeckung der zweifellosen Wahrheit, nicht nur französische und russische Zeitungen, auch in Deutschland erscheinende Schandblätter wiederholten und noch wiederholen, ist nochmal festzustellen, daß — nach Beweis von amtlichen Urkunden und zweifelfreien Zeugen — Bismarck im Gegentheil die von dem König gewählten Ausdrücke in der den Mächten mitgetheilten Fassung gemildert hat.

Die Aufgaben, die der Ausbruch des Krieges an Bismarck stellte, waren zahlreich und schwer wie keine früheren.

Zwar war es seiner vorbauenden Weisheit gelungen, die wohlwollende Haltung Rußlands zu sichern; allein nicht einmal die Besorgniß vor dem Russen konnte die schlimmen Leidenschaften und Rachegelüste des Herrn

von Beust im Zaume halten: er war entschlossen, alsbald dem in Frankreich ringenden Preußen in den Rücken zu fallen, und nur die raschen, starken Erfolge der deutschen Waffen bei Wörth und in den drei blutigen Schlachten vor Metz haben die schon vorbereitete Mobilmachung gehemmt. Ebenso war Victor Emmanuel, theils aus Dankbarkeit für die Tage von Magenta und Solferino, theils um der Verschwägerung willen, stark geneigt, für Napoleon die Waffen zu ergreifen; ja, schon war der liebenswürdige Plan ausgeheckt, die Italiener sollten, im Einvernehmen mit den sonst so scharf angefeindeten Oesterreichern, durch Tirol ganz behaglich auf der Eisenbahn bis Kufstein fahren und von da aus auf München ziehen: vergessen war von den undankbaren Ministern der „Fratelli“, daß einzig die Siege der verbündeten Preußen im Jahre 1866 das zu Land und zu Wasser schwer geschlagene junge Königreich vor der Zertrümmerung durch Oesterreich gerettet, ja dem Besiegten Venetien eingetragen hatten. Nur die von Bismarck geschickt verwerthete Abneigung des italienischen Volkes, gegen die Preußen und für die ihm Rom vorenthaltenden Franzosen zu kämpfen, sowie abermals die frühen und starken Erfolge der Deutschen vereitelten auch hier die Ausführung sehr schlimmer Absichten.

Englands häufige und starke Verletzungen der Pflichten der Neutralität durch Duldung eines schwunghaften Waffenverkaufs an die Franzosen wurden dadurch kaum aufgewogen, daß dieses Reich der Kaufleute mit der sie so lieblich schmückenden Unbefangenheit später, als unsere Truppen bei Le Hâvre die Küsten des Canals erreicht hatten, nun diesen mit gleicher Geschäftsbeflissenheit ebenfalls gern Alles zuführte, was sie verlangten.

Sogar dem kleinen Belgien mußte Bismarck bedeuten, daß, wenn die Unterstützung der eingeschlossenen Festung Diedenhofen durch Proviantzufuhr auf den belgischen, einer französischen Gesellschaft gehörigen Eisenbahnen wiederholt werde, die Neutralität des Gebietes erlösche.

Von Anfang bis zu Ende des Krieges blieb die zärtliche Liebe wie der Holländer so der romanischen Belgier (freilich nicht der wackeren friesischen Vlamen)[1]) Frankreich zugewandt, obwohl Bismarck bei Ausbruch des Kampfes in einer Meisterthat der Staatskunst den Belgiern die Augen über die bösen Absichten Napoleons hinreichend geöffnet hatte. Er ließ den Entwurf eines Vertrages drucken, den ihm im Jahre 1866 der französische Botschafter zu Berlin — und zwar (um jeden Zweifel auszuschließen) auf das gestempelte Papier dieser Botschaft in die Feder dictirt hatte, [— willfährig hatte Bismarck diesen Schreiberdienst verrichtet! —] wonach der Imperator für seine Zurückhaltung von Preußen sich die Zustimmung und Hilfe zur Einverleibung — Belgiens ausbedang. — Trotzdem nahmen alle Belgier (und Holländer) Partei gegen das sonnenklare Recht Deutschlands und für den frivolen Angreifer, ausgenommen den ausgezeichneten

[1]) S. meine völkerrechtlichen Erörterungen Bausteine V. Berlin 1885.

späteren Minister Rolin-Jacquemynes in Belgien und Professor Opzoomer in Holland.

Vollends verrückt wurden nun aber die meisten Leutchen in England, Holland, der „deutschen" Schweiz, als seit dem 5. September Frankreich nicht mehr „Kaiserreich," sondern „Republik" hieß. Daß der alte Garibaldi, der Mann „mit dem Herzen eines Löwen und dem Kopfe eines Kindes", darüber ganz rappelig ward und den Räubern seiner Heimatstadt Nizza zu einer Hilfe eilte, die freilich nicht viel half, ist weiter nicht verwunderlich: aber jene deutschen Demokraten in der Schweiz — „Politiker", (!) nicht nur der feige Züricher Pöbel, der das Friedensfest der Deutschen in der Turnhalle mit Steinwürfen feierte — und in Deutschland, die damals das Deutschthum verleugneten gegenüber dem politischen Parteischlagwort „Republik", haben dadurch die Ehre, als Deutsche zu gelten, verwirkt.

X.

Welche Mühe hatte in jenen Wochen Bismarck, zu verhüten, daß die eindringlichen Bitten des alten Thiers durchdrangen, der in Wien, in Rom, in London, in St. Petersburg, im Haag, in Kopenhagen, in Stockholm vorstellte, wie es „kein Europa mehr gebe", falls die Mächte Preußen Frankreich vollends niederwerfen ließen. Und nicht blos mit dem Neid und dem Mißtrauen der Fremden, — mit jenen vaterlandsfeindlichen Gesinnungen in Deutschland, ja mit weiblichen Einflüssen am Hofe hatte der Kanzler zu ringen, der den Kampf zu Ende kämpfen und die Früchte des Sieges sichern wollte. Man weiß jetzt aus den Briefen Roons [1]), wessen Einflüsterungen in der That die Beschießung der merkwürdigen Festung Paris, aus der man nur heraus, in die man nicht hinein schießen darf, um viele Wochen hinaus gezögert haben.

Auch deutsche Demokraten aber wie Franzosen, Engländer, Holländer, Belgier, Schweizer, Scandinavier erhoben immer wieder das Geschrei, man hätte bei Sedan stehen bleiben, nachdem der „Tyrann" gestürzt sei, mit der heiligen und unantastbaren Republik Frankreich Frieden schließen sollen.

Ein unglaublich dummes Gerede!

Mit **wem** denn hätten die Deutschen, Gewehr bei Fuß, bei Sedan stehen bleibend, jenen Frieden schließen sollen?

Mit dem kriegsgefangenen, handlungsunfreien Kaiser?

Mit der vier Tage später vertriebenen Regentin? Mit dem halben Dutzend von Advocaten, Journalisten und anderen feder- und redegewaltigen Herren, die sich am 5. September höchst selbst die Vollmacht ertheilt hatten, das schöne Frankreich zu regieren?

Konnte diese Regierung nicht ebenso rasch hinweggefegt werden, wie sie emporgeschnellt war? Drohte ihr das Schicksal, das sie im Frühjahr

---

[1]) Moltke hat es in seiner Darstellung des Krieges schonend verschwiegen!

wirklich verschlang, nicht schon während der Belagerung von Paris? Konnte sie irgend Bürgschaft leisten, daß das übrige Frankreich ihre etwaigen Friedensversprechungen erfüllen werde? Oder — umgekehrt — sollten die Sieger so lange bei Sedan warten, bis Gambetta hinreichend Macht auf die Beine gebracht haben würde, dort an der Maas über sie herzufallen?

Und welches Verdienst um Paris, um ganz Frankreich erwarb sich der gehaßte „Blutmensch" Bismarck in den Tagen der Commune! Er brauchte nur einfach gar nichts zu thun, nur mit verschränkten Armen stehen zu bleiben und die Selbstzerfleischung der Pariser und der Versailler unter den Augen der „barbarischen" Sieger dauerte noch unberechenbare Zeit, endete mit der Zerstörung von Paris, der Auflösung jeder einheitlichen Staatsgewalt in Frankreich. Nur dadurch, daß Bismarck von den etwa 300000 in Deutschland gefangenen Soldaten eine große Zahl frei gab und den Versaillern als Verstärkung zugehen ließ, konnten diese die Hauptstadt und das Land vor der Fortsetzung und Steigerung der Gräuel, wenigstens vor dem Aeußersten bewahren.

Undank also ist es, wenn die Franzosen in ihrem blinden Hasse solche Wohlthat vergessen, vergessen auch, wie Bismarck es war — nicht ihre eigene Regierung der nationalen Vertheidigung —, der, lange vor dem Eintreten der Katastrophe, das drohende Ausbrechen der Hungersnoth in der Stadt von 2 Millionen Menschen voraussah und durch gütige Zugeständnisse verhütete.

XI.

Wir wenden uns zu dem Abschluß des Krieges in dem Frieden von Frankfurt.

Auch an diesen, d. h. an die Wiedergewinnung der Reichslande, knüpft sich das thörichte Gerede vaterlandloser Deutscher und der Hasser des Deutschthums, deren es in allen Landen gar Viele giebt!

Man schilt es barbarisch, unserem „aufgeklärten" (wohl durch die Socialdemokraten!) und „human denkenden" (siehe die anarchistischen Mordbuben) Jahrhundert widerstreitend, eine Bevölkerung wider ihren Willen der siegreichen Staatsgewalt zu unterwerfen.

Und was hat Frankreich 1840 gewollt und 1859 an Savoyen und Nizza gethan? (Denn jene „Volksabstimmung" war eitel Napoleonischer Schwindel.) Und was droht Frankreich heute jeden Tag? Eben lese ich wieder (11. VIII. 94) in einer Pariser Zeitung: „Die Deutschen bleiben so lange unsere Feinde, bis wir ihnen nicht nur Elsaß und Lothringen wieder abgenommen, bis wir durch Einverleibung des ganzen linken Rheinufers Frankreichs natürliche Grenze — den Rhein — gewonnen haben."

Würde Napoleon III. im Falle seines Sieges vielleicht nicht die widerstrebende, rein deutsche Bevölkerung auf dem linken Rheinufer zu

Frankreich geschlagen haben? Nicht aus geschichtlichen Gründen der alten Zugehörigkeit zum Reich oder gar aus Sentimentalität — Bismarck und sentimental! — haben wir die Reichslande genommen, sondern um Süddeutschland vor den sicher zu erwartenden Angriffen aus den Ausfallthoren Straßburg und Metz zu schützen.

Wenn Frankreich diese Bevölkerung trotz ihrer Bitten und Verwahrungen preisgab, um überhaupt Frieden oder günstigere Bedingungen zu erhalten, um dem übrigen Staatsgebiet die Leiden längeren Kampfes zu ersparen, — wenn der eigene Staat seine Unterthanen hingeben darf um seines Vortheils willen, ohne Recht oder Sittlichkeit zu verletzen: — — soll dann der fremde Staat nicht um seines Vortheils willen sie nehmen dürfen? Albernes Geschwätz!

„Aber" — sagt man — „hätte man sich mit einer Geldentschädigung begnügt, würde Frankreich dem Sieger nicht grollen, nicht nach Revanche rufen."

Ganz falsch! Man hat den Franzosen — leider! — 1815 den größten Theil ihres napoleonischen Raubes belassen, und sie haben doch von 1815—1870 „Revanche pour Waterloo!" ja von 1866—1870 sogar „Revanche pour Sadowa!" geschrien. Wenn sie nun doch Rache brüten, ist es besser für uns, sie brüten in Toul und Rheims, als in Straßburg und Metz.

Uebrigens ist diese Gluthhitze erst nach 1876 durch die „Patriotenliga" des Herrn Déroulède geschürt worden. Allerdings ist die stets sprungbereite Haltung eines großen Bildungsvolkes gegenüber dem anderen bedauerlich, und den Enkeln der romanisirten Franken stehen die deutschen, nicht romanisirten Franken und die Alamannen doch näher — sollte man meinen — als die Baschkiren und Tschetzenzen des weißen Zaren: aber nicht wir, die grundlos und frivol Angefallenen, haben das verschuldet, und es ist würdelos, ja eine schandbare Verleugnung deutscher Ehre und deutschen Volksthums, wenn Leute, die freilich innerlich durchaus nicht zu den Deutschen zählen, sich in Reden auf „Friedensvereinen", in Zeitungen und Flugschriften derart wegwerfen, daß sie den Franzosen immer wieder nachlaufen und sie um Verzeihung bitten, daß wir uns 1870 herausgenommen hatten, uns zu vertheidigen und sie dabei — leider! — zu schlagen.

Deshalb ist auch die Freilassung der gefangenen Späher (1894) schwer zu beklagen; der Reichskanzler Graf Caprivi, der ja dafür allein — mit Ausschluß des unverantwortlichen Kaisers — verantwortlich ist, hatte wohl seine Gegenzeichnung gewährt, ohne vorher den preußischen Kriegsminister zu fragen: man hatte die Herren deshalb für sechs Jahre eingesperrt, weil die Veränderungen so viel Zeit erfordern, die wir in unseren von ihnen erkundeten Vertheidigungsanlagen — mit Millionen von Kosten — vornehmen müssen. Im ersten Jahre entlassen, haben die Herren nichts Eiligeres zu thun — von ihrem Standpunkt ganz mit Recht — als ihre Entdeckungen ihrem

Kriegsministerium mitzutheilen; für die nächsten fünf Jahre also sind jene von unseren Offizieren als höchst gefährlich bezeichneten Wahrnehmungen von den Franzosen nach Belieben zu verwerthen. Erscheint die Begnadigung also nach diesem militärischen Gesichtspunkt unbegreiflich, so war die etwaige Hoffnung günstiger Einwirkung auf die Franzosen, wie voraus zu sehen war und der Erfolg bestätigt hat, ganz grund- und bodenlos.

Einen halben Tag sauersüße Worte der Anerkennung — am folgenden bereits die Zurückführung des Schrittes auf die Furcht oder doch die gewaltige Scheu vor der drohend wiederhergestellten Waffenmacht Frankreichs, am dritten Tag die freche Berühmung, nun werde ihnen dieser so entgegenkommende Kaiser bald auch Elsaß und Lothringen zurückgeben! und bald darauf wird in Frankreich gedruckt (ja zum Theil in Deutschland geglaubt! Beides gleich bezeichnend und bedauerlich), der Kaiser werde die Sedanfeier verbieten (wozu übrigens ein Reichsgesetz erforderlich würde). Wie konnte man — nach vierundzwanzigjährigen Erfahrungen — von den Franzosen Anderes erwarten?

XII.

Aber zurück zu Bismarcks auswärtiger Politik: sie hätte diesen Schritt gewiß nicht zugelassen, nachdem seine langen geduldigen Bemühungen um Anbahnung besserer Beziehungen zu unseren unversöhnlichen Nachbarn gescheitert waren.

Jedoch nicht nur fremde Mächte erschwerten Bismarck den Ausbau seines groß geplanten Werkes: der Herstellung des Deutschen Staates — er stieß auf Widerstand an einer Stelle, wo solcher am wenigsten zu gewärtigen war. König Wilhelm war zwar bereit, die Rechte des Bundespräsidiums auch über die süddeutschen Staaten auszuüben, aber durchaus sträubte er sich, seinem Titel eines Königs von Preußen den neuen des „Deutschen Kaisers" beizufügen und den Bundesstaat „Deutsches Reich" zu taufen. Zu Grunde lagen althergebrachte preußische Ueberlieferungen; auch wohl unerfreuliche Erinnerungen an das revolutionäre „Deutsche Reich" von 1849 und den damals ausgeschlagenen „Kaisertitel" mochten mitwirken. Fand ich doch noch 1872 in Königsberg gar manchen „Preuß' von alter Art", der mit jenem Titel durchaus nicht einverstanden war und immer noch, wenn er nach Dresden oder München reiste, erklärte, er gehe nun nach „Deutschland". („Der gefährlichste Particularismus ist der preußische," hat Bismarck gesagt.) Endlich überwand Bismarck jenes Sträuben auch durch die scherzhafte Frage: „Wollen denn also Majestät Ihr Leben lang ein Neutrum bleiben?"

„Wieso?" brauste der alte Herr auf.

„Nun, das Bundes-Präsidium."

Aber entschieden werden wohl ernstere Gründe haben. — —

Mit gleicher auf Seelenkunde aufgebauter Meisterschaft der Seelenbeherrschung löste Bismarck in jenen ersten Januartagen eine andere höchst schwierige staatsmännische Aufgabe: es galt, den König Ludwig II. von Baiern, diese höchst eigenartige, schwer zu berechnende und zu fassende seelische Gestalt, dafür zu gewinnen, daß er dem König von Preußen den Kaisernamen antrug. Daß dieser Gedanke zuerst und freiwillig von dem jugendlichen Herrscher ausgegangen sei, hat nie ein Mensch, der ihn kannte, geglaubt. Vielmehr wehrte er sich gewaltig dagegen, was Niemand Wunder nehmen mag, der erwägt, daß die Wittelsbacher über 200 Jahre (von 1180 ab) lang bereits deutsche Reichsfürsten waren, bevor die Hohenzollern mit der Mark Brandenburg (1415) in diesen Stand aufstiegen, und der ferner weiß, welch hohe Bedeutung in jenen Familien solchem Vorsprung der Zeit beigemessen wird.

Die Verhandlungen zogen sich aussichtlos in die Länge; die Zeit drängte, der längst für jene Verkündung ausersehene Tag, der 18. Januar, nahte heran. Da griff Bismarck, der den König und dessen hohe Verehrung für ihn genau kannte, zu einem kühnen Mittel, der Erfolg hat den außerordentlichen Schritt gerechtfertigt: er schickte dem Wittelsbacher durch einen gewonnenen Vertrauten, den Grafen Holnstein, der in Versailles verhandelt hatte, ein eigenhändiges Schreiben und verstattete sich, — ein glänzend Wagniß — zugleich die Antwort mitzuschicken, die er sich vom König für den Fall der Einwilligung erbat. Ludwig II. lag wirklich, — nicht „schulkrank" — sondern an einer Zahnfistel leidend, zu Hohenschwangau darnieder und ließ in all' diesen Tagen keinen Menschen ohne Ausnahme vor: weder Familienglieder, noch Minister, noch Gesandte.

Aber auf die Meldung, Graf Holnstein bringe einen Brief Bismarcks, empfing er den Ueberbringer und das Schreiben, las es und — schrieb seinen Namen unter die ihm von Bismarck in die Feder dictirte Antwort. Für Jeden, der den genialen, aber von dem vollsten Selbstbewußtsein bis zur Sonne (roi soleil) getragenen Jüngling näher kannte, eine im höchsten Maß erstaunsame Gefügigkeit! Und wodurch hatte der große Zauberer von Varzin dies nahezu Wunderhafte erreicht?

Er hatte im Eingang betheuert, daß er sich und sein Geschlecht als zu reinster Treugesinnung gegenüber dem Hause Wittelsbach verpflichtet erachte: habe doch sein Ahne weiland die wichtigsten Lehen in Brandenburg von einem Wittelsbacher — dem Sohne Ludwigs von Baiern — empfangen.

Er werde also gewiß keinen Rath ertheilen, der dem Enkel des Lehnsherrn der Bismarck zum Nachtheil gereiche. Nach dieser auf den romantischen und ritterlichen Sinn des „lohengrinhaften" Jünglings meisterhaft berechneten, dabei aber zugleich gewiß vollaufrichtig gemeinten captatio benevolentiae" folgte eine Ausführung, getragen von jener oben besprochenen, allüberwindenden Wucht Bismarck'scher Logik: die Einführung des Namens „Reich" für den bereits unter Zustimmung Baierns am

1. Januar errichteten Bundesstaat und des „deutschen" Kaisertitels für dessen Präsidenten ist beschlossene Sache, ist unabwendbar: es handelt sich nur darum, ob Eure Majestät, der als dem Monarchen des größten der Gliedstaaten dieser Ehrenvorzug gebührt, von demselben Gebrauch machen oder ihn einem andern der Bundesfürsten — von Sachsen oder von Baden — überlassen will und damit bei Mit- und Nachwelt den hohen Ruhm einer weltgeschichtlichen Großthat und nationaler Wohlthat für das deutsche Volk. Sachlich ändert jener Ehrentitel an der Machtstellung — der auch von Baiern bereits anerkannten — des Bundespräsidenten nicht das Mindeste und — nun ein Grund, der durchschlagend wirkte auf das reizbare und auf seine Souveräntiät eifersüchtige Wesen des Wittelsbachers — es sei doch für den Nachkommen eines deutschen Kaisers leichter zu tragen, daß ein deutscher Kaiser — also als Deutscher in Bayern ein Landsmann — denn daß ein König von Preußen — also ein Nachbar — jene wichtigen Rechte in Baiern übe."

Das wirkte entscheidend!

Muß nun also zwar die angebliche Anregung der Anbietung des Kaisernamens durch Ludwig II. als widergeschichtlich bezeichnet werden, so bleibt doch ein anderes, viel schwerer wiegendes Verdienst des so ideal angelegten und so furchtbar endenden Königs um das deutsche Volk bestehen: sein entschiedenes, deutsch-begeistertes Auftreten bei Ausbruch des Krieges; seine Erklärung, er werde an der Seite Preußens kämpfen, mit oder ohne Geldbewilligung von Seite der Volksvertretung, hat die bedenklich schwankende Stimmung in der zweiten Kammer fortgerissen zu einer Entscheidung in deutschem Sinne und eine Neutralität verhütet, die Baiern nicht nur für alle Zukunft geschändet, auch ganz gewiß den Fortbestand eines baierischen Staates und eines baierischen Herrscherhauses nach dem Siege Preußens undenkbar gemacht haben würde. Dankbar sollen die Deutschen, sollen also die Baiern zumal des Herrschers denken, der in schön auflodernder jugendlicher Begeisterung für Deutschland seine Pflicht that und Andere so zur Pflicht anhielt.

XIII.

Aus der Zeit nach dem Frankfurter Frieden bis zu der Fortschickung des Reichserbauers sollen nur einige seiner wichtigsten Bestrebungen und Erfolge hervorgehoben werden.

Zunächst bemühte er sich redlich, durch Entgegenkommen in allen Deutschlands Wohl nicht widerstreitenden Dingen in Frankreich den Groll zu mindern, und wenigstens einen der so häufig wechselnden Minister, Jules Ferry, hatte er davon überzeugt, daß Frankreich bei der Aussöhnung mit dem Reiche viel besser fahren würde, als bei der Fortsetzung der Rachebrütung. Als aber Ferry — zum Theil gerade wegen seiner Beziehungen zu Bismarck — gestürzt und die Unversöhnbarkeit der Franzosen zweifellos ward, hat der Kanzler nie wieder das als Unmöglich Erkannte versucht.

Zum großen Theil hatte Bismarck seine Erfolge von 1864, 1866 und 1870/71 dadurch erreicht, daß er — eine Leistung allerersten Ranges — das vollste Vertrauen des Zaren und damit trotz der das Deutsche hassenden panslavistischen Strömung im russischen Volk nicht nur die wohlwollende Neutralität Rußlands in drei Kriegen, sondern wenigstens gegen Oesterreich und Frankreich sogar die russische Waffenhilfe für den Fall der Noth sich gesichert hatte: „Hier stehen Deine Reserven," soll der Zar, auf seine Truppen in einer Uebung weisend, König Wilhelm gesagt haben.

In der That ist ein gutes Verhältniß zu Rußland für Deutschland höchst wünschenswerth, während wir im Kriege mit diesem Reiche nur zu verlieren und gar Nichts zu gewinnen haben, denn weder die Ostseeprovinzen — ohne deutsches Hinterland! — sind ein erstrebungswerther Besitz, noch ist die Vermehrung widerwilliger slavischer Unterthanen Preußens irgend erfreulich. Und welches Opfer an Menschen und Volksvermögen würde uns selbst ein — nach Jahren! — glücklich beendeter Krieg mit einem Staat auferlegen, dessen Menschenmaterial, verglichen mit dem unsern, wenig werthvoll ist, der den Verlust von mehreren Heeren leicht verschmerzen mag, in dessen schwach cultivirten Landen der Feind nicht viel Schaden anrichten kann, mit einem Staat, der, wenn in Europa überwunden, den Widerstand im fernsten Asien fortzusetzen im Stande ist.

Der Friede in Europa war gesichert, als Bismarck das Drei-Kaiserbündniß (Deutschland, Oesterreich, Rußland) zu Stande gebracht hatte, einer seiner höchsten Triumphe!

Frankreich, auch von Italien (gegen Oesterreich) und sogar von England (gegen Rußland) unterstützt, hätte nie den Angriff auf jene überwältigende Waffenmacht wagen können.

Leider sollte die Freude nicht lange währen: die panslavistische Partei in Rußland und die allerdings nicht leicht mit den österreichischen Strebungen auf der Balkanhalbinsel in Einklang zu bringenden russischen führten bald zur Lösung des Bundes, zu einer Spannung zwischen Wien und St. Petersburg. —

Aber zwischen Deutschland und Rußland bestand das beste Einvernehmen fort.

Als nun der russisch-türkische Krieg ausbrach, hielt Deutschland eine seinem Ost-Nachbar sehr wohlwollende Neutralität ein. Als aber nach dem schließlichen Siege Rußlands dessen Heere in der Lage waren, das lang angestrebte Ziel seiner Wünsche, Konstantinopel, zu gewinnen, ward der richtige Augenblick für die Besetzung Konstantinopels versäumt: die englische Flotte lief in jene Gewässer ein.

Nun ward — ein glänzender Ausdruck für die in Europa herrschende Machtstellung unseres jungen Reiches — der Congreß, der die orientalische Frage behandeln und den Frieden zwischen Rußland und der Hohen Pforte abschließen sollte — einberufen nach Berlin, unter dem Vorsitz des deutschen Kanzlers!

Und hieran knüpft sich der tief beklagenswerthe Umschlag der russischen Stellung zu Deutschland, der durch alle Kunst Bismarcks nicht verhindert werden konnte.

Obwohl Bismarck den russischen Bevollmächtigten erklärte, er sei bereit, jede ihrer Forderungen zu unterstützen, obwohl er selbst in jeder Weise den Vortheil Rußlands vertrat, ward doch in jenen Tagen ein Mann in seiner persönlichen Eitelkeit so unheilbar verletzt, daß er, lediglich dieser Erbitterung nachgebend, dem Zaren und allen Russen verkündete, nur der Neid und die Ränke Bismarcks hätten auf jenem Congresse Rußland verhindert, die Früchte seiner so schwer errungenen (— nur durch die Hilfe der so verachteten Rumänen erkämpften —) Siege zu ernten. Fürst Gortschakoff konnte es nicht ertragen, daß er in jener Versammlung der europäischen Staatsmänner durch das unvergleichlich überlegene Genie Bismarcks allerdings bis zum Verschwinden war überstrahlt worden.

So machte er denn in seinem Groll nicht einmal jene Forderungen geltend, die Bismarck selbst für Rußland aufgestellt und entworfen hatte! Nicht die neidischen und ränkereichen Zetteleien Bismarcks, nicht ein nie bestandenes geheimes Bündniß mit Disraeli, sondern lediglich des Fürsten Gortschakoff eigene Verbitterung, dann sein völlig unbegründetes Mißtrauen und zuletzt seine Zaghaftigkeit und Ungeschicklichkeit haben es verschuldet, was der Zar und fast alle Russen Bismarck Schuld gaben, die Vereitelung der gewünschten russischen Erfolge auf jenem Congreß: der ohnedies im russischen Volke nie ganz fehlende Neid und Haß gegenüber den Fremden aus dem Westen ward damals durch jene völlig unwahren Ausstreuungen zu einer Höhe emporgepeitscht, die in der That eine schwere Gefahr für den europäischen Feieden gebildet hat und für unabsehbare Zeit bilden wird: jene Lügen haben die bedenkliche Annäherung des Zarenreiches an die Republik der Guillotine, haben die Tage von Kronstadt und Toulon vorbereitet.

Sogleich nach dem Congreß nahm Fürst Gortschakoff seine Rache für die gekränkte Eitelkeit in Wahrheit, angeblich für die „undankbare und treulose Falschheit“ des deutschen Kanzlers, an die zu glauben er sich vielleicht zuletzt selbst hinein gegrollt hatte. Er verkündete den Franzosen und ganz Europa, nur der Zar, d. h. Gortschakoff habe damals Frankreich gerettet: Bismarck habe über das noch nicht genügend wieder gerüstete Frankreich herfallen und es für alle Zukunft durch Zertrümmerung unschädlich machen wollen: nur des Zaren und Gortschakoffs Drohung, daß in diesem Falle die Kosaken nach Berlin reiten würden, habe Bismarck durch Furcht von seinem ruchlosen Plan zurückgescheucht.

Eine ärgere Unwahrheit ist wohl selbst von Diplomaten kaum jemals ausgegangen! — Aber unerachtet der Widerlegung jener Lügen über den Congreß und das gerettete Frankreich stieg in Rußland der Kriegseifer gegen Deutschland auf solchen Siedepunkt, daß Bismarck, nachdem alle Bemühungen

bei dem Zaren gescheitert waren, dem Kaiser von der unmittelbar drohenden Gefahr Mittheilung und den Vorschlag machen mußte, zur eigenen Sicherung nun auch sofort einen Stellungswechsel vorzunehmen und mit Oesterreich ein enges Bündniß abzuschließen, das selbstverständlich nur gegen Rußland, und auch blos zum Zweck gemeinschaftlicher Vertheidigung, gerichtet sein konnte. —

Gewaltig schwer muß es dem Seelenbezwinger geworden sein, seinem alten Herrn jene Ueberzeugung aufzudringen, diesen Beschluß ihm abzuringen. War es doch ein Bruch mit den wichtigsten Ueberlieferungen seines Hauses; seit Friedrich dem Großen hatte keine Feindschaft, hatte vielmehr meist innige Freundschaft unter den beiden Herrschergeschlechtern bestanden: 1812 hatte Preußen Napoleon nur gezwungen Heerfolge geleistet, die Befreiungskriege waren mit Rußlands Hilfe zum Siege geführt worden, Rußland galt als Hort des Monarchismus und des Conservativismus wider Revolution und Radicalismus, die wohlwollende Haltung Rußlands 1864—1871 hatte der dankbare Greis nicht vergessen: war ihm schon 1866 der Bruch mit Oesterreich schwer genug geworden, — viel stärker widerstrebte seinen tief eingewurzelten poltischen Gedankenreihen wie seinem Gemüth, seiner Neigung die Abkehr von, ja die Wendung gegen Rußland!

XIV.

Als es nun aber Bismarcks Meisterschaft gelungen war, diesen Widerstand zu überwinden, zumal nachdem ein eigenhändiges langes Schreiben des Kaisers an den Zaren ebenfalls ohne Erfolg geblieben, — jetzt tauchte erst die zweite große Frage auf: würde es dem Kanzler gelingen, auch Oesterreich für das Bündniß willig zu machen — und zwar in aller Eile: denn die russische Gefahr drohte immer näher. In Königsberg ergingen damals bereits sehr ernste Weisungen!

Man erwäge: was hatte dieser nämliche Bismarck, der jetzt, um ein Bündniß werbend, nach Wien kam, was hatte er vor 12 Jahren dieser alten, an stolzen Erinnungen reichen und stark selbstbewußten Monarchie und „Kaiserstadt" und dessen Herrscherhaus angethan?

Uebermeistert hatte er 1864 in beschämender Weise die k. k. Staatskünstler. Gesprengt hatte er 1866 den deutschen Bund, in dem und durch den Oesterreich unter Fürst Metternich von 1815—1848 Deutschland völlig beherrscht, auch 1850—1866 entscheidenden Einfluß geübt hatte, zugeführt hatte er, im Bunde mit dem in der Wiener Hofburg als revolutionäre Emporkömmlinge angesehenen Hause Savoyen, jene reichen, in zwei Siegen ruhmvoll vertheidigten italienischen Lande dem verhaßten Königreich Italien, schwer geschlagen hatte er das tapfere österreichische Heer in einer Reihe von blutigen Schlachten, Wien selbst bedroht, Oesterreich aus Deutschland hinausgeworfen und mittelbar jene Beustische Zweitheilung des alten Donaureiches

herbeigeführt, an der es vielleicht zu Grunde gehen wird, da sie alle seine nicht-deutschen Völker anstachelte, die gleiche Stellung wie die Magyaren zu erstreben. Und nun kam dieser Demüthiger und verlangte, der Gedemüthigte solle in seine Hand einschlagen! Ein kühnes Unternehmen. Und gleichwohl gelang's, das Hocherstaunliche! Daß die Deutschen in Oesterreich der wenigstens theilweise wieder hergestellten Verbindung mit den Brüdern im Reiche zujubeln würden, war ja zu erwarten: hofften sie doch dadurch Schutz zu finden gegen die Vergewaltigung ihres Volksthums in Ungarn, Böhmen, Mähren, Kärnthen, Steier, die von Magyaren und Slaven unter Begünstigung der Regierung geübt ward und wird.

Diese Regierung und den Herrscher selbst zu gewinnen, war wohl nur der überwältigenden Geisteskraft eines Bismarck möglich, der die zwingenden Gründe, die Nothwendigkeit der Verbündung zur Abwehr beiden Reichen drohender Gefahren, der Förderung gemeinschaftlicher Strebungen unwidersprechbar einleuchtend und überzeugend auch Widerstrebenden einzuhämmern verstand. Jene Hoffnung der armen hartbedrängten Deutschen in Oesterreich ging nun freilich nicht in Erfüllung; denn mit Fug lehnte Bismarck jede Einmischung in die inneren Verhältnisse wie in den russischen Ostseeprovinzen so in Oesterreich ab, wie wir uns ja auch nicht Russen oder Franzosen in unsere Behandlung von Posen oder Elsaß-Lothringen einreden lassen würden.

So kann man von Deutschland aus den schwerringenden Stammesgenossen in Oesterreich nur durch private Hilfe beistehen; der Deutsche Schulverein sollte sich auf diese Gebiete beschränken, nicht seine Kräfte und Mittel zersplittern, vielmehr doch verlorene Gemeinden in Serbien, Rumänien und anderwärts aufgeben.

Nothwendig und genial gedacht wie das Bündniß war! — für die Deutsch-Oesterreicher und ihre Wünsche wäre vortheilhafter ein Verhältniß der deutschen zu der habsburgischen Regierung, das jener nicht solche rücksichtsvolle Zurückhaltung auferlegen müßte. Und kommt es zu dem gefürchteten Krieg mit Rußland und gehen die Verbündeten als Sieger daraus hervor, so bleibt der Druck, der auf den Deutschen Oesterreichs lastet, für unabsehbare Zeit bestehen. Sollte aber das Donaureich erliegen und in seine sich so vielfach befehdenden und abstoßenden Völkergruppen zerschlagen werden — ach! dann wird — nach solchem Siege Rußlands und Frankreichs — auch kein Deutsches Reich mehr bestehen, an welches die Deutschen Oesterreichs sich bei solcher Auflösung angliedern könnten.

Insofern wäre für die Deutschen in Oesterreich eine neutrale Haltung Deutschlands bei einem Zweikampf zwischen Oesterreich und Rußland aussichtsvoller. Allein jener Kampf würde ja kein Zweikampf bleiben — dank Frankreich und Italien.

Und deshalb schon konnte Bismarck bei dem Bündniß mit Oesterreich nicht stehen bleiben: dem drohenden gleichzeitigen Doppelangriff von Rußland

und Frankreich zu begegnen, mußte der Zweibund zum Dreibund erweitert, mußte Italien herangezogen werden. Auch das wahrlich kein gering Stück Arbeit bei der sehr begreiflichen Stimmung, die zu Wien gegen die Angreifer von 1859 und 1866 herrschte, einerseits und andererseits bei der sehr starken Strömung in Italien, die Trient und Triest leidenschaftlich verlangt und daher bei jedem europäischen Krieg auf Seite der Feinde Oesterreichs streiten will. Und auch das gelang dem großen Meister, den hiebei freilich die Spannung zwischen Rom und Paris, die im Mittelmeer, in Afrika, aber auch im Handelsverkehr einander widerstreitenden Strebungen der beiden lateinischen Völker unterstützten.

XV.

Wir haben nun die triumphirenden, die Siegesschritte Bismarcks vom Jahre 1864 bis 1878 verfolgt —: nicht ein einzig Mal hat ihm in diesen auswärtigen Händeln der Erfolg versagt.

Denn nur böser Wille und arge Rohheit kann in seinem Zurückweichen in der Philippinenfrage eine Niederlage erblicken oder in der Anrufung des Papstes als Schiedsrichter eine Demüthigung vor der Kirche (!): das Reich war damals — unter Bismarck! — stark und gefürchtet genug, um bei zweifelhaftem oder fehlendem Recht ein in's Auge gefaßtes Ziel aufgeben zu können, ohne sich auch nur der Möglichkeit auszusetzen, dies als Schwäche gedeutet zu sehen.

Welch stolze Höhe nahm das Reich ein, als es noch als selbstverständlich galt, daß, wie die orientalische Frage, so die Errichtung des Congostaates in Afrika nur in Berlin verhandelt werden könne, als auf jedes Wort jener unvergleichlich großen politischen Reden Bismarcks die Völker aller Erdtheile lauschten, als die Orientalen in Asien und Afrika das Wort „Bismarck" als gleichbedeutend mit „größte", „beste Art" im Munde führten, als das unbegrenzte Vertrauen in seine allen Gegnern überlegene Staatskunst ganz Deutschland ein kostbares Gefühl der Sicherheit gewährte!

Und diesem Mann hat die verantwortliche Regierung Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II. das Steuer des Reichsschiffs aus der unbezwungenen, nie irrenden Hand gerissen!

Und in Deutschland gedruckte Blätter haben in niederträchtiger Weise über den Fall dieses Helden frohlockt, kein Schimpfwort des Hohns, des Undanks blieb ihm erspart zur unauslöschlichen Schande des deutschen Namens, während die Feinde — Russen und selbst Franzosen — sich selber ehrten, indem sie die Größe des Gefallenen anerkannten!

Aber sie jubelten dabei doch, unsere so zahlreichen Feinde, — und sehr mit Recht — daß sich Deutschland seines gefürchteten Beschirmers selbst beraubt habe. Das Frohlocken der Feinde hätte über die Bedeutung dieser unseligen That, dieses Nationalunglücks, belehren sollen an den Orten, wo

man, wie es scheint, allein in der Welt — in Deutschland und im Ausland — bei Freund und Feind — den Werth des Gestürzten nicht kannte: ich meine nämlich jene Staatsmänner, welche vor der Volksvertretung nach der preußischen und der Reichsverfassung die Verantwortung für jede Regierungshandlung Seiner Majestät des unverantwortlichen Königs und Kaisers, dessen Person also selbstverständlich außerhalb dieser Erörterung blieb und bleiben muß, zu tragen haben. Erdrückend ist die Wucht dieser Verantwortung.

Wie furchtbar tief und wie rasch das Vertrauen in unsere Reichsregierung in Deutschland und das Ansehen des Reiches im Ausland sei, jenem Tag des Unheils, gesunken ist — wir wissen es leider: „Der alte Respect ist eben fort," heißt's in Wallensteins Lager.

Wozu sie aufzählen, alle die schmerzenden Wunden wieder, die der Leiter des „neuen Curses" dem Reiche geschlagen. Die Hinopferung unserer zukunftreichsten Besitzungen und Hoffnungen in Afrika an England um jenes Linsengericht Helgoland, das Zurückweichen vor England und vor Frankreich in Ost- und Westafrika, die Preisgebung wichtiger Vortheile in den Handelsverträgen mit Oesterreich, der Schweiz, Rumänien und — wie es fast scheinen will — auch mit Rußland, ohne entsprechendes Entgelt! So tief sind wir gesunken, daß man es gewagt hat, den doch jedesfalls nicht zweifelsfreien Handelsvertrag mit Rußland als eine Großthat mit dem Tage von Sedan, mit der Errichtung des Reiches auf eine Stufe zu stellen! In Posen, Westpreußen, Oberschlesien weicht man Schritt um Schritt in unglaublicher Verblendung und zum Schrecken der Deutschen im Osten von längst gewonnenen Stellungen vor den polnischen Forderungen zurück! Die Parteien, die dem „neuen Curs" die Mehrheit im Reichstag sichern, sind Socialdemokraten, Demokraten, Polen (die haben freilich alle Ursach!) und Andere Ultramontane, Dänen, französelnde Elsässer, ja, auch zuweilen Welfen, während die Parteien, unter deren Mitwirkung der Meister das Reich gebaut hat, grollend bei Seite oder in offenem Widerstand gegen die Regierung stehen!

Unter Bismarck konnte der ganze Congostaat nur in Berlin geschaffen werden, — jetzt verhandeln England, Belgien und dieser Staat über die wichtigsten afrikanischen Dinge unter offner Verletzung deutscher Rechte, und es wird in den Blättern und von den Freunden der Regierung als ein Großes laut gepriesen, daß man sich wenigstens das doch nicht ohne Weiteres gefallen läßt. Welchen Werth der von uns jüngst mit Frankreich abgeschlossene Vertrag über Kamerun und sein Hinterland hat, beweist der Jubel über diesen Vertrag zu Paris: mag wohl sein, „daß nach Lage der Dinge" nicht mehr zu erreichen war, aber die offen ausgesprochene Abneigung des Herrn Grafen von Caprivi gegen alle afrikanischen Unternehmungen erklärt es eben, wie man in jene Zwangslage gerathen ist: sie erklärt auch, daß wir zagen, auf Samoa die Folgerung aus dem

gewaltigen Uebergewicht unserer Handelskräfte auf jenen Inseln zu ziehen, vielmehr einen Zustand der Meisterlosigkeit andauern lassen, der uns wie die Eingeborenen schädigt, endlich daß unsere wackren, aber viel zu schwachen Schutztruppen in Ostafrika von nackten Negern, in Kamerun von Hottentoten geschlagen wurden, mit deren Anführer wir wie mit einer „ebenbürtigen kriegführenden Macht in Verhandlungen über einen zu schließenden Frieden" treten unter Zusicherung seines Lebens. Herr von Wißmann hat doch noch Räuberhauptleute von kurzer Hand gehängt (freilich hatte er sie vorher gehabt). Unsere Schiffe werden häufiger als je früher in den Zeitungen genannt und auch wohl in allerlei Bewegung gesetzt: aber gilt es irgendwie in Asien oder Südamerika oder Afrika die deutschen Ansiedler oder Händler zu schützen, so stehen keine Schiffe zur Verfügung, oder sie kommen zu spät. Daran ist nun freilich jene lieblich zusammengesetzte Reichstagsmehrheit Schuld, die der Regierung bei einem wirklich nationalen Werk die Kreuzer und die Pfennige verweigert. Wahrlich wenn die Vortheile des Reiches von dem Herrn Grafen von Caprivi ebenso wahrgenommen werden, wie er seinen eigensten Vortheil wahrnahm, als er jenen Brief über seinen großen Vorgänger nach Wien nicht nur schrieb, sondern gerade als der allgemeine Unwille über jene Geschehnisse in ganz Deutschland am heftigsten eiferte, auch noch veröffentlichte —, dann erklärt sich Vieles.

Diese Beurtheilung war geschrieben vor dem Abgang des Grafen Caprivi: das Ereigniß hat dahin geführt, einige härtere Ausdrücke zu mildern, da den Gestürzten milder besprechen als den Machtgewaltigen wohl anständig scheint: das Gegentheil von dem, was Bismarck geschah! Fürst Hohenlohe steht den Anschauungen — und Erfahrungen! — Bismarcks ungleich näher. Allein es scheint, der Kaiser will „sein eigner Reichskanzler" — wie Bismarck gesagt hat — bleiben: dann ändert der Ministerwechsel nicht eben viel.

Wie der Sturz Bismarcks auf unser Ansehen im Ausland gewirkt hat, darüber muß man die Briefe der im Ausland lebenden Deutschen lesen, nicht die Flugschriften und Zeitungsartikel von Ausländern, die schmeicheln oder doch freilich alle Ursache haben, mit der Wandelung der Dinge höchlichst zufrieden zu sein!

Ich wende mich zum Schluß: es war unerläßlich, die Größe Bismarcks in der Leitung der auswärtigen Politik auch in den Wirkungen seines Sturzes nachzuweisen und in dem Vergleich mit den Erfolgen seines Nachfolgers, der doch nach Allem, was man schon früher von seinen hervorragenden Leistungen im Kriege von 1870 wußte, wahrlich auch nicht eine mittelmäßige Kraft sein kann.

Das herzverzehrende Weh, das der Sturz Bismarcks allen guten Deutschen bereitet hat, kann leicht zu Pessimismus, zur Erbitterung, zu grollendem Zurseitestehen führen.

Das darf nicht sein!

Gerade im Sinne Bismarcks handeln wir, wenn wir solche — nur allzuberechtigte! — Anwandelungen niederkämpfen: wir müssen die Menschen, denen wir — niemals verzeihend — grollen, trennen von der großen heiligen Sache: von dem Reich. Jenen soll ihr vollgerüttelt Maß von Vorwurf nicht erspart bleiben, wie es die Weltgeschichte ihnen in ihrer Verurtheilung nicht vorenthalten wird.

Aber das Reich, das durch Bismarcks Genius, des großen Kaisers stätem Charakter, Moltkes Feldherrnschaft und unseres Heeres Heldenthum so müheschwer und so blutig hergestellt ist, bleibt das höchste Gut des deutschen Mannes.

Und im Geiste Bismarcks denken und handeln wir, und am besten zollen wir ihm unseren Dank, indem wir heute, an seinem 80. Geburtstage, ernst und feierlich geloben, in Liebe, Treue und Begeisterung auszuharren immerdar bei diesem schwer erkämpften Reich!

Berlin als Kunsthauptstadt.

Von

Heinrich Bulthaupt.

— Bremen. —

Zwischen den Pfeilern des Echozimmers im Bremer Rathskeller hatten sich, schon in vorgerückter Abendstunde, bei einer Flasche Niersteiner Glöck — es sollte die letzte sein — einige litterarisch gesinnte und thätige Männer über die schlechte Behandlung, die Sudermanns „Schmetterlingsschlacht" bei der ersten Aufführung in Berlin erfahren, in Eifer geredet. Allerlei unliebenswürdige und anzügliche Worte, die vor keinem noch so hohen Haupte Halt machten, waren bereits gefallen, und die letzten Gäste an den benachbarten Tischen hatten begonnen aufzuhorchen. Im Allgemeinen erging es Berlin sehr übel, und zu guter Letzt verstieg sich ein Hitzkopf zu dem Ausruf, es werde nicht eher besser werden, als bis die „Provinz" so gründlich verlernt habe, die Reichshauptstadt als oberste Instanz in allen Fragen des geistigen Lebens zu betrachten, daß das Verhältniß sich vielmehr umkehre und man sich gewöhne, in den Bewohnern der Riesenstädte, die jetzt noch glauben auf die Leute „draußen im Reich" geringschätzig herabblicken zu können, nur Menschen dritter oder vierter Ordnung zu sehen.

Diese fürchterliche Uebertreibung — denn dafür hielten wir sie — wurde gleichwohl mit wohlwollendem, fast zustimmendem Lachen und einem Zusammenklingen der Gläser von uns bekräftigt, aber aus einer fernen dunklen Ecke ertönte — muthmaßlich von einem Sohne der beleidigten Stadt — ein kurzes Hohngelächter als Antwort, und von allen Tischen wandten sich uns die Köpfe mit so verwunderten Gesichtern zu, daß wir uns schleunigst besannen, daß die Wände im Echosaal Ohren haben. Das Ge-

spräch wurde auf einen gedämpfteren Ton gestimmt, mit ihm die erregten Gemüther, und man hatte Zeit, darüber nachzudenken, ob jenes laute Wort eine große Dummheit, eine sträfliche Ketzerei oder eine tiefe Wahrheit enthalte.

Die Thatsache, an der sich das Gespräch so sehr erhitzt, war nun wirklich der ernstesten Betrachtung und eines innigen Mitempfindens werth. Das neue Drama eines angesehenen Schriftstellers, der mit seiner „Ehre“ eine plötzliche, durch seine Romane stark befestigte Berühmtheit erlangt hatte, das Werk eines Mannes, der genug geleistet hat, um Respect verlangen zu können, wird von dem Publicum desselben Theaters, das ihn sonst verhätschelt, gleich von Anfang an, ehe man überhaupt wissen konnte, welche Richtung und Wendung es nehmen würde, belächelt, dann verlacht, durch Zwischenrufe gestört und ausgepfiffen, und anderen Tags erscheinen in den Zeitungen jene persönlich zugespitzten, hämischen Kritiken, nach denen die Berliner Presse in Deutschland leider beurtheilt wird, Erzeugnisse der Bosheit und Impotenz, die Nichts aufrichten, bessern oder gar schaffen, die nur verneinen und zerstören kann. Ein Verbrecher, der sein Urtheil empfängt, ist besser daran, als ein Autor, der sich diesen Insulten aussetzen muß. Gewiß verurtheilen alle anständigen Menschen und alle vornehmen Blätter ein solches Treiben in Berlin genau so scharf wie draußen — aber die Thatsachen bleiben, und sie werden sich wiederholen, und kein gerechter Richter wird es vermögen, Berlin von dem Odium zu reinigen, daß solche Früchte gerade auf seinem Boden am besten und reichlichsten gedeihen.

Wäre das nun wirklich Berliner Art? Darf man eine ganze Stadt für solche Grausamkeiten verantwortlich machen? stecken sie einer Bevölkerung im Blut, die ihren kernigen, tüchtigen Sinn, ihr liebevolles Herz oft genug bethätigt, einer Bevölkerung, die in Thränen ausbrach, als im Jahre 1878 der ehrwürdige Kaiser, von Nobilings Geschoß verwundet, blutend, bewußtlos, im offenen Wagen in sein Schloß zurückkehrte? Die Menschen haben nun einmal die Neigung, die Schwächen und Thorheiten, die sie in ihrer städtischen Umgebung wahrnehmen, eben nur dort zu sehen und zu suchen, und wenn etwa die Karlsruher ihre Landsleute für klatschsüchtig halten, die Stuttgarter die ihrigen für prüde, wenn die Osnabrücker klagen, ihrer Stadt fehle der rechte Kunstsinn, und die Frankfurter, man lege dort auf ein gutes Essen allzu großen Werth, dann sind das Dinge, die überall vorkommen, weil sie von der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft unzertrennlich sind. Aber der Berliner wird, wohin er kommt, wegen seines Kraftbewußtseins, seines Hochmuths, seiner blasirten Spottsucht gern gemieden, und in seiner Verurtheilung begegnen sich Mecklenburger, Bayern und Württemberger. Das sind mehr als Vorurtheile. In einer so beispiellosen Harmonie könnten sich die fremdesten Stämme nicht vereinigen, wenn nicht der gleiche Eindruck auf alle gleichmäßig wirkte. Wir mögen uns noch so frei, noch so selbstständig und losgelöst von den Eigen-

heiten unserer Race fühlen — der Teig, aus dem uns die Natur geknetet, wird in der Form gebacken, die die Cultur, die Gesellschaft hergerichtet hat, und trotz alles Gemeinsamen, das die Kinder Adams in Ost und West zusammenhält, hat jedes Volk, jeder Stamm, jede Gemeinschaft einen eigenen Charakter, dessen Abzeichen der Einzelne mit sich herumträgt, er mag wollen oder nicht. Vielleicht nur wie ein Atom von Duft, kaum wahrnehmbar, aber er verstärkt sich, wenn ihrer Mehrere zusammenkommen, wächst stetig mit der Zahl und giebt sich in der Presse, die gleichsam ein Destillat von ihm ist, am schärfsten und charakteristischesten kund. Das ist eine alte Erfahrung, die man in Paris wie in London, in Berlin wie in München machen kann. Kaum, daß Jemanden ein Vorwurf trifft, wenn die Volksseele in ihm Formen annimmt, die Anderen zum Aergerniß werden. Aber daß sie vorkommen, soll Niemand leugnen, und der Berliner ist aus dem großen Backofen nicht gerade, wie die Kinder und die Knusperhexe in „Hänsel und Gretel", als süßer Lebkuchen hervorgegangen.

Zwar Eins darf er von sich abwälzen: die Mißachtung erworbenen Verdienstes fällt nicht ihm allein zur Last; sie ist ein Erbfehler Alldeutschlands, wenn auch ein in Berlin besonders stark entwickelter Fehler. Man legt keinen Werth auf verjährten Ruhm. Man vergißt ihn und verlangt, daß ein Jeder, der nach der öffentlichen Anerkennung geizt, sie sich mit jedem Werk, jeder That neu erobre. Gerathen sie schlecht, dann wehe ihm. Was der Mann früher geleistet, vermag zu seinen Gunsten Nichts zu ändern und zu bessern. In Frankreich, ja, da steht es anders. Wer dort zu Ehren gekommen, den behandelt man fortan stets nach seinem Range, und verscherzt er die allgemeine Gunst, so weiß man doch, daß er sie einmal besessen und verdient. Selbst ein ganz mißrathenes Stück eines berühmten Autors würde man nicht unter Hohn und Spott und pöbelhaftem Gejohle zu Grabe tragen. Jeder feinfühlige Deutsche sagt sich nun zwar auch, daß es sich so gezieme. Er weiß, daß eine stumme Ablehnung für einen Dichter, den der Enthusiasmus dermaleinst auf den goldenen Schild gehoben, eine hinlänglich deutliche Sprache redet, die durch Rohheiten und Beleidigungen nicht noch vergröbert und verschärft zu werden braucht. Der gebildete Berliner würde ein Zuwiderhandeln gegen solche Anstandspflichten ohne allen Zweifel genau so schroff verdammen wie seine Brüder in Hamburg oder Dresden — und doch, trotz der allerbesten Grundsätze, empfängt man einen gefeierten Dramatiker im Lessing-Theater so unehrerbietig wie möglich, fast als hätte man ihm zeigen wollen, daß er auf seine bekränzte Vergangenheit nicht pochen dürfe, und die „Schmetterlingsschlacht", die wohl eben kein Meisterwerk, aber doch ein an gut beobachteten Details reiches Stück ist, muß fallen — sei sie wie sie wolle. So steckt der Gattungscharakter die Einzelnen an und verführt sie zu Unziemlichkeiten, wider die keine Einsicht und keine Reue schützt. Daß das mißhandelte Drama sich später mit guten Ehren behauptet, bessert daran Nichts, und das Uebel er-

scheint angesichts der vortrefflichen Aufnahme, die es am selben Abend im Wiener Hofburgtheater gefunden, noch ärger. Sei es immerhin, daß die Aufführung dort (die ich gesehen) die Berliner übertroffen und dem Autor den Sieg erleichtert hat. Frau Hartmann spielt die Mutter meisterlich, die Kunst der Frau Hohenfels, die den Backfisch giebt, füllt die Kluft der Jahre, die sie von dem dargestellten Charakter trennt, zum Entzücken aus, Baumeister ist auch als Geldprotz der einfachste und wahrhafteste Künstler, den die deutsche Bühne kennt, und Mitterwurzer würde als Reisender an jeder Table d'hôte wie auf dem Theater Furore machen. Aber so oder so, ob in guter, mäßiger oder schlechter Darstellung — der Berliner Theaterskandal hätte überhaupt nicht vorkommen dürfen.

Immerhin könnte man die böse Thatsache, die sich in etwas anderer Gestalt täglich zeigt, mit einem Seufzer beklagen. Aber warum sich im Bremer Rathskeller darüber aufregen? Eine jede Stadt hat ihre Tugenden und Fehler, und ich weiß mich selber in den gesellschaftlichen Formen meiner guten Heimat an der Weser tief verstrickt. Ich kehre nie aus den Sommerferien heim, ohne daß ich an meine Brust schlage und mir gestehe, daß die halb souveräne, halb mißtrauische Abgeschlossenheit der Bremer auch in mir mächtig ist. Wir tragen wie Nürnberger Schachtelfiguren die runde Scholle unter unseren Füßen überall mit hin und dürfen, wenn wir über unseren Marktplatz und durch unsere Wallanlagen schreiten, stets gelassen und festlich, das Wort aus dem „Egmont" parodistisch auf uns anwenden: „Ein Jeder rund für sich, ein kleiner König." Aber wir liegen fern vom großen Strom des öffentlichen Lebens und schaden mit unserer Eigenart Niemandem. Berlin aber ist die Hauptstadt des deutschen Reichs. Alles, was dort geschieht, wird gesehen, verbreitet, nachgeahmt. Seitdem sich der Glanz der alten Krone auf Wilhelms I. Haupte erneuert, ist die Stadt unaufhörlich gewachsen, mit ihr die wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen, zum Mindesten soweit sie sich mit dem öffentlichen Verkehr berühren. Insbesondere die Theater haben sich fast unheimlich schnell vermehrt, und noch immer entstehen neue. Die Schauspieler aus der Provinz drängen ungestüm nach der Ehre, vor dem Berliner Publicum und den zahlreichen Fremden, die sich in der Residenz und vor Allem in ihren Theatern versammeln, zu spielen — ein Jeder von vornherein gewiß, daß er die gefürchtete Kritik entwaffnen werde. Die Dramatiker versprechen sich für ihre Werke nur dann Erfolg, wenn die „Première" in Berlin stattfindet. Was dort gefällt oder gefallen soll, das trägt die Zeitungsreclame bis an die Peripherie im Reich, und nach den Berliner Erfolgen, seien sie echt oder unecht, richten die Directoren in Hamburg oder Stettin genau so wie in Lüneburg oder Lodz im russischen Polen ihr Repertoire ein. Und so sehen wir denn eine Stadt, die noch niemals an der Spitze einer künstlerischen Bewegung gestanden, eine Stadt, deren Bevölkerung alles Andere, nur nicht künstlerisch gesinnt und veranlagt ist, auf einem weiten und für die Cultur

eines Landes vielleicht wichtigsten Gebiet des Kunstlebens Deutschland Gesetze vorschreiben. Berlin ist Theaterhauptstadt geworden, aus keinem anderen Grunde, als weil es die Reichshauptstadt ist.

Man verweist vielleicht auf Paris und sagt: das ist natürlich; Eins schließt das Andere in sich. Im Gegentheil, in diesem besonderen Falle hätte Eins das Andere ausschließen müssen. Die Centralisation gereicht der Kunst niemals zum Heil. Sie ist vielgliedrig, ars multiplex, sie muß sich frei regen können, nur mit sich beschäftigt, nicht mit den immer neuen politischen Ereignissen, den Moden, Sensationen und Skandalen einer großen Metropole, und sie bedarf der Stille mehr als des geräuschvollen Treibens der Boulevards und der nächtlichen Cafés. Die geschichtliche Erfahrung, das Cinquecento, die classischen Tage Weimars sollten uns belehren, daß die Kunst sich an den kleinen Höfen am wohlsten fühlt. Haben wir Neueren doch auch die stärkste Anregung in der Theaterwelt von dem Fürsten eines kleinen Thüringer Landes, von Meiningen bekommen. Auch den Franzosen hat die Centralisation der Litteratur in Paris sehr zweifelhafte Früchte gezeitigt, denn nur ihr verdanken sie den Ruf der lüderlichsten Nation der Welt; weil sich in ihren Romanen und Dramen immer und immer wieder das Leben der großstädtischen Bohème mit ihren Ehebrüchen, ihrer Demimonde und ihren Bel-Amis spiegelt, scheint es den Ausländern, als wäre Frankreich ein großes Paris, ein ungeheures Sodom, das Jehovahs Feuer je eher je lieber vom Erdboden vertilgen sollte. Und doch hat Paris ganz andere Rechte auf die theatralische Hegemonie in Frankreich, als sie Berlin in Deutschland geltend machen könnte. Denn die Franzosen sind das geborene Theatervolk. Alles wird ihnen zur Scene, zur Pose, zum pathetischen Schlagwort, zur witzigen Pointe. Sie spielen, ohne es zu wollen und ohne hinterhältige Absichten, im Leben beständig Komödie, bei jeder Handlung bestimmt sie die Rücksicht auf ein gewisses künstlerisches Arrangement, und darum ist es nicht widersinnig, daß sich Alles, was die Nation an theatralischem Können besitzt, in den Pariser Theatern concentrirt hat. Wenn das übrige Frankreich auch dabei zu kurz kam: Paris durfte bei dem künstlerischen Charakter der Franzosen, weil es die Hauptstadt des Reiches war, auch seine Kunsthauptstadt werden.

Bei den Berlinern kehrt sich das völlig um. Was sie auszeichnet, ihr strenger, nüchterner Wirklichkeitssinn, ihr vor jeder falschen Sentimentalität und jeder hohlen Phrase instinctiv zurückscheuendes gesundes Gefühl, ihr kritischer Scharfblick, ihre Kraft und ihr Wille, sich auch in den schwierigsten Situationen zu behaupten und das Schicksal zu meistern, ihr überlegener, trockener Humor — das Alles sind Eigenschaften, die man nach Gebühr hochschätzen und zu Zeiten sogar herzlich lieben kann. Noch immer denke ich mit Freuden an einen Vorfall, der sich im verflossenen Sommer in der Charlottenstraße unweit des Schauspielhauses zutrug. Einem jungen Menschen war das Rad eines Pferdebahnwagens

über den Fuß gegangen. Er stand aufrecht und krümmte sich vor Schmerzen, das Bein hoch emporgezogen. Eine Menschenmenge umgab ihn mit mitleidigen Fragen, und der erschreckte Kutscher, der den Wagen hatte halten lassen, blickte sich ängstlich nach ihm um. Der Verletzte fing den Blick auf und rief dem Besorgten zu — nicht etwa ein Schelt- oder Schimpfwort, sondern: „Ick werde det andere Mal kürzere Stiebeln anziehen." Wie viel Selbstüberwindung, wie viel Widerstandskraft und wie viel Gutmüthigkeit in dem kurzen, drolligen Wort! Aber was uns daran zum Respect zwingt und rührt, das ist nicht der Stoff, aus dem man Kunstwerke bildet und mit dem man Kunstwerke genießt. Schlachten gewinnt man mit solcher Kraft, die Strapazen eines Feldzuges, die Qualen eines Krankenlagers im Lazareth überwindet man mit diesem mannhaften Sinne. Preußen und Berlin durften nicht anders sein als sie sind, damit Königgrätz und Sedan geschlagen werden konnten, und selten hat die Weltgeschichte so nah Verwandtes zum Verwandten geführt, als da sie diesem Volke die Hohenzollern zu Herrschern und einem der verehrungswürdigsten aus ihrer Reihe einen Staatsmann wie Bismarck zum Berather gab. Kaiser Wilhelm I., sein großer Kanzler, Preußen und Berlin — darin gipfelt das neue deutsche Reich, aber an die deutsche Kunst denkt man bei diesen Namen nicht. Die gewaltigen Kräfte, die Preußen und seine Könige an die Spitze des geeinten Vaterlandes stellten, die strenge Mannszucht mit ihrem Drill und ihren Paraden, eine geniale Heerführung und eine noch genialere Diplomatie — zum Ausruhen unter Lorbeeren hatten sie keine Muße, und auf die luftigen Pfade der Phantasie durften sie sich nicht verlocken lassen. Ein einziger, der größte der Hohenzollern, ein sein ganzes Zeitalter überragender Mensch, konnte aus dem Getümmel der Schlachten und den Wirrsalen der Politik, deren vollkommenster Meister er war, zu seiner geliebten Musik flüchten und die zartesten Regungen seines Herzens der elegischen Flöte anvertrauen. Aber Friedrich der Große wurde der Welt und seinem Volke fremd und fremder, und den künstlerischen Frühlingstrieb der Nation begriff er nicht. Seine Nachfolger aber: je bravere Preußen, je tüchtigere Landesväter, je ruhmreichere Herrscher sie waren — desto fremder waren sie im Reiche der Kunst. Und wie zur Besieglung dessen, daß Preußen andere als künstlerische Aufgaben zu erfüllen hat, setzte die Geschichte, zur Warnung gleichsam, im Jahre 1840 einen Romantiker auf den Thron, der unter der Last seiner politischen Pflichten erlag. Es bedurfte des einfachen, kräftigen, ganz auf das Wirkliche gerichteten, ritterlichen Naturells seines Bruders, um Preußen seine einstige Größe zurück und allen Deutschen das Reich zu geben.

Als es erstand — wie viel erhofften einige glückliche Schwärmerseelen da auch für die Kunst! Auch sind ja nicht alle Träume zu nichte geworden. Die Architektur, die bildenden Künste bekamen zu schaffen, vollauf sogar, und einige mächtige Bauten, einige herrliche Denkmäler verdanken wir der

großen Zeit. Aber es ist nicht anders: der Geist der Uniform, aus dem sie erstanden und erstehen mußten, legt dem Maler und dem Bildhauer Fesseln an, und fügt er sich ihnen nicht, dann geräth er allzu leicht mit seinem Stoff in Conflict. Es ist selbst für den größten Genius unmöglich, sich unter einigen hundert Reiterstiefeln, Helmbüschen und Ordenssternen ein Plätzchen zu sichern, auf welchem er sich frei ergehen kann. Was uns die Musik seit 1870 Großes bescheert, war zum erheblichsten Theil vorher schon vollendet, und Bayreuth liegt in Bayern, nicht in Preußen. Nicht von einem Hohenzollern, sondern von dem jungen phantastischen Wittelsbacher, der alles Andere eher als ein zielbewußter Regent war, empfing Richard Wagner Hilfe und Rettung aus seiner materiellen und künstlerischen Noth. Und die Poesie? Wie viel Neues und Bedeutendes sie uns seit dem Kriegsjahr gegeben, das Werthvollste ist nicht dem Berliner Boden erwachsen, und nur das darf die Reichshauptstadt sich als besonderes Verdienst gutschreiben: den sogenannten Naturalismus auf dem Theater großgezüchtet und die Posaune der Reclame für seine Meister und Jünger mit einer Ausdauer und einer Lungenkraft geblasen zu haben, daß man wohl oder übel hören und das neue Evangelium auf seine Wahrhaftigkeit hin prüfen mußte.

Es hat die Prüfung nicht bestanden, wenigstens nicht, sofern es sich dabei um die Kunst handelt. Wären die Vorkämpfer der neuen Bewegung bescheidener aufgetreten, dann hätte man sich der jungen Talente, die gegen jedes Dogma und Alles, was früher gegolten, Sturm liefen, vielleicht von Anfang an aufrichtig freuen dürfen, so roh sie sich auch geberdeten. Es gab wirklich in der Roman- und Dramenlitteratur mit alten Masken gründlich aufzuräumen — die Heißsporne schafften vielleicht wie Klinger und die Seinen einem neuen Goethe Raum. Aber anstatt ihr zügelloses Vordringen gegen das „Alte" und ihre Mißachtung aller Scham und Sitte als eine jener periodisch wiederkehrenden künstlerischen Revolutionen zu würdigen, deren Fluthen zurückebben und wie die Nilwellen einen neu befruchteten Boden zurücklassen, priesen einige sonst tüchtige Männer das Allermodernste als das *einzig* Berechtigte, und von Berlin aus unternahm die naturalistische Rüpelei ihren Vernichtungszug über ganz Deutschland. Jetzt, da die Wogen sich allmählich geglättet haben, versteht man kaum mehr, was die Kritik Alles von der neuen Kunst verhieß und forderte. Die strengste Controle auf die Lebenswirklichkeit wurde Axiom. Phantasie, künstlerische Composition — über derlei antiquirte Dinge zuckte man die Achseln, und in einem Buche, das eine Art dramaturgischer Codex der „Modernen" sein wollte, wurde allen Ernstes unter Anderem, worunter sich selbstverständlich auch die Verbannung des Verses aus dem Drama befand, verlangt, ein Bühnenstück müsse sich zeitlich genau so rasch oder so langsam wie im Leben abspielen. Daß mit der Erfüllung einer so wahnwitzigen Forderung alle dramatische Kunst absterben müßte, wollte man nicht einsehen. Die Tollheit wurde zur

Methode erhoben und mit ihr ein Dogma, das engherziger und tyrannischer war als die dramaturgischen Schulformeln von Exposition, Peripetie, Katastrophe, tragischem und anderen Momenten. Wenn man die Schönheit in die Verbannung schickte, dann begriff man nicht, daß uns Menschen ein heißes Verlangen nach ihr erfüllt, daß auch die ärmste Seele das, was sie liebt und begehrt, idealisirt, und daß nicht eine graue Theorie den Schönheitstrieb in die Kunst zu Unrecht verwiesen, sondern daß von Alters her der Gestaltungstrieb die Wahrheit zur Schönheit geadelt und diesen Proceß der Erhebung des „Einzelnen zur allgemeinen Weihe" Kunst, künstlerisches Schaffen genannt hat. Es ist ein menschlicher Naturtrieb, so echt und stark wie jeder andere, und keine Doctrin schafft ihn aus der Welt. Freilich, mit dem Verstand allein sind seine Früchte nicht zu kosten und zu schätzen — sie wollen mit künstlerischen Organen, mit der Phantasie und dem Herzen begriffen und genossen sein. Das aber sind für den Nüchternen schwer controlirbare Dinge — die Wirklichkeit aber, wie sie die Oberfläche, die schmutzige Kruste unseres täglichen Lebens zeigt, die kannte man, die ließ sich durch Photographiren fixiren, auf die konnte die Probe gemacht werden, und auf diese Wirklichkeit verpflichtete die Kritik fortan die Schaffenden. Die Kritik — denn ein Künstler, einer, der auch nur über die kleinste Werkstatt eigener Erfindung verfügt, weiß, daß ein solches Verlangen Thorheit und ein directer Widerspruch mit der Kunst ist. Aber der kalte Verstand behauptete für eine Zeitlang das Feld, und der Geist des seligen Nicolai begann in Berlin zu spuken. Glücklicher Weise zieht er sich bereits langsam wieder in's Jenseits zurück. Die Eiferer wider die alte Kunst beginnen einzusehen, daß es mit der Copie des Lebens im Drama allein nicht gethan ist und daß es eine Albernheit wäre, von der Bühne und der Schauspielkunst zu verlangen, daß sie sich in jedem Detail an die Wirklichkeit halten solle. Die naturalistischen Autoren, deren bedeutendster, Hauptmann, eine ungemeine Fähigkeit der Beobachtung und der Wiedergabe charakteristischer Einzelzüge besitzt, haben dem geliebten Dogma untreu werden und die Symbolik der freien, neu gestaltenden Kunst in ihre Wirklichkeitswelt hineinschmuggeln müssen, wenn sie sich nicht die Hände binden und sich lahm legen lassen wollten. Keine Kritik der Welt vermöchte die Verse der Engel im „Hannele", die Erscheinung des schwarzen Todesjünglings mit dem umflorten Schwert, Hanneles Sprache und die Sprache ihrer übrigen Traumgestalten aus der naturalistischen Doctrin zu erklären und zu rechtfertigen. Der Versuch, ein Drama Schillers, „Kabale und Liebe", das die Modernen gern citiren um ihre Theorie zu stützen, im modernen Conversationston herunterzuspielen, ist im Deutschen Theater kläglich gescheitert: natürlich, denn eben dies merkwürdige Stück, ein Bühnenwerk allerersten Ranges, wird bei aller rücksichtslosen Wahrhaftigkeit doch von dem rauschenden und berauschenden Strom der Schiller'schen Rede über das Niveau des Tages hinaus in eine Höhe ge-

hoben, in die nur die Kunst, nicht der dürre Verstand mit seiner ledernen Weisheit dringt. Der Versuch wurde denn auch allgemein verurtheilt, und unter denen, die es thaten, befanden sich viele Zauberlehrlinge, die den trocknen naturalistischen Besen auf die Beine gebracht hatten, und die nun plötzlich inne wurden, daß er mit seinen Güssen das ganze deutsche Theater ruiniren müßte. Ganz zu bannen vermöchte ihn freilich nur ein Meister, auf den wir immer noch warten. Zu bessern, zu reinigen und aufzubauen würde er in Fülle finden, denn Verirrung genug ist aus der gefährlichen, allen Halbgebildeten, allen unkünstlerisch Empfindenden so plausiblen Lehre erwachsen. An die Stelle des Dramas, eines in sich gefestigten Ganzen, haben die Modernen, die sich von ihr in's Schlepptau nehmen ließen, Scenenconglomerate gesetzt. Wie viel Kraft und Leben in ihnen wohnen mag, dramatische Kunstwerke sind es nicht. Und doch ist die dramatische Grundform, die tausend und abertausend Spielarten zuläßt, genau so wie der menschliche Organismus, aus natürlichen Bedürfnissen entstanden, die allerorten die nämlichen sind. Wie verschieden die Züge, die sie in Griechenland, in Indien, in England, Frankreich und Deutschland angenommen — in allen dramatischen Kunstwerken bis auf den heutigen Tag schaffen die Charaktere die Handlung, deren einzelne Glieder sich zum Ring schließen, wachsend, ansteigend, mit dem Ende in den Anfang zurücklaufend und so die Bahn erfüllend, die ihr schon in ihren ersten Stadien gewiesen war. Und jetzt? Einen geschmeidigen, schönen Marmorleib hat die neue Lehre zertrümmert und ein unzusammenhängendes Gemisch von Gliedmaßen an seine Stelle gesetzt. Was Kunst daran ist, ist es nicht dank ihr, sondern trotz ihrer.

Wie das Positiv zum Negativ verhält sich diese Lieblingslitteratur der Berliner Presse, oder doch ihres größeren oder lauteren Theils, zu der Durchschnittskritik der Reichshauptstadt. Viel gute Beobachtung, viel Schärfe, viel Wirklichkeitssinn und Nüchternheit — wenig Phantasie und künstlerisch entgegenkommendes Anempfinden, wenig Liebe und Wohlwollen. Die aber bedarf die Kunst und der Künstler, und die schließen die sachlichste Strenge des Urtheils nicht aus. Auch eine gute Kunstkritik muß einen productiven Charakter tragen — mit dem bloßen Absprechen ist es nicht gethan. Und nun suche man in den Berliner Zeitungen darnach. Viel Schlechtes und Unbildsames mögen sie schonungslos zu verurtheilen ein Recht haben — aber hoffnungsreiche Keime zu pflegen, einen Autor, einen Schauspieler auf den richtigen Weg zu weisen, sollte die schönste Aufgabe der Kritik sein, und wie selten findet man sie erfüllt. Dabei soll von der höheren Forderung, daß (wie Hebbel es Schiller in einem schönen Distichon nachrühmte) die Kunstrichter das Gesetz, das sie geben, gleich auch im Geben, d. h. in der künstlerischen Darstellung erfüllen sollten, gar nicht einmal die Rede sein, denn nach solchen seltenen Vögeln sucht man fast im ganzen Deutschland vergebens. Sicherlich sind auch die Kritiker, die den Dramatikern und den Darstellern nützliche Fingerzeige zu geben vermögen, überall und nicht nur

in Berlin Ausnahmen. Das soll nicht in Abrede gestellt werden, aber darauf kommt es hier gar nicht an. Nur dagegen protestiren Alle, die sich ein selbstständiges Urtheil in künstlerischen Dingen bewahrt haben, daß Publicum und Presse an der Spree das Recht des höchsten Richterspruchs für sich verlangen, und daß die Provinz das Orakel, das von dort ausgeht, gedankenlos nachbetet. Ist an und für sich schon jede Centralisation der Kunst vom Uebel, dann ist sie es in einer Stadt ohne künstlerische Physiognomie und ohne künstlerische Seele vollends. Wenn München, Dresden oder Stuttgart mit solchen Prätensionen aufträten, würde man darüber lachen, und doch hätten sie kein geringeres Recht für sich geltend zu machen als Berlin — im Gegentheil.

Denn Eins kommt hinzu, um einen Jeden, der es ernst mit der Kunst meint, lebhaft wünschen zu lassen, daß die bedenkliche Concentrirung der Kunst- und Theaterinteressen, die sich in Berlin anbahnt, keine weiteren Fortschritte mache: seine rapide Entwickelung zur Millionenstadt. Die Berliner Journalisten könnten sich darauf berufen, daß die Hetzjagd des großstädtischen Lebens ihnen schlechterdings keine Zeit lasse, ihre Aufgabe zu vertiefen. Von einem Theater zum anderen, vom Opernhaus in den Concertsaal, womöglich noch in einen zweiten und dritten — wo soll sich da Muße finden? wie kann da ein jedes Kunstwerk, ein jeder Künstler zu dem Recht kommen, das sie fordern dürften? Eile um jeden Preis! Womöglich schon für den nächsten Tag muß die Recension fertig sein, und daneben hat der Kritiker noch unter anderem Namen, einer Chiffre oder ohne jedes Abzeichen für zehn oder zwanzig Blätter in der Provinz zu correspondiren. Das einmalige Anschauen eines neuen Schauspiels, das erste Hören einer Oper, eines Oratoriums, einer Symphonie, und das Votum wird abgegeben. Ob etwa Kleists „Prinz von Homburg“ oder Grillparzers „Traum ein Leben“, wenn sie jetzt plötzlich erschienen, Allen unbekannt, Gnade vor den Augen dieser Nachrichter finden würden? Auch der gewandteste fa presto im Kritisiren würde ihnen wahrscheinlich bitter Unrecht thun, denn ein Bühneneindruck erschöpft die Bedeutung eines Dramas nicht entfernt, und wer dränge bei der flüchtigen Bekanntschaft mit ihnen im Theater in die Tiefe dieser wunderbaren Dichtungen? Ihre Ueberbürdung gäbe ja nun allerdings den Zeitungskritikern einen gewissen Anspruch auf Entschuldigung, aber die Ueberlast, die ihnen in der Großstadt von selbst erwächst, spricht doch eben nur dafür, daß die Riesencentren selten oder nie die richtigen Pflegestätten der Kunst sind. Was aber die Kunstrichter verderbt, verderbt auch das Publicum. In dem unablässigen Gerassel der Droschken, der Linienwagen, dem Pfeifen und Lärmen der Eisenbahnen, den tausenderlei Lockungen der neuesten Sensationen können nur Nerven, die Ankertauen gleichen, Stand halten, und solche Nerven wissen von den zarteren künstlerischen Erregungen Nichts. Die feinsten Blüthen der Seele müssen in dem Gewühl der Millionen absterben. Wenn der Mann Mittags seine

Familie nicht sehen kann, weil das Geschäft ihn hindert, wenn er Abends ermüdet heimkehrt, in begreiflicher Unlust das Haus nochmals zu verlassen, um ein Theater oder ein Concert zu besuchen; wenn er des regelmäßigen Verkehrs mit den Freunden, des Austausches mit Gleichstrebenden entbehren muß — wie viel geht ihm da verloren! Nur das, was gerade von der Mode angepriesen wird, erregt seine Aufmerksamkeit — alles Andere, und wie oft das Bessere und Beste, entgeht ihm. Das ist nun nicht anders. Viele kranken unter diesem unermüdlichen Zwang dahin, Andere, glückliche Naturen, leben mitten in der Unruhe wie auf einem Stückchen Inselland, unberührt in gesunder Naivetät weiter, wohl auch einige Dichter, die sich hermetisch gegen die Außenwelt absperren. Viele ihrer Genossen aber haben Berlin den Rücken gekehrt, um seines besonderen und des allgemeinen Charakters der Großstadt willen; ihre Kunst gedeiht dort nicht. Und es brauchen nicht nur Poeten zu sein, die des Treibens müde werden. Es giebt ja leider gegen die Uebel des modernen Lebens mit seiner bedrohlich um sich greifenden Nervosität keine Rousseau'sche Radicalcur. Aber man begreift doch, daß sich gegen den krankhaften Drang nach dem großen Tretrad eine Reaction zu regen beginnt. Fin de siècle, décadence — wie widerlich klingt das den Ohren! Als das vorige Jahrhundert zur Neige ging, legten sich Goethe und Schiller die Frage vor, ob das neue mit 1800 oder 1801 beginne. Und wir Modernen kokettiren mit den angeblichen Abzeichen der Wende des Säculums schon zehn Jahre vor seinem Ende. Man muß sich die ganze Narrheit dieses geistigen Gigerlthums vor Augen halten, um den ergrimmten Rufer im Bremer Rathskeller zu verstehen. Es scheint wirklich, als hätte er nicht so ganz Unrecht, wenn er die Großstädter als Menschen dritter oder vierter Ordnung betrachtet wissen will.

Ein Schlagwort — weiter ist es ja Nichts; und Schlagwörter übertreiben immer. Vielleicht aber bringt man mit solch' einem Schlagwort das Reich, die Provinz dazu, sich auf ihre Rechte zu besinnen und ihr künstlerisches Urtheil nicht von der Berliner Presse knebeln zu lassen. Ich weiß, wie mancher tüchtige Mann in Berlin ein gewichtiges Wort in den Fragen der Kunst redet und reden darf, aber ich weiß auch aus Erfahrung, daß im Durchschnitt das künstlerische Urtheil in den Mittelstädten, daß insbesondere die Theaterkritik dort eine ungleich ernstere, gründlichere und besonnenere ist. Der Geschmack des Berliner Publicums verpflichtet Andere genau so wenig wie das Urtheil seiner Kritik. Manches, was den Berlinern gefallen, hat im übrigen Deutschland nicht bestehen können, und die Hauptstadt kennt ihre Localerfolge so gut wie irgend eine bescheidene Stadt an der Elbe oder am Main. Ich habe auf meinen Vortragsreisen zahlreiche große und kleine Städte im Reich kennen gelernt, aber mehr Bildung, mehr Sammlung und Begeisterungsfähigkeit als in einer Bevölkerung, die zwischen zwanzig- und zweihunderttausend Einwohnern schwankt, habe ich auch in den Riesenstädten selten gefunden. Die Liebe zur eignen Vaterstadt soll

mich nicht verblenden, aber ich wüßte wirklich nicht, was das Urtheil der Berliner vor dem der Bremer voraus hätte. Für eine Handelsstadt sind wir geistig regsam und thätig genug. Manches Werk, das sich auf dem litterarischen Markt mit Ehren behauptet, giebt davon Kunde. Zu einem gelegentlichen Ausflug in die Reichshauptstadt bleibt immer Zeit, und ab und an erfrischt mich ihr Brausen. Aber es lebt sich schöner in den Gärten, in die unsre Vorstädte gebettet sind. Die Mediceer zwar sind aus Kaufleuten Fürsten geworden, aber zu einem Florenz hat Bremen es trotzdem noch weit, und es fällt Keinem unter uns ein, der Welt künstlerische Gesetze vorzuschreiben. Der Gedanke wäre auch gar zu toll! Aber auch von Anderen lassen wir uns nicht commandiren, und ich sehe nicht ein, warum man es anderorten im Reich nicht ebenso machen sollte. Das Reich gegen Berlin — sofern es die Kunst gilt! Das ist keine Parole zur Befriedigung kleinlicher Eitelkeiten. Befolgt man sie, dann dient man der Kunst und bewahrt sie vor einseitiger Ausbildung, die stets zur Verkümmerung wird. Die großen Zeitungen im Reich mögen sie immer auf's Neue wiederholen, und mit den Theaterdirectionen wird sich das Publicum nach und nach von dem gefährlichen Einfluß befreien. In der Politik regt sich ja die befremdliche Tendenz, die Kleinstaaten gegen Preußen auszuspielen, und ein Wort Bismarcks an den Abgesandten von Lippe-Detmold: er sei enttäuscht, daß die in der Minorität verbliebenen Mitglieder des Bundesrathes ihre Rechte im Reichstag nicht verträten, trägt plötzlich böse Frucht. Ich könnte mir nun, soweit mir ein Urtheil darüber zusteht, nichts Unglücklicheres denken, als wenn die Einzelregierungen Deutschland gegen Preußen vertheidigen zu müssen glaubten. Nein, das große, starke, prächtige Berlin ist der natürliche Mittelpunkt des Reichs, das uns die glorreiche Politik der Hohenzollern geschaffen, und wird es bleiben. Aber in der Kunstwelt möge und muß Deutschland thun, was im Leben der Staaten unter einander sein Verderben sein würde.

Und gerade jetzt, je früher, desto besser, denn zu den alten Gefahren ist eine neue gekommen, seit Kaiser Wilhelm der Zweite sein Machtwort auch im Kunststaate spricht: eine bei den Hohenzollern ganz neue, unerwartete Erscheinung. Friedrich der Große zwar ist ihm in seiner genialen Tyrannenart, unter ganz anderen politischen Verhältnissen freilich, darin scheinbar vorangegangen. Er ließ die contractbrüchige Signora Barberina unter militärischer Bedeckung aus Italien nach Berlin holen, schrieb zu Gunsten der Tänzerin Mlle. Cochois Theaterkritiken, prüfte die Sängerin Mara und intervenirte im Interesse der in Halle spielenden Komödianten gegen die dortigen theologischen Zeloten. Das that er theils kraft seines Monarchenrechts, theils als Privatmann, aber er versuchte niemals, sein persönliches Urtheil Anderen aufzudrängen, und gar seine eigenen künstlerischen Schöpfungen, seine Flötensonaten, die die Kritik nicht im Mindesten zu scheuen hatten, theilte er nur den nächsten seiner musikalischen Freunde mit.

Dabei blieb es. Kaiser Wilhelm aber geht weiter. Mit der ihm eigenen frischen und wagemuthigen Selbstständigkeit begiebt er sich mit einer Composition, von der ihm anscheinend nur die Oberstimme gehört, mitten in die dichteste Oeffentlichkeit; er überschüttet, um ihres patriotischen Inhalts willen, einige künstlerisch schwache Schauspiele mit seinem Beifall; er zeichnet eine zurückgewiesene Malerin aus und fällt über Meister Wallots Reichsbau, die Bewunderung der Männer von Fach, einen herben Spruch. Es ist des Kaisers Sache, sich mit den Widersprüchen, die seine Entscheidungen nun schon des Oefteren hervorgerufen, und die ihm nicht verborgen geblieben sein können, abzufinden, aber es ist Sache des Volkes, sich zu hüten, daß der Geschmack des Monarchen, sei er auch der beste, das allgemeine Kunstgefühl beeinflusse. Nicht immer besteht der Männerstolz vor Königsthronen. Als Mitglied einer Jury hat schon mancher gute Unterthan, ganz im Gegensatz zu Posa, beschlossen, ein Thor lieber als ein Verbrecher von des Herrschers Augen zu gehen, und aus Furcht, die Majestät zu beleidigen, seine Ueberzeugung niederzuschlucken. Es thut an sich wohl, zu sehen, daß der junge Kaiser auch da wie überall eine ganze Persönlichkeit ist, die Blut und Urtheil nicht zu trennen vermag, aber die ästhetische Freude an seiner stolz und kühn zugreifenden Art darf uns gegen die Gefahren, die für die Nation damit verknüpft sind, nicht verblenden. Höher als das künstlerische Urtheil des Monarchen, auch des begabtesten und weitsichtigsten, steht das der Bevölkerung, in deren Mitte er lebt, und die ein Recht hat, das auszuzeichnen und zu wählen, was *ihr* gefällt; über dem Votum der Residenz steht das des Landes, über dem des Bundesstaats das des ganzen deutschen Volks. Die Uniform verbleibe dem Heer — die Kunst will Freiheit und Mannichfaltigkeit. Noch erwarten wir von dem Kaiser und den jugendlichen Sprossen seines Hauses viel für Deutschlands Größe, aber der Poesie, der Musik, den bildenden Künsten können selbst die Hohenzollern keine Gesetze vorschreiben. Möchten alle Berufenen das Ihre thun, die Losung weiter zu geben. Keine dynastische, keine Berliner, keine preußische, sondern eine deutsche Kunst für Deutschland! Berlin die Reichshauptstadt, aber die Kunsthauptstadt — nein!

Moderne Diphtherieschutz-Bestrebungen.

Von

L. Fürst.

— Berlin. —

Unter denjenigen Krankheiten, welche in den Kreis der Familie das schwerste Unglück bringen, indem sie Jahr aus, Jahr ein ihre Opfer aus der Kinderwelt holen, nimmt die Diphtherie eine der ersten Stellen ein. Weder Reichthum noch aller Comfort des Lebens schützt vor diesem tückischen Feinde, der an den Pforten des Palastes ebenso wenig Halt macht, wie an der Thür der ärmlichen Arbeiterwohnung. Jählings, der Familie völlig unerwartet, befällt sie Eines oder Einige aus der Schaar der kleinen Lieblinge, welche selbst im ärmsten Hause oft die ganze Freude und das höchste Glück bilden. Wo noch eben ungetrübter Frohsinn herrschte, muß sich nur zu oft binnen wenigen Tagen eines der jungen Menschenkinder dem grausigen Zuge des Todes anschließen — auf Nimmerwiedersehen. —

Wohl ist gegenwärtig diese traurige Prognose der Diphtherie schon besser, der Diphtherieschutz vollkommener und zuverlässiger geworden, da wir in der von Löffler, dem Entdecker des Diphtheriebacillus, angegebenen Mischung ein sicher pilztödtendes Pinselmittel besitzen. Wohl erfreuen wir uns der durch Behring entdeckten Heilserum-Einspritzung, welche häufig nicht nur in den Anfangsstadien der Krankheit lebensrettend wirkt, sondern auch eine ganz neue Art von Diphtherieschutz bildet, der für die gefährdete Umgebung des erkrankten Kindes nicht geringen Werth besitzt.

Mit dieser epochemachenden Erfindung eines Verfahrens, welches Gesunde immunisiren kann, hat aber die Sterblichkeit Diphtheriekranker noch nicht aufgehört; sie ist nur geringer geworden. Daß bei Weitem nicht jedes

Kind durch das Heilserum gerettet werden kann, rührt hauptsächlich davon her, daß eine Anzahl Kinder erst am dritten Tage nach der Erkrankung dem Arzt zu Gesicht kommen, in einem Stadium, in welchem es sich bereits nicht mehr um ein rein örtliches Leiden handelt, sondern um eine Infection des ganzen Organismus. Sodann aber darf man nicht vergessen, daß bei der Ansteckung nicht blos die Diphtheriebacillen, sondern auch die Eiterkokken eine Rolle spielen, aber nur gegen das von Ersteren producirte Gift das Behring'sche Antitoxin wirken kann, während es gegen die höchst gefährlichen Eiterkokken unwirksam ist. Schließlich sind wir, trotz des Heilserums, so gut wie machtlos gegen den Uebergang diphtheritischer Processe auf die Luftröhren und die Lunge, auf Nieren und Herz, ganz abgesehen von der selbst nach erfolgter Einspritzung noch drohenden Gefahr des Kehlkopfverschlusses durch Membranen, eine Gefahr, die sogar durch den Luftröhrenschnitt nicht immer abzuwenden ist.

So stehen wir einerseits staunend, bewundernd, froh bewegt vor der großen Errungenschaft menschlichen Scharfsinnes und Fleißes, glücklich, eine Waffe gegen das bisher allen Heilversuchen trotzende Leiden zu besitzen, andererseits aber verschließen wir uns nicht der Thatsache, daß auch das Heilserum keine Panacee, kein unbedingtes Schutzmittel ist und sein kann. Vorläufig wenigstens thut man gut, zu hochfliegende Erwartungen auf das Maß, in dem sie sich wirklich bewähren können, zurückzuführen und übertriebenen Hoffnungen die bescheidenen Thatsachen nüchtern gegenüberzustellen.

Von dem Glück, jedes Kind vor Diphtherie schützen, jedes Kind erretten zu können, sind wir leider noch weit entfernt. Es liegt etwas entsetzlich Unheimliches in der ganzen Art des Auftretens jener Krankheit, wiewohl ihr Wesen uns jetzt nicht mehr unklar ist, seitdem wir den Erreger der Diphtherie kennen. Unheimlich ist die Plötzlichkeit ihres Angriffes geblieben und zwar um so mehr, als die Angehörigen in vielen Fällen keine Ahnung haben, auf welchem Wege der Ansteckungsstoff in den Familienkreis eingedrungen ist. Wir wissen nur, daß die Bacillen durch die Athmung auf die feinste Schleimhaut der Nase, des Halses, der Mandeln gelangen und von dort aus ihr Zerstörungswerk entwickeln. Wir wissen aber nicht, wie wir das Kind davor schützen sollen, daß es jene verderblichen Organismen, die in der Luft schweben, einathmet.

Leider entgeht der Beginn der Erkrankung, die anfangs als harmloser Nasen- oder Rachenkatarrh auftreten kann, oft der Beobachtung, und darum unterbleibt oft die sogenannte Frühdiagnose. Was hilft es, dann — zu spät — alle Möglichkeiten grübelnd zu erwägen, wie das Contagium sich Eingang verschaffen, wie es das Kind befallen konnte. Es ist eben da, ehe man es ahnt. Wie „sich die Sorge durch's Schlüsselloch schleicht", so auch scheint der Löffler'sche Diphtheriebacillus, begleitet von anderen Krankheitserregern, durch die unscheinbarste Lücke in der Schleimhaut des Kindes sich

einzuschleichen, zum Theil auf verborgensten Wegen in die Gewebe zu dringen, um alsbald in Form schwerer Gifte (Toxine) in dem Körper des Kindes sein Zerstörungswerk zu beginnen, das leider allzu häufig mit dem Untergange des Organismus endet.

Es gilt also, den Kampf gegen diese kleinsten Krankheitserreger aufzunehmen, ehe sie, für unsere Mittel unerreichbar, von der Oberfläche der Schleimhaut in die Tiefe gedrungen sind und Zeit gefunden haben, Toxine zu bilden.

Diesen Kampf kann nur das Publicum ausfechten; nicht dem Arzt, sondern den Eltern fällt die Aufgabe der Krankheitsverhütung, des Diphtherieschutzes zu.

Nicht jedes Elternpaar nimmt den Verlust eines Kindes, der sich hätte vermeiden lassen, mit jenen stoischen, philosophischen Tröstungsworten des Ossian hin: „Happy are who fell in her youth.“ Die Meisten können kaum oder nie das Ereigniß verschmerzen.

Nun sollte man glauben, daß diese allen Familien — Hoch und Niedrig — beständig drohende Gefahr auch Alle anspornen müßte, die Kinder nach besten Kräften vor frühzeitigem Untergange zu schützen. Man sollte meinen, der Arme, der noch nicht völlig in stumpfer Gleichgiltigkeit untergegangen ist, müßte ebenso wie der Begüterte das gleiche Interesse haben, mit allen nur zu Gebote stehenden Mitteln seinen Kindern einen ununterbrochenen und möglichst zuverlässigen Diphtherieschutz zu verschaffen. Es ist zwar unglaublich, aber von solchen Schutzmaßregeln, die Jahr aus, Jahr ein täglich angewandt werden, ist nur in verschwindend wenigen Familien die Rede. Gerade die glänzenden, bestechenden Erfolge der Serumtherapie lassen fürchten, daß bezüglich der Prophylaxe, der Vorsichtsmaßregeln eher eine Sorglosigkeit und Nachlässigkeit Platz greifen wird.

So lange keine Gefahr ist, leichtsinnige Gleichgiltigkeit, die Alles einem glücklichen Zufall oder „dem lieben Gott“ überläßt, sobald aber eine Erkrankung da ist, die unsinnigste Aufregung und Kopflosigkeit, maßlose Angst und tiefe Niedergeschlagenheit — zwischen diesen beiden Extremen schwankt die menschliche Gesellschaft in allen ihren Klassen. Leider bietet selbst die Plutokratie und bieten Diejenigen, welche als die besten, vornehmsten Elemente gelten, in dieser Beziehung ein recht trauriges Bild, das im Gegensatze zu der sonstigen angeblichen Bildung steht. Von dem schlichten Arbeiter, der sich im Schweiße seines Angesichts um das tägliche Brot abmüht, kann man im Grunde kaum verlangen, daß er für die modernen Begriffe der Infection und Desinfection, der Sepsis und Asepsis Verständniß hat. Aber die gut Situirten, die täglich ihre Blätter lesen und aus der Tagespresse oft mehr „Belehrung“ schöpfen, als dem verständigen Arzt lieb ist, diese müßten doch mit besserem Beispiele vorangehen, indem sie die einfachsten Maßregeln der Hygiene und Prophylaxe wenigstens im Kreise der Ihrigen täglich und regelmäßig durchführen. Man forsche doch ein-

mal genauer nach, wie Viele — oder richtiger wie Wenige — dies thun. Man wird sich überzeugen, daß die überwiegende Mehrzahl in den Tag hinein lebt, für Luxus, Diners, Reisen, Bälle und Toiletten Zeit, Sinn und Verständniß, aber von einem rationellen Diphtherieschutz der eigenen Kinder keine Ahnung hat.

Unserer Zeit waren große Reformen auf diesem Gebiete vorbehalten. Aus dem Kreise der Bacteriologen sind die in mühevoller Arbeit als reife Frucht gewonnenen Bestrebungen aufgetaucht, welche als letztes Endziel eine Schutzimpfung gegen Diphtherie und eine rasche Unterdrückung der einmal ausgebrochenen Krankheit anstreben. Diesen theils prophylaktischen, theils therapeutischen Bestrebungen, deren Erfolg wohl zu erhoffen ist, kann man nur mit vollster Sympathie gegenüberstehen.

Robert Koch und seine Schüler, besonders Behring, welcher sich um die Schaffung des Diphtherie-Heilserums und um die Begründung der sogenannten Serum-Therapie hohe Verdienste erworben hat, ist es ebenso wie — unabhängig von ihm — Roux in Paris gelungen, dies neue Gebiet, eine vollständige terra incognita, in vorsichtig langsam vorgehender Arbeit zu erschließen. Schritt für Schritt folgte nach logischen Schlüssen. Ein Fuß wurde nicht eher weitergesetzt, als bis der andere auf zweifellosen Thatsachen einen festen, sicheren Stand gewonnen hatte. Der Gedanke, das Blutserum künstlich inficirter und immun gemachter Thiere dem Kinde durch Einspritzen unter die Haut einzuverleiben, in genau berechneter Dosis auf diese Weise gesunde, aber gefährdete Kinder zu schützen, bereits angesteckte zu heilen, durch das Gegengift (Antitoxin) das Gift abzuschwächen und niederzukämpfen, die Gewebe des Körpers widerstandsfähig zu machen — dieser Gedanke ist ein großartiger. Ist er doch eigentlich die Grundlage eines ganz neuen Behandlungssystems, das nur ganz äußerlich an das „Similia similibus“ der Homöopathie erinnert, in Wirklichkeit aber etwas völlig Originelles ist. Die Entdeckung eröffnet uns eine so bedeutende Perspective auf die Zukunft der Diphtheriebehandlung, daß wir der weiteren Entwicklung dieser Lehre und dem Resultate fortgesetzter klinischer Versuche mit begreiflicher Spannung entgegensehen. Schon sind diese sehr günstig und ermuthigend. Sie gestatten die Annahme, daß es dem Arzte, wenn er in der Lage ist, das Mittel frühzeitig, d. h. am 1. bis 2. Krankheitstage, anzuwenden, gelingen wird, begonnene Diphtherie zu heilen, mindestens aber ihr einen leichteren Verlauf zu sichern. Ja, wir dürfen hoffen, daß im Laufe der Zeit eine der Pockenimpfung analoge, auf Jahre hinaus wirksame Diphtherie-Schutzimpfung aus diesen Forschungen hervorgehen wird.

Allein so sehnsüchtig Eltern diesen Zeitpunkt herbeiwünschen mögen, so ist doch diese praktische Verwendung noch nicht in nächster Aussicht. Vorläufig gewährt die Impfung Gesunder mit Heilserum nur für einige Wochen Schutz. Sie muß alsdann wiederholt werden. Aus der unglück-

lichen Ueberstürzung, den voreiligen, übertriebenen Erwartungen, die noch vom Tuberkulin her in frischer Erinnerung sind, aus der einem zu hochgespannten, übermäßig enthusiastischen Rausche folgenden ebenso übertriebenen Ernüchterung hat man eine weise Lehre gezogen. Nicht etwa die der Enttäuschung und Entmuthigung. Nein, man entschloß sich vielmehr, in ähnlichem Falle ein Mittel nicht eher dem allgemeinen Gebrauche zu übergeben, als bis es klinisch genügend bewährt und gesichert ist. Man wünschte der Welt nicht zum zweiten Mal das Schauspiel zu bieten, daß Aerzte und Laien eine neue Heilmethode erst in den Himmel erheben und in bacchantischem Taumel feiern, um sie dann fallen zu lassen. Was jetzt gebaut wird, soll nicht mehr umzustürzen sein; was in mühsamer Laboratoriums-Arbeit erobert wurde, sollte eine sichere Eroberung bilden. Vergessen wir nicht, daß die ganze neue Lehre noch in ihren ersten Stadien begriffen, noch Gegenstand ärztlicher Versuche ist, aber allerdings die ersten principiellen Schritte auf einem bisher unbetretenen Wege darstellt, der zu dem Ziele führen soll, Krankheiten durch ihr eigenes Gift zu heilen und zu tilgen.

Schon hat der Staat die Methode durch Aufnahme des Heilserums in die Apotheke sanctionirt; schon üben die Anwendung desselben die Kliniken der civilisirten Welt zu Heilzwecken. Aber auch zu Schutzzwecken findet das Mittel bereits mehr und mehr Eingang. Wie die Dinge jetzt liegen, wird man es zunächst bei direct gefährdeten Individuen anwenden, also bei Pflegerinnen, bei Angehörigen und Geschwistern erkrankter Kinder, bei noch gesunden Schülern einer inficirten Klasse.

Als allgemeine Schutzmaßregel ist die Serum-Einspritzung bei dem jetzigen Stande der Frage noch nicht in Betracht zu ziehen; der Schutz würde zu kurz dauern, die Impfung zu oft wiederholt werden müssen, dies aber nicht ohne Nachtheile sein. Einen allgemein einführbaren Diphtherieschutz besitzen wir also im Serum z. B. noch nicht; es kann also alle sonstigen Schutzmaßregeln in dieser Hinsicht noch nicht ersetzen.

Wir müssen mit dem thatsächlichen, gegenwärtig durchführbaren Diphtherieschutz rechnen, bis sich vielleicht die Serum-Therapie noch weiter entwickelt hat. Unsere Pflicht ist es also, diejenigen Maßregeln — trotz der Serum-Behandlung — nicht zu vernachlässigen, welche augenblicklich geboten sind, um die Kinder überhaupt vor Infection zu bewahren. Wir sollen diese Jahr aus, Jahr ein in der ganzen Kindheit davor schützen, daß sie in einen gefährdeten Zustand kommen; die Möglichkeit einer Diphtherie-Ansteckung thunlichst auszuschließen, ist unsere Aufgabe.

Diese können wir aber — ungeachtet der Serum-Schutzimpfung für Gefährdete — den weiteren Kreisen des Publicums, der Kinderwelt im Allgemeinen nur bieten durch örtliche Antiseptik und Aseptik. Mit

anderen Worten: Gelingt es uns, die oberen Luftwege des Kindes thunlichst keimfrei zu halten, so haben wir darin den sichersten Diphtherieschutz. Keimfrei ist aber im Sinne des praktischen Arztes etwas Anderes, als in der Sprache des Bacteriologen. Dieser verlangt die Abtödtung aller entwickelungsfähigen Keime; wir begnügen uns damit, wenn krankheitserregende Keime abgeschwächt, in ihrer Vermehrung behindert, womöglich abgetödtet werden. Wir wollen und können die Luftwege nicht von allen Bacterien und Kokken befreien, aber den Löffler'schen Diphtherie-Bacillus, die Eiterkokken und anderer Mikroparasiten von ernsterer Bedeutung müssen wir zu tilgen suchen.

Die heutige wissenschaftliche Welt zweifelt nicht mehr daran, daß der Löffler'sche Bacillus der Erreger der Diphtherie ist, daß die von ihm gebildeten Toxine, indem sie in Blut- und Lymphebahnen weitergeführt werden, die Lebensgefahr der Krankheit bedingen. Wir wissen jetzt, daß diese noch erhöht wird, wenn eine Mischinfection besteht, also z. B. neben den Diphtherie-Bacillen Eiterkokken in die Säftemasse und in die Gewebe eindringen, was gerade bei Diphtherie sehr häufig der Fall ist. Viele Kinder erliegen weniger dieser Krankheit, als einer mit ihr verbundenen Eitervergiftung oder Blutzersetzung (Sepsis).

Es wäre völlig verkehrt und übereilt, ja geradezu ein verhängnißvoller Fehler, wollte man neben der Serumbehandlung, welche dem im Körper kreisenden Gift ein Gegengift bietet, die örtliche Behandlung durch keimentfernende oder keimzerstörende Mittel unterlassen. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo wir uns mit der Einspritzung des Antitoxin unter die Haut begnügen dürfen. Zur örtlichen Desinfection sind aber gerade in neuerer Zeit verschiedene Vorschläge gemacht worden: so daß das Publicum durch dieselben mehr verwirrt als aufgeklärt wird. Fragen wir uns deshalb, ob sie geeignet sind, den Zweck zu erfüllen.

Man hat vorgeschlagen, die Schleimhaut der Mund- und Nasenhöhle — so zu sagen — auf trockenem Wege zu desinficiren, indem man gewisse Stoffe mit leicht antiseptischen Eigenschaften dem Kinde in Form von Kügelchen, Granules oder Tabletten reicht. Die darin enthaltenen Stoffe, wie Menthol, Thymol, Saccharin u. s. w. sind in der geringen Dosis für das Kind nicht gefährlich. Sie sollen, indem sich das Bonbon (ich wähle diese Bezeichnung nur der Kürze wegen) im Mundspeichel löst, allmählich diesen durchtränken. Auf diese Weise sollen alle Theile der Mund- und Rachenschleimhaut so desinficirt werden, daß sich Diphtheriekeime daselbst nicht weiter entwickeln können. Man hat sogar „Kau-Pastillen“ hergestellt, welche den Austritt der antiseptischen Stoffe noch langsamer erfolgen lassen sollen. Durch die Kaubewegung, welche der zähe, unlösliche Körper des „Bonbon“ nöthig macht, wird die Speichelabsonderung vermehrt und der angeblich nunmehr antiseptische Speichel beim Schlingacte gegen die Mandeln gedrückt.

Die Idee ist also, die Mundhöhle mit einer Lösung keimtilgender Mittel im Speichel zu durchtränken und sie zu desinficiren. Man erwartet, daß dies auch mit jenen Gebieten des Schlundes geschieht, an denen der verschluckte Speichel vorbeigleitet. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß diese Methoden unpraktisch und ungenügend sind. Das kleine Kind hält derartige Dinge nicht lange im Munde, wenn sie ihm nicht besonders gut schmecken — und der Geschmack der Antiseptica dringt doch trotz des Saccharins durch; es spuckt sie aus oder schluckt sie hinunter. Das größere Kind wird dies, wenn es wohlerzogen ist, vielleicht nicht thun. Ferner ist das ständige Verschlucken des mit antiseptischen Stoffen imprägnirten Speichels für Magen und Darm nicht unbedenklich, zumal bei kleinen Kindern, keinesfalls aber kann es „sogar gesund und heilsam sein", wie behauptet wird. Die Stoffe sollen ja eben nicht indifferent sein, sondern im Munde keimtödtend wirken, sind aber dann für die Verdauungswege kein so harmloses Desinfectionsmittel.

Ob diese Methode der „trockenen" Mundhöhlen-Desinfection wirklich den Diphtheriebacillus abtödten kann, ist mehr als fraglich, ja bei der schwachen Dosirung nicht anzunehmen. Im günstigsten Falle wird er zeitweise abgeschwächt, bleibt aber in der Mundhöhle, wenn er nicht mit dem Speichel verschluckt wird. Die sehr häufigen Ansiedelungen des Bacillus in der Nasenhöhle und dem Nasenrachenraum, die oft der Ausgangspunkt von Diphtherie sind, werden von solchen Mitteln überhaupt nicht getroffen. Daß die nur abgeschwächten Bacillen aber ihre volle Lebensfähigkeit wieder erlangen können, ist nicht zu bezweifeln.

Gegenüber diesem, meiner Ueberzeugung nach, unzulänglichen Verfahren, das geeignet ist, die Eltern in eine ungerechtfertigte Sicherheit zu wiegen, halte ich für das allein Richtige, mechanisch und chemisch zugleich gegen die Mikroben-Ansiedelungen in den oberen Luftwegen vorzugehen. Ersteres erreicht man in Verbindung mit Letzterem, indem man täglich mehrmals wiederholte kräftige Durchspülung der betreffenden Theile mit schwach desinficirenden Flüssigkeiten vornimmt, bezw. bei größeren Kindern vornehmen läßt. Es gilt die Eindringlinge nicht nur abzuschwächen, sondern auch zu entfernen, ein längeres Haften, zumal in den Buchten der Schleimhäute, den kleinen Drüsen, den Lacunen der Mandeln und an verborgenen Stellen zu verhindern. Gerade die dem Auge schwer oder kaum zugänglichen Partien, wo solche Bacillen — unter feucht-warmer Brutatmosphäre — die günstigsten Bedingungen zu ihrer Entwickelung und Vermehrung finden, sind aber die gefährlichsten; denn von hier aus können die Bacillen, wenig beachtet, tagelang in die tieferen Schleimhautschichten und Lymphespalten weiterdringen und ihre Toxine entwickeln, selbst wenn die sichtbaren Schleimhautstellen der Mundhöhle sachgemäß desinficirt wurden. Auf diese Gefahr kann das Publicum nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden. Vor Allem die Fälle, die anscheinend

plötzlich mit schwersten Allgemein-Erscheinungen einsetzen, sind wahrscheinlich schon seit Tagen Gegenstand der Infection von versteckten, nicht berücksichtigten Stellen aus.

Aber auch von den sichtbaren Stellen, zumal von den Mandeln aus, die eine große Zahl von Buchten- und Drüsen-Einstülpungen besitzen, kann die Ansteckung erfolgen. Dies muß uns dazu mahnen, das Haften der bei jedem Athemzuge in den Mund gelangenden Keime unter allen Umständen zu verhüten, und zwar nicht nur auf der glatten, unversehrten Oberfläche der Schleimhaut, sondern gerade in deren Vertiefungen. Aus diesen müssen alle Mikroparasiten, die zufällig hineingelangt sind, durch bewegte Flüssigkeit entfernt werden, also bei kleinen Kindern durch sanftes Auswischen, bei größeren noch besser durch Gurgeln. Wird eine solche mechanische Entfernung mit leicht desinficirender Flüssigkeit drei Mal täglich vorgenommen, früh beim Waschen, Mittags und Abends nach den Mahlzeiten, wird jedesmal ein Gläschen von mindestens 100,0 Gramm Inhalt ausgebraucht und gleichzeitig die Nase durch Einziehen oder Ausspritzen gründlich gereinigt, dann kann man ziemlich sicher sein, daß Keime nicht haften.

Dem größeren Kinde ist das Gurgeln so frühzeitig wie möglich, anfangs nur mit Wasser, zu lehren, bis es die kleine Kunst versteht, zu gurgeln, ohne zu schlucken. Erst dann geht man zu wirklichen Gurgelmitteln über. Das Ausspritzen der Nase ist ja eine anfangs nicht sehr angenehme Manipulation, aber gar bald gewöhnt sich das Kind daran; ist es schon etwas größer, so lernt es das Einziehen in die Nase, sowie den Gebrauch der Nasendouche ziemlich schnell. Beim Kinde thun Erziehung und Gewohnheit Alles; durch täglich geübte Consequenz erreicht man die größte Willfährigkeit, ganz so, wie sich gut erzogene Kinder vernünftiger Eltern, an die tägliche Besichtigung des Mundes gewöhnt, dem Arzte freiwillig mit weit geöffnetem Munde präsentiren, während andere, verzogene, dieser Untersuchung ungewohnte, ihm im Ernstfalle die größten Schwierigkeiten bieten.

Alles dies ist Sache einer gewissen, nicht ganz mühelosen Technik, die, wie jede derartige Uebung, sich aus Kleinigkeiten zusammensetzt. Man denke an Friedrichs des Großen Worte: Soignez les détails!

Die nächste Frage ist nun aber: Mit was soll man gurgeln, resp. die Nase spülen lassen?

Für den Aermsten genügt abgekochtes, also keimfreies Wasser, das man erkalten läßt und mit ein wenig Salz versetzt. Das Mittel ist fast kostenlos, indifferent, steril, für die Schleimhäute zuträglich und eignet sich ganz besonders für die Nase. Will man Borsäure (1 Messerspitze auf 1 Tasse heißen, schwach salzigen Wassers) zusetzen, so ist nichts dagegen zu sagen. Man hat damit ein schwach desinficirendes, völlig unschädliches Wasch- und Gurgelmittel, das auch bei etwaigem Verschlucken kein Unheil anrichten kann.

Die nach meiner Angabe in Dr. Kades Oranien-Apotheke (Berlin) hergestellten Tabletten enthalten leicht antiseptische Gurgelmittel in genau dosirter Zusammensetzung.

Abzurathen ist für den täglichen, prophylaktisch-hygienischen Gebrauch vom Sublimat, dessen Lösungen giftig sind, von der Salicylsäure, welche durch Entkalkung die Zähne schädigt. Uebermangansaures Kali färbt die Zähne unangenehm, chlorsaures Kali kann durch etwaiges Verschlucken schwere Zerstörungen der rothen Blutkörperchen verursachen und das Kind in große Gefahr bringen, Thymol und Menthol schmecken zu scharf und brennend, Saccharin ziemlich widerlich. Wie man sieht, eignen sich verschiedene, ganz gut desinficirende Mittel nicht gerade zum täglichen Gebrauch für das Kind und können manche der Familie überhaupt nicht zur beliebigen Verwendung überlassen werden.

Ein Mittel, welches alle die erwähnten Uebelstände vermeidet und dennoch seinen Zweck erfüllt, ist nach meinen langjährigen Erfahrungen das Eucalyptusöl. Ich wüßte für Mund- und Gurgelwässer, welche leicht und angenehm desinficiren sollen, kein besseres Zusatzmittel. Zahlreiche Mundwässer werden mit diesem Mittel hergestellt, aber es hat mich, nachdem ich seit Jahren alle mir zugänglichen Präparate durchprobirt habe, keines so befriedigt, wie das Eucalyptusmundwasser von J. F. Schwarzlose Söhne, Berlin, Markgrafenstraße 29. Von allen mir bekannten Eucalyptuspräparaten habe ich im vieljährigen persönlichen Gebrauche und in fortgesetzter Verordnung für Patientenkreise gerade diesem den Vorzug gegeben und es nicht nur als Mittel für die Mundpflege, sondern auch als Schutzmittel gegen die Ansiedelung von Krankheitserregern schätzen gelernt. Sein angenehmer, erfrischender Geschmack, seine außerordentlich glückliche Zusammensetzung, sein Klarbleiben bis zum letzten Tropfen sind unbestreitbare Vorzüge. Offenbar sind die Ingredienzen, zumal der Alkohol, besonders rein und die Herstellung sehr gleichmäßig. Für die Erhaltung und den Schutz der Zähne ist es wichtig, daß seine Reaction stets eine neutrale ist. Einige Tropfen, dem abgekochten und ausgekühlten Wasser zugesetzt, geben demselben einen milden, nicht im Mindesten kratzenden oder scharfen Beigeschmack, was ich als besonderen Vorzug ansehe. Denn die Kinder, die oft sehr eigen in ihrem Geschmack sind, nehmen dies Präparat im Gegensatz zu anderen gern in den Mund. Dabei ist es so sparsam, daß man bei täglich mehrmaligem Gebrauche mit einer Flasche fast zwei Monate ausreicht.

Diejenigen Mundwässer, welche saure Reaction zeigen, wie z. B. Salicylsäurepräparate, haben den Nachtheil, das Dentin anzugreifen und vielleicht auch zu zerstören. Zwar geschieht dies bei Weitem nicht in dem Grade, wie Hefelmann auf Grund von Versuchen schloß, der an feinen Schnitten aus Menschenzähnen, nach 48stündigem Liegen in säurehaltigen Mundwässern, 25 % Gewichtsverlust fand. Diese Versuche sind, wie C. Jung nachwies, nicht beweisend; denn Mundwässer werden nicht concentrirt

und nicht 48 Stunden hintereinander angewandt, sondern nur stark verdünnt und vielleicht 2—3 Mal täglich 1—2 Minuten lang, und überdies nicht an Zahndurchschnitten, sondern an Zähnen mit erhaltener Bedeckung. Ihr Nachtheil für die Zahnsubstanz kann also nicht so bedeutend sein.

Auch die Mundwässer, bei denen die Parfümirung der Mundhöhle die Hauptsache ist, sind hygienisch werthlos und höchstens als Toilettemittel anzusehen. Es ist nicht Hauptzweck der Mundwässer, den üblen Geruch von Caries zu verdecken, sondern sie sollen deren Weiterschreiten aufhalten und die Schleimhäute sterilisiren.

Neuerdings hat Watson (Glasgow) darauf hingewiesen, daß vernachlässigte Zähne die Disposition zu Diphtherie erhöhen; es ist also die Zahnconservirung immerhin eines der Mittel des Diphtherieschutzes, aber nicht das Wesentlichste. Die Hauptsache bleibt die Sterilisirung. Zu dieser aber eignen sich, wie einer der ersten Kenner der Mundbacteriologie und Zahnheilkunde, Miller (Berlin), gezeigt hat, durchaus nicht alle Antiseptica. Die überhaupt im Munde anwendbaren können, was auch Jung, Seifert, Windmüller u. A. bestätigt haben, die weitere Entwickelung der Bacterien nur abschwächen und verlangsamen, absolut ertödten können sie diese Keime nicht. Wollte man sie so stark, wie es hierzu nöthig sein würde, anwenden, so würden die Schleimhäute schwer geschädigt werden. Außerdem muß bei Mundwässern jede Möglichkeit einer Vergiftung durch unvorsichtiges Gebahren ausgeschlossen sein. Deshalb hat auch Miller nach vielen Versuchen die Eucalyptustinctur bevorzugt, die er mit Thymian, Benzoë und Pfefferminz zu einem Mundwasser vereinigt hat. An antibacterieller Wirksamkeit mag dies Mundwasser Vorzüge besitzen; für Erwachsene mag es geeignet sein; für Kinder ziehe ich des ungemeinen Wohlgeschmackes wegen das völlig ausreichende Schwarzlose'sche vor.

Nihil mali intret! Möge nichts Schlimmes Eingang in den kindlichen Körper finden! Das ist auch heutzutage noch der beste Diphtherieschutz und zu diesem Behufe die altbewährte Gurgelung — trotz aller neueren Vorschläge — immer noch das Sicherste.

Wenn die Epithelbedeckung der Schleimhaut in Nase, Nasenrachenraum und Rachen unversehrt bleibt, wenn die Bacterien keine Lücke daselbst finden, so genügt dies als Schutz gegen die alltäglich eindringenden Krankheitskeime. Hat man doch Diphtheriebacillen auf den Schleimhäuten anscheinend gesunder Personen, zumal bei Pflegerinnen, Geschwistern oder Mitschülern kleiner Patienten, bei Reconvalescenten nach Diphtherie gefunden, bei Letzteren noch sechs Wochen nach Abheilung der Krankheit. Solche Bacillen sind immer noch übertragbar und fortpflanzungsfähig, können also noch Ansteckung bewirken; Grund genug, alle solche Personen bacteriologisch zu untersuchen und noch wochenlang mit Sublimatlösung (1:5000) täglich mehrmals gurgeln zu lassen.

Gesunde Kinder durch kühles Gurgeln und durch kalte Abreibung des Halses und der Brust abzuhärten, sie an jede Witterung zu ge-

wöhnen, sie von Anfang an in peinlichster Sauberkeit zu halten — Alles dies sind sehr wirksame Mittel zum Diphtherieschutz. Die Prophylaxis, die Verhütung der Krankheit ist Sache des Laien; dem Arzt fällt die Aufgabe der Behandlung zu. Ihn bei verdächtigen Erscheinungen sofort und rechtzeitig zuziehen, ist wiederum Aufgabe des Nichtarztes.

Das zur Neige gehende Jahrhundert begann mit Jenners epochemachender Entdeckung der Kuhpockenimpfung; hoffen wir, daß die allgemeine Schutzimpfung mit Diphtherieserum einen würdigen Abschluß dieses Jahrhunderts bilde und daß es gelingt, die Diphtherie aus der Reihe der Volksseuchen ebenso verschwinden zu lassen, wie die Pocken, deren epidemisches Vorkommen in Ländern mit Impfzwang heutzutage zu den Seltenheiten gehört.

Die Inseln der Seligen.

Geschichte einer Idee.

Von

Richard Zimmermann.

— Lübeck. —

In den obern Räumen der Berliner Nationalgalerie befindet sich ein Bild, dessen seltsame Farben sich tief der Erinnerung einprägen. Es ist eine Landschaft, aber keine von unserer Erde. Die Luft, der Wasserspiegel, das Pflanzengrün leuchtet uns hier in Farben entgegen, wie sie auf unserm Planeten nicht gesehen werden. Ich meine Böcklins Gemälde „Die Insel der Seligen". Der Name des Bildes erscheint den meisten Besuchern nicht weniger sonderbar, als seine Farben. Die Insel der Seligen gehört heute nicht mehr dem Gemeingute poetischer Vorstellungen an; Viele mögen sogar glauben, sie sei eben erst aus dem Meere von Böcklins Phantasie emporgetaucht. Das ist jedoch nicht der Fall. Sie ist vielmehr eine uralte Vorstellung der Menschenseele; einstmals war sie ganzen Völkern vertraut und sogar heilig. Der Glaube an sie war freilich nur ein holder Wahn. Aber die Menschen haben diesen Wahn über 2000 Jahre gehegt und geliebt und ihn von Zeit zu Zeit so umgebildet, daß er sich mit dem jeweiligen Standpunkte der Wissenschaft und Sittlichkeit vertragen konnte. Die Frage, wie der Glaube an eine Selige Insel entstand und warum die Menschen so zähe daran festhielten, führt uns in's geheime Innere des menschlichen Herzens, läßt sich aber kurz beantworten: es ist der Wunsch nach einem reinen Glück; der Wunsch erzeugte den Glauben, und die Phantasie schuf einen Ort, an dem er haften konnte: dieser Ort war die Selige Insel. Die Frage aber, wie und wo man sich die Selige Insel dachte, findet keine so kurze Antwort. Ihre angebliche Beschaffenheit und Lage veränderte sich allmählich; es war eine schwimmende

Insel, und der Strom, in dem sie schwamm, ist die geistige Entwickelung der Menschheit. Ihre Geschichte ist darum zugleich ein Ausschnitt aus der Geschichte des menschlichen Geistes, und unter diesem Gesichtspunkte dürfen wir wohl der Entwickelung eines Wahnes unsere Aufmerksamkeit schenken*).

Das älteste Werk**), in welchem uns die Inselseligkeit geschildert wird, sind die Gedichte Homers. Die homerischen Gesänge bedeuteten für die Griechen, was für uns die Bibel bedeutet. Homer kennt nun zwar den Namen „Insel der Seligen" nicht, wohl aber ihren Begriff: er nennt den Ort Elysium***). Dem Könige Menelaos nämlich wird seine Zukunft in folgenden Worten geweissagt: „Doch nicht Dir ist beschieden, Du göttlicher Menelaos, den Tod und das Schicksal zu dulden. Nein! Dich führen die Götter dereinst an das Ende der Erde, zu Elysiums Flur, wo der blonde Held Rhadamanthys wohnt und mühlos in Seligkeit leben die Menschen. Nimmer ist Schnee noch Wintersturm noch Regengewitter. Ewig wehn die Gesäusel des leis' anathmenden Westes, den Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen."

Das ist Elysium, das Paradies der altgriechischen Religion. Die Idee von Elysium ist der Kern, aus dem sich alle späteren Vorstellungen von der Seligen Insel entwickelt haben. Um seine Bedeutung ganz zu verstehen, vergegenwärtigen wir uns in Kürze, was die Griechen 1000 Jahre v. Chr. überhaupt von Gott und der Welt dachten. Die Weltregierung liegt in den Händen eines seligen Göttergeschlechtes. Spiegelklar zieht auf den Höhen des Olymp ihr ewiges Leben dahin. Den Menschen aber ist Freud und Leid gemischt, und nach einem kurzen Dasein sinken sie hinab in die Unterwelt. Lichtlos, ohne Gesang und Sprache huschen dort in ewigem Nebel und Moder die Todtenzüge aneinander vorüber. Außer dieser traurigen Todeszukunft giebt es aber auch noch eine ewige Seligkeit, Elysium heißt der Ort, wo die Seligen wohnen. Dieses Wonnereich liegt am äußersten Rande der Erde, so weit vom Wohnsitze der Menschen, daß ohne Eingreifen der Götter Niemand dahin gelangen kann. Die Menschen haben im Allgemeinen übrigens gar keine Aussicht, jemals Elysiums Fluren zu schauen. Könige und Bettler, Helden und Feiglinge verschlingt das eine große Reich der Nacht. Nur ganz Wenige sind ausgenommen. Diese sterben überhaupt

---

*) Die Insel Atlantis, deren Begriff eine Zeit lang sich dem der Seligen Insel näherte, dann aber eine ganz andere Entwickelung nahm, ist hier unberücksichtigt geblieben. — In den Schilderungen findet sich seit Alters ein Schwanken zwischen einer einzigen Seligen Insel und einer Gruppe von Seligen Inseln. Dementsprechend habe ich auch in der vorstehenden Ausführung mit dem Ausdruck willkürlich gewechselt. — Der Betrachtung sind nur diejenigen Stellen zu Grunde gelegt, in deren Aufeinanderfolge sich eine fortschreitende Entwickelung erkennen läßt. Die hesiodische Vorstellung ist die gemeinantike; sie kehrt auch noch nach Pindar wieder, wie ja Ansichten, die überwunden sind, deswegen noch nicht völlig verschwinden.

**) Auf etwaige phönizische Wurzeln soll hier nicht eingegangen werden.

***) Homer, Od. 4, 560 f.

nicht. Wie der Prophet Elias werden sie von einer Götterhand erfaßt und sanft hinübergetragen in Elysiums Lüfte. Zwei dieser Glücklichen kennen wir mit Namen: es sind Menelaos und Rhadamanthys. Vergleicht man den Menelaos mit den andern Helden des trojanischen Krieges, mit Achill, Hector, Agamemnon, Ajax, die sammt und sonders in's Schattenreich versinken*), so war er gewiß weder der edelste noch der gewaltigste; aber er hatte einen andern Vorzug vor ihnen voraus: Er war der Schwiegersohn des Zeus. Helena, des Zeus und der Leda Tochter, war seine Gattin. Auch Rhadamanthys**) stand zu dem höchsten Gotte in naher Familienbeziehung. So zeigt sich denn, für wen Elysiums Seligkeit bestimmt war. Sie gehörte den menschlichen Kindern und Anverwandten des Zeus. Ein naiver Nepotismus in der Weltregierung! Den Kindern Gottes ist die Seligkeit beschieden. Das bleibt in der durchgeistigten Fassung ja noch heute unser Glaube. Vor 3000 Jahren faßte man aber die Gotteskindschaft nur als Blutverwandtschaft und Familienanhang auf. So naiv uns hier der sittliche Standpunkt erscheint, so schlicht und einfach sind auch die sinnlichen Vorstellungen von Elysiums Seligkeit: beständig schönes Wetter, das ist Alles, was der Dichter verheißt.

Etwa 50 Jahre nach Homer finden wir wieder eine Schilderung des Paradieses, nämlich in den Gedichten des Hesiod. Hier heißt nun das selige Gefilde nicht mehr Elysium, sondern „Inseln der Seligen". Hesiod ist also für uns der Schöpfer dieses zauberischen Namens, und 850 v. Chr. wäre ungefähr das Jahr, bis zu dem wir denselben zurückverfolgen könnten. Hesiod änderte aber nicht nur die Bezeichnung, er bildete auch die homerische Vorstellung um. Es sind bei ihm nicht mehr ausschließlich die Verwandten des Zeus, die im Wonnereiche leben, sondern allgemeiner die Helden des thebanischen und trojanischen Krieges. „Ihnen," sagt er***), „hat Zeus auf der Insel der Seligen im tiefströmenden Ocean ein sorgenfreies Dasein verliehen, fern vom Wohnsitze der Menschen. Dreimal im Jahre zeitigt ihnen die fruchtspendende Erde eine honigsüße Frucht." Homers Elysium war eine königliche Domäne, auf welcher der regierende Gott seinen Kindern ein müheloses Leben bereitet. Hesiods Selige Inseln befinden sich bereits im Besitze der gesammten Aristokratie der Heroen. Der Wechsel in der religiösen Vorstellung erscheint uns fast wie ein Spiegelbild für die Entwickelung der politischen Verhältnisse. Denn die Staatsformen befanden sich damals im Uebergange von der Monarchie zu einer Herrschaft der adligen Geschlechter.

Seit Hesiod vergehen nun fast 400 Jahre, ehe uns wieder eine Schilderung der Seligen Insel begegnet. Der nächste†) Dichter, der sie be-

*) Homer, Od. 11.

**) Preller, Griech. Myth. I 507.

***) Hesiod, op. 155—173.

†) Ein Skolion eines Callistratus (Vergl. Poet. l. gr. III 1290) auf Harmodius, in welchem die Selige Insel erwähnt wird, könnte vor Pindar zu setzen sein.

singt, ist Pindar, ein älterer Zeitgenosse des Perikles. In den 400 Jahren hatte sich, wie begreiflich, die gesammte Weltanschauung geändert. Die alte Weltordnung der olympischen Götter, wie Homer und Hesiod sie dargestellt hatten, fing an den tiefer Denkenden*) unzulänglich und unsittlich zu erscheinen. Die Selige Insel aber, die doch auch zu jener Weltordnung gehörte, gerieth dabei durchaus nicht in Verachtung. Im Gegentheil, derselbe geistige Strom, der die homerischen Götter zu begraben drohte, hob die Selige Insel empor und trug sie zunächst hinüber in's Reich der Philosophie. Hier erhielt sie einen Ehrenplatz in der Lehre von der Seelenwanderung. Die menschliche Seele ist unsterblich; sie wandert durch Oberwelt und Unterwelt, durch Menschen- und Thierkörper. Nach geheimnißvoll verschlungener Laufbahn und nach fleckenlosem Lebenswandel winkt die Selige Insel als letztes Ziel, als Lohn und ewige Ruhestätte! So singt wenigstens Pindar**), der Dichter der Pythagoräischen Philosophie. „Wer drei Mal in beiden Welten sich alles Unrechts enthielt, der gelangt zur Seligen Insel. Dort wehen Lüfte des Oceans, goldne Blumen blühen, sie neigen sich herab von herrlichen Bäumen und sprießen hervor aus dem Wasser. Festgewinde und Kränze winden daraus die Frommen vor Rhadamanthys' Richterstuhle". Wie ungeheuer ist der sittliche Fortschritt, der sich in dieser Zeit vollzogen hat! Bei Homer war die Selige Insel eine Sinecure für die Verwandtschaft von Zeus, bei Hesiod allgemeiner für die halbgöttlichen Helden der Vorzeit; Pindar dagegen verheißt ihre Seligkeit allen Denen, die reines Herzens sind, d. h. die auf der Seelenwanderung sich frei von Schuld und Fehle erhalten haben. Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz! Das war der Stolz der freien Griechen zu Pindars Zeit. Wie hätte er glauben können, daß vor einem göttlichen Richter im ewigen Leben eine bestimmte Klasse Menschen bevorzugt sein sollte! Und doch hat Pindar die Selige Insel noch nicht für das gesammte Volk gewonnen. Er wurde von den breitern Schichten seiner Nation überhaupt nicht verstanden***). Seine Dichtungen waren zu gedankenschwer. Wie unser Klopstock dichtete er nur für wenige edle Seelen. In die verwickelte Seelenwanderung vollends vermochte sich das Volk nicht hineinzudenken. Somit blieb die Selige Insel auch bei ihm noch im geistigen Besitze einer Minderheit. Hatte er sie der Aristokratie des Götterblutes entrissen, so gehörte sie nun einer Aristokratie des Geistes. Sie war noch immer kein Trost für die, welche geistesarm sind. Vielleicht hätte die spätere Zeit auch diese Schranke niedergerissen, und thatsächlich wurde der Unsterblichkeitsglaube allgemeiner†) und streifte die Lehre der Seelenwanderung von sich ab. Aber zur Seligen Insel führte er nicht.

---

*) Buchholz, Die sittliche Weltanschauung des Pindar und Aeschylos.

**) Pind., Olymp. II 128 f.

***) Pind., Olymp. II 152 f.

†) Friedländer, Sittengeschichte Roms III 615 ff.

Der erste*) Dichter wenigstens, der nach Pindar die Selige Insel besingt, glaubt nicht mehr daran, daß sie die Stätte eines jenseitigen Lebens sei. Es vergehen freilich auch hier wieder 400 Jahre. Wir kommen zu den Schriftstellern zur Zeit von Christi Geburt. Hier hat sich nun ihre Bedeutung gänzlich verändert. Mit dem philosophisch-religiösen Unsterblichkeitsglauben hat sie keine Beziehungen mehr; sie ist inzwischen ein Gegenstand der geographischen Entdeckung geworden. Wie sich dieser Umschwung vollzog, ist völlig klar und läßt sich kurz darstellen.

Homer und Hesiod hatten ihr Wonnereich nicht in Sternenhöhe, sondern nur an den äußersten Rand der Erdscheibe verlegt. Das konnten sie auch getrost thun; denn sie waren überzeugt, daß dorthin ohne Hilfe der Götter Niemand werde gelangen können. Die geographischen Kenntnisse**) der Griechen reichten in jener Zeit im Westen nur bis Sicilien, und das war bereits ein Fabelland. Weiter nach Sonnenuntergang hin begann das Reich des reinen Wunders. Man wußte wohl, daß im Westen ein Weg aus dem Mittelmeer in ein die Erde umschlingendes Weltmeer führe. Aber eine Fahrt in den Ocean hinaus bedeutete für sie, was für uns eine Luftschiffahrt nach dem Monde heißen will, und zwischen einer Insel im Ocean und ihrem Heimatlande war somit diejenige Kluft befestigt, welche immer zwischen diesem und jenem Leben befestigt sein muß. Das blieb freilich nicht immer so. In den folgenden Jahrhunderten entfalteten die Griechen eine ungeheure Colonisationskraft. An den Küsten von Italien, Frankreich und Spanien blühten ihre Pflanzstädte auf, und zur Zeit, als Alexander der Große im Osten bis zum Indus vordrang, segelte ein kühner Bürger***) von Massilia, dem heutigen Marseille, um Spanien herum nach England und Deutschland, ja er drang im Norden bis nach Island vor, welches er Thule nannte. Bei solchen Fortschritten der Länderkunde, sollte man meinen, hätte das Wahnbild der Seligen Insel in Nichts zerfließen müssen. Sie verlor allerdings ihre religiöse Bedeutung, für den Unsterblichkeitsglauben wurde sie unbrauchbar. Aber man war trotzdem weit entfernt davon, sie nunmehr für ein reines Nichts zu halten. Im Gegentheil, man glaubte nun nicht mehr der Seelenwanderung zu bedürfen, um zu ihr zu gelangen; bei günstigem Winde hoffte man sie mit einem guten Segelschiffe zu erreichen.

Denn vorhanden war sie. Homer hatte sie ja besungen, und was Homer besungen hatte, das konnte nimmer ein nichtiges Gedankenspiel sein†). So tief war die heilige Verehrung vor Homer den Griechen eingewurzelt. Hatte man den naiven Glauben an seine Welt verloren, so fing man nun

*) Die Platonischen Stellen, sowie ein Fragment des Speisippus (Bruck, anal. p. 176) bedeuten keine Entwickelung über Pindar hinaus.

**) Forbiger, Handb. der alten Geogr. I 19 f.

***) Pytheas, ca. 330 v. Chr.

†) Die Ansichten des Polybius, Posidonius, Strabo über den Werth der homerischen Geographie sind ausführlich niedergelegt in den beiden ersten Büchern von Strabos Geographica.

an, sie rationalistisch umzudeuten. Man glaubte, Homer habe umfassende geographische Kenntnisse besessen. Besonders in die Irrfahrten des Odysseus sollte eine werthvolle Länderkunde hineingeheimnisset sein, und ernsthafte Männer hielten es für ihre Aufgabe, die Länder und Inseln wiederzufinden, die der Dichter gleichsam in Räthselform besungen habe. Auch die Selige Insel galt als ein solches geographisches Räthsel, und der Dichter zeigte auch den Weg, auf welchem man sie finden konnte. Sie liegt im äußersten Westen, ein ewiger Westwind weht über ihre Fluren. Und die Autorität Homers wurde durch manche Schiffernachrichten nur befestigt. Von Zeit zu Zeit hörte man in den spanischen Städten und in Rom erzählen*), daß westlich von der afrikanischen Küste ein schimmerndes Inselgestade gesehen sei. Einige wollten auch selbst gelandet sein und verbreiteten paradiesische Vorstellungen von diesen Eilanden. Für die griechisch gebildeten Römer war nun kein Zweifel, daß Homer gerade diese Inseln gemeint hatte, als er von Elysium sang und daß nach ihm die griechischen Dichter sie als Inseln der Seligen gepriesen hatten. Wirklich entdeckt waren sie eigentlich noch nicht; schon jetzt aber waren sie für dasjenige Volk verloren, dessen Dichter sie seit 1000 Jahren besungen hatten. Die Griechen hatten keinen Theil mehr an ihnen. Der ganze Westen war römisch geworden und sprach lateinisch. Kein Wunder, daß sich nunmehr auch die römische Phantasie der Seligen Inseln bemächtigte, und daß es von jetzt ab der lateinische Geist ist, der sich in den Vorstellungen von ihr wiederspiegelt.

Es war zur Zeit, als Rom von den Greueln der politisch-socialen Revolution erfüllt war, als in den Bürgerkriegen des Marius und Sulla, Cäsar und Pompejus, Octavianus und Brutus Ströme Blutes geflossen waren. Da sehnte sich ein junger Dichter, mit Namen Horaz, hinweg aus diesen Schrecknissen in ein Friedensland, und er forderte Gleichgesinnte auf, ihm zu folgen**):

„Laßt uns dem fluchbeladenen Rom auf ewig entfliehen!
Segeln wir hin, wo das Weltmeer die Selige Insel umfluthet!
Nimmer berührt dort die Pflugschar den Boden des seligen Landes,
Freiwillig spendet die Flur die Frucht der goldenen Aehre.
Unbeschnitten grünet die Rebe, es glänzt die Olive,
Feigen schmücken den Baum, und Honig trieft aus der Eiche.
Plätschernden Fußes springt vom hohen Berge die Quelle;
Rind und Ziege bringen zum Melken die strotzenden Euter.
Und in dunkeler Nacht schreckt nie das Gebrüll eines Raubthiers;
Nirgends verbirgt sich im Schoße der Erde die giftige Otter.
Nimmer peitscht der Südost mit Regengüssen die Fluren,
Noch versengt des Sommers Gluth die Saat in der Scholle.
Für die Frommen hat Jupiter einst diese Inseln erschaffen,
Als mit Eisen und Erz die goldene Zeit sich befleckte.
Aber, ich kündige es, eine Flucht ist den Frommen beschieden.“

*) Diese Ausführungen gründen sich auf Strabo, III 2,13 C 150 und Plutarch, Sertor. 8, 3.

**) Horat., Epod. XVI 41 f.

Die geistige Atmospäre, in der diese Sehnsucht nach der Seligen Insel sich erzeugte, war vergiftet. Es ist im Kerne die Sehnsucht des Großstädters nach dem primitiven Landleben, die uns aus Horazens Worten vernehmlich ist; aber sie ist durch die besonderen Verhältnisse gesteigert. Horazens Großstadt war nicht nur der Ort des ruhelosen Jagens, sie war zugleich auch eine Mördergrube, wie Paris zur Zeit des Convents, und sein ersehntes Ruhethal war mehr als ein idyllisches Dorfleben, es war so weit vom Getriebe der Welt abgelegen, daß der Mensch mit seiner Qual noch gar nicht hingekommen war. Jetzt sollte es aber nur eines entschlossenen Willens bedürfen, dieser verderbten Welt den Rücken zu kehren. In der Ferne leuchtete schon das Gestade der Seligen Insel, und dort sollte der Mensch wieder zu den einfachen Verhältnissen des Urzustandes zurückkehren. Keine Cultur, kein Laster der Cultur, nur ein Hirtenleben, und ein müheloses, wonnevolles! Eine Ernte ohne Saat, ein Sommer ohne Hitze, eine Nacht ohne Gefahren. So träumte sich der lateinische Dichter auf den Flügeln seiner Phantasie hinaus in den Ocean. Es war eine ganz andere Phantasie als diejenige der griechischen Dichter. Homer und Hesiod dachten naiv wie Kinder. Pindars Selige Insel war die erhabene Vorstellung eines Mannes. Horazens Geistesflügel waren geschwächt, und seine Phantasie war sentimental. Die sentimentale Sehnsucht nach der Seligen Insel war aber keine individuelle Eigenschaft Horazens, sie lag im ganzen Zeitalter.

Das beweist uns eine Episode*) aus dem Leben eines vornehmen und heldenhaften Römers. Unter der großen Zahl der Männer, die, von Sulla geächtet, in der Fremde umher irren mußten, zeichnete sich der Demokrat Sertorius durch Genialität und Seelenadel aus. Einen großen Theil der spanischen Völkerschaften hatte er durch den Zauber seiner Persönlichkeit an sich gefesselt und sich auf der pyrenäischen Halbinsel ein von Rom unabhängiges Reich gegründet. Seine Stellung erforderte freilich eine unablässige Spannkraft und Thätigkeit. Die römischen Machthaber ließen ihm keine Ruhe, und im Innern seines improvisirten Reiches gab es unaufhörlich Schwierigkeiten zu überwinden. Da traf er einstmals an der Mündung des Guadalquivir mit einigen Schiffern zusammen. Diese behaupteten, sie seien vor Kurzem von den Inseln der Seligen heimgesegelt. Es sollten dies nach der Aussage der Schiffer zwei Eilande sein in beträchtlicher Entfernung von der afrikanischen Küste. Dort gedeihe eine wildwachsende Frucht, so süß und reichlich, daß ein Volk ohne Mühe und Arbeit davon ernährt werde. Ein wunderbares Klima mit milden Jahreszeiten und mäßigem Wechsel liege auf den Inseln. Die umlaufenden Seewinde möchten zuweilen wohl sanfte Regenschauer vom Meere herbeiführen, im Ganzen befruchteten sie jedoch unmerklich bei thaufrischem, himmelblauem Wetter. Die Schilderung der Schiffer war so auffallend ähnlich den homeri-

*) Plutarch, Sert. 8, 3.

schen und hesiodischen Worten vom elysischen Gefilde und dem Wohnsitze der Glückseligen, daß Sertorius an der Gleichheit gar nicht zweifeln konnte, und ihn ergriff eine namenlose Sehnsucht, auf jenen Inseln zu wohnen, befreit von der Bürde der Regierung und erlöst aus den unaufhörlichen Kriegen. Als er seinen Matrosen jedoch das Ziel seiner bevorstehenden Fahrt verkündete, lachten sie ihn aus. Es waren rohe Kilikier; ihnen war an einsamer Ruhe und an Frieden Nichts gelegen, sie gingen vielmehr auf Raub und Beute aus und drohten daher, ihn augenblicklich mit ihren Schiffen zu verlassen, wenn er nicht seinen thörichten Plan aufgebe. So wurde er wieder in den Strudel des Lebens hineingezogen und fand später durch Meuchelmord seinen Tod.

So lagen denn die Seligen Inseln noch immer in einer gewissen geheimnißvollen Ferne, sie lagen gleichsam an der Grenze der bewohnten und unbewohnten Welt. Aber es war eigentlich nur Sache des Zufalls, daß sie noch nicht in den Kreis des römischen Weltreiches hineingezogen waren. Daher konnte auch Vergil*) bei Abfassung des officiellen Staatsepos, der Aeneide, nicht wie Homer den Wohnsitz der Seligen Geister an den Ocean verlegen; das hätte der geographischen Kenntniß seiner Zeit nicht entsprochen. Vergils Elysium liegt, wie das auch schon bei griechischen Dichtern zu lesen war, in der Tiefe der Unterwelt, es ist ein besonders abgegrenzter Bezirk, er hat seine eigene Sonne, und deren Strahlen hüllen die grünen Gefilde beständig in ein purpurrothes Licht.

Und Vergil that wohl daran, daß er von seinem Vorbilde Homer hinsichtlich Elysiums abgewichen war. Denn unter demselben Kaiser Augustus, zu dessen Ruhme die Aeneide gedichtet war, wurde nun gänzlich der Schleier von den Seligen Inseln gezogen. Es war kein Grieche und kein Römer, der sie nunmehr wissenschaftlich entdeckte, sondern ein gelehrter Afrikaner, Juba**), der Sohn des berühmten Juba, der im Kampfe mit Cäsar Leben und Reich verlor. Er entdeckte westlich von Nordafrika eine Gruppe von 7 größeren Inseln. Was er fand und berichtete, läßt über die Wahrheit seiner Entdeckungsfahrt keinen Zweifel. Eine der Inseln nennt er Ninguaria, d. h. die Schneeinsel: es ist der mit ewigem Schnee bedeckte Pic von Teneriffa, der bedeutendsten unter den Canarischen Inseln. Das Auffallendste unter seinen Nachrichten ist, daß er sie gänzlich unbewohnt fand. Auf einer derselben sah er wohl ein steinernes Haus, aber Menschen zeigten sich nicht; auf einer anderen liefen eine Menge riesiger Hunde umher; zwei davon wurden ihm zugeführt, und er nannte danach die Insel Canaria, das bedeutet: die Hundeinsel. Im Uebrigen rühmte auch er den Reichthum der Vegetation, die fruchttragenden Bäume, die Menge der Fische und die Fülle des Honigs. Aber die poetische Nebelhülle, die bisher diese atlanti-

*) Vergil, Aeneid. VI 637 f.
**) Plin, VI 32, 203.

schen Inseln verschleiert hatte, wurde durch Jubas Entdeckung ihnen entzogen, und mit dem Schleier riß der schöne Wahn entzwei. Wenigstens hat seitdem die antike Dichtung diese Inseln weiter keiner Beachtung gewürdigt.

Etwa fünfzig Jahre später werden sie zwar in einer eleganten Erdbeschreibung von Pomponius Mela*) erwähnt, und die Märchenbildung macht wieder einen schüchternen Versuch, diese Insel mit ihren Fäden zu überspinnen. Auf einer unter ihnen, sagt nämlich Mela, fließen zwei Quellen. Trinkt man aus der einen, so muß man sich todt lachen; ein Schluck aus der andern Quelle hebt jedoch den Reiz wieder auf. Sonst wußte er aber nichts Interessantes von ihnen mitzutheilen.

Und wieder 100 Jahre später, gegen 150 nach Chr. Geb., führt Ptolemäus**) in seinem großen mathematisch-geographischen Werke die Seligen Inseln auf. Er kennt deren sechs, darunter Canaria, und legt sie alle unter den 0-Meridian seines berühmten Gradnetzes. Auch als man später die Unrichtigkeit der Ptolemäischen Längenbestimmung erkannte, ließ man doch eine der Canarischen Inseln, Ferro, Trägerin des 0-Meridianes sein.

Jene mathematisch-geographische Bestimmung blieb für den Rest des Alterthums die einzige Bedeutung, welche die glückseligen Inseln hatten. Irgendwelche Aeußerungen von sentimentaler Sensucht nach ihnen sind uns fernerhin nicht mehr bekannt. Auch scheint Niemand Verlangen danach empfunden zu haben, sie in Besitz zu nehmen. Ein Jahrtausend hindurch hatte man sie in Dichtungen verherrlicht; nun sie entdeckt waren, wurden sie auf den 0-Punkt des Gradnetzes gesetzt und im Uebrigen nicht weiterbeachtet.

So hatten die Seligen Inseln scheinbar den Kreis ihres geistigen Daseins durchlaufen. In der Religion Homers lag ihr Ursprung, in der Philosophie der Seelenwanderung ihre Blüthe, und in der Geographie erlosch ihr Schimmer, und sie erstarrten zu einem mathematischen Begriffe.

Aber es war nur ein Scheintod; ihre letzte Stunde hatte noch nicht geschlagen. Etwa 200 Jahre dauerte dieser mathematische Starrkrampf an. Da wurde die alte Welt der Griechen und Römer von jugendfrischen Völkern in Trümmer geschlagen. Die alten Fäden des Denkens zerrissen, und es verbreitete sich in Europa wieder eine gründliche Unwissenheit. Die Welt fing wieder an, in die Kinderschuhe zu treten. Die Seligen Inseln schwanden gänzlich aus dem geographischen Gesichtskreise Europas; aber in der Dämmerungshülle, in der sie nun wieder verborgen waren, gewannen sie von Neuem ihren beseligenden Zauber. Die Menschen wußten Nichts mehr davon, daß ein afrikanischer Königsohn dereinst statt der Seligen nur Hunde auf ihnen gefunden hatte. Das antike Märchen dagegen von der ewigen Seligkeit auf einer meerumflutheten Insel sendete durch Schutt und Trümmer, unter denen die alte Geisteswelt begraben lag, frische Triebe hinauf

*) Pompon. Mela III 102 ed. Frick.
**) Ptolem. IV 6, 34.

in die junge christliche Welt. Wer vermöchte zu sagen, auf welche Weise aus den antiken Stoffen die jungen Pflanzen zum Lichte emporwuchsen? Die frühste geistige Blüthe des Mittelalters entfaltete sich jedenfalls im Schutze der Klostermauern. Und in einem Kloster war es auch, wo zum ersten Male wieder das Märchen von der Seligen Insel Entzückung und Hoffnung erregte.

Es war ungefähr im Jahre 580 nach Chr. Da lebte in Irland ein frommer Abt, weit und breit als der heilige Brandanus*) bekannt und verehrt. Als er eines Abends mit seinen Mönchen im Kloster beisammen war, besuchte ihn ein Pater aus einem benachbarten Kloster, mit Namen Barintus. Nach mancherlei Rede brach der Gast in Thränen aus, warf sich auf die Erde und verharrte lange im Gebet. Der heilige Brandanus hob ihn auf, küßte ihn und sprach: „Vater, warum sollen wir traurig sein bei Deinem Besuche? Bist Du nicht zu unserer Erbauung gekommen? Du solltest Deinen Brüdern die Wunder des Oceans erzählen und ihre Seelen erfrischen.“ Da begann der Mönch von einer Insel zu reden und sagte: „Mein Sohn Mernoc, ein Fürsorger für die Armen in Christo, floh von meinem Angesichte, begab sich in die Einsamkeit und entdeckte eine köstliche Insel. Nach einiger Zeit hörte ich, er habe mehrere Mönche um sich gesammelt und Gott offenbare durch ihn viele Wunder. Da machte ich mich auf, ihn zu besuchen, Mernoc aber und die Seinen kamen mir schon entgegen; denn Gott hatte ihnen meine Ankunft offenbart. Wie ich nämlich auf der Insel landete, kamen sie mir wie ein Bienenschwarm entgegen, Jeder aus seiner besonderen Zelle. Ihre Wohnungen sind getrennt, ihr Verkehr jedoch ist einmüthiglich in der Hoffnung, im Glauben und in der Liebe. Wir hielten eine gemeinsame Mahlzeit, um Gottes Werk zu erfüllen, und die Brüder nächteten in ihren Sonderzellen bis zum Hahnenschrei. Auf einer Wanderung durch die Insel führte mich mein Sohn Mernoc zum westlichen Meeresufer. Hier lag ein kleiner Nachen, und Mernoc sprach: „Vater, laß uns einsteigen und zu der Insel segeln, welche das Land der Verheißung genannt wird, das Gott unsern Nachfolgern am jüngsten Tage geben will.“ Ich folgte ihm, und als wir zu segeln begannen, umhüllten uns alsbald dicke, dunkle Nebelschichten, daß wir kaum den Kiel des Schiffes erkennen konnten. Etwa nach einer Stunde aber umleuchtete uns ein gewaltiger Lichtglanz, und es erschien ein Land, weit ausgedehnt, von saftigem Grün und Fruchtbäumen bestanden. Wir stiegen aus und lustwandelten 15 Tage durch die Insel, konnten aber ihr Ende nicht absehen. Ueberall aber blühten wonnige Blumen, die Bäume waren mit köstlichen Früchten behangen, und die Steine waren alle ohne Ausnahme Edelsteine. Am 15. Tage kamen wir zu einem Strome, der von Westen nach Osten floß. Wir hatten wohl Lust, ihn zu überschreiten, doch wollten wir erst Gottes Befehl erwarten. Kaum hatten wir das mit einander be-

*) Jubinal, La légende de St. Brandan, Paris 1836.

sprochen, da erschien ein Jüngling, von Glanze umleuchtet, redete uns mit Namen an und sprach: „Gesegnet seiet Ihr, gute Brüder. Der Herr hat Euch diese Insel offenbart, welche er seinen Heiligen dereinst geben will. Hier ist die Mitte der Insel, Euch aber ist nicht beschieden, weiter vorzudringen." Nach diesen Worten fragten wir ihn, wie er heiße. Er aber sprach: „Warum fragt Ihr nicht lieber nach dieser Insel? So wie Ihr sie jetzt seht, so ist sie seit Anbeginn der Welt. Habt Ihr hier Speise und Trank bedurft? Hat Euch der Schlaf befallen? Hat Euch die Nacht bedeckt? So wisset denn: Ewig ist hier Tag ohne Nacht und ohne Dunkel. Unser Herr Jesus ist selbst die Sonne, und hätten die Menschen nicht gegen Gottes Gebot gehandelt, so wären sie immer in diesem wonnigen Lande geblieben." Als wir dies gehört hatten, brachen wir in Thränen aus. Dann aber mußten wir an den Rückweg denken, und der Jüngling begleitete uns bis zum Meeresufer, wo unser Schiff lag. Gerade als wir einstiegen, entschwand er unsern Augen, und wir kamen wieder in die vorerwähnte Nebelschicht und sodann zur Insel meines Sohnes Mernoc. Als die Brüder unser ansichtig wurden, riefen sie unter Thränen: „Warum habt Ihr Eure Schafe im Walde irren lassen? Schon häufig hat unser Abt uns verlassen und ist wohl erst nach zwei Wochen wiedergekommen." Da tröstete ich sie und sprach: „Gebet nicht Raum der Traurigkeit; denn wisset, Euer Wohnsitz ist vor den Thoren des Paradieses. Unweit von hier ist die Selige Insel. Gottes Engel bewachen sie, aber Euer Abt Mernoc darf sie betreten. Merkt Ihr denn nicht am Geruche unserer Kleider, daß wir im Paradiese gewesen sind?" Da schrieen sie Alle: „Abba, wir merken es. Oft schon, wenn unser Abt auf jener Insel gewesen war, blieb der Geruch, der von seinem Gewande ausging, 40 Tage in unsern Nasen." „Einige Wochen," fuhr Barintus fort, „blieb ich noch auf der Insel meines Sohnes Mernoc, dann kehrte ich heim."

Als der Mönch zu Ende geredet hatte, warf sich der heilige Brandanus mit den Seinen auf die Erde, und Alle rühmten die Wunder Gottes. Alsbald aber wählte er 7 von seinen Mönchen aus, rüstete ein Schiff und fuhr mit ihnen von dannen, um die Wunderinsel zu suchen. 7 Jahre wurde er von Gott auf dem Meere umhergetrieben und sah viele fremde Städte und verrichtete große Wunder. Als aber sieben Mal die Jahreszeiten wiedergekehrt waren, kam er mit seinem Schiff in die Nebelschicht und alsbald zu dem himmlischen Glanze der Wunderinsel und fand Alles so, wie der Mönch es erzählt hatte, und kehrte endlich in sein Kloster zurück und endete sein Leben im Frieden Gottes, dessen Königthum und Herrschaft unaufhörlich währt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Das ist die einstmals in ganz Europa berühmte Legende vom heiligen Brandanus. Sie erscheint wie eine sonderbare Mischung aus Homer, Horaz, Vergil, Altem Testament und christlichem Glauben. Rührend ist der Zwiespalt in der Seele dieser frommen Mönche. Ihr sinnliches Auge schaut

Wunderblumen und süße Früchte, ihre Religion aber ist reingeistig, und der Engel sagt es ihnen auch ausdrücklich, daß sie auf der Seligen Insel gar Nichts zu essen brauchen. Man hat die Irrfahrten des Brandanus schon längst eine Mönchsodyssee genannt. Jedenfalls hat die Selige Insel in dieser Legende wieder ihre homerische Bedeutung erhalten. Nur unter Gottes Führung kann ein Mensch zu ihr gelangen, und sie selbst ist als eine Stätte des ewigen Lebens gedacht.

Genau wie im Alterthum die Selige Insel, so verlor auch die Insel des Brandanus in den folgenden Jahrhunderten ihr geisterhaftes Wesen. Man wagte sich wieder hinaus in den Ocean und hoffte sie durch einen glücklichen Zufall zu entdecken. Es war eine weitverbreitete Ansicht*), daß diese Insel alle Länder der Erde an Schönheit und Reichthum der Natur übertreffe. Allmählich zerfloß die Vorstellung von ihr völlig mit derjenigen von den alten Seligen Inseln; man hielt sie geradezu für die bedeutendste und vorzüglichste derselben. Um's Jahr 1300 n. Chr. war Europa**) in der Kenntniß dieser Inseln wieder so weit gekommen, wie die Alten zur Zeit v. Chr. Geburt bereits gewesen waren. Wieder hatten, wie damals, einzelne Schiffer unsichere Nachrichten von Eilanden im Westen Afrikas verbreitet, und auch sie malten, wie ihre Vorgänger im Alterthum, mit den glänzendsten Farben. Aber der Klang „Insel der Seligen" erweckte um 1300 im Herzen der Menschen andere Empfindungen als zur Zeit von Chr. Geburt; damals war sie das Ziel einer sentimentalen Ruhesehnsucht, ein weltentlegenes Philosophenheim; um 1300 dagegen suchte man sie mit der Lust am romantischen Abenteuer. Mancher arme Ritter legte sich Abends auf ein dürftiges Lager und wiegte sich in goldenen Träumen von dem herrlichen Königreiche der Seligen Inseln, welches er als tapferer Ritter und gläubiger Christ erobern könne.

Was bei Vielen aber nur ein liebliches Gedankenspiel war, das reifte im Herzen eines spanischen Edelmannes zum Entschluß und zur That. Am Ende des 13. Jahrhunderts waren in Castilien Thronstreitigkeiten. Dem rechtmäßigen Erben Don Louis de la Cerda war von seinem Oheim Sancho IV. die Krone entrissen. Ihm blieb nur der Name Infant von Spanien übrig, und mit diesem Titel lebte er am Hofe und im Dienste Philipps IV. von Frankreich. Das Bewußtsein aber, daß er eigentlich zu einem Könige geboren war, regte seine Phantasie beständig auf; da wurde ihm eines Tages klar, welchem Plan er sein Leben weihen müsse. War seines Vaters Königreich ihm verloren, so wollte er sich ein neues erobern, und es sollte das herrlichste auf Erden sein: die Inseln der Seligen. Er dachte wie der Königssohn in Uhlands Ballade, der zu seinem Vater spricht: „Gieb mir von allen Schätzen nur die alte rostige Krone, gieb mir drei

---

*) Honorius Augustodun, Imag. mundi p. 15.

**) Bory de St. Vincent, Essais sur les Isles Fortunées p. 125 f.

Schiffe, so fahr' ich hin und suche nach einem Throne." Don Louis de la Cerda wendete sich an den Vater aller Christen, an den heiligen Vater, an den Papst.

Die Gelegenheit war günstig. Clemens VI. residirte zu Avignon, und La Cerda war gerade mit einer Botschaft vom französischen Könige an ihn betraut worden. Es war im Spätherbste des Jahres 1344. Als La Cerda seinen Auftrag ausgerichtet hatte, offenbarte er dem heiligen Vater seine Hoffnungsträume und bat um die Erlaubniß, sich die Seligen Inseln erobern zu dürfen. Zugleich erflehte er auch seinen Segen und seine Unterstützung. Die Erlaubniß des Papstes war keine leere Form. Der Papst betrachtete sich als die Quelle aller rechtmäßigen Herrschaft. Clemens VI. hatte Wohlgefallen an dem spanischen Edelmanne. Er berief ein Consistorium und verkündete alsbald den Beschluß des Heiligen Stuhles: La Cerda solle die Seligen Inseln erobern, um das Christenthum auszubreiten; er solle sie als ein Königreich vom Papste zu Lehen empfangen. Alle christlichen Könige wolle er auffordern, den La Cerda bei seinem Unternehmen zu unterstützen. Besitze er erst die Seligen Inseln, dann dürfe er gegen alle Könige Krieg führen, nur nicht gegen den Heiligen Stuhl; dem Heiligen Stuhle aber müsse er jährlich 400 Goldgulden Lehenszins zahlen. Verzögere sich die Zahlung um 4 Monate, so werde La Cerda in den Bann gethan; verzögere sie sich um 8 Monate, so würden die Seligen Inseln mit dem Interdicte belegt; nach 12 Monaten endlich werde das Königreich von ihm gerissen und Demjenigen gegeben werden, dem der heilige Vater es geben wolle. Das ist, nach Bory de St. Vincents*) Mittheilung, der Inhalt der päpstlichen Bulle vom 15. November 1344. Sie zeigt uns die Gefühle, mit denen der heilige Vater die Seligen Inseln betrachtete.

Was er für Don Louis thun wollte, that er gleich: er ließ eine Krone und ein Scepter holen und vollzog vor seinem Hofstaate feierlichst die Investitur des La Cerda. „Ich mache Dich zum König über ein großes Volk; stehe auf als König der glückseligen Inseln!" Auch verkündete er in Anwesenheit der fremden Gesandten seine Aufforderung an alle christlichen Könige, dem La Cerda zu den Seligen Inseln zu verhelfen. Den tiefsten Eindruck machte der Papst auf den Gesandten von England. Der hatte ihn nämlich völlig mißverstanden. Stark im Nationalgefühl, aber schwach in der Geographie, glaubte er, England und Irland seien mit den Seligen Inseln gemeint. Er eilte, was er konnte, nach England, um seinem Könige zu verkünden, der Papst habe alle Fürsten zu einem Kreuzzuge gegen England aufgefordert und einem spanischen Edelmanne die Krone Britanniens versprochen. Das Mißverständniß löste sich natürlich alsbald auf. Die andern Könige beeilten sich nicht so sehr, der päpstlichen Aufforderung zu

*) Lange suchte ich vergeblich nach anschaulichem Detail aus La Cerdas Leben; endlich fand ich es in dem Essais des genannten Franzosen. Quellenmaterial, um seine Angaben zu prüfen, standen mir nicht zu Gebote.

folgen. Alfons II. von Portugal behauptete, falls irgendwo die Inseln der Seligen entdeckt würden, so hätte er die nächsten Ansprüche darauf. Alphons XI. von Castilien glaubte schon sehr viel zu thun, wenn er auf das noch unbekannte Königreich zu Gunsten des La Cerda verzichtete; dabei machte er aber im Geheimen dem La Cerda allerlei Schwierigkeiten. Nur Don Pedro IV. von Aragon nahm sich des Königs der Seligen Inseln an: er ließ ihm einige Galeeren bauen. Alsbald vollzogen sich aber große Ereignisse im französisch-englischen Kriege, welche die Aufmerksamkeit aller dieser Könige in Anspruch nahmen. Da wurden die Vorbereitungen für La Cerdas Unternehmen unterbrochen und gänzlich aufgegeben. Der Princeps Fortunä, wie er sich nannte, starb, ohne sein Reich mit Augen gesehen zu haben.

La Cerda ist in mancher Beziehung ein romantisches Gegenstück zu Sertorius. Dieser hatte ein Königreich in Spanien gewonnen, war es aber überdrüssig und wollte auf der Seligen Insel sein Leben in Einsamkeit beschließen. Jener hatte sein spanisches Reich verloren und hoffte, auf der Seligen Insel ein schöneres zu gewinnen. Leider aber trat die Welt mit ihrem unerbittlichen Eigennutze in den Weg und vereitelte ihnen das erträumte Glück.

Etwa*) fünfzig Jahre nach La Cerdas gescheitertem Unternehmen wurden die Seligen Inseln nun zum zweiten Male wirklich entdeckt und dauernd mit der europäischen Culturwelt verbunden. Ein normännischer Ritter Béthencourt eroberte sie im Dienste der castilischen Krone um's Jahr 1400. Er ist also der Juba des Mittelalters. Béthencourt fand sie aber nicht mehr unbewohnt, wie sie Juba gefunden hatte. Höchst wahrscheinlich waren sie in der Zwischenzeit von afrikanischen Berberstämmen besetzt worden, welche aus ihrer Heimat flohen, als Afrika von den Arabern überfluthet wurde.

Die spanische Eroberung kostete viel Blut, und die Seligen Inseln wurden der Schauplatz langwieriger Greuelscenen. Das war wohl Grund genug, ihnen den alten schönen Namen zu entziehen; die eine Insel, welche Juba die Hundeinsel, Canaria, genannt hatte, gab nunmehr der ganzen Gruppe den Namen. Auch als die spanische Herrschaft gesichert und der Friede wiedergekehrt war, kehrte die Glückseligkeit doch nicht wieder. 1504 wurde auf Canaria das erste Inquisitionstribunal**) errichtet und forderte seine Flammenopfer; der Schiffsverkehr führte neue Krankheitsbacillen***) auf die Inseln ein, und die gesunden Lebenskeime hat die spanische Verwaltung ja überall, wo sie hingekommen ist, zu tödten verstanden. Kein Wunder, daß die Menschen bald nach der Eroberung der Inseln zu der Ueberzeugung kamen, die eigentliche Selige Insel habe man doch noch nicht entdeckt.

---

*) Francis Coleman Mac-Gregor, Die Canarischen Inseln IX f.

**) Coleman Mac-Gregor: S. 243.

***) Mac-Gregor, S. 67 u. 68.

Und noch gab es unbekannte Fernen, noch blühte die Hoffnung. Man glaubte gleich anfangs unter der Inselgruppe die vielgepriesene Perle der Seligen Inseln noch zu vermissen: die Insel des Brandanus*). Mit ihrer Auffindung wurde ganz ernsthaft gerechnet. Ein König von Portugal trat sie an seinen Vater ab, falls sie entdeckt würde. In einem Friedensschlusse zu Evora wird sie unter den Canarischen Inseln aufgeführt als die Insel des Brandanus, die noch nicht gefundene. Schließlich wurden die Spanier ungeduldig. Im Jahre 1526 wurde eigens zu ihrer Entdeckung eine Expedition ausgerüstet unter Fernando Alvarez, später eine zweite unter Perez de Acosta und zum letzten Male 1721 unter Gaspar Dominguez. Es blieben natürlich alle Fahrten ohne Erfolg. Seitdem hat die Wissenschaft mit der Insel des heiligen Brandanus und mit der Seligen Insel überhaupt abgeschlossen. Aus den wissenschaftlich erleuchteten Regionen des Glaubens sank die Vorstellung von ihr hinab in die Tiefe des Aberglaubens und in die Dämmerung der Volkssage. Bei den Spaniern und Portugiesen wurde sie noch lange genannt. Ihr volksthümlicher Name lautet Borondon. Die Insel hat bei jenen Völkern die Bedeutung, welche bei uns der Kyffhäuserberg hat. König Rodrigo soll sich dorthin geflüchtet haben, als die Araber sein Reich zerstörten, und der portugiesische König Sebastian, der 1578 in Marocco fiel und dessen Leichnam nicht gefunden werden konnte, soll ebenfalls auf die Insel Borondon verzaubert sein.

Aber auch in der wirklichen Welt schien ihr liebliches Bild noch einmal aufzuleuchten und zwar in ungeheurer Entfernung von der Stätte, wo man sie zuerst gesucht hatte, ja, fast bei den Gegenfüßlern der Canarier: in der australischen Südsee. Und diesmal war es ein Deutscher**), den der alte Märchenzauber der Seligen Insel berückte. In den Jahren, wo Deutschland Werthers und Lottes Schicksal beweinte, durchforschte James Cook die australische Inselwelt. Auf seiner zweiten Reise begleitete ihn Georg Forster, dessen Name in der Erdkunde einen besseren Klang behalten hat, als in der vaterländischen Geschichte. Am 16. August 1773 stieg die Insel Taheiti vor seinen entzückten Augen auf. In ihr glaubte er die wahre Insel der Seligen gefunden zu haben. Ein ewiger Frühling und ein kindlich-harmloses Volk! Hier mußte die Glückseligkeit verweilen.

Selbstverständlich konnte auch dieses Eiland auf die Dauer nicht den Glanz der Seligen Insel behalten. Wo die Fackel der Wissenschaft hinleuchtete, mußte ihr Schimmer erbleichen, und wo die fremden Eroberer hinkamen, konnte die ungemischte Freude nicht andauern. Die großen Oceane waren allmählich nach allen Richtungen durchkreuzt, für die Selige Insel blieb auf Erden kein Raum mehr. Die Dichtung der Neuzeit aber hat die von der Wissenschaft verscheuchte Insel liebevoll in ihr Reich auf-

*) Mac Gregor, S. 21.
**) Georg Forster, A voyage round the world.

genommen; die modernen Dichter haben besser an ihr gehandelt als die antiken, welche sich nicht mehr um sie kümmerten, nachdem Juba die Hunde auf ihr gefunden hatte. Und sie haben auch noch ein anderes Unrecht wieder gut gemacht.

Das ganze Alterthum und Mittelalter hindurch ist trotz der mannigfachen Dichtungen und Sagen fast nie von einem weiblichen Wesen auf der Seligen Insel die Rede gewesen. Die Dichter jener Zeiten erzählen weder, daß eine Frau auf der Seligen Insel gewohnt habe, noch, daß die Männer dort eine gesucht hätten*).

Homer nennt nur Männer und rühmt den frischen Windhauch, Hesiod redet nur von Helden und lobt die köstliche Nahrung, und Pindar schaut mit sel'gem Dichterauge die goldenen Blumen, weiß aber von Frauen Nichts zu berichten. Sertorius und Horaz dagegen sehnten sich auf der Seligen Insel vor Allem nach Ruhe und der Infant von Spanien nach einem Königreiche. Daß endlich der heilige Brandanus auf seiner Insel von Frauen Nichts gesehen hat, ist noch am begreiflichsten. So ist die ganze alte und mittelalterliche Geschichte der Seligen Insel nur ein neuer Beweis von der Zurücksetzung, unter der das weibliche Geschlecht in vergangenen Zeiten zu leiden hatte. Die Dichtung der Neuzeit hat dieses Unrecht, wie gesagt, wieder gut gemacht. Man könnte sagen, sie hat es zu gut gemacht. Es dürften sich wenigstens unter den zahlreichen Dichtungen dieser Periode, welche auf die Selige Insel Bezug nehmen, nur wenige finden, wo sie nicht ausschließlich als eine Stätte der Liebesseligkeit dargestellt wäre, d. h., die moderne Insel der Seligen ist ohne die Frau überhaupt nicht gedacht worden. Die großen Dichter des 16. Jahrhunderts, der Portugiese Camoens und der Italiener Tasso, sind meines Wissens die Ersten, welche mit bewußter Willkür das Phantasiebild einer Seligen Insel schufen. Bei Camoens**) läßt Venus ein Wundereiland aus dem Meere aufsteigen, auf welchem die aus Indien heimkehrenden Helden die Wonne genießen sollen, deren Göttin sie ist.

> Dort sollen holde Meerjungfrauen empfangen
> Die Ritter, ihres Muthes froh beruhigt,
> Mit Reigen und mit Tanze, der Verlangen
> Geheimer Lieb' einflöß' in jede Brust.
>
> — — — — — — — — — — — — —
>
> Drei Hügel, schön und anmuthvoll, erhoben
> Sich himmelan in zauberischer Pracht,
> Von Blum' und Gras in buntem Schmelz umwoben
> Im Eiland hier, das heit're Wonn' umfacht.

*) Die Sage von einer Vermählung des Achilles auf einer Seeinsel, sei es im Ocean, sei es an der Donaumündung, mit einer Heroine, ist so unsicher überliefert, daß sie für unsere Betrachtung nicht in's Gewicht fällt.

**) Camoens, Lusiad. IX 22 u. 54.

Der Quellen Bäche, klar und lauter, stoben
Vom Gipfel, der in sattem Grüne lacht,
Und leis' hinabhüpft über weiße Kiesel
Voll Melodie ihr flüchtiges Geriesel.

Tasso*) verlegt den Schauplatz der Liebesseligkeit zwar wieder zurück auf die bekannten Seligen Inseln, aber er beschränkt sie auf den höchsten Bergesgipfel derselben, also wohl auf den Pic von Teneriffa. Dort oben blüht, fern vom Wohnsitze der Menschen, der Zaubergarten der Armida.

Ein Vogel zeigt sich hier; ihn schmückt vor allen
Des Schnabels Purpur, des Gefieders Pracht,
Und alle Töne, die der Kehl' entwallen,
Sind wie von Menschenzung' hervorgebracht.
O siehe, sang er, wie die zarte Rose
Jungfräulich dort der grünen Knosp' entsteigt,
Erst halb enthüllt und halb versteckt im Moose
Und schöner nur, je minder sie sich zeigt.
— — — — — — — — — — — — — —
Pflückt denn die Ros' und laßt uns Kränze winden
Am heitern Morgen, vor des Mittags Glühn!
Pflückt Amors Rose! Liebt, da Gegenliebe
Noch lohnen mag des Herzens süßem Triebe!

Tasso rechnete, wie einst Vergil, mit den geographischen Kenntnissen seiner Zeit, und darum mußte die Seligkeit sich auf den höchsten Bergesgipfel der Inseln flüchten, die ehemals ganz und gar für selig gehalten wurden.

Aber auch der Pic**) von Teneriffa blieb den Menschen nicht unzugänglich und konnte darum auf die Dauer ebensowenig den Zauber der Seligen Insel bewahren, wie der Olymp die Herrlichkeit der homerischen Götter. Schiller***) dichtete daher für eine größere Zukunft, wenn er die Liebesinsel gänzlich von der Erde entschwinden und zum Himmel emporsteigen ließ. „Auf einer Insel in des Aethers Höhen hab' ich gelebt!" sagt Max Piccolomini, als er die Seligkeit schildern will, zu der ihn Theklas Liebe entzückt hat. „Auf einer Insel in des Aethers Höhen!" Max war eine schwärmerische Natur, und es lag nicht in seiner Redeweise, uns eine genauere astronomische Bestimmung dieser Insel zu geben. Wollen wir aber seinen Gedanken nachgehen und am Himmelszelt eine Stätte für die Selige Insel suchen, so würde der Mond in Anbetracht des hohen Ansehens, welches er von jeher in der Poesie genossen hat, der Nächste dazu sein. Sein schmerzenlösender Schimmer, sein feuchter Nebelglanz hat immer eine stille Sehnsucht erweckt, ähnlich wie die Selige Insel im Atlantischen Ocean, so lange dessen Wasserfläche den Menschen noch ein unerforschtes Geheimniß war. Und in den sonderbaren Schattenzügen, die wir auf der vollen Scheibe des Mondes

*) Tasso, Ger. lib. XVI. 13.
**) Mac Gregor, 251 und 252.
***) Schiller, Wall., Piccol. III 4.

wahrnehmen, hat das Auge eines italienischen Dichters*) schon längst die Linien zweier Antlitze erkannt, die mit dem Munde sich berühren. Das konnte ja fast ein sichtbarer Beweis dafür sein, daß die Selige Insel auf dem Monde zu suchen ist. Aber auch dieser Glaube ist heutzutage schon wieder gestört. Die Menschen haben sich in dem Monde noch ärger getäuscht als in den Canarischen Inseln. Mit unseren Fernröhren haben wir ihn leider nur zu genau kennen gelernt. Goethe nennt ihn noch ein Bild der Zärtlichkeit, Klopstock einen Gedankenfreund. Die neuesten Dichter werden sich hüten, so Etwas zu sagen; sie dichten auf naturwissenschaftlicher Grundlage, sie wissen, daß der Mond eine Sternleiche, ein starres Todtenfeld, eine grausige Lavawüste ist: der eignet sich nun auch nicht mehr zu einem Zufluchtsorte für die Selige Insel. Der Weltenraum ist jedoch noch unendlich groß, und sie könnte zu Sternen entfliehen, auf denen sie wohl auf ewig vor unseren Fernröhren sicher ist.

Ob nun in jenen Räumen, deren Entfernungzahlen unserer Vorstellungskraft spotten, eine Stätte des reinen Glückes zu finden ist, das ist für unsere heutige Zeit keine brennende Frage. Wir verhalten uns zur Seligen Insel etwa wie die Menschen im ausgehenden Alterthume: wir kümmern uns nicht um sie. Wer könnte aber bestreiten, daß ihr Begriff auch einmal wieder eine lebendig wirksame Vorstellung werden könnte? Und wenn für die menschliche Erkenntniß sich ein neues Zwischenreich von halb bekannter, halb verhüllter Weltgegend gebildet hat, so wird die vordringende Wissenschaft wohl auch wieder ihr altes Amt verrichten müssen, nämlich, die Wunschbildung der Phantasie zu zerstören. Es wäre verkehrt, sich durch die Einsicht in diesen regelmäßigen Verlauf der Dinge pessimistisch stimmen zu lassen. Auch der Irrthum hat eine Realität. Mögen auch alle neugebildeten Vorstellungen von dem Vorhandensein einer vollkommenen Seligkeit von der Wissenschaft als Trugbilder erkannt werden, so bleibt doch die Kraft, jene irrthümlichen Vorstellungen zu erzeugen, ein um so größeres Geheimniß und dem Menschen vielleicht ein höherer Besitz, als die sinnliche Erfüllung derselben ihm hätte werden können.

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre.
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor**).

---

*) Hier muß ich um Nachsicht bitten. In einem Aufsatze über die Sagen vom Bilde im Monde habe ich die Entdeckung, die der italienische Dichter gemacht zu haben glaubte, gelesen, kann aber den Aufsatz, der auch den Namen des Dichters enthielt, nicht wieder finden.

**) Schillers Gedichte, Die Worte des Wahns.

Der Angriff zur See auf Constantinopel und der heutige Stand der Befestigungen des Bosporus.

Von

Oberstlieutenant A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Die in neuester Zeit aufgetretenen mannigfachen Erörterungen des russischen Angriffs zur See auf Constantinopel und die fast allerseits bejahend beantwortete Frage, ob die Schwarze-Meer-flotte Rußlands im Stande sei, den heutigen Bosporusbefestigungen gegenüber die Durchfahrt durch den Bosporus und die Einfahrt in's goldene Horn zu erzwingen, die türkische Flotte zu vernichten und Constantinopel mit einem Bombardement zu bedrohen und derart zum Mindesten die Meerengen-Angelegenheit mit einem Schlage zu lösen, verliehen unserem seit lange gehegten Wunsche, nicht nur die antiken Reste der alten Hauptstadt des oströmischen Kaiserreichs und die heutige prächtige Metropole des osmanischen Ländergebietes zu sehen, sondern auch deren militärische Situation aus eigener Anschauung kennen zu lernen, einen neuen Impuls, und ein in dieser Absicht unternommener längerer Aufenthalt in der Hauptstadt der Türkei bot uns Gelegenheit, sowohl die zur Zeit vorhandenen Befestigungen des Bosporus wie auch diejenigen der befestigten Linien von Tschataldja im Westen Constantinopels und das Brialmont'sche Project zum Gegenstand näherer Studien zu machen. Es erscheint daher vielleicht nicht ohne Interesse, wenn wir das Resultat derselben bezüglich der Befestigungen des Bosporus und der erwähnten Frage im Folgenden zur Darstellung bringen, und darf dasselbe vielleicht deshalb einige Beachtung beanspruchen, da es auf Autopsie und Informationen an Ort und Stelle beruht und die Ausführung der Brialmont'schen Projecte noch in weitem Felde liegt.

Die in politischer, strategischer und commerzieller Hinsicht unvergleichliche geographische und örtliche Lage Constantinopels, des alten Byzanz,

verdankt ihre hohe Bedeutung für zwei Welten nicht nur dem Umstande, daß sie gleichzeitig Europa und Asien berührt, sondern auch der vortrefflichen Verbindung mit den drei großen, diese Continente bespülenden Meeresbecken des Aegeischen, Mittelländischen und Schwarzen Meeres durch die beiden für die größten Kriegs- und Handelsschiffe passirbaren Straßen des Bosporus und der Dardanellen. So wichtig nun auch beide Meerengen für die kriegerische Action des türkischen Reichs nach außen, heute allerdings besonders nur als Truppen- und Kriegsmaterial-Transportwege, sind und waren, sei es in neuerer Zeit bei dem Angriff der Türken und ihrer Aliirten auf das russische Reich gegen Sebastopol, sei es zu Anfang dieses Jahrhunderts für die Bekämpfung griechischer Erhebungen, oder in älterer Zeit für die Beherrschung der Levante, so bilden und bildeten sie doch gleichzeitig die natürlichen und kürzesten Annäherungswege für feindliche Heere tragende Flotten zum Angriff auf den östlichen Theil der Balkanhalbinsel und die Hauptstadt Constantinopel, von den Zeiten des Darius und Constantins des Großen an und später denen der Genuesen und Venetianer bis zu der 1453 erfolgten Einnahme von Byzanz durch die Türken unter Sultan Mahomed II. und dem Zuge des britischen Geschwaders unter Admiral Duckworth durch die Dardanellen und dem Erscheinen dieses Geschwaders im Jahre 1807 vor der Hauptstadt. In diesem langen, weit über tausendjährigen Zeitraum wurde die begehrenswerthe Stadt nicht weniger als neunundzwanzig Mal belagert und acht Mal erobert, und die zur Vertheidigung ihrer beiden Hauptzugangswege, des Bosporus und der Dardanellen, angelegten Befestigungswerke fanden daher schon früh ihre Entstehung und Weiterentwickelung.

Von der starken, mit hohen Thürmen versehenen Theodosianischen Ringmauer, welche in Erneuerung der alten im Jahre 447 vom Präfecten Kyros Constantin in doppelter Anlage um die eigentliche Stadt errichtet wurde, ist heute auf der Westseite Stambuls noch eine über eine deutsche Meile lange Strecke vorhanden, welche jedoch, zum Theil verfallen und mehrfach Lücken und weder ein freies Schußfeld, noch Vertheidigungsvorrichtungen aufweisend, selbst als bloße Enceinte keinen fortificatorischen Werth mehr besitzt. Dagegen ist man seit dem letzten russisch-türkischen Kriege zu einer neuen vorgeschobenen Befestigung der Stadt auf der europäischen Landseite geschritten, und die Befestigungen Constantinopels und seiner Hauptzugangswege lassen sich daher heute in vier Hauptgruppen: die Befestigungen des Bosporus, die der Dardanellen und diejenigen einiger, die an sich offene Stadt in unmittelbarer Nähe auf der West- und Nordseite umgebender, übrigens völlig veralteter und verfallener Schanzen und heute ziemlich werthloser Defensionskasernen, sowie die weiter vorgeschobene befestigte Vertheidigungsstellung der Linie von Tschataldja am Laufe des Karasu Dere zwischen den Seen von Tschekmedjeh und Derkus unterscheiden.

Dem Zweck und den Grenzen unserer Darstellungen entsprechend, be-

schränken wir uns auf die kurze Beschreibung der wichtigsten Annäherungslinie des traditionellen Gegners der Türkei, Rußlands, zur See, der des Bosporus, dessen Forcirung heute fast allerseits im Hinblick auf die starke Panzerung der mächtigsten Schiffe der russischen Flotte des Schwarzen Meeres, welche der Wirkung der schwersten, mit wenig Ausnahmen bis jetzt am Bosporus aufgestellten Geschütze trotzt, für absolut möglich gehalten wird.

Der Bosporus, jene etwa 30 km lange Meeresenge, in welcher die Wasser des Schwarzen Meeres in unausgesetzt starker Strömung (von vier Knoten) nach dem Marmara-Meer fluthen, ist an seiner Mündung in's Schwarze Meer, sowie an seinen übrigen breitesten Stellen bei Böjükdere und Indschir Kjöi und an seiner Mündung in's Marmara-Meer etwa eine halbe Meile breit, an seinem schmalsten Theile bei Alkynty Burnu und Scheitan Burnu beträgt seine Breite jedoch nur 550—600 m. Die Tiefe der Meerenge beträgt in der Mitte ihres Laufs im Durchschnitt 30 bis 50 Faden oder 180—300 Fuß und nur stellenweise 20 Faden, eine Tiefe, welche auch der sich am Südende des Bosporus in norwestlicher Richtung von ihr abzweigende 6½ km lange durchschnittlich 500 m breite Meeresarm des Goldenen Horns größtentheils besitzt. Selbst in der Nähe der Ufer beträgt die Tiefe des Bosporus fast überall mindestens 10 Faden, so daß die größten Kriegsschiffe die Meerenge ungehindert befahren können. Die Breite des Bosporus gestattet überall, stark gepanzerten Schiffen gegenüber entsprechend starke Kaliber in gehöriger Anzahl vorausgesetzt, die Beherrschung seines Fahrwassers durch Geschützfeuer vom europäischen und kleinasiatischen Ufer her; jedoch macht die starke Strömung die Verwendung von verankerten, sowie von abgefeuerten Torpedos sehr schwierig, nach Annahme Einiger überhaupt nicht angängig.

Die derzeitigen Befestigungen des Bosporus bestehen aus zwei durch eine Entfernung von etwa 3 km von einander getrennten Gruppen von offenen Strandbatterien und einer Anzahl völlig veralteter Fortbefestigungen und Castelle. Die Batterien sind sämmtlich einfache offene, durch keine Betonirung oder Panzerung oder Panzerthürme verstärkte Erdwerke, aus denen die Geschütze über Bank feuern, jedoch sind gemauerte Unterstände, Geschoßladeräume und gesicherte Munitionsmagazine in ihnen vorhanden. Die Forts und Castelle zeigen mit Ausnahme desjenigen von Kiretsch Burnu auf den Uferhöhen dicht nördlich Therapia ein Erdwerk, durchgehends ungedecktes Mauerwerk und sind mit veralteten, größtentheils glatten Vorderlader-Geschützen in, wie verlautet, starker Anzahl und von allerdings zum Theil starkem Kaliber armirt.

Die nördliche, am Eingange des Bosporus gelegene Befestigungsgruppe besteht aus den einander in einer Entfernung vor 4 km gegenüber liegenden Werken: Fort Rumeli Fener und der Batterie von Anadoli Fener. Die mangelhafte und im Verhältniß zu derjenigen einer Angriffsflotte schwache Armirung dieser Werke ist nicht im Stande, die Einfahrt einer feindlichen

Flotte in den Bosporus zu hindern, und die veraltete Geschützausrüstung der beiden 9 bzw. 4½ km von der Einfahrtslinie zum Bosporus westlich bzw. östlich gelegenen Küstenforts von Riva und Kilia vermag schon in Anbetracht dieser Entfernungen den Geschützkampf der ersteren nicht wirksam zu unterstützen. Die ferneren Befestigungen der Gruppe auf dem europäischen Ufer sind die Batterien von Papas, das Fort und die Batterien von Karybdsche und die Batterien von Bojuk Liman; auf dem asiatischen Ufer: das Fort und die Batterien von Poiras und die Batterie von Fil Burnu. Die Gruppe hat eine Maximallängen-Ausdehnung von nahezu 1 deutschen Meile (6½ km) und eine Breite von 2300 m bis ca. 4 km. Die zweite 2½ km südlicher gelegene Befestigungsgruppe besteht aus den auf 1600 m einander gegenüber liegenden, wie erwähnt, völlig veralteten Castellen von Rumeli und Anadoli Kawak. Ferner auf dem europäischen Ufer aus den Batterien von Teli Siratasch, Mezar-Burnu und dem Fort Kiretsch Burnu, sowie einer Batteriestellung bei Alti-Agatsch; auf dem asiatischen Ufer aus der starken Batterie und dem Fort Madjar Kalessi und der Batterie von Seloi. Die Gruppe besitzt eine Längenausdehnung von 5½ km und eine Breite von 600 m bis 3 km. Weiter südlich befinden sich in einer Entfernung von 5 km vom südlichsten Werk der zweiten Gruppe die Batteriestellungen von Balta Liman und Kandlidsche Kalessi, an der schmalsten zwischen Scheitau Burnu und Alcynty Burnu gelegenen Stelle des Bosporus, an welcher Darius auf seinem Zuge gegen die Scythen die Meerenge überbrückte. Dieselbe besitzt hier nur eine Breite von 550 m, und hier soll, wie wir vernahmen, für den Fall eines Angriffs auf Constantinopel auf dem Seewege, trotz der hier besonders starken Strömung des Bosporus, die von namhafter fachmännischer Seite für unmöglich erklärte Sperrung desselben durch eine Torpedosperre beabsichtigt sein, deren Anlage man bisher und wohl auch künftig vielmehr zwischen Anadoli Kawak und der Teli-Batterie, oder zwischen Fil Burnu und Bojuk Liman bzw. der Selvi-Batterie und Fort Kiretsch Burnu annehmen dürfte und darf. Ueber die Armirung der Batteriestellungen von Balta Liman und Kandlydsche, welche, in Anbetracht des bei einem plötzlichen Anfall auf Constantinopel aller Voraussicht nach nicht rechtzeitigen und erfolglosen Eingreifens der türkischen Flotte, allein diese Sperre — sollte ihre Herstellung überhaupt gelingen — einigermaßen zu vertheidigen gestatten würde, so daß ihre Torpedos vom Gegner nicht ohne Weiteres durch Torpedojäger zerstört oder auf andere Weise zur Explosion gebracht oder beseitigt werden könnten, verlautete jedoch Nichts. Eine mit sechs Geschützen armirte Batteriestellung befindet sich ferner noch am Arsenal von Tophane in Constantinopel selbst, und die hier in großer Anzahl in Bereitschaft liegenden Geschützrohre und Laffeten starker Kaliber, sowie die Configuration und Beschaffenheit des Strandes bieten Gelegenheit, diese Artillerie-Aufstellung im gegebenen Moment sehr beträchtlich zu verstärken. Allerdings müßte dazu eine längere Zeit, wie die 1—¾ Stunden

geboten sein, innerhalb welcher, wie angenommen wird, die Durchfahrt der russischen Panzerflotte durch den Bosporus bis vor Constantinopel völlig überraschend zu erfolgen vermag. Was die Armirung der Batterien der beiden erwähnten Gruppen betrifft, so zählten wir 72 in Batterie stehende moderne Krupp'sche Geschütze, ein Ergebniß, welches mit der Angabe eines Artikels der Intern. Revue: La question d'Orient et la défense de Constantinople, nahezu völlig übereinstimmt. Von demselben befinden sich, wie bereits von anderer Seite constatirt wurde, bei Therapia (Alti Agatsch) vier 15 cm-Geschütze — das Fort Kiretsch Burnu scheint, so viel wir zu erkennen vermochten, mit vier 21 cm-Geschützen armirt zu sein — ferner in Siratasch drei 24 cm-, zwei 21 cm- und ein 15 cm-Geschütz; in Madjar Kalessi zwei 28 cm-, drei 26 cm-, fünf 24 cm- und zwölf 15 cm-Geschütze (wir zählten 22 Geschütze); in Fil Burnu sechs 15 cm-Geschütze. Ueberdies waren die seit langer Zeit projectirten Geschützaufstellungen von vier 24 cm-Geschützen bei Anadoli Kawak, von zwei 35 cm bei Rumeli Kawak, und andere bis auf die vier 21 cm-Mörserbatterien für Anadoli Kawak augenscheinlich durchgeführt, und die Batterien bereits durch Geschütze aus den Daranellen-Befestigungen verstärkt. Seit dem im Jahre 1892 erfolgten Erscheinen der ihrer Zeit nicht nur in fachmännischen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregenden Schrift: „Darf Rußland einen Angriff auf den Bosporus wagen," ist somit eine beträchtliche Verstärkung der Armirung der Bosporusbefestigungen mit modernen Krupp'schen Geschützen eingetreten, mmerhin jedoch eine, der Anzahl der schweren Kaliber nach, ungenügende, um in Anbetracht der geringen möglichen Schußzahl mit Sicherheit auf das Durchschlagen der 35½—45¾ cm starken Panzer der mit 15 Knoten Geschwindigkeit den Bosporus durchfahrenden Schwarzen-Meer-Flotte rechnen zu können, während zugleich die Batterien selbst gegen die Wirkung der schweren, hinter Deckung feuernden Geschütze der Panzerschiffe, sowie die ihrer Schnellfeuergeschütze, Mitrailleusen und sonstigen Hilfsarmirung nach wie vor ohne jeden verstärkten materiellen Schutz geblieben sind.

Man kann überdies, abgesehen von ihren verschiedenen Kalibern und der örtlichen Gruppirung die den Bosporus vertheidigenden Batterien und Geschütze auch in solche, welche die Meerenge — bei nicht ausgeschlossenem Schrägfeuer — vornämlich der Länge nach bestreichen, wie dies bei den Geschützen von Kiretsch Burnu und der Batterie von Alti Agatsch, sowie der linken Flanke der Teli-Batterie und der Batterie von Karibdsche Kalessi und einzelnen Geschützen der übrigen Batterien der Fall ist, und solche, welche den Meeresarm der Breite nach und in schräger Richtung unter Feuer nehmen, eintheilen. Das Letztere ist bei den übrigen aufgeführten Batterien der Fall, und in Anbetracht dessen, daß die Hauptfeuerwirkung der Schiffsgeschütze ebenfalls auf der Breitseite oder in schräger Richtung liegt, muß dieser übrigens auch durch die Terrainconfiguration angezeigte Theil der Anordmung der Batterien als richtig bezeichnet werden.

Den drei zuerst genannten Längsbestreichungsbatterien fällt vorwiegend die Aufgabe zu, den Kampf mit den Bug- und den Thurmgeschützen des eindringenden Geschwaders aufzunehmen, selbstverständlich ohne eintretenden Falls auf den Kampf mit den Breitseitgeschützen zu verzichten, während die übrigen Batterien vornehmlich die schweren Batterie-, Schnellfeuer- und leichten Geschütze 2c. der Panzerschiffe, unter entsprechender Beantwortung etwa enfilirenden Bug- und Thurmgeschütz-Feuers derselben, zu bekämpfen hätten. In Anbetracht der mächtigen voraussichtlichen Wirkung der schweren Schiffsgeschütze und der mittleren und leichten Kaliber, sowie des wenigstens stellenweise bei einem raschen Durchfahrtsversuch zu erwartenden Enfilirfeuers gegen die Strandbatterien fiel uns der Mangel fast jeglicher Traversen dieser wie erwähnt fast durchgehends über Bank feuernden Batterien auf. Dieselben machen in der That, was ihre äußere Anordnung in fast jeder Beziehung betrifft, der heutigen Wirkung der panzergedeckten Schiffsgeschütze und der Schnellfeuergeschütze gegenüber einen höchst primitiven Eindruck. Nun ist zwar der Transport einer Anzahl der schweren Kaliber, welche genügende Durchschlagskraft zur Durchbringung der russischen Schiffspanzer besitzen, von der Dardanellenbefestigung nach derjenigen des Bosporus von der Pforte verfügt und, wie erwähnt, zum Theil bereits durchgeführt; allein es ist sehr auffallend, weshalb der in Anbetracht der Nähe der russischen Schwarzen-Meer-Flotte empfindlichste Zugang Constantinopels, der Bosporus, nicht schon früher mit den stärkeren Geschützen dotirt wurde, und weshalb dieselben keinen Panzerschutz in Panzerthürmen, Panzerständen oder sonstiger Anordnung erhielten, noch, wie es scheint, erhalten. Nur die finanziellen Verlegenheiten der Pforte dürften den Grund dieser Erscheinung bilden, oder man rechnet türkischerseits auf die Wirkung des Senkfeuers der Geschütze der alten Forts und Castelle und auf dasjenige der Strandbatterien gegen das nur 64—76 mm starke Panzerdeck der russischen Schiffe. Die Batterien befinden sich sämmtlich mit Ausnahme derjenigen von Kiretsch Burnu und derjenigen der Forts und Castelle in einer Höhe von ca. 10—12 m über dem Niveau des Bosporus. Nur wenige Batterien, wie erwähnt, z. B diejenigen von Madjar Kalessi und Fort Rumeli Kawak, sind zur Zeit vorhanden, deren Kaliber von 28 und 35 cm bei gutem Treffen die 35 1/2—45 3/4 cm starken Gürtelpanzer- und 30—35 1/2 cm starken Thurmpanzerplatten der Panzerschiffe der Schwarzen-Meer-Flotte zu durchschlagen gestattet; eine Sicherheit für die Abwehr eines Angriffs dieser Flotte ist daher auch in Anbetracht der fehlenden Erwiderung des Feuers der Schnellfeuer- und leichten Geschütze der Panzerschiffe, besonders bei einem nächtlichen raschen Vordringen der ersteren, keineswegs vorhanden. Zwar haben die neuesten Ereignisse auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz gezeigt, daß eine durch Panzerung geschützte Artillerie im Seegefecht aus diesem Grunde allein die Ueberlegenheit im Artilleriekampf nicht besitzt, sondern daß es vor Allem auf das Geschick und die Energie in der Durch-

führung dieses Kampfes, auf die richtige Handhabung und Verwendung der Geschütze und die geschickte Leitung ihres Feuers, sowie namentlich auch auf die Wirkung der Schnellfeuergeschütze ꝛc. in diesem Kampfe ankommt, um den Sieg zu erringen, so daß auch, wie die Dinge heute liegen, sowie bei späteren Aenderungen und Verstärkungen der Armirung der Bosporus-befestigungen immerhin die beiderseitige Gewandtheit in der Durchführung dieses Kampfes wesentlich mitsprechen würde, allein es muß nochmals hervorgehoben werden, daß die panzergedeckten russischen Schiffsbatterie- und Thurmgeschütze gegenüber den durchweg über Bank feuernden Geschützen der Bosporusbatterien, sowie auch ihrem stärkeren Kaliber nach, außerordentlich im Vortheil sind. Zugleich vermögen die leichten und Schnellfeuer-Geschütze die offenen Strandbatterien mit einem Hagel von Geschossen zu überschütten, der, ohne entsprechend wirksam erwidert werden zu können, ihre Bedienung bald außer Gefecht setzen würde. Bei Nacht gestaltet sich der letztere Gefechtsact bei türkischerseits, weil stabil, leichter richtig zu placirenden Scheinwerfern, welche die Strandbatterien im Dunkeln lassen, vielleicht in dieser Beziehung günstiger für diese, während andererseits jedoch die vielleicht nicht immer von den Scheinwerfern genügend erhellte Dunkelheit das rasche Vorbeifahren der Schiffe an den Strandbatterien unter weniger intensiver Beschießung derselben begünstigen kann. Auf das Moment der völligen Ueberraschung bauen Diejenigen, welche den russischen Flottenangriff auf Constantinopel mit einer 1 bis 5/4 stündigen Durchfahrt des Bosporus für möglich und des Gelingens gewiß erklären, ihre Ansicht wesentlich auf; allein von einem völlig unerwarteten Hereindampfen der russischen Flotte in den Bosporus, sei es, daß dieselbe bereits etwa zu Manöverzwecken versammelt ist, wie von mancher Seite angenommen wird, sei es, daß dieselbe unvermuthet den Befehl zur Einfahrt erhält, und, wie an anderer Stelle angenommen wurde, unter dem Schutze der Dunkelheit überraschend in den Bosporus dringt, kann unseres Erachtens, wie die Verhältnisse thatsächlich liegen, nicht ernstlich die Rede sein, da Kriege heute zwar sehr rasch ausbrechen, die politische Situation jedoch vorher stets eine derartige Spannung erhält, daß ein Einbruch in fremde Gewässer und ein fremdes, immerhin noch mächtiges Reich, wie etwa seinerzeit derjenige der Engländer in den Sund und gegen Kopenhagen und das Bombardement Alexandriens, welchem ein politischer Conflict voranging, als ausgeschlossen gelten muß. Beim geringsten Anzeichen einer kritischen Situation werden daher die politischen Agenten der Pforte in Rußland auf die kriegerischen Maßnahmen dieses Reiches in noch erhöhtem Grade aufmerksam sein, und wird die Besatzung der Bosporus-befestigungen eine noch schärfere Wachsamkeit entfalten wie diejenige, deren sie sich bereits heute befleißigt. Wir bemerkten bei Karibdsche Kalessi unweit der Mündung des Bosporus in's Schwarze Meer ein Lager von 32 Zelten zu je 15 Mann, mithin für ca. 480 Mann, welche hier Jahr aus, Jahr ein außer den Besatzungen der Batterien, die in ihnen nahe gelegenen

Casernements untergebracht sind, Wache halten. Ueberdies liegt in der Regel vor Rumeli Kawak, seltener in der Bucht von Böjückdere, ein türkisches Kriegsschiff, welches binnen kürzester Frist das Herankommen einer schon den türkischen Handelsdampfern nicht unbemerkt bleibenden russischen Flotte zu recognosciren vermag. Mit dem Moment, wo daher die Gefahr eines Angriffs droht, dürften für die Nacht die Scheinwerfer der türkischen Batterien in unausgesetzte, den Bosporus aufklärende Thätigkeit treten, so daß selbst bei völlig dunkeln stürmischen Nächten ein unbemerktes und unbekämpftes Eindringen feindlicher Schiffe dort ausgeschlossen erscheint. Auch vermögen, selbst wenn, wie dies fast gewiß ist, keine größere Anzahl türkischer Kriegsschiffe, die zum weitaus größten Theil in die erste Reserve gestellt, im Goldenen Horn liegen, zur Hand ist, rasche Handelsdampfer beim Eintreten der politischen Spannung jederzeit vor die Mündung des Bosporus entsandt zu werden, um dort die Annäherung der russischen Flotte zu erkennen und zu melden. Eine völlige Ueberraschung der Türkei seitens Rußlands durch einen derartigen Angriff halten wir daher, ganz abgesehen von der derzeitigen, einen Conflict beider Mächte ausschließenden politischen Situation, für ausgeschlossen. Zu einem Geschütz- und Torpedo-Kampf zwischen der Angriffsflotte und den türkischen Strandbatterien, Torpedo-Booten und Sperren aus unter Wasser schwimmenden, gut verankerten, oder mit frei schwimmenden Torpedos dürfte es jedenfalls kommen, bei dem allerdings die Chancen, besonders des ersteren, wie die Dinge heute liegen, völlig zu Gunsten der Schwarzen-Meer-Flotte sind. Hierfür spricht noch ein anderer gewichtiger Umstand. Die Batterien und Werke, welche die nördliche Einfahrt des Bosporus vertheidigen, liegen in ihren beiden Gruppen, wie erwähnt, auf eine Längenausdehnung von 6 1/2 bzw. 5 1/2 km vertheilt und sind durch einen Zwischenraum von 2 1/2 km von einander getrennt, so daß ein vereinigtes sicheres und wirksames Feuer aller und selbst nur des größeren Theils ihrer Geschütze gegen die vordringende Flotte nicht möglich ist. Das Brialmont'sche Project beabsichtigt daher mit Recht eine concentrirtere Anlage sämmtlicher Batterien in dem südlich der 950 m breiten Verengung zwischen Rumeli Kawak und Anadoli Kawak gelegenen Theil der Meerenge und die Aufgabe der für diesen Zweck überflüssigen.

Die Gesammtarmirung der 6 Panzerschiffe der Schwarzen-Meer-Flotte Dwjanazat Apostolow, Georgij Pobjedonosez, Frij Swjatitelja, Ekaterina II., Sinope und Tschesme, welche für den Angriff in Betracht kommen, beträgt, da die beiden nur 5—6 Knoten Geschwindigkeit besitzenden Popowkas an demselben nicht Theil nehmen dürften, in Summa vierunddreißig 30 1/2 cm-, zwei 28 cm-, sechsunddreißig 15 cm-, 48 Schnellfeuergeschütze, ca. 36 Mitrailleusen und 48 Torpedolancirrohre. Die leichteren Geschütze einiger dies Panzergeschwader begleitenden Kreuzer, Torpedokreuzer und von 20 bis 30 Torpedobooten würden, weil dieselben, da das von mancher Seite angenommene Voraussenden der Torpedoboote in Anbetracht ihres unseres

Erachtens ungesicherten Erfolges und Rückfahrt kaum anzunehmen ist, zunächst der Queue des Geschwaders folgen dürften, bei dem Artilleriekampf gegen die Strandbatterien und Forts nicht in Betracht kommen. Nach dem Urtheil fachmännischer Autoritäten, wie Kapitän Stenzel, ist das Eindringen eines Geschwaders in breiter Front in den Bosporus in Anbetracht der starken Krümmungen und der reißenden Strömung desselben ausgeschlossen, die Panzerschiffe würden daher voraussichtlich in Kiellinie mit den üblichen Abständen von 400 m in die Meerenge einlaufen, unter welche der Gefahr des Zusammenstoßes halber nicht herabgegangen werden kann. Das Panzergeschwader würde, derart formirt, da seine 6 Schiffe je 104 m lang sind, eine Gesammtlänge von ca. 2700 m besitzen, und es ist anzunehmen, daß nur die 3 ersten Fahrzeuge desselben mit ihren sämmtlichen Geschützen gleichzeitig den Kampf mit den zunächst ihnen gegenüber tretenden türkischen Batterien, denen von Papas, Karibdsche-Kalessi und Poiras, welche zusammen etwa 20 Geschütze zählen, und den alten Geschützen des Forts Rumeli Fener und der Batterie Anadoli Fener aufzunehmen vermögen. Somit würden in Summa achtzehn 30½ cm-Geschütze, achtzehn 15 cm-Geschütze, 18 Mitrailleusen und 24 Schnellfeuergeschütze, die ersteren sämmtlich aus gedeckten Batterien und Panzerthürmen gegen diese 20 über Bank feuernden Geschütze schwächeren Kalibers wirken können und allerdings gleichzeitig von den Geschützen der Batterien von Böjük Liman und Fil Burnu — die der südlichen Gruppe liegen zu weit zurück — unter wirksames Feuer genommen werden, deren Feuer sie jedoch aus ihren Bug- und Thurmgeschützen zu beantworten vermögen. Auf welche Seite bei dieser artilleristischen Ueberlegenheit an Kalibern und Deckung sich der Sieg neigen würde, erscheint wenig zweifelhaft, und nur die Massenwirkung etwa in Anatali Fener und Rumeli Fener besonders zahlreich vorhandener türkischer glatter Geschütze starken Kalibers würde vielleicht die Têtenschiffe der Angriffscolonne stark havariren, jedoch kaum kampfunfähig zu machen vermögen. Aehnliche Verhältnisse aber gelten für die weiter innerhalb des Bosporus gelegene Batteriegruppe und deren Bekämpfung durch die Angriffsflotte. Auf und in dem Mauerwerk der zahlreichen alten Schlösser und gemauerten Befestigungen, welche der Bosporus von den Genueser Schlössern bis zu den beiden Feners aufweist, vermochten wir beim genauesten Ausblick keine Geschütze in Bereitschaft über Bank oder in Scharten zu entdecken. Allein man versicherte uns, daß sie im Innern derselben vorhanden sind und ihre Aufstellung völlig vorbereitet ist. Bei dem raschen Vordringen der russischen Flotte im Bosporus, der von ihr, wie erwähnt, etwa in 1—¾ Stunden passirt werden könnte, vermögen jedoch alle nicht völlig fertigen Batteriestellungen an der Mündung und überhaupt in der Nordhälfte desselben, nicht zur Geltung zu kommen. Dagegen möchten wir bestreiten, daß, wie behauptet wird und berechnet worden sein soll, von allen Uferwerken des Bosporus zusammen höchstens 68 Schuß auf ein mit Volldampf die Meerenge durchfahrendes Panzer-

geschwader, wie das russische, abgegeben zu werden vermögen. Das Angriffsgeschwader ist in Kiellinie excl. Kreuzer und Torpedoboote, wie wir sahen, etwa 2700 m oder über $^{1}/_{3}$ deutsche Meile lang, und seine Fahrgeschwindigkeit vermag, da Schiffe verschiedener Schnelligkeit sich in ihm befinden (von 17, 16 und 15 Knoten), unter Volldampf 15 Knoten kaum zu übersteigen. Die Vorbeibewegung einer in dieser nicht übermäßig raschen Geschwindigkeit bei einer Batterie vorbeifahrenden Schiffslinie von dieser Länge erfolgt jedoch nicht so rasch, als daß nicht selbst bei Nacht, die Wirkung der Scheinwerfer vorausgesetzt, jedes Geschütz, die Ladezeit der schweren Geschütze auf ca. 2 Minuten, die der schwersten auf 3 Minuten veranschlagt, etwa 4 bezw. 3 Schuß zwar nicht auf dasselbe Schiff, allein auf ein anderes abzugeben vermöchte, denn es werden die feindlichen Schiffe, wenn die Scheinwerfer der Batterien richtig functioniren, auch nach dem Passiren der Batterien noch eine Strecke weit in deren Schußbereich bleiben.

Neue amerikanische Versuche haben ergeben, daß grau angestrichene Torpedoboote bei Nacht auf eine Entfernung von 750 m bei Verwendung der Scheinwerfer sichtbar werden. Für große Panzerschiffe kann man daher diese Entfernung auf 1 km veranschlagen. Die 2700 m lange Panzerschiffcolonne wird daher auf 1 km Entfernung von den Batterien bei Nacht für dieselben sichtbar und von ihnen beschossen werden und auf dieselbe Entfernung auch nach der anderen Seite sichtbar und unter Feuer bleiben. Bei 16 Knoten Geschwindigkeit legt ein Panzerschiff gegen 30 km in der Stunde zurück, mithin in der Minute gegen 500 m. Eine 2000 m lange Colonne bleibt somit bei 15 Knoten über 8 Minuten dem Feuer einer Batterie ausgesetzt und die 700 m lange Queue der Colonne dieselbe Zeitdauer. Ueberdies ist bei Nacht die Auffindung, Beseitigung und Bekämpfung etwaiger durch Torpedos bewirkter Hemmnisse schwieriger wie bei Tage. Bei Tage jedoch vermögen die Têtenschiffe der langen Colonne beschossen zu werden, sobald sie in wirksamen Feuerbereich gelangen, also auf ca. 2—3 km nach NO. und SW. und während des Passirens dieses Bereiches, sowie sämmtliche ihrer Schiffe auf die gleiche Entfernung, und es ist vielleicht der Zweifel gestattet, ob nicht auf Entfernungen von 500—700 m, wie zwischen Poiras und Karybdsche, die russischen Panzerplatten gegen hier demnächst aufzustellende 21 cm-Geschütze im nach Bug und Heck zu schwächeren Theil ihrer Panzerung unverwundbar sind.

Wir betonen jedoch nochmals, daß die Durchfahrt einer Angriffsflotte durch den Bosporus zwar in Anbetracht der Ueberraschungen, die die türkische Torpedoflottille und sonstige Torpedoverwendung der angreifenden Flotte bereiten können — wir erinnern wiederholt an die Wirkung frei schwimmen gelassener Torpedos und die Thatsache, daß ein Minenleger in 20 Minuten 200 m Minen zu legen vermag — nicht absolut gesichert erscheint, jedoch, wie die Dinge heute liegen, wenn eine völlige Ueberraschung gelingt, große Chancen des Erfolges besitzt. Auf die Unwachsamkeit der Batterie- und

Befestigungswachen aber bei diesem Unternehmen zu rechnen, wie dies von mancher Seite geschieht, würde unseres Erachtens ein schwerer Fehler sein, und der Angreifer wird sich unter allen Umständen auf einen heftigen Geschütz- und Torpedokampf gefaßt machen müssen. Auf ein Entgegentreten der türkischen Flotte, von der, wie erwähnt, der größte Theil in die erste Reserve gestellt, im Goldenen Horn liegt, ist bei einem in der That überraschend ausgeführten russischen Anfall nicht zu rechnen, da ihre Indienststellung zu lange Zeit erfordert; allein es ist nicht abzusehen, weshalb nicht ein Theil ihrer sehr rasch gefechtsbereit zu machenden 22 Torpedoboote, welche in der Regel ebenfalls größten Theils im Goldenen Horn an der Werft vor Anker liegen, zur Vertheidigung des Bosporus, dessen starke Strömung auf nahe Entfernungen die sichere Wirkung der Torpedos nicht ausschließt, rechtzeitig herangezogen werden könnte. Was jedoch die Vorbedingung zum Gelingen des Ueberfalls, die völlige Ueberraschung der Pforte durch diesen politisch-militärischen Einbruch betrifft, so bestreiten wir die Möglichkeit, daß dieselbe eintritt. Ein derartiger völlig völkerrechtswidriger Ueberfall, dessen angestrebter Zweck die Interessen der Westmächte und das politische Gleichgewicht Europas überhaupt auf's Empfindlichste verletzen und — möge die Pforte ihm momentan erliegen oder nicht — die bewaffnete Intervention jener Mächte aller Voraussicht nach zur Folge haben würde, gehört unseres Dafürhaltens in's Gebiet der Gewaltstreiche früherer Jahrhunderte. Die tiefe Ruhe und das Schweigen, in welche sich das türkische Seraskierat hinsichtlich der seit einigen Jahren brennenden Tagesfrage des Ueberfalls von Constantinopel hüllt und die nach Außen bis jetzt nur durch die Nachricht vom Transport schwerer Kaliber der Dardanellenbefestigungen nach dem Bosporus unterbrochen wurde, ist schwer begreiflich; allein in der Türkei hüllt sich, wie Jeder, der sich dort einige Zeit aufhält, erkennt, Manches in Geheimniß, was jedoch nicht ausschließt, daß unter dem Schutze desselben bei ernsten Fragen das Erforderliche, hier besonders die Anlage von Torpedosperren — wir erinnern an die ungeahnte Machtentfaltung der Türkei im Jahre 1877/78 — vorbereitet ist. Nichts könnte jedoch der Pforte erwünschter sein, als wenn bei einem Kriege mit Rußland die Schwarze-Meer-Flotte in dem scheinbar völlig ungenügend vertheidigten Bosporus durch im gegebenen Fall rasch und geschickt entfaltete Sperr- und sonstige Vertheidigungsmaßregeln ihr Sinope fände. Jedoch wir geben die Möglichkeit des Forcirens der Durchfahrt des Bosporus, so wie die Dinge heute liegen, zu und wenden uns nun zu dem vielfach ventilirten gefürchteten Angriff der russischen Torpedoflotte auf die türkische Flotte im Goldenen Horn und das Bombardement von Constantinopel, von deren Durchführung bezw. Androhung man die Unterwerfung der Pforte unter die Bedingungen der Angreifers erwartet.

In der bereits erwähnten Schrift: „Darf Rußland einen Angriff auf den Bosporus wagen?“ ist der Angriff der russischen Schwarzen-Meer-Flotte

auf die Meerenge derart gedacht, daß derselbe im Verein mit einer Landung von Feldtruppen in den Buchten von Riva und Kilia erfolgt und der Panzerflotte nicht sowohl, wie andere Autoren dies annehmen, die Aufgabe der Erzwingung der Durchfahrt durch den Bosporus, wie diejenige, im Verein mit dem Landungscorps der Befestigungen desselben Herr zu werden, zugewiesen ist, um der Torpedoflotte, welche allein den Angriff auf die türkische Panzer- und Torpedoflotte im Goldenen Horn und mit ihr zugetheilten, mit stärkeren Geschützen armirten Kanonenbooten oder Kreuzern die Zerstörung des Arsenals von Tophane, der kaiserlichen Pulverfabrik bei San Stefano, der ottomanischen Bank, der Bahnhöfe, der Gasfabriken ꝛc. und die Unterbrechung der Verbindungen in Constantinopel ausführen soll, den Rückweg zu sichern. Der Autor nimmt an, daß auch die Torpedoflotte in Anbetracht ihrer kleineren Zielflächen ebenso wie die Panzerschiffe durch die Bosporusbefestigungen heil hindurch gelangen wird, und die erwähnten amerikanischen Versuche haben in der That dargethan, daß grau angestrichene Torpedoboote bei Nacht erst auf eine Entfernung von 750 m bis 900 m durch die elektrischen Scheinwerfer erkennbar gemacht werden; allein da die russische Torpedoboot-Flottille der türkischen 22 Fahrzeuge starken mindestens an Zahl gewachsen gegenüber treten muß, so würde die Länge der Torpedoboot-Colonne, auch wenn dieselbe in zwei Reihen neben einander vorgehen sollte, immerhin eine so beträchtliche sein, daß dieselbe bei der vorauszusetzenden gehörigen Wachsamkeit der türkischen Batterien einem heftigen Feuer im wirksamsten Schußbereich derselben ausgesetzt sein würde, welches sie ihrerseits bei der schwachen Armirung der Torpedoboote durch Geschützfeuer nur wenig zu erwidern vermöchte. Das heile Passiren der russischen Torpedoboote v o r der erfolgreichen Niederkämpfung der Bosporusbefestigungen durch die Panzerschiffe halten wir daher für ausgeschlossen. Erfolgt jedoch zuvor jene Niederkämpfung, so gewinnen die türkische Torpedoflotte und vielleicht einzelne der in Dienst gestellten Schiffe der übrigen Flotte genügende Zeit, um sich in gefechtsbereiten Zustand zu setzen und der russischen Torpedo-Flottille bereits weiter außerhalb Constantinopels entgegen zu treten. Hierauf muß die russische Torpedoflotte überhaupt gefaßt sein und wird dieselbe, wenn dies selbst nur in Höhe der stets gefechtsbereiten Batterie bei Tophane erfolgen sollte, einen heftigen Kampf mit den türkischen Torpedobooten durchzuführen haben, welcher sich unseres Dafürhaltens keineswegs nur unter jenen der türkischen Flottille so außerordentlich ungünstigen Verhältnissen im Innern des Goldenen Horns abzuspielen vermag, welche der Autor der oben erwähnten Schrift annimmt. Der russische Torpedo-Kanonenboot- und Kreuzer-Angriff auf die türkische Flotte im Goldenen Horn und auf die wichtigsten Etablissements Constantinopels stellt sich daher unseres Dafürhaltens nicht so aussichtsvoll dar, wie ihn Manche annehmen. Was nun das Bombardement Constantinopels betrifft, so ist betreffs desselben zu berücksichtigen, daß diese Hauptstadt incl. Scutari einen Umfang von etwa vier

deutschen Meilen besitzt und die Anzahl ihrer Häuser auf 30000, die ihrer Bewohner auf 900000 geschätzt wird. Von dieser Einwohnerzahl vermögen Alle, welche nicht zur Verstärkung der vorhandenen sehr starken und guten Feuerwehr von 8000 Mann, welche in sechs großen Casernen untergebracht und vom Grafen Szechenyi vortrefflich organisirt ist, und zur Bewachung der Gebäude gegen Feuers- und sonstige Gefahr zurückbleiben müssen, ihre Person vor den Wirkungen der Beschießung in Sicherheit zu bringen, da Constantinopel eine offene und vom Feinde in diesem Falle nur auf einer Seite bedrohte Stadt ist. Der Mangel an Lebensmitteln ist auch bei längerer Dauer der Beschießung bei der offenen Zufuhr vom Lande her ausgeschlossen, und die durch das Bombardement hervorgerufene moralische Depression braucht daher keine sehr weit um sich greifende zu werden. Vor Allem wird es auf eine rasche, am besten allerdings schon im Frieden organisirte Verstärkung der Löschvorkehrungen in den Häusern ankommen, sowie auf die schleunigste Etablirung möglichst wirksamer Batterien, am alten Serai, am kleinen Friedhof, auf der Höhe nördlich Tershane, bei den Brücken, auf dem großen Friedhof 2c. und ferner auf die Hebung der Stimmung der Bevölkerung durch ein thatkräftiges energisches Auftreten der Behörden. Für die Beschießung des gewaltigen Häuserkolosses von ca. einer Quadratmeile Ausdehnung, das Herz des türkischen Reichs, mit dem die Machtstellung desselben in Europa steht und fällt, steht den 6 in Betracht kommenden Panzerschiffen der Schwarzen-Meer-Flotte ihre Kriegsmunitionsausrüstung und vielleicht noch etwas Uebungsmunition zu Gebote. Die Dotirung der 30 cm-Geschütze an Geschossen ist auf etwa 300 Schuß per Geschütz, die der 28 cm-Geschütze ähnlich und die der 15 cm- auf 350 Schuß per Geschütz zu veranschlagen, die der übrigen Kaliber auf eine noch beträchtlich stärkere Anzahl per Geschütz. Für die eigentlichen Zwecke des Bombardements, Branderzeugung, Zerstörung der wichtigsten militärischen und Verkehrs-Etablissements und Gebäude und dadurch hervorgerufene materielle Schädigung und moralischen Eindruck kommt vorzugsweise nur die Wirkung der schweren und mittleren Geschütze in Betracht, für den Zweck der Beunruhiguug und Verhinderung der Löscharbeiten die der leichteren. Letztere aber vermag die in der Hauptstadt vorhandene Feld- und Reserve-Artillerie, selbst hinter ihren Stahlschilden, nicht nur mit Erfolg zu bekämpfen — Stellungen für die Batterien finden sich, wie erwähnt, bei Tershane, auf dem großen Friedhof, dem von Pera und am Serail 2c. — sondern voraussichtlich rasch zum Schweigen zu bringen, und es ist anzunehmen, daß sich die schweren Kaliber des Arsenals in Tophane während der Dauer der Beschießung in nicht allzulanger Frist gegen die schweren und mittleren Kaliber der Flotte in Thätigkeit bringen lassen werden. Die Schußzahl, über welche die letztere an 30 und 28cm-Granaten verfügt, ist auf in Summa ca. 11000 Schuß zu veranschlagen, die der mittleren und leichten Kaliber, auf weit stärkere Anzahl allein die letzteren dürften durch die Wirkung der ihnen an Anzahl weit

überlegenen Geschütze der in Constantinopel befindlichen Feld- und Reserve-Artillerie bald zum Schweigen gebracht werden. Von Wichtigkeit ist ferner, daß, falls die Batterien des Bosporus von der russischen Flotte nicht niedergekämpft sind, was bei dem angenommenen, in 1—5/4stündiger Durchfahrt auszuführenden Ueberraschungsversuch ausgeschlossen erscheint, auf einen Nachschub von Munition, etwa durch Kreuzer oder ungepanzerte Dampfer der freiwilligen Flotte russischerseits nicht zu rechnen ist. Wesentlich mit der Wirkung jener 11 000 Schuß würde daher die Hauptstadt des osmanischen Reiches und ihr Gebieter zur Unterwerfung gebracht werden müssen. Das Bombardement ist ein Angriffsmittel, welches, besonders großen Objecten und Volkscentren gegenüber, wenn die Bevölkerung ihm thatkräftigen energischen Widerstand entgegensetzt, wie dies die Beschießung von Paris bewies, von keiner entscheidenden Wirkung ist; zwar wurde durch dieselbe eine beträchtliche Anzahl Gebäude ruinirt und die Tuilerien gingen in Flammen auf, allein während der 22tägigen Dauer der Beschießung wurden nur 107 Personen durch dieselbe getödtet und 276 verwundet, ihre Wirkung erzeugte keine genügende Einschüchterung der Vertheidigung und war daher für den Ausgang der Belagerung nicht entscheidend; der Hunger und die ungünstige allgemeine Kriegslage bezwangen die Stadt. Nun ist nicht zu verkennen, daß die heutigen Explosivgeschosse an Durchschlags-, Spreng- und Brandwirkung, namentlich an ersterer, eine außerordentliche Steigerung erfahren haben, allein dennoch nicht in dem Maße, daß jeder Schuß mit denselben, der einen beträchtlichen Theil eines Gebäudes in Trümmer legt, besonders bei gehörig organisirten Löschvorkehrungen, die, da Constantinopel wie erwähnt, eine sehr zahlreiche vortreffliche Feuerwehr besitzt, rasch getroffen werden können, auch Brand erzeugt. Eine große Gefahr bilden allerdings in Stambul die zahlreichen hölzernen Häuser, deren fernerer Bau zwar durch den regierenden Sultan Abdul Hamid verboten wurde, welches Verbot jedoch, wie wir erfuhren, infolge des letzten Erdbebens wieder aufgehoben wurde. Allein selbst ein größerer Brand dieses Stadttheils dürfte, wenn es sich um den Besitz der Landeshauptstadt, um Unterwerfung unter den Willen des Feindes und unter demüthigende Bedingungen und vielleicht die Existenz der europäischen Türkei handelt, bei energischer Haltung der Pforte, wie sie dieselbe noch 1877/78 und ihre Feldarmee bei Plewna bewies, den gewünschten Erfolg nicht hervorrufen. Die wichtigeren Stadttheile: Pera und Galata, incl. Tershane und Tophane u. a., der Hauptsitz der Gesandtschaften, Consulate, Behörden, Palais, militärischen Etablissements. excl. des Seraskierats, der Kasernen und des Handels sind, ersterer fast durchgängig, letzterer überwiegend aus Stein erbaut. Nach den statistischen Ermittelungen eines französischen höheren Artillerie-Offiziers betrug bei den aus der Kriegsgeschichte bekannten bedeutenden Bombardements der Neuzeit die Anzahl der durch die Beschießung zerstörten Häuser nur drei per Mille; rechnen wir unter den heutigen Verhältnissen selbst das Neunfache,

so würden hiernach, und zwar bei einer gewissen Dauer des Bombardements, von den 30 000 Häusern Constantinopels, abgesehen von um sich greifenden größeren Bränden, denen z. B. beim Bombardement von Paris, mit Ausnahme desjenigen der Tuilerien, mit allem Erfolg vorgebeugt wurde, nur 270 zerstört werden. Diese Wirkung dürfte jedoch keine genügende sein, um einen energischen Gegner zum Nachgeben und damit Verlust ganz anders in's Gewicht fallender politischer Werth-Objecte und Güter zu zwingen, wie die materiellen, welche das Bombardement vernichtet. Selbst wenn eine gleichzeitige Landung eines russischen Corps in der Bucht von Kilia, am Nordfuß des Jstrandja Balkan, die Hauptstadt bedrohen und der größte Theil ihrer Garnison dorthin abgerückt sein sollte, würden noch derartig zahlreiche Streitkräfte der zweiten Linie, sowie auch schweres Geschützmaterial nebst Bedienung und Munition in derselben vorhanden sein, um den Geschützkampf gegen die leichteren Kaliber der eingedrungenen Panzerschiffe von vornherein mit Erfolg führen und denjenigen gegen die schweren Kaliber bald aufnehmen zu können. Mit der wachsenden Abnahme ihrer Munition würde aber die eingedrungene Flotte naturgemäß weniger operations- und kampffähig werden und, wenn die Pforte standhaft bleibt, vielleicht froh sein müssen, die Befestigungen des Bosporus wieder glücklich repassiren zu können.

Wir resumiren daher, daß das Vordringen eines russischen Geschwaders in's Goldene Horn beim heutigen Stande der Bosporusbefestigungen, wenn dasselbe überraschend erfolgt, zwar sehr wohl möglich, wenn auch in Anbetracht des nicht ausgeschlossenen rechtzeitigen Gegenübertretens der türkischen Torpedoflottille und sonstiger durch Torpedos und artilleristische Gegenmaßregeln bewirkter Hemmnisse nicht absolut sicher erscheint, daß jedoch, wenn jenem Vordringen das Moment der Ueberraschung fehlt, — und das Eintreten desselben bezweifeln wir — die Pforte genügende Zeit zur Gefechtsbereitstellung eines Theils ihrer Flotte und zu gründlicheren artilleristischen und sonstigen Sperrungsmaßregeln erhalten dürfte, welche dem Vordringen der Schwarzen-Meer-Flotte einen Halt zu gebieten und dasselbe abzuweisen vermögen, und daß, selbst wenn die Ueberraschung gelingt, das Bombardement Constantinopels durch die Panzerschiffe der Schwarzen-Meer-Flotte nur, wenn die Vertheidigung und ihre Leitung sich einschüchtern lassen, volle Aussicht auf Erfolg verspricht. Der von vielen Seiten heute für leicht erklärte Angriff Constantinopels durch die Schwarze-Meer-Flotte erscheint uns daher auf Grund unserer persönlichen Wahrnehmungen und Folgerungen bezüglich eines *sicheren Enderfolges* um so gewagter und unwahrscheinlicher, als, möge das Bombardement selbst glücken, die mit Sicherheit eintretende Intervention der an den Unterwerfungsbedingungen der Pforte interessirten Westmächte, möge sie nun bewaffneter oder nur politischer Natur sein, Rußland, wie im Friedensvertrage von 1878, das mit dem Bombardement vielleicht momentan erzielte Resultat wieder entwinden dürfte, und als jener Angriff, besonders in Gestalt eines plötzlichen Ueber-

falls, mit der seit etwa $1\,^1/_2$ Decennien befolgten Friedenspolitik des russischen Reiches in schroffstem Widerspruch stehen würde. Nichts desto weniger dürfte die Pforte gut thun, soweit ihre Mittel es gestatten, wenn auch nicht die vor der Hand ausgeschlossene Ausführung der kostspieligen Brialmont-schen Projecte, so doch die Armirung der Bosporusbefestigungen mit stärkeren Kalibern und deren Panzerdeckung, sowie die Anlage von Torpedo-Batterien an Land und schwimmenden Torpedobatterien, sowie die Bereitstellung der erwähnten Minenleger sobald als möglich in Angriff zu nehmen, um für alle Fälle möglichst gerüstet zu sein und die Chancen des viel discutirten plötzlichen Ueberfalls auf ein thunlichst geringes Maß zu reduciren.

Ehe die Pforte aber später etwa dazu schreitet, mit der Durchführung der Hunderte Millionen erfordernden Brialmont'schen Projecte zu beginnen, wovon sie vorläufig offenbar aus Geldmangel Abstand nimmt, dürften ihre Militärs und Staatsmänner sich die Frage vorzulegen haben, ob es nicht gerathen ist, diese für den Schutz der Meerengen bestimmten Millionen auf die Wiedercreirung einer tüchtigen, gut geübten, kriegsbereiten Flotte — unter Erneuerung der älteren Schiffe derselben — zu verwenden, wozu es ihr weder an Zahl der Schiffe noch an vortrefflichem Personal gebricht und worauf sie ihre Kriegsgeschichte hinweist. Damit würde sie, während Befestigungen und Sperrungen in ihrer Wirkung an die betreffende Oertlichkeit gebunden sind, zugleich einen beweglichen Machtfactor gewinnen, der in den Meeren, in denen sie Interessen zu vertreten hat, gebotenen Falls mit ganz anderem Nachdruck aufzutreten vermöchte, wie die derzeitige türkische Marine. Allein die Mittelfrage spielt bei beiden Projecten für die noch durch die Abzahlung der russischen Kriegskosten-Entschädigung in Anspruch genommene Türkei eine ungemein wichtige Rolle, und dürfte daher, wenn überhaupt, vor der Hand eine nur sehr allmähliche Verstärkung der Sperrmaßregeln des Bosporus zu erwarten sein, und der schließliche Hauptschutz desselben in der allgemeinen politischen Situation hinsichtlich der orientalischen Frage liegen, welche den Schlüssel der Meerengen mit allem Vorbedacht in die Hand der Türkei gelegt hat und eine Vergewaltigung derselben durch Rußland und ihr gänzliches Zurücktreiben nach Asien seit Jahrhunderten ausschloß und unseres Erachtens auch heute noch ausschließt.

Ihre Rache.

Novelle.

Von

Hans Marbach.

— Leipzig. —

I.

Eines Morgens, das heißt, eigentlich war es schon am Nachmittag, so etwa zwischen zwölf und ein Uhr — man hatte den Abend vorher wie gewöhnlich in Gesellschaft zugebracht, und deshalb war es wie gewöhnlich nöthig gewesen, den versäumten Schlaf nachzuholen — trat Frau C. in das Zimmer, wo ihre Tochter mit Ankleiden beschäftigt war.

Frau C. hielt einen Brief in der Hand und schien im höchsten Grade erregt zu sein. Sie war sonst eine kalte, stolze, wortkarge Dame, deren vornehmste Lebensmaxime darin bestand, daß man sich von seinen Empfindungen, wenn man ja einmal so schwach sein sollte, dergleichen zu haben, unter keinen Umständen dürfe etwas merken lassen. Heute war es ihr aber nicht möglich, ihrem maßgebenden Grundsatze treu zu bleiben, ja, sie schien ihn ganz und gar vergessen zu haben und sich nicht einmal Mühe zu geben, die Gemüthsverfassung, in der sie sich befand, zu verbergen. Ihr Athem ging schwer, die Lippen waren fest aufeinander gepreßt, die Nasenflügel gespannt, und in dem bleichen Gesicht glänzten die Augen fast unheimlich stechend.

Mit einer hastigen Bewegung hielt sie ihrer Tochter den Brief hin, und als diese, sie erstaunt und fragend anblickend, einen Moment zögerte, zuzugreifen, stieß die erregte Frau fast keuchend die Worte hervor: „Da, nimm, lies!“ Und als könne sie nicht erwarten, daß ihre Tochter das Schreckliche, das ihr bevorstand, zeitig genug erfahre, fügte sie, noch ehe diese den Brief vor die Augen gebracht, mit schneidender, fast kreischender

Stimme hinzu: „Dein Vater ist zum Schufte geworden. Er wird von der „Geschäftsreise", die er gestern angetreten hat, so bald nicht zurückkehren. Er hat unser ganzes Vermögen auf die wahnsinnigste Weise verspeculirt. Wir sind bankerott, Bettler."

„Mutter!" rief das junge Mädchen mit herzzerreißendem Ausdrucke. Sie dachte in diesem Augenblicke nicht an sich, sie dachte an den Schmerz, den dieser hochmüthigen, verwöhnten Frau ein solcher Verlust bereiten mußte, und sie dachte an ihren Vater. Sie wollte auf die Mutter zutreten, sie in ihre Arme schließen, um sie zu trösten, zu begütigen und ihr Mitleiden wach zu rufen für den armen Mann, der jetzt einsam, verlassen, verzweifelnd vielleicht, in der Fremde umherirrte. Aber das in ihrem innersten Selbst angegriffene und tödtlich getroffene Weib stieß sie zurück. „Ich werde den Gedanken, arm zu sein, nie ertragen können. Und wenn das Schicksal über mich kommt, um mich zu zermalmen, das kann es mir nicht wehren, daß ich es hasse und verfluche bis zum letzten Athemzuge."

Und als ihr Blick in das flehend und vorwurfsvoll auf sie gerichtete Auge ihres Kindes fiel, setzte sie, wie triumphirend, hinzu: „Du selbst wirst so denken, wenn Du erst das Elend kennen lernst."

„O," rief die Tochter, und ein süßes Lächeln glitt plötzlich, wie hervorbrechender Sonnenschein, über ihr schmerzbewegtes Kinderantlitz, „ich werde nicht verzagen. Mir bleibt ja das Beste, das einzig wahre Glück, das ein Weib besitzen kann, seine Liebe."

„Irre Dich nur nicht!" fiel ihr die Mutter mit schonungsloser Bestimmtheit in's Wort. „Dein Bräutigam ist schon seit zwei oder drei Tagen nicht hier gewesen. Ich zweifle nicht, daß er früher unterrichtet war, als wir — und sich bei Zeiten in Sicherheit gebracht hat."

„Wie Unrecht thust Du ihm, Mutter! Du kennst ihn nicht. Er liebt mich ja so wahr, so innig."

„Dich?" lachte die Mutter mit bitterem Hohne auf. „Bist denn Du, ohne Dein Geld, noch Du?"

Die Tochter blickte zur Erde und wagte nur noch mit sanftem Tone einzuwenden: „Hat Dich denn der Vater nicht geliebt?"

Die Mutter zuckte mit den Achseln und erwiderte nur: „Ja, der freilich."

Was lag doch Alles in diesen drei Worten und in dem Tone, mit dem sie gesprochen wurden!

Ja, der freilich hatte sie geliebt; das wußte das gefühllose Weib recht gut. Der hatte sie geheirathet, trotzdem sie ein sehr anspruchsvolles Fräulein gewesen war, die Tochter eines hohen Staatsbeamten, ohne Mitgift und ohne zu erwartendes Vermögen. Der hatte für sie gearbeitet so viele Jahre lang und nie einen Anspruch an ihre Mithilfe gemacht, nicht einmal den, daß sie mit dem von ihm Erworbenen haushälterisch umgehe. Der hatte sich für sie in Sorgen und Pein gestürzt und war zuletzt für sie, wie sie

sich zart ausdrückte, zum Schufte geworden — und nach alledem konnte sie selbst jetzt, im Momente ihrer tiefsten Erbitterung, nicht in Abrede stellen, daß dieser Mann sie doch wohl einigermaßen auch aus Liebe zur Frau genommen habe. Aber was war ihr an der Liebe dieses Mannes gelegen? den sie geliebt hatte — der hatte vielleicht so gehandelt, wie sie's jetzt den Männern im Allgemeinen zutraute, weil eben gerade dieser Andere für sie der Repräsentant aller Männer gewesen war.

Die Tochter schwieg. Sie verstand auch dieses „ja, der freilich" nur zu wohl. Sie wußte, seitdem sie denken und urtheilen konnte, daß die Mutter den Vater nicht liebte. Deshalb hatte sie sich auch von frühester Jugend an vorgenommen, den Mann und nur den Mann zu heirathen, den sie lieben würde. Und sie hatte sich Wort gehalten. Dem Ersten, der ihr Wohlgefallen in höherem Grade erregte, hatte sie zu verstehen gegeben, daß er sich um sie bewerben dürfe. Sie konnte bei ihrer Schönheit und ihrem Reichthum darauf rechnen, daß diesem Winke Folge geleistet werden würde. Und auch sonst brauchte sie kein Hinderniß zu fürchten. Sie war gewohnt, daß die Eltern ihr jeden Willen thaten. Am meisten verzogen werden oft die Kinder in Familien, in denen zwischen den Eltern keine Eintracht herrscht. Da bemüht sich Jeder von Beiden, durch Nachgeben und Verhätscheln die Liebe des Kindes auf sich allein zu lenken, und der Eine sucht auch wohl den Anderen durch Klagen oder directe Anklagen aus dem Herzen des Kindes zu verdrängen. Was die Eltern dadurch vielleicht an Mitleid gewinnen, büßen sie natürlich an Autorität ein. Nun stimmten zwar in diesem Falle, nämlich in Hinsicht auf die Wahl ihrer Tochter, die Eltern ausnahmsweise einmal mit einander überein, indem sie Beide nicht recht mit dieser Wahl einverstanden waren. Der Mutter war der Erwählte nicht vornehm genug gewesen, dem Vater nicht reich genug. Aber allen Einwendungen hielt die Tochter das Argument entgegen: ich liebe ihn. Und diese drei Worte hatten für beide Eltern Etwas, was sie aus dem Concepte brachte, so daß sie nichts Rechtes einzuwenden vermochten. Die Mutter machte nur gelegentlich einmal die Andeutung, daß diese Liebe doch auch in gleichem Maße erwidert werden müsse, und dies sei vielleicht hier nicht der Fall. Worauf das junge Mädchen fast in einen Weinkrampf verfiel. Und der Vater schwang sich endlich zu dem Witze auf: Liebe Tochter, wenn man Jeden heirathen wollte, den man liebt, dann müßte man gerade nicht heirathen. Was sie natürlich nicht verstand. Aber sie nahm das Lachen ihres Vaters wahr, um ihm seine feierliche Einwilligung abzuschmeicheln. — Und nun war der Augenblick gekommen, wo ihre Liebe oder vielmehr ihre Gewißheit, daß sie geliebt werde, die Probe bestehen sollte.

Aber sie war ja, wie wir soeben gesehen haben, ihrer Sache so gewiß und konnte ruhig abwarten, was dieser oder spätestens der folgende Tag in Hinsicht auf das, was ihr bei aller Liebe und Theilnahme für ihre Eltern doch immer das Wichtigste war, gewiß bringen würde.

II.

Dieser und der folgende Tag, sowie eine ganze Reihe von Tagen nachher, brachten hingegen Nichts von dem, was Fräulein C. mit solcher Bestimmtheit erwartete; der Bräutigam ließ sich nicht sehen und gab auch sonst kein Lebenszeichen von sich. Dagegen war inzwischen Herr C. unerwarteter Weise von seinem Geschäftsausfluge zurückgekehrt und hatte die Leitung seiner Angelegenheiten, soweit sie noch von ihm abhingen, wieder in die Hand genommen.

Er hatte diese Reise auch nicht gemacht, um sich seinen Gläubigern zu entziehen, sondern vielmehr um das Zusammensein mit seiner Frau nach der Katastrophe zu vermeiden, trotzdem seine Sache eben nicht so schlecht stand, wie die liebevolle Gattin in der ersten Aufwallung ihres Zornes geglaubt hatte. Herr C. war nicht zum Schufte geworden. Er hatte seine Zahlungsunfähigkeit rechtzeitig gemeldet; es konnte ihm auch keinerlei betrügliche oder auch nur unsaubere Machenschaft nachgewiesen werden. Und was am meisten für den Mann sprach, war, daß er keine von den üblichen, mit der wünschenswerthen Rücksichtnahme auf den Criminalcodex allenfalls vereinbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um Etwas für sich und die Seinigen in Sicherheit zu bringen. Als das Verfahren beendet war, stand er fast noch fleckenloser da, als vorher, wo der Neid manchmal ein hämisches Kopfschütteln für ihn gehabt hatte. Aber von dem, was er besessen hatte, war dafür auch Nichts mehr sein, rein Nichts. Es wurde Alles unter den Hammer gebracht, Alles, mit Ausnahme natürlich der unentbehrlichen Kleider und Hausgeräthe. Die Familie war wirklich arm, wenn auch nicht bettelarm.

Denn jetzt griff das Mitleiden Platz. Der von seiner Höhe so jäh Herabgestürzte erhielt eine Stelle, die ihn und die Seinen nährte, obschon vergleichsweise recht kärglich. Er konnte eine kleine Wohnung beziehen, die immerhin groß genug war für drei Menschen und sich in einem anständigen Hause befand, freilich in einem weniger vornehmen Stadttheile. Und so hätte die kleine Familie, abgesehen von dem trübseligen „ich besaß es doch einmal", was sich ja schließlich auch vergessen läßt, so glücklich sein können, wie Millionen von Menschen es sind, die eben auch nicht mehr haben, als was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, wenn ihr nicht zwei Dinge gefehlt hätten, die selbst arme Leute sich verschaffen können, ohne die man sich aber auch ein Glücklichsein in beschränkten Verhältnissen — ja selbst die Reichsten können ohne sie des Lebens nicht froh werden — nicht denken kann: die Liebe und der Fleiß, die, nebenbei bemerkt, in einer innigeren Verbindung mit einander stehen, als man gewöhnlich vermuthet.

Wie die Ehe, die Herr und Frau C. mit einander führten, ungefähr beschaffen war, ist schon angedeutet worden. Wir wissen oder dürfen wenigstens annehmen, daß Herr C. seine Frau aus Liebe geheirathet hatte

und sie möglicherweise noch liebte, wenn es auch manchmal nicht so aussah. Sie stammte aus einer Sphäre, die ihm, obwohl er sie als ein im Erwerbsleben aufgezogener und nur für den Erwerb Sinn habender Mensch nicht recht begriff, doch immer als etwas Höheres erschienen war, schon weil die allgemeine Meinung ihr diesen Rang einräumte. Mochte daher die Eitelkeit ebenso viel Antheil an seinem Entschlusse gehabt haben als die Liebe, ein sogenanntes materielles Interesse war jedenfalls nicht im Spiele gewesen, im Gegentheil, er war sich, trotzdem er die ihm durch eine solche Verbindung widerfahrene Ehre voll zu schätzen wußte, da er die Dinge doch nun einmal von seinem Standpunkte als Geschäftsmann aus taxirte, bei Eingehung seiner Ehe als derjenige Theil vorgekommen, der ein Opfer bringen müsse. Um so größer — denn wer liebt, ist ja in der Regel auch so schwach, sich einzubilden, daß er wieder geliebt werde — war seine Enttäuschung gewesen, als sich sehr bald herausstellte, daß das schöne und stolze junge Mädchen durchaus nicht aus Neigung seine Werbung erhört hatte. Und er mußte es nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich noch als ein besonderes Glück schätzen lernen, daß diese vornehme Dame sich herabgelassen hatte, seine Gattin zu heißen, seinem Hause vorzustehen und ihm zu gestatten, sich vor der Welt als ihr Gatte zu betragen. Daß er zu dieser Resignation nicht ohne viele Kämpfe gelangte, läßt sich denken, da er nicht nur ein persönliches Selbstbewußtsein zu unterdrücken hatte, sondern auch bei aller Hochachtung, die er für die Sphäre hegte, aus der seine Gattin hervorgegangen war, doch von seinem eigenen Stande durchaus nicht gering dachte und es in aller Einfalt wirklich für ein sehr bedeutendes Verdienst hielt, wenn Jemand viel verdiente. Er machte diese Anschauung gegen seine Gattin auch geltend, leider, da er nicht das geringste Verständniß dafür fand, nicht immer in der mildesten Form und nicht ohne manche bittere Anspielung auf die doch immerhin recht prekäre Lage gewisser hochgeborener Herrschaften im Speciellen, und der unproductiven Stände im Allgemeinen, die doch eigentlich nur durch die Arbeit ihrer Mitmenschen eine schmarotzerhafte Existenz führten. Es ist selbstverständlich, daß solche directe Angriffe nicht ohne Erwiderung blieben, wenn diese auch zuweilen nur in einem eisigen Schweigen oder in einem verächtlichen Achselzucken bestand. Man hatte sich zwar endlich, da man nun doch einmal verheirathet war, und um des Kindes willen — es war bei dem einen geblieben — arrangirt. Der Gatte hatte sich für das, was er endlich selbst von seiner Frau zu verlangen, sich kaum berechtigt glaubte, anderweitig schadlos zu halten gesucht. Dagegen war er allerdings um so eifriger bemüht gewesen, ihr wenigstens das zu sein, als was sie ihn nun einmal blos genommen zu haben schien, der Mann, der für die Befriedigung ihrer anspruchsvollen Lebensbedürfnisse im reichsten Maße Sorge trug. Ein ihm selbst innewohnender Hang zu luxuriöser und in die Augen fallender Lebensführung hatte ihm die Erfüllung dieser Pflicht erleichtert. Vielleicht hegte er auch

die stille Hoffnung, daß er durch die großartige Weise, in der er sich seiner Aufgabe entledigte, wenn nicht die Liebe, so doch wenigstens die Achtung seiner Gattin würde erringen können. Darin hatte er sich nun allerdings getäuscht. Seine Frau hatte ihn zwar — in diesem Punkte irrte er sich nicht — lediglich genommen, um eine passende Versorgung zu haben. Als armes Mädchen hatte sie mit ihren Ansprüchen an's Leben kaum hoffen dürfen, eine diesen entsprechende Heirath in ihrem Stande oder gar nach ihrem Herzen zu machen. Die Jahre der Erwartung hatten sie darüber hinlänglich belehrt. Und ihre Scheu vor der Armuth war ja erklärlich. Sie hatte sie von Jugend auf kennen gelernt, die Bettlerin im Flitterstaate, das sogenannte glänzende Elend, die stete Noth und Klemme, die hohen Ansprüche, die gestellt werden, das Sichversagenmüssen auch der natürlichsten und nothwendigsten Lebensgenüsse, um nur den Schein wahren zu können. So hatte sie sich endlich herbeigelassen, einem Manne ihre Hand zu reichen, der wenigstens dieser Noth ein Ende machen konnte, durch den sie auch in die Lage kommen würde, ihren Eltern und Geschwistern nützlich zu sein. Unter dieser Voraussetzung hatte sie ihre Jugend, ihren Stolz, „ihre Ideale" geopfert und war eine Verbindung eingegangen, die sie für unter ihrem Stande seiend hielt und bei der schon aus diesem Grunde die Liebe ausgeschlossen war. Nicht einmal irgendwie besonders schätzbar wurde ihr Gatte ihr dadurch, daß er ihr in reichstem Maße das gewährte, um dessen willen sie die Seine geworden war. Denn trotz der Armseligkeit ihrer Existenz im Elternhause hatten ihre Herkunft und Erziehung ihr doch das Vorurtheil beigebracht, daß alles Erwerben um des Erwerbes willen eigentlich eine Art Schande sei. Je mehr ihr Mann verdiente — und wenn dieser Verdienst auch manchmal kaum hinreichte, ihre Launen und Bedürfnisse und die Anforderungen ihrer Familie zu befriedigen —, desto mehr mißachtete sie diesen Mann. Ihr gegenüber that er doch nur seine Pflicht; aber daß er diese Pflicht mit Eifer, ja mit Leidenschaft that, ja, das lag eben an seiner niedrigen Abstammung und Erziehung. So lebten die beiden Gatten in zwei verschiedenen Welten; jeder Versuch seinerseits, sich seiner Frau zu nähern, erschien ihr als eine Anmaßung, als der Angriff auf ein Heiligthum; es war ein fortwährender Kriegszustand. Daß dies durch den Bankerott sich ändern würde, ließ sich nicht erwarten. Trotz der Geringschätzung des Strebens ihres Mannes, oder vielmehr gerade um deswillen, war das stolze, harte Weib jetzt um so mehr erbost, daß er ihr nicht einmal mehr das leiste, was, wenn auch an sich niedrig, doch nun einmal unentbehrlich war als Grundlage für die höhere Existenz, die ihr nach ihrer Meinung zukam. Von Mitleid, von näherem Anschlusse, von gemeinsamem Kampfe gegen das Unglück konnte daher bei ihr nicht die Rede sein. Am allerwenigsten wäre es ihr eingefallen, durch ihre Thätigkeit Etwas zur Erleichterung der Situation beitragen zu wollen. Sie hatte es stets als eine stillschweigende Clausel ihres Ehecontractes betrachtet, daß sie im Hause nur

die Rolle des Götzenbildes spiele, vor dem man Weihrauch anzündet, und dem dafür nichts Anderes obliegt, als dazusitzen und sich diesen Cultus ruhig gefallen zu lassen. Sie hielt dies auch für die beste Art, sich ihr Loos erträglich zu machen und ihr Gewissen zu salviren, d. h. möglichst wenig Antheil an dem Treiben ihres Mannes zu haben. Sie glaubte sich vollständig mit den Pflichten ihres Daseins dadurch abgefunden zu haben, daß sie ein für allemal das eine große Opfer ihres Selbst gebracht hatte. Mehr konnte nicht von ihr verlangt werden.

Und mehr verlangte auch ihr Mann nicht von ihr, besonders jetzt in seinem Unglück nicht mehr. Wenn er sich auch sagen durfte, daß die Frau viel an seinem Ruine Schuld sei, indem ein gutes Theil der verschwenderischen Ausgaben, die ihn in allzu gewagte Speculationen gestürzt hatten, nur gemacht worden waren, theils um den Hochmuth der Frau zu befriedigen, theils um dem Manne die einzige Geltung zu erhalten, die er in den Augen seiner Frau hatte, so rechnete er ihr doch alles das nicht als Schuld an. Nur sich selbst machte er Vorwürfe und empfand es drückend, daß er seiner Gattin nun nicht mehr das gewähren könne, was von ihm zu erwarten sie doch eine volle Berechtigung habe. Er fand es deshalb auch ganz natürlich, daß sie ihm nicht die geringste menschliche Theilnahme für das, was doch auch ihm widerfahren war, bezeigte, sondern im Gegentheil ihre gesteigerte Mißachtung bei jeder Gelegenheit merken ließ. Er seinerseits hatte für sie nur das tiefste Mitleid und bot Alles auf, um noch einen Schatten von Wohlleben im Hause zu erhalten. Um keinen Preis hätte er ihr zugemuthet, zu arbeiten oder sich nur irgendwie nützlich zu machen. Ja, er war im Stillen dem Himmel dankbar, daß der Groll, den seine Frau ihm bezeigte, für sie die schlimmste Folge ihres Unglücks zu sein schien. Im Uebrigen ertrug dieses ihre apathische Natur, die wieder die Oberhand bekommen hatte, nachdem die ersten Stürme verbraust waren, scheinbar wenigstens leichter, als er gefürchtet hatte. Ihr Stolz, der insofern wenigstens echt war, als sie sich nie die Mühe genommen hatte, die Ausschreitungen ihres Mannes zu bemerken, und ihm ihrerseits eine treue Gattin gewesen war, dieser Stolz im Guten wie im Bösen, der den Kern ihres Wesens bildete, hatte jedenfalls nicht gelitten, und die auf ihn begründeten Vorurtheile, die sie zu keinem wirklichen Genusse dessen, was sie besaß, hatten kommen lassen, halfen ihr jetzt den Verlust tragen. Sie sah ihre plötzliche Verarmung als die gerechte Vergeltung dafür an, daß sie sich zu einer Versorgungsheirath unter ihrem Stande erniedrigt und je dem Besitze einen Werth beigemessen habe. Und sie kam sich dem zufolge jetzt als Bettlerin — wie sie sich zu nennen liebte, obwohl ihr Mann, wie gesagt, immer noch manches Ueberflüssige zu beschaffen, Mittel und Wege fand — beinahe weniger gedemüthigt vor, wie als Millionärin, oder vielmehr als die Frau eines Mannes, der weiter Nichts war, als ein Millionär. Sie bewahrte also bis darauf, daß sie sich keine Gelegenheit entgehen ließ,

ihren Mann ihre Geringschätzung fühlen zu lassen, doch im Ganzen die Haltung, die sie während ihrer übrigen Ehe eingenommen hatte, die Haltung der Resignation, oder, wie sich der Ausdruck in diesem Falle etwa deutsch wiedergeben ließe: einer Mischung von Ergebung in's Schicksal und Faulheit. Und da sie denn doch ihre Zeit mit irgend Etwas verbringen mußte, so lag sie den lieben langen Tag über auf dem Sopha und las, wenn sie nicht schlief, äußerlich und innerlich nicht ganz saubere Leihbibliotheksromane, mit denen sie ihr Gatte eifrig versorgte.

Daß sich bei diesem Verhalten der Eltern auch das Leben der Tochter noch trostloser gestaltete, als es sich ohne energisches Sichaufraffen ohnehin gestalten mußte, bedarf keiner weiteren Erklärung. Sie hatte zwar das gemeinsame Unglück und die nächste schreckliche Folge, die es für sie insbesondere noch haben sollte, mit scheinbarer Fassung ertragen. Es war ihr ja auch, wie wir gesehen haben, eine nur zu lange Frist gegeben, um sich auf den entscheidenden Moment vorzubereiten. Als ihr Bräutigam an dem Tage, an dem der Bankrott bekannt wurde, nicht erschien, und auch am folgenden Tage nicht, konnte sie kaum mehr im Ungewissen sein über das, was sie zu erwarten oder vielmehr nicht mehr zu erwarten habe. Die Warnung der Mutter hatte sie schon das Schlimmste fürchten lassen, so sehr ihr Stolz und ihre Liebe sich dagegen aufgelehnt hatten. Inzwischen war doch ein schwacher Hoffnungsschimmer in ihr geblieben, und sie hatte von Minute zu Minute, von Tage zu Tage gewartet, bis endlich das verhängnißvolle Schreiben, das sie von der Qual des Wartens erlösen sollte, um sie einer noch viel schmerzlicheren Qual auf immer zu überliefern, bei ihr eintraf. Sie hatte diesen Brief gelesen — und ihn dann in's Feuer geworfen und verbrannt, die Augen auf die glühende, davonfliegende Asche gerichtet — bis Nichts mehr übrig geblieben. Und dann hatte sie sich abgewandt mit einem Ausdruck unsäglichen Ekels, und dreimal war es über ihre Lippen gekommen, das kurze Wörtchen: Pfui, Pfui, Pfui!

Es war der erste große Schmerz ihres Daseins und ein Schmerz, der für ihre ganze Zukunft entscheidend werden sollte. Ein Dämon war in ihr geweckt, von dessen Vorhandensein sie selbst keine Ahnung gehabt hatte. Es kann ja vorkommen, daß in einem Menschen unheilvolle Kräfte, Leidenschaften liegen, die nie dazu gelangen, sich zu äußern oder unter der Herrschaft anderer Kräfte nur fördernd auf die Bethätigung dieser einwirken oder sie in zuträglichster Weise hemmen. Dieses Glück schien auch dem jungen, schönen und überhaupt in anscheinend den günstigsten Verhältnissen aufgewachsenen Mädchen zu Theil werden zu sollen. Sie hatte noch nie etwas Trübes erfahren; Nichts hatte sich der Entwickelung ihrer besseren Anlagen entgegen gestemmt. Die Disharmonie der Eltern hatte sich gegen die Tochter, wie erwähnt, hauptsächlich durch Verziehung geäußert, indem Jedes sich um die ausschließliche Liebe des Kindes bewarb. Und als sie tiefer einzudringen und das Weh, das hinter diesen übertriebenen Liebes-

bewerbungen der Eltern verborgen lag, allenfalls zu begreifen vermochte, da waren es auch nur die guten Anlagen ihrer Natur, die dadurch zur Bethätigung angeregt wurden. Sie suchte zu trösten, zu besänftigen, zu vermitteln. Auch bei der Wahl ihres Bräutigams war es, wenigstens vorherrschend, nicht der Stolz gewesen, der sie bestimmt hatte. Wohl mochte, ihr selbst unbewußt, dieser ihr angeborne Hang ihr Augenmerk mit auf einen Mann gelenkt haben, der in mancher Beziehung unter ihr stand und den sie deshalb zu dominiren hoffen konnte. Aber mehr noch war neben dem, was sie Liebe nannte, ihre vom Vater ererbte Gutmüthigkeit, die Aussicht, diesen Mann, den sie ihrer Neigung würdigte, glänzend hinstellen zu können, maßgebend gewesen. Freilich betrachtete sie ihn gerade um dieser ihrer guten Absichten willen um so mehr als ihr verpflichtet und ganz ihr angehörig —, und um so mehr empörte es sie, als es sich herausstellte, daß sie wirklich in seinen Augen Nichts weiter gewesen war, als ein Mittel zu seinem Fortkommen. Diese Enttäuschung, dieser furchtbare Schlag weckte nicht nur den Dämon, der in ihr schlummerte, er brachte ihn auch zum Rasen.

Aeußerlich freilich war sie zunächst auffallend ruhig. Fast als einziges Merkzeichen dessen, was in ihr gährte, trat nur in ihrem Antlitz jener harte, hochmüthige Zug hervor, den noch Niemand an ihr wahrgenommen hatte. Sie ähnelte jetzt plötzlich auch im Gesichte sehr ihrer Mutter, der sie bis dahin mehr nur durch ihren hohen, ebenmäßigen Wuchs und die majestätische Haltung geglichen hatte.

Sie schien sich um das, was um sie her vorging, nicht zu kümmern. Die Reibereien zwischen den Eltern hörte sie theilnahmlos an, nicht wie früher bemüht, Einen nach dem Anderen wieder zum Besseren zu stimmen. Ja zuweilen sogar verzog bei solchen Gelegenheiten der Anflug eines spöttischen, fast grausamen Lächelns ihre zusammengepreßten Lippen. Nur um nicht ganz müßig zu sein, beschäftigte sie sich wohl etwas in der Wirthschaft oder mit Handarbeiten, aber Alles ohne eine Spur von Eifer oder von Liebe zur Sache. Bücher schienen ihr eine Art Grausen einzuflößen, und als ihr Vater ihr einmal anbot, er wolle ihr ein Clavier miethen — eine freilich fast zu große Ausgabe für ihre Verhältnisse — machte sie eine fast schaudernde abwehrende Handbewegung.

Im Uebrigen konnte sie sich ihrem Denken ungestört überlassen. Die Mutter hatte mit ihrem eigenen Gram und ihrer Lectüre genug zu thun, und der Vater war fast den ganzen Tag über nicht zu Hause. Wenn er Abends ermüdet und niedergeschlagen von der Arbeit heimkam, hatte er wohl das Bedürfniß, ein paar Worte an seine Tochter zu richten, aber ihr Anblick ermuthigte ihn gerade nicht dazu. Er wußte auch nicht recht, worüber er mit ihr sprechen solle. Rathen und Trösten, er hätte es so gern gethan, denn er sah ja, wie es an ihr nagte. Aber wie kann Der rathen und trösten, der sich selbst nicht zu rathen wußte und eigentlich an des Anderen Unglück Schuld ist?

Aber einmal, als er ihr am Tische gegenüber sitzt und lange in ihr Antlitz gesehen hat, das, über die Arbeit gebeugt, einen so ganz anderen Ausdruck trägt, als früher — so unsäglich traurig, so verbittert und verbissen, und bei alledem noch so schön und blühend —, da vermag er nicht länger an sich zu halten. „Mein Kind," sagt er, „verlaß Dich darauf, Du kannst noch glücklich werden. Ein so stattliches, hübsches Mädchen wie Du wird gewiß noch einen tüchtigen Mann finden."

Da erhebt sie ihr Haupt, und aus ihren blauen Augen, aus denen sonst nur Fröhlichkeit und Güte strahlte, blitzt es fast unheimlich. „Einen Mann? Dessen Sklavin ich bin; für den ich arbeiten soll oder im besten Falle die Repräsentantin seines Hauses, seiner Eitelkeit sein? — Oder gar einen solchen, der sich zu meinem Sklaven macht, der für mich arbeitet, aber den ich nicht lieben kann, einen Mann, wie . . ." sie verstummte. Sie wollte jedenfalls noch hinzusetzen: einen Mann, wie Du für die Mutter gewesen bist; aber sie biß die Zähne zusammen, damit das grausame Wort ihr nicht entschlüpfe. Der Vater aber hatte es doch gehört. Er sprach nie wieder über diesen Gegenstand mit seiner Tochter.

Da sich Niemand um sie kümmerte, so konnte sie natürlich über ihre Zeit verfügen, wie es ihr gefiel. Sie ging öfters aus, hatte einige Bekanntschaften in der Nachbarschaft gemacht. In der Regel war sie Abends, wenn der Vater zurückkehrte, zu Hause, um ihm bei Tische Gesellschaft zu leisten, da die Muter vorher zu speisen liebte.

Eines Abends findet Herr C., als er kommt, die Tochter nicht vor.

„Ist Alice ausgegangen?" fragt er.

„Es scheint so," antwortet die Frau, ohne von ihrer Lectüre aufzublicken.

„Du weißt nicht, wohin?"

„Wozu? Ich hätte ja doch keinen Dienstboten, um sie abholen zu lassen."

Der Vater schweigt und wartet. Endlich setzt er sich mit besorgter Miene an den Tisch, um sein Abendbrot zu verzehren; aber er vermag es nicht. Er steht wieder auf, tritt an's Fenster und blickt in die dunkle Nacht auf die spärlich erleuchtete Straße ihrer abgelegenen Vorstadt.

Da hört er Jemand die Treppe herauf kommen. Aber es ist nicht der leichte Schritt seiner Tochter; es ist ein schwerer polternder Männertritt.

Ein ängstlich fragender Blick streift das Gesicht seiner Frau, die auch aufmerksam geworden ist, nicht mehr in ihr Buch sieht und nach außen horcht. Jetzt wird an die Thür gepocht, der Vater öffnet.

Jemand giebt einen Brief ab und entfernt sich dann wieder. „Halt: Von wem?"

„Ich weiß nicht," sagt der Abgehende kurz. „Eine Dame hat mir's auf der Straße gegeben. Mein Gang ist bezahlt."

Dem Vater wanken die Kniee; er muß sich setzen. Die Mutter hat sich erhoben. „Gieb mir," sagt sie und nimmt ihm den Brief aus der willenlosen Hand.

Sie öffnet und liest. Und dann reicht sie ihm den Brief wieder hin. Der arme Mann ist nicht im Stande, zu lesen, blickt nur ängstlich seine Frau an. Aber sie sieht es nicht, achtet nicht auf ihn; sie starrt nur stumm vor sich hin — und dann tastet sie mit den Händen um sich in's Leere, als suche sie nach einer Stütze. Ihr Mann springt hinzu, fängt die Wankende in seinen Armen auf und trägt sie auf's Sopha.

Er bemüht sich um sie, netzt ihr die Schläfe, fühlt ängstlich nach ihrem Puls; sie erwacht wieder, schlägt die Augen auf, sieht ihren Mann an.

„Ist sie todt?" ruft der geängstigte Vater. Er wollte es nicht, aber der Schrei hatte sich auf seine Lippen gedrängt.

„Todt? Todt?" murmelt die Frau noch wie im Traume. Plötzlich scheint das volle Bewußtsein wieder zu kehren; ein unendlich bitteres Lächeln verzieht ihre Lippen. „O nein, todt nicht, das wäre ja noch ein Glück gegen das . . . und sie lacht laut, ein furchtbares herzzerschneidendes Lachen, das endlich in ein krampfhaftes Schluchzen übergeht. Und als der Mann, der sich neben ihr niedergelassen hat, es wagt, ihre Hand zu fassen — nach langer Zeit, langer Zeit vielleicht zum ersten Male wieder, da kehrt sie sich plötzlich zu ihm und schlingt die Arme um seinen Hals und legt ihr Haupt an seine Brust. Dieser Schmerz war zu groß, als daß sie ihn hätte allein tragen können. Vielleicht erst in diesem Momente, nach so langer Ehe, wird sie das Weib ihres Gatten. Die Liebe zu ihrem Kinde, so lange sie es besaßen, hatte sie nur noch mehr getrennt; der gemeinsame Schmerz um die Verlorene führt sie zusammen.

III.

Fräulein C. hatte sich selbstständig gemacht. Sie wollte leben, aber nicht lebendig begraben sein, hatte sie ihren Eltern geschrieben. Und die Unglücklichen, einen so herben Schmerz ihnen der Schritt ihrer Tochter bereitete, so tief sie sich in ihrem Kinde erniedrigt fühlten, fanden nicht die moralische Kraft in sich, sie mit Gewalt wieder unter ihre Obhut zu bringen, oder wenigstens den Versuch dazu zu machen. Es war ja so, wie sie schrieb: sie war bei ihnen lebendig begraben. Die Eltern hatten ebenauch keine höhere Ansicht vom Dasein als die Tochter.

Fräulein C. lebte also, und was das für eine Art Leben war, blieb nicht lange verborgen, denn sie that ihr Möglichstes, damit alle Welt erfahre, wie sie die Sache auffaßte. Vor allen Dingen galt es zu zeigen, daß, wenn ihr — nach ihrer Ansicht — der Weg der Sitte verschlossen war, um zum Genusse des Daseins zu gelangen, das heißt zu dem, was sie unter Genuß des Daseins verstand, ihr doch der andere Weg dazu offen stehe, der ihr vielleicht noch mehr biete. War sie nicht mehr reich genug, sich einen Mann kaufen zu können — denn nach der von ihr gemachten traurigen Erfahrung glaubte sie annehmen zu dürfen, daß dies

für ein anständiges junges Mädchen die einzige Möglichkeit sei, zu einem leidlichen Gatten zu gelangen, so wollte sie beweisen, daß sie doch begehrenswerth genug sei, um von den Männern gekauft zu werden, sobald sie eben nur den Muth besitze, sich über das Vorurtheil der Anständigkeit zu erheben; ja daß sie um den Preis dieses kleinen Opfers, bei dem Gekauftwerden statt des Kaufens noch im Vortheil sei. In gewisser Hinsicht war ja dies auch der Fall. Denn zu diesem Handel, bei dem es auf's Vergnügen abgesehen ist, drängen sich die Bieter in viel größerer Anzahl hinzu und sind oft zu weit größeren Opfern bereit, als wo es sich blos um das Lebensglück handelt. Und bei ihrer Schönheit, Jugend und ausgezeichneten Bildung konnte sich Fräulein C. als gesuchte Waare betrachten, die unter den Bietern auswählen und ihren Preis selbst bestimmen durfte. Was sie sich denn auch bestens zu Nutze machte. Sie verlangte und erhielt meistens von Denen, die nach ihrem Besitze lüstern waren, nicht viel weniger als Alles, was sie zu vergeben hatten. Aber vor Allem mußte möglichst viel Eclat gemacht werden. Ueberall, wo größerer festlicher Menschenzusammenfluß stattfand, in Theatern, bei Wettrennen und Corsofahrten, mußten sich ihre Liebhaber mit ihr, die nur im luxuriösesten und extravagantesten Aufzuge erschien, zeigen und sich so zu sagen öffentlich für sie blamiren und ruiniren. Und sie fand junge und alte Thoren genug, die, abgesehen von der Leidenschaft für sie, auch noch von ihrem eigenen Ehrgeiz bewogen wurden, ihr diesen Gefallen zu thun. Ihr selbst wurde dieses Spiel noch dadurch erleichtert, daß bei keiner ihrer flüchtigen Verbindungen jemals ihr Herz in's Spiel kam. Das kann ja auch schon im Allgemeinen bei dieser Klasse von weiblichen Wesen nicht gut anders sein. Wenn sie nicht ganz naiv oder ganz stupid sind, müssen sie eigentlich jeden Mann hassen und verachten, der mit ihnen in näheren Verkehr tritt. Verachten, weil er sich ihnen von seiner niedrigsten Seite zeigt, und hassen, weil er auch sie durch das, was er von ihnen allein begehrt, erniedrigt. Bei Fräulein C. kam noch hinzu, daß sie schon von Hause aus durch die Einflüsterungen der Mutter keinen sehr hohen Begriff vom Manne hatte. Und das, was sie an ihrem Bräutigam erlebt, hatte ihr vollends die Achtung vor diesem Geschlecht benommen. Zu was war dasselbe also gut, als von dem Weibe ausgebeutet und höchstens noch zum Amüsement benutzt zu werden? Also „genießen wir unsere Jugend!“ wenn's nicht anders geht, wenigstens in dem begrenzteren, aber quintessenziellen Sinne, in dem die gutherzige Mutter der Vasantasena es von ihrer Tochter sagt. Diesem Wahlspruche folgte Fräulein C., oder die Gräfin, wie sie im Kreise ihrer neuen Freundinnen genannt wurde, sei es nun in Hinsicht auf ihre ausschließlichen Beziehungen zu der besser dotirten Klasse der Männerwelt, sei es ihres etwas hautainen und reservirten Betragens wegen, — diesem Wahlspruche folgte sie jedenfalls mit voller Ueberzeugung. Der Hang zum Wohlleben und zur Trägheit war ihr ja auch angeboren und durch ihre

Erziehung nur noch mehr entwickelt worden. Sie schien daher auch in ihrer neuen Existenz vollkommen befriedigt, und so wenig sie ihre Liebhaber schonte, so verschwenderisch war sie selbst mit ihrem Gelde und mit ihrer Gesundheit und schien ganz aufzugehen in der tollsten Lust. Nur sorgte sie, wie gesagt, dafür, daß man immer noch merke, sie thue das Alles nicht nur aus Freude an der Sache, sondern auch zu dem „höheren Zwecke", der Sitte zu trotzen, durch die sie sich gekränkt sah und die sie in ihrer Verbitterung als ein Mäntelchen betrachtete, unter dem sich die niedrigsten egoistischen Interessen bequem hegen lassen, die pure Convenienz und Heuchelei. Und müßte sie selbst darüber zu Grunde gehen, die Welt sollte wissen, wer hier die Schuld trage.

Diesen höheren Zweck — mit dem es ihr übrigens vielleicht gar nicht so ernst war, als sie selbst es sich einredete, indem sie doch noch immer das Bedürfniß fühlen mußte, ihren Lebenswandel vor sich selbst und außerdem doch auch wieder vor der Welt, die sie brüskirte, zu rechtfertigen — diesen höheren Zweck also erreichte sie nun freilich nicht. Aergerniß und Aufsehen erregte eine Zeit lang ihr Treiben genug und wurde auch so gedeutet, wie sie es wünschte. Aber die Welt läßt sich nicht so leicht einreden, daß sie dem Einzelnen gegenüber sich im Unrechte befinde, am allerwenigsten dadurch, daß der betreffende Einzelne ein noch größeres Unrecht, sei's an sich, sei's an der Welt, begeht, als ihm selbst zugefügt worden ist. Höchstens bedauert sie ihn, billigt ihm mildernde Umstände zu und läßt vielleicht auch den, der unmittelbar das Unglück verschuldet hat, ihre Mißachtung fühlen. Das ereignete sich auch in diesem Falle, und wenn Fräulein C. bei ihrem Gebahren nur beabsichtigt hätte, ihren ungetreuen Bräutigam empfindlich zu schädigen, so hätte sie diesen Zweck wenigstens nicht verfehlt.

Im ersten Augenblicke freilich hatte „alle Welt" es ganz natürlich, oder wenigstens sehr erklärlich und entschuldbar gefunden, daß der bedauernswerthe Bräutigam das Verlöbniß mit dem plötzlich verarmten jungen Mädchen löste. Denn so einfach war die Sache ja nicht, wie sich der arme Vater der verlassenen Braut einbildete, der, als ihm seine Frau von dem Inhalt des entscheidenden Absagebriefes Mittheilung machte, verzweiflungsvoll ausrief: „Zum Teufel mit allen diesen Entschuldigungen und Redensarten! Ein ehrlicher Mann hält sein Wort." — So einfach liegt ein solcher Fall für den Unbetheiligten und Gleichgiltigen, für den oberflächlichen Beobachter oder auch für den, der vom Standpunkte der modernen Cultur aus gewissenhafter prüft, durchaus nicht, und die allgemeine Meinung einigt sich leicht dahin, daß es doch auch ‚Fälle geben könne', wo ein ehrlicher Mann einmal sein Wort nicht zu halten brauche.

Es kann daher Niemand Wunder nehmen, wenn der hart betroffene Bräutigam dieser allgemeinen Meinung, für die er in der ersten Bestürzung ein viel empfänglicheres Ohr hatte, als für die leise, von dem Tumulte seines Innern übertäubte Stimme des Gewissens, entsprechend gehandelt hatte.

Sein Entschluß war sofort gefaßt gewesen, und wenn er trotzdem mit der Ausführung einigermaßen gezögert und so, gewiß ohne böse Absicht, dem armen Mädchen eine lange Frist banger Erwartung gegeben hatte, so lag das an bestimmten Gründen, von denen wir sogleich sprechen wollen; wir müssen nur zuvor noch auf eine Frage antworten, die, wie wir soeben bemerken, einigen unserer schönen und klugen, aber wenn auch vielleicht nicht in Liebes-, so doch in Heirathsangelegenheiten noch unerfahrenen Leserinnen auf den Lippen zu schweben scheint, die Frage nämlich: liebte der Unselige denn seine Braut wirklich nicht? Hatte er sich, wie die kaltherzige Mutter vermuthete, wirklich nur um des schnöden Mammons willen um sie beworben? Sie ist uns ja doch als ein schönes, liebenswürdiges Geschöpf vorgeführt worden!

Ei natürlich, meine Damen, liebte er sie. Es wäre ja auch ein Wunder gewesen, wenn er, ein feuriger junger Mann, dieses in der That überaus schöne und liebenswürdige Mädchen nicht geliebt hätte. Er hatte sogar erst kaum an sein Glück glauben können. Aber sobald er an ihrer Zuneigung nicht mehr zweifeln durfte, hatte er mit Wonne zugegriffen und sein Schicksal gepriesen, daß es ihn davor bewahrte, woran er in stillen Stunden manchmal nicht ohne geheimes Grauen hatte denken können, vor einer bloßen Interessen-Ehe. Ihm standen Beispiele vor Augen. — Und nun auf einmal dieser fürchterliche Schlag, der seine Hoffnungen vernichtete.

Der Aermste!

Aber warum denn? fragt eine von den jungen, naiven Leserinnen nun ganz direct. Ist er nicht ein Mann? Kann er das Glück nicht, wenn es ihm zu entfliehen droht, erjagen, festhalten, durch eigene Kraft das gewinnen für sich und die Geliebte, was der tückische Zufall ihm entreißen möchte, und sich so einen durch das Bewußtsein siegreichen Kampfes doppelt werthvollen Preis erringen?

Ach, mein Fräulein, man merkt wirklich, daß Sie das Leben nur erst aus Romanen kennen oder aus anderen Kunstwerken, die noch der guten alten Zeit angehören, wo die Dichter und Künstler noch die Welt so darstellen durften, wie sie wünschten, daß sie beschaffen wäre.

Da taucht unter Anderem in meiner Erinnerung eine Zeichnung auf von einem bekannten Illustrator — sein Name will mir soeben nicht einfallen — das Bildchen stellt einen Knaben dar, der ein kleines Mädchen über einen reißenden Gebirgsbach trägt. Die Kleine starrt mit weitoffenen Augen ängstlich auf das wildschäumende Element, das, im Hintergrunde von schwindelnd hohen Felsen jäh herabstürzend, vor und neben ihr hoch emporspritzt, als wolle es sie verschlingen. Aber trotz ihres geheimen Grausens klammert sie sich mit vertrauensvoller Hingebung an den Hals des kräftigen Gefährten, der vorsichtig und muthig zugleich mit seinen bloßen Füßen von Stein zu Stein schreitet, um seine theure Last sicher an's schützende Ufer zu bringen. — Der Kunstwerth des Bildchens mag ja sein,

welcher er wolle; aber nicht wahr, man kann es nicht ohne ein Gefühl von Rührung und Erhebung zugleich betrachten? Und man kann sich so Vieles dabei denken, unter Anderem, daß der Künstler in einer Art von Allegorie das Wesen der Ehe habe darstellen wollen — viel beredter und viel reizender, als es dem Denker und Dichter vielleicht möglich wäre.

Sogar unserem Bräutigam hätte das Bildchen gefallen, wenn es ihm Jemand im Schaufenster einer Kunsthandlung oder auf einer Ausstellung gezeigt hätte; und er würde am Ende auch die Bedeutung errathen und sich an ihr erfreut haben; denn dazu gehört nicht so viel als zur Würdigung und zum Genusse des eigentlichen Kunstwerthes. Und doch war ihm nie in seinem Leben beigekommen, sich in diesem Sinne mit Heirathsgedanken zu befassen.

Wer hätte auch so Etwas von ihm verlangen dürfen? Der ideale, der Naturmensch, der mag sich dreist auf den Naturstandpunkt stellen und von da aus nicht nur die Welt kritisiren, sondern auch in ihr seinem Standpunkte gemäß handeln. Der halbnackte Junge z. B. auf dem allerliebsten Bildchen, der könnte die Kleine, wenn er sie glücklich auf's Trockene gebracht, ohne Bedenken heirathen, wenn auch immer zu wünschen bliebe, daß er doch damit wartete, bis sie noch ein bischen größer geworden wäre. Aber im Uebrigen — wozu hat er sein Angelgeräth in der Hand? Mehr braucht er nicht, um sich und sie und auch noch ein Dutzend kleiner Papagenos und Papagenas mit Allem zu versorgen, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. Aber der reale, der Culturmensch, der hat mehr zum Leben nöthig; um so mehr, je höher er steht. Er kann nicht sich blind seinen Neigungen überlassen, nicht so darauf losheirathen, wenn er nicht sich selbst und die, mit denen er sein Schicksal verbindet, der größten Gefahr aussetzen will. Er hat ohnehin genug um sein Dasein zu kämpfen. Und wenn er einigermaßen sicher gehen will und nicht auf übernatürliche Hilfsmittel zählen kann oder wenigstens auf so Etwas wie Genie, Begeisterung, außergewöhnliche Energie, so bleibe er vor Allem hübsch auf gebahntem Wege, insonderheit auf dem, den er kennt, für den er geboren und erzogen, für dessen Spurbreite er eingerichtet ist. Er könnte sonst gar leicht „entgleisen".

Nun gehörte der unglückliche Bräutigam noch dazu speciell einem Berufe an, der den Betreffenden, wenn er selbst kein Vermögen besitzt, vor die Wahl stellt, entweder sich eine mit dem zum standesgemäßen Lebensunterhalte gehörigen Capital versehene Frau zu nehmen oder auf die Ehe zu verzichten.

Auf Ersteres natürlich war denn auch das ganze Trachten des lebens- und heirathslustigen jungen Mannes gerichtet gewesen, und er hatte auf die Erreichung dieses Zieles fast mehr Eifer und Sorgfalt verwendet, als auf die sonstigen Obliegenheiten seines Berufes. Auch war er von der Natur trefflich für seinen Zweck ausgerüstet. Er hatte einen prachtvollen Wuchs

und ein regelmäßiges Gesicht, das stets vergnügt und unternehmend, dabei allerdings etwas dümmlich in die Welt guckte, dem aber eine blühende Farbe, weiße Zähne und der martialische Schnurrbart eine gewisse animalische Schönheit verliehen, eine solche, wie sie auf weibliche Herzen oft einen unwiderstehlicheren Zauber ausübt, als das Gepräge geistiger Vorzüge. Im Besitze solcher Eigenschaften durfte sich unser Held wohl schmeicheln, aus der unternommenen Preisbewerbung siegreich hervorzugehen. Der Erfolg schien ihm ja auch Recht zu geben.

So lagen die Dinge; so lagen sie wenigstens für ihn, für die Welt, in der er lebte, und von der er, seine Braut selbst mit inbegriffen, nie eine Minute angenommen hatte, daß sie eine andere Auffassung haben könne. Er liebte ja die, deren Hand alle seine Wünsche krönen sollte, selbstverständlich über alle Maßen und wurde nicht müde, sie zu versichern, wie reizend, wie entzückend, wie himmlisch er sie finde. Aber daß ihm mit jener Hand der Heißgeliebten zugleich auch eine recht bedeutende Mitgift würde übergeben werden, abgesehen von dem sicher zu erwartenden „später mehr", das hatte er als eine stillschweigende Bedingung bei seiner Verlobung betrachtet und eben nur deshalb es unterlassen, diese Angelegenheit speciell vor der Hochzeit in Ordnung zu bringen.

Und deshalb endlich war es jetzt, sobald die von ihm stillschweigend vorausgesetzte Bedingung sich als unerfüllbar erwies, für ihn ebenso selbstverständlich, daß er sich auch zu absolut Nichts mehr verpflichtet glaubte. Ja, im ersten Schrecken, wo der Mensch immer nach Etwas sucht, an dem er seine Erregung auslassen kann, kam er sich als der Betrogene vor, der allen Grund habe, zu zürnen.

Darüber also, was zu thun sei, war er keinen Augenblick in Zweifel gewesen. Es handelte sich für ihn nur um das Wie, um die Form, in der das unmöglich gewordene Verhältniß auf die delicateste Weise zu lösen sei. Darin beruhte die Schwierigkeit. Daß es brieflich geschehen müsse, verstand sich von selbst. Aber so Etwas auch nur schriftlich zu sagen, ist doch eine recht fatale Aufgabe.

Wenn der seiner Sache so Gewisse sich allerdings überlegt hätte, was ihn bei der Ausführung so zögern ließ, und warum er einen Brief nach dem andern zu schreiben anfing und ihn dann wieder zerriß und immer wieder dann seinen ganzen Vorrath von Phrasen durchmusterte, um die passendsten auszuwählen und die ausgewählten abermals noch nicht passend zu finden, so wäre er vielleicht zu der Einsicht gelangt, daß das, was er vorhatte, doch nicht so selbstverständlich war, als er sich einredete. Aber diese Ueberlegung stellte er wohlweislich nicht an, sondern schob seine Indisposition zum Schreiben, die im Grunde Scham war, lieber auf seine traurige Geistes- und Gemüthsverfassung. Er war ja sonst nicht verlegen, sich in Worten auszudrücken, und rühmte sich sogar einiger Gewandtheit im Gebrauche der Feder. Wie manches wohlgedrechselte Billet doux, wie

manchen fein abgefaßten „Geschäftsbrief“ heikelster Art hatte er schon vom Stapel gelassen!

Endlich war er ja aber auch mit diesem Briefe zu Stande gekommen, obwohl er sich nicht erinnerte, daß ihm je im Leben Etwas so sauer geworden war. Er dankte Gott, als er dieses mühevolle Product seiner Feder der Post übergeben hatte. Dann sann er einen Augenblick nach, was es wohl für einen Eindruck auf die Empfängerin machen werde, schüttelte hastig den Kopf, als wolle er etwas Lästiges verscheuchen, und murmelte vor sich hin: wer kann was dafür? — Und damit glaubte er die Sache wirklich abgethan.

Dem war aber eben nicht so. Und wenn auch wirklich, wie er sich einbildete, sein Gewissen ihn in Ruhe gelassen hätte, „die Welt“ erhob sich gegen ihn. Zunächst freilich, so lange die Sache glatt verlief, machte ihm Niemand einen Vorwurf. Aber als sich nach und nach die scandalösen Folgen, die sich an die Auflösung dieses Verlöbnisses knüpften, bemerklich machten, da erschien der prompte Schritt des ehemaligen Verlobten doch nicht mehr so harmlos, als er Denen, die Kenntniß davon erhalten hatten, zuerst erschienen war. Das Schlimme war eben, daß die ganze Angelegenheit durch das Verhalten der verlassenen Braut Stadtgespräch wurde und so vor ein größeres Forum kam, das schon rücksichtsloser und mehr nach allgemeinen Maximen urtheilt, als die durch gemeinsame Interessen und Ansichten verbundenen engeren Kreise, die zunächst für den Einzelnen seine „Welt“ bilden. Nichtsdestoweniger sind ja auch diese engeren Kreise sich der allgemeinen Gesetze recht wohl bewußt und lassen sich, zumal wenn ihnen diese Gesetze einmal lebhafter in Erinnerung gebracht werden, von ihnen schließlich auch in ihrem Urtheilen und Handeln bestimmen. Und so kam es, daß unser armer Exbräutigam sich doch nach und nach recht isolirt fühlte. Namentlich mußte er sehr bald zu der betrübenden Erkenntniß gelangen, daß speciell auf dem Heirathsmarkte sein Werth bedeutend gesunken war. Er entschloß sich daher endlich — weil es ihm die Verhältnisse nun einmal dringend wünschenswerth erscheinen ließen, daß er sich mit einer capitalkräftigen Gattin associire, — sich um die Tochter eines über Nacht reich gewordenen Häuserspeculanten oder dergleichen zu bewerben, ein krankhaftes, spotthäßliches und halb blödsinniges Geschöpf, das ihr Vater aber doch auch „glücklich machen“ wollte. Mit dieser Lebensgefährtin zog er sich dann, weil sie in den Cirkeln der Residenz doch nicht recht präsentabel war, und dann auch, weil er sich selbst in diesen Cirkeln nicht mehr ganz geheuer fühlte, in die Provinz zurück, das heißt, er ließ sich dahin versetzen, bei welcher Gelegenheit er auch ein wenig befördert wurde. Das war aber auch das letzte Steigen in seinem Leben, von da an ging es mit Macht bergunter.

Er fand zwar in der Provinz, wo man aus lieber langer Weile viel weniger wählerisch im Umgang ist als in der Großstadt, gute Freunde

genug, die ihm behilflich waren, seine auserlesenen Frühstücksweine zu vertilgen und seine echten Havanacigarren zu rauchen, ihm auch über das ermüdende Gleichmaß der Tage durch ein oder mehrere Partiechen Tarock hinweghalfen und bei alledem so gutmüthig waren — wie solche gute Freunde nicht in allen Fällen sind — ihn nicht zum Lohne für gebotene Gastfreundschaft in seinem ehelichen Glücke zu stören; denn das gönnten sie ihm alle von Herzen und ohne Neid. — Und dieses eheliche Glück selbst hatte sich in der That noch leidlicher gestaltet, als der resignirte Gatte gefürchtet hatte. Die gute Frau liebte ihren Mann zärtlich; sie war geistig zu beschränkt, um auch nur eifersüchtig zu sein, konnte sich nicht sattsehen an dem schönen schwarzen gewichsten Schnurrbarte, an dem sie in der Liebe geweihten Stunden durfte drehen helfen, und hatte nie das Geringste gegen die häuslichen Dispositionen und sonstigen Willensäußerungen ihres Gatten einzuwenden. Ihre Intervention war ja auch nicht nöthig, so lange der Schwiegervater noch lebte, der von Zeit zu Zeit nach dem Rechten sah, wenn auch nur in der guten Absicht, nachzuhelfen, wo's etwa fehlte. Aber nach dessen Tode zeigte es sich, daß das, was „der hohe Herr" für sein größtes Glück angesehen hatte, nämlich die Freiheit, mit dem Gelde des ihm unterthänigen Weibes nach Belieben schalten zu können, das Verderben selbst war, das nun, nachdem es sein Opfer ganz umgarnt hatte, nicht säumte, sich in seiner eigenen Gestalt zu zeigen. Sobald der trauernde Schwiegersohn das ganze Vermögen, das seine Frau ererbt hatte, in Händen hielt, war es im Umsehen verthan. Man durfte ihn einigermaßen entschuldigen. Menschen, die der Sympathie ihrer Nebenmenschen nicht mehr so recht sicher sind, müssen sich's mehr Geld kosten lassen, als Andere, um sich ein bißchen Achtung und Zuneigung zu erwerben, oder gar, um Anderen zu imponiren, wenn sie dieses Bedürfniß fühlen. Als es mit dem Gelde zu Ende war, kamen die Schulden, die nicht bezahlt werden konnten, dann die Sorgen, die dem Unglücklichen das Arbeiten fast unmöglich machten; dann die verzweifelten Mittel, zu denen er griff, um sich zu retten. Und so mußte er endlich doch seine Carrière aufgeben und war von Heute auf Morgen von einem wohlhabenden Manne zum Bettler geworden. Denn er existirte bald thatsächlich nur durch die Unterstützung einiger Verwandten, die sich seiner erbarmt hatten. Und das war hart für ihn, weil die Mildthätigkeit, so gut sie gemeint ist, ein entschiedenes Vorurtheil gegen Alles zu haben pflegt, was Luxus heißt: das will sagen, so ziemlich gegen Alles, was dem Durchschnittsculturmenschen das Leben lebenswerth macht. Der arme Pechvogel, von dem hier die Rede ist, gehörte ja nicht zu den seltenen Ausnahmen, die sich über dieses Niveau zum Genusse anderer, höherer Lebenswerthe erheben. —

Auf diese Weise ereignete es sich dann, als der stets auf's Bitten und sich in Erinnerung Bringen Angewiesene einmal in den gewohnten Geschäften und Familienangelegenheiten nach der Residenz gekommen war, und

zwar zu einer Zeit, wo Fräulein C. sich noch in der Blüthe ihres triumphirenden Sündendaseins befand — es ereignete sich ein Zusammentreffen, das die so tief Gefallene wohl als Genugthuung betrachten konnte, und zwar als eine solche, wie sie früher im wildesten Rachedurst ihres tödtlich beleidigten Weiberherzens sie wohl manchmal auf's Heißeste herbeigesehnt haben mochte, an deren Gewährung sie aber vielleicht nie im Ernste geglaubt hatte.

Bei einer Ausfahrt in glänzender Equipage erkannte sie in einem Fußgänger, der seitwärts von ihrem Wagen, in der gleichen Richtung mit ihr auf dem Trottoir langsam dahinschritt, ihren einstigen Verlobten, obgleich der Mann, trotzdem es nicht allzu lange her war, daß sie ihn, noch als seine Braut, zum letzten Male gesehen, sich sehr verändert hatte.

Er war jedenfalls kein schöner Mann und keine elegante Erscheinung mehr. Das Unglück, das ihn zur Unthätigkeit verdammt hatte, verbunden mit der einzigen Gewohnheit aus besseren Tagen, die er beibehielt, weil sie ihm in den schlechten Tagen als einziges Mittel, sich aufrecht zu erhalten, noch unentbehrlicher geworden als in den guten, ich meine den regelmäßigen Verbrauch geistiger Getränke in größeren Quantitäten bei jetzt den Verhältnissen entsprechenden geringeren Qualitäten, — dieses Beides hatte seine ehemals schlanke und geschmeidige Gestalt übermäßig aufgeschwellt, so daß er bei seiner Körperlänge und seiner schlaffen Haltung aussah, wie ein riesiger Ballen von Trägheit und Trübsal. Der einst so prächtige, stolz und kokett zu beiden Seiten des Mundes in die Höhe gedrehte Schnurrbart, hing ungepflegt und trostlos über die Lippen herab, statt mit duftender Pomade nur mit den klebrigen Ueberresten der feuchten Trostmittel seines Inhabers gesalbt. Und ebenso trostlos und verwahrlost schlenkerte an seinem Arm seine bedauernswerthe, halb blödsinnige Gattin, mit gesenktem Kopfe und nur von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick auf die Vorübergehenden werfend, in dem traurigen Bewußtsein, daß sie mit ihrem ihr einst so viel beneideten Gatten auch nicht den geringsten Staat mehr machen könne. — Daß der Aermste auch in seiner Kleidung sehr herabgekommen war, brauchen wir nicht zu erwähnen.

Trotz dieser großen Veränderung seines Aeußeren hatte ihn seine frühere Braut doch, wie gesagt, im schnellen Vorüberfahren erkannt und zwar sofort. Aber weil sie ihren Augen kaum trauen wollte, drehte sie sich, als ihr Wagen an ihm vorübergesaust war, unwillkürlich noch einmal um und sah dem Unglücklichen voll in's Gesicht — in dieses aufgeschwemmte, mürrische, durch keinen Zug höheren geistigen Lebens veredelte Gesicht mit dem schlecht rasirten ergrauenden Barte. Er stierte dumpf vor sich hin. Aber jetzt schien ihn das Pferdegetrappel an seiner Seite aufgeschreckt zu haben, und sein Blick richtete sich auf die Insassin des Wagens, dessen Räder ihn fast gestreift hatten.

Es ging in dem Momente etwas Seltsames vor in der, die sich an diesem Anblicke weiden durfte, — der Einzigen, die berechtigt war, kein Mit-

leiden zu fühlen. Es geschah auch nicht aus Mitleid, daß sie jetzt mechanisch mit der Hand in die Tasche fuhr und nach ihrer Börse griff, wie in der Absicht, sie dem Elenden vor die Füße zu werfen. Es war ihr vielmehr, als könne diese gleichsam symbolische Handlung sie entschädigen für Alles, was er ihr angethan und wozu er sie gebracht hatte. — Aber als der Blick seines Auges sie in diesem Momente traf, dieses kleinen, trüben, in Fett verschwimmenden Auges, das so unglücklich drein sah, wie das Auge eines verendenden Schweines, da überkam sie doch ein ganz anderes Gefühl, als das der gesättigten Rache — und sie hätte sich nie eingestanden, welcher Art dieses Gefühl war; nur ließ ihre Hand die Börse wieder los — und langsam, gleichgiltig wandte sie ihr Gesicht wieder von ihm ab und blickte nach der anderen Seite der Straße, als hätte sie ihn nicht erkannt.

IV.

Wieder war eine Reihe von Jahren verflossen, in deren Verlaufe auch im Leben der Frau C., wie sich Fräulein C. jetzt nannte, ein Wendepunkt eingetreten war. Schon diese Titulaturveränderung, wenn ich mich so ausdrücken darf, der doch keine Civilstandsveränderung vorhergegangen war, läßt einigermaßen darauf schließen, welcher Art das Ereigniß gewesen war, das sie zu einer gewissen Modificirung ihrer Lebensweise bestimmt hatte. Außerdem hatte sich in Folge dieses Ereignisses auch ein körperliches Leiden bei ihr eingestellt, das zwar nicht derart war, daß man von einer eigentlichen Krankheit sprechen konnte; aber es waren doch Symptome vorhanden, die vor Allem eine größere Ruhe und Mäßigung rathsam erscheinen ließen. Auch der Arzt, der die Möglichkeit eines sich entwickelnden chronischen Herzleidens andeutete, mahnte zur Vorsicht.

Aber wahrscheinlich hätte Frau C. weder auf diese Mahnung, noch auf die drohenden Symptome ihres Gesundheitszustandes viel gegeben, wenn nicht jenes Ereigniß selbst, dessen Folge ihr Leiden war, sie bestimmt hätte, etwas mehr Werth auf ihr Leben zu legen, als sie bisher, wie aus ihrem tollen Treiben hervorging, gelegt hatte. Sie war bei alledem noch eine blendende, bezaubernde Erscheinung. Ihre Schönheit schien zu den unzerstörbaren zu gehören und hatte, was sie mit den Jahren an Frische verloren, an Majestät gewonnen. Mit Hilfe geschickt angewandter Toilettenkünste wußte sich die imposante Frau sogar noch ein jugendliches Aussehen zu geben, nur hatte sich mit der Zeit der harte Zug um Wangen und Kinn, der nach der Katastrophe ihres Brautstandes hervorgetreten war, noch stärker entwickelt.

Sie schien sich übrigens auch bei ihrer neuen Lebensweise ganz zufrieden zu fühlen. Offenbar hatte sie, trotz ihrer früheren Verschwendungssucht, noch so viel erübrigt, daß sie im Ueberflusse leben konnte. Dieser Umstand, der ja allein schon genügt, um einer Menge von Menschen Hoch-

achtung einzuflößen, verbunden mit der Thatsache daß sie auch für ihre gänzlich arbeitsunfähig gewordenen Eltern in auskömmlicher Weise Sorge getragen — obwohl sie sonst kaum mit ihnen in Berührung kam — hatte ihr sogar eine Art von Respectabilität verschafft, wenigstens in den Kreisen derer, denen sie Etwas zu verdienen gab. Von irgend welcher Sucht, aufzufallen und die Welt herauszufordern, war keine Rede mehr. Den Zweck, den sie früher damit verfolgt hatte, glaubte sie erreicht zu haben. Sie hatte der öffentlichen Meinung ihre Verachtung hinlänglich bewiesen, „gelebt" trotz der Welt und konnte nun auch leben ohne die Welt, das heißt ohne sich mehr um deren Urtheil, mochte es nun für oder wider sie ausfallen, zu kümmern. Sie gab daher nicht einmal mehr ihren Nachbaren einen ausgiebigen Stoff zu Bemerkungen. An öffentlichen Orten sah man sie selten. Ihre Vergnügungen außer dem Hause bestanden in ihren täglichen Spazierfahrten und hie und da im Theaterbesuch; und zwar sah sie sich, seltsamer Weise, fast nur Tragödien an. Besonders fehlte sie nie, wenn ein damals sehr berühmter Schauspieler in einer seiner großen, mit überwältigender Genialität dargestellten Rollen auftrat. Sie hatte ihren Platz dann stets in einer der unteren Prosceniumlogen, so dicht als möglich an der Bühne und folgte dem Spiele mit einer fast leidenschaftlichen Aufmerksamkeit. — Im Uebrigen hatten einige alte Freunde von früher her sie nicht vergessen, deren Besuch sie von Zeit zu Zeit empfing, wie eben jede andere Dame auch die Besuche ihrer Freunde entgegennimmt. —

Eines Tages saß Frau C. in ihrem behaglich eingerichteten Boudoir und plauderte lebhaft mit einem distinguirt aussehenden älteren Herrn, der ihr gegenüber auf einem niedrigen Armstuhle eine bequeme Stellung einnahm. Er schien ihr soeben eine Mittheilung gemacht zu haben, die sie sehr interessirte.

„Also das war Ihr Secretär, Herr Graf?"

„Ja," erwiderte der Angeredete, „mein Secretär. Ich gehe öfter mit ihm um diese Zeit im Parke spazieren."

„Derselbe ausgezeichnete, talentvolle junge Mann, der schon einige Jahre bei Ihnen ist, — Ihr Mignon?" —

„Derselbe; und dem ich, so lieb ich ihn habe, gern forthelfen möchte, eben weil er so ausgezeichnete Talente besitzt. Nur schade, daß er nicht zugleich im Besitze eines größeren Vermögens ist, um seine Talente ungehindert entwickeln und zu gehöriger Geltung bringen zu können."

Es glitt bei diesen Worten wie ein heller Lichtschimmer über die während des Gesprächs ernst und gespannt gewordenen Züge der Frau C.

„Ei," rief sie, „wenn man nicht nur ein talentvoller, sondern auch ein so auffallend hübscher Mann ist . . ."

Sie vollendete ihren Gedanken nicht, und nach kurzer Pause nahm der ihr Gegenübersitzende, der sich nicht weiter den Kopf darüber zerbrach, was sie etwa hatte sagen wollen, mit einem Lächeln das Gespräch wieder auf,

wo sie es abgebrochen hatte. „Auf die reizende junge Dame, die mit Ihnen im Wagen saß, schien das Aeußere meines jungen Freundes auch einen gewissen Eindruck zu machen. Wenigstens kam es mir so vor, als . . .“

„Eben wollte ich mit Ihnen davon sprechen, Herr Graf,“ unterbrach ihn Frau C. jetzt hastig. Es ist ein ganzer Roman. Denken Sie nur, die jungen Leute kennen sich.“

„Ach, also deshalb war der gute Junge so aufgeregt bei dieser Begegnung und so neugierig, zu wissen, wer Sie seien.“

„Sie haben ihm das gesagt?“

„Ich hatte keinen Grund, es zu verheimlichen, wenigstens soweit Sie allein in Frage kamen.“

„Und was meinte der junge Mann dazu?“

„Hm — er schien etwas überrascht — fast betreten — und wollte mir dann nicht weiter Rede stehen.“

Wieder trat eine Pause ein, bis endlich Frau C. den Faden des Gespräches wieder aufnahm. „Sie haben ihm also doch nicht mitgetheilt, in welchem Verhältnisse ich zu dem Kinde stehe? Sie wissen es ja, obgleich Sie so discret sind, nie mit mir über diese „Familienangelegenheit“ zu sprechen.“

„Ich war auch nicht so indiscret, Etwas davon meinem Secretär zu verrathen, da Sie mich so angelegentlich um Stillschweigen über diesen Punkt gebeten haben.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar. Aber jetzt, gerade in diesem Falle, wäre es mir nicht unerwünscht, wenn Sie einmal über die Sache sprächen. Zuvor freilich müssen Sie meinen Roman anhören. Erschrecken Sie nicht, er ist kurz und hat den besonderen Vorzug, daß er in der allerjüngsten Vergangenheit spielt.“

„Und von bekannten Persönlichkeiten handelt, nicht zu vergessen, für die ich mich dazu besonders interessire; abgesehen von dem besonderen Interesse, das ich für die Verfasserin hege,“ fügte der Graf galant hinzu.

„Also hören Sie freundlichst zu! Vor ein paar Tagen kehrt meine Tochter von einem kurzen Ausgange zurück, laufend und ganz außer Athem. Ein junger Mann, der ihr schon einige Male begegnet war und sie Strecken weit verfolgt hatte, war endlich so kühn gewesen, sie anzureden am hellerlichten Tage. Meine Tochter hatte ihm natürlich nicht geantwortet.“

„Natürlich nicht,“ bestätigte der Graf mit der etwas skeptisch-ironischen Miene, die seinem Alter, seiner Lebensstellung und der Gesellschaft, in der er sich befand, vollkommen angemessen war.“

„Natürlich nicht,“ fuhr Frau C. fort, ohne sich beirren zu lassen. „Denn eine solche Begegnung hat für sie etwas Schreckhaftes. In der kleinen Stadt, wo sie in Pension ist, hat sich die Sitte noch nicht eingebürgert, junge Mädchen, die man nicht kennt, ohne Weiteres auf der Straße anzureden. Sie war also, wie gesagt, ganz erschreckt und antwortete auf das, was ihr der junge Mann sagte, kein Wort. Sie be-

hauptete sogar, ihn nicht eines Blickes gewürdigt zu haben. Nichtsdestoweniger aber — und das ist ja ebenfalls natürlich — hörte sie recht wohl, was er ihr sagte, ja seine Rede prägte sich ihr so fest in's Gedächtniß, daß sie mir sie Wort für Wort wiederholen konnte."

„Nun?"

„Eine Liebeserklärung in aller Form, fast ein ernsthafter Antrag."

„Das ist ja ein Tausendsassa, mein Herr Secretär."

„Und was das noch Ernsthaftere bei der Sache ist, seine Worte schienen ihre Wirkung auf das Kind nicht verfehlt zu haben. Sie kam immer wieder auf diese Begegnung zurück, konnte sich über die empörende Dreistigkeit, wie sie's nannte, gar nicht beruhigen, und gestern, als sie den jungen Mann plötzlich erblickte, — wobei sie einen leisen Aufschrei nicht zu unterdrücken vermochte und mir dann ganz verwirrt und erröthend zuflüsterte: ‚das ist er' — da schien mir's, trotzdem sie ihn, als er sie ansprach, ‚keines Blickes gewürdigt hatte', als wenn sie doch einen recht lebhaften Eindruck von dem ‚empörend dreisten' jungen Manne empfangen habe."

„Ja, ja," schmunzelte der Graf, „das finde ich ganz begreiflich. Der glückliche Bursche ist wie dazu geschaffen, den Frauenzimmerchen die Köpfe zu verdrehen."

„Sie werden mir den Gefallen erweisen," fuhr Frau C. nach einer abermaligen Pause fort, indem sie die Augen senkte und ihr batistenes Taschentuch ein paar Mal um ihren spitz zulaufenden Mittelfinger wickelte und dann wieder aufwand — „Sie werden mir den Gefallen erweisen, Herr Graf, diese Sache, wenn auch nur als Ausnahme, einmal so zu behandeln, als wenn Sie Ihnen von einer Mutter, die — nicht anders wäre, als andere Mütter, vorgetragen würde. Ich wollte Sie nämlich um Ihren Rath, möglicherweise, wie ich mir schon anzudeuten erlaubte, um Ihre Vermittelung bitten."

Der Graf war ernst geworden.

„Also Sie wissen, daß die junge Dame, die Sie so liebenswürdig sind, reizend zu finden, meine Tochter ist. Sie wissen aber auch, wer der Vater war."

Der Graf nickte. „Die Aehnlichkeit läßt keinen Zweifel aufkommen."

„Von dieser Seite also, das werden Sie zugeben, kann man dem Kinde nicht den Vorwurf geringer Herkunft machen. Sie besitzt außerdem von ihrem Vater, als unbestreitbares testamentarisches Erbtheil und sicher angelegt, ein nicht unbeträchtliches Capital. Nach meinem Tode hat sie ebenfalls noch eine namhafte Summe zu erwarten. Sie ist also, was man unter anständigen Leuten eine gute Partie nennt."

Hier nickte der Graf auf's Lebhafteste mit dem Kopfe und begann: „Ja, wenn das der Fall . . ."

Aber Frau C. ließ ihn nicht ausreden. „Glauben Sie nicht," sagte sie schnell, „daß ich darauf allein mein Vertrauen gründe. Im Gegentheil,

ginge nicht aus der Art, wie Ihr Secretär die Bekanntschaft meiner Tochter zu machen suchte, aus seiner naiven Erklärung deutlich hervor, daß es ihm zunächst um etwas Anderes zu thun ist, als nur darum, eine sogenannte gute Partie zu machen, ich würde mich nicht zu diesem Schritte entschlossen haben. Aber ich möchte auch andererseits nicht seine schnell gefaßte Zuneigung auf eine allzu starke Probe stellen. Er ist arm, wie Sie sagen, nur auf seine Talente angewiesen. Da könnten doch bei reiflicherer Ueberlegung Bedenken in ihm aufsteigen . . . kurz, wenn Sie ihm die Verhältnisse so darlegen wollten, wie ich sie Ihnen mitgetheilt habe, würde er jedenfalls mit größerer Sicherheit und Ruhe in einer so wichtigen Angelegenheit . . ."

Der Graf schien sich inzwischen doch die Sache näher überlegt zu haben und sie wirklich recht ernst aufzufassen. Wenigstens hatte er allmählich eine Miene angenommen, durch die Frau C., die ihren Blick am Schlusse ihrer Rede verstohlen zu ihm erhoben hatte, sehr beunruhigt zu werden schien.

Sie unterbrach sich daher rasch selbst und sagte statt dessen, was sie vielleicht noch sagen wollte:

„Doch so weit sind wir ja noch nicht. Zunächst würde mir vor Allem daran liegen, daß der junge Mann durch Sie erfahre, wer die von ihm angeredete Dame ist; zugleich aber auch, daß sie nicht bei mir lebt und daß ich, wenn sie mich einmal auf Wochen besucht — nur ihre dringendste Bitte konnte mich zu dieser Erlaubniß bewegen — in dieser Zeit für meine Bekannten nicht existire — Sie ausgenommen."

Der Graf machte eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe, um anzudeuten, daß er diesen Vorzug zu schätzen wisse.

„Ich weiß, daß ich nicht fürchten muß, durch Sie vor meinem Kinde compromittirt zu werden. Und Nichts habe ich, seitdem es auf der Welt ist, so zu vermeiden gesucht, als daß es eine Ahnung haben könnte von dem, was ich bin. Ehe sie noch zum Bewußtsein ihrer Umgebung gelangt war, habe ich sie in eine fremde Stadt zu Leuten gebracht, die mich nicht kannten. Nur das vermochte ich nicht über mich zu gewinnen, ihr ganz zu entsagen, sie nicht von Zeit zu Zeit zu sehen, mich über ihre Schönheit und Unschuld, ihre Klugheit und Gelehrigkeit zu freuen — und mich von ihren süßen Lippen Mutter nennen zu hören. Ich verdanke diesen kurzen Besuchen die einzigen glücklichen Stunden meines Daseins, um so glücklicher, als das Kind mit der ganzen Liebe seines jungen Herzens auch an mir hängt. Aber ich glaube, das ist nach Allem, was ich gesagt habe, kein Grund — die Kleine zu verachten."

„Nein," sagte der Graf mit Entschiedenheit. — „Also Sie wünschen meinen Rath — ich kann nur billigen, was Sie vorhaben; meine Vermittelung — Alles, was in meinen Kräften steht, Ihre Absicht zu fördern, soll geschehen. Das verspreche ich Ihnen."

Frau C. athmete auf. „Sie können sich denken, daß das Wohl meines Kindes mir am Herzen liegt, und daß ich ihm vor Allem das Glück verschaffen möchte, um das ich selbst betrogen worden bin. Und am sichersten würde ich natürlich meinen Zweck erreichen, wenn ich ihr einen achtbaren Gatten zuführen könnte, einen Mann, den sie liebt und der sie liebt, der für sie sorgt und sie beschützt, wenn ich einmal nicht mehr sein werde."

Die letzten Worte sprach sie sehr leise, und der Graf sagte auch Nichts darauf. Er erhob sich, schüttelte Frau C. herzlich die Hand und versprach noch einmal, dem jungen Manne Alles auf's Beste auseinander zu setzen und sein Möglichstes zu thun. — —

Drei Tage nach dieser Unterredung erhielt Frau C. einen Brief mit der bekannten Handschrift und der Grafenkrone auf dem Umschlage, den sie hastig erbrach. Das Schreiben lautete:

Liebe Freundin! Leider muß ich Ihnen in der Angelegenheit, die Sie mir anvertraut haben, einen Mißerfolg melden. Wie ich Ihnen versprach, habe ich mein Bestes gethan. Aber — ich begreife es nicht — diese Bürgerlichen sind in gewissen Dingen fast noch vorurtheilsvoller als wir. Der junge Mann — es hat ihm einen harten Kampf gekostet, ich sah es ihm an — aber er hat entschieden refüsirt. Brav und gut, wie er ist, bat er mich, wenn ich Gelegenheit dazu haben sollte, die junge Dame in seinem Namen um Verzeihung zu bitten, daß er ihr auf so zudringliche, unbesonnene Weise genaht sei. Hätte er gewußt u. s. w. u. s. w., liebe Freundin, Sie werden verstehen, auch wenn ich seine Entschuldigungsgründe, die Sie vielleicht mehr verletzen würden, als directe Rücksichtslosigkeiten, hier nicht wiederhole. Aber auch darin dürfte er zu entschuldigen sein, denn er war offenbar ganz perplex und unglücklich. Und ich selbst bedaure unendlich, in dieser Mission, die zu einem guten Ende zu führen, mir in Ihrem Interesse große Freude gemacht haben würde, gescheitert zu sein, und hoffe, Ihnen meinen guten Willen bald in einer anderen Sache auf erfolgreichere Art beweisen zu können. — Ihr *** —

Frau C. konnte diesen Brief schon zwei-, dreimal gelesen haben, als sie noch immer unverwandt auf das Blatt starrte. Plötzlich fuhr sie mit der Hand, die es hielt, nach ihrem Herzen, ein unendlich schmerzlicher Ausdruck verbreitete sich über ihr Gesicht, sie rang einen Augenblick nach Luft und sank dann in den Lehnstuhl zurück, auf dem sie gesessen.

So fand man sie. —

„Ich hatte sie doch so gewarnt vor jeder Aufregung," sagte kopfschüttelnd der in Eile herbeigerufene Arzt und Hausfreund. Und nachdem er sich über alles Einzelne hatte Bericht erstatten lassen und den leblosen Körper nach allen Richtungen hin betastet, beklopft und behorcht hatte, setzte er sich hin und schrieb seinen ärztlichen Bericht über den Todesfall und die Todesursache. —

Ein Herzleiden; jawohl!

Die Logik des Kindes.

Von

Bernhard Münz.

— Wien. —

Ein verbreitetes Vorurtheil behauptet, daß es ohne Sprache keinen Verstand giebt. Diese Behauptung ist und bleibt jedoch Vorurtheil. Das der Wortsprache noch unkundige Kind, welches nicht dressirt wird, sondern von selbst denken lernt, gleichwie es von selbst sehen und hören lernt, zeigt dem aufmerksamen Beobachter deutlich, daß es lange vor der Kenntniß des Wortes als Verständigungsmittel der Menschen und lange vor dem ersten erfolgreichen Versuche, in articulirten Worten sich auszudrücken, ja sogar lange vor der Erlernung der Aussprache auch nur eines einzigen Wortes, Vorstellungen logisch verknüpft, d. h. denkt. Denken ist zwar inneres Sprechen, aber es giebt auch ein Sprechen ohne Worte.

So erzählt Preyer, daß sich bei seinem Söhnchen am 319. Tage nach seiner Geburt ein merkwürdiges akustisches Experiment begab, welches für seinen großen geistigen Fortschritt Zeugniß ablegte. Das Kind schlug öfter mit einem Löffel auf einen Teller. Dabei geschah es zufällig, daß es mit der freien Hand den Teller berührte; der Schall wurde gedämpft, und dieser Unterschied frappirte das Kind. Es nahm nun den Löffel in die andere Hand, schlug damit auf den Teller, dämpfte wieder u. s. f. Am Abend erfolgte eine Wiederholung dieses Versuches mit gleichem Erfolge. Offenbar war die Causalitäts-Function stark hervorgetreten, da sie das Experiment wachrief. Lag die Ursache der Dämpfung an der Hand oder am Teller? Die andere Hand wirkte geradeso dämpfend, also an der einen Hand haftete die Ursache nicht. So ungefähr muß das Kind seinen Schalleindruck sich ausgelegt haben und zwar zu einer Zeit, in welcher es noch nicht ein einziges Wort der Sprache kannte. — Im 12. Monat war das Kind daran gewöhnt, fast jeden Morgen das geräuschvolle Auflegen von Kohlen in den Ofen A zu beobachten. Am 363. Tage vollzog sich diese Procedur im Nebenzimmer am Ofen B. Sofort sah das Kind nach der Richtung des Schalles; da es jedoch nichts entdeckte, drehte es den Kopf fast um 180° und betrachtete fragend den Ofen A, welcher schon früher versorgt worden war. Hierdurch ist gleichfalls eine dem Sprechenkönnen voraufgehende logische Thätigkeit in ihrer Anwendung auf Schallwahrnehmungen dargethan.

Im 17. Monat vermochte Preyers Kind sein Spielzeug im Schranke nicht zu erreichen, weil es ihm zu hoch war; da lief es umher, holte sich eine Reisetasche, stellte sich auf dieselbe und erfaßte nun das Gewünschte. Es konnte hierbei unmöglich in Worten denken, da es die Worte nicht kannte. Seitdem es sich im 15. Monat am Kerzenlicht den Finger verbrannt hatte, war es nicht wieder zu bewegen, den Finger nahe an die

Flamme zu bringen, führte ihn aber zuweilen neckend nach derselben hin, ohne sie zu greifen, trug auch im Alter von 18 Monaten von selbst ein Stück Holz zur Ofenthür und schob es durch den offenen Schieber derselben hinein, dann stolz seine Eltern anblickend. Während es ferner die Abtrocknung des Mundes und Kinnes anfangs nie ohne Schreien über sich ergehen liess, hielt es vom 15. Monat an bei der ihm widerwärtigen Operation ganz stille. Es mußte bemerkt haben, daß dieselbe um so schneller beendigt wird, je ruhiger es sich verhält. Dasselbe kann man bei jedem kleinen Kinde beobachten, falls nur nicht zu viel geredet, gezüchtigt, nachgegeben und verwöhnt wird. Durch die Gleichgültigkeit der Umgebung gegen das Schreien gelangt das Kind zur Einsicht in die Nutzlosigkeit desselben für die Umgehung der ihm ertheilten Befehle. Die Regungen des Rechten (Erlaubten und Befohlenen) und Unrechten (Verbotenen) geben hinwiederum Kunde von der Wahrnehmung der Kinder, daß Uebertretungen wohlbekannter Verhaltungsvorschriften unangenehme Folgen haben, d. h. daß gewisse Handlungen Lustgefühle, andere Unlustgefühle nach sich ziehn.

Die Gesammtheit der über die Leistungsfähigkeit der natürlichen Geberden- und Mienensprache bei ungebildeten Taubstummen angestellten Beobachtungen beweist übrigens packender, als irgend eine andere Thatsache, daß die Denkthätigkeit ohne Wörter und ohne Zeichen für Wörter vor sich geht, wenn Beide fehlen. Weßhalb sollte nun bei dem vollsinnig geborenen Menschen die logische Verknüpfung der Vorstellungen erst mit der Erlernung der Sprache beginnen? Gleichwohl bekundet die eingehende Beobachtung des Kindes, welches sprechen lernt, daß der Verstand nur durch die Wörtersprache seine primitiven, undeutlichen Begriffe präcisiren und dadurch selbst sich weiter entfalten kann, indem er die Vorstellungen den Verhältnissen, unter welchen das Kind lebt, entsprechend verbindet.

Wie lernen die Kinder sprechen? Wie namentlich lernen sie die Sprache verstehen? Beim Ursprunge der Sprache mußte jeder Einzelne sich im Wesentlichen die Sprache schaffen; die Sprache konnte dem Menschen nicht überliefert werden, denn die Sprache empfangen, verstehen und verwenden lernen, setzt Verständniß, also Sprache voraus. Auch jedes Kind muß die Sprache für sich schaffen. Aber unsere Kinder, wird man einwenden, lernen ja die Sprache und zwar durch Nachahmung? In der That scheint es so, aber es ist nicht so. Man kann keinem Kinde zeigen, wie es einen Laut hervorbringen, wie es ihn nachahmen soll. Man sieht nicht selten, wie Mütter und Ammen sich vergeblich bemühen, einem Kinde die Laute vorzumachen, damit es sie nachahmen soll; das Kind sieht sie an und weiß nicht, was sie wollen. Es kann eben nicht sehen, wie ein Laut hervorgebracht wird; selbst die Wörter mit Lippenlauten, welche durch eine dem Auge sichtbare Bewegung erzeugt werden, erfordern zugleich für den Vocal eine Spannung der Stimmbänder, die unsichtbar ist. Daher kommt es auch, daß Lippenlaute wie papa, mama, papen am leichtesten vom Kinde nachgeahmt werden; aber gewiß nicht durch das bloße Sehen der Lippenbewegung, sondern durch das gleichzeitige Hören und die dadurch vermittelte reflexive Anregung der Stimmorgane. Gerade so wie beim Urmenschen, sind beim Kinde die ersten Sprachlaute eine unwillkürliche Schöpfung, ein Erfolg der Reflexbewegung. Bevor sich daher die Kinder auf die willkürliche Nachahmung gehörter Wörter verstehen, pflegen sie selbst sich ihre eigenen Wörter für die Dinge zu bilden; Mütter erblicken oft darin eine besonders komische Eigenheit der Kinder, daß sie ihre selbstgeschaffenen Wörter sogar dann noch gebrauchen, wenn sie auch schon fremde nachsprechen können. Und doch ist Nichts natürlicher als dies; das Kind spricht *seine* Sprache, bis es durch die Erwachsenen *unsere* erlernt. Bemerkenswerth ist übrigens auch die Thatsache, daß die Kinder während der Aneignung der Sprache der Erwachsenen sich in der Sprachschöpfung nicht blos in der Weise der onomatopoetischen, sondern auch der charakterisirenden Stufe versuchen. So antwortete *Lazarus'* kleine Nichte, welche mit ihrem neuen Kindermädchen ihn besuchte, auf die Frage, wie das Mädchen heiße, Marie Abend. Sie hatte aber nur den Namen Marie gehört; den Beinamen „Abend" gab sie ihr, weil

sie Abends angekommen war. Dieselbe redete öfter den Kaufmannsburschen, welcher einmal stark riechenden Essig in's Haus gebracht hatte, mit dem Worte „Essig" an, als ob es sein Name wäre; „Essig, Du sollst warten," sagte sie, weil die Mutter gesagt hatte, der Bursch soll warten.

Daraus folgt, daß wir die Kinder nicht die Sprache, d. h. nicht das Sprechen, sondern nur unsere Sprache lehren. Das Kind muß selbst sprechen, allgemeine Sprache haben; es muß als Mensch durch sich allein sprechen können, da wir es sonst nicht unsere bestimmte Sprache lehren könnten. Aus dem ursprünglichen, unwillkürlichen, der Natur des Menschen entspringenden Sprechen haben sich bestimmte, gleichsam künstlerisch geordnete Sprachen entwickelt; dieses zur Natur allmählich Hinzugekommene können wir auch dem Kinde nach und nach beibringen, aber nicht die erste Fähigkeit.

Viele Gedanken werden im Menschen nur mittelst der Sprache, also durch Ueberlieferung von außen gesäet; in dieser überwiegt zuerst das Sprachliche, allmählich aber gelangt der Gedanke zur Selbstständigkeit, bis er endlich umgekehrt das Sprachliche überwiegt. Das gehörte Wort ist gleichsam ein in die Seele gesenktes Samenkorn; die innere Triebkraft der Seele aber durchdringt und befruchtet es mit den vorhandenen Vorstellungen, so daß es selbst zu geistigem Leben erwacht und emporwächst. Ein classisches Beispiel hierfür erfuhr Lazarus von Friedrich Rückert. Ein Enkelchen des Dichters hatte sich die Phrase angeeignet: „Das ist doch ein Unterschied;" es war aber offenbar, daß es noch gar keinen bestimmten Sinn mit den Worten verband. Eines Tages kommt das Kind, das bisher ein Schaukelpferd besessen hat, auf's Land, wird in den Stall geführt und auf ein lebendes Pferd gesetzt; „das ist doch ein Unterschied", ruft es mit so lebhaftem Glanze der Augen und so bewegter Miene, daß man deutlich erkennen konnte, es habe in diesem Augenblick die Bedeutung des „Unterschiedes" erfaßt.

Ein ähnlicher Vorgang vollzieht sich sogar bei vielen Vorstellungen, welche sich auf sichtbare Wesen beziehen, also scheinbar durch bloße Vermittlung der Sinnesorgane in der Seele gebildet werden — z. B. bei der Vorstellung des Himmels und des Sternes. Jene ist durchaus nicht nicht etwa das Ergebniß der sinnlichen Anschauung des blauen Gewölbes; sie entsteht vielmehr durch die Sprache, durch allerlei Reden über den Himmel. Anfangs ist dieser Vorstellungsinhalt gewiß so unklar, daß er nur in der Form der Sprache festgehalten wird; langsam nur bildet die Seele aus dem Worte heraus oder in das Wort hinein eine Vorstellung, welche auch ohne dasselbe vergegenwärtigt werden kann. Ebenso verbindet das Kind mit dem Worte Stern zunächst einen winzigen Inhalt; erst später bedeutet ihm das Wort etwas Großes.

Lazarus führt noch zwei Beispiele an, welche die überaus wichtige Thatsache bestätigen, daß die Kinder eine sehr große Zahl von Wörtern hören, aufnehmen, rein lautlich wiederholen und erst nach und nach mit ihrem Bedeutungsinhalt erfüllen. Ein Kind von vier Jahren tritt an den Tisch, wo Karten gespielt wird, und sagt aus freien Stücken: „Spadilla" (das Pique-Aß, der höchste Trumpf im L'hombre). Natürlich lacht Alles, und man fragt: „Was heißt denn das?" Es antwortet: „Wenn man Karten spielt." Hier kann man gewissermaßen deutlich in die Seele des Kindes hineinsehen; zu einer ganzen Masse von bestimmten, aber verwickelten und in ihren Beziehungen völlig unverstandenen Anschauungen, welche das Kartenspiel der Seele des Kindes dargeboten hat, ist ein oft gehörtes Wort getreten: dieses wird vernommen und festgehalten und mit einer gewissen Absichtlichkeit vorgebracht, aber es drückt eine bloße, fast möchte man sagen, ganz abstracte Beziehung zu der Anschauungsmasse aus. Ebenso charakteristisch wie begreiflich ist es demnach, daß Kinder und gemeine Leute ihre Antwort auf die Frage: „Was ist oder bedeutet dies?" also ihre Definitionen fast immer mit den Worten anfangen: „Wenn man . . ." — Dasselbe Kind hat ein anderes Mal seinem Dienstmädchen als eben aufgeschnappte Weisheit mitgetheilt, Papa habe in W. einen Vortrag gehalten. Jetzt wird es gefragt: „Was ist denn das ‚ein Vortrag'?" Und mit allen Zeichen jener offenbaren Verschämtheit, welche die Kinder zur Schau tragen, wenn sie

Etwas wissen oder sagen, was über ihr Verständniß hinausgeht, antwortet es: „Auf der Universität." Desgleichen ließ sich Hans auf Mamas Frage: „Weißt Du auch, was unanständig' ist?" die geradezu classische Definition: „Wenn Jemand dabei ist" zu Schulden kommen.

Sehr ergötzlich ist die selbstherrliche Sprachbehandlung der Kleinen, mit welcher sie für ein Wort, das ihnen fehlt, ein anderes, bekanntes in den Dienst jenes Ausdruckes zwingen. So ertheilt der kleine Robert, dessen Gedächtniß der große Robert Hamerling der Nachwelt überliefert hat, seiner kranken Mutter, welche behauptet, daß er irgend Etwas nicht gesagt habe, die Antwort: „Ich habe es gesagt; aber Du hast es nicht gehört, denn weil Du krank bist, so bist Du auf dem Ohre blind!" Wie drollig wird erst diese Dreistigkeit, wenn sie die Begriffssphären des Belebten verwirrt, wovon der kleine Robert ein drastisches Beispiel gab, indem er seinem jüngeren Bruder Hermann beim Kaffee vorwarf, daß er sich, „einen zu großen Lümmel" — ein zu großes Stück Semmel — eingebrockt habe. Drollig genug ist häufig auch das eigensinnige Festhalten der Kinder an einer Wort-Variante, wie wenn der kleine Hermann den Mistkäfer geraume Zeit nur als „Mistvichkäfer" zu bezeichnen vermochte. Ihm war es — nebenbei bemerkt — auch in seiner grünsten Zeit passirt, daß er einen Bäckerjungen, welcher mit nacktem Oberkörper unter einem Hausthore stand, für „unseren Herrn Jesus Christus" nahm, weil er bis dahin nur den Heiland in so decolletirtem Zustande auf dem Kreuze hängend gesehen hatte. Wie hübsch sind manchmal die naturwissenschaftlichen Anschauungen der Kleinen, welche zwar mit dem System im Widerspruche stehen, aber für den naiven Standpunkt doch eine gewisse Wahrheit haben, wie wenn der kleine Robert die Fliege bei seiner ersten Entdeckung dieses Thierchens der Flügel wegen ein „kleines Vogerl" nannte. Ueber die Art, wie die Dialektik der Begriffe sich im Kindergemüth noch flüssig zeigt, würde ein Hegel seine Freude haben können. „Ist heute morgen?" fragte beim Erwachen der kleine Robert, als man ihn den Tag vorher mit der Gewährung einer Bitte auf morgen vertröstet hatte. Und als er einmal bei Tische gefragt wurde: „Willst Du ein Stück Brot?" gab er auf einen Kuchen weisend, die in formeller Beziehung ebenfalls ganz hegelianisch angehauchte Antwort: „Nein, ein Das will ich!" — Auch im eigentlichen Wortwitz leisten Kinder zuweilen schon Etwas. Als der Versuch eines solchen wenigstens kann es gelten, wenn der kleine Robert seinen Bruder, welcher ihm einen Schlag auf den fleischigsten Theil seines Körpers versetzte, lachend einen „Fleischhauer" nannte. Der dreijährige Hermann hatte gehört, daß die Sterne „im unendlichen Weltraum" kreisen. Der Ausdruck „im unendlichen Weltraum" gefiel ihm überaus, und er merkte sich denselben. Als sich nach einiger Zeit dem Verbote zuwider sein Finger an einem ungehörigen Orte befand, rief seine Mutter mit streng verweisendem Blicke ihm zu: „Hermann, wo hast Du wieder den Finger?" worauf er mit schalkhaftem Lächeln erwiderte: „Im unendlichen Weltraum!"

Wie häufig eine reizende Originalität der Anschauung und, man möchte sagen, eine Art von stimmungsvoller Naturdichtung gerade jene Reden der Kinder durchweht, welche am meisten kindisch klingen, bedarf kaum der Erwähnung. Kann man sich etwas Plastischeres und Stimmungsvolleres denken, als wenn Robert nach einem Besuche des Friedhofes am Allerseelentag das Bild der geschauten Situation in die Worte: „Die Leute sind bei den Gräbern herumgegangen mit traurigen Köpfen und traurigen Händen und traurigen Füßen" zusammenfaßt? Nicht minder bewährt er sich als feiner Situationsmaler, wenn er die Schilderung eines Brandes in einem benachbarten Hause, welcher die Bewohner erschreckt hat, mit den Worten schließt: „Jetzt ist das Haus wieder frisch und gesund, die Leute leben ganz lustig darin und spielen Clavier dazu." — Als dreijähriger Knabe kam er oft in Begleitung seiner Mutter an einem Teiche vorüber, welcher auf einer Hochfläche am Rande eines Waldes liegt. Einmal begab er sich wieder dahin, aber von der Niederung her, so daß ihm der höher gelegene Teich nicht sogleich in die Augen fallen konnte. Da er aber die ganze Stelle und Umgebung wiedererkannte, so

vermißte er jenen und rief: „Der Teich ist nicht mehr da, es ist Alles finster!" Diese merkwürdigen Worte zeugen dafür, daß dem Kinde der Teich vor Allem als etwas Lichtes, Glänzendes vorschwebte, und da es den flimmernden Wellenspiegel vermißte, so fand es den ganzen Ort trotz aller sonnigen Tageshelle finster. Liegt nicht ein anmuthendes Stück Naturpoesie in dieser Anschauungsweise des kindlichen Auges und der kindlichen Seele?

Der schöpferische Trieb der Sprache macht sich auch insofern in der Kinderstube geltend, als die Kinder sich sehr durch den Zauber der Analogie beherrschen lassen. Es ereignet sich nicht selten, daß sie auf Grund der gehörten Sprachformen gleichartige gegen die Regel und gegen die Ueberlieferung bilden. Wir „binnen" dagewesen, wir „lauften" davon, „vaternste Tante," sagte Lazarus' Nichte, welche ihren Vater zärtlich liebte, um die Tante zu liebkosen. Auch die von allen Kindern bevorzugte schwache Flexion ist ein Beweis dafür, daß nach Aneignung einer kleinen Anzahl von Wörtern durch Nachahmung selbstständige Umgestaltungen vorgenommen werden. „Gegebt, gegeht, getrinkt" sind niemals vom Kinde gehört worden. Aber „gewebt, geweht, gewinkt" oder andere entsprechende Bildungen hat es als Vorbilder gekannt. Die kindliche Phantasie bethätigt sich auch in mannigfaltiger Weise durch Zusammensetzungen. „Mein Zahnhimmel thut mir weh," sagte nach Lindner ein Knabe, welchem das Wort „Gaumen" noch fremd war, „die Gehe" nannte ein Anderer den Weg, „wachs mich einmal" äußerte ein dreijähriges Mädchen statt „sieh' einmal, wie ich gewachsen bin." Und mit natürlich hervorbrechender Symbolik sagte ein kleines Mädchen zu ihrer Mutter, welche sie zum ersten Mal heiser sprechen hörte: „Du sprichst ja heute so schwarz, Mama!"

Ein bemerkenswerther Grundzug des kindlichen Denkens besteht in der Wißbegierde. Da das Kind zu der Zeit, wo es zu sprechen anfängt und somit in engere Beziehungen zu seiner Umgebung tritt, einen sehr geringen Stock von Erfahrungen besitzt, so trifft es überall auf neue Erscheinungen, welche es in sich aufzunehmen und mit dem vorhandenen Schatze an Kenntnissen zu verknüpfen strebt. In diesem Stadium genügt ihm keine Auskunft mehr; es quält alle Welt mit Fragen nach dem Warum der Warums und trachtet, den Horizont seines Denkens in jeder Weise zu erweitern. Dieser sich immer mächtiger entfaltende Causalitätstrieb des Kindes ist, was alle Eltern und Erzieher wohl beachten sollten, nur dadurch zu befriedigen, daß es auf die unaufhörlichen Fragen seinem Vorstellungskreise gemäße richtige Antworten erhält. Die Folge davon ist, daß die in den späteren Jahren gestellten Fragen immer vernünftiger ausfallen. Werden dagegen die ersteren, wie es leider nur allzu oft geschieht, absichtlich überhört oder absichtlich mit Scherzen und Märchen beantwortet, so ist es nicht zu verwundern, daß ein Kind selbst bei vorzüglicher Anlage alberne und thörichte Fragen aufwirft, unlogisch denkt und zur Pflege des Aberglaubens erzogen wird. Das einzige Märchen, an das Preyer seinen Knaben fest glauben läßt, ist das von dem Klapperstorch, welcher die Kinder bringt. Kann es jedoch Wunder nehmen, daß dieses Märchen über kurz oder lang bei den kleinen Gedankenhelden Anstoß erregt? Ich wenigstens finde das Erstaunen sehr begreiflich, mit welchem ein dreieinhalbjähriges Mädchen auf einen Riesen-Elephanten deutend, seine Mutter fragt: „Sag' mal, hat den auch der Klapperstorch gebracht?"

Zu den ungereimtesten Vorstellungen giebt der liebe Gott vielfach Anlaß. Die herkömmliche Erziehung liefert dem kindlichen Fassungsgeiste keine stichhaltige Erklärung eines höchsten Wesens, sie legt ihm Eigenschaften bei, welche ihm nach unserer geläuterten Auffassung nicht gebühren, und fordert hierdurch an allen Ecken und Enden die Logik zum Widerspruche heraus. Da Bob und Teddi bei Regenwetter vor Langweile sich zu balgen beginnen, mahnt Onkel Harro: „Kinder, haltet doch Frieden mit einander. Was denkt der liebe Gott von Euch, wenn Ihr so unverträglich seid?" „Gar nix denkt er," knurrt Bob. „Meinst, er kann durch solchen dicken, schwarzen Himmel durchgucken?" — „Ich sag' Dir, Malchen, der liebe Gott ist überall, auch im Keller." Malchen bezweifelt dies indeß angesichts der unbestreitbaren Thatsache, daß in ihrem Keller Kartoffeln aufge-

stapelt sind. — Ein hübsches kleines Mädchen hat rothe Haare und hört von Nachbarn und Dienstleuten oftmals Bedauern darob. Die Großmama tröstet sie: „Kind, Deine Haare hat der liebe Gott gemacht, und was er macht, ist wohlgethan.“ „Ich möchte dann aber doch,“ entgegnet die Kleine, „lieber Nichts wieder bei ihm machen lassen.“ — Eine Mama sitzt mit den Kindern beim Herannahen des Gewitters auf dem Gartenbalcon. Blitze zucken am Himmel, und damit die Kinder vorläufig dafür einen Erklärungsgrund haben, leitet Mama die plötzliche Helle zwischen den finsteren Wolken daraus ab, daß der liebe Gott plötzlich die Thüre des Himmels öffnet, um auf die Kinder herabzusehen. Einem solchen leuchtenden Blitze folgt plötzlich ein äußerst heftiger Windstoß, welcher dem vierjährigen Paul den Ausruf: „Siehst Du, wie es zieht, wenn er die Thür aufmacht!“ entlockt.

Sehr schwer ringen sich die Kinder zum Gefühle ihres Ich empor, weil die Angehörigen, wenn sie mit ihnen sprechen, sich selbst nicht „ich“, sondern „Papa, Mama, Onkel, Omama“ u. s. w. nennen, mithin ihnen die Gelegenheit abschneiden, frühzeitig die Wörter „ich“ und „mein“ zu hören und anzuwenden. Manche Kinder hören sie zwar oft, besonders von älteren Kindern, gebrauchen sie auch, aber verstehen sie nicht und setzen ihren Eigennamen dazu. So pflegte, wie Bardeleben mittheilt, die zweieinhalbjährige Ilse statt „mein Stuhl“ „Ilse mein Tuhl!“ zu sagen. Preyers zweidreivierteljähriger Knabe wiederholte das gehörte „ich“ und bezeichnete damit „du“. Wie unklar der Ichbegriff selbst nach Erlernung des Gebrauches der persönlichen Fürwörter ist, zeigt die von Lindners vierjähriger Tochter Olga gethane Aeußerung: „Die hat mich naß gemacht,“ in welcher sie sich selbst meinte. Eigenthümlich ist auch bei ihr die Verwechslung der Possessiva „sein“ und „ihr“ in dem Satze: „Dem Papa wurde ihr Buch auf der Mama seinen Platz gelegt.“ Erst mit der Wahrnehmung einer beim Spielen durch eigene Thätigkeit bewirkten Veränderung an allerlei faßbaren bekannten Gegenständen der Umgebung, erst mit dem stolzen Gefühle, daß es die Ursache der hervorgebrachten Bewegungen ist, entwickelt sich immer mehr die Ich-Vorstellung beim Kinde. Und in dem Augenblicke, in welchem das vor sich hinplappernde, mit sich selbst plaudernde Kind von sich selbst auf eigene oder fremde Veranlassung bei seinem Monologe ertappt wird, ist das Selbstgefühl zur Selbsterkenntniß geworden, wie flüchtig und dunkel sie auch immer noch sei.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Berlin in Wort und Bild. Von Paul Lindenberg. Berlin, Ferdinand Dümmler.

Ein artiger Zufall fügt es, daß wir in demselben Hefte, welches einen gewiß von Vielen getheilten Protest gegen die beanspruchte Vorherrschaft der Reichshauptstadt auf künstlerischem Gebiete von einem hervorragenden Kunstkenner und -Richter bringt, uns mit einem Werke zu beschäftigen haben, das uns die Bedeutung Berlins in anderen Beziehungen in anschaulichster Weise nahe führt, das uns ein Bild seiner staunenerregenden Entwicklung giebt, die es den politischen Geschehnissen zum größten Theile verdankt, welche Berlin zum politischen Mittelpunkt Deutschlands, ja Europas, des Weiteren zum bedeutendsten Handels- und Börsenplatz des europäischen Continents gemacht haben.

Die Entwicklung Berlins in den letzten Jahrzehnten ist in der That eine so gewaltige, daß man an amerikanische Verhältnisse erinnert wird. — Zahlen führen eine beredte Sprache: Im Jahre 1700 zählte Berlin 29 000 Einwohner, beim Tode Friedrich Wilhelms I., 1740, bereits 90 000, die sich während der 46 jährigen Regierungszeit Friedrichs des Großen auf 147 000 vermehrten. 1779 bezeichnete der Weltreisende Forster die preußische Hauptstadt bereits als „eine der schönsten Städte Europas".

Beim Tode Friedrich Wilhelms III., 1840, war Berlin schon eine Großstadt im besten Sinne des Wortes; sie zählte 332 000 Einwohner und, als Friedrich Wilhelm IV. starb, eine halbe Million. Nach weiteren 28 Jahren aber, 1888, dem Todesjahre Kaiser Wilhelms I. war die Einwohnerzahl zu der gewaltigen Höhe von $1\frac{1}{2}$ Millionen emporgeschnellt! — Mit diesem Anwachsen der Bevölkerung hat natürlich die räumliche Ausdehnung Berlins gleichen Schritt halten müssen; daß die beständig und rapide steigenden Bedürfnisse, die neu auftauchenden Anforderungen befriedigt, daß Verbesserungen, Verkehrserleichterungen, Verschönerungen, die der Stadt zum Vortheile und zur Zierde gereichen, in reichlichstem Maße geschaffen worden sind, das ist das Werk einer Stadtverwaltung, deren Verdienst weit außerhalb Berlins und kürzlich erst wieder von höchster Stelle aus anerkannt wurde. —

Welche Arbeitsmasse von dieser Verwaltung und ihren Organen zu erledigen ist, ahnen wir, wenn wir aus dem Lindenberg'schen Buche über Berlin erfahren, daß nicht weniger als 19 000 Menschen im Gemeindedienst der Stadt, in den communalen Instituten und Verwaltungen beschäftigt sind, daß für Besoldungen, Pensionen und sächliche Kosten mehr als 5 Millionen Mark gezahlt werden; daß die Totalsumme in Einnahme und Ausgabe der Stadt 85 Millionen Mark beträgt! —

Graf Wrangel.

Das älteste Rathhaus.
Aus: „Berlin in Wort und Bild.“ Von Paul Lindenberg. Berlin, Ferd. Dümmler.

Daß der rapide Aufschwung, den Berlin theils der politischen Umwälzung, theils der Tüchtigkeit seiner Bevölkerung verdankt, daß die dominirende Stellung, die es seit verhältnißmäßig kurzer Zeit einnimmt, dem Berliner zu Kopf gestiegen ist und gewisse Eigenschaften zu nicht erfreulicher Entfaltung gebracht hat, ist nicht zu leugnen und ist begreiflich. Paul Lindenberg erinnert in seinem Buche an die zutreffende Schilderung, die Fürst Bismarck vom Berliner bei Gelegenheit eines Festessens nach Beendigung des Krieges von 1866 gegeben. Er lobte darin den Berliner nach „Herz, Hand und Mund": das Herz habe sich treu in den Liebesgaben offenbart, die Hand sei, wie manche Kämpfe bewiesen, fest und sicher, und was den Mund anbetreffe, so — aber stürmische Heiterkeit ließ ihn nicht vollenden, und die Unterbrechung ist bezeichnend genug! — Der Mund ist es denn auch, der den Berliner in der „Provinz" so unbeliebt gemacht

Blick vom Siegesdenkmal auf das neue Reichstagsgebäude.
Aus: „Berlin in Wort und Bild." Von Paul Lindenberg. Berlin, Ferd. Dümmler.

hat, der es erklärlich macht, daß man sich gegen die erstrebte Bevormundung auf geistigem Gebiete in den übrigen Gauen des Vaterlandes zur Wehre zu setzen beginnt. Man möge aber dabei der guten Eigenschaften, die der Berliner besitzt, nicht vergessen, weil sich unter denselben die Bescheidenheit just nicht befindet. Jedenfalls steckt in dem Berlinerthum eine starke Kraft, die sich schon in seinem erstaunlichen Absorptionsvermögen bewährt: denn von den Vertretern des Berlinerthums ist nur der weitaus geringste Theil wirklich „mit Spreewasser getauft"; bei der letzten Volkszählung 1890 wurden, wie uns Lindenberg belehrt, unter den 1 578 794 Einwohnern nur 642 633 in Berlin Geborene gezählt, so daß die echten Berliner zu den Eingewanderten im Verhältniß von 407 zu 1000 stehen! Aber diese Minderzahl hat die Fremden zu ihren Anschauungen, ihren Einbildungen, ja, häufig sogar zu ihrer Sprache und, noch seltsamer, zu ihrem Witz gezwungen — all das, wie Lindenberg richtig bemerkt, nicht immer zum Ruhme jener

In der Friedrichstroße am Eingang zur Kaiser-Galerie (Passage.)
Aus: „Berlin 'n Wort und Bild." Von Paul Lindenberg. Berlin, Ferd. Dümmler.

„Geborenen"! Doch ob man nun der Stadt und ihrer Bevölkerung, die Beide noch nicht ganz die Unarten eines Emporkömmlings abgestreift haben, auch hie und da keine wärmere Sympathie entgegenbringt, ob man sie weniger liebenswerth, als andere Großstädte finden mag, — Achtung und Interesse kann man ihr nicht versagen, den ersten Rang unter den deutschen Städten — ob sie der einen in jenem, der anderen in diesem Punkte nachstehe — nicht bestreiten. Man schilt und tadelt Spree-Athen — aber man erliegt seiner Anziehungskraft, man besucht und bewundert es und horcht — absichtlich oder widerwillig — auf die Kundgebungen seines Lebens; ist auch — glücklicherweise — Berlin nicht Deutschland — wie Paris Frankreich ist — so ist es doch Deutschlands Herz — oder sein Kopf. Und so darf auch ein Werk wie das Lindenberg'sche, das die Hauptstadt in Wort und Bild eingehend und treu schildert, darauf rechnen, nicht nur in Berlin selbst und in der Mark, sondern in allen Theilen Deutschlands Leser und Freunde zu finden. —

Er kommt!
Aus: „Berlin in Wort und Bild."
Von Paul Lindenberg. Berlin. Ferd. Dümmler.

Paul Lindenberg ist als ausgezeichneter Kenner und Schilderer Berliner Verhältnisse, deren Studium und Darstellung er zu seiner Specialität erkoren hat, längst vortheilhaft bekannt. — Er schildert in dem vorliegenden Werke nicht nur die glänzende Außenseite Berlins; er führt uns nicht nur durch die eleganten Straßen, zu denkmalgeschmückten Plätzen, zu Monumentalbauten, in Museen, Restaurants, an die verschiedenen Stätten des Genusses, des Vergnügens, der Erholung, — er schildert uns auch — und zwar vornehmlich — das Berlin der Arbeit, er läßt uns einen Einblick thun in das vielgegliederte Räderwerk der städtischen Verwaltung, er zeigt uns Bilder aus dem Verkehrsleben, dem Unterrichtswesen, der Industriethätigkeit, er geleitet uns zu den Volksvertretern, er macht uns mit der Thätigkeit der Sicherheitsorgane bekannt, und auch in die dunklen Winkel, wo das Elend und das Verbrecherthum hausen, leuchtet er hinein; die Organisationen zur Linderung des ersteren, zur Bekämpfung des letzteren lernen wir unter des Verfassers kundiger Führung kennen.

Ein besonders umfangreicher Abschnitt: „Was sich die Linden erzählen" bietet uns Bilder aus der Geschichte Berlins. Ein Irrthum des Verfassers sei hier berichtigt. Die in dem erwähnten Capitel citirten

Briefe des Hauptmanns (späteren Generals) von Ditfurth aus den Jahren 1813—15 sind nicht, wie der Verfasser meint, bisher unveröffentlicht geblieben; dieselben sind bereits vor 2 Jahren in der im Verlage dieser Zeitschrift erscheinenden Wochenschrift „Der Hausfreund" unter dem Titel „Briefe eines Freiheitskämpfers" (wenn auch nicht vollständig) veröffentlicht worden. —

Die instructiven Schilderungen des Verfassers werden gewürzt durch reichlich eingestreute Anekdoten und für das Berlinerthum charakteristische Witze. Daß das Buch — wie der Verfasser selbst zugiebt — hauptsächlich das Berlin der Arbeit zeigt, wird vielleicht Mancher als einen Mangel empfinden: eine weitergehende Berücksichtigung Berlins als Kunststadt wäre gewiß auch Denen, welche Berlin nicht als Kunsthauptstadt anerkennen mögen, willkommen gewesen; den Berliner Theatern und Concertinstituten z. B. hätte wohl ein eigenes Capitel gewidmet werden können. Vielleicht vervollständigt der Verfasser bei Gelegenheit einer neuen Auflage nach dieser Seite hin sein fesselndes und lehrreiches Buch, das allen Denen, welche sich über Berlin eingehender unterrichten wollen, warm empfohlen sei. Eine Reihe bekannter tüchtiger Zeichner wie R. Knötel, G. Koch, H. Lüders, L. Manzel, E. Schlittgen, R. Warthmüller, Willy Werner, W. Zehme u. A. haben einen reichen und guten Illustrationsschmuck geliefert; einige, architektonische Ansichten wiedergebende Phototypien nehmen sich freilich neben den flotten Federzeichnungen und sauberen Holzschnitten etwas matt aus. —

Der Preis des Werkes beträgt 7,50 Mk. für das broschirte, 9 Mk. für das gebundene Exemplar. O. W.

Bibliographische Notizen.

Geisteshelden. Herausgegeben von Anton Bettelheim. 9. Band. Spinoza. Von Wilhelm Bolin, Professor an der Universität Helsingfors. Berlin, Ernst Hoffmann u. Comp.

Der große Philosoph, dessen Wirksamkeit noch auf Jahrhunderte hinaus den menschlichen Geist befruchten wird, hat in Wilhelm Bolin einen Biographen gefunden, der es verstanden hat, auch den in Philosophie weniger bewanderten Gebildeten von Anfang bis zu Ende zu fesseln. Die Grundzüge der Spinozistischen Lehre hat er in klarer und durchsichtiger Weise zur Darstellung gebracht und die Stellung Spinozas seinen Vorgängern und Nachfolgern gegenüber kurz und doch prägnant charakterisirt. So einfach die äußeren Lebensschicksale dieses herrlichen Menschen auch sein mögen, sie wirken, wie das Leben jedes einsamen Großen, erschütternd und erhebend zugleich. Jedem Gebildeten sei das Buch auf's Wärmste empfohlen. —e.

Ferdinand Lassalle. Ein litterarisches Charakterbild von G. Brandes. Leipzig. Verlag von H. Barsdorf.

Von dieser hervorragenden schriftstellerischen Leistung des berühmten dänischen Litterarhistorikers liegt die unveränderte dritte Auflage vor. Niemals wohl ist die interessante, geniale Persönlichkeit des großen Agitators in klareren, schärferen Umrissen gezeichnet worden als hier von der Meisterhand Georg Brandes'! Licht und Schatten sind so vertheilt, daß der ganze Mensch mit seinen blendenden Vorzügen, aber auch mit seinen Fehlern leibhaftig vor uns hintritt. Wie alle Bücher von Brandes gewährt auch dieses den Genuß eines Kunstwerkes. J.

Kopf und Herz. Roman von Theodor Duimchen. Leipzig, Rob. Friese (Arth. Cavael).

Das erste Erscheinen des in zweiter Auflage uns vorliegenden Romans datirt wohl reichlich ein Decennium zurück, wenn wir nach denjenigen Ereignissen urtheilen, die in demselben als actuell besprochen werden; inzwischen hat der litterarische Geschmack manche Wandlung erfahren, — eine gestaltenreiche, spannende Handlung allein befriedigt uns nicht mehr, wenn der Autor die Motive schuldig bleibt, aus denen heraus die Geschehnisse sich so und nicht anders entwickeln mußten, diesen Anforderungen wird Theodor Duimchen nicht gerecht, es fehlt der flott geschriebenen Erzählung an Vertiefung und Innerlichkeit; hauptsächlich ist die Heldin eine sehr romanhafte Persönlichkeit und ihre Handlungsweise psychologisch nicht recht glaubhaft; ebenso sind die Verwicklungen des vielfachen Intriguenspiels nicht frei von abenteuerlichen Unwahrscheinlichkeiten. Die Kunst, den Leser in Spannung zu erhalten, besitzt der Verfasser in hervorragendem

Maße, selbst in seinen Schilderungen bewährt sich dieses Talent, wir erwähnen beispielsweise die Beschreibung eines Stierkampfes in Madrid, der mit solcher Lebendigkeit und Naturtreue dargestellt ist, daß man das aufregende Schauspiel mit zu erleben vermeint; — die Betrachtungen über die Einwirkungen dieser nationalen Volksbelustigungen auf den spanischen Volkscharakter sind recht interessant geschrieben.

mz.

Der Wahrheitsucher. Roman von Karl Emil Franzos. 2 Bde. Jena, Hermann Costenoble.

Karl Emil Franzos, dem wir wegen seiner meisterlichen Beherrschung der „realen" Psychologie, d. h. in diesem Falle: der Darstellung aller Seelenvorgänge, des Denkens und Trachtens, des Sehnens und Bangens in der Menschenbrust, einen hervorragenden Platz unter den deutschen Schriftstellern längst eingeräumt, bietet uns in seinem neuesten Buche „Der Wahrheitsucher" vielleicht die eigenartigste Bethätigung seines dichterischen Könnens. Sehr schwer wird es einem Anderen als Franzos gelingen, einzig durch das Interesse für seinen Helden einem umfangreichen Roman epischen Schwung und Spannung zu verleihen, so daß wir, trotz mancher Breite, trotz wiederholter rein doctrinärer Auseinandersetzungen, die ermüdend wirken, gefesselt bleiben von Anfang bis zu Ende!

Georg Winter, ein Siebzigjähriger, erzählt seine Geschichte. So strict nur „seine" Lebensgeschichte, daß alle Persönlichkeiten, die in seinen Lebenskreis getreten, ausnahmslos nur skizzenhaft behandelt werden und keiner einzigen sich mehr Interesse zuwenden kann, als eben ihrer Bedeutung für das Ergehen und ihrem Antheil an dem Schicksale des Helden entspricht. Freilich ist diesem ein sehr bewegtes Leben beschieden. Das Romanhafteste in dem ganzen Buche ist eigentlich, wie die Eltern Georg Winters ein Paar geworden; vielleicht soll sich hieraus die besondere Veranlagung des Knaben erklären. Als er ein Kind von sechs Jahren ist, da hatte man ihm das Amt des Ziegenhirten der Gemeinde anvertraut, und so saß er denn einsam auf der Halde; kein Laut rings herum, Nichts, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und sein Hang zum Denken und Grübeln entwickelte sich frühe. Des Kindes Ideenwelt enthält zwei Mittelpunkte: Gott und der Hunger gaben ihm fortwährend zu denken! Aber Georg Winter hungerte nicht allein; er sah auch die Eltern, für ihn der Inbegriff der Gottesfurcht und Frömmigkeit, hungern, und so entstand in ihm die Gewißheit: „Gott ist überall ungerecht!" Und als von der Kanzel herunter der Pfarrer künden wollte, wie Gott denen mit Wohlergehen lohne, die an ihn glauben, da rief das Kind laut dazwischen: „Das ist nicht wahr!" So hatte sich sein Hunger verrathen, nicht nur nach dem leiblichen Brot, sondern auch nach der Nahrung der Seele: der Wahrheit! Fortan blieb er der „Wahrheitsucher"; und er erlebte ungefähr das Schicksal des Jünglings von Sais. Eine Schuld nach der anderen lud er auf sich, getrieben von dem Verlangen, die Wahrheit zu schauen und ihr zu dienen, und das scheint uns des ganzen Buches bedeutungsvolle Lehre, daß von dieser Welt die Wahrheit überhaupt nicht ist! Nur in der Gottheit Reichen, in der Ideenwelt, ist sie zu finden; dem irdischen Wahrheitsucher aber wird Wahrheit immer wieder zur Lüge, und die That, die heilige Ueberzeugung ihm dictirt, muß er als verhängnißvollen Irrthum oft erkennen! Die Wege, die der Franzos'sche Wahrheitsucher wandelt, sind von höchstem Interesse. Wie er die Lehren des ersten Priesters Kappelmann in sich aufnimmt; was er in der Klosterschule erlebt; in welch' fein gesponnene Netze die Jesuiten ihn für sich einfangen, das Alles ist lebendig und unsere innerliche Antheilnahme gewinnend dargestellt, wie überhaupt wir die Fährlichkeiten des Ich-Romans kaum jemals so meisterlich überwunden gefunden, als in diesem Franzos'schen Buche. Am höchsten erhebt sich dessen litterarische Bedeutung in den Berichten des Helden aus dem Collegium Germanicum, der bekannten Jesuiten-Drill-Anstalt in Rom. Hier arbeitet der feinfühlige Beobachter mit dem Gutunterrichteten und dem psychologischen Meister zusammen; was wir erfahren, das können wir gleichzeitig auch empfinden, und staunendes Bewundern, gepaart mit lebhaftester Entrüstung, ist unser Theil. Weniger interessant, weil viel bekannter und viel weniger intim dargestellt, erachten wir die Berichte der socialen und politischen Vorgänge in Oesterreich kurz vor und während der Revolution von 1848; hier fesselte uns zumeist die Schilderung der Stimmung in jenen Jahren. Des Buches Ende ist sein schwächster Theil; da möchten wir, aus ihm selbst eine Stelle frei citirend, wirklich meinen: „So viel Tugend und Vortrefflichkeit wird uns unheimlich." Aber eine sehr

empfehlenswerthe Lectüre ist das Franzos'sche Buch mit allen seinen Schwächen zweifelsohne, für uns auch schon deshalb, weil es die ernste Frage in uns entstehen ließ: Ist dieser „Wahrheitssucher" mit allem seinem reinen Streben auch wirklich befähigt, die Wahrheit zu suchen? ist er ein Charakter in dem Schopenhauer'schen Sinne, der eine genaue Selbstkenntniß voraussetzt, ehe Charakter erworben wird. Wir beantworten diese Frage mit einem entschiedenen Nein! A.W.

Zweierlei Hoheit. Roman von Juvenalis Minor. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

In einem kleinen deutschen Fürstenthum ist der Landesfürst vor der Zeit von einer tödtlichen Krankheit dahingerafft worden, betrauert von Allen, die ihm im Leben nahe gestanden und gleicherweise von seinen Unterthanen. Sein Nachfolger huldigt anderen Lebensanschauungen und anderen Lebensformen und regiert das Ländchen sehr nach seinem eigenen Sinn, wobei er sich in den meisten Fällen im schroffsten Widerspruch mit allen besseren Elementen seines Landes befindet. — Die Handlung ist nicht in großen Zügen entworfen, sie spielt im Weichbild einer kleinen Residenz, und es mag wohl an der Geringfügigkeit der Geschehnisse an sich liegen, daß der Leser denselben kein echtes Interesse entgegenzubringen vermag. Bei der Aehnlichkeit mancher Vorkommnisse mit den Ereignissen eines großen Reiches liegt der Gedanke nahe, daß der Autor das Buch in tendenziöser Absichtlichkeit geschrieben hat, aber selbst wenn diese Absicht bestanden haben sollte, so ist die Tendenz so verwässert und die Aufmerksamkeit des Lesers auf so viele Nebenwege abgelenkt, daß von einer solchen nicht die Rede sein kann. Fällt mithin der Vorwurf einer Tendenzschrift fort, so geht damit auch für manche Leser ein Anreiz zur Lectüre verloren, und ohne einen solchen ist die Erzählung zu weitschweifig, um unterhaltend zu wirken. mz.

Standesgemäß. Roman aus der Gegenwart von Lisa Weise (E. Litz-Blanc). Berlin, Gebrüder Paetel.

Die Verfasserin zieht gegen das Vorurtheil zu Felde, welches gewisse Gesellschaftsklassen gegen eine nicht standesgemäße Herkunft haben, und beweist an zwei Beispielen die Haltlosigkeit und innere Unwahrheit desselben. Einer herzlosen, koketten Aristokratin stellt sie ein einfaches Bürgermädchen gegenüber, welches mit allen Vorzügen ausgestattet ist, um einen Mann beglücken zu können und selbst die Aeußerlichkeiten, die ihr zur Weltdame fehlen, eignet sie sich schnell an, sobald sie dem engen Kreise entrückt ist, dem sie entstammt. Um diesen recht einfachen Grundgedanken der Fabel gruppirt sich eine vielverzweigte Handlung, an deren Schlusse die Tugend ihren verdienten Lohn empfängt. Naive Gemüther werden, sofern sie es noch nicht wissen, durch die recht unterhaltend geschriebene Erzählung belehrt werden, daß Adel der Geburt und Adel der Gesinnung zwei ganz verschiedene Dinge sind. mz.

Daheim und Draußen. Novellen von Wilhelm Berger. Berlin, Gebrüder Paetel.

Fünf gut geschriebene Erzählungen; gleichwerthig an Inhalt und Form, fesselt eine jede derselben den Leser, ob der Verfasser ein Lebensschicksal in dem engen Rahmen einer Novelle darstellt, wie in der „Handschuhbraut", oder eine flüchtige Episode, wie in der kleinen Geschichte „Der Tramp", — an beiden Stoffen bekundet er sein Erzähler- und Beobachtungstalent, vielleicht an dem letzgenannten noch mehr, denn einem an sich unbedeutenden Vorgang solch interessante Gesichtspunkte abzugewinnen, ist jedenfalls die größere Kunst. mz.

Eine Dichterliebe. Erzählung von Rudolf von Gottschall. Leipzig, Carl Reißner.

Der Altmeister unserer Litteratur, Rudolf von Gottschall, hat nicht gerade eine neue litterarische That gethan mit der Erzählung der Herzensbeziehungen, die zwischen Schiller und Henriette von Arnim in jener Dresdner Zeit bestanden, die, nach Schillers eigenem Geständniß, eine seiner glücklichsten Jugendepochen gewesen ist. Gottschall erzählt mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit, wir sind überzeugt, daß er an der Hand sorgfältiger Quellenstudien die Ereignisse sich entwickeln läßt, und sein Büchlein könnte zweifelsohne als Beitrag für eine Schiller-Biographie dienen. Gottschall erzählt uns auch, wie eben ein Poet erzählt, warm und fließend, und dennoch bleibt unser Interesse zumeist an den Stoff gebunden und wendet sich nur in einzelnen

Episoden auch dem Erzähler zu. Es will uns scheinen, als ob dieser häufig nicht den richtigen Ton getroffen; er beherrscht wohl völlig das Factische jener Schiller'schen Lebensperiode, aber die Illusion, als ob wir Schiller oder Henriette von Arnim selbst sprechen hörten, empfinden wir nicht; es ist immer Rudolf von Gottschall, den wir vernehmen, und so ist etwas Dualistisches in dieser Erzählung, das ihre epische Wirkung beeinträchtigt.

A. W.

Vater Adrian und andere Geschichten. Von Paul Lindau. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

In dem ihm eigenen fließend-eleganten, einfach-klaren Stil erzählt uns Paul Lindau abermals drei Geschichten, die eigentlich traurige Lebensbilder sind. Die Geschichte von dem „Vater Adrian", der, besonders gottbegnadet, zum bedeutenden Menschen geboren ist und dennoch statt ein hervorragender Sangeskünstler ein singender Kaffeesieder, der Mann seiner Frau geworden, nur weil er nicht arbeiten wollte, ist, trotz manches humoristischen Streiflichtes, im Grunde eine traurige Geschichte, und „Was der Schusterfriedel auf dem Sterbebette berichtete", die Geschichte von dem unschuldig zum Tode Verurtheilten, ist tief traurig sogar. Auch die dritte Geschichte „Schlag neun", die auf dem Wundlager dictirte Beichte eines Selbstmörders, stimmt uns sehr ernst. Trotz derselben Tonfarbe aber sind diese Erzählungen für die Eigenart der schriftstellerischen Wege Lindaus mannigfach charakteristisch; der erfahrene Erzähler aus dem französischen Bohème; der Dichter als Criminalist; der zu dem Metaphysischen sich unwiderstehlich hingezogen fühlende Denker treten in diesen Geschichten nacheinander vor uns; wir fühlen uns lebhaft gefesselt durch Das, was uns zu Herzen geht, und Das, was unseren Sinn beschäftigt. Paul Lindau ist und bleibt eben einer der hervorragendsten Erzähler unserer Zeit.

A. W.

Das gute Krokodil und andere Geschichten aus Italien. Von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane u. Co.

Vier Geschichten aus Italien erzählt uns Ernst v. Wolzogen, die sich am meisten durch das getreue und liebevoll verwandte Localcolorit auszeichnen. Man erkennt deutlich: der Autor ist in Italien gewesen und gehört nun zu der großen Gemeinde der Schwärmer für das gelobte Land. Die Geschichten selbst kranken an innerer Unwahrscheinlichkeit, die natürlich auch durch den farbenreichen Rahmen, der sie umgiebt, nicht gemindert wird. Kaum annähernd kann sich Aehnliches zugetragen haben, als der Dichter hier in allen seinen Geschichten erzählt. Aber unterhaltend, mit manch' gutem Einfall und vielen komischen Situationen gewürzt ist die Lectüre, und die letzte Geschichte: „Hero und Leander am Gardasee", bringt epische Momente, die uns nicht nur spannend fesseln, sondern auch von dichterischer Vollkraft Zeugniß sind.

A. W.

Armer Leute Kinder. Ein Gesellschaftsbild von Edmund Wengraf. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Auf dem Hintergrunde der österreichischen Hauptstadt entrollt der Verfasser ein Gesellschaftsbild in den düstersten Farben, in welches er auch nicht einen freundlichen Sonnenstrahl erwärmend hineinleuchten läßt. Kaltherziger Egoismus, Frivolität und cynische Gleichgültigkeit auf Seiten der sogenannten besseren Gesellschaft und moralische Verkommenheit bei Denjenigen, die mit der Noth des Daseins zu kämpfen haben. Wir wollen dem Verfasser nicht den Vorwurf der Uebertreibung machen — seinen Darstellungen fehlt die Naturwahrheit nicht, aber er erdrückt uns durch die Fülle des Beweismaterials für die Verderbtheit der heutigen Gesellschaft; auch betrachten wir es als einen Mangel seiner schöpferischen Kraft, daß er uns für die Gestalten seiner Erzählung nicht mitleidig erwärmen kann, sie flößen nur Widerwillen und Abscheu ein, und unsere Theilnahme versagt sogar für den Helden, die einzige Gestalt, für welche der Verfasser an unser Gefühl appellirt, denn dieser Doctor Stuber, der durch die grausame Habgier der eigenen Mutter sich zu einer gedankenlosen Arbeitsmaschine hat herabdrücken lassen, zu einem willenlosen Werkzeug in ihren brutalen Händen — er findet, als er sich endlich auf sich selbst besinnt, zu nichts Anderem Muth und Kraft als zur Selbstvernichtung.

Erfreulich wirkt die Lectüre des Buches nicht, und um als Spiegelbild für sociale Zustände Geltung zu haben, ist es doch zu sehr Zerrbild.

mz.

Comtesse Käthe. Humoresken von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. Illustrirt von F. Czabran und C. Gerlach. II. Band des „Illustrirten Novellenschatz". Wien und Dresden, Verlag des Universum, Alfred Hauschild.

Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem gehört zu den bekanntesten der deutschen schriftstellernden Frauen, und ganz besonders ist die Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen und Veröffentlichungen hervorzuheben. Die ehemalige Gräfin Ballestrem gebietet nicht nur über ein schönes poetisches Talent, über lebhafte Phantasie und die Kunst, zu fabuliren, sondern sie ist auch eine meisterliche Seelenkünderin, die verständnißinnige Interpretin für des Herzens himmelhohes Jauchzen und dessen tiefste Betrübniß. Außerdem aber besitzt die Dichterin auch weitreichende Bildung, große Belesenheit und gründliche Sprachkenntnisse, und so kommt es, daß sie uns die verschiedensten Gaben zu bescheeren vermochte. Last not least ist noch ihr Eigenartigstes, der undefinirbare Zauber persönlicher Liebenswürdigkeit zu erwähnen, der aus allen ihren Veröffentlichungen zu uns spricht, und der ihren Schriften häufig jenen unmittelbaren Reiz verleiht, dem wir so gern, die Sonde der Kritik ruhen lassend, uns hingeben. Als Humoristin begegnen wir der Dichterin in der „Comtesse Käthe" das erste Mal. Wie allen sehr reich veranlagten Naturen, fehlt auch Eufemia von Adlersfeld nicht der Sinn für Humor, und häufig haben wir sein Aufleuchten in ihren Schriften empfunden; doch nirgends, so weit wir uns erinnern, sind wir bisher ihm in dieser drastischen Realistik begegnet, die der „Comtesse Käthe" einen Lacherfolg sichert. Wir lachen will, der lese „Comtesse Käthe" — neu ist die Figur zwar nicht, Nataly von Eschstruth und Andere haben uns mit ihrem Genre genügend bekannt gemacht, doch auch hier ist wieder die Liebenswürdigkeit der Autorin von besonderer Wirkung. Wer aber das Talent von Eufemia Adlersfeld-Ballestrem in seiner vollen Schöpferkraft kennen zu lernen und zu würdigen beabsichtigt, der muß ein anderes Buch von ihr wählen; die „Comtesse Käthe" erscheint uns doch immerhin nur als ein schriftstellerischer Versuch ihrer Autorin, die auf anderen Wegen schon mehrwerthige Erfolge errungen. Recht nette Illustrationen sind in den Text der „Comtesse Käthe" hineingestreut.

A. W.

Von beiden Ufern des Atlantic. Eine englisch-amerikanische Anthologie. Herausgegeben von Hermine Prinzhorn. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Eine reichhaltige und mit Umsicht getroffene Auswahl, welche einen genügenden Ueberblick über die englische und amerikanische Dichtung der neueren Zeit bietet. Die hervorragendsten Dichter von Thomson bis zur Gegenwart sind durch charakteristische, je nach der verschiedenen Bedeutung mehr oder minder zahlreiche Proben ihres Schaffens vertreten; daß auch die altenglische und altschottische Volkspoesie in einem besonderen Anhange Berücksichtigung gefunden hat, verdient, freudig anerkannt zu werden. Die Herausgeberin ist augenscheinlich bemüht gewesen, von den vorhandenen deutschen Uebersetzungen die besten auszuwählen; neben bekannten Uebersetzungsmeistern wie Strodtmann, Freiligrath, Gildemeister, Viehoff u. A. findet man auch neuere, weniger bekannte Uebersetzer mit guten Nachdichtungen vertreten; daß für dieses und jenes Gedicht noch eine bessere Uebertragung, als die mitgetheilte, vorhanden ist und hätte benutzt werden können (die sehr beachtenswerthen, wenn auch etwas zu freien Nachdichtungen Poe'scher Gedichte von Hedwig Lachmann scheinen z. B. der Herausgeberin entgangen zu sein), läßt sich nicht in Abrede stellen, fällt aber nicht schwer in's Gewicht. Die Herausgeberin selbst hat 150 lobenswerthe Uebertragungen beigesteuert, unter denen manches bisher noch nicht verdeutschte Poem sich befindet — Außer einer Einleitung, die in großen Zügen ein Bild von der Entwicklung der englisch-amerikanischen Dichtung seit James Thomson und Edward Young giebt, sind die einzelnen Poeten je nach ihrer Qualität mehr oder minder ausführlich charakterisirt. —

Daß der Name Macaulays beständig falsch, nämlich Macauly gedruckt ist, sei nur nebenbei erwähnt. —

Das Buch ist in der bekannten Bibliothek der Gesammt-Litteratur von Otto Hendel in Halle a. S. erschienen, unter deren neuesten Publicationen sich u. A. noch die folgenden Werke befinden: Ralph Waldo Emerson: „Essays" (übersetzt von Dr. Karl Federn); Björnstjerne Björnson: „Absalons Haar", (übersetzt von W. Meinhardt); Smiles: „Pflicht" (deutsch von F. Dobbert). —

O. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Allers, C. W., Unser Bismarck. Lieferung 5. 6. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Andersen, H. Ch., Une mère. Conte. En vingt-deux langues. Edité par P. Em. Hansen. S.-Petersbourg, S. M. Nicolaieff et Paris, H. Welter.

Blum, H., Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. Dritter Band. 1863—1867. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Bock, Annie, Der Auserwählte. Deckelornament und Zeichnung von Hans Baluschek. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Bouviers, M. P. L., Handbuch der Oelmalerei für Künstler und Kunstfreunde. 7. Auflage. Nach der 6. Aufl. gänzlich neu bearbeitet von A. Ehrhardt. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.

Couvreur, H., Lieder eines Einsamen. Braunschweig, Rauert & Rocco Nachf. (D. Janssen.)

Dietsch, H., Excelsior oder hundertneunzig Tage Gefängniss. Zürich, Selbstverlag.

Dumas, A., Die drei Musketiere. Mit Illustr. von M. Leloir. Lieferung 3—10. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eichenberg, M., Vom Baume des Lebens. Charakteristiken und Erfahrungen. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Feldmann, W., Eine sozial-psychologische Skizze. Nach der zweiten Auflage a. d. Polnischen übers. von S. Wiznerowicz. Amsterdam, A. Dieckmann.

Franz, R., Gespräche aus zehn Jahren. Veröffentlicht von Dr. W. Waldmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Geiger, Ludwig, Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel.

Germania triumphans! Rückblick auf die weltgeschichtlichen Ereignisse der Jahre 1900—1915. Von einem Grösstdeutschen. A. W. Hayn's Erben, Berlin.

Grazie, M. E. delle, Robespierre. Ein modernes Epos. 2 Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Grün, C., Das ist ausgezeichnet! Humoristikum. Dialektvorträge in Versen und Prosa. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Hardung, V., Die Wiedertäufer in Münster. Ein Trauerspiel. Glarus, Verlagsbuchhandlung Vogel.

Hausegger, Fr. v., Das Jenseits des Künstlers. Wien, C. Konegen.

Hildeck, L., Mittagssonne. Roman. Dresden u. Leipzig, H. Minden.

Hirsch, P. A., Sonnets et chansons 1893-1894. Paris, Librairie de l'art indépendant.

Holitscher, Ph., Splitter und Balken. Dichtungen. Stuttgart, Südd. Verlags-Institut.

Homer, Die Odyssee in deutschen Stanzen. Für das Volk bearbeitet von Theodor Dann. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Kiehne, H., Kleine Lieder. Gedichte. Diamantausg. Nordhausen, Verlag des „Hausbuch deutscher Lyrik".

— Die deutschen Lyriker der Gegenwart. Erster Band. Nordhausen, Selbstverlag.

Könnecke, G., Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Erste Halblieferung. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Le Magasin. International organ trimestriel de la Société internationale artistique. No 1. Paris.

Mager, E., Karl Mauch. Lebensbild eines Afrikareisenden. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Marholm, L., Wir Frauen und unsere Dichter. Wien, Verlag der Wiener Mode.

Mengs, G., Vollendung oder Zerstörung? Eine Künstlergeschichte. Dresden und Leipzig. H. Minden.

Müller, G. A., Die Nachtigall von Sesenheim. Goethe's Frühlingstraum. Ein heiter-ernster Sang vom Rhein. Mit 7 Vollbildern und vielen anderen Illustr. Leipzig, W. Fiedler.

Muret, encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 14. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchh.

Neubürger, F., Russland unter Kaiser Alexander III. sowie Politik u. Aufgaben Nikolai's II. Berlin, M. Driesner.

Paul, A., Ein gefallener Prophet. Paris u. Leipzig, A. Langen.

Pavlovsky, J., Aus der Welthauptstadt Paris. Autoris. Uebers. a. d. Russischen. Paris u. Leipzig, A. Langen.

Reform, ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. Dritter Jahrg. No. 23. 24. Vierter Jahrg. No. 1. 2. Königsberg i. Pr., Braun & Weber.

Reinach, Th., Mithridates Eupator, König von Pontos. Mit Berichtigungen u. Nachträgen des Verfassers. In's Deutsche übertragen v. A. Goetz. Mit 3 Karten und 4 Heliogravüren. Leipzig, B. G. Teubner.

Riotor, L., Sur deux nomarques des lettres, Paris, Bibliothèque de la plume.

Rogge, B., Fürst Bismarck, der erste Reichskanzler Deutschlands. Ein Lebensbild zu dessen 80. Geburtstag am 1. April 1895. Mit zahlr. Abbildungen. Hannover, C. Meyer.

Schimmelpfeng, W., Kaufmännische Erkundigung. Vortrag. Berlin, Selbstverlag.

Schnitzler, A., Sterben. Novelle. Berlin, S. Fischer.

Schulte vom Brühl, Künstler, Kritik und Publicum. Neuwied, A. Schupp.

Seuron, A., Graf Leo Tolstoi. Intimes aus seinem Leben. Herausg. u. mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Mit einem Portrait Tolstoi's. Berlin, S. Cronbach.

Volkslieder, deutsche. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt. Herausg. von Joh. Lewalter. 5. Heft. Hamburg, G. Fritzsche.

Die Wahrheit. Beiträge zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Herausg. v. Chr. Schrempf. No. 31. Stuttgart, Fr. Frommann.

Walcker, K., Die Nothwendigkeit einer europ. Abrüstung und Steuerentlastung. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel.

Walcker, K., Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. Dritte völlig umgearb. Auflage. Leipzig, Rossberg'sche Hofbuchh.

Winter, J. u. A. Wünsche, Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. 23. Liefr. Trier, S. Mayer.

Zaeslin, E., Elsi. Eine Tragödie. Basel, B. Schwabe.

Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionslehre und verwandte psycholog. Forschungen. III. Jahrg. December 1894. Heft III. Berlin, H. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Ãœord und SÃ¼d.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Faul tindau.
Iweiundsiebzigster Vand.
Mi! den PortraitÂ» Â«n:
HeNr Philipp!, Â«onrao lelinonn, Heinrich VÃ¼l! hau p l.

Vre ^ I 2 u
Schlesische Vnchdruckerei, Uunst- und Verlags.Anstalt
l>. 3. 3chottlaender.

Inhalt des 72. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

«»

5548428

Inhalt des 72. Randes,

Mit den Oortraits von:
Felix f»l>ilippi, Konrad Telmann und Heinrich Vulthaupt, radirt von
Iohan» tindner in München.

Januar I8Y5.

Inhalt.

HlerP» ein Portrait: Felix Vhilippi.
Radlrung von Johann lindner in München.

,N»r» »n» 2»»' »Ichein» »m Anfang jede, Mona», in heften mi! je »ine« «unstbellag»,
— Pill» pr» <ll»»Nal <» Heft«) « Man. ——
Alle Vochhonülnngen und poftanftalten nehmen jederzeit Veftellnngen »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von «Marti und Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die ^
Redaction von ^Oord und Süd" Breslau.
siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
!>t. Olocnboulg in München, I>ic »clziünl'nnq l>« Veulschcn Ilrichc« durch will,el,n I.
«chlefisch« «uch»n,<le»«», «unft» un» Verla«» °««f««It v. «. «chottl«««»« !»
Vrcllliu, lwrchnllch!s!o!all>g,)

Die Ruche.

Line bedenkliche Geschichte,

von

Richard Vehmel.

— Pankow bei Veilin. — , ...

^ mußte selber lachen. Wenn ihn Einer so sähe: jetzt, mitten in
der Iulihitze, die Ofeuthür aufschraubend. Und nun hinein mit
der Ruthe in das offene Lock! Er bückte sich noch tiefer und
ireute sich, wie die harten Virkenreiser die dünne Schicht Asche zerritzten.
Die war noch vom Winter her; das kühle Ockergelb der sanften Fläche thnt
ihm ordentlich wohl. Ta lieg' du!

Er machte langsam wieder zu. ,^a, das fehlte noch grade: dieser Popanz
im Hause. „Gott sieht, Gott Hort, Gott straft" — er richtete sich auf —
das hatte er glücklich abgeschafft; nun sollte wohl die Mthe hinterm Spiegel
,>hovah spielen.

Diese Mütter! Eine wie die Andere. Es mußte doch noch immer
etwas unbewußte ^udenseele in ihr stecken: Tu iollst, mein >vind, weil deine
Eltern das so wollen, Na warte, Schatz!

Er setzte sich an seine Arbeit zurück. Ein unverschämter Tonnenstrahl
stach blendend von der Wand her über den Schreibtisch weg; grade von
dem Bild der Beiden her. Er rückte zur Seite und ließ den Eindruck des
valirten Glanzes auf sich wirken. Hin, ruppig genug sah sein Töchterchen
aus, da unter der grellen (Glasplatte auf der fchwülen Kupfertapete: so
den Finger im Mäulchen, neben der mild zuredenden Mutter. Köstlich,
dieser eigensinnige Moment! >^a: das Photographiren . . .

Und nun sollte» wohl dem heißen Herzchen diese Momente mit der
Nuthe ausgetrieben werden: ein artig Kindchen, eine Puppe aus ihr werden,
veiligc Mutterliebe!

Als ob sie nicht Zeit genug hätte, die Kleine in der Einsicht zu
üben! den ganzen Tag über! während Er sich um das Vischen Leben
>""

placken mußte. Und sie hatte doch genügend an sich selbst erlebt, und auch
an ilnn, daß den Menschen nur bewußte Selbstanschauung wirklich läutert.
Aber natürlich: Kinder „die wissen nichts von sich", und da ist es für die
liebe Mutter viel bequemer, sie niit der Nuthe zu poliren. Als wenn
Eltern wüßten, was solch Kind für seine Zukunft darf und nicht darf . . .
Ja, das würde wohl nun wieder einen zähen Kampf der Seelen geben.
Wie sie neulich reizend fein gelächelt hatte, als sein polnischer Freund ihn
in der Angetrunkenheit den Hahnrei seines Bewußtseins nannte.. Das war
so was für ihre Frauen-Unwillkürlichkeit.
Er mußte wieder lachen. Das Gesicht: wenn sie im Oktober zum
ersten Mal neu heizen würde und ihr dann die Nuthe aus dem gelben
Loch entgegenstarrte, die langvermißte. Vielleicht grade an seinem Geburts-
tag. Wie sie sich dann nach ihm umdrehn würde mit ihren goldenen
Augen, ihren dunkeln, da beim Ofen knieend. Und das rechte Auge, ihr
, Wesensauge,: würde groß und ruhig von Verständnis; leuchten und von Ein-
'verständnißs'aber in dem kleineren, linken, dem Gattungsauge, durch die
Wimvrrfchatieu des zu schwachen Lides, würde dieser frauenhafte Vorwurf
zittern, daß'fein 'vorbedachtes Schweigen sie wohl habe beschämen sollen.
Still um ihre schmalen Lippen würde ein neuer Wille dämmern, bis in
die zärtlichen Mundwinkel hin, und dann würde er zu ihr treten und sie
küssen wie damals, als sie sich noch lieben mußten, als sie noch nickt
Freunde waren . . .
Er stand auf. Vlos fünf kleine Schritte bis zum Ofen. Wie da?
schmale Zimmer ihn getäuscht hatte! Oder das lange Mittelfeld des persi-
schen Teppichs? — Er sah die wunderlichen Ranken des bunten Nortenmusters
von der Mittagssonne glühen. Er fühlte die Freude wieder, wie sie ihm
zum vorigen Geburtstag das schöne alte Ding von ihrem Spargeld geschenkt
hatte. Er sah hinüber auf sein Arbeitsfleckchen. Hm . . .
Aber grausig öde war sie trotzdem, diese ewige juristische Negrisfs-
stoppelei! Noch dazu jetzt, mitten im blühenden Sommer.
Er trat an's Fenster und sah das dunkelblanke Nlättergrün der magern
Pappel drüben vor der grauen Straßenfront im heißen Lichte blitzen; wie
allein sie stand, so mitten in der Großstadt. Die Kupfertapete des Zimmers
kam ihm immer schwüler vor. Ja, er mußte wieder mal raus! in den
Wald! zum Vater Forster! Nichtig: morgen, zu Mutters Geburtstag! den
hätt' er beinah wieder mal vergessen — nein! —
O Gott, das Elternhaus: am Eichenhain, am Pappelbach, weit, weit
am Waldrand hin das freie Feld, die hellen Wiesen, und am andern
Horizont die kleine Ackerbürgerstadt, mit dem kümmerlichen alten Kirchthurm.
dem gelbgetünchten Schulhaus: Kindheit . . .
Er setzte sich. Der Alte, der natürlich würde wieder thun wie Nübezahl:
als ob der unverhoffte Eintritt feines Nettesten ihm höchstens seinen grimmigen
Bart verwirren könne. Vlos die stahlblauen Augen würden plötzlich etwas

dunkler schimmern unter den silbrigen Brauen, die kleinen scharfen Pupillen
,'ine Sekunde lang größer sein, die Backenfurchen um die mächtige Nase
»'in Nischen tiefer werden: „Na, Junge?" — er hatte doch wahrhaftig
iwch immer etwas wie Gewissensangst vor diesem wetterrothen Gesicht mit
dim dichten, fast fchon weihen Bart und Kopfhaar, dieser Hakennase und
?em strengen forschenden Blick, der zuweilen doch so herzlustig blitzen konnte;
io hatte er als Kind sich immer den lieben Gott geträumt. Damals aber
wohl noch dunkelbärtig.
Die dicken Falten um die Nasenwurzel, ja und die kühne Stirn, die
Iiatte er von Ihm; nur die Augen, die waren wohl mehr nach der Mutter
«schnitten, auch mehr grau als blau, mehr Stimmung als Wille. „Du
dm wohl wunderlich. Jung'?" Das war von se ihr herbster Tadel ge-
wesen; sie verstand die ganze Welt mit ihrer Nachsicht. Du liebes Mutting,
morgen!
O, wie würde ihre ganze schlanke Gestalt von wanner Liebe zittern,
??n fast ängstlicher Freude, bis hinauf in's wellenkraufe Schläfenhaar, die
nauen Augen, die vielen Nunzeln der feinen Züge, all' die kleinen Sorgen-
iältchen um den hagern Mund, die Runen der Mutterfchaft. Ja, sie war
noch immer schön, die alte Mutter, aber ihr Schönstes doch die welken
ÄVven, so umstrahlt von Nunzel an Nunzel. Das war ihm immer wie
der Ausdruck ihres ganzen Lebens: als zuckte blutroth ihr verschwiegenes
öer; in diesen Fältchen, wie um den leisen Purpursaum am Stempel-
liünchen der Narzissenblüthe der keusche Geruch der gelblichen Narbenfalten;
dem Narzissen, ja, da« waren ihre Lieblingsblumen. O, wie sie die zu
MMN wußte! Nur einzeln durften sie stehen, hin und wieder, mit ihre»
»Nif;«!!, ruhigen Sternen über dein grünen Gartenrasen, daß die bräunlich
^Me «elchblatthülse oben um den schlanken Stengel deutlich sichtbar war
an jeder, wie ein langer dänischer Handschuh um den Arm einer adligen
?üme. Ja, sie verstand die ganze Welt . . .
Und morgen würde er sie küssen, und sie würde ihren wunderlichen
''»NM auch verstehen, wenn er dann allein hinaus in's Freie ginge
irgendwo au eine Waldecke, wo der schattenschaukelnde Wind durch ein
^Minenfeld herüberstriche. Wie er ihn schon roch, den süßen Geruch der
tausend goldig gelben Vlüthenkerzen, so am Nand des snmmtgrüngrauen
nngerblättenneeres liegend, mit der heißen blauen Himmelsglocke drüber
— warum war er blos Jurist geworden?!
Dieser Dummejungentick! Blos um dem Alten zu zeigen, daß er
seine paar Groschen nicht nöthig habe, auch zum theuersten Studium uicht,
lind nun — war er Rechtsanwalt; er: mit seinem Achselzucken über alles
'»genannte Necht! Er würde doch noch Schriftsteller werden. Hol' der
Teufel die Kundschaft!
Aber Weib und Kind! Und der Alte würde dann von 'Neuem über
Verrücktheit reden und die Mutter wieder Gram auf ihre alten Tage haben;
.'

sie sah ihn so schon immer mit der stillen Scheu des Mitgefühls bei seinen Besuchen an.
Hm, morgen würde er die Kleine mitnehmen. Sie war jetzt Mensch genug, ihn zn begleiten; und dann würde eitel Innigkeit und Einigkeit im Forsthaus herrschen, wie zu Ostern neulich, als seine Frau ihn mit der Kleinen begleitet hatte. Dann würden sich die Eltern mehr als Groß-eltern fühlen und an den Sohn nicht so viel Fragen stellen, so viel ver-fängliche Lebensfragen.
Er stand auf und öffnete die Thür. „Jona!" rief er über den Flur.
Dann fetzte er sich wieder an den Schreibtisch und nahm ein Aktenstück zur Hand . . .
„Erich?" trat sie ein, die Finger auf der Flinte lassend.
Er blickte auf. „Wo ist die Kleine?"
„Mit dem Mädchen spielen gegangen; sie muß bald wiederkommen."
Sie drückte die Klinke fest; es klang, als ob sie Etwas von ihm wollte.
Er schob sich wieder vor den Aktenstoß. Wie schön es ihm noch immer war, dies edelsemitische Nasenprofil, zu dem die braune Flechtenkrone um die Stirn so königlich paßte, daß die kleine Gestalt dadurch grüßer schien.
Er liebte sie wohl doch noch. Also Vorsicht! Jetzt trat sie hinter seinen Stuhl . . .
„Du, Enck!"
.Hm?"
„Ich muß Dir Etwas sagen. ,^ch babe gestern eine Nuthc gekauft."
„So?"
„Ja. Es ging nicht mehr anders. Wirklich: sie wird zu unnütz."
„Detta oder die Nuthe?"
„Nein Du, wirklich, es ist mir ernst."
„Mir auch!" drehte er sich um nach ihr. „Uebrigens — ich möchte morgen zn den Eltern fahren und die Kleine mal allein mitnehmen; mach mir, bitte, das Kofferchen zurecht." Sie nickte. „Aber bitte, nnr das> Nüthigste; auf zwei Tage blos." Sie nickte wieder. „Und — na was hast Du denn?" Sie kämpfte mit Damnen.
„Erich!" bezwang sie sich, Nur das linke Auge kämpfte noch. Er zog sie an sich ...
„Sieh mal. Herze, verzeih! aber — was sollt' ich wohl darauf er-widern? Du kennst doch meine Ansicht, minder sind doch keine jungen Affen; wenigstens dann nicht mehr, wenn die beliebte Prügeldressur be-ginnen soll. Du nennst die Detta bockig, und wer weiß was Alles, weit — weil sie jetzt im dritten ^ahr ist. Wenn sie zwanzig sein wird, wirn Du das Eharakter nn ihr nennen."
„Aber -"
„Nein nein nein, genug davon! Ich wäre heute auch was Besseres, hätte mich der Hundekantschu meines Alten nicht immer eigensinniger ge-

macht. Flöß' ihr Pflichtgefühle ein, soviel Du willst, aber nicht mit
Schlägen." Er wies auf seinen Bücherschrank: „Lies was über Sug-
gestion. Du hast doch Deinen dewußten Willen!" Um ihre Mundwinkel
lm'chte etwas wie ein feines Lächeln. Aha! sie dachte an den Hahnrei des
Bewußtseins; dieser verdammte Pole! „Die Nuthc jedenfalls verbitt' ich
mir." Beinah hätte er nach dem Ofen gezeigt.
„Du scheinst auf meinen bewußten Willen grade nicht viel Werth
'U legen."
Er ließ sie los. „Hergottsdonner, nun werde gar noch empfindlich!"
„Nun, nun —" begütigte sie, und wieder dies lmschende Lächeln.
„Na, was lachst Du denn in Einem fort?!"
„Ich —?" sie sah ihn groß an . . .
Da flog die Thür auf. „Hater, ich habe beide Händchen voll
^onne!" kam der Ungestüm hereingewirbelt. Wie die blonden Lockenfäden
ihr um die heißdunklen Augen hingen und das merkwürdige Trotznäschen!
„Tieh mal, Mutter!" öffneten sich die Fäustchen.
„Willst Du morgen mit Hater zu Ovaler fahren?" fragte sie.
„Nein!" fuhr das Naschen in die Höh'
„Aber Ovaler wird sich so freuen, und die liebe Omama!"
„Großmutter!" betonte er.
„Nein!" stampfte das Veinchen.
„Na, dann bleib' nur hier," »ahn» er ihr die Händchen sacht vom
Nucken und strich langsam jeden Finger gerade. „Dann wird Bater ganz
allein die große schwarze Juno bellen hören — wau wauwau —" er firirte
sie — „und die bunten Tückehühnchen spielen sehen —" er ließ die
Händchen frei — „tuck tuck tuck, ücke-rüh-üh — und —"
„hroße Muhkuh! Detta doch mit!" hob sie hüpfend die Aermchen
auseinander. „Tuck tuck tuck, sehr lieb —" umschlang sie die Viniee der
Mutter . . .
Er sah sie an; sie nickte. Blos: schon wieder dieses unbewußte Mund-
wmkelzucken!
Der schwerfällige Post-Omnibus rumpelte wirklich etwas gar zu uor-
'uiiftuthlich. Und die holprige Landstraße könnte auch wohl bald mal eine
neue Schüttung vertragen. So konnte man ja seekrank werden auf den
versessenen Sprungfedern. Er reckte sich nud wollte den Hut aus der Stirn
schieben. Aber die Vormittagssonne brannte grade neben dem schlafenden
Nutscher vorbei prall in den offenen Vorderste herein; das Nraunroth des
verschossenen Polsterplüsches schwelte förmlich. „Schweiß und Staub" —
„Ichmeiß und Staub" — hörte er die beiden Gäule ihren gewohnten
Klllppertrab traben. Die jungen Rüstern an der sandigen Straßenkante
sahen aus, als bedürften sie vor Hitze selbst des Schattens.

„Hater —" zeigte die Kleine auf den nickenden Alten vor sich —
„spielt die Feitße mit dein Wind?" Die Peitsche wippte in der Hand
des Schlafenden im Takt der Gäule hin und her; die Zügel in der andern
Hand schienen die Bewegung zu vermitteln.
„Nein, mein Kind; der Wind ist weggegangen von der Peitsche."
„Wo ist denn der Wind?"
„Schlafen gegangen."
„— ßlafen gangen?"
„Ja" . . .
„Wo ßläft er denn?" Herrgott, dies ewige Gefrage!
„Er fchläft!" Sic war doch wirklich ein unglaublicher Quirl.
„Er ßläft?"
„Ja."
„Wo denn?"
Er fchwieg . . .
Wie sie ihn schon in der Eisenbahn mit ihrer Aufgeregtheit immerfort
gepeinigt hatte. Na, Gott sei Dank: jetzt schien sie auch mit einzuschlafen.
„Schwarzer, Brauner" — „Schwarzer, Brauner —" hörte er den Trott
der Gäule wieder. Jetzt war sie schon im Nicken. Die Peitsche hatte sie
wohl eingewiegt.
Er dachte an gestern. Es mochte doch wohl nicht ganz leicht sein, sie
immer um sich zu haben. Wie wohl seine Mutter mit ihr auskomme»
würde? „Du wunderlicher Jung'!"
Eigentlich könnte er den Sonnenschirm aufspannen, den ihm Jona
gestern als Geburtstagsgeschenk schon in Vereitschaft gehalten; in Manchem
war sie doch sehr vorbedacht. Er langte nach dem sorgsam eingehüllten
Ding. Hm: der Staub — und schließlich war's doch für die Mutter ein
Geschenk! Das nimmt man doch nicht vorher in Gebrauch. Ach was,
Mhrgefühle! Nein: Ehrfurcht. Der Geburtstag der Mutter . . .
Ob das feine Geschwister heut wohl auch so fühlteu? heut, feru
in der Fremde: geboren aus Einem Schooße, und der heut vor Jahren
und Jahrzehnten felbst geboren worden! Schooß aus Schooh — er blickte
auf fein Kind — uud Schößling neben Schößling. Er fah die jungen
Väumchen an der Straßenkante nah vorüberfchwinden, jedes doch dem andern
fern; er fah sie in der Ferne der Nlleeflucht eng zusammenrücken, immer
enger; sie führten in die Heimat — von ihr her — fort, fort von ihr -^
o Elternhaus!
Ja, von ferue, jetzt: wie dehnte sich sein Herz den alten Eltern
entgegen! Und wie hob es ihm die Arme hoch, hin um ihren Hals, so
im ersten Augenblick des Wiedersehens; immer noch. Dann mar er ganz
ihr Kind, ihr Blut, Leben von ihrem Leben, hingegeben, unbewußt, wie
an's Herz der Natur. Er fah sich schon kopfbückend in die kleine Stube
treten, durch die niedrige Thür, die Lindenzweige an die Fensterscheiben

rippen, die beiden blanken Virkenschränke, Gewehre, Nehgehörne, das wohlig
irüne Schattenlicht.
Aber dann, da trat auch schon das andere Leben mit ihm ein und
Zwischen sie: das mit den Fragen, die der Mensch sich stellt, im Gegensätze
;ur Natur, und also auch zum Mitgeschöpf, zu jedem Allernächsten: das
Leben des bewußt umschaffenden Geistes, der Wille in die Zukunft, Kultur-
deruf. Dann war er nicht mehr Kind, sie nicht mehr Eltern; dann war
Er ein Junger, sie noch die Alten. Dann war die Muttersprache — o du
heiliges Wort dem Fühlenden — kein Berständigungswertzeug mehr: das-
selbe Wort, es hatte ihnen andern Sinn als ihm, und er — als Kind
doch, das den Eltern Schmerz ersparen wollte — mußte trachten, ihnen
diesen Zwiespalt künstlich zu verhehlen. Dann war die schattenkühle niedere
^tube manchmal schon recht schwül und drückend gewesen . . .
Ob ihm das mit seinem Kinde auch wohl mal so gehen würde? Fern-
liebe?! — Wie sie da entzückend schlief: so im Schatten des schlafenden
Rutschers. Und heute würde sie den Zwiespalt überbrücken. Ob, wenn's
ihr mal däuchte, seinethalben mochte sie Seiltänzerin werden!
Er sah die Zügelleinen in der Hand des Alten schaukelnd auf den
Schenkeln der trabenden Klepper hüpfen. Auf ihren Rücken, um die
schwitzenden Flankenfpitzen, tanzte das Sonnenlicht in großen Spiegelflecken
hin und her; es war doch unerträglich heiß. Die drei Nickelsilberringe vorn
auf den Kumten wippten blitzend auf und nieder mit dem Schulterriemzeug
-^ auf und nieder — „Schmeiß und Staub" — er sah nach der Uhr.
Erst halbzwölf; noch eine Stunde so.
Er horchte wieder auf den Takt der Hufe: Schwarzer, Brauner — auf
:nid nieder — anf und nieder. Schweiß und Staub. Ah, jetzt: vorne vor
)en müden Pferdehälsen kam doch wenigstens das Dorf schon hoch, wo
immer angehalten wurde. Da gab es was zu trinken. Und zu rauchen.
Zigarren vergessen! Er lehnte sich zurück; noch fünf Minuten . . .
Das Gefchaukel der Pferdeschenkel wurde immer sonderbarer, förmlich
arübeskcnhaft die Spiegelwellen drauf; er schloß die Augen halb. Wie
<r alles das bewußt genoß! — Am Kumt die Ningc zuckten glitzernd auf
und nieder zu ihm her, wie drei große blendende Sterne; auf und nieder,
-ckwarzer, Brauner — Schwarzer, Brauner, Weiß und Staub.
Er fchloß die Augen etwas fester. Die Sterne blitzten immer weißer.
Aus und nieder; weiß und taub.
Nein, das war wohl nicht das rechte Wort; es war wohl Gelb. Ja,
<^elb. Süßer, gelber Lupinengeruch; so wohlig kühl. Es mußte wohl ein
Feld wo sein, Lupinenfeld; das hatte er vorhin wohl übersehen.
Nein, es war wohl doch nicht Gelb. Denn es waren ja Narzissen;
ja, Narzissen. Nein, er träumte wohl; nein nicht! Denn es waren ja drei
große, deutliche Narzissensterne — blendend weiß — nein fünf — nein
neben; sieben weiße Strahlenblüthen. Sieben nickende Narzissen; mit

purpurgoldnem Krönchen jede. Sieben schlanke Edeldamen, mit wellen-
krausen Schläfenhaaren; oh, so schön! Jede mit so grauen Augen. Mutter-
augen. Jede hatte um die zarten Anne — lange dänische Handschuh' an- gelbe.
Und verbeugten sich vor ihm. Eine nach der Andern, mit den weißen
Ztrahlenhüten. Jede bis zur Siebenten. Die hielt einen Spiegel; batte
dunkle Augen, dunkelbraune.
Trat die Erste vor; sagte ihm ein Wort. Und das war ihr Name
und den hatt' er schon gehört; nur besinnen tonnt' er sich nicht drauf.
Sagte auch die Zweite ihren Namen; mich die Dritte. Schlössen Alle nnt
der Silbe „sinn", nein „sein" — Sinn, Sein, — auch die Vierte, Fünfte,
Sechste; und die purpurgoldenen Krönchen nickten. Nur die Siebente war
stumm; war blaß; hielt ihm nur den Spiegel hin. Ter war blind. Denn
sie schüttelte den Kopf; und ihr linkes Ange blickte traurig.
Nein, das mar doch gar zu lustig: wie ihr Purpurkrönchen wackelte.
Denn das war ja gar kein Krönchen: war ein dicker rother Hahnenkamm,
wippte in der Sonne. War ein ganzer Hahnenkopf — dicker bunter Hahnen-
hals — der blähte sich. Schlug mit beiden Flügeln funkelnd durch die
Luft — nnd ganz laut und deutlich: ücke-rüh-ü-üh . . .
Er ritz die Augen auf. Wahrhaftig: eben stieß der Omnibus nnt
härterem Gerumpel auf die ersten Pflastersteine der Dorfstraße, und drüben
auf dem einen Hofzaun reckte sich der Hahn nnd krähte zum zweiten Mal.
Der alte Kutscher hob das Stoppelkinn: „Iüh, Nackers!" mit den Zügeln
auf die fchweißbeglänzten Pferdefchenkel klatschend. Auch die Kleine wurde
langsam munter.
Was der Traum wohl zu bedeuten hatte? Ach bedeuten: Unsinn.
Aber wie er wohl entstanden war?
Sollte: — Hahnrei des Bewußtseins? — Hm . . .
Das Wort des Polen war ihm doch wob! tiefer gegangen, als er
damals dachte.
Die Abendsonne schien sich heute ordentlich vor Durst zu krümmen.
Immer dicker wurde der kupferrotbe Vall, da hinter den Wasserdünsten des
sumpfigen Sees am Horizont, ttrade zwischen den zwei dicksten alten
Pappelstämmen bei der kleinen Straßenbrücke drüben bing das dunkelrotbe
Ungethüm im fernen ttrau, dicht unter dem Zitterfaun: des schwarzgrünen
Laubdaches. So groß und glanzlos hatte er sie niemals sinken sehen.
Nur die breiten drei Vrechungsteile, mit denen sie Wasser zog, wie die
Leute hier sagten, standen strombell wie aus Ooldtopas geschliffen unter der
purpurnen Kugel, zeigend, daß sie noch Licht gab. Der Mittelteil war nur
ganz kurz noch; wie ein mächtiger Strahlensockel. Vor dem schwellenden
Oelb der Seitenschrägen hoben sich die beiden Pappelpfosten 'tiefschwarz
ab mit ihren Vorkenrändern. Das Laubdach wurde immer dunkelgrüner.

„Wird »wrgeu wieder schöne Hitze geben," trat der Alte aus der
offenen Hausthür zu ihm an den (Lattenzaun. „Meine ganzen jungen
Kiefern werden noch vertrocknen; schlimmes Jahr!" Er zeigte mit der kurzen
Pfeife in da« Astwerk der Atazienkrone über ihnen: „Läßt auch schon Blätter
lullen."
Der Tabaksrauch berührte wirbelnd gerade eine der verwelkten Nlütheu-
nauben. „Hast Du neue Bienenstöcke, Vater?"
„Einen," sehte sich der Alte auf die Bank am Zaun. Nun wies er
schmunzelnd auf die Kleine, die an der hohen Hausthürschwelle neben
„Lotte Goldsnut" hockte. Die Teckelhündin lag, platt alle Viere von sich,
wie todt im warmen Sande, und die Kleine war gewissenhaft bestrebt, zwischen
den vier Zehen der krummen Vorderpfoten immer drei der abgefallenen
Atazienblätter festzuklemmen; immer wenn sie fertig war mit einer Pfote,
streifte sich die Dachsmadam die Blätter mit der anderen wieder ab, und
das Spiel begann mit Ernst von Neuein. Was die Jona nur wollte!
?ie Kleine war ja unglaublich artig . . .
Jetzt trat die Mutter aus der Thür, in jeden: Arme eine große Satte
dicke Milch. Er sprang ihr entgegen. Wie sich alle ihre Nuuzeln freuten,
und die Augen fchickten Küsse, als er ihr die eine Schüssel abnahm, um
sie auf den Gartentisch zu setzen; richtige Geburtstagsaugen! Und dann
war's auch wohl die Freude, wie ihrem Äeltesten die kühle Labung schmecken
würde, fo mit Streuzucker drüber uud Schwarzbrotkrümeln. Wie die fette
3ahne nach dem Keller duftete! Ordentlich winterlich sah die weiche Pelz-
schicht aus.
„Na, Alterchen?" strich Mutter Vaters Schneehaar glatt — „soll ich
liier decken oder unter der Linde?"
„Lieber hier, Mutting," kam er dem Alten znvor; „hier steht mau
die ^onne so schön." Die rothe Scheibe stieß jetzt grade auf den Horizont
der Landschaft; der Strahlenfächer war verschwunden.
Der Alte griff sich in den Bart. Sicher knurrte er im Stillen
wieder: „Sentimentaler Krempel!" Das war sein Lieblingstrumpf.
„Die Lindenblüthe riecht wohl auch zu stark," meinte rasch die Mutter;
„Abends manchmal ganz betäubend." Nun bückte sie sich zu der Kleinen:
„Na, mein Lämmechen?" strich ihr sanft die Locken von der Schwelle,
Ertlich nach dem Alten blickend, und ging wieder in's Haus. Lotte Gold-
mut erhob sich . . .
„Hat 'ne zarte Nase, unser Mittel," griff der Alte an sein eigenes
Vorgebirge, eine dicke Wolke von sich paffend. „Kriegt's fchon mit den
Nerven."
„Ovater" — kam die Kleine hinter der Teckelhündin herangependelt
- „bist Du der Weihnachsmann?"
„Voll, »nein Mäuschen," nickte er belustigt. Tief nachdenklich fah
ne eine Weile auf die eine Schüssel, durch deren grünliche Glaswand die

weiße Dickmilch schimmerte. Dann ging sie wieder an die Schwelle, wo
im dunklen Sande die gelblichen Akazienblätter lagen.
„Muß doch mal im Hofe nachsehn, ob die Juno da ist; das Schind -
ludcr hat mir neulich einen von den jungen Hähnen abgewürgt." Er reckte
sich. „Kann das Volk auch gleich in den Stall bringen." Er schritt in's>
Haus. Lotte Goldsnut wackelte ihm nach . . .
Die Sonne war jetzt nur noch mit dein oberen Drittel sichtbar, wie
das rothe nackte Nugenschild von einem riesigen Birkhahn. Nun wurde
sie verdunkelt, fast verdeckt, von dem strohenden Euter der Leitkuh, die eben
mit der Heerde drüben von der Weide kam. Um die schweren Bäuche stieg
der Staub der Landstraße auf. Der lahme Spittelhirt des Städtchens
hinkte barfuß hinterdrein. Durch das hohlere Getön der Brückenbohlen klang
die Kupferglocke um den Hals der Vorderkuh. Zum Brüllen war die Heerde
wohl zu satt. Die Mäuler kauten noch.
Nun war die Sonne blos noch wie ein glühender Wimpenwogen; das
machten wohl die Vinfen und das Röhricht in der Ferne. Man konnte beinah
sehen, wie sie langsam tauchte. Er warf die ausgegangene Eigarre weg
und stützte sich noch fester auf den Zaun. Jetzt verglomm der letzte Strich,
grade oberhalb der einen Pappelsohle, wie hineingeschrumpft. Es wurde
plötzlich etwas Heller. Die fahle Dunstwand schien sich abzukühlen. Das
dumpfe Nothgrau lockerte sich zart in's Grünliche. Durch die stummen
Pappeln, von Haupt zu Haupt das Fließ entlang, wagte sich ein Lüftchen,
noch beklommen. Jetzt: die trägen Blätter fingen an zu munkeln . . .
Er fuhr auf: eine verspätete Biene, von der Linde her, vorbei zn
Korbe, Ob sein Vater wohl die Feierstunde der Natur auch so in's Einzel-
feine fühlte: so mit sinnlicher Andacht? nein. Das war wohl Neugehirn;
neue Sinnlichkeit; auch neue Wissenschaft. Und dein Alten waren diese
Neize auch wohl zu gewohnte; sentimentaler Krempel! Aber, hm, er hatte
ihn mal sagen hören: „Der Kiefernhochwald, aber Schnee muß liegen, das
ist meine Kirche!" Aber eben: Kirche: Unnatur! — Da: die Papvelblätter
drüben, oben an der höchsten Spitze, wie sie schwärzlich in dem blassen
Luftblnu hingen, jeder Nand von einem milden, milden Flimmerschein um-
wirkt: war es nicht tief feierlich zu wissen, daß sich da von unten her die
letzten scheidenden Sonnenstrahlen durch den Athemduft des wannen Laubes
in der Mendkühle goldig brachen?!
„Haler —" schob die Kleine sich behutsam auf die Bank, ihr Schürzchen
von sich haltend, das sie mit Akazienblättern vollgesammelt hatte — „sind
die Bäume müde, Hater?" Ihre Augen blickten, weit und träumerisch
geöffnet, über den Tisch weg nach den Pappeln. „Wie die Menßen 'tehn
sie da."
Er mußte nicken; wortlos. Wie die Menschen! O Kindermund . . .
Das mußte er der Mutter sagen; das war ein Wort aus ihrem
Schooß. Die Kleine saß noch immer träumerisch; leise trat er in den Haus-

flur. Und auch den Narzissentraum ihr sagen! Ja, und den, Alten helfen
seine Hähne einsperren! Das nahm er immer sehr hoch auf . . .
Die Küche war offen. Die Mutter stand am Herde, eben einen Eier-
kuchen in der Pfanne wendend. Nein, das war die rechte Stimmung nicht;
lieber morgen Vormittag. „Ah —" sog er unwillkürlich den Geruch des
brutzelnden Fettes ein.
„Mein großer Junge!" griff sie ihm, jedes Wort liebkosend, durch
den Kinnbart. „Hast wohl schönen Hunger von dem langen Spaziergang?"
„Wo die Juno blos steckt!" kam der Alte aus dem Hof; mit dein
Helfen war es alfo auch nichts. „Fängt anf ihre alten Tage an zu jagen;
muß ihr mal 'ne Ladung Schrot aufsengen, Kantschu zieht nicht mehr." Er
war ganz roth vor Aerger; wie seine Hähne. „Hast Du sie Nachmittag
nicht bemerkt?"
„Nein, Vater."
„Könnt mir's denken," ging das Sticheln los; „liegst ja immer gleich
im Grase fest." Was ihn das wohl anging!
„Fertig, Kinderchen —" nahm die Mutter das Gedeck zur Hand, ihm
die Teller zureichend. Der Alte folgte mit den Eierkuchen . . .
Gott sei Dank, die Kleine! athmete er auf, in's Freie tretend. Aber -^-:
na, das war 'ne nette Bescheerung! Auf dem Tische, mitten darauf, saß sein
Tochterchen, gewissenhaft bestrebt, die sandigen Akazienblätter in schönen
runden Kringeln auf dem weißen Sahnenpelz der dicken Milch zurechtzu-
legen; eben wollte sie die zweite Satte in Angriff nehmen.
„I Du Nalg!" Er besann sich; nur keinen Wuthcmsbruch! Weswegen
auch? Es war doch eigentlich zum Lachen! Er trat vor sie hin: „Das
war aber unartig von Dir?!"
Sie sah ihn groß an. „Das war darnicht una'tig von mir!"
„Kiek!" machte der Alte, und der Kobold stach ihm aus den Äugen.
Wollte er ihn etwa foppen? na warte! er stellte die Teller hin.
„Komm mal runter!" trat er vor sein Kind.
„Nein!" stemmte sie die Anne; i, da sollte doch gleich —
„Kiek," kam's wieder von den Eierkuchen her: „großen Respekt scheint
sie grade nicht vor Dir zu haben."
„Braucht sie auch nicht! ich schlage meine Kinder nicht!" Verdammt:
wie mar das blos aus ihm herausgeplatzt?! Hätte er das Valg doch blos
nicht mitgebracht!
„Nna," knurrte der Alte, „die Köter fressen dicke Milch ja auch ganz
gem. Komm, Lotte —" pfiff er der Dachshündin, die eben durch den
Zaun gekrochen kam. Was der Jähre blos auf einmal in den Kopf ge-
krochen war . . .
„Komm mal her, mein Schäfchen," legte sich die Mutter jetzt in's
Mittel; sein liebes Mutting! Der Alte streichelte die Hündin; wie sie in
der fetten Sahne schleckte! „Komm, mein Schäfchen —"

„Will aber uich!" bockte sie erst recht, die Finger um den Tischrand
klammernd. Jetzt riß ihm aber nächstens die Geduld!
„Na, Herzchen," lockte die Mutter wieder, „wirst doch nicht wieder
wunderlich sein?" So: Nachmittag also anch schon! Was sollte denn der
Alte von ihm denken?!
„Vater haut nich," stemmte sie sich fester.
Na, das war denn doch zu bunt! „Willst Du wohl gleich runter-
koimnen?!"
„Nein!"
„Detta?!"
„Nein!"
Wie sie festhielt! warte, Kröte! Strampelst noch? Und mit den
Beinen stoßen? „Laß mich, Mutter!" Wie das blanke Fleisch sich wand!
Wie es klatschte! Wie die Hand ihm brannte! Wie der Nacker brüllte!
warte, Satan . . .
„Na, man nicht so grob!" hörte er den Alten plötzlich: wie aus Nebeln.
„Kanalje!" keuchte er — „usfh — marsch!" Ganz tnallroth war das
Fleisch zuletzt gewesen — wie ein Hahnenkamm -— ein — — Hahnrei des
Newußtseins, schoß das Blut ihm in die Schlafen- ver-dammt-jn . . .
Hatte sie's verdient? Sie stand muckstille, mit den Thrnnen kämpfend -
Jona. Schämte er sich?
„Habe sie Nachmittag anch schon im Gebet gehabt," klang es wieder
von den Eierkuchen her. Kreuzschock „Na, entschuld'ge nnr! blos 'n
Knipschen Ruthe auf die Finger."
So — ahh, der Weihnachtsmann! — Er mußte lacken . . .

Eine edle Mutter.

von

Helen wimmern.

— Florenz. —

Ml regnerischer Tag in Florenz. Die Straßen sahen öde und
traurig aus. Als wir uon der TrinitK-Vrücke aus vom Arno
herkamen, sielen unsere Micke plötzlich ans den großen, massig
emvorragenden Palast Strozzi. Oft waren wir schon an dem gewaltigen
Bauwerk vorübergegangen, merkwürdigerweise aber hatten nur jetzt das
Gefühl, als sähen wir es zum ersten Mal. Einen ernst feierlichen Anblick
gewährt das hohe, umfangreiche Gebänoe selbst bei Sonnenlicht, und wenn
Blumenhändler und buntes Straßengetümmel sein Erdgeschoß umdrängen;
aber es gewinnt noch mehr den Charakter majestätischer Ruhe und düsterer
Erbabenheit bei Regenwetter, wo seine großen Quader aus rauhem Gestein,
die i>n Schutz des weit vorspringenden Dachgesimses trocken bleiben, in
ihrem düsteren Grau so barnwnisch mit dem bewölkten Himmel und den
nassen Trottoirs übereinstimmen. Eine förmliche Festung ist dieser Palast
und doch von so bewnndeniswerthen architektonischen Proportionen und mit
so vollendet künstlerischem (Geschmack erbaut, daß er den Eindruck vou Grazie
und Leichtigkeit hervorbringt. Tie unteren, vom Erdboden in beträchtlicher
Höhe befindlichen Fenster sind durch schwere Eisengitter versichert; die oberen
hell, groß und zierlich gewölbt, mit Marmorpfeilern ausgestattet, deren
schimmerndes Weiß inmitten der finsteren Umgebung belebend wirk!. An
den Ecken des Gebäudes sind die wohlbekannten, mit Zinken gekrönten
Laternen angebracht, die als Muster künstlerischer Eisenarbeit uon den
Kunstjüngern studirt werden und noch jetzt als Vorbilder für Florentiner
Laden- und Hauslaternen dienen. Rings am Gemäuer, in Mannshöhe von
der Erde, befinden sich die Fnckelhalter, uon welchen in alter Zeit die

flackernden Flammen ihren unstäten Schein über die stattlichen Mauern biK
zu dem stark vorragenden Gesims emporwarfen.

Tics ist der Palast, den Filippo Strozzi, der reiche Vanguier, naci)
seiner Heimkehr aus dem Eril zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts er-
bauen ließ, um sein Heim darin aufzufchlagen. Er starb indessen, bevor
der Vau fertig war, und seine Leiche wurde in der herrlichen Kirche Sanier
Maria Novell« beigesetzt, der vornehmen Kirche aus Boccaccio's Decamerone,
welche Michelangelo wegen ihrer Schönheit mit dem Beinamen „La Sposa"
bezeichnete. Tie Privatcapelle, in welcher Filivvo Strozzi beerdigt wurde,
und die noch seinen Namen trägt, schmücken Malereien von Filippino Lipui,
und Skulpturen von Venedetto da Majano, woraus ersichtlich, daß Filippo
ein würdiges Mitglied der Familie war, die schon damals in derselben
Kirche eine Ellpelle besaß, deren Wände die weltberühmten Himmel- und
Holle-Fresken von Andrea und Nernardo Orcagna aufweisen.

Es warm aufregende Zeiten, in denen Filippo Strozzi gelebt hat.
Florenz, nur dem Namen nach eine Republik, stand im Begriff, unter der
klugen Negierung der Medici den Höhepunkt seiner Glanzepoche in Kunst,
Politik und Litteratur zu erreichen. Brunclleschi's wundervoller Kuppelbau
krönte schon die Kathedrale, und dieser ungeheure Tempel, der ein in
Marmor gefestigtes Gedicht zu nennen, ein Wunder an Schönheit, war vom
Papst persönlich geweiht worden. Von den Stufen von Santa Maria
Novella, wo seine Nesidenz den Glanz der Stadt erhöhte, bis zum Portal
des Domes durchschritt er einen prächtigen, eigens für die Gelegenheit
hergestellten, erhöhten Weg, dessen Länge eine volle Viertelmeile betrug, und
der, die Menschenmenge hoch überragend, mit kostbaren Teppichen und reichen
Tmperien geschmückt war. Tie Eardinäle, Bischöfe, Fürsten, Gesandten,
die acht Magnifici Signori, die erlauchten Oberhäupter der Stadt, folgten
dem uoranschreitenden Papst, und der höchste Beamte des Staates, der
Gonfaloniere, trug ihm die Schleppe.

In jenen Zeiten suchten selbst Könige sich mit der glänzenden Stadt
zu verbünden, und sie wurdeu mit dem gehörigen Pomp von den „acht
Signori" empfangen, die hnldvoll auf den hoch am Palnzz>i Vecchio vor-
springenden Balkon hinaustraten, um ihren Gast bei seiner« Einzug will-
kommen zu heißen. Ein .König oder KönMsohn durfte diese Begrüßung im
Sattel erwidern; jeder minder hochgeborene Gast mußte d^zu vom Pferde
steigen. Und selbst der griechische Kaiser kam, als er von den Türken arg
bedrängt war, mit dem Patriarchen von Üonstantinopel und einem großen
Gefolge von Bischöfen nach Florenz, um sich an der' großen Synode zu
betheiligen, welche von Ferrara, wohin sie früher einberufen war, auf
Betreiben der Florentiner in ihrer Stadt abgehalten wurde. Es war die-?
jenes berühmte Loncil, durch das eine Wiedervereinigung zwischen der
griechischen und der römischen Kirche zu Stande km», eine Einigung, die
allerdings nur gerade so kurze Zeit währte, wie die politischen Gründe, welche

dieselbe erfordert hatten. Großartig waren die Festlichkeiten, die zu Ehren solcher Gäste gegeben wurden. Bälle, Maskenzüge, Tourniere, selbst Hetzjagden fanden auf der Piazza vor der Kirche Santa Croce statt, „wohin bei einer solchen Gelegenheit, außer den Löwen, welche die Republik zu halten pflegte, auch Wölfe, wilde Eber uud andere wilde Thiere geführt wurden, wo auch eine zu jener Zeit noch unbekannte Creatur, eine Giraffe, gezeigt ward."

Florenz war damals vielleicht die politisch rührigste Republik der italienischen Halbinsel. Bald gelang es ihr, vermittelst ihrer Söldner mit Waffengewalt bis in's Herz der Lombardei zu dringen: bald wurde ihr das eigene Gebiet bis an die Thore ihrer Stadt verwüstet, in deren Mauern sich die Landleute schaarenweise flüchteten, für sich und ihre Heerden Schutz und Obdach suchend. Die Florentiner Bürger, von frühester Jugend an zu Staatsmännern herangebildet und in den Künsten der Diplomatie vortrefflich geübt, waren jeden Augenblick bereit. Laden oder Wechselstube zu verlassen und sich in irgend einer politischen Mission nach Mailand oder Venedig zu begeben, sei es, um den Zorn eines aufgebrachten Visconti zu beschwichtigen oder um die Beihilfe der adriatifchen Republik zur Besitzergreifung von Lucca zu gewinnen. Die Einwohner Ferraras gaben ihr bitteres Gefühl, als die bei ihnen eröffnete Synode vom Papst nnd Kaiser nach Florenz »erlegt wurde, den Florentinern gegenüber in den Worten zu erkennen: „Ihr wollt den Papst, Ihr wollt das Eoncil, Ihr wollt Lucca — bald werdet Ihr Alles haben wollen."

Eines so glänzenden Staates würdig war auch die Litteratur und Kunst des Tages. Griechische Werke, die bei der Einnahme von Eonstantinopel verstreut waren, wurden von den Florentiner Bürgern mit Eifer gelesen und studirt; sie gaben große Summen für feltene Manuscripte aus und waren stolz auf den Werth ihrer Bibliotheken; auch fchrieben sie in den Ztunden, welche nicht ihren Geschäften gewidmet waren, an ihren Pulten lateinische Briefe. Die Malerei gelangte, dank den großen Meistern, wie Leonardo da Vinci, Fra Lippo Lippi, Sandro Botticelli, Fra Vartolommeo und noch vielen anderen minder bekannten tüchtigen Malern, zu hohen Erfolgen; und um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war die Bildhauerkunst zu vollendeter Nlüthe gediehen.

Und doch, bei allem äußeren Glänze trug die florentiuische Republik den Keim des Verfalles in sich. Die Bevölkerung war in Fesseln geschlagen, die zwar von Gold, doch deshalb nicht minder drückend waren. Diese Fesseln hatte das große Haus der Medici für die Republik geschmiedet. Eosiino und seine Abkömmlinge, welche schlauer Weise liberale Denkart und Freiheitsliebe znr Schau trugen, hatten die niederen Volksklassen zu ihrer Unterstützung gegen die ersten aristokratischen Familien geworben und beherrschten nun die Stadt nach ihrem Belieben. An allen italienischen Höfen lebten verbannte Florentiner aus edlen Gefchlechtern. Steuern über Steuern

wurde« der Stadt auferlegt, um die erforderlichen Gelder für die kostspieligen Kriege und öffentlichen Feste der herrschenden Familie zu beschaffen, und diese Steuern wurden in solcher Weise erhoben, daß sie die Familien und Verwandten jener unglücklichen Ausgewiesenen schwer bedrückten. Die Gefängnisse waren mit Staatsschuldnern angefüllt. Diesen gelang es zuweilen, die Flucht zu ergreifen; manche wurden niedergeschossen, andere, schlimmer noch, mußten bestochen werden, um ihr Schweigen oder ihre Dienste zu erkaufen. Die unterdrückten Ädelsfamilien daheim, die in der Fremde weilenden Verbannten waren stets bereit, Vortheil aus der Unzufriedenheit zu ziehen, welche sich von Zeit zu Zeit kundgab, und Ausstände zu bewirken, die indessen ihren Zweck, die festwurzelnde Macht der Medici zu brechen, beständig verfehlten.

Unter Denen, welche Cosimo schon zu Anfang feiner tyrannischen Herrschaft verbannte, waren zwei Mitglieder der Familie Strozzi -— die berühmten Herren Palla Strozzi und Matten, im Jahr 1415 „immatriculirt zur Wollwebekunst", der, von einem anderen Zweige der Familie stammend, doch in innigen Freundschaftsbeziehungen zu Pallas Söhnen stand. Gleich dein Aristides aus purer Laune verbannt — Eosimc, war ihrer Nähe überdrüssig, wie er sagte — verließen diese beiden hochangesehenen, in den schwierigsten Staatsmissionen erfahrenen Bürger Florenz im Jahre 1434 und starben fern von Weib und häuslichem Herd im Glauben, daß ihre Kinder gleich ihnen selber heimatlos in der Welt herumirren müßten, und daß ihre Familien gänzlich ruinirt seien.

Daß der Familie Matteos aus der zweiunddreißig Jahre währenden Verbannung neuer Nuhm erwuchs, daß die Angehörigen dieser Linie überhaupt nach Florenz zurückgekehrt sind, anstatt sich wie ihre Vettern im Auslande anzusiedeln, war hauptsächlich das Wert von Matteos Gattin, Alessandra Macinghi, negli Strozzi, einer jungen Frau von edler Abkunft. Achtundzwanzig Jahre alt, stand sie mit fünf Kindern und sich abermals Mutter suhlend, plötzlich allein in der Welt — verlassen, doch fest entschlossen, den schweren Kampf des Lebens mnthig auf sich zu nehmen. Als sie 35 Jahre später im Alter von 63 Jahren starb, hatte sie ihren Lohn geerntet. Ihre Söhne waren nach Florenz zurückberufen, durch sie waren sie reich und »nächtig geworden, und eine hübsche florentinische Schwiegertochter und inuntere Enkel hatten das Leben der Wittwe erheitert. Ein tapferes Herz war's, das in der Brust dieser jungen Wittwe geschlagen hat, und dank einen: glücklichen Zufall ist nicht alle Kenntniß von ihr verloren gegangen.

In den Strozzi'schen Familien-Archiven ist eine Sammlung von Briefen aufbewahrt, welche sie an ihre im Eril lebenden Söhne geschrieben hat, deren Geschäfte sie in Abwesenheit derselben führte, und deren Interesse ihr beständig am Herzen lag. Ergreifend sind diese mit schlichter Einfalt, natürlichem Verstand und Mutterwitz geschriebenen Briefe; in ihnen hat diese braue Frau ihre nimmer ruhende Thatkraft, ihre praktische Einsicht,

ihre mütterliche Sorge um der Söhne moralisches Verhalten und ihre geduldige Hoffnung offenbart, sie zu brüderlichem Zusammenleben vereint zu iehen. Hie und da ertönt in den Mittheilungen der vollauf beschäftigten Matrone, welche in der Religion und einem guten Gewissen ein starkes Vollmerk gefunden hat, ein sehnsüchtiger Ruf nach menfchlicher Sympathie, 5er Sympathie ihrer Kinder.

„Du thust Recht, meiner zu gedenken," schreibt sie an Filippo, ihm für eine Sendung Eaviar dankend, „denn jetzt bedarf ich VS22I (kleine liebevolle Aufmerksamkeiten) von Dir; doch ich wünschte. Dich in meiner Rahe zu haben! Ich bitte Gott, daß wir bald bei einander sein mögen, damit wir den Trost finden, nach dein ich mich sehne." Und wiederum: „Richt Ihr solltet mich bitten, für Erhaltung meines Lebens Euch zu Liebe Sorge zu tragen, sondern an mir ist es. Euch um Erhaltung Eures Lebens zu bitten, denn in Eurem Leben und in Eurer Gesundheit geht mein Leben auf. Möge es Gott gefallen. Euch Beiden durch seine Gnade die Gesundheit zu bewahren, welche ich Euch für Leib und Seele wünsche." ..Führwahr, ich freue mich auf Eure Briefe, und niit Vergnügen erwarte ich den Mittwoch oder Donnerstag, wo der Bote kommen muß, in der Hoffnung, einige Zeilen von Eurer Hand zu empfangen, und wenn ich keine erhalte, fo wird mir das Herz weit in Erwartung des nächsten Boten. Vl,ommt immer noch kein Brief, fo lasse ich im Geschäft um Rachrichten bitten. Sind dort Briefe von Euch eingetroffen, fo tröste ich mich damit, daß Ihr gesund seid . . . Beim Lesen Eurer Briefe kann ich mich zärtlicher Dhrcinen nicht erwehren. Möge Gott Euch so viel Segen bescheeren, wie ich schon Thränen um Euch vergossen habe."

Diese Aeußerungen eines sehnenden Mutterherzens sind um so rührender, als sie nur vereinzelt in den actuellen Berichten über ihre Lebensthätigkeit vorkommen — eine Thätigkeit, welche unentwegt auf das eine Ziel gerichtet war, die Rückberufung ihrer Söhne nach Florenz zu bewirken und die Würde der Familie zu bewahren, welcher sie angehörte. Einen merkwürdigen Lebenslauf hat diefe, durch Bande der Heirath oder des Blutes mit fast allen berühmten Florentiner Familien der damaligen Zeit verwandte Frau geführt inmitten eines rastlos bewegten bürgerlichen Staatswesens, mit dem sie in steter Beziehung stand, ohne indessen gänzlich darin aufzugehen. Sprach sie eine Ansicht in politischen Dingen aus, so zeugte dieselbe stets von erstaunlichem Scharfsinn und Verstäuduift, obwohl sie sich vom öffentlichen Leben durchaus fem hielt und in den Medici, den Pitti und den» König von Reapel einfach Persönlichkeiten erblickte, durch deren Einfluß sie ihre Söhne zurück erhalten konnte. Mit diesem einen Ziel vor Augen hat sie von dem stillen Wohnsitz aus, an dessen Stelle sich jetzt der Palast Strozzi erhebt, ihrem Schwiegersohn die diplomatische Meisterschaft beigebracht, mit der er den gefürchteten Piero dei Medici dem reizbaren ^uca dei Pitti gegenüber ausspielte.

Die Orthographie der Briefe ist mangelhaft, der Stil hat keinen Anspruch, ein litterarischer genannt zu werden; ihres Gatten Bibliothek erwähnt die Schreiberin nur, indem sie vom Verkauf derselben spricht. Aber ihr Takt, ihre Unerschrockenst, ihre Sanftmuth, ihre edle Entfagungsfähigkeit, welche doch niemals ihre Thattraft untergrub, selbst der durchaus erklärliche, in den letzten Jahren ihres Lebens hervortretende kleine Hang, sich allzu viel um die intimen Angelegenheiten ihres Sohnes zu bekümmern — diese Eigenschaften ergeben ein Charakterbild, das wir lieb gewinnen müssen.
Der erste Brief ist vom 24. August 144? datirt. Der damals neunzehnjährige Filippo und sein zwei Jahre jüngerer Bruder Lorenzo waren bei der Bank ihres Onkels angestellt; Filippo in Neapel, Lorenzo in Barcellona. Matten, der Jüngste, erst elf Jahre alt, das Lieblingskind der Wittwe, befand sich noch daheim bei der Mutter. Außerdem hatte sie die Töchter Allessandra, ein Mädchen von 13 Jahren, zu Hause und die fünfzehnjährige Eaterina, welche ini Begriff stand, sich zu verheirathen. In dem ersten Brief, der wie alle folgenden mit den Worten „Im Namen Gottes" beginnt, theilt die Mutter ihrem Sohn Filippo die Nachricht dieser Heirath mit. Sie ist entzückt von dem Schwiegersohn, Marco Parenti, einem Seidenweber aus guter Familie, der, wie es schien, „gar nicht genug aus seiner jungen Braut machen könne."
„Ich hätte sie in eine vornehmere Familie bringen können," schreibt sie, „doch würde mich das eine Mitgift von 1400 bis 1500 Gulden gekostet haben, was Dein und mein Ruin gewesen wäre. Und ich weih nickt einmal, ob es zum Glück des Mädchens geführt hätte, denn außer der Stellung war nichts Wünschenwerthes dabei, wohl aber Vieles, was nickt wünschenswerth. Nachdem ich es mir überlegt habe, fand ich es besser, sie so zu verheirathen, daß sie sich gemüthlich fühlen kann, und mir Weiteres aus dem Sinn zu schlagen. Und ich meine, sie wird es so gut haben, wie nur irgend ein Mädchen in Florenz." Und in mütterlicher Eitelkeit und Nachsicht setzt sie hinzu: „Sie wird nicht müde, sich hübsche Sachen anzuschaffen, denn sie ist wirklich schön und möchte gern noch schöner aussehen. In der That ist kein zweites Mädchen so gestaltet, wie sie, nnd sie wird auch vou Vielen höchst anziehend gefunden." Caterina selbst läßt ihren Bruder bitten, ihr „jene Seife" zu schicken und sich zu erkundigen, ob es dort irgend ein Wasser gebe, welches gut für den Teint sei und schön mache; in diesem Fall möge er ihr solches schnell senden und zwar durch einen zuverlässigen Fuhrmann, der es nicht etwa unterwegs gegen ein geringeres Fabrikat vertauschen würde. „Sie will, daß der Anzug, in dein sie vor ihren Bräutigam am Hochzeitstage hintritt, nicht weniger, als vierhundert Gulden werth sei," bemerkt die Mutter, stolz darauf, daß sie trotz der Schwierigkeit ihrer Lage so viel an diese, ihre erste heirathsfähige Tochter zu wenden vermochte, lind dann beschreibt sie den rothen Sammetmantel, mit Marderpelz gefüttert, das ‚Aeid von gleichem Stoff, „dem

ieinsten Zeug, das in Florenz zu haben ist," die Krone aus Pfauenfedern
und Perlen und zwei Perlengewinde, von Parenti geschenkt, der es liebte,
seine Braut zu schmücken. Das Tagebuch des Bräutigams enthält fernere
Einzelheiten. Er spricht von einem hochrothen Gürtel, verziert mit Silber
und Gold, und hat notirt, was ein für das Schlafzimmer bestimmter Haus-
altar „all antio»" aus Holz geschnitzt, mit einer bemalte,: heiligen Jungfrau
in Relief darauf, und was die Spiegel, mit Malerei und Gold verziert,
die Schränke und Truhen gekostet haben.
Die bei einem hübschen sechzehnjährigen Mädchen natürliche Eitelkeit
scheint Caterinas Eharakter im Ganzen nicht beeinträchtigt zu haben. Sie
ist eine vortreffliche Frau geworden und starb mit fünfzig Jahren, tief be-
trauert von ihrem Gatten, der sie mit großem Pomp in der Kathedrale
bestatten ließ. Marco, ein Mann von guten Fähigkeiten und großer Energie,
schloß sich der Familie Strozzi mit Wärme an, versorgte die Brüder mit
Nachrichten über den politischen Stand der Dinge in Florenz, berieth und
unterstützte die Mutter in allen geschäftlichen Angelegenheiten, wie auch in
der Umschau nach Frauen für ihre Söhne, und war auf's Aeuherste bestrebt,
die Rückberufung der Verbannten zu erwirken. Sein Bericht über zwei
Besuche, die er zu letzterem Zweck bei Luca Pitti machte, sind charakteristisch
für den Mann und bezeugen seine Beobachtungsgabe und Vorsicht. Bei
seinem ersten Besuch erregte es seine Verwunderung, daß Luca die Farbe
wechselte, als er Filippos Brief erhielt. „Als ich aufblickte," schreibt er,
„bemerkte ich, daß er sehr roth war. Und dann seine außerordentliche
Höflichkeit! Er wollte mich nicht anhören, bevor ich mich neben ihn niedergesetzt
tiüne. Ich sträubte mich, es zu thun, doch da er darauf bestand, konnte ich
nicht anders." Nun fucht er die Verwirrung Lucas zu deuten und glaubt die
Ursache in der Erwähnung Piero dei Medicis gefunden zu haben. „Er mochte
vielleicht denken, ein Anderer könne den Rutnu der Zurückberufung dieser
Verbannten ernten. Mag es sein, was es will, die Thatsachen werden es
aufklären." Als Marco seinen Besuch wiederholte, gab er Luca zu verstehen,
daß es ihn: leid thue, ihn am Tage vorher verfehlt zu haben, da er ihn
gern vor feinem Gang zu Piero gesprochen hätte. „Hier machte ich eine
Vaufe, um abzuwarten, was er sagen würde. Er fragte mich sofort in fehr
guter Laune: ‚M! Habt Ihr Piero Etwas gesagt?" Ich antwortete:
„Nein." Worauf er in halbbedauernder Weise entgegnete: „Es wäre
vielleicht besser gewesen, ihn: Etwas zu fügen, um ihn der Sache geneigter
Zu machen, wenn die Zeit kommt." ... Als ich ihn das erste Mal auf-
suchte, waren viele Leute anwefend. Er rief mich aber fofort zu sich heran
und fragte: „Ltz! Was ist gethan worden?" Ich sprach mein Bedauern
aus, daß er sich in seinem Landhause aufgehalten habe und ich seinen Nath
nicht früher hätte erhalten können, und fuhr dann fort, wie ich Dir foeben
erzählt habe . . . Alles dies that ich, um dies Instrument in Stimmung
zu erhalten, welches, wie Du meinst, sehr schwierig zu stimmen ist. Und ich

glaube, daß die Schwierigkeit noch größer ist, als sie Dir da draußen erscheint. Ich bin sehr ängstlich und aufgeregt, dem: er wird leichter verstimmt, als ein Harvichord."
Trotzdem haben Marco und seine Freunde die Instrumente in harmonische Stimmung gebracht; denn Filippo und Lorenzo sind schließlich zurückgerufen worden, und zwar durch die vereinten Kräfte von Piero dei Medici mit» Luc« Pitti.
Die zweite Tochter Alessandra wurde drei und ein halbes Jahr später „mit Giovanni, Sohn des Donato Vensi, vermählt, einem vornehmen, jungen Mann, der so viel gute Seiten hat, daß sie sicher, so zufrieden sein wird, wie ich selbst," schreibt die Mutter. Giovanni war zmeiundzwanzig Jahre älter als seine Braut und scheint zwar gutmüthig, aber weder strebsam, noch sparsam gewesen zu sein. Die Schwiegermutter sah sich genöthigt, ihn und seine ganze Familie in ihr Haus aufzunehmen, auch feine Freunde gastfrei zu bewirthen, und sie erwähnt in einein ihrer Briefe, daß Alessandra, wenn sie ihr Kleid ausbessern wolle, sich unterdessen in ihren Mantel hüllen müsse. Ueber sein Alter spricht sich Giovanni in drolliger Weise in seinem ersten Brief an feinen Schwager aus:
„Filippo, Du bist ein zu feiner Mann, um mich nnt dem resvectuollen „voi" anzureden. Du fülltest dies aus mehrfachen Gründen nicht thun, besonders auch, um Alessandra nicht zu verletzen, denn Du würdest sie glauben machen, daß ich zu alt für sie sei." Folglich gebrauchte Filivvo im Verkehr mit ihm das vertrauliche „tn".
So hatte Madonna Alessandra ihre beiden Tochter verheirathet uuo konnte ihre Fürsorge ganz den Söhnen zuwenden, von denen die Zukunft ihres Hauses abhing. „Wenn Gott inir noch einige Lebensjahre schenkt," hatte sie an Filippo geschrieben, „und sobald ich Alessandra versorgt habe, will ich Dein Haus mit Leinenzeug so ausstatten, daß Dil Alles hast, was Du brauchst. So lange man die Mädchen zu Hause hat, deukt man nur an diese; aber wenn sie fort ist, kann ich mich ganz Euch Dreien widmen." Auch bevor sie für Alessandra einen Gatten gefunden hatte, war die Mutter eifrig für das körperliche Behagen ihrer Sühne thätig. In zahlreichen Briefen von ihr finden sich Erwähnungen voll Käse, Fenchel, (wohl getrocknet als Spezerei), von Hemden, Taschentüchern und eigenhändig gewebten Handtüchern — „die kleinen sind umzuthun, wenn Ihr Euch die Haare kämmt," bemerkt sie einmal. Denn sie war eine vorzügliche Hauswirthin und fleißige Spinnerin, und die von ihrer Hand gefertigte Waare, die zu verkaufen sie der Sitte ihrer Zeit gemäß durchaus nicht herabwürdigend fand, war fehr begehrt in Florenz. Höchst charakteristisch sind manche ihrer Briefe, die sich hierauf beziehen. Sie fchildert ihren Verkehr mit der Regierung. „Ich bin voll nicht weniger als vier Behörden wegen der 240 Gulden Steuern geplagt worden, welche ich zahlen soll," schreibt sie. „Seit sechs Monaten habe ich Nichts weiter thun können, als bald nach

diesem, bald nach jenem Amt gehen. Nun habe ich, mit Gottes Hilfe, ein
Uebereintommen bis zum Februar mit ihnen getroffen, wonach ich insgesammt
N Gulden den Monat zu zahlen habe." Hieran knüpft sie eine kleine Er-
örterung über Politik, beständig unter Bezugnahme auf die Steuerangelegen-
heit — und dann schließt sie mit dem Auftrag einer neuen Flachssendung,
einigen Worten über die Ernteaussichten und Angaben des für ihren letzten
gezahlten Preises.
Zwei Jahre nach der Hochzeit ihrer Tochter Alessandra traf die Matrone
ein harter Schlag, der Verlust eines der drei Söhne, für die sie arbeitete
und strebte. Mit Kummer lmtte sie sich von Matten, ihrem Benjamin, zn
Anfang des Jahres 1449 getrennt. „Ich kann ihn noch nicht schicken,"
schrieb sie 1447; „wenn Caterina verheirathet ist, würde ich mich zu ver-
einsamt fühlen. Ich kann mich nicht entfchließen, ihn jetzt fortzugeben . .
Wenn er gut ist, will ich ihn hier behalten . . Er lernt schreiben, und
ich will ihn im Comptoir beschäftigen, dort soll er diesen Winter hindurch
bleiben." Und er lernte gut schreiben. Ein Brief, dm er im Alter von
elf Jahren geschrieben, zeugt in hohem Maß von Verständigkeit und Nach-
denken. Madonna Alessandra hatte allen Grund, ihr Herz an ihn zu hängen
und ihn so lange wie möglich bei sich zu behalten. Endlich verzichtete sie,
den brieflichen Vorstellungen ihrer Söhne und dem Zureden ihrer Verwandten
nachgebend, auf den Trost, „wenigstens einen von ihren drei Söhnen in
ihrer Nähe zu haben." Sie setzte seine Garderobe in Stand und schaffte ihm
einen neuen Mantel an; Hemden und sonstige Sachen, wie Messer und
Pantoffel, von der Art, wie die Mönche sie tragen, und Bälle zum Palla-
Spiel — kurz. Alles, was Matteo sich erbitten mochte, wurde für ihn getauft.
Dies war im Juli und bei großer Hitze gewesen. Im Lande herrschte
Furcht vor der Pest, und zu Madonna Alessandras schlecht verhehlter Freude
rieth ihr ein Jeder, den Knaben noch nicht abreisen zu lassen. „So habt
denn Geduld seiner Gesundheit wegen, und laßt ihn noch auf einen oder
zwei Monate hier, dem stürbe er unterwegs, so würdest Dil ihn so wenig
haben, wie ich." Im Februar fand darauf die Trennung statt, Matteo
reiste in Begleitung seines Onkels, und einige Tage später schrieb seine
Mutter: „Ich bin noch nicht zu mir gekommen." Beständig empfiehlt sie ihren
Jüngsten der Sorgfalt Filippos. „Schlage ihn nicht, wie Tu Lorenzo
fchlugst," sagt sie. „Du wirst mehr durch Güte von ihm erlangen . . ."
,,Du mußt ein wenig auf ihn achten, er versteht noch nicht, sich selber zu
behüten." „Siehe darauf, daß er sich reinlich hält. Seine Sitten sind
gut, aber er ist noch ganz ein Kind."
Auch Marco Parenti schreibt seinetwegen an Filippo: „Da Du, wie
ich sehe, den lebhaften Wunsch hegst. Etwas aus ihm zu machen, muht Du
die Geduld haben, ihn nicht mit einein Mal lehren zu wollen, was er eben
so gut in mehreren Lectionen lernen kann. Und dann möchte ich Dich noch
an Etwas erinnern: daß kein Tadel unerträglicher ist, als der, welcher vom

Bruder kommt, weil Brüder die gleichen Rechte in Allen« zu haben glauben
und daher meinen, die gleiche Freiheit bei dein beanspruchen zu dürfen,
was sie mit einander thun und treiben."
Stets ist die Sehnsucht nach ihrem Jüngsten im Herzen der Madonna
Alessandra rege geblieben. „Es ist schließlich besser, daß Niccolo (sein Onkel)
„ihn nicht mit nach Florenz bringen konnte," schrieb sie einmal, als ihre
Hoffnung, ihn zu sehen, vereitelt worden; „denn ich glaube nicht, daß ich
im Stande gewesen wäre, ihn wieder fortzulassen."
Sie hat ihn niemals wiedergesehen. Er starb zehn Jahre später in
Neapel am Fieber, und da vergaß die Mutter ihren eigenen Schmerz im
Mitgefühl für Filippo, der ihn gepflegt hatte. „Sie wird hauptsächlich von
der Sorge gequält, daß Dich der Gram krank machen könne," schrieb ein
Verwandter an Filippo: „sie denkt mehr an Deinen Kummer, als an alles
Andere." Auch von Marco ist ein ergreifender Brief da, voller Liebe zu
dem Todten und voller Bewunderung für die heldenmüthige, selbstlose Mutter.
Diese sucht Trost in dem Umstand, daß Matteo noch im Stande war, zu
beichten und die letzte Oelung zu empfangen ^ „Alles läßt uns hoffen,
daß Gott ihm eine gute Wohnung bereitet hat, und da wir diesen Schritt
Alle zu thnn haben und nicht wissen, ob wir ihn so thun werden, wie mein
süßer Matteo, (denn Einer stirbt eines plötzlichen Todes, ein Anderer wird
in Stücke gehauen, und Viele sterben solcher Art, daß sie sowohl ihres
Leibes wie ihrer Seele verlustig werden), so will ich denn mein Geschick in
Frieden tragen und denken, daß Gott mir noch größere Prüfungen senden
könnte . . . Mein Wunsch ist nur, daß Dil es Dir nicht zu sehr zu Herzen
nehmen niögest, denn ich weiß, wie Du um ihn trällerst; bedenke jedoch,
daß Du nickt darunter leiden darfst, und laß uns nicht der Axt den Stiel
nachwerfen, denn uns trifft kein Vorwurf . . . Ich sage mir, daß Du nach
all' den schlimmen Nächten und von dem Kummer wegen seines Todes
und anderen Dingen bedrückt, nicht wohl sein kannst, und dieser Gedanke
verläßt mich weder bei Tage, noch bei Nacht, so daß ich keine Ruhe finde..."
und dann bedauert sie, daß sie sich hatte abrathen lassen, nach Neapel zu
gehen und selber anzuordnen, welche Vorsichtsmaßregeln Filippo anwenden
solle. „Bedenke," sagte sie, „daß Deine Person wichtiger ist, als Geld und
Gut; denn siehe, wir müssen ja Alles hier zurücklassen."
Alle Hoffnungen der Mutter ruhten jetzt auf Filippo und Lorenzo.
Ihr größter Wunfch war der, sie zusammen thätig im Geschäft und in
brüderlicher Liebe vereint zu wissen, sie florentinische Jungfrauen heimführen
zu sehen und zu erleben, daß sie in ihre Vaterstadt mit Ehren zurückgerufen
würden. Filippo hatte ihr wenig Sorge verursacht. Er war von Anfang
an ihren Grundsätzen in Allem gefolgt, hatte seine Dankbarkeit gegen seine
Oheime dadurch bewiesen, daß er ihnen eifrig diente, und stand in hoher
Gunst bei ihnen; wie er auch die Wertschätzung der zahlreichen Botschafter
der Republik am Hofe von Neapel genoß und sich selbst der Gunst des

Königs zu erfreuen hatte, der oftmals in kräftiger Weise vermittelnd bei
Losimo dei Medici für ihn eintrat; und fein Name war wohlbekannt und
angesehen bei den einflußreichsten Familien der Stadt, die ihn beharrlich in
»er Verbannung hielt. Er war reich, thätig, fein Geschäft blühte, er führte
einen gastlichen Hausstand und hielt sich eine große Dienerschaft. Madonna
Ressandra konnte sich keine rechte Vorstellung von diesem Haushalt machen
und hatte als tüchtige Wirthin sicherlich ihre Bedenken wegen der damit
verbundenen Verschwendung. „Ich höre von Francesco Strozzi," schrieb
ne vor ihrem Verluste, „daß Tu jetzt keine Burschen weiter bedarfst und
auch viele Mägde hast; wenn Mntteo sie alle in Ordnung halten soll, so wird
er keine leichte Aufgabe haben. Ich denke mir, daß Ihr einen netten Haus-
halt führt."
Lorenz«, der von Valenza nach Brügge gegangen war, hat ihr mehr
Anlaß zu Befürchtungen gegeben. Er war ein heiterer, witziger junger
Mann, der schneller arbeitete, als irgend ein anderer Buchhalter in seines
Oheims Geschäft, seine Vorgesetzten indessen durch eine unersättliche Sucht
nach Vergnügen und Spielereien jeder Art besorgt machte. Einen rühren-
den Brief richtete die Mutter an ihn im Jahre 1452. Er hatte ihr in
einer befonders fchweren Zeit geschrieben, sie möge ihm einige Vogelnetze
schicken, worauf sie ihm erwidert, sie habe sich nach folchen umgesehen,
jedoch erfahren, daß sie das Stück nicht weniger als sechs Gulden kosten
würde. Hierauf zählt sie die Summen auf, welche sie an Steuern schuldig
in, und schließt: „Da ich also der Regierung Zahlung leisten muß und
den letzten Proceß mit Niccolö Toderini weiter zu führen habe, so meine
ich, wir lassen die Besorgung von Bogelnetzen auf sich beruhen. Wende
lieber Deine Aufmerksamkeit wichtigeren Dingen zu ... Du bist alt genug,
um bessere Wege einzuschlagen, und es ist Zeit für Dich, ein ehrbares
^eben anzufangen. Denn bisher hast Du wie ein Ki,id gelebt. Das muß
iett aufhören, einestheils wegen Deines Alters, anderentheils, weil Du
Teine Thorheiten weder durch Unwissenheit entschuldigen, noch behaupten
kannst, daß Tu nicht weißt, was Du thust. Denn Du besitzest so gute
Anlagen, daß Du das Gute vom Bösen zu unterscheiden vermagst, befonders
wenn ältere Leute Dich ermahnen. Ich höre, daß Dein Verhalten nicht
so ist, wie ich es wünschen würde; deshalb gräme ich mich und bin in
großer Furcht, daß Du eines Tages vom Ruin ereilt werden könntest und
e-5 Dir nicht gut ergehen wird; denn wer nicht handelt, wie er follte, der
erhalt, was er am wenigsten erwartet; so daß von allen Sorgen, die ich
habe, die um Dich meine schwerste ist." Der Brief endet mit den rührenden
Worten: „Ich ermahne Dich, meine Verweife nicht unbeachtet zu lassen,
denn fie werden Dir in Liebe und mit Thränen gegeben. Und ich bitte
Gott, Dich zu bestimmen, daß Tu thust, wie ich es wünsche."
Als der eine von den Oheimen gestorben war — der andere hatte
seinen Wohnort in Rom — da erfüllten Filivvo und Lorenzo Madonna

Alessandras Wunsch und gründete« zusammen ein Geschäft in Neapel.
Jetzt widmete sie sich der Aufgabe, Bräute für ihre Söhne zu finden, da
es nicht nach ihre», Sinn war, daß sie so lange als Junggesellen lebte»,
„in einem Hause, das einem Gasthofe glich."
„In guter Gesellschaft findet der Mensch Trost bei körperlichen und
seelischen Leiden," schrieb sie an Filippo, in ilm dringend, er möge ibr
bald eine hübsche Schwiegertochter zuführen und ihr die Freude verschaffen,
vor ihren, Tode »och Enkel auf ihrem Schooße wiegen zu können. Sie
wollte zu ihnen ziehen, falls ihr die Hoffnung schwinden würde, sie nach
Florenz zurückkehren zu sehen, und dann in Neapel vereint mit den Söhnen
leben, die sie, „wie ihr däucht, schon halb verloren hat."
Interessant ist die Galerie von florentinifchen Jungfrauen, welche une.
in Madonna Alessandras Briefen vorgeführt werden; Mädchen mit hellen,
Haar, ovalein Gesicht und etwas dunkeln, Teint, wie sie dem Botticelli zu
feinen Madonnen und Judiths gesessen haben, und wie wir sie auf Raphaels
Gemälden erblicken. Eine von diesen Mädchen hatte Madonna Alessandra
zun, ersten Mal in der Kirche gesehen, wohin sie sich wegen einer Anderen,
auf die sie aufmerkfam gemacht worden, begeben hatte. „Ohne zu wissen,
wer sie war, setzte ich mich neben sie, und ich beobachtete dieses Mädchen,
welches ich schön und gut gebaut fand; sie ist so groß, wie Caterina, ja,
größer noch; hat gute Farben, ist keine von denen mit so weißem Gesicht;
eine nngenebme Erscheinung mit länglichem Antlitz, nicht eben zarten Zügen,
die aber auch keineswegs grob sind, und nach ihren Bewegungen wie ihrem
Antlitz zu schließen, scheint sie noch nicht voll erblüht. Aus Allen, ziehe
ich den Schluß, daß Du, wenn die Verhältnisse passend sind, an Dieser
keine schlechte Partie machen würdest, denn sie wird eine ehrenhafte Frau
fein."
Lange wurde über dieses Mädchen verhandelt, doch auch dieser Heiraths-
plan scheiterte, wie so viele, an derselben Schwierigkeit: war ein gutes
Mädchen aus ehrenhafter Familie mit einer noch fo kleinen Mitgift gefunden,
fo ließen sich die Eltern nicht bewegen, ihre Tochter nach außerhalb von
Florenz zu verheirathen. So sah Madonna Alessandra eine Hoffnung nach
der andern zerrinnen, bis sie fast an, Gelingen ihrer Mühen verzweifelte.
Vier Jahre des Glückes follten ihr indessen doch noch als Lohn ihrer
Aufopferung werden; vier Jahre der schönsten Familienfreude, nach welchem
Preis sie so tapfer gestrebt hatt?. Im Jahre 1466 wurden ihre beiden
Söhne zurückberufen; und 1467 führte Filippo eine reizende Braut Hein,,
Fillmmetta degli Adimari, welche Heiterkeit und Leben in das alte düstero
Haus der Strozzi brachte, das die Stelle des jetzigen herrlichen Palastes
einnahm. In einem ihrer letzten Briefe — nach Neapel an diefen dort
weilenden Sohn gerichtet, der in beiden Städten gleich berühmt dastand,
erzählt Madonna von den, geliebten Enkel Alfonso, dem zwar das Lesen-
lernen gar nicht behagen wollte, der jedoch ein gutes Gedächtniß hatte und

eines Mends auf der Großmutter Schooß geklettert war, um ihr in's Ohr
zu flüstern: „Papa in Neapel," es wird auch von der Geburt einer
Tochter berichtet — „Fiammetta gleichend, so blond wie sie und mit ihren
Zügen. . ."
Das thatenreiche, der Familienliebe gewidmete Leben Madonna
Alessandras war von hoher Bedeutung für das berühmte florentinische
Geschlecht, dem viele Generationen entsprossen sind, welche das Andenken
dieser Frau gesegnet haben. Filippo hat ihren Tod in seinem Tagebuch
eingetragen, wie folgt: „Am 11. März 1470. Heute Morgen zwischen
10 und 11 Uhr schied Madonna Alessandra aus diesem Leben, nachdem
sie die heil. Sacramente empfangen, und ist ihr Tod ein sehr sanfter ge-
wesen. Sie wurde mit hohen Ehren bestattet in unserer Familiengruft der
Kirche Santa Maria Novella. Ihr Leben währte 63 Jahre. N6(Mß8cat,
in paoe." Er giebt sodann eine Liste der milden Stiftungen und Liebes-
merke, für welche sie ihr Privatvermögen bestimmt hatte, und fügt auch ein
Dankschreiben vom Superior eines Klosters bei, welchem Madonna Alessandra
ihre besondere Verehrung geweiht hatte.
Filippo hatte zu jener Zeit eine große Bedeutung in Florenz erlangt.
Obwohl er öffentliche Auszeichnungen eher mied, als suchte, war bei seinein
großen Reichthum, seiner hohen Freigebigkeit und seinen wohlbekannten
außerordentlichen Verstcmdesgaben ein Leben in Zurüögezogenheit undenkbar.
11 Magnifico Lorenzo dci Medici berief ihn in die Regierung und betraute
ihn mit den delicatesten Staatsgeschciftcn. Es scheint in der That, daß er
einer der glänzendsten und mächtigsten Florentiner Edellcute gewesen ist,
als er im Jahre 1489 beschloß, sich ein seiner Stellung angemessenes Haus
zu erbauen. An« Anfang der von feinem Sohn und Biographen mitge-
theilten Geschichte dieses Baues finden wir folgende charakteristische Dar-
legung: „Filippo, der nun reichlich für seine Kinder gesorgt hatte und jetzt
eher nach Ruhin als nach Besitz trachtete, sah kein besseres Mittel, sich ein
Denkmal zu errichten, als daß er (der am Bauen Geschmack fand und eine
nicht geringe Kenntniß dieser Kunst besaß) ciu Gebäude herstellte, welches
seinen und seiner ganzen Familie Namen in Italien sowohl, wie im Aus-
lände bekannt machen sollte. Doch gab es eine nicht unerhebliche Schwierig-
keit zu bedenken, nämlich die, daß derjenige, welcher der Herrschende mar*),
fürchten könnte, durch eines Anderen Ruhm den eigenen verdunkelt zu feheu.
Um also keinen Neid zu erregen, begann Filippo auszusprengen, er müsi^!
in Anbetracht seiner vielen Kinder (er hatte deren acht im Ganzen) und
da er nur ein so kleines Haus hätte, als ihr Erzeuger nun auch daran
denken, eine ordentliche Behausung für sie zu beschaffen, und es werde viel
besser sein, daß er dies bei seinen Lebzeiten thue, als wenn es erst nach
seinem Tode geschähe.
*) Lorenzo der Prächtige.

So sprach er denn mit Vauleuten und Architekten, bald sich geneigt zeigend, den Vau sofort zu beginnen, bald wieder die Entscheidung hinausschiebend und beständig wiederholend, daß er ein behagliches, ansehnliches, praktisches, doch nicht glänzendes Haus wünsche; und er schlug sogar die Einrichtung von Läden im Erdgeschoß zur Bequemlichkeit seiner Nachkommen vor. Die Architekten drangen, wie das so ihre Art ist, auf größere Pracht, er aber widersprach ihnen und sagte, daß er lieber wolle, er habe gar Nichts angefangen, als daß er sich in solches Labyrinth begeben habe."
Und doch war er keineswegs böse über ihre Nachschlüge. Die Sache tani dein Magnifico selber alsbald zu Ohren (was Filippo ja gewollt hatte), und dieser prüfte und billigte die Baupläne. Er rieth Strozzi dringend, das Werk in der glänzenden Weise fortzusetzen, wie er es begonnen hatte, und gab selber Winke für die Außenseite des Palastes. Immer noch zeigte sich Filippo zaudernd, bis er endlich nach vielen: Zureden den Bau in Angriff nahm, und so gelang dem tlugeu Manne sein Unternehmen, dessen Ausführung ihm sonst verweigert worden wäre oder ihm doch nicht wenig geschadet haben würde. Da er von der Beständigkeit des Wohlwollens Lorenzos des Prächtigen nicht ganz überzeugt war, richtete Filippo in seinein Testament die Bitte an ihn, den Bau zu überwachen, falls er felber vor dessen Vollendung stürbe und seine Söhne bis zum Jahre 1496 uicht damit fertig sein würden. Und wirklich sollte Filippo die Beendigung des Gebäudes nicht erleben. Er starb bekanntlich bald, nachdem es begonnen war, im Jahr 1491. Bei seiner Beerdigung sah man „außer der übliche» Versammlung von Bürgern und Repräsentanten der religiösen Ordensgesellschaften, von schwarzgekleideten Verwandten und Dienern, auch — ein in unserer Stadt noch nicht dagewesenes Schauspiel — seine Berufsgenossen, Principäle, wie junge Leute, und sämmtliche Architekten, Zimmerer, Schmiede, Maurer, Eteinhauer und die ganze Menge niederer Arbeiter, welche an dem von ihm angefangenen Palastbau beschäftigt waren, allesammt schwarz angezogen und so von Liebe und Gram bewegt, daß es Alle zu Dhränen rührte, die gekommen waren, die Bestattungsfeier zu schauen."
Mit dieser Schilderung schließen wir den Bericht über die von Madonna Alessandra für die Ihrigen bewirkte erstaunliche Schicksalswandlung. Dieser Frau, welche jung, schön und gewohnt war, behütet und in Luxus zu leben, und die sich in den schwersten Zeiten auf sich selber angewiesen sah, mar es gelungen, die edle Familie, in welche sie hineingeheirathet hatte, vor elenden» Niedergang zu bewahren; ihrem Einfluß ist es auch zuzuschreiben, daß diesem Geschlecht aus der zweiunddreißigjährigen Verbannung, welche ihm zum Verderben dienen sollte, neues Ansehen erwuchs und es blühender denn je aus dieser Zeit der Prüfung hervorging. Diese anspruchslose Frau aus altem Florentiner Hause ist wahrlich eine von den Starken ihres Geschlechtes gewesen.

Die sandwirthschaft und das Agrarrecht.

von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

l' ungünstige Lage, in welcher sich die deutsche Landwirthschaft seit einer Reibe von Jahren befindet, hat die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung der Frage zugewendet, ob das in Deutschland geltende Agrarrecht den heutigen Bedürfnissen des landwirthschaftlichen Betriebes und des Kleingrundbesitzes durchaus entspricht, und ob nicht einschneidende Aendernngen erforderlich feien, um dem Grnndbcsih auch iu folchen Zeiten, in welchen des Daseinskampfs Härte sich besonders fühlbar macht, zu ermöglichen, das Erbe feiner Väter in leistungsfähigem Zustande zu erhalten und auf feine Kinder weiter zu vererben. Die Antwort, welche hierauf zumeist ertheilt wird, lautet entschieden zu Gunsten der Notwendigkeit agrarrechtlicher Reformen; über die Richtung und den Inhalt derselben gehen jedoch die Ansichten noch weit auseinander, wie sich nicht nur aus der Berücksichtigung der in der Fachlitteratur nnd Presse gemachten Vorschläge, sondern anch aus dem Gange der Verhandlungen der Eonferenz ergiebt, die in Berlin zu Beginn des Sommers 1894 auf Veranlassung des preußischen Landwirthschaftsministers tagte und fich mit der eingehenden Erörterung der Hauptfragen beschäftigte. Die Umbildung des Agrarrechts wird die Dhätigkeit der gesetzgebenden Factoren sowohl im Reiche wie in den einzelnen Bundesstaaten für Jahre hinaus in Anfprnch nehmen, vielleicht werden fogar Jahrzehnte vergehen, bis die hierauf gerichtete Arbeit der Gesetzgebung zum Abschluß gekommen sein wird; im Hinblick hierauf will es nicht unangemessen erscheinen, den Inhalt der beabsichtigten Reformen auch außerhalb des Fach- und Interessentenkreifes zu besprechen; denn darüber kann kein Zweifel fein, die Agrarfrage ist zu einer Frage von größter

Wichtigkeit geworden, und der Zusmmnenhang zwischen ihr und einer Reihe anderer Fragen erschwert ihre Behandlung und Lösung ungemein.
Zunächst ist daran zu erinnern, daß die preußische Gesetzgebung schon vor mehreren Jahren einen bedeutsamen Schritt zur zeitgemäßen Ergänzung des Agrarrechts gethan hat, es ist dies geschehen durch die Gesetze über die Errichtung von Nentengütern von 1890 und 1891; der Grundgedanke, auf welchem dieselben beruhen, ist folgender: die eigenthümliche Nebertragung eines Grundstücks kann in der Weise erfolgen, daß der Käufer eine feste Geldrente dem Verkäufer jährlich zahlt, deren Ablösbarkeit von der Zustimmung beider Theile abhängt; ein Gut, das in dieser Weise verkauft wird, bildet ein Nentengut; um die Errichtung von kleinen und mittleren Rentengütern zu befördern, gewährt der Staat durch die wieder eröffneten, feiner Zeit zur Ablöfung der Feudallasten errichteten Rentenbanken eine weitgehende finanzielle Unterstützung; außerdem stellt er die Generalcommissionen zur Vermittelung der Begründung solcher Güter zur Verfügung.
Die Notenbanken gewähren einerseits die Darlehen, welche zur erstmaligen Einrichtung eines Rentenguts, insbesondere zum Vau der Wohn- und Wirthschaftsgebäude erforderlich sind, andererseits aber löse« sie die auf diefen Gutem lastenden Renten, deren Ablösbarkeit nicht ausgeschlossen ist, ab; die Ablösung geschieht dnrch Uebergabe von verzinslichen Rentenbriefen, mit welchen der Besitzer ebenfo wie mit anderen Wertpapieren umgehen kann.
Der socialvolitische Zweck, den man bei dem Erlaß dieser Gesetze im Auge gehabt hat, besteht in einer Stärkung des kleinen und mittleren Grundbesitzes auf Kosten des Großgrundbesitzes, des, wie man seit Tacitus sagt, Latifundienbesitzes, in der Beförderung der Colonisation im Innern. In verschiedenen Provinzen Preußens hat die Concentration des Grund und Bodens in den Händen einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Personen einen bedenklichen Umfang angenommen, der eine Vermehrung der Zahl der Klein- nnd Mittelbesitzer als nothwendig erscheinen läßt, will man das Entstehen von Zuständen verhüten, wie sie in Irland und Sicilien bekannt sind; die Zertheilung der Latifundien ist aber anch um deswillen im allgemeinen Interesse zu wünschen, weil der ,^lein- und Mittelbesitz vielfach da mit gutem Erfolg zu wirthschaften in der Lage ist, wo der Großgrundbesitz nicht mehr die zur Deckung der Hnpothekenzinsen erforderlichen Beträge aufzubringen vermag. Die Nentengutsgesetze tonnen im Laufe langer Zeit allerdings dahin wirken, daß die Grundlage der socialen Pyramide erweitert wird, daß in den Landestheilen, in welchen einigen Tausenden von Großgrundbesitzern Millionen besitzloser Tagelöhner gegenüberstehen, sich ein besitzender Bauernstand entwickelt, wie er anderwärts schon seit Menschenaltern zum Heile für Staat und Gesellschaft besteht. Soweit man berechtigt ist, auf Grund der kurzen Geltungszeit der genannten Gesetze ein Urtheil über ihre Bewährung abzugeben, kann dasselbe nur dahin lauten, daß kein Grund vorhanden ist, mit ihnen unzufrieden zu sein und die wenigen seit ihren, Erlaß

verstrichenen Jahre haben doch hingereicht, um manchen grundsätzlichen
Gegner dieser neuen Rechtsbildung mit ihrem Inhalte auszusöhnen.
So werthvoll nun auch die Rentengutsgesetze sind, so wenig kann davon
die Rede sein, daß mit ihrem Erlaß die Arbeit der Gesetzgebung auf agrar-
rechtlichem Gebiete in der Hauptsache gethau sei; das Gegentheil ist der Fall,
und dreierlei Art sind die Reformen, die zum Zwecke der Ergänzung des
Agrarrechts verlangt werden, nämlich Reformen des ländlichen Erbrechts,
des Verschuldungsrechts und der ländlichen Creditorganisation.
Was zunächst die Reform auf erbrechtlichem Gebiete betrifft, fo er-
strebt man die allgemeine Einführung des geschlossenen Erbrechts, des An -
erbenrechts, wonach Gut und Hof ungetheilt auf einen Erben übergehen
und die Erbrechtsansvrüche der übrigen in bestimmter Weise befriedigt werden.
?as Anerbenrecht hat während einer Reihe von Jahrhunderten in weiten
Gebieten des deutfchen Reiches die Erbfolge bei bäuerlichen Besitzungen ge-
regelt, in manchen Gebieten ist es schon früh, in anderen später bis auf
t>en letzten Rest der Erinnerung verschwunden, erhalten hat es sich nur in
einigen Gebieten, so vor Allem in Westfalen und Hannover, in Ober- und
Niederbaiern und Mecklenburg. Im Lanfe der beiden letzten Jahrzehnte,
besonders aber mährend der achtziger Jahre hat die preußische Gesetzgebung
dasselbe für verfchiedene Provinzen neu geregelt, und zwar iu der Form
des sogenannten Höferechts: dasfelbe besteht in der Einrichtung, daß der
Besitzer eines Gutes dasselbe in eine bei Gericht geführte Rolle, die Höfe-
rechtsrolle, eintragen lassen kann; diese Eintragung hat die Wirkung, daß
das betreffende Gut nach Anerbenrecht vererbt wird: dem Besitzer steht es
srei, die Eintragung löschen zu lassen oder ein Testament zu errichten, worin
er die Erbfolge in anderer Weife regelt. Der Gebrauch, welchen die länd-
liche Bevölkerung von dieser Eintragungsbefugniß gemacht hat, ist kein er-
heblicher; in der Provinz Hannover beispielsweise sind von den Höfen etwa
nur zwei Drittel in die Höferolle eingetragen worden, trotzdem dafelbst das
Anerbenrecht den traditionellen Rechtsüberzeugungen entspricht und trotzdem
die Sitte der Bevorzugung eines Erben auf Kosten der übrigen sich mit
der ganzen Zähigkeit erhalten, welche dem niedersächsischen Stamm in höherem
Maße eigen ist wie den ineisten anderen deutschen Stämmen. In den
übrigen Provinzen, in welchen das Hüferecht eingeführt wurde, hat sich die
ländliche Bevölkerung mit seiner Anwendung bisher uoch weniger befreunden
können. In Berücksichtigung dieser Thatsnche verlangt man die Einführung
des Anerbenrechts als directen Intestaterbrechts, d. h., wenn der
Erblasser nicht eine letztwillige Verfügung errichtet, in welcher er besondere
Bestimmungen über die Vererbung seines Nachlasses trifft, fo foll der Hof
mit dem Gut auf den Anerben übergehen; als Anerbe kommt von mehreren
Erben der älteste oder jüngste in Betracht, im ersteren Falle spricht man
von einem Majorat, im letzteren von einem Minorat. Um den An-
erben nicht in einem die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit feines Besitzthums

erschwerenden Maße zu belasten, erstrebt man weiter eine besondere Begünstigung desselben gegenüber den übrigen Erben, die auf die Abfindung angewiesen sind, durch Verwandlung der Erbrechtsansprüche dieser in unkündbare Renten. Das; das Anerbenrecht in denjenigen Gegenden, in welchen die gesellschaftlichen und natürlichen Voraussetzungen für seine Anwendbarkeit gegeben sind, zu der Erhaltung eines leistungsfähigen Bauernstandes beiträgt, daß es die Zersplitterung des Grund und Bodens, die Bildung von Zwergwirthschaften verhütet, ist richtig; ebenso steht aber fest, daß diese Voraussetzungen bei Weitem nicht in allen Gegenden vorhanden sind; in Gegenden, in denen die Lnndwirthschaft in besonders intensiver Weise betrieben wird, in Gegenden mit Obst- nnd Wein- und Handelsgewächsbau, mit dichter Bevölkerung und entwickelter Industrie ist für das Anerbenrecku kein Platz, und alle Bemühungen des Gesetzgebers, in diesen Gebieten dao geschlossene Erbrecht zur Einführung zu bringen, werden an dem Widerstände der Bevölkerung scheitern. Sitte und Rechtsüberzeugung widersprechen hier der Bevorzugung eines Erben vor den andern, nnd in einem Gesetze, welches das Anerbenrecht unter Ausschluß der Äbänderungsbefugniß des Erblassero einführte, würde die Bevölkerung ein großes Unrecht erblicken, dessen Wirkungen zu beseitigen alle Kraft aufgeboten würde. Die Einführung des Anerbenrechts mit Zulassung der Äbänderungsbefugniß des Erblassers durck Testament dürfte aber in diefen Gegenden zunächst fo gut wie bedeutungslos sein; der rheinische und fränkische Bauer würden dann durch letztwillige Verfügung ihre Hinterlassenschaft regeln, und die Fälle, in welchen wegen Unterlassung der Errichtung eines Testaments das Anerbenrecht zur Anwendung gelangte, wären aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens in den ersten Jahrzehnten zu zählen. Möglich, daß sich im Laufe der Zeit wieder die Anschauung einbürgerte, daß die Bevorzugung eines Erben dem Wesen des ländlichen Grundbesitzes entspreche, jedenfalls würden Generationen vergehen, bevor eine derartige Aenderung in der Nechtsüberzeugung der ländlichen Bevölkerung constatirt werden könnte. Diese Erwägungen führen dazu, der Gesetzgebung den Verzicht auf die Einführung des Zwangsanerbenrechts zu empfehlen, sie führen des Weiteren aber auch dahin, in Betreff der socialpolitischen Wirkungen dieses Erbrechts eine gewisse Zurückhaltung zu beobachten. Aller den Anerben begünstigenden Borschriften ungeachtet kann nicht verhütet werden, daß die Güter nicht «st bei dem Eintritt des Todes, sondern schon bei Lebzeiten der Eltern vertragsmäßig übergeben werden und dabei der Uebernahmepreis ebenso festgesetzt wird, wie die Abfindung der übrigen Erben. Diese Ucbung, die außerordentlich verbreitet ist, kann der Staat nicht beseitigen, er müßte denn den bäuerlichen Grundbesitzern die Nefngniß entziehen, über ihr Besitzthum uuter Lebenden zu verfügen, und damit wieder zu dem Recktszustande zurückkehren, wie er zu den Zeiten des Feudalstaates bestanden hat; hierfür werden sich aber selbst diejenigen nicht erwärmen können, welche selbst vor einer weitgehenden

Einschränkung der» Verfügungsbefugniß des Bauerustandes nicht zurück-
schrecken. Es darf auch wohl daran erinnert, daß den Lichtseiten des
Anerbenrechts auch recht merkbare Schattenseiten gegenüberstehen, daß die
durch den Anerben zurückgesetzten Erben vielfach zur Auswanderung ge-
zwungen sind und gewisse häßliche Charaktereigenschaften, vor Allein die
Habgier, durch dieses Erbrecht befördert werden. Zn einer fanatischen Be-
geisterung für das Anerbenrecht, zu der Anschauung, daß in demselben das
Mittel zur Erhaltung des Bauernstandes enthalten sei, liegt hiernach gewiß
keine Veranlassung vor; gerade bei der Regelung des Erbrechts muß der
Gesetzgeber der Sitte und Nechtsüberzeugung in besonderem Maße Rechnung
tragen; es wäre höchst bedauerlich, wenn man dies in Deutschland bei der
Ordnung des bäuerlichen Erbrechts verkennen wollte, die Neubelebung des
Änerbenrechts würde alsdann nur schaden, anstatt zu nützen, sie würde keinen
Fortschritt, sondern einen Rückschritt zum Inhalte lmben, den zu vermeiden
staatliche und gesellschaftliche Interessen mit aller Entschiedenheit gebieten.
Unter allen Umständen muß aber als maßgebender Grundsatz für die Gesetz-
gebung in Betracht kommen, daß die Testirfreiheit, in der man nicht
mit Unrecht ein Grundrecht erblickt, keine Beeinträchtigung erfahren darf.
Die zweite der obengenannten agrarrechtlichen Reformen bezieht sich auf die
Verschuldung der Landwirthschaft und die Abänderung des Verfchuldungs-
rechts; noch in weit größerem Maße wie bei der AnerbenreckMfrage stehen
nch hier die Ansichten schroff und unvermittelt einander gegenüber, es fehlt
nicht an phantastischen Vorschlägen, deren Durchführung die gesammten Er-
werbs- und Ereditverhciltnisse schwer erschüttern würde, es fehlt auch nicht
an Plänen, welche gewissen socialistischen Forderungen sehr nahe kommen;
zu den ersteren gehören beispielsweise die geforderte Ausgabe uou Grund-
noten, durch welche eiu Theil der Schulden jedes Besitzers zinsfrei gemacht
werden solle, ferner die Umwandlung der Schulden der Grundbesitzer in
landschaftliche mit niederem Zinsfuß, Ablösung der Schulden durch den
Staat u. dgl. in.; hierauf ist nicht weiter einzugehen, da in einem geordneten
Staatswefen dergleichen Projecte niemals Aussicht auf Berücksichtigung haben
werden. Anders verhält es sich mit der Einführung einer Verschnldungs-
grenze; während nach dem geltenden Rechte der Grundbesitzer in der Lage
ist, sein Nesitzthum bis zu der ihm gut dünkenden Höhe zu belasten, soll in
Zukunft die Belastung nur bis zu einer bestimmten Werthgrenze statthaft
sein; die Festsetzung dieser Grenze soll entweder durch Anordnung der Ver-
waltungsbehörde oder der landwirthschaftlichen Corporationen geschehen, in
letzterer Beziehung denkt man an die Landwirthschaftskammern, welche
in Preußen durch Gesetz von 1l-!94 errichtet worden sind. Meinungsver-
schiedenheiten bestehen darüber, ob diese Maßregel nur gegenüber dem bäuer-
lichen Besitz oder dem landwirthschaftlichen Grundbesitz überhaupt, also auch
dem Großgrundbesitz, eingeführt werden foll, wie auch darüber, ob der Be-
grenzung der Belastung der Ertragswerth oder der Verkaufswerth zu Grunde

zu legen ist. Die zahlreichen Einzelfragen, welche dabei in Betracht kommen, sind schwierig und verwickelt, uud man kann schwerlich behaupten, daß dieselben schon allseitig geklärt und für die gesetzgeberische Behandlung reif seien. Die Beschränkung der Belastung bedeutet nun eine wesentliche Minderung der Verfügungsbefugniß des Grundbesitzers; es klingt wie ein Scherzwort und ist doch eiu durchaus ernsthafter Satz, daß das Recht, Schulden zu inachen, eines der Grundrechte ist, welches der Bürger in dein Rechtsstaate beanspruchen kann uud beanspruchen muß. Die bäuerliche Bevölkerung hat in weiten Gebieten des Reiches dieses Recht in Ansehung ihres Grundbesitzes in frühereu Zeiten nicht besessen, in Preußen ist noch kein Jahrhundert vergangen, seitdem die Gesetzgebung dem Bauernstände dieses Recht gewährte; so lange der Bauer uicht unbeschränkter Eigenthümer seines Besitzes war, konnte er dasselbe auch nicht nach seinem Gutdünken mit Schulden beschweren, die Anerkennung der Freiheit des Grundeigenthums dagegen mußte die Beseitigung der in dieser Hinsicht bestandenen Schranken zur nothwendigen Folge haben. Demgemäß ist in der Beschränkung der Belastungsfreiheit ein höchst bedenklicher Rückschritt zu dem Rechte früherer Zeiten zu erblicken, die Verfügungsfreiheit des Bauern wird dadurch eingeschränkt, der bäuerliche Grundbesitzer wird unter eine Art Vormundschaft gestellt, seine ganze Wirtschaftsführung wird einer Ueberwachung unterworfen, welche seine Selbstverautwortlichkeit abschwächen würde und mit seiner Stellung als einer dem Angehörigen eines andern Berufs gleichberechtigten Persönlichkeit nicht zu vereinbaren wäre; der deutsche Bauer ist aber der Bevormundung vergangener Rechtsperioden entwachsen, die Verfügungsfreiheit über sein Grundeigenthum, welche er in schweren und langen Kämpfen errungen hat, wird er sich nicht nehmen lassen, für diefe Art, ihr zu helfen, dankt die deutsche Bauernschaft, sie will dasselbe Recht haben wie der Handwerker und Kaufmann, der Industrielle und städtische Grundbesitzer. Mit vollen: Recht ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Minderung der Selbstverantwortlichkeit dem Bauern gerade diejenigen Eigenschaften entziehen würde, welche ihn zu einem so werthuollen, ja gerade unschätzbaren Mitglied der Neuülkerung machen, die stark ausgeprägte, knorrige Individualität, das Gefühl der Uuabhäugigkeit und Selbstständigkeit; in den Kreisen der bäuerlichen Bevölkerung begegnen daher diese Vorschläge, welche das Werk der Stein und Hardenberg an einem seiner Grundpfeiler antasten, entschiedener Zurückweisung. Die gleiche Aufnahme haben die noch weitergehenden Vorschläge gefunden, welche den gesammteu Hppothekencredit verstaatlichen wollen, Vorschläge, welche als Vorläufer der Verstaatlichung des Grund und Bodens betrachtet werden müssen. Nicht anders denkt man über die Einführung sogenannter Heimstätten; unter der Heimstätte (tiowL 8tsacl) versteht man ein Besitzthum, welches eiumal der Zwangsvollstreckung entzogen ist, sodann aber mit Hypotheken überhaupt nicht, sondern nur mit Nentenschulden belastet werden kann und auch mit diesen mir bis zu eiuer be-

stimmten Höhe; mit der Beschränkung der Zwangsvollstreckung wäre man wohl
einverstanden, auch mit der Bestimmung, daß die Belastung nur in Form
von Rentenschulden erfolgen kann, allein die Einführung einer Verschuldungs-
grenze begegnet auch hier einer Ablehnung, die man als einmüthig bezeichnen
kann. Die landwirtschaftlichen Vereine Preußens haben sich sammt und
sonders gegen den Heimstättengesetzentwurf erklärt, der den Reichstag bereits
zweimal beschäftigt hat, und es ist dies in erster Linie auf die Einführung
der Verfchuldungsgrenze zurückzuführen. Selbst wenn der Staat die Ab-
lösung der Hypotheken lediglich unter der Bedingung dem einzelnen verschuldeten
Besitzer gewähren würde, daß derselbe sein Besitzthum unter Heimstätterecht
stellt, dürfte gleichwohl die ganz überwiegende Mebrheit der Bauernschaft nicht
gewillt sein, um diesen Preis von ihren Schulden frei zu werden; denn der
Preis, den man von ihr für die Ablösung forderte, wäre in der Dhat ein fehr
hoher, er wäre mit der Aufgabe der wirthschaftlichen Selbstständigkeit gleich-
bedeutend, mit den« Verzicht auf das wichtigste Recht des Eigenthümers; ein
Eigenthümer, welcher zur Belastung seines Gutes die Genehmigung einer
Behörde oder einer genossenschaftlichen Corporation bedarf, welcher über eine
feste Werthhühe hinaus in der Belastung gehindert ist, hat wohl den Namen,
aber nicht die Rechte des Eigenthümers, er ist in Wirklichkeit nur der Schatten
eines solchen.

Diese gewichtigen Bedenken stehen einen: andern auf die Abänderung
des Verschuldungsrechts bezüglichen Vorschlage nicht entgegen; es soll näm-
lich die Gesetzgebung neben der Belastung eines Grundstücks durch eine
Hypothek die Belastung durch eine Nentenschuld zulassen; der Unterschied
zwischen beiden Schuldformen ist ein wesentlicher; bei der Hypothek muß
das entliehene Capital wieder zurückgezahlt werden, bei der Nentenschuld
ivird die Schuld durch jährliche Abzahlungen amortisirt; zur Begründung
dieser Forderung wird darauf hingewiesen, daß der Grundbesitz kein Capital
erzeugen könne, sondern nur Renten und es dieserhalb erforderlich fei, der
Fonn der capitalistifchen Gruudverschuldung die der Rcntenverschuldung als
gleichberechtigt gegenüberzustellen; die Amortisation soll mit Hilfe der Aus-
gabe von Rentenbriefen erfolgen. Die hierauf gerichteten Bestrebungen haben
einen bedeutsamen Erfolg insofern aufzuweisen, als der zweite Entwurf des
bürgerlichen Gesetzbuchs die Rentenverschuldung aufgenommen hat. In der
Zulassung der Rentenschuld liegt die Wiederbelebung eines alten Rechtsge-
dantens, der auf die Rechtsentwickluug in dein deutfchem Volke einen
bedeutsamen Einfluß ausgeübt hat, im Laufe der Zeit aber fast vollständig
verdrängt wurde; der neuesten Zeit ist es vorbehalten gewesen, ihm wieder
frisches Leben einzuflößen und Nechtsinstitute wie die bereits erwähnte
Bildung von Nentengütern zu schaffen, deren praktische Wichtigkeit keiner
näheren Beleuchtung bedarf.

Während die bisher erwähnten Vorschläge erst im Laufe der Zeit
einen sichtbaren Einfluß auf die Verhältnisse der Landwirthschaft ausüben

können, erwartet man von andere» eine unmittelbare und sofortige Einwirkung, es sind das diejenigen, welche sich auf die Beseitigung der vorhandenen Verschuldung beziehen; auch bei dieser Frage gehen die Ansichten sehr auseinander, und auch bezüglich ihrer Lösung sind zahlreiche Projecte laut geworden, deren phantasievoller Charakter eine ernsthafte Würdigung uumöglich »nacht. Sehr verbreitet ist in den Kreisen der unmittelbaren Interessenten, also der Grundbesitzer, die Auffassung, daß der Staat verpflichtet sei, mittelst Aufwendung öffentlicher Mittel ihnen zuni Zwecke der Schuldenbefreiung, zu Hilfe zu kommen-, die naheliegende Eonsequenz, daß mit demselben Rechte jeder andere Nerufsstand die staatliche Hilfe zu dem gleichen Zweck verlangen könne, wird entweder nicht beachtet oder schlechthin abgewiesen. Die bestehenden Hypothekenschulden sollen in amortisirbare Nentenschulden verwandelt werden, und dem Staate wird dann die Aufgabe zugewiesen, die Gläubiger mit Nentenbriefen abzufinden; es wird also die Nachahmung des Verfahrens vorgeschlagen, welches der Staat angewendet hat, um die aus den Zeiten des Feudalismus stammenden Reallasten zu beseitigen. Die Zustimmung der gegenwärtigen Gläubiger zu diesem Verfahren wird zumeist für gleichgiltig erklärt, man weist darauf hin, daß seiner Zeit auch die Grundherren nicht befragt wurden, ob sie mit der Umwandlung ihrer Berechtigungen in öffentliche Renten einverstanden seien, und daß die Rechte der Feudalherrschaft weder drückender noch schädlicher gewesen seien wie die der sogenannten Eapitalsherrschaft. Auf die wirthschaftliche» und finanziellen Bedenken, welche diesen Vorschlägen entgegenstehen, foll hier nicht eingegangen werden, ebenso sehen wir davon ab, die Folgen zu schildern, welche für die Staatsfinanzen mit diesem abenteuerlichen Experiment verbunden wären, nur auf die rechtliche Seite dieser Projecte sei mit einigen Worten aufmertfam gemacht. Ein Gesetz, welches die Hypothekenglünbiger nüthigte, ihre Forderungen in Rentcnschulden umzuwandeln und sich durch Rentenbriefe dafür befriedigen zu lassen, wäre ein in die Formen des Rechts gekleideter Nechtsbruch schlimmster Art; der Staat würde durch ein solches Gesetz Hand an die wohl erworbenen Rechte legen, er würde einen Theil des Eigenthums der Gläubiger zu Gunsten der Schuldner conftsciren und damit einen Eckstein der Rechtsordnung, den Schutz des Privateigenthums, beseitigen. Mit demselben Rechte könnte der Staat einfach decretiren, daß die auf ländlichen Besitzungen lastenden Schulden ohne Weiteres erloschen seien, dein Grundsatze nach wäre ein Unterschied zwischen beiden Maßregeln nicht vorhanden. Es ist irrig, wenn behauptet wird, daß die Rechtslage dieselbe sei wie bei der Ablösung der Feudallasten, die heutigen Hypothekengläubiger haben ihren Schuldnern die Beträge, die sie von ilmen zu fordern haben, thatsächlich gegeben, also die Forderung durch eine vollkommen gleichwertige Leistung begründet und erworben, die Rechte der Grundhei-ren dagegen waren Ueberbleibsel der öffentlich-rechtlichen Stellung derselben in früheren Zeiten, nur ausnahmsweise waren sie in unvordenk-
^

licher Zeit durch eine Leistung ihrerseits begründet; in den »leisten Fällen
beruhten sie nuf der Uebermacht und dem Rechte des Stärkeren. Ein Gesetz
des bezeichneten Inhaltes würde den Glauben an die Stetigkeit des Rechts
in schwerster Weise erschüttern, es würde die Bestrebungen, welche auf Be-
seitigung des Privateigentums am Grund uud Boden gerichtet sind, wesent-
lich fördern, denn wenn das bewegliche Eigenthum uicht mehr vor theilweiser
Eonfiscation geschützt ist, so läßt sich auch die Eonfiscation des unbeweg-
lichen grundsätzlich uicht verwerfen.
Unter der Herrschaft von St. Just und Robespierre hat man Tecrete
erlassen, welche auch das Priuateigenthum antasteten, auch die Commune
hat ihren Beruf zur Gesetzgebung durch ähnliche Anordnungen documentirt;
sollte es in dem monarchischen Deutschland möglich sein, auch ohne daß
reuolutinäre Bewegungen die Grundfesten der staatlichen und gesellschaftlichen
Ordnung zum Wanken bringen, die Gesetzgebung zur Betretuug des gleichen
verhängnißvollen Wegs zu bewegen? Solange nicht handgreifliche Beweise
bierfür vorliegen, wird man sich für berechtigt erachten dürfen, auf die
Frage mit einer bestimmten Verneinung zu antworten.
Was fchließlich die Frage nach der Verbesserung der Creditorganisn-
tionen betrifft, welche der Befriedigung des Lreditbedürfnisses der länd-
lichen Bevölkerung dienen, fo ist zn betonen, daß in Ansehung ihrer die
Ansichten und Vorschläge weit weniger auseinandergehen wie bezüglich der
bisher besprochenen; es handelt sich insbesondere darum, den Perfonal-
credit zu heben uud die kündbaren Darlehen durch unkündbare zn ersetzen;
in letzterer Hinsicht kommt die bereits erwähnte Verdrängung der Hypotheken
durch amortisirbare Rentenschulden in Betracht, in ersterer wird die Belebung
und Ausbildung des ländlichen Genossenschaftswesens verlangt; die örtlichen
Genossenschaftsbildungen find die Institute, durch welche auch dem Bedürfnis;
des Landwirths nach Gewährung von Personalcredit Rechnung getragen
werden kann, fie stehen in der unmittelbaren Nachbarschaft des Darlehens-
nehmers, kennen seine Verhältnisse und seine Wirtschaftsführung und sind
auch in der Lage, dieselbe in geeigneter Weise nnd in dem nothwendigen
Maße zu überwachen; nach diese»! Grundsätze wirtbschaften die Raifeisscn'fchcn
Darlehenskassen, und feiner strengen Durchführung verdanke» sie die bedeut-
fameu Erfolge, die fie aufzuweifcn haben. Des Weiteren wird auf die
Möglichkeit hingewiesen, die commnnalen Sparkassen für die Creditbedürfmsse
der Landwirthfchaft in höhere»' Maße nutzbar zu machen, als dies bisher
geschehen ist, und schließlich verlangt man die Errichtung einer Landwirth-
schaftsbank, welche als Zentralstelle für die den« Creditbedürfniß des
Landwirthes dienenden örtlichen Creditorganisntionen fungiren und für die
Landwirthfchaft dasjenige leisten foll, was die Reichsbank für Handel und
Industrie leistet. Vielleicht ist der zuletzt erwähnte Vorschlag derjenige, der
zuerst verwirklicht werden wird; welche sonstige Vorschläge hingegen im
Lcmfe der nächsten Jahre seitens der Gesetzgebung als organische Einnchtungeu

eingeführt werden, vermag heute schwerlich Jemand mit Bestimmtheit anzu-
geben. Der Umstand, welcher einer Reform des Agrarrechts im Sinne
wirklichen Fortschrittes vor Allem hindernd im Wege steht, ist die Verschiedenheit
der landwirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie zwischen dein Osten und Westen
Teutschlands besteht; dort herrscht der Großgrundbesitz; der besitzende Bauer
ist in den ostelbischen Gebieten so gut wie unbekannt, hier ist der Mittel-
und Kleinbesitz die maßgebende Nesitzform, weitgehende Zersplitterung des
Grund und Bodens macht es auch den minder Bemittelten möglich, Eigen-
thümer eines Gütchens zu werden, das landwirthschaftliche Proletariat des
Ostens, die Häusler, Instleute und Kossäthen, wie die landwirthschaftlichen
Arbeiter der Großgrundbesitzer je nach den Rechten, die ihnen der Arbeits-
vertrag gewährt, in den verschiedenen Gegenden des Ostens heißen, sind in
diesen gesegneten Gebieten nicht bekannt. Dieser Unterschied macht es der
Gesetzgebung zur Pflicht sich allen Versuchen gegenüber, sie zu einer schablo-
nisirenden Regelung zu veranlassen, ablehnend zu verhalten.

Ueberflüssig erscheint es, die Bedeutung zu betonen, welche die Er-
haltung des Bauernstandes für Deutschland hat, überflüssig, darauf hinzu-
weisen, daß derselbe den festesten Pfeiler bildet, auf welchem der Staats-
und Gesellschaftsbau ruht; wer diesen Bau stärken will, wird daher jeder
Mahregel zustimmen, vou der erhofft werden darf, daß sie den Bauernstand
stählen und befestigen werde. Die Gesetzgebung darf daher in ihrem hier-
auf gerichteten Nestreben des lebhaften Beifalls uud der eifrigen Unter-
stützung der Mehrheit der deutschen Ration sicher fein, fofern sie es ver-
meidet, in die Speichen des Rades der Geschichte eingreifend, dieses zurück-
drehen, sofern sie davon Abstand nimmt, Einrichtungen uud Gesetze wieder
einführen zu wollen, welche den Anschauungen unseres Jahrhunderts wider-
sprechen, sofern sie endlich Alles unterläßt, was die Selbstständigkeit des
Bauernstandes, das Gefühl feiner Kraft und seine Individualität beein-
trächtigen konnte. Es wäre ein nationales Unglück, wenn der Bauernstand
durch die Schuld der Gesetzgebung das Vertrauen auf seine Kraft verlieren,
wenn er davon überzeugt würde, daß er nicht mehr die Fähigkeit besitze,
nach eigenem Ermessen über sein Nesitzthum schalten und walten zu können,
und dieserhalb der staatlichen Bevormundung bedürfe. Es fehlt nicht an
Vorschlägen, deren Verwirklichung zu diesen: Ergebnis; führen muß, hoffen
wir, daß Deutschlands Gesetzgebung jeder Zeit denselben eine entschiedene
Ablehnung zu Dheil werden läßt, hoffen wir, daß man in Deutschland nie
daran denkt, die schwer errungene Freiheit des Bauernstandes in irgend
einer Beziehung anzutasten; nur dann wird es gelingen, das Agrarrecht
im Sinne des maßvollen Fortschrittes zu reformiren, nur dann wird auch
der Bauernstand mit der Fortbildung desselben zufrieden sein. In letzter
Linie hängt die Zukunft Deutschlands davon ab, daß Staat und Gesetz-
gebung sich bei dieser schweren Aufgabe nicht auf verhängnißvolle Wege
drängen lassen, daß sie den Blick nach Vorwärts, nicht nach Rückwärts
>

richten, daß sie die Unfruchtbarkeit und Schädlichkeit der Galuanisirung abgestorbener Nechtsinstitute jeder Zeit vollinhaltlich erkennen. Romantisch veranlagte Rechtshistoriter mögen immerhin alles Heil in der Rückkehr der Gesetzgebung zu den Zuständen früherer Zeiten erblicken, der nüchtern denkende Gesetzgeber, welcher die heute wieder mehrfach beliebt gewordene Apotheose der „guten alten Zeit" auf ihren richtigen Werth zu schätzen weiß, wird stets der Thatsache eingedenk bleibe», daß unsere Zustände und Verhältnisse andere sind als zu den Zeiten, wo unter der schattigen Dorflinde Recht gesprochen wurde. Die Kunst des Staatsmannes ist es, seine Zeit zu verstehen, Verständnißlosigkeit für sie und ihre Bedürfnisse rächt sich früher oder später; in der Behandlung der Agrarfragen haben Deutschlands Staatsmänner nicht stets diese große iinnst voll und ganz besessen, möge sie ihnen jetzt zu Theil werden, wo auch für die Landwirthschaft eine neue Zeit bereits begonnen hat.

Auf der Jagd nach der Gesundheit/)

von

Gerhard von Ampnror.

— Potsdam. —

P war ich denn, als der Flieder blühte (1871) mit Weib und
Kind wieder in der Lnnbbach bei Coblenz, in der in jener
mächtig erregten Zeit nur sehr wenige Eurgäste mit mir zu-
sammen die Genesung suchten. Das ganze Deutschland schwamm in einem
Meere des Entzückens; unsere Truppen waren großentheils schon zurück-
gekehrt, zum kleineren Theil noch in der Rückkehr begriffen; überall feierte
man den ruhmreich erkämpften Frieden, überall knallten die Champagner-
Pfropfen; ich aber wankte mißmuthig auf einsamen Waldwegen umher und
sann über die Qual meines scheinbar unheilbaren Leidens nach. Meine
körperliche Verfassung war unbefchrciblich elend, und sie erzeugte auch häufig
eine geistige Depression, die mir jede Hoffnung zu rauben drohte und mich
doppelt empfindlich machte auch für die kleineren Schläge des Schickfals,
die keinem Menschen erspart bleiben. Am 20. April 1871 war in Görlitz
mein sechsundsiebzigjähriger Vater gestorben; nach einem harten Leben voller
Kämpfe und Enttäuschungen hatte er ein sehr schweres und schmerzensreiches
Sterben gehabt; wenn ich dem Vielgeprüften auch von Herzen die endliche
Erlöfung gönnen mußte, fo fraß doch der Schmerz an meiner Seele, daß
mein eigener Zustand es mir unmöglich gemacht hatte, an das Sterbelager
des alten, tapferen Herrn zu eilen und mir noch einmal feine fegnende
Hand auf's Hanpt legen zu lassen; nur mein Bruder war bei ihm gewefen
und hatte in Gemeinschaft mit meiner Mutter seine sterblichen Reste auf
dem Friedhofe in Görlitz betten helfen.

*) Aus dem im Verlage der Schlesischen Veilans-Anstlllt v. S. Schott-
laendei, Breslau, demnächst erscheinenden II, Theilc von »Das Slizzcnbnch meines
Lebens".

So wühlte in meinem Herzen der Stachel des Wehs und der Ver-
bitterung; roll Ingrimm sah ich auf die Glücklichen, die in voller Gesund-
lml die Ernte ihrer frohen Thaten einheimsen durften. Oft gedachte ich
des Wortes Senecas: „jauua patst, exü"; »ft fragte ich mich, zweifelnd
und trotzig: warum sollte der Mensch nicht ein Recht haben, sich einer
Wolter, die er länger nicht mehr aushalten kann, zu entziehen und ein un-
erträgliches Leben wegzuwerfen? Das waren bange Prüfungsstunden. Ich
kam glücklich über sie hinweg, da mich die Pflicht gegen mein Weib und
meine Kinder immer »nieder zum Ausharren und zum Hoffen zwang und
der Verkehr mit wahrhaft frommen und echt christlichen Männern mir
immer wieder Trost und Zuversicht gewährte.
Einer dieser mir wiederholt in der Laubbach begegneten Männer war
der heut längst verstorbene Geheime Eommerzienrath Meckel aus Elberfeld.
Er gehörte äußerlich wohl zu jener Wuvverthaler Richtung, die sich durch
eine allzu stark betonte Orthodoxie einen Namen gemacht hat, und zu der
ich mich selbst niemals hingezogen gefühlt habe. Innerlich war er aber
bei aller strengen Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit doch ein freier, geistvoller
und intellectuell selbstthätiger Mann, der für alle abweichenden Richtungen
ein nachsichtiges Verständnis; hatte, niemals gegen einen Menschen eiferte
und sich mit seiner geistsprühenden, humorvollen Jovialität auch im Lager
der entschiedensten Gegner Achtung, Anerkennung und Freundschaft zu er-
iverben wußte. Seine messerscharfe Dialektik, sein feiner, haarfpaltender
Verstand, seine Vertrautheit mit allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft,
regten mich mächtig an und innren mir in den wenigen und kurzen Pausen,
in denen ich mich einigermaßen frei von körperlicher Pein fühlte, eine reiche
Quelle des Genusses, aus der ich gierig trank, wenn ich auch wußte, daß
diese aufregenden Unterhaltungen mit dem lebendigen und vielseitigen Manne
aemde kein Beruhigungsmittel für meine zerrütteten Nerven innren. Er
war ein Kaufherr in des Wortes vornehmster Vedeutung: ein politischer
6<wf mit weitestem Ideenhorizonte, er erkannte mit scharfem Blicke das
materielle und sittliche Elend der Massen und spendete, wo er nur konnte,
in wahrhaft fürstlicher Weise, ohne je zu dnlden, daß seine Gabefreudigkeit
in den Zeitungen ausposaunt wurde; wo er aber die Möglichkeit sah, einem
?edürftigeu durch Zuwendung gewinnbringender Arbeit wieder zur Selbst-
ständigkeit aufzuhelfen, da war seine Erfindungskraft unerschöpflich-, er be-
ruhigte sich nicht eher, als bis er dein armen Teufel irgend ein Geschäft
eingerichtet hatte, das ihn fortan zu ernähren im Stande war. Co er-
sparte er seinen Günstlingen das demüthigende Gefühl, ein Almosen zu
empfangen, indem er ihnen vielmehr das erhebende Selbstbewußtsein ver-
lieh, aus eigener Kraft Herren ihres Schicksals geworden zu sein. Die
kindlich vertrauende Hingabe dieses bedeutenden Mannes an die einigen
Mächte, seine felsenfeste Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit und Liebe
blltten für mich etwas Rührendes und Hei^bewegendes, und ich bekenne gern.

daß ich es besonders dem Verkehr mit ihm zu verdanken hatte, wenn auch
in meiner trostverarmten Seele nach und nach wieder ein wundertätiger
Hoffnungslenz seine Vlüthen entfaltete. Bald verband uns eine innige und
rückhaltlose Freundschaft, und ich habe dem Freunde ein litterarisches
Denkmal in meinem Epos: „Peter Quidams Rheinfahrt" gesetzt, wo ich
ihn in der Person des Fabrikanten Stark flüchtig porträtirt habe.
Auch der Pfarrer Friedner, den ich in jener Dichtung auftreten lasse,
ist nach dem Leben gezeichnet; er war ein wegen seines schweren Asthmas
öfters die Laubbach besuchender Eurgast und hieß mit seinem wahren
Namen Schuttes. Sein Pfarrdorf war Drurberge im Regierungsbezirk
Magdeburg; er ist als Emeritus in Helmstadt, wohin er sich zurückgezogen
hatte, selig gestorben. Dieser glaubensstarke, körperlich schwer geprüfte, aber
geduldig tragende und sich nie zu einer Klage hinreißen lassende Mann, von
hohem, schlankem und dabei kräftigen: Wüchse, von umfassendster Gelehr-
samkeit und einem trockenen, unwiderstehlich wirkenden Witze, ist mir mit
seiner trenen, echt menschenfreundlichen Art und seiner ihn als Original
nnter den Landpfarrern kennzeichnenden Shakespeare-Schwärmerei unver-
geßlich geblieben. Der arme Mann mußte immer die glühendste Sonnen-
hitze aufsuchen, wenn er sich nur einigermaßen beschwerdenfrei fühlen wollte.
Ich selbst ertrug hingegen nur den kühlen Schatten; aber oft sehte ich mich
der Gefahr verstärkter Kopfschmerzen aus und begleitete ihn ein Stück auf
seinen hochsommerlichen mittäglichen Spaziergängen, nur um des Zaubers
der Unterhaltung mit ihm theilhaftig zu werden. Er fragte mich dann
wohl auch nach meinen Erlebnissen während des letzten Krieges, und oft
fagte er dringlich:
„Hören Sie, vereintester Herr Major, das sollten Sie niederschreiben . .
das sind ja ganz merkwürdige Erfahrungen, die dürfen doch der Nachwelt
nicht verloren gehen."
Später bin ich in der That diesem Vorschlage nachgekommen und habe
einige besondere Abenteuer aus dem deutsch-französischen Kriege in mein Buch
„Der Veteran" aufgenommen — ein Umstand, der mich abhält, hier, im
Skizzenbuche meines Lebens, das schon an anderer Stelle Erzählte noch
einmal zu wiederholen. Der freundliche Leser, der meinen „Veteranen"
zur Hand nehmen sollte, wird unschwer einige Abschnitte desselben als Er-
lebnisse aus dem letzten Kriege erkennen, bei deren Wiedergabe nicht die
Phantasie, sondern nur die Erinnerung thätig zu sein hatte.
Wie selbstlos und hilfsbereit dieser gute Pfarrer war, davon gab er
uns ein Beispiel, als unser damals fünfjähriger Hans eines Nachts einen
schweren Eroup-Anfall bekam und uns unter den Händen zu ersticken drohte.
Meine an allen Gliedern zitternde, rathlose Frau stürzte nach dem Eorridor
des von uns bewohnten Curhauses, um an der Dhür des in unserer
nächsten Nähe wohnenden Pfarrers zu klopfen. Der Aermste, der in Folge
seines gerade wieder heftigeren Vrusttrampfes selbst nicht schlafen tonnte.

saß schon nach einer Minute, nur flüchtig angekleidet, am Bette unseres Söhnchens und ordnete aus seiner reichen, auch auf diesem Gebiete gesammelten Erfahrung allerlei wirksame Mittel an. Mit scharfem, kundigem Ohre lauschte er den pfeifenden Athemzügen des Knaben, und als sich diese wieder beruhigt hatten und wieder normal klangen, redete er meiner Frau und mir zu, daß wir uns zu Bett legen sollten, es wäre keine Gefahr mehr, er würde aber zur vermehrten Sicherheit die Wache bei dem kleinen Patienten halten. Davon ließ er sich auch durch unsere lebhaftesten Einwendungen nicht abbringen; wir mußten uns in der That niederlegen, er plauderte unser Sohnchen in den Schlummer, und als uns die Frühsonne erweckte, saß der große, hagere, ernste Mann noch bleich und übernächtigt und mit der eigenen Engbrüstigkeit kämpfend am Bettchen des kleinen Patienten, von dem aus er uns freundlich einen guten Morgen zunickte, indem er gleichzeitig mit der Hand nach den, Schläfer deutete, als wollte er sagen: „Der schläft den Schlaf des Gerechten und ist wieder frifch und gesund!" Das sind Opfer der Liebe, die nur ein Mensch darbringt, in dem sich die Lehren des Ehristenthums in Fleisch und Blut umgewandelt haben und der erkannt hat, daß es hienieden kein höheres Glück und keine seligere Befriedigung giebt, als dem bedrängten Menfchenbruder in Liebe zu dienen.

I»n August verließ ich die Lcmbbach und fuhr, da ich noch Urlaub batte, mit meiner Familie nach Potsdam. Dort theilte ich meinen Schwiegereltern meinen Entschluß mit, den Abschied aus dein Heeresdienste zu erbitten, da mir mein Zustand, der sich nur sehr ungenügend gebessert hatte, nachgerade aussichtslos schien, und es mich nicht mehr verlocken konnte, mit einem siechen Körper das Waffenhandwerk zu treiben, das mehr wie jede andere Thätigkeit die vollste physische Leistungsfähigkeit zur Voraussetzung hat. Was ich denn beginnen wollte? fragte mein Schwiegervater, ich wäre knapp 49 Jahre alt und also noch viel zu jung, um ohne irgend eine Verufsthätigkeit zu leben. Das wüßte ich selbst noch nicht genau, erklärte ich; ich würde darüber noch mit meinem Freunde, dem Geheimrath Meckel, verhandeln; erst müßte sich aber meine Gesundheit noch einigermaßen bessern, ehe ich überhaupt an neue bindende Verpflichtungen denken könnte. Dies war Allen einleuchtend, und so blieb die wichtige Frage vorläufig noch offen.

Als ich an einen« wannen Septembermorgen im sicilianischen Garten des Parkes von Sanssouci geguält spazieren schlich, trabte ein Spitzreiter bei mir vorbei, und diesen« folgte ein Viererzng, der die Königin-Wittwe in einem offenen Wagen die Rampe nach der höher liegenden Chaussee hinaufzog. Ich hatte Front gemacht und falutirte. Die Königin ließ halten und winkte mich zu sich heran.

„Sind Sie es selbst, Herr von G., oder ist es Ihr Geist?"

„Ich bin's in eigenster Person, Majestät."

„Wie geht es Ihnen denn?"

„Schlecht, Majestät; ich will in diese» Tage« meinen Abschied ein-
reichen."
„Das werden Sie bleiben lassen. Ei, ei, Sie werden doch nicht die
Flinte in's Korn werfen, weil Ihnen eine problematische Kaltwassercnr nicht
gleich den erwünschten Erfolg gebracht hat? Nein, nein . . . nun, ich
denke, wir sprechen noch darüber. Ist Ihre Frau auch hier?"
„Zu Befehl, Majestät; wir wohnen im Hause meiner Schwiegereltern.
Wenn ich mich übrigens nicht pflichtschuldigst bei Eurer Majestät gemeldet habe,
so bitte ich allerunterthäin'gst um Entschuldigung; ich fühlte mich zu elend."
„Aber selbstverständlich ... ich dispensire Sie von jeder Meldung.
Grüßen Sie Ihre Frau von mir . . . und keinen übereilten Schritt! ich
hoffe, ich sehe Sie bald bei mir."
Und fort war der Wagen, und ich schaute, wie aus einen: Traume
erwacht, der königlichen Frau nach, deren Würde und Hoheit nur noch von
ihrer Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit übertroffen wurde.
Am nächsten Tage, Nachmittags 5 Uhr, fuhr ich mit meiner Frau die
Rampe nach dem Schlöffe Sanssouci empor: die Königin hatte uns, trotz
meiner unterlassenen Meldung, zur Mittagstafel befohlen. Ich befand mich
in einiger Aufregung über diese Einladung; jeder gesellschaftliche Zwami
steigerte erfahrungsmäßig meine Kopfbeschwerden und Eongestionen nach dein
Gehirn, und ich fragte mich im Stillen nnd nicht ohne Sorge': Wirst Du
es auch aushalten?
Der dienstthuende Kammerherr, der uns empfing, stellte mich dem
General von Nonin vor, der bei Trautenau zwar unglücklich gefochten,
dann aber die Scharte durch fein rechtzeitiges Eintreffen auf dem Schlacht-
felde von Königgrätz ausgewetzt hatte; er war jetzt Generaladjutant des
Kaisers und Präses der Generalordens-Commission. Der liebenswürdige
General wurde nachher bei Tisch mein Nachbar, und ich verdankte seiner
weltmännischen und fesselnden Unterhaltung eine fehr angenehme Stunde.
Als wir das Speisezimmer betraten, saß Ihre Majestät schon an der
Tafel; sie folgte diesem Brauch, um ihren Gästen zu verbergen, wie sie in
ihrem Rollwagen auf ihren Platz gefahren wurde. Die verwittwete Groß-
herzogin Alerandrine von Mecklenburg-Schwerin, die betagte Schwester des
Kaisers, war bei ihr. Bald hatte» wir die angewiesenen Plätze eingenommen;
es war mir ein ganz kleiner Kreis, und das Mahl verlief äußerst zwanglos.
Ich faß der Königin fchriig gegenüber, und sie richtete zu wiederholten Malen
das Wort an mich; gegen das Ende der Tafel hatte sie sogar die Gnade,
mir zuzuraunen:
„Wenn es Sie zu sehr anstrengt, lieber Herr von G., dann stehen
Sie in Gottes Namen auf."
Ich lebnte dankend ab, wenn iä, nnch füblte, wie mir das Blut fchon
nach dein Kopfe drängte; aber ich sah, daß das Eis bcrumgereicht wurde,
und wußte, daß nun der Zwang bald ei» Ende haben mnßte.

Auf der Terrasse vor dem Schlösse, hinter einer Wand von duftenden Orangenbäumen, wurde der Kaffee eingenommen. Tief stand die Sonne im Veften und ließ hinter den Parkwipfeln zu unferen Füßen eine prachtvolle Purpurgluth auflohen. Man konnte die weihe Schaumfpitze der großen Fontaine erkennen, die über die Kante der obersten Terrasse leicht beweglich emporzuckte; sonst lag Alles im tiefsten, arglosesten Frieden. Es war ein mir unvergeßlicher Moment; heut war ich der Gast einer huldvollen ,<Uinigin, umgeben von fürstlicher Pracht und dem ausgefuchtesten Luxus, und morgen würde wieder »nein Leben vor mir liegen, trübe, aussichtslos und um alle Hoffnungen betrogen.

„Kommen Sie, Herr von G.! Tie Großherzogin will Sie kennen lernen," tönte es hinter mir her.

Es war die Königin selbst, die mich mit diesen Worten aus meinem schmerzlichen Sinnen aufweckte. Ich stellte meine Mokkatasse auf ein Marmortischchen und trat auf die betagte Schwester des Kaisers zu, die mir freundlich ihre Hand zum Kusse bot.

„Tie Königin hat mir von den traurigen Folgen Ihrer Verwundung erzählt, Herr von G. ... wo sind Sie eigentlich blessirt worden ... ich meine, an welchem Küruertheile?"

„Hier unter dem Herzen, Königliche Hoheit, und hier über dein Hüftgelenk ist die Kugel herausgegangen."

„Barmherziger Gott! und Sie leben noch?"

Ich lächelte bitter:

„Wenn vegetiren leben heißt, ja. Königliche Hoheit."

„Nun, nun," tröstete sie, „keinen Groll auf Ihr Schicksal! Sie müssen immerhin noch dankbar sein, daß die Kugel nicht einen Zoll höher traf."

„Oh, wie dankbar wäre ich ihr gewefen, wenn sie es gethan hätte! Ich wäre tausendmal lieber gefallen auf dem Felde der Ehre, als ein dauerndes Siechthum davonzutragen und einem Berufe entsagen zu müssen, der mir eine Bedingung meines Glückes geworden ist."

„Sie sollen eben nicht entsagen," warf die Königin dazwischen, die wieder herzugetreten war. „Ich habe kürzlich mit deni General von Moltke gesprochen," fuhr sie flüsternd fort, nachdem sie mich zwischen zwei Orangenbäumen auf die Seite genommen hatte, „auch er hält große Stucke auf Sie und theilt meine Ansicht, daß es bedauerlich wäre, wenn ein so vielseitiger und brauchbarer Offizier, wie Sie, der Armee verloren ginge. Vann ist Ihr Urlaub beendet?"

„In zehn Tagen, Majestät."

„So kommen Sie um einen neuen Urlaub ein, aber gleich auf ein >hr, damit Ihnen die Zeit wird, sich recht gründlich auszucuriren."

„Eure Majestät sind außerordentlich gnädig, nnd beschämt fühle ich, wie ich fo großer Huld gar nicht würdig bin. Aber ich darf nicht mehr um Urlaub bitten."

„Warum denn nicht?"
„Majestät, es ist doch Alles umsonst, und man hat schon Nachsicht genug mit mir gehabt; es ist Zeit, daß ich Platz mache. Altes, brüchiges Eisen ist nicht mehr zu brauchen; man wirft es am besten weg."
„Was sind das für Grillen! Ich, die Königin-Wittwe, befehle Ihnen, auf andere Gedanken zu kommen."
„Majestät," bat ich flehentlich, „nehmen Allerhöchstdieselben diesen Befehl zurück! Ich vermag wirklich nicht mehr, bei meinem Regiments um weitere Urlaubs-Verlängerung vorstellig zu werden."
„So werde ich persönlich an den Chef des Militär-Cabinets schreiben. Sie dürfen noch nicht abgehen. Mein Leibarzt hält Sie durchaus für wiederherstellungsfähig. Soll das der Dank des Vaterlandes sein, daß es seine wundensiechen Offiziere rücksichtslos hinter die Front schickt? Sie müssen wieder gesund werden. Auch der Kronprinz interessirt sich für Sie; er wird es mir danken, wenn ich Sie umgestimmt habe. Unternehmen Sie also noch nichts Entscheidendes, — ich verlasse mich darauf — sondern warten Sie ab, was mir das Militär-Eabinet antworten wird."
Sie reichte mir, wie um mich zu binden, die Hand, die ich, bewegt durch so viel unverdiente Güte, an meine zuckenden Lippen führte.
Wir traten wieder zur Gesellschaft zurück, und ich trank den Nest meines kalt gewordenen Kaffees.
„Was wollte die Königin?" fragte leise meine Frau, die unsere Unterhaltung unter vier Augen bemerkt.
„Nachher!" erwiderte ich eben so leise und schaute nach der Herrin des Schlosses, die uns das Zeichen zur Entlassung gab.
Drei oder vier Tage später trabte ein Lakai auf einem der Schimmel aus dem Marstall der Königin-Wittwe vor das Natzmer'sche Haus in der Mauerstraße und gab mir ein versiegeltes Couvert ab.
Es enthielt ein Schreiben des Hofmarschalls nnd ein Telegramm des Chefs des Militär-Cabinets aus Gastein an die Königin-Wittwe; mir war ein weiterer neunmonatlicher Urlaub zur Wiederherstellung meiner Gesundheit bewilligt, aber die Bedingung gestellt, daß ich diesen Urlaub, der Form wegen, noch auf dem Instanzenwege erbitten sollte.
Am anderen Vormittage fuhr ich wiederum nach Sanssouci, um der hohen Frau meinen Dank zu Füßen zu legen; in warmen Worten, die mich wie aus Muttermund berührten, wünschte sie mir Segen und Gedeihen und allerbesten Erfolg meiner zu unternehmenden Cur.
In der Familie meiner Frau herrschte freudige Genugthuung über diesen erneuten Beweis der Gnade der Königin-Wittwe gegen mich; man hoffte immer noch auf meine Wiederherstellung, und daß es mir nun erspart bleiben würde, die so schwierige Wahl eines neuen Berufes zu treffen.
Ich selbst war wenig erbaut von dieser unerwarteten Wendung der Dinge; an die Kuust der Aerzte glaubte ich nicht mehr — hatte ich doch schon die

berühmtesten Nerven-Heilkünstler im ganzen deutschen Reiche vergeblich con-
sultirt und für meine bescheidenen Mittel ganz unverhältnihmäßig hohe
Opfer an Honoraren und Reisekosten dargebracht; was sollte nur also noch
ein neuer Urlaub? ich wußte kaum, wo ich ihn verbringen sollte! die neue
Berufswahl wurde für mich nur unnöthiger Weise hinausgeschoben, und der
Zwang, noch einmal mit einer, wie mir schien, so unbescheidenen Bitte an
mein Regiment heranzutreten, war nur geradezu unleidlich. Aber der
Weisung aus dem Cabinet hatte ich zu gehorchen. So verfaßte ich denn
mit zitternder Hand und schmerzendem Hirn einen Brief an meinen Oberst
von Goeben, worin ich offen aussprach, daß ich mich zu einer neuen Bitte
um Urlaub nie entschlossen, vielmehr sofort mein Abfchiedsgefuch eingereicht
haben würde, wenn mir nicht von Allerhöchster Seite die Hände gebunden
morden wären. Ich hoffte bestimmt, daß durch mein längeres Verweilen
dem Regiments kein Beförderungs-Nachtheil erwachsen würde, und bäte die
Kameraden des Regimentes, nur ein freundliches Angedenken zu bewahren.
Unwillkürlich war ich in die Ausdrucksweise eines für immer Scheidenden
Hineingerathen; fetzte ich doch bestimmt voraus, daß auch diese neun Monate
nur^eine Galgenfrist fein würden, die an meinem Schicksal nichts mehr ändern
konnte, und daß ich nie wieder in den Kreis meiner alten Waffenbrüder
zurückkehren würde.
Das September-Ende war kalt und unfreundlich; der Winter stand
eigentlich fchon vor der Thür. Wohin sollte ich nun gehen? Nach dem
Süden? Ich scheute die weite Reise und auch die großen Kosten, die ein
längerer Aufenthalt, etwa an der Riviera, verursachen muhte, zumal ich
auf die Begleitung meiner Familie angewiesen war, denn ich mar zu elend,
um ganz allein zu reisen, und meine Frau wollte wiederum ihrerseits unsere
beiden Kinder nicht zurücklassen. Nochmals einen Nervenarzt zu befragen
und mir irgend einen Wintercurort vorschlagen zu lassen, der mir nachher
doch nichts nützen würde, dazu fehlte mir jede Neigung; fo verordnete ich
denn mir felbst noch einmal einen Winteraufenthalt in der Laubbach, in
der ich freilich nicht mehr die Kaltwassercur gebrauchen wollte (sie hatte mir
so gut wie gar nichts genützt), fondern nur, zurückgezogen von der Welt, die
Ruhe und Stille dieses lieblichen Erdenminkels zu genießen gedachte.
Von Ende September 1871 bis in den Monat Juni 1872 habe ich
daselbst mit Frau und Kindern zum letzten Male geweilt, im Winter kaum
von einem Dutzend Leidensgefährten umgeben, im Frühling aber erfreut
und gestärkt durch das Eintreffen meiner alten Eurgenossen, des Geheimraths
Meöel und des Pfarrers Schultes. Daß ich in: Juni den Degen an die
Wand hängen wollte, hatte ich, da mir auch die Ruhe und Weltabgefchieden-
heit meines derzeitigen Aufenthaltes keine Heilung bringen wollte, längst
bei nur entschieden, und nun wurde ich von jenen beiden Herren, die um
meine Pläne wußten, und nur für meine Zukunft förderlich sein wollten,
in ein wahres Kreuzfeuer von gutgemeinten Vorschlägen genommen. Der

Pfarrer kam, wie einst Lato auf fein Oastsiuin osn80o, immer wieder
darauf zurück, daß ich wich am Harze niederlaffeu müsse; er selbst war
am Harze geboren, und er prophezeite mir, daß mich allein die stäickende
Luft diefes norddeutfchen Waldgebirges wiederherstellen würde. Der Geheim-
rath Meckel aber wollte von diefem Vorschlage Nichts wissen; nach seiner
Meinung hatte ich die kalten Abreibungen wieder nufzunehmeu und fo lange
fortzusetzen, bis mein Kopfnervenleiden endlich in die Flucht geschlagen sein
würde. Er glaubte noch an das Wasser, uud sein Wahlspruch war Pindars:
„Apl'NQv ^iv uZcop." Ich konnte mich des Zuredens der beiden treuen
Freunde kaum erwehren und nannte sie in trübseligem Scherze nur noch
Lato uud Pindar.
Eines Morgens nahm mich Pindar, also der Geheimrath Meckel, beim
Spaziergange unter den Ann und kam wieder auf sein Lieblingsthema
zurück. „Um Gotteswillen," sagte er, „folgen Sie nur nicht dem Nathe
unseres guten Pastors; was wollen Sie in irgend einem dieser Harznester
versauern? Sie gehören nach Ihrer ganzen Anlage in die große Welt,
unter Menschen von weitem Horizonte und nicht in die Pfahlbürgerfchaft
eines kleinen Ackerstädtchens. Ziehen Sie nach X.; (er nannte eine größere
Stadt am Rheine); dort finden Sie Alles, was Sie bedürfen, und ich behalte
Sie in meiner Nähe."
„Wovon sollte ich in dein theuren Orte leben?" wandte ich ein —
„Sie vergessen, daß die Pension eines zerschossenen Stabsoffiziers keine
großen Sprünge gestattet."
„Das habe ich längst bedacht. Hören Sie nur!" Und nun entwickelte
er einen Plan, den er ganz besonders für mich ausgesonnen hatte. Ich
sollte eine Art General-Secretariat bei einer Vereinigung der reichsten In-
dustriellen im westlichen Deutschland übernehmen. Die Stellung würde mir
vorerst nur lOOON Mars einbringen, aber sie würde sich mit der Zeit ver-
bessern. Ich hätte nur den übrigens sehr seltenen Sitzungen beizuwohnen
und dann vielleicht vierteljährlich das Protokoll dieser Sitzungen druckfertig
zu machen; das wäre die ganze Arbeit; ich sollte mich erst nicht lange be-
sinnen, sondern Ja sagen, dann wäre das Geschäft abgeschlossen.
„Sie bedenken nicht, daß ich krank bin," entgegnete ich; „mit meinen
Kopfschmerzen würde ich es in einer solchen Sitzung vielleicht keine halbe
Stunde aushalten."
„Dann gehen Sie hinaus; Sie sollen Ihre persönliche Freiheit nicht
opfern."
„Wie könnte ich dann aber die Berichte machen?"
„Wenn Sie einmal dazu nicht fähig sind, dann fahren Sie zu mir
nach Elberfeld, und ich mache Ihnen das Ding in einer Stunde."
„Unter folchen Umständen könnte ich aber die hohe Remunerirung nicht
annehmen; ich würde nicht das Bewußtsein haben, mein Geld durch ent«
sprechende Gegenleistung verdient zu haben."

„Das wäre ein Irrthum Ihrerseits; Sie würden uns schon durch
Ibren Namen und Ihre gesellschaftliche Stellung hinreichend nützen,"
„Ich verstehe aber Nichts von kaufmännischen und industriellen Ge-
schäften ..."'
„Sie haben fünf gesunde Sinne und werden bei Ihrer glücklichen
Fassungskraft sich schnell und unschwer in diese neuen Verhältnisse ein-
arbeiten."
„Ich kann aber nicht arbeiten; jedes Studium ist mir in meiner
gegenwärtigen Verfassung unmöglich."
„Solange es Ihnen unmöglich ist, betrachten Sie mich als Ihren
Hilfsarbeiter und Stellvertreter. Wenn Sie erst wieder kalte Abreibnngeu
anwenden werden, wird Ihnen die Gesundheit schon wieder kommen."
Da war er wieder bei seinem Otmuiu osii^so!
„Theuerster Pindar," rief ich, halb bewegt, halb belustigt, „Sie ver-
suchen vergeblich, mich umzustimmen; aber ich bin Ihnen herzlich dankbar
für Ihre gute Meinung und für die Theilnahme, die Sie mir widmen."
„Soll das heißen, Sie lehnen ab?"
„Ja, ich lehne Ihr Anerbieten ab; es widerstrebt mir, ei» Amt anzu-
nehmen, das man mir bezahlt, hoch bezahlt, und dem ich wegen meines
körperlichen Leidens nicht gewachsen bin."
„Das sind Schrullen, hypochondrische Schrullen! Sie werden sich
hoffentlich noch besinnen. Ich lasse Ihnen Bedenkzeit; Sie bringen uns
ein Opfer, wenn Sie annehmen, nicht wir Ihnen."
Einige Tage fpäter war ein englischer Großindustrieller zum Besuche
seines Freundes Meckel in der Laubbach eingetroffen; er war wohl von diesem
über meine Verhältnisse unterrichtet worden, denn eines Nachmittags lies;
er sich mir vorstellen, bat mich um eine vertrauliche Unterredung, und auf
einem Spaziergange nach dem „Balten Born" entspann sich zwischen uns
folgendes Zwiegespräch:
„Sie können doch wohl reiten, Herr von G.?"
„Allerdings, Mr. M.; ich habe viele Jahre lang meinen Dienst im
Sattel versehen."
„Und Sie können auch eine Gegend aufnehmen, nur flüchtig aufnehmen,
zu einer ersten Skizze, die ich brauche?"
„Sie meinen, aus dem Sattel croguircn? das habe ich oft genug gethan."
„Vortrefflich! dann sind Sie mein Mann."
Und nun entwickelte er mir ein Lmml-Project in der norddeutschen
Tief-Ebene (das heute längst feste Gestalt angenommen hat» und bat mich,
ich möchte das betreffende Gelände zu Pferde besichtigen und ihm die er-
forderlichen Skizzen liefen!. Man würde mich beritten machen, und kosten
und reiche Tagegelder follte ich nur getrost bei dem Ausschusse luMdiren,
der sich zur Inangriffnahme des betreffenden Projectcs bereits unter feinem
Präsidium gebildet hätte.

Wie erwünscht wäre mir eine so anregende und lohnende Arbeit unter
besseren Gesundheitsverhältnissen gewesen! Bitter mußte ich lächeln, daß
gerade jetzt, wo ich körperlich leidend und zu jeder Anstrengung unfähig war,
mich das Schicksal mit den verlockendsten, für mich aber gänzlich unannehm-
baren Ancrbietungen überschütten zu wollen schien. Ich lehnte natürlich ab,
und der alte Herr — es war ein hagerer, wie aus Stahl gebauter Vertreter
der reinsten englischen Rasse — konnte die Gründe meiner Zurückhaltung gar
nicht begreifen, da mein noch immer leidlich gutes Aussehen die Qualen nicht
uerrieth, die mir ein zerrüttetes Nerven- und Vlutgefäßsystem bereitete.
Schon am nächsten Morgen kam er mir mit einem neuen Vorschlage.
Es war die Zeit, in der sich die ersten Pläne zur Verstaatlichung der Eisen-
bahnen schüchtern heruorwagten, und der Geheimrath Meckel war einer der
eifrigsten Förderer dieser Pläne. Er hatte mich selbst dafür so weit interessirt,
daß ich im Stande gewesen war, in leidensfreien Stunden über diese Materie
kurze orientirende Artikel zu schreiben, die ihren Weg in diese oder jene
Zeitung gefunden hatten. Nun machte mir der englische Großindustrielle,
wohl in geheimer Uebereinstimmung mit Herrn Meckel, den Vorschlag, ich
sollte im Laufe des Sommers die größeren englischen und schottischen Eisen-
bahnlinien zum Zwecke der Ausarbeitung irgend einer benüthigten Statistik
bereisen; meine Erholungsaufenthalte könnte ich in London oder in Edinburg
oder auch bei ihm auf einem seiner Landsitze nach freier Wahl nehmen;
er würde mir die betreffenden Fahrscheinhefte, alle für die erste Wagenklasse,
rechtzeitig zur Verfügung stellen lassen, und meine Tagegelder könnte ich nach
dem höchsten Maßstabe berechnen; ich sollte nicht schüchtern sein; hier wäre
die Gelegenheit, eine interessante Aufgabe auch materiell für mich äußerst
fruchtbar zu machen, und was dergleichen verlockende Aussichten mehr waren.
Man versprach mir goldene Berge und — mit blutendem Herzen mußte
ich auch hier wieder Nein sagen, ein kategorisches Nein, denn es wider-
strebte mir, Gewinne einzuheimsen, für die ich nicht ein volles Aeqnivalent
von Arbeitsfähigkeit leisten konnte.
So verging die Zeit bis Ende Juni, und als die Nosen und das Geiß-
blatt ihren ersten duftigsten Vlüthcntraum verträumt und die Nachtigallen
ihre schmetternden Lieder ansgesungen hatten, schnürte ich mein Bündel, um
der Laubbach Lebewohl zu sagen; mein Urlaub war abgelaufen, das goldene
Gefchenk völliger Genesung hatten mir die Unsterblichen versagt, mein end-
giltiges Abschiedsgesuch war eingereicht, und ich hatte mich entschlossen, den»
Vorschlage meines Cato nachzugeben und das Harzstädtchen Quedlinburg
als Aufenthaltsort zu wählen.
An einem drückend warmen Abende eines der letzten Iunitage des
Jahres 1872 war ich vom Nhein eher mit meiner Frau und meinen beiden
Kindern in Quedlinburg eingetroffen und hatte im ersten Gasthaufe am
Markte vorläufig mein Absteigequartier genommen.
Wie oft hatte ich in früheren Jahren dem guten alten Horaz die Be-

rechtigung seines Stoßseufzers: „Ve»tu8 illy hui proerU nsssc»tii8" nach-
empfunden! wie oft hatte ich im Drang der Geschäfte und im wüsten be-
täubenden Lärm der Großstädte mich nach einen« stillen Winkel gesehnt, wo
das müde Hirn sich ausruhen und die schmerzlich überspannten Nerven sich
wieder ausspannen könnten! Es mag auch Leute genug geben, die sich in
der Kleinstadt behaglich fühlen und in der Enge der Gassen und Ideen-
horizonte körperlich und geistig prächtig gedeihen. Zu meiner Enttäuschung
entdeckte ich aber bald, daß ich für meine Person nicht zu jener Kategorie
Leichtbefriedigter gehörte; auf einem Torfe, an das man von vornherein
gar keine Ansprüche macht und in dem man sich eben auf den: Isolirschemel
wohl oder übel einrichten muß, hätte ich es möglicherweise ausgehalten; in
einem Städtchen aber, das nicht Dorf und nicht Residenz ist, in deni die
Leute mit geistigen Bedürfnissen nur dünn gesäet sind, wollte es mir durchaus
nicht gefallen. Unter dem gleichen Drucke des Mißbehagens und einer sich
täglich steigernden Unbefriedigung litt auch meine Frau, wenn sie nur auch
als treue und selbstlose Krankenpflegerin diesen ihren seelischen Zustand auf's
Peinlichste zu verbergen bemüht war. Wäre ich gefund gewesen und hätte
ich an» Verkehr mit neuen Menschen irgend welchen Genuß finden können,
wir hätten bei den Spitzen des Städtchens unsere Antrittsbesuche gemacht
und bestimmt auch unter ihnen des Verkehrs würdige Personen entdeckt, die
uns die öde, bleierne Atmosphäre der Kleinstadt weniger drückend gemacht
hätten. So aber unterließen wir diese Besuche und blieben auf die wenigen
Beziehungen beschränkt, die uns der Zufall entgegenbrachte.

Einen gewissen Reiz gemährte es mir, solche zufälligen Bekanntfchaften
auf meinen täglichen Spaziergängen zu studiren, und da entdeckte ich denn
bald einen ungeheuren Unterschied zwischen den, Bewohner der Kleinstadt
und dem der Residenz. In jenem lebt noch mehr Gemüthlichkeit und Zu-
friedenheit, er ist dafür aber auch noch tief in kindliche Anschauungen, in
Wahn- und Aberglauben verstrickt, den der Großstädter längst mit dem
Staube der Schulstube abgeschüttelt hat. An einen wahre» Typus dieses
Pfahlbürgerthums, wie er eben nur noch in einem kleinen Prouinzial-
städtchen gedeihen kann, erinnere ich mich noch heute mit Vergnügen. Auf
ineinen vielen Spaziergängen, durch die ich irriger Weise dem Phantom
der Genesung glaubte nachlaufen zu können, hatte ich öfters einen alten,
freundlich blickenden Herrn vor der Pforte seines großen, wohlgepflegten
Gartens stehen fehen. Ich war immer ein Freund der Blumen, und
jedesmal, wenn ich an der Mauer dieses Gartens entlang ging, verweilte
ich ein paar Minuten, um über die Einfriedigung hinüberzuschauen und
mich an der Pracht der blüthenstrotzenden Beete zu ergötzen. So hatte
es sich gefügt, daß mich der Alte, der mich fchon vom Ansehen kannte, eines
Tages anredete und zum Betreteten seines Gartengrundstückes höflich einlud.
Bereitwillig folgte ich der Einladung. Diesem flüchtigen Besuche folgten
bald ausgedehntere; ich mußte gelegentlich auch meine Frau und meine beiden

minder mitbringe«, und in der Herbstzeit inachte es den« Alten offenbar
Freude, uns einen schönen Apfel oder eine ausgesuchte Virne anzubieten.
Der gastfreie Herr war ein Sonderling, wie ihn nur noch die Meinstadt
hervorbringt. Er hatte, sozusagen, von der Pike auf gedient und war durch
Fleiß und Sparsamkeit um» einfachen Handarbeiter zum wohlhabenden Mann
gediehen und in neuester Zeit durch Grundstückspeculatioue« sogar reich ge-
worden. Trotz seines Rcichthnms war er aber in seinem äußeren Auftreten
bescheiden und anspruchslos geblieben. Er war ein Hagestolz und lies; sich
durch eine Wirthschafterin sein außerordentlich einfaches Hauswesen führen;
seine Erscheinung war die eines armen Handwerkers, der nur verschlissene,
schäbige Kittel trägt und nur des Sonntags zum Kirchgange einen altmodisch
gebauten schwarzen Rock nnd einen thurmhohen verbeulten, stumpf gewordenen
Enlinder paradiren läßt. Er erzählte mir gelegentlich ein Stück aus seinem
Leben, und dabei offenbarte er nnwillkürlich stets so viel Biederkeit der Ge-
sinnung, gepaart mit einer gewissen Baucrnpfiffigkeit und Verschlagenheit,
daß mir sein materielles Gedeihe nimmer erklärlicher wurde. Geizig konnte
man ihn nicht nennen, denn er hatte eine offene Hand für arme Kranke
und Arbeitslose; einem Mann aber, der einen heilen Rock trug, würde
er Nichts gegeben haben, auch wenn er ihn mit einer Gabe aus der
Hölle irgend einer verzweifelten Lage hätte erlosen können. Ei' las nie eine
Zeitung und hatte von dem Stande unserer öffentlichen Verhältnisse nur so
weit eine dunkle Ahnung, als dieser ihm durch die Unterhaltungen am täglich
eine Stunde lang besuchten Biertische vermittelt wurde. Politisch ließ er
sich kanm ;n irgend einer der bestehenden Parteien zählen; gleichwohl war
er von einem gewissen Mißtrauen gegen die höheren Stände angehaucht;
er neigte unbewußt zu demokratischen Anschauungen, würde aber einen demo-
kratischen Parteiführer, der es nicht durch eigener Hände Arbeit zum Wohl-
stande gebracht hatte, unbedenklich jede Gefolgschaft versagt habe», kirchlich
war er durchaus indifferent, wenn er auch allsonntaglich das Gotteshaus
besuchte; dieser Gang war ihm weniger ein Herzensbedürfnis;, als eine willig
übernommene nnd mit Genugthuung zur Schau getragene Bürde, zu der ihn
seine bürgerlich angesehene Stellung verpflichtete. Er war aber tief religiös
und sprach gern von der Gnade Gottes, die ihn, den armen Schlucker, so
reich gesegnet hätte. Tas war keine Redensart, sondern guoll ihm unwill-
kürlich aus überzeugtem, demüthigem Herzen. Mit dieser seiner Religiosität
verband er den tollsten Aberglauben.

„Sehen Sie, Herr von G.," sagte er mir eines Tages, „es ist mir
in meinen jnngen fahren oft herzlich schlecht gegangen, oft hat es mir an einer
Brotrinde gefehlt, um meiuen Hunger zu stillen; aber das Vertrauen ans Gott
hat mich immer aufrecht erhalten, und der Allerbarmcr ist auch immer, wenn
die Roth am größten war, überraschend für mich eingesprungen. Besonders,
wenn ich von Fischen geträumt hatte, dann wnßte ich, daß mir der liebe Gott
am nächsten Tage helfen würde, denn Fische, wie Sie wissen, bedeuten Geld."

„Nein, das weis; ich nicht," «ersetzte ich, ein mitleidiges Lächeln gewaltsam unterdrückend.

„Ei!" rief er, über solche Unwissenheit verwundert, ans, „das müssen Sie sich aber werken: Fische, d. h. lebendige, im Wasser schwimmende Fische, nicht etwa todte, gekochte oder geräucherte, verkünden Ihnen mit unfehlbarer Sicherheit den baldigen Eingang von baarem Gelde. Unzählige Male hat sich diese Vorbedeutung bei mir erfüllt. Erst neulich wieder träumte ich, ich stehe hier in meinem Garten am deiche und ich sehe, wie die Karpfen sich handhoch über die Wasseroberfläche emporschnellen — die Schuppen glitzerten nur so in der Sonne, und das Wasser spritzte in silbernen Tropfen nur so umber. Wie ich aufwache, denke ich, du lieber Gott; woher soll dir nur beute Geld kommen? Zinsen sind hente nicht fällig, und du hast kein Guthaben ausstehen, was man dir unangemeldet beut zurückzahlen könnte . . . aber, fehen Sie, kanm hatte ich mich rasirt nnd wollte mich gerade zu meinem Morgenkaffee niedersetzen, da kommt der schiefbeinige Lazarus ,.. Sic kennen ibn doch? nein? er ist unser Lotterieeinnelnner... in die Stube gestürmt und schreit mir entgegen: Ee haben gewonnen in der Lotterie! zehntausend Thaler haben Sc gewonnen auf Ihr ganzes Loos! Gott! was sind Se für ein feiner, für ein kluger, für ein großer Mann! Er belobte mich noch, daß ich das Verdienst gehabt hatte, gerade in seiner College zu gewinnen."

„So so!" sagte ich scherzend, „also auch Lotteriegewinne verstehen Sie einzustreichen? was wird denn die Einschätzungscommission dazu sagen?"

Er sah mich ganz betroffen an und schien zn bereuen, daß er sich verplaudert hatte. Mit Eifer versetzte er:

„Es bleibt doch unter uns? nicht wahr? ick bitte dringend darum; ich wollte Ihnen nur beweisen, daß diese meine Traumdeutung stet« dnrch die Thatsachen bewahrheitet worden ist."

Ich will den guten Quedlinburgern von damals nicht zu nahe treten nnd nicht etwa behaupten, daß dieser brave Philister einen Maßstab für ihre Anschauungen und Weltansichten gab; daß er aber noch in mehreren Eremplaren in diesem gesegneten Oertcken vorbanden war, das kann ick mit gutem Gewissen versichern, und so fühlte ich mit jedem Tage deutlicher, daß meines Bleibens in diesem so reizend am Fuße des Harzes gelegenen, altertümlichen Städtchen nicht lange mehr sein würde.

Was mir den Aufenthalt besonders zu verleiden begann, war der dort schwunghaft betriebene Samenhandel. Er hatte allerdings zur Folge, daß man zur Sommerzeit rings um die Stadt auf endlosen Feldbreiten die duftigsten und sarbenglühendsten Vlumcn blühen sab, die alle zur Gewinnung des Samens gezogen wurden; statt der wogenden Kornfelder sah man nichts als weite Flächen mit wohlriechendem Reseda oder ganze Phlor-, Nosen- und Nelkeugefilde; aber dieser sinnbetäubende Zauber batte auch seiue Schattenseiten, indem er gerade dem Spaziergänger den — Schatten raubte. So weit das Auge blicken konnte, kein Strauch, kein Vanm! nirgends ein

Fleck, wo eine ehrwürdige Buche oder Eiche ihre Aeste breitete und Schutz bot gegen die versengenden Strahlen des Tagesgestirns. In unmittelbarster Nahe der Stadt hatte ich nur noch ein paar alte Linden entdeckt, zu denen ich oft wandelte, um mich am Rauschen ihrer Blatter zu erfreuen. Eines Tages, als ich sie wieder aufsuchen wollte, fand ich sie gefällt am Boden liegen, und Holzarbeiter waren beschäftigt, sie zu Klafterholz zu zersägen und die alten knorrigen Wurzelstubben aus dem Erdreich herauszugraben. Ich fragte ganz bestürzt, warum man die ehrwürdigen Schattenspender gefällt habe. Ja, erhielt ich zur Antwort, die Nurfchen waren im Wege; sie nahmen dort den Nesedas gar zu viel Sonne weg; nun haben wir sie beseitigen müssen, und hier an ihrer Stelle soll ebenfalls Reseda gezogen werden. — So opferte man die schönste Zierde der Landschaft den rücksichtslosen Forderungen des Samenhandels. Mir blutete das Herz, und verstimmt kehrte ich durch den Sonnenbrand nach meiner Klnnse zurück.
Im Spätsommer brach in Magdeburg eine verheerende Choleraepidemie aus, die auch in unserem Quedlinburg mehrfache Opfer forderte. Auch meine Gattin erlitt einen fchweren Anfall, und um die Genesene noch mehr zu kräftigen und auch ineinen zerquälten Nerven durch eine Ortsveränderung vielleicht wieder etwas aufzuhelfen, beschloß ich, mit meiner Familie einen Ausflug an die Lahn zu machen und doil einen Freund auf deni Lande zu besuchen. Mein noch nicht zweijähriges Töchterlein, das zum Mitnehmen noch zu klein war, vertrauten wir den Großeltern in Potsdam an; ich selbst aber fuhr mit meiner Frau und unferm sechsjährigen Buben in einer offenen Ertrapost nach Halberstadt, um dort den ersten Vahnzug zu besteigen, der uns nach dem Gute unseres Freundes bei Wetzlar bringen sollte.
Wir verlebten einen herrlichen Herbstmonat auf dein an der Lahn hochgelegenen Landsitze. Eines Abends waren wir in den fürstlichen Hochwald auf dem linken Flußufer gefahren — wir hatten die Lahn mit unserm Wagen durchfurten müssen, und mitten im Flusse verloren wir eines der Hinterräder des Fahrzeuges, so daß sich dieses mit Wasser füllte und wir nur mit knapper Roth und ziemlich durchnäßt das rettende Ufer erreichten — und waren dort stille Zeugen eines uns Alle mehr oder minder erregenden Iagdvorganges. Die Hirsche standen in der Brunft, und ihr Schreien schallte dumpf und grausig durch den dämmernden Wald. Aufhorchend schritten wir einer Lichtung zu und hatten ihren Rand gerade erreicht, als ein Förster hinter einem Baumstamme leise hervortrat und uns mit flüsternder Stimme ersuchte, Halt zumachen: Seine Durchlaucht säßen in unserer Nähe auf der „Kanzel" und wollten einen Haupthirfch abschießen. Wir standen still und lugten gespannt in die Lichtung hinans, auf der ein Rudel Thiere langsam und ahnungslos uns entgegenzog. Ein geweihter Hirsch, ab und zu einen dröhnenden, langgezogenen Nrunftschrei ausstoßend, umkreiste das Nudel. Da ... . ein Knall, seitwärts von uns aus der Höhe eines Vcmmwipfels! .... das Nndel stutzte, sicherte, machte Kehrt

und trottete in wilder Flucht über die Lichtung zurück. Nur der getroffene Hirsch blieb stehen, und sein Bild zeichnete sich wie ein scharfgeschnittener Schattenriß auf dem Hintergrunde des von orange- und purpurfarbigem Lichte überflutheten Abendhimmels ab. Unbeweglich stand das edle, schöne Thier. Langsam, ohne einen Ton der Klage, in stoisch verbissenem Schmerze, hob es jetzt das stolze Haupt und schien zum letzten Male in die Unendlichkeit des blauen Himmelsdomes blicken zu wollen. Dann ließ es kraftlos und wie gebrochen das matte Haupt langsam wieder sinken. Noch einmal wiederholten sich diese Bewegungen, aber noch langsamer, noch matter, wie mit dein Aufgebot der letzten fchwindenden Kräfte. Dann ging ein leiser Schauer, wie ein Schüttelftost, durch das in feinem leidenschaftlichen Liebeswerben fo plötzlich zum Tode verurtheilte Thier und, unsicher schwankend, kaum noch die sonst so kräftigen, vor keinem Hindernisse zurückschreckenden Sprunggelenke beherrschend, taumelte es. Schritt für Schritt, in die nahe Dickung, um dort in Einsamkeit und Stille den letzten Seufzer auszuhauchen.
Wir, die wir Zeugen dieses ergreifenden Schauspiels gewesen waren, athmeten erleichtert auf, als das schöne Thier sich endlich unfern Blicken entzogen hatte, und noch auf der Heimfahrt tauschten wir unsere Ansichten darüber aus, ob solch ein sterbendes Thier nicht auch von Gedanken an das Sein und Nichtsein bewegt würde, oder ob es, völlig denkunfähig, nur den rein körperlichen Vorgang der Auflösung durchzumachen habe. Die verschiedensten Meinungen kamen zum Vorschein. Mir hatte das kleine Abenteuer eine solche Fülle von Vermuthungen erschlossen, daß ich in einer von Kopfbeschwerden freien Vormittagsstunde des nächsten Tages eine kleine Skizze zu Papier brachte, die fpäter unter dem Titel: „Was er wohl gedacht haben mag?" (nämlich der sterbende Hirsch) in „Ueber Land und Meer" zum Abdruck gekommen ist.
So fpukte, mir gänzlich unbewußt, fchon die Schriftstellerei in meinem Vlute, und die kommenden Ereignisse warfen auch hier fchon ihre Schatten voraus auf meinen Lebensweg.
Auch diefer herbstliche, an Naturgenüssen und verschiedensten Anregungen überreiche Ausflug brachte keine Vessernng meiner schweren Leiden; ein elender Winter folgte ihn,, in dem ich mehr nur vegetirte, als lebte, und mit meinem Glauben an die Weisheit der Nervenärzte und an die Wirkung ihrer Heilmittel war es ein für allemal vorbei.
Vorgreifend will ich hier gleich noch bemerken, daß ich erst im Jahre 1885, nachdem ich volle zwanzig Jahre lang die Hölle nieiner Leiden in mir umhergetragen hatte, eine wesentliche Hilfe bei einem Arzte finden sollte, der damals den Streit der Meinungen stärker als je ein Anderer seiner Collegen entfacht hatte. Dieser Mann war der Professor Dr. Schweninger, der Leibarzt des Fürsten Vismarck. Das Gestirn feines Nnhmes war eben erst blendend hell aufgegangen, denn er hatte in der erfolgreichen Behandlung des durch die verschiedensten Heilkünstler gemarterten und verpfuschten

Fürsten sein Meisterwerk geleistet, nnd seine Ernennung zum Professor hatte jenen Sturm im Glase Wasser entfesselt, der wieder einmal beweisen sollte, bis zu welch trauriger Einseitigkeit und Voreingenommenheit sich der Facultätendünkel gerade im deutschen Paterlande verirren kann. Ter steifleinene, zünftige, concurrenzneidische Theil des Professorenthums bekämpfte und verdächtigte ihn mit den albernsten Mitteln, und die zahllose Menge der Siechen und Leidenden glaubte nur um so fester an den neuen Messias der Heilkunst und verkündete überall seinen Ruhm und die wunderthätige Kraft feines Verfahrens. Eine Zeit lang wehrte auch ich mich noch gegen den Glauben an feine Leistungen, denn er fing an, für die Welt der Laien geradezu eine Autorität zu werden, uud ich war durchaus nicht antoritätengläubig; wer so oft und so ausnahmslos durch seine Hoffnungen auf ärztliche Erlösung getäuscht worden war, der durfte fchon etwas zweifelfüchtig jeder therapeutischen Berühmtheit gegenüber stehen und in Allen, denen irgend ein Arzt geholfen haben sollte, nur fchwache und gern getäuschte Intelligenzen sehen, die mehr durch ihren eigenen kindlichen Glauben, als durch die Weisheit des Therapeuten, gebessert worden waren. Juden, sorgte gerade der Uebereifer der laienhaften Bewunderer des jungen Professors unbewußt dafür, daß diefer mehr uud mehr im Lichte eines Arztes erschien, der alle Welt nach einer bestimmten Schablone behandelte, wie denn das bald geflügelt gewordene Wort „Schweningercnr" in den Köpfen der Einsichtslosen die Vorstellung erzeugen mußte, daß der Ticke uud der Magere, der Starke und der Schwache, durch Schweninger ausnahmslos auf das Prokrustesbett eines immer gleichen Verfahrens gefpannt würden, Ich unterlag demselben Vorurtheil und würde vielleicht nie den Weg nach Berlin und in die Königgräberstraße (dort wohnte der Professor damals) gefunden haben, wenn meine nachgerade unerträglich gewordenen Kopfbefchwerden mich nicht in jenen Zustand versetzt hätten, in dein der Ertrinkende selbst nach einem Strobhalm greift.

So saß ich denn eines Tages im vollgedrängten Warteraum des fürstlichen Leibarztes nnd fchickte in das Sprechzimmer meine Karte herein, auf der ick verwebt hatte, daß mir mein elender Zustand ein längeres Antichmnbriren unmöglich mache und daß ich um sofortigen Zutritt dringend bäte. Wenige Minuten später stand ich dem berühmten Arzte gegenüber und sah gefesselt in sein kluges, von dunklem, wirrem Barte bedecktes Antlitz, aus dem mich zwei lebhafte feurige Äugen durch die Gläfer einer scharfen Brille prüfend anfchauten. Tiefer erste Anblick war entfcheidend für mich; ich fühlte mich zu dem eigenartigen Manne hingezogen und befchloß, so aufrichtig wie nwglich gegen ihn zn fein, Ich gestand ihm ohne Rückhalt, daß ich uur noch sehr wenig Vertrauen zu den Aerzten hätte und zu ihm nicht in der Hoffnung auf Heilung, fondern eigentlich nur in der Erfüllung einer letzten Pflicht gekommen wäre — der Pflicht gegen meine Familie, der ich die Beruhigung gewähren wollte, daß ich wenigstens nichts unversucht gelassen hätte.

Er hörte mich geduldig an, nahm nur meine Offenheit keineswegs
übel und stellte mit nur das übliche Rigorosum an. Er enthielt sich jedes
Urtheils über die Aerzte, die mich bisher behandelt hatten; nur als ich ihm
berichtete, daß mir der als Nervenarzt berühmte Professor Griesinger einst
empfohlen hatte, mir zur Erlösung von meinen Kopfbeschwerden die hand-
tellergroße Narbe, die meine mir im Kriege widerfahrene Schußverlevung
zurückgelassen hatte, in einer Klinik wieder Herausoperiren zu lassen, da ging
ein feines Lächeln um seine Mundwinkel, und er meinte: „Das war ein
merkwürdiger Rath! wohl Ihnen, daß Sie ihn nicht befolgt haben!" Nach-
dem er mich gründlich untersucht hatte, gab er der festen Ueberzeugung
Ausdruck, mir helfen zu können, und ordnete eine für meinen Fall besonders
geeignete Diät an. Zu meiner großen Freude entdeckte ich später, nachdem
ich mich mit vielen anderen von ihm behandelten Patienten unterhalten
hatte, daß die mir vorgeschriebene Diät in der Thal nicht jener Schablone
entsprach, als deren Vertreter man ihn fälschlich bezeichnete, sondern daß
er für mich ein ganz besonderes Verhalten vorgeschrieben hatte. Ich nahm
in den nächsten drei Monaten an Kürperfülle wesentlich ab, ohne indessen
irgend welche Abnahme meiner Kräfte zn verspüren; im Gegentheil, ich
konnte nun längere Spaziergänge machen und auch ohne jede nachtheiligen
Folgen mehrere Stunden lang am Schreibtische arbeiten, was ich bisher
nie vermocht hatte. Diese ganz offenbare Besserung befestigte sich mehr
und mehr; sie hielt ^ahre lang an, und so behielt ich die veränderte
Lebensmeise, die mir inzwischen zur Gewohnheit geworden war, auch bei
und beobachte sie zum größten Dheil auch heute noch. Wenngleich sich nun
mit dein nahenden Alter auch diese oder jene Beschwerden zeitweise wieder
mehr geltend machen, so kann ich doch der Wahrheit gemäß sagen, daß
unter den zwanzig bis dreißig berühmtesten Hcilkünstlern und Specialisten,
denen ich in meiner langen Leidensperiode hoffend und vertrauend genaht
war, der Professor Schweninger der einzige gewesen ist, der mich nicht ent-
täuscht, sondern nur wesentliche Hilfe und Erleichterung gebracht hat. Da
ich ihn im Laufe der Jahre zudem noch als einen edlen, vornehmen und
hilfsbereiten Menschen, als zuverlässigen, selbstlosen und großherzigen
Charakter kennen und schaben gelernt habe — (die Art, wie er manchem
mittellosen Patienten nicht nur, jedes Honorar verweigernd, seineu ärztlichen
Nath ertheilte, sondern discret auch allerlei materielle Zuwendungen zu
Theil werden ließ, war um so vornehmer, je weniger er selbst davon
sprach; nur auf indirectem Wege habe ich von feiner Hochherzigkeit ver-
schiedene Male Erfahrung gewonnen) — so ist es mir eine angenehme
Pflicht, dem tüchtigen, verdienten und edlen Menschen auch in diesen an-
spruchslose:! Blättern ein bescheidenes Denkmal zu errichten. Sein Andenken
nn'rd bei Tausenden, denen er von mancherlei Leiden und Gebrechen Er-
lösung brachte, ein gesegnetes sein. —

Der Sagenkreis vom geprellten Teufel

INI Zusammenhange mit dem christlichen Vogma von der Versöhnung der ersten Jahrhunderte und dem altgermanischen Götterglauben.

von
August Wünsche.
— Dresden. —

ie Lehre vom Teufel haben die Juden neben anderen Lehren aller Wahrscheinlichkeit nach von den Babyloniern erhalten nnd durch die Berührung mit anderen Religionsanschauungen des Orients, namentlich mit dem Parsismus, allmählich weiter ausgebildet. Ter Tyvhon der Aegppter kommt dabei weniger in Frage. Doch während der Teufel als Widersacher und Gegner der Menschen im alten Testamente Verhältnis)-mäßig noch eine untergeordnete Rolle spielt, tritt er in: neutestcnnentlichen Echriftthum schon viel bedeutsamer hervor. Aus den ihm beigelegten Namen und Attributen erhalten wir ein zinnlich genau bestimmtes und scharf be-grenztes Bild über fein Wesen und Wirken.

Noch ausgeprägter tritt uns die Gestalt des Teufels in einigen zum alten Testamente gehörenden apokrvphischen Schriften und in den An-schauungen verschiedener christlicher Eecten vor Augen; ebenso habe,: die Kirchenlehrer der ersten sechs Jahrhunderte die biblische Lehre vom Teufel weiter allsgestaltet. Tic reichste Signatur jedoch hat der Teufel dadurch erhalten, daß viele Züge germanischer Götter, Riesen, Nixen und Kobolde ans ihn übertragen worden sind.

Im Hebräischen heißt der Teufel Satan, was soviel wie Gegner, Widersacher, bedeutet. Nach dem Buche Hiob (vergl. 1, ?; 2, 2 ff.) er-scheint er neben den anderen Gottessöhnen noch im Rathe des Ewigen als Vollstrecker des göttlichen Willens. Als er bei der Rückkehr seines Umher-streifens über die Frömmigkeit Hiobs Gott berichtet und sie als eine Folge seines äußeren Glücksstandes hinstellt, erhält er den Auftrag, seinen Besitz

dem Verderben preiszugeben und ihn selbst am Leibe mit der schweren
Krankheit des Aussatzes zu schlagen. Beim Propheten Sacharja (vergl.
3, 1. 2) aber spielt er vor Gott schon den Ankläger des Hohenpriesters
Iosua. Auch das deutsche Wort „Teufel", das im Althochdeutschen tiuvnl,
im Mittelhochdeutschen tilivsl*) lautet und von LlHßllXe»: von (5i«ß«XX5'.v)
herkommt, bedeutet eigentlich Ankläger, Verleumder. Das altdeutsche Wort
dasür ist välaut, das in Voland überging, weshalb der Teufel auch zu-
weilen als Junker Voland auftritt.

In« religiösen Vorstellungskreise der germanischeil Volker, vor Allem
der deutschen, spielt der Teufel eine hervorragende Rolle. Es wird ihm
ein Wirkungskreis zugeschrieben, dem gegenüber selbst Gott in der Macht-
svhcire seines Weltregiments als beschränkt erscheint. Nicht nur, daß er
allerhand Unglück in die Welt bringt, Krankheiten und Seuchen schickt, die
Frucht in Feld und Garten schädigt, den Nutzen des Viehes im Stalle ver-
eitelt, er verleitet auch die Menschen unter allerhand Verlockungen zum M-
fllll von Gott, verführt sie zur Sünde und sucht ihre Seelen in seine Ge-
walt zu bringen, um sie in die Hölle zu versetzen. Doch nicht immer er-
reicht der Teufel sein Ziel. Oefters wird er von den Menschen, die mit
ihm einen Vertrag geschlossen und sich ihm als Eigenthum verschrieben haben,
hinter das Licht geführt und er wird zun: betrogenen, geprellten, über-
listeten und dummen Teufel. Durch die von den Menschen dabei ange-
wendeten Kniffe und Pfiffe wird er zn einer Figur, die bei allem Grausen-
erregenden doch viel Drolliges hat und unser Lachen erregt. Zur Entstehung
und Herausbildung der komischen Figur des Teufels hat vor allein zweierlei
beigetragen, einmal das Dogma von der christlichen Versöhnung, sodann der
alte germanische Volksglaube. Die erste Grundlage zu der Vorstellung vom
geprellten Teufel giebt uns schon das Evangelium des Nicodemus, Eap. 20,
22 und 23 in der Unterredung des Satans mit dem Hades, wo die Ueber-
windung des Satans als ein Werk der Ueberlistung durch den Erlöser dar-
gestellt wird. Vergl. H,eta Ilioiuas F 42; ^68taiuontuin ^,8sr o. 7, <ct.
^adrie. p. 696. Noch deutlicher erhellt dies aus den» Kampfe des höchsten
Gottes mit dem ihm feindlich widerstrebenden Demiurgen, wie er vorzugs-
weise in der Lehre der häretischen Nichtung der Ophiten und im Systeme
des Gnostikers Marcion erscheint. Der Demiurg hatte als Schöpfer und
Beherrscher der Welt und insbesondere des Menschen ein Nccht auf dessen
Besitz. Der vom höchsten Gotte aber gesandte Erlöser fiel in sein Reich
ein und suchte ihn, die Menschheit abwendig zu machen. Da der Demiurg
dieses Vorgehen als einen Eingriff in sein Recht und als eine Verminderung
seiner Machtbefugnis; betrachtete, fo bot er mit seinem Dämonenheere Alles
auf, um den Gegner durch den Tod aus dein Wege zu räumen. Doch

') Der Ucberaana dieses Wortes n»s dein Mittelhochdeutschen in das Neuhoch-
deutsche ist derselbe wie bei limte in heute und bei liuw in Leute.

sein Plan, so fein und schlau er auch ausgesonnen und berechnet war, miß-
glückte, denn der dem Erlöser bereitete Tod bewirkte gerade das Gegentheil
von dem, was er gerade beabsichtigt hatte. Treffend schildert Bauer in
seinen, Werke: Die christliche Lehre von der Versöhnung, Tübingen 183K,
S. 29 den ganzen Vorgang mit den Worten: „Ter Kampf des Erlösers
mit dem Temiurg sollte für jenen mit dem Sieg, für diesen mit einer
Täuschuug enden, indem er vereitelt sah, was er beabsichtigte. Diese
Täuschung erhielt eine um so anschaulichere Wahrheit und trat um so un-
mittelbarer in ihrem eigenthümlichen Begriff hervor, je kurzsichtiger der
Demiurg erschien, je mehr er selbst zu seiner Täuschung die »and bot und
sich durch seine eigenen Waffen schlagen ließ. Dazu diente nun gerade der
Begriff der (Gerechtigkeit. Die eigenen von dem Demiurg selbst als dem
Gott der Gerechtigkeit gegebenen Gesetze sprachen ihm das Urtheil, daß er,
wie er Jesus, den Gerechten, getödtet hatte, so nun selbst von ihn« getödtet
und der bisher geübten Herrschaft beraubt werden müsse." Auch Tertullian
kennt die Loskaufung von den bösen Geistern durch Christus. Vergl. cke
?uß» <!. 12.
Die orthodoxe Kirchenlehre setzte nuu an die Stelle des Demiurgen
der gnostischen Systeme den Teufel. Zunächst war es Irenäus, der heftige
Gegner der gnostischen Speculation und philosophische Verarbeiter der
historischen Grundlagen des Christenthmns, der die Lehre von der Ver-
söhnung in diesem Sinne ausbaute und sie unter den Begriff der Gerech-
tigkeit stellte. Kam dem Demiurg als Schöpfer der Menschen von vorn-
herein ein gewisses Recht auf sie zu, so brachte der Teufel sie durch die
erste Sünde in seine Gewalt. Nenn auch die ersten Menschen, die das
Eigenthum Gottes waren, dnrch seine Ueberredungskünste, den Willen Gottes
zu übertreten nnd von der Frucht des verbotenen Baumes der Erkenntnis;
des Guten und Bösen zu essen, von ihm zur Sünde verführt worden waren,
fo hatten sie sich doch durch eigene Zustimmung zum Ungehorsam verleiten
lassen und waren somit freiwillig in sein Nch gegangen. Zwar hätte Gott
das Recht zugestanden, dem Teufel die mit Unrecht an sich gebrachte Nente
mit Gewalt wieder zu entreißen, doch seine Gerechtigkeit sträubte sich da-
gegen. Ans Liebe znr ihr schlug er mit ihm ein rechtliches Verfahren ein.
Beruhte das Recht des Teufels auf den Menfchen darauf, daß er sich aus
eigener Wahl in seine Gewalt gegeben hatte, so hörte dieses Recht von
selbst auf, wenn ein Menfch mit eigener Willenskraft ihm wieder abrang,
was ihm eingeräumt war. Gelang einein Menschen das zu vollbringen,
so war der Teufel genüthigt, selbst anzuerkennen, sein Recht ans die Menschen
verloren zn haben, und er konnte gezwungen werden, seine Beute wieder
herauszugeben. Zu diesem Zwecke erschien nun Jesus Christus, der Gott-
mensch. Dieser mußte einerseits Gott sein, weil ihm eine Leistung oblag,
die über die sittliche Kraft des Menfchen hinausging, er mußte aber anderer-
seits auch wieder eiu Mensch sein, weil die Besiegung des Teufels auf

rechtlichem Wege nur durch einen Menschen erfolgen konnte. So brach Jesus
als der Stärkere in das Haus des Starken ein, nahm den Teufel in
dem Augenblicke, wo er sich auch seiner bemächtigen wollte, gefangen und
entriß ihm dadurch zugleich die, welche von ihm gefangen genommen worden
inaren.^) — Von einer eigentlichen Täuschung des Teufels durch Gott
ist bei Irenäus noch keine Nede, vielleicht hat er sie mit Absicht vermieden,
um nicht den Gnostikern Anlaß zu dein Einwände zu bieten, das rechtliche
Verfahren gegen den Teufel habe eine Einschränkung erlitten. Wohl aber
erscheint Jesus dadurch, daß er aus freier Entschließung sein Blut am
Stamme des Kreuzes für die Menschen vergoß, unter dem Gesichtspunkte
eines von Gott dem Teufel angebotenen Losegeldes ()>uip5v). Gott wird
dabei als Kaufmann gedacht, der mit dein Teufel das Geschäft abschließt.
Doch schon Origenes führte den Gedanken einer von Gott beabsichtigten
Täuschung durch ein Lösegeld in die christliche Versöhnungslehre ein, wenn
er auch noch der Ansicht war, daß Jesus dem Teufel das Lösegeld gab,
während es doch Gott zu leisten hatte, damit der gegen die Menschen
lautende Schuldbrief zerrissen und die rechtmäßige Herrschaft des Teufels
gebrochen würde. Nach feiner Theorie waren nur durch die Sünde in die
Gemalt des Teufels übergegangen, daher war eine Wiederloskaufung not-
wendig. Jesus Ehristus brachte den Kaufpreis dar, indem er in freier
^iebe seine menschliche Seele als Lösegeld den: Satan überlieferte. Zu
diesem Zwecke nahm er Knechtsgestalt an und erschien auf Erden, wo der
Tod feine Herrschaft entfaltet, wie ein edler König, wenn er mit dem
Usurpator kämpfen und doch die Unterthanen schonen will. In allen Stücken
den Menschen dem Anschein nach gleich, stellte er sich unter sie, ließ sich
durch Judas verrathen und durch die Henker an's Kreuz schlagen. Doch
als er in das Todtenreich hinabstieg, verursachte seine Seele dem Teufel
solchen Schme^, daß er sie nicht festzuhalten vermochte. Nach drei Tagen
brach er aus der Hülle aus und befreite auch die daselbst festgehaltenen Seelen
der Menschen, die an ihn glaubten. Dadurch, daß der Teufel sich einbildete,
Jesu Seele sei nicht mehr werth als die Seelen der anderen Menschen,
täuschte er sich, denn sie war, weil sie mit dem Logos zu einer unauflös-
lichen Einheit verbunden war, mehr werth als die Seelen sämmtlicher
Menschen, angines stellt diesen Selbstbetrug mit großer Lebendigkeit dar
und giebt ihm ein fast dramatisches Gepräge. „Er (unser Heiland) trieb
es," so heißt es bei ihm in Uattli. XVI, 8, „im Dienste für unser Heil
soweit, daß er seine Seele zum Lösegeld für Viele gab, die an ihn glaubten.
Hätten Alle au ihn geglaubt, so würde er seine Seele für Alle gegeben
haben. Wem gab er aber seine Seele zum Lösegeld für Viele? Gewiß
nicht Gott. Nicht also dem Teufel? Denn dieser herrschte über uns, bis
ihm die Seele Jesu zum Lösegeld für uns gegeben war. Diese hatte

*) Ireniwz -uivLis. dllsiez, V, 1,1: 21,3: III, 18,?: 16,9; 1!», 3.

so August wünsche in vresden.
er nämlich gefordert, betrogen durch die Einbildung, sie beherrschen zu können,
er bedachte jedoch nicht, daß er die mit ihrer Festhaltung verbundene Qual
nicht ertragen könne. Deswegen herrschte der Tod, welcher über ihn zu
herrschen schien, nicht mehr über ihn, da er unter den Todten frei und
stärker als die Macht des Todes war. Ja, er ist dein Tode soweit über-
legen, daß Alle, die unter den vom Tode Neberwundenen ihm folgen wollen,
ihm folgen können, ohne daß der Tod Etwas gegen sie vermag. Wir sind
also mit den» kostbaren Blute Jesu erkauft. Zum Lösegeld für uns ist
die Seele (Hu/'H) des Sohnes Gottes gegeben (nicht sein Geist, denn
diesen hatte er nach Luc. 23, 46 bereits vorher seinem Vater übergeben), auch
nicht sein Körper, denn von diesem finden wir nichts dergleichen aufge-
zeichnet". Vgl. IImu. in Nxocl. VI, 150; lom. in ^c»au. VI, 152; loin.
in N»ttn. XIII, 580; Hom. in I.sv. I, 286. Da Origenes ausdrücklich
die Seele Jesu von seinem Geiste unterscheidet, so unterliegt es wohl kaum
einem Zweifel, daß er unter jener sich die menschliche und unter diesem
die göttliche Natur oder den Logos in Jesu gedacht hat.
Die von Origenes aufgestellte Versöhnungstheorie beherrschte im Großen
und Ganzen für längere Zeit die Kirche. Wenn auch Gregor von Nvssa,
der hinsichtlich der wissenschaftlichen Erfassung und Durchdringung der christ-
lichen Lehre Origenes am nächsten kommt, in seiner oratio oatsenstioa
o. 22—26 an der Vorstellung des Origenes beanstandet, daß deni Teufel
eine rechtmäßige Herrschaft über die Menfchen gebührt habe und ihm vom
Erlöser ein Lösegeld angeboten worden sei, so hält er doch nicht nur an
den» den: Teufel gespielten Betrug fest, fondern fucht ihm noch den Stempel
größerer Wahrscheinlichkeit aufzudrücken, als dies von Origenes geschehen
war. Erklärte Origenes nur, der Teufel sei in das Netz des Kreuzes ge-
fallen, fo erörtert er, warum der Teufel Verlangen trug, sich des Erlösers
iu bemächtigen, und wie es kam, daß er den ihm gespielten Betrug nicht
merkte. In erster« Hinsicht lehrt er: Da bei dein Teufel die Wurzel der
Bosheit die Selbstsucht ist, so konnte er sich zu dem von Gott ihm gebotenen
Tausche nur dann verstehen, wenn er für das, was er bereits in feiner
Gewalt hatte, etwas noch Kostbareres und Werthvolleres zu erhalten hoffen
konnte, „Etwas, was seinem Stolze neue Nahrung gab". Jesus besaß nun
in Folge der ihm einwohnenden Wunderkraft Vorzüge, wie er sie noch an
keinem Menfchen wahrgenommen hatte. Dieselben reizten seine Begierde
in solchem Grade, daß er auf den Tauschvertrag einging und Iesum als
Lösegeld für die annahm, die sich bereits in seinem Bereiche befanden.
Doch wie konnte sich der Teufel über die Person Jesu so arg täuschen? Das
hatte darin seinen Grund, daß Jesus die Hülle eines Menschen angenommen
hatte. Der Teufel übersah den in ihm verborgenen Logos, er merkte nicht
seine göttliche Natur. Gott spielt dabei die Nolle eines klugen Fischers,
der seine Angel mit der Lockspeise nach dem Teufel auswirft. Unter der
Angel hat man sich das Göttliche in Jesu, unter der Lockspeife das Fleisch

oder das Menschliche in ihm vorzustellen. Gregor von Nyssa bedient sich
selbst des Bildes, die Gottheit in Jesu habe sich unter der Hülle der
Menschheit verborgen, damit, nach Weise der lüsternen Fische, mit der Lock-
speise des Fleisches zugleich die Angel der Gottheit verschlungen werden
sollte. Wie ein gieriger Fisch schnappte der Teufel nach Jesu und ver-
schlang mit der Menschheit zugleich die Gottheit. Ein Unrecht widerfuhr
dem Teufel damit fchon deshalb nicht, weil er durch die ihm vorgehaltene
Hülle der menschlichen Natur nur ganz in der Art bewogen wurde, wie
von ihm selbst die ersten Menschen durch die Lockspeise der Lust betrogen
worden waren.

Wie Gregor von Nyssa, so stellen sich auch Gregor der Große, Cyrill,
Leo der Große, Ambrosius nnd Johannes von Damaskus unter Heran-
ziehung verschiedener Bilder die Erlösung als einen von Gott dem Teufel
angebotenen Tausch dar, bei dem dieser überlistet und betrogen wurde.
Damit der Teufel die gottliche Natur in Jesu nicht gewahr werde, ging
sie gleich bei der Menschwerdung mit dem Fleisch eine innige Verbindung ein;
märe ihm von vornherein ihre wahre Bedeutung klar gewesen, so hätte er zu
dem Haudel nicht die Hand geboten. Dadurch nun, daß der Tenfel sich
an Jesu, den« Heiligen und Sündlosen, vergriff, ihn mit Versuchungen
plagte und zuletzt tüdtete, überschritt er seine Rechtssphäre und mußte in
Folge dessen auch alle diejenigen hergeben, die bis dahin mit einem ge-
wissen Rechte in seiner Gewalt waren. Vergl. Gregor d. Gr., Homil. in
LvanFss. II, 25, 8; Leo d. Gr. 8orm. XXII, 4; Ambrosius, Vxp. in
LvanF. IM.:. lid. IV. N6. Vsn. I'um. IV, 3. 827. Mit dieser Vorstellung
einer gewaltsamen Rechtsüberschreitung seitens des Teufels verlor der listige
Betrug durch den täuschenden Vertrag gewissermaßen seine rechtswidrige
Natur. Gregor der Große und Leo der Große speciell vergleichen den
Teufel mit dein Leuiathan, den der Erlufer mit dem Hamen gefangen nahm.
Die menfchliche Natur in Jesu war wieder die Lockspeise, durch die der
Teufel gewaltig gereizt wurde. Indem er dieselbe verschlang, durchbohrte
ihn der Stachel der göttlichen Natur in Jesu, und er wurde inne, die
Seele des Gottmenschen nicht festhalten zu können. Die Worte Hiob 40, 25 f.:
„Ziehst Du wohl den Leviathan am Hamm und senkst Du in Angelschnur
seine Zunge? Kannst Du einen Vinsenring in seine Nase setzen und mit
seinem Haken durchbohren seine Backe?" boten für diefe Ansicht eine will-
kommene biblische Stütze. Johannes von Damaskus zieht zur Erläuterung
des Vorganges als Vergleich den Saturnmythus heran. Als der Teufel
nach der menschlichen Natur in Jesu, der dargebotenen Lockspeise, begierig
schnappte, wurde er zugleich von dem Hamen der Gottheit ergriffen, und es
erging ihm wie dem Saturn, der alle seine verschluckten Kinder wieder
herausgeben niußte. Vergl. ^ou. vaingslc. III, 27.

Auf wie fchwachen Füßen in sittlicher Hinsicht auch die vorgeführten
Erlöfungstheorien stehen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß durch sie bei

allem Ernste eine heitere Komik und ein köstlicher Humor geht. Ebenso wie der Teufel die Menschen mit Ueberlistung durch die erste Sünde in seineu Besitz gebracht hatte, ebenso wurden sie ihm mit Ueberlistung auch wieder entzogen. Sein Betrug wurde ihm mit einem gleichen Betrug erwidert. Selbstredend mußte der ganze Gedankenkreis aus der Bibel geschöpft werden, und außer der bereits angezogenen Stelle im Hiob waren Aussprüche wie Eph. 3, 9; 1. Petr. 1, 12; Ich. 1, 5 und 1. Cor. 2, 8 den leitenden Motiven sehr günstig.

Doch nicht nur das Dogma von der christlichen Versöhnung hat zur allmählichen Ausgestaltung der Figur des geprellten Teufels, wie sie in den Volkssagen uns vor Augen tritt, beigetragen, es ist auch der alte germanische Götterglaube dabei wesentlich mit im Spiel gewesen und hat immer frischen Anwuchs und neue Triebe gezeitigt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei der Ehriftianisirung der Germauen die römische Kirche sehr behutsam zu Werke ging und den christlichen Glauben soviel wie möglich an deutsch-heidnische Vorstellungen anzupassen sich bestrebte. Deshalb übertrug man verschiedene Götter in ihren» freundlichen Wirken auf den Heiland und feine Apostel. Auf den Teufel wurde alles Dasjenige vereinigt, was in dem Wesen der Götter, Riesen, Nixen, Kobolde und Elben für die Menschen verderblich und unheilvoll war. Wenn auch die Volksmeinung der Verteuselung der segenspendendeu Götter Widerstand geboten haben mag, so war doch Manches in ihrem Wesen, was sich in ein ungünstiges Licht stellen ließ. So sind vom obersten und höchsten Gotte Odin oder Wuotan verschiedene Züge und Wesenseigenthümlichkeiten im Bilde des Teufels leicht wiederzuerkennen. Wie er, der Beherrfcher des Luftreiches, als wilder Jäger in den Wolken am Himmel dahinjagt und die Seelen mit sich fortführt, fo zieht auch der Teufel als Höllenjäger nach Beute aus und reißt sie in raschem Fluge durch die Luft mit sich fort. Als erläuterndes Beifpiel dafür mag die Haddingfage (vergl. Saro 1, 12) und die Vraunfchweiger Sage von Heinrich dem Löwen dienen. Dort hüllt Odin seinen in der Schlacht geschlagenen Günstling in seinem Mantel, unter dem man sich die Wolke vorzustellen hat, und führt ihn in schnelle:» Galopp in die Heimat, hier wird Heinrich der Löwe vom Teufel durch die Luft getragen.*)

Als wilder Jäger ist Wuotan in einen grauen Mantel gehüllt und trägt einen Schlapphut auf dem Kopfe, oder er tritt als „Grönjette" auf. Ganz ebenfo erscheint der Teufel bisweilen als ein altes graues Männchen oder als Jäger und Ritter in grünem Mantel und mit eingedrücktem Hut. Vergl. Grimm, Kinder« und Hausmärchen Nr. 43 und 101. Auch der vom Teufel sorgfältig verborgene Pferdefuß deutet auf Wuotau hin, der auf einem achtbeinigen Schimmel Sleipnir durch die Luft reitet. Nach

*) Vielleicht ist Heinrich der Lowe erst an die Stelle des edlen Möringer getreten, von den« die jüngere Edda in den Dämisagen berichtet.

einer anderen Seite hin nimmt Wuotan die Seelen der im Kampf gefallenen
Helden in Walhall gastlich auf und bewirthet sie, auch den Teufel stellt
man sich zuweilen als Höllenwirth vor. Ganz besonders scheinen die
Bündnisse, die in den Sagen von, geprellten Teufel eine fo große Rolle
spielen, in dem Schutzverhältnisse Wuotans und seiner Günstlinge ihre
Erklärung zu finden. Wer ein solches Nündniß nnt dem Teufel schloß,
mußte sich auf feste Jahre zu feinem Dienste verpflichten; war die Frist
vorüber, so war er ihm verfallen. Daß bei solchen Bündnissen der Be-
treffende seine Unterschrift mit seinem Blute, das er fiel, durch Ritzen aus
der Hand entlockte, zu geben hatte, rührt sicher von dein Brauche her, wie
in alten Zeiten Freundschaftsbündnisse geschlossen wurden. Wie endlich dem
Odin, so wird auch dein Teufel die Erfindung des Würfelspiels zugeschrieben.
Tie in der Nähe der Burg Franz von Sickingens bei Landshut in der
Pfalz liegenden drei Steine sollen nach der Sage noch die Würfel sein, mit
denen der Teufel und der Ritter miteinander spielten. In der Hölle wird
gern um Menschenseelen gewürfelt, sei es, daß der Teufel selbst der Spieler
ist, sei es, daß der Apostel Petrus, wie das bekannte ^ndlinu 8t. ?wrre
et 1s .lou^lsul beweist, in die Hölle kommt und mit dem während der
Abwesenheit des Teufels Wache haltenden Spielmann würfelt und ihm alle
in der Holle weilenden Seelen abgewinnt nnd sie mit sich in den Himmel
führt. An Stelle des Würfelspiels ist später das Kartenspiel getreten.

Weiter hat Thor oder Donar an den Teufel verschiedene Wesens-
eigenthümlichkeiten abgetreten. Bor Allem mag sein rother, auf seine Blitz-
und Gewitternatur hinweisender Bart im Zusammenhange mit dem rothen
Mantel stehen, mit dem der Teufel bisweilen nngethan ist. Roch deutlicher
erhellt die Beziehung zwischen Beiden durch den Vocksfnß, der den Teufel
in vielen badischen Sagen kennzeichnet. Ferner fährt Donar in seiner
Eigenschaft als Gewittergott auf einem mit zwei Böcken bespannten Wagen,
von denen der eine, weil ihm einst, als er geschlachtet wnrde, ein Knöchelchen
von: Beine verloren ging, lahm geht, Hinkebein ist aber auch eine geläufige
Bezeichnung des Teufels. Sicher gebt auch der Gestank, mit dem der
Teufel, wenn er sich geprellt und überlistet sieht, abfahrt, entweder auf
den Schwefelgestank zurück, den Donar als Gewittergott verbreitet, oder er
weist auf den den Bücken eigenthümlichen üblen Geruch hin.^) Endlich
kann auch eine gegenseitige Berührung darin gefunden werden, daß der
Teufel ebenso wie Thor als Erbauer von Brücken gilt.

Von dem Gotte Heimdali, dem Wächter der Brücke Vifrüst, die Mit-
gard mit Asgard verbindet, mag namentlich das ihm heilige Thier, der
Hahn, das uralte Sinnbild des Lichtes und des Feuers, in die Teufels-
sagen gedrungen sein, denn vielfach wird der Teufel, wenn er schon am

') Doch die Vöckc mit ihrem Venich scheinen selbst Donar nls Gewittecgott zu
symbolisiren.

6H August wünsche in viesden.
Ziele seines Werte? zu sein glaubt und eine Menschenseele erbeutet zu haben meint, plötzlich durch das Krähen des Hahnes geprellt. Merkwürdig vertreibt auch nach altpersischer Sage der heilige Hahn Pnrodar die Dämonen oder DivZ in der Nacht.
Weiter sind Vorstellungen von Loki, dem Gegner und Widersacher der nordischen Götter, auf den Teufel übergegangen. Nach der Edda wird Loki mit seiner ganzen Sipve wegen seiner Tücke, Verschlagenheit und Bosheit von den Göttern mit List überwältigt und gebunden unter der Erde gehalten, erst am Weltende bei der Götterdämmerung soll er wieder loskommen. Tiefer Ideeickreis verschmolz mit der christlichen Lehre vom Leuiathan, dem Sinn-bild des Teufels, der gleichfalls vom Erzengel Michael gefesselt wird nnd bis zum jüngsten Tage in der Hölle liegen muß. Toch der Teufel wird auch felbst gefesselt und unschädlich gemacht. So bezwingt nach einer Sage aus der schwäbischen Alp (uergl. Meier, Sagen, Sitten nnd Gebräuche aus Schwaben 1, S. 161, Nr. 189) der Heiland de» Teufel in einem Kampfe auf dein Rofenstein bei Heubach nnd bannt ihn in die schauerliche Teufels-kliuge, wo er bis zu seiner Erlösung verbleiben muß. Es ist dies ein Wasserkessel, in den sich von der Felsenwand herab eine starte Quelle er-gießt. Man hört zuweilen noch, wie der Teufel darin an feinen Banden rüttelt und sie zerbrechen will. Neben Loki wird aber auch dem Fenrirwolf uach mehreren mißglückten Versuchen mit einem von den Zwergen verfertigten uuzerreißbaren Bande von den Göttern eine Fessel angelegt. In der Redens-art: „Der Teufel ist los" haben wir sicher noch eine Erinnerung an Fenrirs wiederholtes Sichfreimachen von den starken Bändern nnd Stricken, die ihm von den Göttern um den Hals gefchlungen wurden.
Schließlich spielen auch manche Thieropfer, die den germanischen Göttern dargebracht zu werden pflegten, in verschiedenen Sagen vom ge-prellten Teufel eine Rolle, so das schwarze Schaf, der schwarze Geisbock, das schwarze Huhn nnd ein Hahn, der an einem Donnerstag im März aus dem Ei geschlüpft ist. T. Kuhn, Westfälische Sagen, S. 102.
Am hllufigsteu berühren sich die Tenfelsfagen mit Riefensagen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß hier ein Uebergang stattgefunden hat. Ursprünglich bildete» die Niesen, die als Personificationen der rohen Natur-träfte und Elementargewalten zu denken sind, wie die Hervararfaga der Edda schildert, ein freundliches Reich. Erst als die Götter, Wichte und Menschen kamen, trat das Bösartige in ihrem Eharakter hervor. Als Feinde aller Eultur verursachten sie heftige Stürme und eisige Kälte und richteten Bergstürze und Neb erschwemm ungen an, welche die menschlichen Anpflanzungen und Ansiedelungen zerstörten. In Folge dessen erhob sich ein Kampf zwifchen den Riesen und den den Menschen freundlich gesinnten Gölten:, wobei jene trotz ihrer furchtbaren >traft und Starte den kürzeren zogen und von diefen wegen ihrer höheren Einsicht überlistet und geprellt wurden. Selbst dem Menschen gegenüber mußten die ungeschlachten Unholde

das Feld räumen. Eine solche culturfeindliche und zerstörende Thätigkeit
wird nun aber auch dem Teufel zugeschrieben. Auch er bringt Krankheiten
über die Menschen und schädigt den Ertrag des Feldes, fodaß Mißernten
entstehen. Vor Allem will er sich des Menschen selbst bemächtigen, dieser aber
nimmt den Kampf mit ihm auf und geht durch seine Klugheit als Sieger über
ihn hervor. Hinter dein Schmiede von Bielefeld, Apolda n. f. w. in dem
bekannten Märchen, der den Teufel im Sacke auf dem Ambos ganz windel-
weich hämmert, so daß er ein Zetergeschrei erhebt und um seine Freilassung
bittet, verbirgt sich sicherlich der seinen Hammer auf das Haupt der Niesen
schwingende Thor. Ist doch „Meister Hämmerlein" auch ein gebräuchlicher
Beiname des Teufels. Bei näherer Betrachtung erweisen sich ferner alle
die Sagen, nach denen der Teufel »nächtige Dämme, die lwer durch den
See gehen, Mauern, nach Art der Zyklopen, und Brücken, die hoch in den
Himmel hineinragen und über Abgründe, Schluchten und Thäler führen,
als christianisirte ortliche Nicsensagen. Auch Hünen- und Nrunhildebetten
berühren sich mit Teufelsbetten,. S. Grimm, Myth. S. !»7N.
Nach germcmifchem Volksglauben rühren die zahlreichen erratischen
Blocke, vorzugsweise die, welche auf dem Flachlande von Norddeutschland
vorkommen, von Niesen her, die sie sich entweder im Spiele gegenseitig zu-
geworfen, oder die sie im Zorne gegeil Götter und Menfchen richteten.
Ändere wiederum sind kleine Steinchen oder Sandkörner gewefen, die die
bliesen in den Schuhen trugen, und die sie, weil sie ihnen Druck ver-
ursachten, ausschütteten. Insbesondere werden Dämme oft als Sand und
Erde bezeichnet, die eine Niesin bei ihrem Aufstiege auf den Berg aus
oem Loche ihrer Schürze verlor. So ist beispielsweise der Teufelsdamm
im Paarstein'schen See das Werk einer Niesin, den sie mit drei Schürzen
voll Erde erbaute, als sie aber die dritte Schürze herbeibrachte, brach
sie ein Bein, und das Werk blieb unvollendet. Dein Aehnliches wird
auch vom Teufel berichtet. Namentlich sollen die in der Nähe von
manchen Kirchen, Munstern, Kapellen und Klöstern liegenden Steine von
ihm stammen. Die Sagen erzählen, daß er sie ans der Luft herabfchleuderte,
weil ihm die Stätten des Ehristenthums verhaßt waren und er es auf ihre
Zertrümmerung abgesehen hatte. Die in den Felsstücken noch vorhandenen
Abdrücke von Händen und Füßen werden ebensowohl auf den Teufel wie
auf die Riesen zurückgeführt. Daneben deuten noch verschiedene andere
Umstände darauf hin, daß an Stelle der Niefen nach der Bekehrung der
Germanen zum Ehristenthume vielfach der Teufel getreten ist. Bildet doch
der Name Drus, der sicher eine Entstellung von Thurs ist, eine gewöhnliche
Bezeichnung des Teufels. S. Kuhn, Westfälische Sagen, S. 110. Im
Mythus vom Swadilfari, durch dessen Hilfe der Baumeister <8miclKr) in
einein Winter den Göttern eine Brücke zum Schutze gegen die Berg- und
Reifriesen erbaut, sind ohne Zweifel die Niesen in den Teufel übergegangen.
Wahrscheinlich bildet, auch die Sage von der Ellerimitter, der neunhundert-

köpsigen Mutter Hmnirs, die nach H^miskvidha 8 die beiden Götter Thor und Tyr beim Besuche in ihrer Wohnung durch Verstecken vor ihrem grimmigen Sohne rettet, die Grundlage zu der volksthümlichen Figur von des Teufels Großmutter. Im Märchen vom Glückskinde bei Grimm Nr. 29 heißt des Teufels Großmutter geradezu noch Ellermutter. Ebenso mag in der Redensart: „vom Teufel holen" noch ein alter Ueberrest des ehemaligen Glaubens an Riefen verborgen liegen, indem man annahm, jeder Vermißte fei von Trollen oder andern schlimmen Wichten (uvättir) geholt worden. Endlich wie Thiere und Pflanzen früher nach Göttern oder Riesen, so wurden sie später nach dein Teufel benannt oder wenigstens mit ihm in Verbindung gebracht; namentlich war dies der Fall, wenn die fchädliche Seite des Thieres oder der Pflanze vor der nützlichen überwog. S. Grimm, Myth. 2. 981, u. Kuhn, Westfälische Sagen, II, 110. Was die Pflanzen anlangt, so geht dies ganz deutlich aus dem Hafer hervor. Dieser war denl Loki heilig, und in dem Sprichworte: „Der Teufel hat feinen Haber" wird derselbe auch in Beziehung zum Teufel gesetzt. Die Gpmnadenia ferner, eine Orchidee mit handförmig getheilter Wurzel, heißt die Teufels-hllnd, ihr altnordischer Name ist ?ornsoto8 lolwß, nach der Hand des alten Riesen Forneot benannt. S. Simrock, Myth., S. 550, u. Chevalier, Der deutsche Mythus in der Pflanzenwelt, zweiter Jahresbericht des t. k. Nenl-Gnmnasiums in Smichow 1876, S. 30. Sogar die Wichte, Zwerge u»t> Elben, die nach dem alten Volksglauben ursprünglich in gleicher Weise wie die Niesen ein friedliches Reich bildeten und erst böse wurden, als die Menschen kamen, haben verschiedene Züge an den Teufel abgegeben. Aus dem Wassermann ist geradezu der Teufel geworden, wofür die Sage vom Teufelsbade, einem Weiher bei dem Kloster Michelstein, unfern Vlankenburg im Harze, fpricht. Vergl. Pröhle, Ans dem Harz S. 85, n. Menzel, Deutsche Dichtung I, S. 95. Nach mythologischer Vorstellung baut der Nix ebenfo wie nach christlicher der Teufel gegen ein Pfand oder ein Opfer eine Brücke, wird aber geradeso wie dieser nicht selten betrogen. Besonders sind den Wassergeistern die Mühlen verhaßt, weil sie durch dieselben in ihrem Thun und Treiben beunruhigt werden; deshalb trachten sie, ihren Van zu ver-hindern, oder, wenn sie bereits fertig sind, arbeiten sie an ihrer Zerstörung. Ganz ebenso verfährt der Teufel mit Mühlen, die er auf Grund eine? Vertrages mit einem Müller erbaut hat und dann von ihn« getäufcht worden ist. Für den thatfächlichen Uebergang der Niren in den Teufel ist auch der Umstand heranzuziehen, daß Mädchen in wildem Tanze von jenem wie von diesen davongefübrt werden. Nach Wolf, Nieder!. Sagen Nr. 514, walzte ein schlimmer Nir, der die Gestalt eines feinen Herrn angenommen hatte, bei Gent eines Abends eine Jungfrau immer näher dem Nirenbache lNeckerbeeke) zu, bis er mit ihr mit einem Male in den Bach fprang und nicht mehr gesehen ward. Vergl. noch Grimm, Nltdän. Heldenl. Nr. 403 aus Dänemark. Line ganz ähnliche Geschichte lesen wir bei Valvasor, Ehre d. Erzh.

Krain II, 15. 191 vom Teufel. Als vor Zeiten das Volt zu Laibach nach
alter Sitte noch auf dem Markt um die Linde tanzte, mischte sich ein schmucker
Jüngling in feiner Kleidung unter die Tänzer, ergriff die Schäferin Ursula,
eine schöne, aber freche Dirne, und entfernte sich mit ihr im wilden Galopp
immer weiter vom Markte, bis er endlich im Bache Laibach mit ihr ver-
schwand.
Vielleicht hat aber auch der Sagencomvler vom Tode, der von dem
Manschen in dem Augenblick, wo er kommt, um die Seele in Empfang zu
nehmen, überlistet wird und leer ausgehen muß, auf die Sagen vom ge-
prellten Teufel seinen Einfluß ausgeübt und ist auf diese übergangen.
Schon im Talmud Lada datlira toi. 16a hat der Teufel neben anderen
Flamen auch den Namen niatsacn dammavetd, Todesengel. Auch die Sage
von der Prellung des Todes begegnet uns bereits im Talmud. So findet sich
im Tractat Kethuboth toi. 77 d die Erzählung, daß Gott, als Rabbi Iosua
ben Levi sterben sollte, den Todesengel beauftragte, ihm seinen Willen zu thun.
Als derselbe darauf bei dem Nabln Iosua ben Levi erschien, sprach dieser,
er solle ihm seinen Platz im Paradiese zeigen, worauf er ihn aufforderte,
ilnn zu folgen. Nabln Iosua ging mit ihm, doch schon auf dem Wege
listete er ihm unter dem Vormunde das Schwert ab, er möchte ihm damit
einen Schreck einjagen. Als sie vor dem Paradies angelangt waren und
ihn der Todesengel auf die Mauer hob, nm ihm seinen Platz im Paradiese
zu zeigen, sprang er plötzlich hinab-, doch jener hielt ihn am Saume seines
Mantels fest und forderte ihn auf, wieder zurückzukehren. Da aber Rabbi
Iosua ben Levi niemals in seinem ^eben einen Eid gebrochen hatte, so
gebot Gott dem Todesengel, ihn loszulassen. So gelangte der Nabln, ohne
den Tod geschmeckt zu haben, durch die Prellung des Todesengels lebendig
in's Paradies. Selbst das Schwert konnte der Todesengel von ihm nur auf
Gottes ausdrücklichen Befehl wieder zurückerhalten. Viel ausführlicher noch
erzählt diefe Sage das in Venedig 1547 gedruckte Werk tüoldo toi. 136 b
und 13?a, das über die jüdischen Nechte und Satzungen handelt nnd von
einem unbekannten Verfasser herrührt.
Auch in deutschen Märchen hat die Sage von der Prellung des Todes
Verkörperung gefunden. Am bekanntesten ist das Märchen Nr. 44 bei
Grimm: Der Gevatter Tod. Nach demfelben wird der Tod von seinem
Pathentinde, das er durch ein Kraut zu dem berühmtesten Arzte auf der
ganzen Welt gemacht hatte, zweimal hinter das Licht geführt, indem es
die Kranken plötzlich umkehrte, fo daß der Tod zu Häupten derselben zu
stehen kam. Von Hans Sachs ist das Märchen 1553 zu einem Meister-
gesänge und von Jakob Ayrer zu einem Fastnachtsspiel verarbeitet worden;
ebenso hat es in neuester Zeit Rudolf Vaumbach zu einem größeren epifchen
Gedichte: „Pathe des Todes" verwendet. Mit verschiedeneil Abweichungen
begegnet uns die Fabel auch bei Prühle, Kindermärchen Nr. 13, und bei
Prätorius im Glückstopf (1699), S, 147—149. Nach einem Hausmärchen

bei Wolf, S. 365) wieder überlistet der Arzt den Tod. Vgl. Vr. Grit!!,!!, Kinder- und Hausmärchen III, S. 69 f.
Aus den Fabeln von der Ueberlistung des Todes wurde vielleicht auch der Zug mit auf den Teufel übertragen, daß der Todesengel dein, der sich mit der heiligen Schrift befchäftigt. Nichts anhaben kamt. So verfuhr nach dem babylonischen Tractat Maccoth i'ul. 10» Mb Ehasda, als der Todesengel sich ihm nahte, um ihm das Leben zu nehmen. Der Todesengel mußte sich deshalb, um ihm beizukommen, einer List bedienen. Er setzte sich nämlich ans einen Lederholzkasten des Lehrhauses und wartete daselbst so lange, bis er zerbrach. In Folge ,des Geräusches schwieg Mb Chasda einen Augenblick still, und diesen benutzte der Todesengel und nahm ihm seine Seele. Nach dein Tractat e Schabbath idl. Hs)d im babylonischen Talmud bediente sich der Todesengel gegenüber dein Könige David einer ähnlichen List. Als der >tönig sterben sollte, studirte er den ganzen Tag nnunterbrochen hinter einein Garten seines Hauses in dem Gesetze, und der Todesengel hatte keine Gewalt über ihn. Er kletterte deshalb auf einen Baum und fing an, denselben heftig zu ^schütteln. Tn erhob sich David und stieg auf eine Leiter, um nachzufeheu, wer das Geräusch hervorbrächte, jedoch die Leiter zerbrach unter ihm. Da schwieg er still und starb. Auch die Beschreibung des Todesengels, wie sie sich im Talmud und in verschiedenen kabbalistischen Werken der jüdischen Litteratur findet, daß er nämlich ein feuriges Kleid trägt, von der Fußfohle bis zum Scheitel mit Augen bedeckt ist, ebenfo daß sein Anblick Furcht und Zittern erregt und daß er am Lager eines tranken, der zum Tode bestimmt ist, zu dessen Häupteu steht, sind Züge, die zum Teufel passen und wirklich in verschiedenen Märchen und Sagen vorkommen. Im Märchen vom Schmied zu Jüterbog! ist die Prellung de-? Todes und des Teufels fogar zusammengeflossen.

Nachdem wir gezeigt haben, wie die Vorstellung von dem geprellten Teufel fowohl auf Grund des christlichen Dogma? von der Versöhnung wie des altgermanischen Volksglaubens sich allmählich herausgebildet hat, treten wir den zahlreichen Sagengebilden selbst näher und versuchen zuvörderst eine Eharakteristit derselben zu geben.

Im Allgemeinen durchziehen sämmtliche Sagen vom geprellten Teusel keine tiefen ethischen Gedanken. Es ist immer derselbe Gedanke, der in ihnen wiederkehrt, nämlich immer größere Henschast in der Natur und vor Allem in der Menscheuwelt zu erhalten. Sowie er von Gott von der Erde seinen Theil fordert, so strebt er auch, die gottgetreueu Menschen abwendig zu mache»! und in sein Netz zu ziehen. Mit seinem Heere stellt er sich daher bereitwillig in den Dienst des Menschen und hilft ihm bei fchwerer Arbeit. In kurzer Zeit, oft einigen Tagen, meistens fogar in einer Nacht, führt er riefenhafte Bauten, Wälle, Dämme, Brücken und Mauern auf, die das Maß menschlicher Kraft weit überschreiten. Er zaubert aber auch Münster, Kirchen, Kapellen, Klöster, Mühlen mit Wehren, Gehöfte, (karten-

anlagen, Scheunen in einer Nacht hervor. Schon ist der Vau bis auf eine
lleine Lücke fertig, es gilt nur noch den letzten Stein einzufügen, jedoch da
kräht plötzlich der Hahn und verkündet den anbrechenden Morgen. Ter
Teufel ist betrogen, er muh den Vau im Stiche lassen. Um sein Werk
sogleich wieder niederzureißen und dem Erdboden gleichzumachen, schleudert
er einen Felsen oder einen Baustein aus der Höhe herab, der das Dach
durchschlägt, dann zieht er unter Gepolter und brachen mit furchtbarem
Wuthgeheul ab und wird nicht mehr gesehen. Der Mensch sucht den Vau
zu vollenden, oder das durch den Wurf entstandene Loch zuzumachen, doch
vergebens. Was er am Tage baut, stürzt während der Nacht immer
wieder ein. So behält der Vau auf ewige Zeiten fein Teufelszeichen.

Als 5eind des Ehristenthnms sieht der Teufel es gern, wenn der Mensch
uorgiebt, ein Wirthshaus oder ein Vuhlhaus zu bauen, und er ist geschäftig,
ihm dabei zu helfen, merkt er aber, daß es eine Kirche oder eine Kapelle
wird, fo zieht er sich zornschnaubend zurück und sucht gleichfalls durch einen
Steinwurf das Gebäude zu zertrümmern. Häufig tritt er an den besorgten
Vauer heran und verspricht ihm, eine Scheune zur Bergung seines Ernte-
segens oder eine Gartenanlage zu errichten, doch er wird auch dabei geprellt.

In anderen Fällen übernimmt der Teufel die Nolle eines Landmannes, er
pflügt und eggt die Felder, mäht das ('iras mit einem Mäher um die
Wette oder breitet den Dünger für eine Magd auf dem Felde aus, damit
sie zu Tanze gehen kann. Mitunter macht er den Menschen auch zu einein
berühmten Heilkünstler oder er lehrt ihn die schwarze Kunst, so daß er
Wundercuren verrichten, Beschwörungen vollziehen und allerhand Zauber-
werk treiben kann, oder er verschafft ihm Neichthnm und Ansehen, Wohl-
leben und Genuß.

Doch der Teufel thut Nichts umsonst, er fordert seinen ^ohn. Derselbe
besteht in der Regel darin, daß er einen Vertrag mit dem Menschen auf be-
stimmte Jahre schließt und sich von ihm seine Seele verschreiben läßt. Wie
im christlichen Dogma, so fordert auch in der Sage der Teufel für feine
Leistungen immer etwas Höheres und Werthvolleres, als er felbst giebt.
Diefer Gedanke geht wie ein rother Faden durch alle Sagengebilde. Dem
Menschen zwar erscheint das, was er dem Teufel als Eigenthmn verspricht,
gegenüber der Hilfe in der augenblicklichen Nothlnge gering, darnm gebt
er auf den Handel ein. Mit dem Stich einer Nadel in die Hand ent-
lockt ihm der Teufel das zur Unterschrift erforderliche Blut. Bei Brücken-
und Kirchenbauten fordert der Teufel meist die erste Seele, die über die
Brücke oder in die Kirche geht, doch handelt es sich zuweilen auch um die
Seele des Baumeisters, dein er seine Hilfe angedeihen läßt. Bei dein
Vertrage aber übersieht der Teufel in seiner Kurzsichtigkeit die Tragweite
desselben, es ist irgend ein Punkt, den er nicht bedacht hat, und so bietet
er selbst die Mittel zu seiner Ueberlistung und wird mit seinen eigenen
Waffen' geschlagen. Da der Mensch umsichtiger, pfiffiger, schlauer ist, so

findet er einen Ausweg, wodurch der Vertrag hinfällig wird. Anstatt eine Menschenseele zu erjagen, muß sich der Teufel oft mit einer Thierseele begnügen, oder er muß ganz mit leeren Händen abziehen und wird obendrein von den Menschen noch ausgelacht und verhöhnt. Oft verlangt der Mensch, wenn der Teufel nach Ablauf der gefetzten Frist kommt, seine Seele zu holen, noch etwas von ihm, was er ihm besorgen soll, oder er trägt ihm eine scheinbar kleine Arbeit auf, die aber über fein Vermögen geht. So foll er z. B. eine krause Locke des Hauptes oder ein krauses Haar gerade »lachen, oder er soll ein Seil aus den Körnern eines Sandhaufens drehen. Vefchämt steht er dann vor dem Menschen da, er kann sich seiner nicht bemächtigen, da Recht doch Recht bleiben muß. Unter Zornesschnauben über das ihm geschlagene Schnippchen fährt er in folchen Fällen davon, oft einen greulichen Gestank hinterlassend. Wer klug und muthig ist, wer vor Allem die Geistesgegenwart nicht verliert, bleibt von allen Künsten des Teufels, fo ungebärdig er sich auch stellt, frei, sie können ihm Nichts schaden. Räch einigen Sagen begehrt der Teufel für feine Dienste nicht die Seele des Menschen, sondern nnr ein Stück seines Leibes, aber auch da wird er geprellt und muß den Rückzug antreten. Am drolligsten wirken die Sagen, nach denen der Teufel bei der ihm mitgefpielten Ueberlistung selbst noch ein Glied seines Körpers, sei es eine Kralle oder ein Daumen, sei es ein Stück seines Schwanzes, einbüßt. In einer Sage werden ihm die Hörner abgeschlagen, in einer andern bekommt er statt der Braut einen Klumpfuß. Sogar wenn der Teufel sich mit klugen Thicren zu messen «ersucht, zieht er den Kürzeren. Er verliert seine Wette und ist blamirt. So wetteten nach einer Sage bei A. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen I, S. 191 f., einmal ^der Teufel und der Fuchs in der Gegend bei Saalhausen dicht bei Hundesossen mit einander, wer am weitesten über die Lenne springen könnte. Der Fuchs uahm seinen Schwanz in's Maul und sprang bis auf den gegenüberliegenden Berg, der Teufel dagegen kam nur bis an den dicht am Ufer gelegenen Felfen, wo sich sein Kopf, feine Ellenbogen und feine Knie abdrückten und der Stein bis heute im Volksmunde der Teufelsstein heißt.

Was treibt aber den Menschen dein Teufel in die Hände und veranlaßt ihn, auf den angebotenen Handel einzugehen? Vor Allem ist es die Roth, Ratlosigkeit und Angst. Der Mensch befindet sich in der Klemme uud weiß nicht, wie er durch eigene ,^raft aus ihr herauskommen soll. Wohl zittert er beim Eingehen des Vertrages, es wird ihm schwül um's Herz, doch die Nedrängniß ist zu mächtig, sie betäubt sein Gewissen, und so taucht er die Feder in sein Blnt und verschreibt dein Teufel seine Seele. In anderen Fällen wieder sind es Geldgier und Gewinnsucht, Sehnsucht nach Behaglichkeit und Lebensgenuß, die den Menschen bewegen, den verhängnitzvollen Eontract mit dem Teufel abzuschließen. In seinem Leichtsinn gedenkt der Mensch nicht an Das, was er gethan hat; erst wenn der Tennin abgelaufen

ist und er in jedem Augenblicke den Befnch des Teufels zur Empfangnahme
ieiner Seele erwartet, graufet es ihn. Von Gewissensqualen gefoltert, ent»
deckt er dann das ihn folternde Geheimnis; und erhält einen glücklichen
Rath, der ihn aus den fatanifchen Schlingen erlöst. Die die Rettung be-
wirtenden Mittel sind ihrem Wesen nach oft recht einfacher Natur. Da der
Teufel über das Göttliche und Heilige keine Gewalt hat, so inachen nicht
selten heilige Personen, wie Geistliche, Mönche und die Jungfrau Maria,
oder heilige Gercithschaften, wie ein Kreuz, ein Weihkrüglein, das Glocken-
lauten oder Verwendung des Geldes zu einem heiligen Zwecke, oder endlich
religiöse Beschäftigung, wie Gebet, Lesen in der Nibel, Singen geistlicher
Lieder den teuflischen Pact zu nichte. In einigen Fällen bewirkt die
Stimme eines Engels oder ein schönes Frauenbild, die Rettung, er wird
einige Zeit aufgehalten und gefesselt, so daß er den vertragsmäßigen Zeitpunkt
versäumt und die Wette verliert. Bisweilen ist, wie bereits bemerkt, das
rettende Mittel der das Morgenlicht verkündende Hahnschrei, weil der
Teufel als Fürst der Finsterniß sein Werk nur in der Rächt treiben kann
und es sofort einstellen muß, wenn der Tag anbricht. In der Regel wird
das Schreien des Hahnes durch Weiber veranlaßt, indem sie rasch nach
dem Hühnerstall eilen, in die Hände klatschen und dadurch die Hühner aus
dem Schlafe wecken. Doch auch ein künstliche? Kickeriki von Menschen
genügt, um den Teufel zur Flucht zu veranlassen.

In allen den Sagen, wo es sich um Erbauung von Brücken, Damm-
werken und Kirchen durch den Teufel handelt, wird der Handel dadurch
;erstürt, daß über die Brücke oder in die Kirche eine Hirschkuh, eine Geis,
ein Rehbock, eine Gemse, ein Hund, eine Kave oder ein Hahn geschoben
wird, weil in dem Pacte es sich allgemein nur um eine Seele handelte und
unbestimmt blieb, ob damit die Seele eines Menschen oder die eines Thieres
gemeint sei. Mit Hast ergreift der Teufel das betreffende Thier und zer-
reißt es in Stücke. Einige Male muß sich der Teufel fogar an Stelle der
Seele des Menschen mit dessen Schatten begnügen.

In manchen Legenden und Tagen tritt der Teufel auch wider feinen
Willen mit sich in Widerspruch und muß, anstatt Böses anzustiften, das Gute
befördern, uud fo bewahrheitet fich das Wort Goethes, das ihn als die
Macht hinstellt, „die stets das Böse will und doch das Gute schafft."

Was fchließlich die Erscheinung und Gestalt des Teufels anlangt, fo
tritt er in verschiedenen Costümen auf. Bald naht er sich dem Menschen
als ein altes graues Männlein im Mantel, bald als Jäger in grünem
Wamnis und grünem Hut mit einer Feder, bald als vornehmer Ritter oder
Herr mit langen Stiefeln. Bisweilen spielt er auch den Freiersmann und
mischt sich beim Tanze unter das junge Volk auf dem Markte oder cmf
dem Tanzboden in der Scheitle. Er kommt aber auch iu die Stube und läßt
sich am Tische nieder, greift in die Unterhaltung ein und weiß durch seine
Reden die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Obwohl er dabei seinen Pferde-

oder Nockfuß gut zu verberge» weiß, so entdeckt der scharfe Blick doch sehr
bald, daß der leibhaftige Gottseibeiuns unter ihnen weilt.
Auch wenn der Teufel Stolz und Hochmuth zur Schau tragt und in
prahlerischen Reden sich ergeht, so wird er beschämt und gedemüthigt und
wagt nicht mehr, an der Stätte seiner Prahlereien zu erscheinen.
So haben wir in dem Teufel, wie er im Sagenkreise des Mittelalters
lebt und webt, eine Figur, deren Wesen und Wirken sowohl durch die alt-
christliche Verföhnungslehre, wie durch den germanischen Götterglauben be-
stimmt wird. Christliches und Heidnisches ist in ihm zusammengeflossen und
hat eine Fülle von Situationen geschaffen, die theils durch ihren sittlichen
Ernst, theils durch ihre heitere Komik noch heute das Auge des Forschers
mit hohem Interesse erfüllen.

"M
«>»».

Das Uebervölkerungsproblem.

von
Alexander Oille.
— Glasgow, —

In, Jahre 1898 wird eo ein Jahrhundert, daß ein wohlmeinender ängstlicher Brite, dein die angeborene Fähigkeit und Neigung fehlte, sich selbst den nöthigen Ellenbogenraum zu schassen, ein Gespenst wieder aus dein Grabe weckte, das für über zwei Jahrtausende geschlummert hatte: die Furcht vor Uebervölkerung. Das griechische Alterthum hatte es gekannt. Für Solon ward es das Motiv zur Gestattung des Kindermordes, für Plato die Basis für seine seltsamen Zeugungsuorfchriften. Der Orient hatte Nichts davon gewußt: dort galt starke Boltsuermehrung für ein großes Gut, und die orientalische Poesie feiert nicht selten auch außerhalb der jüdischen Heldensage das Blühen des eigenen Stammes bis in die fernsten Tage und feine endlose Vermehrnng bis er dein Sand am Meere gleicht, den die Woge Tag für Tag auf's Ufer hebt. So kam es, daß diese Furcht auch den christlichen Vorstellungskreisen fem blieb. In dem Teutschland des Mittelalters besonders wußte man die Bevölkerungszunahme zu schätzen. Jeder kluge Herr suchte soviel wie möglich Vasallen zu gewinnen. Mannen bedeuteten Macht, Mannen erst machten den Grundbesitz zum Gute. Ohne sie war er werthlos. Erst die Religionskriege des sechzehnten Jahrhunderts wurden die Veranlassung, diese Auffassung bei Seite zu schieben. Religiöse Motive nahmen ihre Stelle ein, bis sie der Große Kurfürst zu feinein und feiner Lande Nutzen wieder zu Ehren brachte. In England galt sie unerschüttert weiter, uud selbst als nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die englische Industrie

eine» ungeahnten Aufschwung nahm und die Bevölkerung von 1751 bis gegen das Ende der achtziger Jahre von 7 auf 10 Millionen stieg und um 1809 die Summe von 12 Millionen erreichte, wuchs damit, das britische Nationalbewußtsein und das Gefühl der Macht. Als aber gegen Ende des Jahrhunderts hin der Handel weiter zunahm und das Leben im eigenen Lande ein freieres, der Verkehr leichter und der Güteraustausch ein rascherer wurde, da nahm auch der sociale Ausscheidungsvroceß an Naschheit zu. Eine Familie, die vordem 30 Jahre gebraucht hatte, um völlig zu verarmen, sank jetzt in einein einzigen Jahrzehnt bereits auf die unterste Stufe hinab. Die Lehensherren des Mittelalters hatten für ihre verarmenden Unterthanen aus Eigennutz Sorge getragen; die Fabrikherren nutzten nur die Arbeitstraft während der kräftigsten Periode des Lebens aus; daun kümmerten sie sich nicht mehr um ihre Arbeiter. Dem rascheren Pulsschlag im socialen Körper entsprach nicht nur eine raschere sociale Auslese, ein rascherer Aufstieg der begabteren, tüchtigeren Elemente, fondern ebenfo eine rafchere fociale Ausscheidung der Untüchtigen. Das war die Zeit, in der sich noch alle Augen nach dem großen Erdtheil im Westen richteten. Dort erfolgte gerade, in, Norden wenigstens, der erste Aufschwung des Gemeinstnnes und einer Art neuen Nationalitätsgefühles. Von dort kamen noch immer fortgefetzt Berichte über die wunderbaren Neichthümer des Landes, und an den verhältnitzmäßig primitiven socialen Zuständen glaubten die ersten sociologischen Denker sich am besten schulen zu können. Ein Häuflein französische Siedler, kräftige, junge, arbeitsame Ehepaare ohne die Last jeder älteren Bevölkerung, die Greise, Kranken und Schwachen, waren über den Ocean gezogen und hatten sich in 25 Jahren an Zahl verdoppelt. In einem einzigen Jahrhundert mußten sie sich also versechzehnfachen. Nie Alles, was man jenseits des Oceans in dieser Hinsicht beobachtete, so mußte auch dieser Zug typisch für die Menschheit überhaupt sein. Das Noussecmalter war nur allzuglücklich, wenigstens eine Stelle zu haben, wo man es noch mit den „natürlichen", noch nicht „durch-die Cultur verseuchten" Verhältnissen zu thun hatte. Ohne zu bedenken, daß eine solche Auswandererschaar ohne den entsprechenden Procentsatz Alter und Schwacher nicht das Normale, sondern die Ausnahme ist, nah»: man sie gewissermaßen als Paradigma für die „natürliche" Zunahme der Menfchenzahl an. Unter diesen Eindrücken schrieb der schottische Pfarrer Thomas Robert Malthus im Jahre 1798 sein N88a>' c>n tko ^rincinls ok Kopulation und erweiterte dessen Thesen 1803 zu einem ganzen Werke. Malthus' Ariome sind, daß die Bevölkerung sich unter natürlichen Verhältnissen in 25 Jahren verdoppele, in 25jährigen Perioden alfo zunehme wie 1:2:4:8:16, d. h. in geometrifcher Progression; und daß zweitens die Nahrungsmittel unter günstigen Verhältnissen in dem gleichen Zeitraum zwar auch zunehmen, aber nicht fo rasch, nämlich nur wie 1:2:3:4:5, d. h. in arithmetischer Progression, und auch dies nur

„unter Verhältnissen, die der menschlichen Thätigkeit am günstigsten sind".
Das zweite Axiom wird so wenig bewiesen wie das erste. Es wird gleich
diesem hingeworfen und als unumstößliche Offenbarung betrachtet. Aus
der Eombimrung beider Arioine ergiebt sich sofort mehr: Da nur so
viele Menschen leben können, als ausreichende Nahrung finden, müssen die
über den Nahrungsspielraum hinaus Geborenen Hungers sterben. Das ist
nach den herrschenden Theorien aber nicht blos grausam, sondern, was
schlimmer ist, ungerecht. Denn alle Geborenen haben nach der leit-
anschauung ja das gleiche „Recht auf Dasein". Abhilfe ist nur dadurch
zu fchaffen, daß weniger geboren werden. Geschlechtliche Enthaltsamkeit ist
das sociale Allheilmittel. Es allein kann zur Heraufführung des allge-
meinen Glückes und Friedens auf Erden leiten. Es ist darum die oberste
sittliche Pflicht, die Grnndmenschenpflicht, und wer ihr nicht genügt, der ist
ein schlechter Mensch.

Es ist wohl keine Frage, daß diese luftigen Aufstellungen ohne jede
praktischen Folgen geblieben wären, wären sie nicht mit zwei anderen
Strebungen zusammengefallen, welche beide in derselben Richtung arbeiteten;
nämlich mit dem Kampf der untersten Gesellschaftsschicht um höhere Löhne
und mit der Ausbildung der theoretischen Nationalökonomie. Soviel hatten
die Arbeiter Englands bereits von Adam Smith gelernt, daß ein größeres
Angebot von Arbeiterhänden die Löhne herabdrücke, und ein kleineres sie
hinauftreibe. Die Verminderung der Zahl der Arbeiterhände oder doch die
Verhinderung ihrer Vermehrung mußte demnach als erstrebenswerthes Ziel
erscheinen, und es ist kein Wunder, wenn die Doctrin von Malthus in
die Reden und Schriften der Arbeitermnsse Englands Eingang fand.

Adam Smith hatte die Gesnmmtsumme der Besitze der Glieder eines
Volkes den Nationalreichthum genannt, und durch ihn wurde die Hebung
dieses Nlltionalreichthums das praktische Ziel der neuen theoretischen
Wissenschaft. Dieser Nationalreichthum ist aber kein absoluter Werth,
sondern nur ein relativer. Nicht die Nationalreichthümer zweier Völker
absolut sind zu vergleichen, sondern nur nach ihrer Proportion zu den
beiderseitigen Volkszahlen. Ein Volk, bei dem 10l>«! Thaler auf den
Kopf kommen, ist reicher als eins mit nur 800 für den Kopf. Diese
Kopfsumme läßt sich aber offenbar nicht nur durch stärkere Arbeits-
anslrengung der Bevölkerung, glückliche Handelsspeculationen, industrielle
Erfindungen u. s. w. steigern, sondern ebenso gut durch Verminderung der
Volkszahl. Ein Volt von 10N0 Gliedern mit je 10000!» Thalern ist
nach dieser ertremen Doctrin glücklicher als eins von 1000!>0 Gliedern
mit je 1030 Thalern. In dieser ebenfalls luftigen Höhe der Speculation
ist die Verschiedenheit des Macht Verhältnisses beider Völker, die Ein-
wanderung in das Land, wo jeder Volksgenosse 100000 Thaler besitzt,
und vieles Andere vergessen, absolut vergessen. In Eobdens Theoreinen
erscheint dieser scheinbare Thatbestand dann noch weiter verzerrt.

Thomas Robert Malthus war zu wenig Nationalükonom, um diese
Dinge ganz durchzudenken. Erst John Stuart Mill verdanken sie ihre
völlige Vereinigung mit den Gesetzen der Volkswirtschaftslehre und die
klare Darlegung ihrer wechselseitigen Beziehungen. Mills Ansehen hat dm
Malthusianismus in weite Kreise getragen und zur theoretischen Ueberzeugung
von Tausenden gemacht, zugleich hat er ihn aber auch in seinen?iinoivl68
ol ?c»Iitie»1 Noonomv von den Zahlenspielereien gereinigt, mit denen ihn
Malthus ausgeputzt hatte. Er erklärt es geradezu für einen unseligen
Gedanken, „Dingen eine Präcision zu geben, die sie nicht haben können und
die, wie jeder vernünftige Mensch mischen muß, für die Beweisführung
ganz überflüssig ist." Mills Mahnung tönt vom humanen Standpunkte
noch nachdrücklicher als die von Malthus. Durch alle seine Ausführungen
klingt es: Ihr, die Ihr mindern das Leben gebt, seid schuld am Elend
Eurer Mitmenschen. Hört auf, den Strom der Bevölkerung höher zu
schwellen, und Ihr thut nur eine Menschenpflicht, das Elend zu lindern.
Das ist der Mahnruf, der an die socialen Gefühle in der Mitte des neun-
zehnten Jahrhunderts appellirt. Es ist kaum anzunehmen, daß irgend
Jemand, wahrfcheinlich nicht einmal ein malthusianischcr Philosoph, darnach
gehandelt habe. Denn das Gebot ist so unnatürlich, und die Liebe zum
eigenen Weibe und die Freude am Gedeihen zahlreicher Rinder ist in allen
Gesunden weit stärker als die Sorge um das Wohl der Mtmenschen.
Ueberdies hilft hier die Entsagung des Einzelnen nicht das Mindeste; sie
schafft höchstens mehr Platz, daß Andere ihrem Fortpflanzungstrieb um fo
ausgiebiger fröhnen können. Wenn man von Frankreich fügt, dort habe
der Malthusianismus zwanzig Millionen Anhänger, so ist das grundfalsch.
Bei Malthus ist die Liebe zu den Mitmenschen das Motiv zur Kinderbe-
schränkung; im praktischen Leben ist das nie der Fall. Da ist es der
Mangel an Selbstvertrauen, der sich nicht zutraut, eine zahlreichere Familie
ernähern zu können; da ist es die Absicht, den eigenen Kindern einen be-
stimmten Familienbesitz zu erhalten; ist es der Wunsch, eine Tochter so auszu-
statten, daß sie wieder in den Stand heirathen kann, dein die Eltern ange-
hören; vor Allem aber Neigung zu Lurus und Wohlleben bei den Eltern, die
Furcht, sich sonst zu sehr anstrengen zu müssen, die Fnrcht vor den Sorgen
der Vaterschaft und die Furcht vor den Schmerzen der Mutterschaft.
Andere Erwägungen vermögen den im Gesunden allmächtigen Trieb nicht
zu besiegen. Nur der physiologisch Mangelhafte, der Angeseuchte, Feige,
Genußsüchtige handelt nach Malthus' Nach und schützt dann natürlich auch
Malthus' Motiv vor, obwohl er in Wirklichkeit aus kurzsichtigster Selbstsucht
handelt.
Mills unmittelbarer Nachfolger ist der noch immer unbekannte Ver-
fasser der ?i'incip1s8 ot' 80Li»I 5«c-uce, die, ein dicker Band von sechs-
hundert Seiten, in Deutschland als „Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft"
durch mehr als 2N Auflagen gegangen sind, wozu die Pikantheit des

Gegenstandes fraglos mit beigetragen hat, wenn sich auch wenige Leser
durch den nicht eben leichtflüssig, wenn auch stellenweise begeistert geschriebenen
Band mit seiner Weitschweifigkeit und seinen echt englischen Wiederholungen
durchgelesen haben werden. Auch David Ricardos Einfluß ist nicht gering
anzuschlagen. Neuerdings hat die uerhängnißvolle Lehre von Malthus in
Teutschland einen eifrigen Perfechter gefunden in dem Süßwafserzoologen
^tto Zacharias. Teine „Vevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den
socialen Nothsiänden der Gegenwart" ist 1892 in füufter Auflage erschienen
und unterscheidet sich in ihrem ernsten Gehalt vortheilhaft von der Fluth
malthusicmistischer Schmutzschriften, die sich für 50 Pf. im Inseratentheil
so vieler großer Blätter anpreisen, bald als „Facnltntiue Sterilität ohne
Verletzung der Sittengesetze", bald unter abenteuerlichen und marktschreieri-
schen Titeln, die dem Unreifen prickelnden Reiz verheißen.
Schon im ersten Drittel unseres Jahrhunderts begnügte man sich nicht
mehr mit der Ermahnung zur Enthaltsamkeit, von deren Wirkung man sich
wohl nicht allzuviel versprach, und die fortgeschrittene Kenntniß der mensch-
lichen Anatomie und die Industrie medicinischer Instrumente, Apparate und
sonniger Artikel gaben die Mittel an die Hand, in anderer Weise die Kinder-
deschrankung zu fördern. Schon vorher wußte man, daß Spermatozoen in
dünnen Flüssigkeiten wie Wasser nicht leben können und daß es nnr der
Berührung mit einer solchen bedarf, um sie abzutüdten. Jetzt ging man
darauf aus, die Empfängnis; dnrch mechanische Mittel zu verhindern, zuerst
vom Manne aus, später auch vom Weibe aus. Erst wurde beim Manne
^ummi, dann Seide angewandt, als sich aber die wissenschaftliche Medicin
immer deutlicher dagegen aussprach, weil alle diese Mittel die Wurfkraft
der Muskeln rasch verringerten und auf die Dauer den Mann zu absoluter
Tterilitä't führten, wandte man sich dem Weibe zu, und nun begann die.
Periode der Pessarien, die im kszsarium ^cotu^ivriin gipfelt, das die
Emvsängniß unmöglich macht. Eharles Bradlcmgh nnd seine nachmalo
imritistisch gewordene Freundin Annie Besant sind die eifrigsten Vorkämpfer
dieser „Wohlthctt der Menschheit", dieses „absolut unschädlichen" Mittels,
in England. Mit seiner absoluten Unschädlichkeit ist's freilich nicht so weit
ber. Es ist die häufigste Ursache eines der schwersten Frauenleiden, des
Echeioenkrampfes, den sein wiederholter Gebrauch snst ausnahmslos hervor-
ruft oder doch fördert. Mit der Anwendung künstlicher Präventiumittel
wird der Malthusianismus zum Aeumalthusinnismus, und in dieser Form
hat die Lehre zwar nicht, aber die Praris namentlich in Frankreich nnd
Italien eine weite Verbreitung gefunden. In England hat sie kaum nennens-
wcrche Anhänger; das britische Volt ist dazu doch zu gesund; und in den
Kreisen der englischen Gewerkvereine ist an Stelle der Predigten über die
Mielen Kinder eine kräftige Agitation gegen die Einwanderung fremder
Arbeiter getreten: Das ist ja anch ein Mittel, das Angebot von Händen
aus dein Arbeitsmarkt niedrig zu erhalten.

Die Anwendung der Präventivmittel aus Nebervülkerungsrücksichten ist immer überschätzt worden. Ein paar Narren mögen sich vielleicht einmal von diesem Motiv haben leiten lassen. Aber obwohl sie ernste Nationalökonomen auch in Deutschland empfehlen zu müssen geglaubt haben, so kann man sie, aus diesen Motiven wenigstens, wobt kaum gering genug anschlagen. Aber auf anderer Seite droht allerdings eine ernste, weil geistige Gefahr für den Westeuropäer. Jene Mahnung ist die letzte Hochburg der Uebervölkerungsfurcht und des Glaubens an eine Ueberuölterungsgefahr, der durch den Fortschritt der Wissenschaft seit Malthus' und Mills Tagen endgiltig zu den Acten gelegt worden ist, aber trotzdem noch immer einen großen Theil der gelesensten sociologischen Litteratur durchzieht, nämlich denjenigen Theil, der sich von den Naturwissenschaften und speciell von der Entwickelungslehre fern gehalten hat.
Der Fall, daß es Nahrungsmittel die Fülle gegeben hat und sich trotz aller Nemübungen keine Esser dafür haben auftreiben lassen, ist noch nicht beobachtet worden. Das Gegentheil jedoch ist mehrfach sicher bezeugt, und anch der Fall, daß die Zahl der Esser die vorhandene Nahrungsmenge übertraf, hat sich keineswegs nur einmal zugetragen. In einem Punkte hat also Malthus thatsächlich Recht, und es wird immer sein Verdienst bleiben, diesen Punkt entdeckt und die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt zu haben: fo lange keine Verhinderung der Empfängniß stattfindet, hat jede Bevölkerung allerdings die Tendenz, fortwährend über den Nahrnngsspielranm überzuschießen. Wenn man mit einem Schlage, wie das schon mehrfach der Fall gewesen ist, die Nahrungsmittel stark vermehrt (wie neuerdings durch die Einführung künstlicher Düngemittel), dann wächst die Veuölkerung sofort ebenfalls stark. Die guten Kornjahre sind durch ihre hohe Eheschliehungsziffer bekannt, und der hohen Eheschließungsziffer eines Jahres folgt regelmäßig eine hohe Geburtenziffer des folgenden. Ein Gesetz des abnehmenden Bodenertrags, nach dem die Ernte zwar durch auf sie verwandte Arbeit wachfen foll, aber nicht proportional der Arbeit, fondern in geringerem Grade, giebt es nicht. Der Bodenertrag wächst bald langsamer, bald rascher als die Bevölkerung, ganz je nachdem, ob in eine Zeit große Fortschritte in der Technik des landwirtschaftlichen Betriebes fallen oder nicht. Trotzdem aber bleibt die Tendenz der Bevölkerung, über den vorhandenen Nahrungsfpielraum überzuschießen, Thatsache, und es ist Lliarles Darwins Verdienst, diese von Malthus entdeckte Thatsache in ein völlig neues Licht gerückt zu haben. Andererseits ist es Malthus' Verdienst, Darwin in seiner Bevölkerungstheorie die Grundlage für seine naturphilosophischen Speculationen geboten zu haben, die dieser dann nach tausendfacher Bestätigung durch einzelne Thatsache» zur Theorie erheben konnte. In dem dritten Eapitel seines Hauptwerkes über die Entstehung der Arten durch natürliche Auslese sagt Darwiu- „Da mehr Einzelwesen geschaffen werden, als möglicherweise bestehen können, so muß in jedem Falle ein

Kampf um's Dasein eintreten, entweder zwischen Einzelwesen derselben Art oder zwischen Einzelwesen verschiedener Arten, oder zwischen Einzelwesen nnd den äußeren Lebensbedingungen. Es ist die ^ehre von Malthus, mit verstärkter Kraft auf das ganze Thier- und Pflanzenreich angewendet; denn in unseren! Falle ist keine künstliche Vermehrung der Nahrungsmittel und keine vorsichtige Enthaltung von der Ehe möglich." Das Thier wie die Pflanze haben mehr Nachkommen, als sich durch die vorhandenen Nahrungsmittel ernähren können, oder ernähren könnten, selbst wenn die betreffende Thierart die einzige Thierart und die betreffende Pflanzenart die einzige Pflanzenart auf der Erde wäre. Aber gerade dieses Ueberschießen über den Nahrungsspielraum ist der eigentliche Kern ihres Fortschrittes. Denn nur dadurch, daß so Viele mehr eutftehen, als eristiren können, ist eine natürliche Auslese möglich, die die Schlechtesten durch die Noch beseitigt, die Besten allein erhält und so mit jeder Generation die betreffende Art auf eine höhere Stufe der Entmickelung hebt. Man hebe jenes Ueberfchiehen der Zahl über den Nahrungsspielraum auf, und man hebt damit die natürliche Auslefe auf uud dadurch den Fortschritt. Der modernen Sentimentalität mag dieses unausgesetzte Opfern des Schwächsten in der Natur graufam erscheinen; es ist deswegen aber nicht weniger Naturthatsache und zugleich, nachdem die Vererblichkeit erworbener Eigenschaften durch Galton und Weismann fo unendlich eingeschränkt worden ist, der einzige Hebel des Fortschritts, den wir heute kennen. Wir mögen für die Menschenmelt eine Ausnahmestellung beanfpruchen, wir mögen uns über das „rohe Naturwalten" erhaben dünken — sehr wohl! — nur müssen wir uns darüber klar sein, daß mir mit der Aufhebung der Ausscheidung der Untüchtigsten durch die Noth des Daseins auch das einzige Triebrad des Menschheit^-fortschrittes im biologischen Sinne aushängen.

In Darwins Werken liegen, wo immer er von der natürlichen Auslese spricht, diese Ideen offen zu Tage, wenn sie auch nicht ganz deutlich formulirt worden sind. Wie aber Darwin selbst zuerst zögerte, feine Theorie der natürlichen Entmickelung auf den Menschen anzuwenden, um nicht Anstoß zu erregen, so hat es auch geraume Zeit gedauert, bis diese Folgerungen klar und deutlich gezogen worden sind. Erst hat man auf allerhand Schleichwegen versucht, sich ihnen zu entziehen und sich ihrer Logik zu verschließen: endlich hat ihnen ihr eigenes logisches Gewicht aber doch zur Anerkennung verholfen.

Schon um die Mitte des Jahrhunderts tritt das deutliche Bestreben hervor, sich mit dem Uebervülkerungsgespenst abzufinden. 185)2 veröffentlichte Herbert Spencer seine Ilisorx ot I'«pul»tion. Vor Darwins Hauptwerk erschienen, ist diese eine litterarische Großthat. Die Noth als Quelle allen Fortschritts ist darin nur allzudeutlich aufgezeigt, denn sie ist identisch mit dem, was man schon vorher den Druck der Bevölkerung genannt hatte.

„Von Anfang an," sagt Spencer, „ist der Druck der Bevölkerung die unmittelbare Ursache des Fortschritts. Er hat die ursprüngliche Ausbreitung der Nasse erzeugt. Er hat die Menschen gezwungen, das Näuberleben aufzugeben und Ackerbau zu treiben. Er hat zur Säuberung der Erdoberfläche geführt. Er hat die Menschen in den socialen Zustand hineingezwungen, die sociale Organisation unvermeidlich gemacht und die socialen Gefühle entwickelt. Er ist der Ansporn gewesen zu fortschreitenden Verbesserungen in der Production und zu wachsendem Arbeitsgeschick und Verstand. Täglich bringt sein Pressen uns in nähere Berührung und wechselseitig abhängigere Beziehungen." Dann fährt er fort:
„Und nachdem jener Druck die Erdkugel völlig bevölkert hat, wie er fchließlich muß, und alle ihre bewohnbaren Theile in den höchsten Culturzuftand gebracht hat, nachdem er alle Vorgänge zur Befriedigung menschlicher Wünsche zn höchster Vollendung gebracht und gleichzeitig den Intellect zur völligen Befähigung für seine Arbeit und die Gefühlswelt zur völligen Eignung für das sociale Leben entwickelt hat, — nach alledem fehen wir, daß der Druck der Bevölkerung, wie er allgemach fein Werk vollendet, sich selbst zu einem Ende bringen muß."
Aber auf welchem Wege geschieht das? Mittels gewisser Cultnreinflüsse? Mittels menschlicher Eingriffe in das Walten der Natur beim Befruchtungsact frei nach Ebarles Bradlaugh? Oder durch geschlechtliche Enthaltsamkeit nach dem edlen Vorbild von Malthus? Oder auf eine vierte Weise? Eine menschliche Zweckhandlung kommt nach Spencer überhaupt nicht in Frage, sondern die Verminderung des Druckes vollzieht sich automatisch. Darwins großer Rivale Alfred Russell Wallace giebt einmal den Inhalt von Spencers Ausführungen in der Nußschale wieder. „Die Variation der Erhaltung der Einzelwesen und der Rassenfortpflanzung stehen in umgekehrtem Verhältnis;. Diejenigen Arten nnd Gruppen, welche das kürzeste nnd ungewisseste Leben haben, erzeugen die größte Zahl von Nachkommen. Individulltion nnd Reproduction stehen sich feindlich gegenüber. Die Individnation hängt aber vollständig von der Entwickelung und Specialisirung des Nervensystems ab, das nicht nur die verschiedenen Thätigkeiten und Combinationen von solchen in dm verschiedenen Organen besorgt, sondern auch erst allen Fortschritt in Instinct, Fühlen und Denken möglich macht. Die heutige Zunahme der Menschheit hat sich durch die Notwendigkeiten des Lebens in der Wildheit bestimmt, wo sie, wie bei den meisten Thierarten, nur eben hingereicht hat, um eine beschränkte Durchschnittsbeuölkerung zu erbalten. Aber mit der Civilisation wächst die Durchschnittsdauer des Lebens, und die unter günstigen Umständen mögliche Bevölkerungszunahme wird fehr groß, weil die Fruchtbarkeit größer ist, als sie unter den neuen Bedingungen zu sein brauchte. Der Fortschritt der Civilisation hinsichtlich der Erhaltung von Leben ist in neuerer Zeit so reißend geworden, und die zunehmende Entwickelnng des Neruensi)stems hat sich ans einen so kleinen

Bruchtheil der Bevölkerung beschränkt, daß noch kein allgemeiner Rückgang
in der Fruchtbarkeit erfolgt ist. Daß die Thatsachen jedoch wirklich mit der
Theorie übereinstimmen, beweist die allgemein gemachte Beobachtung, daß
hoch begabte Eltern in der Regel keine große Familie haben, während die-
jenigen Klassen, die sich mit den einfachen Arten der Handarbeit beschäftigen,
den rasendsten Zuwachs aufweisen."

Thomas Henry Hurley, Francis Galton und Alfred Russell Wallace
sind anderer Ansicht. „Selbst wenn der bewohnbare Boden," sagt Huxley,
„das Eigenthum der ganzen Menschheit ist, so muß . . . früher oder später
die Vervielfältigung der Rasse ihre Zahl auf das Maximum bringen, das
fein Ertrag ernähren kann. Und dann wird sich das interessante Problem
der Easuistik, an der sich selbst die ,absolute SocialettM (der Hieb geht auf
Spencer) die Zähne ausbeißen foll, aufdrängen. Sind mir, die wir eben
noch eristiren können, verpflichtet, neue Ankömmlinge zuzulassen, die einfach
sich und uns deni Hungertode nahebringen müssen? . .. Die Bevölkerungs-
frage ist das wirkliche Svhinrräthsel, für das noch kein politischer Oedipus
bisher eine Lösung gefunden hat. Angesichts des Unheils der furchtbaren,
ungeheuerlichen Uebervermehrung der Menschen sinken alle anderen Räthsel
zu völliger Bedeutungslosigkeit herab."

Spencers Ausführungen gipfeln in dem Satze, daß befonders begabte
Menschen, große Gelehrte, Künstler, Entdecker, gewöhnlich nnr wenige Nach-
kommen haben, und daß ihre Familien nicht selten aussterben. Spencer
findet den Grund für ihre geringe Nachkommenschaft in der Organisation
und Function ihres Nervensystems. Das klingt ganz einleuchtend, aber es
ist doch nicht ohne Weiteres richtig, jedenfalls ist es nicht der einzige
Grund. Darwins Vetter Galton, der Vorgänger Weismanns in der Be-
hauptung der Nichterblichkeit erworbener Eigenschaften, hat das Material,
auf das sich obige Behauptung gründet, sorgfältig gesammelt und ist dadurch
zu der Erkenntnis; gekommen, daß der Grund für die geringe Nachkommen-
schaft bedeutender Gelehrter gewöhnlich in etwas ganz Anderen: zu fuchen
ist, nämlich in ihrem späten Heirathen. Einen großen Theil ihres Lebens
verwenden sie darauf, sich Anerkennung zu erwerben, und erst weit später
als Allwgsmenschen erreichen sie eine sichere Stellung, die ihnen die Ehe
ermöglicht. Heirathen sie dann, dann wählen sie sich auch nicht mehr ganz
junge Frauen, von denen sie auch noch durch eineu bedeutenden Alters-
unterschied getrennt wären, sondern in der Regel reifere. Nun ist aber die
Fruchtbarkeit der Frauen, wie Galton ebenfalls gezeigt hat, unbedingt von
ihrem Heirathsalter abhängig. Die Fruchtbarkeit einer Frau, die mit
20 Jahren in die Ehe tritt, verhält sich zu derjenigen einer, die mit
29 Jahren heirathet, wie 8 zu 5. Daraus ergiebt sich für jene Gelehrten
u. s. w. mit Notwendigkeit eine geringere Nachkommenschaft, auch ohne
daß man eine angeborene nervöse Anlage in Rechnung zöge, und es kann
demnach zweifelhaft sein, ob größere geistige Anlagen wirklich hemmend auf

die Fortpflanzung einwirken. Damit ist aber die Richtigkeit von Spencers ganzer Gedankenkette in Frage gestellt.

Alfred Russell Wallace geht in seinen Vorschlägen zur Verstopfung der Nevülkerungsquelle gewissermaßen auf Malthus zurück. Nur predigt er nicht Enthaltsamkeit für immer, sondern nur Enthaltsamkeit für die jugendkräftigste Periode des Lebens, und zwar für Mann und Weib in gleicher Weise. Er will dem schwellenden Strom der Bevölkerung einen Damm vorbauen durch Hinaufrücken des Heirathsalters der Frauen und dadurch auch der Männer. Wie das direct anzustellen ist, das ist ihm freilich nicht ganz klar. Dazu nimmt er allerlei Utopien zu Hilfe. Aber die gewerbliche Verselbstständigung der Frau steht beherrschend im Mittelpunkt seiner Ausführungen. Ist sie erreicht und mit ihr eine größere Wahlfreiheit der Frauen hinsichtlich des Gatten, dann treten sofort drei Momente ein, welche die Bevölkerungs-zunahme hindern. Einmal das höhere Heirathsalter der Frauen an sich. Sodann wächst bei einem solchen sofort der Abstand der einzelnen Generationen von einander. Und drittens sind dann gleichzeitig weit weniger Generationen am Leben als heute. Der Bevölkerungszuwachs wird also au drei Stellen unterbunden, statt an einer.

Ein anderer bedeutender ethischer Arbeiter von heute, E. M. Williams, macht in seinem Werke über „Entwickelungsethit" den gleichen Trugschluß wie Spencer so vielfach in seinen ethischen Arbeiten: „Die Geeignetsten werden überdauern, und.,die Geeignetsten werden Diejenigen sein, welche das Uebel der Ueberuülterung wahrnehmen und thatsächliche Maßnahmen zu seiner Vermeidung treffen. Die Geeignetsten werden Diejenigen sein, welche sich klar machen, daß sie zum Heile ihrer Kinder handeln nnd zu deni der Gesellschaft als Ganzes, wenn sie nicht mehr Nachkommen in die Welt sehen, als sie mit Gesundheit, guter sittlicher Erziehung und genügender Bildung ausstatten können, damit sie sich unter normalen Arbeitsbedingungen selbst fortzuhelfen und sich ein behagliches Leben zu schaffen im Stande sind. Die Bedeutung des Wortes „Gesundheit" ist keine absolute. Nehmen wir aber an, der Anfang wird gemacht in der Richtung, den Druck zu vermindern, fo müssen wir uns sagen, daß, unter im Uebrigen gleichen Verhältnissen, jene Geschlechter und Gesellschaftsklassen, in densk dies aufkommt, im Kampf um's Dasein begünstigt sein und in die Lage kommen werden, andere zu verdrängen." Schlimmer kann man den Darwinismus nicht auf den Kopf stellen! Williams behauptet fogar weiter: „daß die Erzeugung von Nachkommenschaft zu solcher Armuth und Unwissenheit, daß dieselben sie physisch verkümmern lassen und ihren Eintritt in die Verbrecher- oder Tarbenden-Klasse wahrscheinlich machen, unsittlich ist und daß die Pflicht es nicht von Männern uud Frauen verlange, daß sie Gesundheit und Glück opfern und ein elendes, mit Arbeit überladenes, freudenloses Dasein führen sollen, um eine übergroße und wahrscheinlich schwächliche Familie groß zu ziehen."

Der neue Ausblick, den Charles Darwin eröffnet hat, ist von einem

deutsche» Denker ganz wesentlich erweitert worden, von einein einsamen Manne, der außerhalb jeder Fachwissenschaft stehend und eine Art Polyhistor, sich die Ergebnisse verschiedener Wissenschaften zu Eigen gemacht und selbst- ständig durchgedacht hatte, von E. Radenhausen in seinem Hauptwerk „Isis". Er hat zuerst Malthus' Argumentation als irrig aufgewiesen und gezeigt, daß die Dinge, die, dieser als Thatsacheu annahn,, gar keine Thatsachen sind. Als Ingenieur in Hamburg lebend, stand er mit dem englischen Denken in gewisser, wenn auch nicht in directer Fühlung. Er hat daher auch eine deutlichere Vorstellung von den Machten, die in Wirklichkeit die Völker- schicksale bestimmen, und geht nicht selten mit glücklichen! Spürsinn den ver- schlungenen Fäden der thatsächlichen Völterentwickelnng nach. In ein paar kurzen Sätzen stellt er die grenzenlosen Übertreibungen hinsichtlich der Vermehrung der Menschen bloß. „Die Mehrung der Europäer," sagt er (Isis, III, 82), „beträgt unter günstigen Verhältnissen höchstens ein Hundertel jährlich, und so weit sich schätzen läßt aus einzelnen Nachweisungen früherer Zeiten, ist sie'niemals stärker gewesen; mnß vielmehr durchgeheuds viel geringer gewesen sein, weil die jährliche Mehrung um ein Hundertel schon in siebzig Jahren die Zahl verdoppelt und dieses Verhältnis; die jetzt (1871) in Europa lebenden 288 Millionen innerhalb zweitausend Jahren rückwärts gerechnet, auf ein Menschenpaar hinabführen würde; wogegen wir wissen, daß unsere Vorfahren bereits damals große Völkerschaften bildeten . . ."
Und wie steht es mit deni Gesetz des abnehmenden Bodenertrags? Radenhausen behauptet geradezu (Isis III, 82M): „Die Fortbildung der Europäer im neunzehnten Jahrhundert erweist in der stattgehabten Ver- besserung des Wohlstandes aller, daß die Nährfähigkeit weit stärker zuge- nommen habe als die Zahl der Menschen. Soweit sich auf die Zukunft schließen läßt, erscheint es wahrscheinlich, daß diese? der Menschheit günstige Verhältnis; im Zunehmen sei. Die Bevölkerung der Hauptländer Europa? hat im neunzehnten Jahrhundert theilweise sich verdoppelt nnd dennoch hat das Leben des Einzelnen sich verbessert, hat an Sicherheit, Geltung und Menschenwürde gewonnen. Möge es auch zur Zeit noch weit entfernt sein von der wünschenswerthen Stufe feiner Bildung, so steht es doch jedenfalls viel höher als vor sechzig Jahren." Nadenhausen stellt den Satz auf, „daß ein Volk, dessen Zahl zuuimmt, nicht verarmt, sondern reicher wird. Jedes Menschenleben ergiebt der Mehrzahl nach einen Ueberschnß, sei dieser auch noch so klein, und der Bildungsschatz der Gesammtheit wie auch ihre äußeren Güter wachsen stätig heran, mögen die Zugaben auch noch so geringe sein oder schwankend sich mehren und minder»; dnrchgehends herrscht der Fortschritt. Die Erfahrung stellt auch in der entgegengesetzten Richtung diese Ueberzeugung heran?; denn das gesammte Morgenland erweist, wie die Verbände bei Zlbnahme ihrer Zahl an Nährfähigkeit und Gesittung ver- liere»; jeder Bewohner jener gesegneten Länder müßte ein Baron oder Millionär sein, wenn die Gründe richtig wären, auf welche die Furcht

vor Uebervülkerung sich stützt. Das Euphratthal z. N. ist ausgedehnt und fruchtbar, aber dabei die Bevölkerung gering; statt reich zu sein, sind es Bettler; ebenso in Egvpten." Neuerdings hat der Amerikaner Carey sogar wahrscheinlich gemacht, daß der Mensch sich seine Nahrungsmittel um so leichter bereitet, je dichter mit fortschreitender Cultur die Bevölkerung wird. Die Vermehrung des Bodenertrags allein hat jene Menschenvermehrung freilich nicht geschaffen. „Die Europäer," sagt Radenhausen, „haben gelernt, ihre überlegene Bildung in Nährstoffe umzusetzen, indem sie Werke des Kunstfleißes hervorbringen, für welche andere Völker der Erde ihnen Nährstoffe überlassen, wie Reis, Mais, Zucker, Kaffee, Thee und Gewürze, ferner Kleidungsstoffe wie Baumwolle und Wolle; so daß man zu Faserpflanzen um so weniger vom eigenen Lande herzugeben braucht, also um so mehr für Nährstoffe verfügbar hat . . . Nur der Anfang ist gemacht worden und hat dem Blick eine unabsehbare Neihe von Verbesserungen eröffnet, die nicht allein augenscheinlich möglich sind und eine unermeßliche Menge von Nährstoffen erzielen können, sondern auch nur durch Zunahme der Menschenzahl erlangbar werden können; die Quantität bringt also die Qualität mit sich, indem nur dnrch Hebung der Zahl größere Güte möglich wird . . . Der Glasarbeiter, welcher die Erde seines Vaterlandes zu Perlen bereitet, für die der Fremde uns Neis oder Zucker übergiebt, läßt Menschen aus seinem Schmelzofen hervorgehen, indem er die Nährstoffe herbeizieht, durch welche um so mehr Menschen in seiner Nahe zum Leben befähigt werden; jede ueue Arbeit ernährt neue Menschen." Die Dhatsache, daß in einem Lande die Bevölkerung zunimmt, beweist immer, daß die Lebenden durch ihre Arbeit einen so hohen Ueberschuß produciren, daß so und so viele Menschen jedes Jahr mehr am Leben erhalten werden können. Steigt dabei gleichzeitig noch das allgemeine Niveau der Lebenshaltung, so liegt darin der weitere Beweis, daß noch nicht der ganze erzeugte Ueberschuß von den neu hinzugekommenen Volksgenossen aufgezehrt wird, sondern daß den erwachsenen Arbeitenden ein Antheil an der durch ihre Arbeit geleisteten Mehrung des Nationalvermögens zufällt, indem sie in den Genuß von Dingen treten, die bis dahin über ihrem Lebenshaltungsniveau lagen. Von einer relativen Uebervülterung könnte man in gewissem Sinne sprechen, wenn die Bevölkerung so rasch zunähme, daß das allgemeine Niveau der Lebenshaltung oder auch nur das der untersten Schicht des Volkes deswegen sinken müßte. Daß dies heute der Fall ist, wird selbst ein hartgesottener Socialist nicht behaupten wollen.

Somit läßt sich auch positiv beweisen, daß wir heute relativ, d. h. im Verhältnis zu der Menge der Nahrungsmittel, die wir produciren oder durch Austausch gewinnen, eine gar nicht unbeträchtlich dünnere Bevölkerung in Deutschland haben als z. B. vor sechzig Jahren. Niemand wird leugnen wollen, daß der Arbeiter heute im Ganzen besser lebt als 1839. Die Bequemlichkeiten des Lebens, voran Nahrung, Kleidung und Wohnung, haben

sich seitdem fraglos in beharrlicher Aufbesserung befunden. Da sich seitdem aber die Menschenzahl Deutschlands mehr als verdoppelt hat, so ist damit bewiesen, daß die Mehrzahl der Individualleben einen Ueberschuß über ihren Verbrauch hinterläßt, der der Gesammtheit zu Gute kommt.

Die Aengstlichleit ist nachgerade zu einem Zuge unserer Zeit geworden. Was unsere Großväter und Väter noch mit selbstsicherem Gefühl des Instinctes thaten, daran deuteln und disputiren wir herum, dazu haben wir nicht mehr den Muth. Das deutet auf eine fchwere Erschütterung der natürlichen Triebe in den gebildeteren Volksschichten, die auf die Dauer nicht ohne Gefahr bleiben kann. Eine Festigung der Triebe in unserem Bewußtsein, eine Rechtfertigung derselben vor unserem Denken, ein Abwaschen all der Schimpfworte, welche eine asketische Moral ihnen angebängt hat, ist dringend erforderlich, und diese kann nur kommen von den Naturwissenschaften, die uns einmal über die Voraussetzungen unseres Daseins aufklären und sodann die herrschenden Moralsalbadereien, die geradezu als die Hauptsache zu gelten begannen, wenn auch noch mehr im Reden als im Handeln, in den bescheidenen Winkel verweisen, der ihnen vermöge ihrer Bedeutungslosigkeit für den Fortschritt der Nasse zukommt.

Was heißt überhaupt „Uebervölkerung"? Wissenschaftlich kann man sich fehr verschiedene Dinge darunter denken, zumal das Wort die Relativität einschließt. Vielfach sind verschiedene Menschen verschiedener . Meinung, ob an einen: bestimmten Platze „Uebervölkerung" stattfinde oder nicht. Uebervölkerung in den: landläufigen Gebrauche aber bedeutet nur einen unklaren Begriff, über dessen wesentlichen Inhalt man sich keine Rechenschaft zu geben vermag. Nur daß der einzelne Mensch nicht soviel haben kann, wie er gerne möchte, liegt immer darin eingeschlossen. Man kann Uebervölkerung deftniren als ein grobes Mißverhältnis; zwischen der Bevölkerungsziffer und den vorhandenen Nahrungsmitteln. Aber ist denn ein solches überhaupt denkbar, außer wenn die Nahrungsmittel durch ein plötzliches Naturereigniß mit einem Schlage stark abnehmen? Etwa durch eine Ueberschwemmung, einen Brand? Aber gerade in diesen Fällen pflegen wir von Nahrungsmangel und nicht von Uebervölkerung zu reden. Auch in diesen Fällen kann die Uebervölkerung keine dauernde sein, da die Menschen, welche keine Nahrung finden, entweder nach anderen Gegenden mit geringerer wirtschaftlicher Spannung auswandern oder verhungern müssen. Tritt aber eine solche plötzliche Verengerung des Nahrungsspielraumes nicht ein, dann kann anch keine Uebervölkerung entstehen, da zu viele Menschen gar nicht entstehen können, weil ja Nichts da wäre, wovon sie leben könnten.

So lange bei einein Volke sich noch eine Zunahme der Menschenzahl und ein Steigen des Niveaus der Lebenshaltung oder auch nur Eins von Beiden beim Stätigbleiben des Andern feststellen läßt, so lange ist dasselbe noch im Aufsteigen begriffen. Das Steigen des Lebenshaltungsniveaus
^

über eine gewisse Grenze hinaus freilich schließt die Gefahr ein, daß durch die Zunahme der Bequemlichkeiten namentlich in den herrschenden Gesellschaftsklassen die Nevölkerungsquelle verstopft werde, wie dies in Frankreich bereits der Fall ist und in Großbritannien ebenfalls einzutreten beginnt.

Wo die Verhältnisse und das Volk gesund sind, da muß immer zunächst der Zuwachs unter der Bevölkerung ernährt werden, und nur der Ueberschuß, der darüber hinaus bleibt, kann zur Steigerung der Lebensannehmlichkeiten verwendet werden. Aber Eins lehrt die Geschichte: daß das Aufhören der Bevölkerungszunahme immer das erste Anzeichen auch des culturellen Niederganges ist. Es ist eine Ermüdungserscheinung: die Männer scheuen die Sorgen der Vaterschaft und die Mütter die Schmerzen der Mutterschaft, und diese Folge des Nachlassens der Zeugungskraft des Volkes schafft weitere Ermüdung, weil sie den »nächtigsten Ansporn zur Arbeit, die Sorge für die Kinder, beseitigt.

Das Volk selbst ist des Voltes höchstes Gut. Der Volksstand, der Bestand an arbeitsfähigen und arbeitsliebenden Volksgenossen bestimmt seine Stellung unter den Völkern und nicht sein Besitzstand. In den Vereinigten Staaten ist diese Werthung bereits Dhatsache geworden. Dort schätzen Volkswirthe jeden arbeitskräftigen Einwanderer auf tausend Dollars Werth für das Nationalvermögen, und man weiß, daß erst die nöthige Bevölkerungsdichte einem Stamme Widerstandskraft nach anßen verleiht.

An der Wiege der Culturmenfchheit ist die Uebervölkerungsfrage und ihre kühne Ueberwindung durch die Lust der hellen Rasse an dem Dasein nnd der Vennehrung schon einmal ausschlaggebend für die Geschicke der Erdbeuülkerung für die folgenden Jahrtausende gewesen, ja, die unbewußte Neberwindung der Uebervülkerungsfurcht hat geradezu erst die Grundbedingung zur Entstehung der Eultnrmenschheit geschaffen, nicht nur, indem der Druck der Bevölkerung, wie Spencer ausgeführt hat, die Menfchen zur Viehzucht uud Bodenbewirthschaftung trieb, fondern vor Allem durch Schaffung und Lebendigerhaltung einer starken natürlichen Auslese.

Während ans den Südseeinseln mit den» planmäßigen .Andermord eine willkürliche Auswahl unter den Geborenen eintrat, statt der natürlichen Auslese, kraft deren die Tüchtigsten überleben, und die dortigen Stämme weder an Zahl noch an Fähigkeiten vorwärtsrücktcn, ja niemals sich bis zu einer Vermehrung der ihnen von der Natnr gebotenen Nahrungsmittel aufschwangen, zu der immer nur der Drnck der Bevölkerung, die Noth, führen kann — vollzogen sich im Süden Asiens andere Vorgänge. „Wenn . . . die Ungleichheit der Iahreserträge Hnngersnoth herbeiführte," fagt Radenhausen in seiner Isis (III, 78), „wendete die helle asiatische Menschheit die Auswanderung an; es ward ein angemessener Theil in die Fremde gesandt, um friedlich oder feindlich eine nene Ansiedelung zu gewinnen. Derart werden die Menschenstrüme gewesen sein, welche aus Mttelasien nach allen Seiten sich ergossen, nordwärts durch Sibirien, Nord-Nußland, uach Europa,

gegen Osten nach China, Japan u. s. w., nach Süden in Hinterindien und
die Sundainfeln, späterhin nach Vaktrien und Vorderindien, westwärts durch
Peisien und Kleinasien und Europa, endlich auch nördlich am Kaspisee vor-
dringend. Die Uebervölterung trieb zur Auswanderung, und das kräftige
Geschlecht vermochte allenthalben sich Raum zu schaffen. Diese Züge wieder-
holten sich in Europa. Der große Auszug der Cimbern und Teutonen,
welcher von Norden her, Deutschland durchziehend, die Alpen überstieg und
das römische Reich mit dem Untergange bedrohte, war durch eine Hungers-
not!) in die Fremde gejagt worden, in Folge deren ein ausgeloster Volks-
theil sein Vaterland hatte verlassen müssen, aber statt des geforderten
Naumes zur Ansiedelung in Italien den Tod fand (70 vor Chr. G.), vom
römischen Heere geschlagen und zersprengt." In zahlreichen Fällen besiegte
und unterwarf oder vernichtete der auswandernde Stammtheil andere
schwächere und weniger zeugungskräftige Stämme und trug dadurch bei zur
Bevölkerung der Erde mit den Tüchtigsten.

Radenhausen hat die Voraussetzungen von Malthus, deren mathe-
matische Bestimmtheit Mill bereits erschüttert hatte, als irrthümlich uach-
gewiesen. Er ist dadurch zu einer Hochschätzung des Vollsstandes gegenüber
dem Besitzstand des Volkes gelangt, wie er in der Neuzeit noch nicht da-
gewesen war. Ihm ist in dieser Werthhaltung des Personenstandes des
Voltes Ludwig Büchner gefolgt in dein dritten Theile seines Werkes „Der
Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft", in dem er die
Frage behandelt: „Wohin gehen wir?" und aus einer Combination der
humanen Ideale mit naturwissenschaftlicher Erkenntnis; und sveciell nnt den
Thatsachen der Entwicklungslehre Normen für das sittliche Leben und die
Gestaltung der Gesellschaftsverhältnisse zu gewinnen sucht.

Wieviel Darwin der Sociologie und speciell Malthus verdankt, wurde
bereits berührt. Er hat es ihr aber, obwohl ihm das ein Leichtes gewesen
wäre, nicht gebührend zurückgezahlt. In allen seinen Veröffentlichungen,
selbst in der „Mstammung des Menschen und der geschlechtlichen Zucht-
wahl", bat er sich der Anwendung seiner Wissenschaft auf den Culturmenfchen
und dessen sociale Verhältnisse thunlichst enthalten. Und doch ist einzig aus
der Eniwickelungslehre und ihrem Kern, der Thatsachc der natürlichen Aus-
lese im Wettbewerb um die Daseinsmittel oder, wie es heute unter den
Culturnationen heißt, um die Arbeitsgelegenheit, zu einer Ueberwindung des
ooctrinären Malthusianismus zu gelangen. Hat Radenhausen die Beweis-
führung von Malthus als irrig erwiesen, so läßt sich seiner Lehre doch noch
in anderer Weise beikommen, indem mau sie nämlich auf die Folgen unter-
sucht, die ihre allgemeine oder theilweise Anwendung haben muß, insonder-
heit für das Wohl der Menschenrasse und ihren Fortschritt.

Und wenn nun wirklich eine Uebervölkerungsgefahr der Eulturmenschheit,
der Menschheit überhaupt, drohte — die Rücksicht auf das Dasein unserer
Ururenkel erforderte, daß wir nicht daran dächten, ihr vorzubeugen. Eine

allgemeine gleichmäßige Enge des Ellenbogenraumes auf der ganzen Erde ist eine Unmöglichkeit. An eine gleichmäßige Widerstandsfähigkeit und Ausbreitungskraft jedes einzelnen Menschen zu glauben, ist eine Narrheit. Eine gleichmäßige Bevölkerungsspannung auf dem Erdball und ein gleicher Bevölkerungsdruck auf jeden Einzelnen ist ein Gespinnst einer Phantasie, die sich in der Gleichheitsmanie der Rousseauzeit festgerannt hat. Solange der Mensch das Product natürlicher Verhältnisse bleibt, so lange wird es auch von Geburt an Stärkere und Schwächere geben; so lange wird der Eine vielen Kindern das Leben geben und der Andere wenigen; so lange wird sich eine Familie stärker vermehren als die andere; ein Stamm sich stärker ausbreiten als der andere, in einer Gegend sich Bevölkerung anhäufen und von der anderen sich welche wegziehen; so lange wird auch ein Volk das andere und eine Rasse die andere verdrängen; so lange werden Rassen verschwinden und andere aufblühen; so lange wird es am Menschheitsstamme ein ewiges Wachsen, Blühen und Verblättern geben. Alle die Ursachen, die im einzelnen Falle die betreffenden Folgen hervorrufen, sind uns allerdings nicht bekannt, aber doch einige. Wir stehen hier wie in so vielen Fällen dem Naturwalten noch zum guten Theil unwissend gegenüber. Aber daß jenes Auf- und Niedergehen der Stämme der Zukunft Thatsache fein wird, steht fest. Es fragt sich nur, welche Stämme siegen und welche unterliegen werden. Einzig auf Grund dieser Erfahrungsthatsachen ist heute der Malthusianismus überhaupt noch discutirbar. Wer gleich mit beiden Beinen in die Welt von dessen Voraussehungen hineinspringt und von der gleichen Zunahme aller Menschengruppen ausgeht, eine gleiche über den ganzen Erdball reichende Bevölkerungssvannung annimmt und darum allen Menschen die gleiche Pflicht der Enthaltsamkeit predigen will, der bewegt sich in seinen Annahmen und Schlüssen eben in einem Utopien, und ehe er dieses nicht aufgegeben hat, ist ihm mit naturwissenschaftlichen Gründen auch nicht beizukommen.

Ist aber einmal die Existenz verschiedener, auch wieder verschieden starker Spannungscentren in der Bevölkerung der Erdoberfläche und die Thatsache von deren unausgesetzter Verschiebung zugegeben, dann erhebt sich auch sofort die Frage: Werden in der Zukunftsmenschheit denn auch meine Enkel, meiner Brüder und Schwestern Enkel, meiner ganzen Familie, meiner Völkerschaft, meines Volkes, meines Stammes, meiner Rasse Nachkommen inbegriffen sein, oder werden mir dann zu den Ausgestorbenen gehören? An diese Frage knüpft sich dann sofort eine andere: Haben wir Mittel, die dazu helfen, unseren Nachfahren das Ueberdauern im Daseinskampfe zu sichern, und welche sind dies? Die Geschicke eines Volkes bestimmen sich unwiderruflich durch die Wechselwirkung zwischen seiner Arbeitskraft und feiner Zeugungskraft; beide fördern und heben einander ununterbrochen, und beide hemmen und schwächen einander ebenso ununterbrochen, sobald einmal die abschüssige Bahn des Niederganges beschritten ist. Reich-

thum oder Wohlstand spielt dabei nur eine sehr untergeordnete Rolle, höchstens als Mittel zur Ernährung neuer Volksmengen und zur Ausbildung der Arbeitskräfte zu besonderen Berufstätigkeiten, nicht als Grundfactor und nicht als letztes Ziel. Und da ergiebt sich denn die einfache Ihatsache, daß, ausgedehnt auf ein Jahrtausend, die Kinderbeschränkung, ganz gleich, in welchem Maße sie angewendet wird, ein Volk zum sicheren Untergang führen muß, und daß sie eine Politik der kurzsichtigsten Selbstsucht, eine waschechte Krämerpolitik ist, die sich selbst vor lauter Habsucht zu Grunde richtet.

Nehmen wir einmal an, es wäre möglich, morgen die ganze Menschheit, alle 1500 Millionen und alle 12 Nassen dazu zu bringen, ihre Nachkommenschaft auf 3 Stück zu beschränken ^ was wäre die Folge? Bei Wei Stück würde die Menschheit ja fraglos, da in jeder Gesellschaft ein gewisser Procentsatz ehelos bleibt und ein weiterer stirbt, ehe er sich entsprechend fortgepflanzt hat, an Zahl stark zurückgehen, und wenn keine Aenderung des Systems einträte, endlich sicher vom Erdboden verschwinden. Das dritte Kind würde diesen widrigen Umständen wohl ungefähr die Waage halten; vielleicht wäre bei drei Kindern jedes Elternpaares sogar noch eine geringe Zunahme der Menschenzahl zu verzeichnen. 3lber würde diese Menschheit derjenigen gleichen, wie sie ohne jene Maßregel sein würde? veute haben wir eine ziemlich starke .Kindersterblichkeit, die eine ungeheure Bedeutung als Auslesefactor hat. Die schwächlichsten .Ander sterben weg, und nur die gesunden bleiben am Leben und gelangen zur Ehe. Die Untauglichsten werden also bereits in früher Kindheit ausgeschieden, und wenn von sechs Geschwistern drei sterben, so werden dies, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, durchschnittlich die drei schwächlichsten sein. Sind aber nur drei geboren und bleiben Alle am Leben, so können sie nur durch einen seltsamen Zufall jenen dreien, die einer Auslese von 50°/n ihr Dasein verdanken, gleich kräftig fein. Durch Umgehung der natürlichen Auslese mittelst einer Unterbindung der Bevölkerungsauelle wird also die durchschnittliche Kraft, Gesundheit und Arbeitslust unwiderruflich herabgedrückt. Ein allgemeiner Rückgang der menschlichen Fähigkeiten muß bei jener annähernden Panmirie die Folge sein, und an letzter Stelle muh die Menschheit zur Thierheit herabsinken, aus der sie sich durch unerbittliche Ausscheidung der Untüchtigsten erhoben hat.

Es braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden, daß eine solche allgemeine, auf einen Schlag erfolgende Einführung der Kinderbeschränknng bei allen Erdenmenschen eine Unmöglichkeit ist. Machen wir also die bescheidenere Annahme, ein einziges Eulturvolk brächte sie unter sich zur Durchführung, und sehen wir zu, welche Folgen eine solche Maßregel für dieses haben müßte. Wir brauchen dabei nicht in die Ferne zu schweifen und auch nicht etwaige mögliche Folgen zu construiren, sondern das Beispiel des heutigen Franzosenvolkes legt uns den Fall klar und übersichtlich vor

Augen. Nur ist dabei zu erinnern, daß die Kinderbeschränkung Frankreichs
nicht aus Rücksicht auf das Wohl der Menschheit, sondern aus Neigung
zu Luxus und Bequemlichkeit entspringt. Hente wohnen nach zuverlässigen
Schätzungen 1500 Millionen Menschen auf der Erde. Davon ist das fran-
zösische Volk mit seinen 38 Millionen ein Vierzigste!. Wenn die Menschheit
in ihrer heutigen Rate weiter zunimmt, so wird sie im Jahre 2000 fraglos
über 2000 Millionen Glieder zählen. Bleibt das französische Volk aber
weiter stationär wie in dem letzten Jahrzehnt, so ist es im Jahre 2000
nur noch ein Zweiundfünfzigstel der Menschheit. Mit jedem Jahre geht
es in seiner Stellung in dieser zurück, und znletzt sinkt es zu einem winzigen
Vruchtheil, zur völligen Bedeutungslosigkeit herab. Ein Volk, das nicht
mindestens proportional der Zunahmeguote der Menschheit zunimmt, geht
in seiner Stellung in dieser rückwärts.
Aber das ist noch gar nicht Alles. Es ist ein wirtschaftliches Gefetz,
daß aus Gegenden mit stärkerer wirthfchaftlicher Spannung ein unausgefetztes
Abströmen der Bevölkerung nach Gegenden mit schwacher Spannung statt-
findet. Das gilt von einzelnen Landstrichen wie von ganzen großen Ländern
und Erdtheilen. Die Vevölkerungsspannung aber ist umgekehrt proportional
der Kopfsumme. In der Arbeiterbeuölkerung eines Landbezirkes ist die
Summe Jahreseinkommen auf die felbstständige Person durchschnittlich
700 Mark; in dem daneben gelegenen Fabrikbezirk ist sie dagegen 800 Mark.
Folglich findet aus dem ersten in den zweiten Bezirk so lange ein Abströmen
statt, bis der Unterschied ausgeglichen ist; denn in dem zweiten Bezirk steht
die Bevölkerung unter einem nicht unbeträchtlich geringeren Drucke. Nennen
wir den Druck des Landbezirkes V', so ist der des Fabrikbezirkes nur i/s.
In einein Lande, in dem nun wie im heutigen Frankreich die Quelle der
Bevölkerungszunahme verstopft ist, muß, wenn die Bevölkerung nicht zugleich
bodenlos faul wird und von den Fortschritten der Industrie und des Acker-
baues im Ausland keinerlei Notiz mehr nimmt, das Niveau der allgemeinen
Lebenshaltung außerordentlich rasch steigen, oder die kleinen Leute werden
sämmtlich außerordentlich rasch in behagliche sorgenfreie Lebensverhältnisse
kommen. Das ist ja das ersehnte Ziel der heutigen Wirthschaftslehre des
Volksbeutel?. Dabei ist nur das obige Gesetz vergessen. Sobald die Kovf-
fumme auf 900, auf 100N Mark gestiegen ist, und die Vevölkerungsspannung
also auf i/ü, ja auf Vi« gesunken ist, sobald beginnt auch ein starker Ein-
waudererstrom in's Land zn ziehen. In Frankreichs Falle sind es Italiener.
Die Stellen, die sonst die Kinder des eigenen Landes eingenommen hätten,
nehmen so die eines fremden Volkes ein; sie setzen sich mitten unter den
Eingeborenen fest und verdrängen diefe nach und nach aus ihrem Besitze.
Die Wohlthat, die jene Kinderbefchränker ihren eigenen Nachkommen zu er-
weisen gedachten, kommt also Fremden zn gute. Die deutsche Einwanderung
nach England infolge der durch die englische Gewerkvereinsbewegung hinaufge-
triebenen Arbeitslöhne; die deutsche und irische Einwanderung nach den

bereinigten Staaten; die chinesische Einwanderung nach Nordamerika, das Vordringen des Ezechenthums in die deutschen Gebiete des westlichen 'Desterreichs, sie alle haben den gleichen Grund!
Aber auch jene zweite Annahme, daß ein ganzes Volk gleichzeitig aus Rücksichten auf die eigene Bequemlichkeit die Kiuderbeschränkung einführte, ist noch zu weit gehend. So lange man nicht jedes überzählige Kind von Ztaatswegen tödtet, — und daß das je geschehen wird, ist doch nicht gerade wahrscheinlich — so lange werden auch die einen Familien mehr Kinder haben als die anderen. Aber nehmen mir selbst einmal au, es würde Ttaatsgesetz, daß ein Ehepaar nnr drei Kinder haben dürfte, dann würden doch immer nur die Gewissenhaften, die das Gesetz als solches respectiren, danach handeln, den Strolchen und Lumpen würde es Nichts verschlagen, ,ehn Kinder in die Welt zu setzen. Das heißt aber: die Lasterhaften und Leichtsinnigen, die Schlechten und Kranken würden sich dreifach so stark vermehren als die Gewissenhaften und diese binnen weniger Generationen zum Daseinsthore hinausdrängen, um allein das Feld zu behaupten. Ganz dasselbe, was hier vom Staatsgebot gilt, gilt natürlich von der Ethik, die die Kinderbeschränkung als sittliche Pflicht predigt. Im blinden Eifer für ihr Idol vergessen die Ethiker die Hauptsache, daß nämlich die Befolgung ihrer Mahnung einen ganz anderen Erfolg haben muß, als sie annehmen. Io vergißt Williams in seinen oben angeführten Sätzen fo ziemlich alle einschlägigen Dhatsachen; daß die Kinderbeschränkung unausbleiblich zu einer stärkeren Vermehrung des Gesindels führt, da sie eben nicht absolut durchführbar ist; daß ein arbeitsfähiger Menfch mit gefunden Gliedern und Sinnen an sich ein Eapital darstellt, und auch, wenn er Nichts besitzt und nichts Besonderes gelernt hat, darum keineswegs von vom herein der Klasse der Verbrecher oder Darbenden sicher ist; daß in der Arbeit für die Kinder der gewaltigste Ansporn zu bedeutenderer Leistung sür die Eltern liegt; daß zahlreiche Kinder kräftiger Eltern gewöhnlich durchaus nicht fchwächlich sind, und daß Eltern, die für ihre Kinder arbeiten und fie gedeihen sehen, wahrscheinlich ein freudenreicheres Dasein haben werden als solche, die von vorn herein zu feig waren, jene Pflicht anf sich zu nehmen.
Ein Blick auf die wirklichen Verhältnisse des reichen «aufmannsstandes Großbritanniens hätte Williams eines Anderen belehren können. In den oberen Ständen des Inselreiches beschränken zwar positiv diejenigen, welche heirathen, ihre Kinderzahl nicht gerade, aber sie unterbinden ihre Vermehrung doch dadurch, daß sehr viele ihrer Glieder ehelos bleiben. Nach Willianis sollte man nun annehmen, unter dem herrschenden Erbrecht wäre demnach das Ergebnis), daß sich der Neichthum i» diesen Familieu erhielte und sie 'mint das Monopol hätten, die bevorzugte Gesellschaftsklasse zu bilden. Aber das gerade Gegentheil ist bekanntlich der Fall. Unausgesetzt steigen von unten neue Elemente auf und sprengen die geschlossenen Neihen der oberen Zehntausend.

Wie auf zahllosen anderen Gebieten, so ist es auch auf dein der Socio-
logie die Entwicklungslehre, die Darwins Namen trägt, die tausend Nebel zer-
streut und die luftigen Gebilde der Phantasie wohlmeinender, aber unlogischer
Schwärmer mitleidlos zerstört. In dem Darwinismus hat der Malthusia-
nismus seinen Meister gefunden, und es ist wohl anzunehmen, daß die zu-
nehmende naturwissenschaftliche Bildung unter den Socialökonomen ihn
binnen eines Jahrzehntes auch aus seinen letzten Winkeln verscheuchen und
damit die Bahn freimachen wird für eine wirkliche Wirthschaftslehre des
Volksstandes, die in der Größe des eigenen Volkes auch praktische Früchte
tragt. —

wohlchäter der Menschheit.
Schauspiel in drei Acten
Felix Wilippi.
— Verlin. —
Erbprinz Karl Victor.
Geheimrath uon Fortcnbach.
Gustav, sein Sohn, Adjutant beim Erb-
prinzen.
Katharinc, 1 . . . ^-^^
Paula. / "'"' "«^
1)i-. Eduard Martin-, mit Katharincn
verheirathet.
Zeit: Die Gegenwart. Ort: Eine deutsche Residenz.
„Rechts" und „link" von, Zuschauer.
Personen:
I'r. Alfred Käufer.
Fräulein oon Nndolfi, Hofdame,
Klllmmcrhcrr uon Brock.
^°uüe' 1 »ei Martins 1
Friedrich, /
Karl,
Marie,) "" Fortenbach
bedienstet.
Erster Act.
Bei Martins.
IItubirzimmer, modern, »bei leine«weg« übertrieben elegant, Mitteilt)»«, recht« und linl« Seitenthüren,
Lin5j hinten in einer stumpfen Ecke ein «amin, in dem helle« Feuer brennt. An fast allen Wänden große
Bücherregale, aus deren Simsen Büsten «wie Aesculau, Solrate« und Laoloon) stehen. Rechte Ecke
schräg
gefreute Chaiselongue, vor derselben mit Zeitungen und Brochnre» bedeckter Rauchtisch, hinter
derselben
schräg da» lebensgroße Qelbruftbild de« Oeheimrath« von Fortenbach, im Frack, Ordensband und
Orden,
Recht« vorne ei» großer mit Büchern, Papiere», Ichreibutensilien bedeckter Schreibtisch, dahinter ein
Lehn«
sessel. Hinter diesem ein breite« Fenster, Li»l« ei» Etablissement, Sopha, Tisch und Fauteuil«. Da«
Ganz« macht einen gediegenen ernsten Eindruck, Ueber dem Kamin ein hoher Wandspiegel, Mittag
eine«
Muttertage«,»
Louise «stäub! Bücher und Meinigleiten llb,1
Kllthlliine (von linl«,. Sie sind doch bald fertig, Louise?
Louise. In Befehl, gnädige Frau.
Kar Hai ine. Nur Alles recht sauber machen, und bringen Sie um tzimmelswillen
auf dem Schreibtisch Nichts in Unordnung, Sie wissen, darin «ersteht der Herr leinen

Spatz. Lassen Sie mich ei» bischen helfen. «Zi« ordnet «»ige«.» Gleich zwei Uhr?
Louise, rufen Sie doch schnell Friedrich herein.
Louise «öffnet die richte Thiir und winlt Friedrich),
Friedrich (tritt ein).
Klltharine. Friedrich, der Herr hat mir telegiaphirt, dah er heute mit dem
ssourierzug aus Berlin kommt. Es ist mir doch lieber, wenn Sie ihn abholen und für das
Gepäck sorgen. Sie haben noch über dreiviertel Stunden Zeit, also tummeln Sie stch.
Friedrich (bejahend «cht« üb,.
Kathllline «hm durch die geöffnete Thür nachsehend». Und vergessen Sie nicht, meinem
Manne zu bestellen: wir waren Alle wohl und ließen grüßen. «Zurück, e» llingelt.»
Louise (durch die Htitte »b>,
Klltharine «beschäftigt sich noch mit Abstäuben»,
Louise (mewet». Fräulein von Rudolfi.
Klltharine <i>>r sich». Ach, wie unangenehm, gerade jetzt! Die bleibt immer so
lange. «Zu Luisen.» Sehr angenehm.
Louise «öffnet nach lurzer Pause Fräulein von Rudolf! die Mittelthiir und schlicht sie von aus!«!),
Kllthlllinc (ihr entgegen». Guten Tag, liebes Fräulein!
Frl. v. Rudolfi. Guten Tag, beste Frau Doctor, entschuldigen Sie nur, daß
ich Sie so überfalle . . .
Klltharine. Bitte, sehr erfreut, wollen Sie nicht Platz nehmen? «2« setzen sich,
man hört au« oem linlen Zimmer leise« Llavierspiel-, eine Beethooeu'sche Zouate.»
Frl. u. Rudolfi. Ich lomme nämlich . . .
Kathllline «lachend). Mt einer Bitte.
Frl. u. Rudolfi. Herrgott, muß ich mich eines unbescheidenen Rufes bei Ihnen
erfreuen. Das ist nämlich unter meinen Untugenden meine größte, meine Bekannten
immer mit Betteleien zu belästigen:
Kathllline «Mig». Aber doch nur für Andere. Sie wollen gewiß wieder irgend
einen Bazlli zu irgend etwas Bestem eröffnen?
Frl. v. Rudolfi. Woher wissen Sic denn das?
Klltharine «lachend». Bestes Fräulein, wenn Sie den Hut mit dem lila Flieder
aufhaben, wissen wir schon Bescheid. Mit dem Hut waren Sie nämlich gewiß schon
ein Dutzend Mal bei mir, um mich zur Thcilnahmc an Wohlthätigleitsbazaren zu
animiren.
Frl. v. Rudolfi «fein». Und niemals vergeblich. Als« wirklich schon ein Dutzend
Mal? Dann ist dieser Hut also ein glänzender Beweis für meinen Wohlthatigkeitssinn
und — meine Sparsamkeit.
Klltharine. Also, um was handelt es sich denn? Um kinderlose Wittwen oder
elternlose Kinder, um gefallene Engel, Abgebrannte, Ertrunkene. . .
Frl. v. Rudolfi. Um eine ganz simple Weihnachtsbescheerung für die armen
Kinder unseres Bezirkes. Ucbrigens, Sie Spötterin, ich komme heute gleich mit zwei Bitten.
Erstens sollen Sic mir für den Bazar wieder eine Ihrer herrlichen Aquarellen stiften...
Kllthlliine. Wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht, herzlich gerne.
Frl. v. Rudolfs, Und zweitens möchte ich Sie fragen, ob ich wohl Ihr süßes,
kleines Schwesterchen sprechen kann. Denn ohne die feste Zusage dieses BerlaufsgenieL
eröffne ich den Bazar gar nicht.
Klltharine. Ich werde sie gleich rufen.
Frl. v. Rudolfi. Ich war nämlich zuerst bei Fräulein Paula zu Hause. Dn
Diener sagte mir aber, daß sie seit einiger Zeit hier bei Ihnen ihr Quartier auf-
geschlagen habe.
Klltharine. Ja. Papa wohnt ja schon seit fünf Wochen, seit der schweren
Erkrankung des Herzogs, im Schloß, und da wollten wir das Mädchen nicht in der
öden Wohnung lassen, «sie steht auf.»

Fil. v. Rudolf! «hält s« ,uiiick>. Noch einen Augenblick bitte! <»>« »mschl dem
ic«! «tmo» Nlniehmlicheien Lwuieilpiel» Beethoven! Wie schön sie spielt! Wie seelenvoll!
Ja, ja, die eine Tochter malt herrlich, die andere ist Meisterin auf dem Clavier, lein
Wunder bei diesem genialen Vater! Auf den sind Sie wohl recht stolz? lir,»t »°i °°» »il°.»
Katharine üft >hi ««folgt». Verdenken Sie mir das, liebes Fräulein? Ein goldenes
terz, ein eiserner Wille, ein Alles durchdringender Verstand. Ein Leben voll Arbeit
und . .
Frl. v. Rudolf!. . . . Lohn. Denn weit genug hat cr's im Leben gebracht.
'Vit b« Lorgnette,) Tas Bild ist wohl schon vor vielen Jahren gemalt?
Katharine. Erst vor zwei Jahren, als Papa das Komthurkreuz von Seiner
Hoheit erhielt. Finden Sie es ähnlich?
Frl. v. Rudolf!. O ja. Ganz der geistvolle Kopf des tiefen Forschers, und
dabei !st der vomehme Hofmann, der sich im Schmucke seiner Orden sonnt, doch nicht zu
lurz gekommen. Nur gealtert finde ich ihn, recht gealtert... namentlich in der letzteren Zeit.
Katharine. In diesen letzten aufregenden und anstrengenden Wochen.
Frl. v. Rudolfi. Aber lassen Sie sich, liebe Frau Doctor, durch mich nicht
ängstigen. Das ist nämlich unter meinen vielen Untugenden wirtlich meine allergrößte.
Unüberlegtes und oft reckt Unangenehmes zu sagen. (Z>e wuscht »lebei »«>» Zplei.» Wie
tief empfunden! Sagen Sie mal, liebe Freundin, hat das Ki»d da drin schon Etwas
erlebt? Ich meine so himmelkoch-jauchzend und so weiter?
Katharine «achend». Ach Tu lieber Gott, ich glaube, sie hat 'mal mit dreizehn
Jahren einem Primaner ewige Treue geschworen. Aber, wer kann in ein Mädchenherz
blicken!
Frl. v. Rudolfi <k°p'ichl,ttel„°>. Hm! Hm! So spielt man nur, wenn man liebt!
Katharine !°<e imle D»„i °ft!>e,>!>>. Paula!
Paula. Ah, welche Ueberraschung, Fräulein von Rudolfi! Sic haben den
Flicbcrhut auf,, natürlich verlaufe ich, was Sie wollen, wo Sie wollen, wann Sie
wollen!
Katharine. Sehen Sie, Fräulein, Sic sind ertmmt!
Frl. v. Rudolfi. Ta scheine ich mich ja wahrhaftig mit meinem Chapcau und
meiner Sammelwulh furchtbar lächerlich gemacht zu haben.
Katharine. Aber ich bitte Sic: die gereicht Ihnen ja nur zur Ehre!
Paula. Also was soll ich verkaufen: Seidene Strümpfe odeiVeilchcnbouaucts,
Herren'Slivie oder Curayao, Parfüm oder das Buch der Lieder in Goldschnitt? Mir
ist Alles recht.
Frl. v. Rudolfi. Ich fügte schon vorhin zu Ihrer Frau Schwester: Sie
seien das reine Verkaufsgenie. Veim letzten Bazar haben Sie an Ihrem Tisch gerade
noch einmal soviel, als alle anderen Lamm eingenommen.
Paula ,lache»»». Ta halten Sie mir's auch gar zu leicht gemacht. Unter all'
den alten Schachteln war ich ja das einzige junge Mädchen. Und das; die Herren da
lieber bei mir ihr Geld los geworden sind, als bei der häßlichen Gräfin Tromberg und
der zahnlosen Baronin Schlicfenbach, wer wollte ihnen das verdenken! Aber Scherz
bei Seite. Liebes Fräulein, warum quälen Sic sich eigentlich Jahr aus, Jahr ein mit
solchen Tingen, die Ihnen viel Mühe machen und ron denen Sic wahrscheinlich wenig
Tan! einten?
Frl. v. Rudolfi. Ueberfchätzcn Sie mich nur nicht, liebe Frau Toctor. Ich
betrachte es hauptsächlich als einen angenehmen Zeitvertreib, um ein wenig Farbe in
mein eintöniges Tafeln zu bringen.
Paula. Ihr eintöniges Tasein bei Hofe?
Frl. v. Rudolfi. Ja, glauben Sie denn, daß es gar so lm'lig dort ist und
namentlich jetzt, feit der Erkrankung des Herzogs?
Paula. Tas wird ja jedenfalls bald vorüber sein.

Katharine. Mein Vater hat die besten Hoffnungen.
Frl. v. Rudolfi, Und mit ihm das ganze Land. Sie glauben gar nickst, mit
welchem Vertrauen die Herzogin und die Hoflreise an Ihrem verehrten Vater hangen,
mit welchem Vertrauen man in allen Offiziers- und Beamtenlreisen zum Geheimrath
von Fortenbach emporsieht, lind da man den hohen Herrn seinem eigensten Wunsche
zu Folge in der ausschließlichen Behandlung dieses Arztes weih, läßt man sich nicht
durch die liberalen Blätter beirren. Die wollen positiv noch einen anderen Arzt dazu»
gezogen sehen, weil Ihnen Ihr aristokratischer Vater ein Torn im Auge ist.
Katharine. Wie trägt denn die Frau Herzogin die schwere Prüfung?
Frl. u. Rudolfi. Still und groß. Sie sorgt für Alles, sie lindert die Schmerzen
ihres Gemahls, sie beruhigt ihre sorgenvolle Umgebung, namentlich den Erbprinzen, sie
ist unermüdlich beschäftigt. Und wenn der Herzog gesund wird, so verdanken wir das
ausschließlich dieser herrlichen Frau und Ihrem Vater, diesem herrlichen Manne!
Katharine <ü«iihrt,. Ich Kante Ihnen, mein liebes Fräulein, Ihre Worte haben
mir unendlich wohl gethan,
Paula «ihr auch die vand icichend,. Mir auch! Ich werbe beim nächsten Bazar für
ein Veilchenbouauet das Doppelte verlangen.
Katharine. Vor Allem mußt Du doch des Vaters Elloubnih haben.
Frl. v. Rudolfi. Die erwirke ich mir schon selbst. Ich muß die ganze Familie
vertreten haben. Sie mit dem Aquarell, Fräulein Paula mit dem Verkauf, und Ihren
Herrn Vater habe ich schon erfolgreich angebettelt. Nr hat mir ein Autogramm gegeben.
Paula. Das thut der Vater selten.
Frl. u. Rudolfi. Um so dankbarer bin ich ihm für die Auszeichnung.
Katharine. Und darf man erfahren, was er geschrieben hat?
Frl. v. Rudolfi. Vi schrieb: „Wissen ist Macht."
Katharine«stolz,. Das glaubt man ihm. Sein Wissen ist wirtlich Macht!
Frl. v. Rudolfi. Der Bazar findet übrigens dieses Mal unter dem Protcctoiat
der Frau Erbftrinzessin statt. Apropos, ftvar der Erbprinz in letzter Zeit bei Ihnen?
Katharine. Er kommt jede Woche einmal Abends zum Thee. Sie wissen ja,
daß er noch von Heidelberg her mit meinem Manne auf Du und Du steht.
Frl. v. Rudolfi. Das lobe ich mir, daß die Jugend- und Studienfreundschaft
zwischen dem Prinzen und Ihrem Manne eine so innige geblieben ist.
Louise «meldet,, Herr Doctor Kays«.
Paula lfiir sich,. Endlich?
Katharine. Lasse bitten.
Dr. Kayser «mit einem gioften Rosensliauch, verbeug! sich»,
Katharine «twistellend,, Fräulein von Rudolfi — Herr Doctor Kayser.
I»r. Kllyser «übeileicht Paula dai Bouquet,, Meinen herzlichsten, aber lllleihcrzlichstcn
Glückwunsch.
Frl. v. Rudolfi. Was bedeutet das?
Katharine. Paula feiert heute ihren neunzehnten Geburtstag.
Frl. v. Rudolfi. O, Sie böse kleine Person, und das verschweigen Sie mir?
Komme» Sie mal her! «2!e sieht Paula inni« in die «ugc,!,, Sie liebes, junges Blut, Gott
segne Sit und mache Sie glücklich! «Zie zieht sie an sich imd'liikt sie auf die 2til!>., Und
wissen Sie, was ich Ihnen wünsche?
Paula. Was sie mir Alle wünschen: Einen Man»!
Frl. v. Rudolfi «cnift,. Ja, einen M<mn, der Ihrer würdig ist!
Paula l i°ck,end). Ach, so einen Engel giebt's ja gar nicht. Kommen Sie, Herr
Doctor, ich will Ihnen meine Geschenke zeigen. Es giebt nämlich noch mehr so galante
Leute, die an meinen Geburtstag denken. <M!t Doctoi Kaysei «ni« ab,,
Frl. v. Rudolfi «Beiden „achschmd,, Pardon, wer ist denn eigentlich dieser Doctor
Kayser?

Kathlliine. Ei ist seit Kurzem Assistent bei meinem Vater, der ihn sehr schätzt
und viel auf sein ärztliches Urthell gicbt. Gerade in dieser Zeit, in der mein Vater
'eine ganze Kraft dem Herzog widmen muh, ist Doctor Kayser für Papa von großem
Werth. Ich höre übrigens, daß er trotz seiner Jugend zum Directoi des städtischen
Krankenhauses ausersehcn ist.
Frl. v. Rudolfi. Und Paula wirb die Frau Directorin.
Klltharine. Aber was fällt Ihnen ein?
Frl. v. Rudolfi (ganz sicher». Das wird Frau Doctor Kayser.
Klltharine (lächelnd,. Wir haben schon an zwei Doctoren in der Familie ganz genug.
Frl. v. Rudolfi. Uebrigcns eine ganz charmante Figur hat dieser Doctor, der
könnte ja beinahe aus einem Hofball mittanzen. Ja, ja, man sieht, wie groß unsere
Residenz wird, früher wäre es ganz unmöglich gewesen, eine solche Erscheinung zu über»
sehen. — Und da habe ich, alte Plaudertasche, wahrhaftig ganz vergessen, nach Ihrem
Mann zu fragen. Wie geht's ihm denn?
Klltharine. Ich erwarte ihn jede Minute von Berlin zurück.
Frl. v. Rudolfi (aufstehend), Sie mahnen mich zum Aufbruch. Das ist nämlich
unter meinen vielen Untugenden wirklich meine allergrößte, das; ich mir denke: wenn ich
Zeit habe, müssen die anderen Leute auch Zeit haben. «Durch die Mittel»!,,,«, weiche «°„
Louisen geöffnet wird, lieht man den Geheimrath von Fortenbach,) Und da kommt gelllde Einer,
der niemals Zeit hat.
Foitcnbllch (im Frack, vornehm-aristokratische Erscheinung, weihe Haare, bartlos, seine Iurach-
weise oerbindlich und ruhig, iedc Bewegung fein und gemessen,. Aber doch soviel Zeit, UM Meinem
Kinde zu gratuliren.
Frl. v. Rudolfi. Und ich gerade soviel Zeit, um Ihnen zu diesem Kinde zu gratu-
liren. Ja, ja, ich gehe schon, sonst! wirft mich alte Schwätzerin Ihre gestrenge Frau
Tochter noch hinaus. Also, adieu, meine Beste und das Aquarell so bald als möglich! (Ab.)
Klltharine (sie zur Thiir begleitend,. Ich schicke es Ihnen in einigen Tagen.
Fortenbach. Wo ist Paul«?
Kathlliine. Dort drin. Du siehst recht bläh aus. Fühlst Tu Dich angegriffen?
Fortenbach. Ich wurde heute Nacht, als der Herzog nach mir verlangte, mehrere
Male geweckt und habe wohl nicht genügend ausgeschlllfen.
Klltharine. Deinem heutigen Morgenbulletin zufolge geht es unverändert?
Fortenbllch. Ja. Ich habe mich übrigens nur auf eine halbe Stunde frei
gemacht. Also wo ist Paula?
Kathlliine. Nein, Väterchen, das ist wider die Abrede. Du hast Dich heute
zum Frühstück bei mir angemeldet. Und dabei bleibt's. Komm, ich begleite Dich hinein.
< 2ie öffnet die linke Thiir, in welche Paula tritt,»
Paula. HM, Du mußt Nngangszoll entrichten!
Fortenbllch. Du Wildfang! <<5r tMt sie ain die Ztirne und geht mit ihr hinein, gefolgt
von Äatharinen, man hört sprechen auf dem Flur, die Mittelthni wird «on Louisen geöffne»,)
Dl, Martins «tritt ein, Vollbart, goldene Brille, in «lcibung und Vewcgiing leger, uronoucilt
inddeutschen Dialekt, wie ein gebildeter München«! spricht; mit brennender ssigarre,, Louise, rufen Sie
mir mal meine Frau!
Louise «link« ab).
Dl. Mllltius «wischt sich die Brillengläser ab», Sacrament, ist das ein Wettei! <3"
Friedrich, der mit einer Ledeitasche eintritt,) Legen Sic sie NM dorthin llllf dm großen Stuhl.
Die eingelaufenen Briefe haben Sie mir doch in der richtigen Reihenfolge auf den
Schreibtisch gelegt? (Er tritt heia,,,, Schön, es ist Alles in Ordnung. Da haben Sie
drei Marl. Und daß Sie sich nicht unterstehen, zu Heimchen, ich bitt's mir aus.
«Friedrich Mitte ab,»
1)l. Mllltius (setzt sich hin, liest Briefe und notirt sich l^inigei»,
Kathlliine (von lwc«>, Willkommen, willkommen!

Dl, Mllitius «ihr entgegen), Giüß Gott, Käthe, Nll, Alles wohl?
Katharine. Ich lieh es Dil ja schon durch Friedrich sagen. Du bist gewiß
ganz ausgehungert?
Ol. Martins (sich wieder setzend), Laß nur gut sein und spare Deine Kochkünste
für heute Abend. Ich habe mich von Berlin bis hierher mit den üblichen belegten
Brödchen und warmen Würstchen durchgefüttert. <2>ch die Hände reibend,» Diese Schand-
kiilte in den Coupes!
Katharine. Ich hätte Dich gerne von der Vahn abgeholt, wollte aber Paule
heute nicht allein lassen. Vergib nicht, ihr zu gratuliren.
Nr, Martins «zerstreut». Wieso? Hat sie sich denn verlobt?
Katharine, Es ist ihr Geburtstag.
Dr. Marti us. Schon wieder? Da hat mich ja das Neine Frauenzimmer an-
geschwindelt. Vor höchstens einem Vierteljahr hat sie mir auch 'was von ihrem Gcburts»
tag vorerzählt, und ich dummer Kerl bin natürlich drauf 'reingefallen und habe ihr 'was
gescheiitt. Wahrscheinlich ist das auch heute wieder ein Schwindel!
Katharine «lächelnd». Aber Eduard! Jetzt laß uns von ernsteren Dingen
sprechen. Hat Dich die Reise so erfrischt? Du siehst so zufrieden aus?
Dr. Martins. Bin ich auch, Käthe, bin ich auch! Glück mnß der Mensch haben.
Glück! Vorgestern Abend hatten wir 'ne schwere Sitzung im „Pschorr", und gestern
Morgen in aller Herrgottsfrühe schickte College Phalandt zu mir, den ich Tags vorher
in seiner Klinik besucht hatte, und läßt mich fragen, ob ich bereit sei, sofort eine schwere
Operation vorzunehmen. Bei ihm habe sich die verflixte Influenza zu Gast geladen.
Die Sache leide leinen Aufschub. Es handle sich um Leben und Tod. Ob ich wollte!
In einer halben Stunde war ich dort . . .
Katharine. Und ist es glücklich abgelaufen?
Dr. Martins. Glänzend, Käthe, glänzend! Die Frau ist gerettet, der Mann —
ein netter Kerl, nur schade, daß er ein Monocle trug — dankte mir mit Worten . . .
mit Worten, daß ich altes Kameel die Thränen herunterwürgen mußte, «nd die drei an-
wesenden Collegen haben mich zu dem Erfolg beglückwünscht.
Kathllline nbm «der den Schreibtisch die Hand reichend,. Und dlls thüt ich llUch, V0N
ganzem Heizen.
Nr. Martins. Weiß schon, weiß schon. . .
Katharine. Ihr Aerzte wißt ja gar nicht, wie gut Ihr es habt, Ihr Wohl-
thäter der Menschheit!
Nr. Martins. Ja, wenn man den Namen verdient!
Katharine. Ich kann es mir so recht vorstellen, wie selig es Euch machen muß,
mit Eurem Wissen, Eurer Begabung, Eurer ehrlichen Ueberzcugung helfen zu können in
höchster Noih.
Nr. Mllitius. Ja, die ehrliche Uebcrzeugung, das ist die Hauptsache. Das weißt
Du gut genug, daß unser Beruf, wie jedes Ding auf der Welt — ach was, mehr wie
jedes andere Ding — auch seine Schattenseiten hat, daß all' unser Wissen doch im bestm
Falle nur Stückweil ist. Das würde ich auch Jedem mit schonen großen Buchstaben
in's Album schreiben: „Wissen ist Stückweil."
Katharine «stolz». Wissen ist Macht!
Nr. Mllitius «leicht hin», Wohl Tem, der's von sich sagen kann! — Aber auch
sonst hat mich dieses Berlin wieder mächtig gepackt! Da findet man Arbeit, Ansporn,
Anerkennung! Und diese anregenden Tage haben mir wieder meinen alten Lieblingsplan
näher gerückt. . .
Katharine «eiwo« liihln,. Ach so, wohl wieder Dein Uebersiedclungsplojcct?
Nr. Mllitius lauf und abgehend,. Ja, Käthe, meinen Ucbersicdclnngsplan. Hättest
nur sehen sollen, wie mich dort die Collegen empfingen, — hättest nur höien sollen, wie

bereit man war, mir die Wege zu ebnen. Dort fände ich einen großen Wirkungskreis, dort fände ich Lebensfreude und neuen Lebcnsmuth!

Katharine. Hast Du denn den hier ganz verloren?

Dr. Martins. Sage selbst, Käthe, Du bist doch ein gcscheidtes Frauenzimmer: was habe ich hier zu verlieren? Hier komme icy nie und nimmer vorwärts. Ich bin jetzt seit acht Jahren Arzt. Was habe ich erreicht? Ohne mein kleines Vermögen und den Zuschuß, den Dir Dein Vater giebt, könnten wir doch gar nicht ezistiren. Hat's mir jemals an Fleiß gefehlt? Gewiß nicht. Noch nicht einmal die vacante Professur, zu der ich doch schon vorgeschlagen war, haben sie mir übertragen. Hier herrscht eben Kleinstädtern und Kiichthuimpolitik und Kastengeist und der Stammtisch, hier ist ja — weiß Gott — der lumpigste Hoflieferant mehr werth, als ich.

Katharine. Du bist bitter und ungerecht.

Dr. Martins. Bitter mag sein, ungerecht wahrhaftig nicht, Ucbeiall schiebt man mir ja 'nen Riegel vor. Ilnb warum das Alles? Weil ich unglücklicherweise solch' Esel war, fünfzig Meilen weiter südwärts geboren zu werden, well ich niemals das übermenschliche Glück haben werde, ein „Hiesiger" zu sein. Außer meiner Freundschaft zum Erbprinzen — ich frage Dich um Alles in der Welt: was habe ich hier zu verlieren, was gebe ich hier auf?

Katharine. Und Dein häusliches Glück?

Dr. Martius. Käthe, das nehmen wir mit!

Katharine. Aber Du mußt auch bedenken, Eduard, daß es für mich ein schwerer Kampf wäre, den Ort, an dem ich geboren und exogen bin, verlassen zu müssen; alle Freunde aufgeben, alle Beziehungen, die mich hier fesseln . . .

Dr. Martins. Du thust ja gerade so, als ob ich Dich in die Verbannung schleppen wollte, in Beilin giebt's auch Menschen!

Katharine. Ja, aber andere als hier!.

Dr. Martius. Gott sei Dank!

Katharine. Aber nicht allein den Ort müßte ich aufgeben, ich müßte meinen Vater verlassen.

Dl. Martins <«iohe Wollen paffend). Ahll, da sind wir ja bei dem richtigen Cllpitel. Schließlich, liebes Kind, bist Tu doch nicht mehr Katharine Fortenbach, sondern Katharine Martius. Und siehst Du, Du magst es mir nun glauben oder nicht: Derjenige, der mich an meinem Fortkommen hier hindert, das ist gerade Dein Vater. Seine Berühmtheit erdrückt mich. Ich komme niemals zu Worte. Er ist herzoglicher Leibarzt, ich bin es nicht, ich werde es niemals weiden, er ist Geheimrath und geadelt, ich bin ein .lumpiger" bürgerlicher Toctcr und werde es immer bleiben, er ist conservativ und mit allen Regierungskrcisen intim, ich bin unglücklicherweise liberal und kokcttire, wie sich die «llctionaien Blätter ebenso geschmackvoll als unwahr ausdrücken, mit dm Socialdemokraten. Nächstens weiden sie schreiben, daß ich in jeder Tasche mit einer Bombe herumlaufe. Und da diese Herren ihre politische Ueberzeugung voraussichtlich schwer ändern iverden und ich meine aufrichtige freisinnige bestimmt niemals, werden wir auch niemals gute Freunde werden. Aber die Hauptsache ist und bleibt Dein Vater. Wenn wirklich mal von mir die Rede ist, dann sagen die Leute: „Ach so ja, das ist doch der Schwiegersohn von unserem Fortenbach?" Mein Streben aber — uno das ist doch berechtigt ^- geht dahin, daß die Leute sagen: „Ach so, das ist ja der famose Chirurg!" Ich habe nicht länger Lust, im Schatten dieser schwiegeiväterlichen Berühmtheit zu wandeln.

Katharine. Du weißt nicht, wie wehe Du mir thust!

Dr. Martius. Erstens habe ich das gar nicht beabsichtigt und zweitens: wenn wir mal auf das Eapitel zu sprechen kommen: Dein Vater hat mir schon oft genug weh gethan, und das will bei meinem dicken Fell 'was heißen.

Katharine. Mein Vater? Dir?

vi Martins, Zum Beispiel: in dem speciellen, alle Welt aufregenden Falle
des tranken Herzogs, Daß mich Dein Vater nicht dazuzog, verdenke ich ihm gar nicht
mal so. Das mag wohl in den delicaten Verhältnissen des Hofes und den Gegen-
strömungen der tzofclique gegen meine verdächtige Person seinen Grund haben Aber
daß Dein Vater noch niemals eine Silbe mit mir über dm Fall sprach, das beweist mir
einen Mangel an Vertrauen in meine ärztlichen Kenntnisse, der mir wehe thut einen
Mangel an . , ,
Katharine. Ereifere Dich nicht weiter, der Vater spricht niemals über seine
Patienten, und wenn er es Dir gegenüber auch unterließ, ,so beweist das nur dah er
auch in diesem besonderen Falle von seinem Princip nicht abgeht,
vi, Martins, tzollah, tzollah, nur nicht so geschwind! Warum hat denn Dein
Vater mit anderen Collegen von der Geschichte gesprochen und sie immer Mersichert, es
ginge Alles nach Wunsch? Warum denn nie mit mir, und das wäre doch das Natür-
lichste gewesen? Da giebt es eben nur zwei Auslegungen: Entweder er verachtet meine
Kenntnisse oder , . .
Katharine, Oder?
vi, Martins, , . . Er fürchtet sie,
Katharine «ungeduldig». Wir wollen abbrechen. Komm' mit zum Frühstück, Ter
Vater ist auch drin.
I»r. Martius, Ich sah seinen Wagen schon unten, »«och der Uhr sehend,) Das
geht nicht mehr gut. Ich erwarte jeden Moment den Erbprinzen.
Katharine. Zu so ungewohnter Stunde?
Dr. Martins. Er depeschirte mir gestern nach Berlin und bat mich, meine Rück»
kehr möglichst zu beschleunigen. Worauf ich ihm mein Eintreffen für heute Mittag
zusagte,
Katharine, Kennst Tu den Grund, weswegen er Dich so dringend zu sprechen
wünschte?
vi, Martins, Keine Ahnung,
Katharine, Und er kommt hierher?
vi. Martins. Ja, er tclegraphirte mir zurück, er würde mich um halb Vier
in meiner Wohnung aufsuchen, Ich sollte nicht in sein Palais kommen. Na. wir wollen
uns jetzt nicht weiter die Kopfe zerbrechen. Es ist doch hier Alles in Ordnung?
Katharine «lächelnd). Vis auf den gräßlichen Cigarrenqualm!
I)r, Martius. Ach was, der Prinz ist ja an meine Sorte gewöhnt. Und über-
dies ist das hier noch eine aus Berlin, eine ganz noble, mit 'ner Leibbinde. (Sich um-
sehend. Heien,» Ich glaube wahrhaftig. Du hast meine Abwesenheit wieder zu großem
Reinemachen benutzt.
Katharine. Das bemerkst Du also doch?
Di. Martius <i°chmd». Na natürlich, die Bücher stehen ja sämmtlich aufdemKopf.
Friedrich. Seine Hoheit sind soeben vorgefahren.
Dr. Martins «schnell z»i Th.m. Ich komme schon. Und nicht wahr, Käthe, Du
sorgst dafür, daß wir nicht gestört weiden. «Mitte ab,)
Katharine »ordnet schnell noch Einig« und geht Kann Ii»e« üb, lurze Pause»,
Vi, Martins «öffnet de»! eintretenden Erbprinzen die THÜI»,
Erbprinz «Mann von ungefähr 35 Jahren, vornehm gewinnende Erscheinung, in seinem Wesen
freimiithig und ohne iede Ueberhebung, Interlmüuniform, Mütze). Ich danke Dil für Deine schnelle
Rückkehr. <«5r giebt Mar!,!!!! die Hand, sie lonimen »eid« vor. Erbprinz legt Miche und Handschuh auf
den Tisch,)
Vi. Martins. Bitte, nimm Platz! «Während sich Beide gegeniibersetze»,) Tu hast
mich so bringend zu sprechen gewünscht. Hoffentlich nichts Unangenehmes?
Erbprinz. Lieber Fnund, ich habe heute Ernstes mit Dir zu besprechen, und
deswegen komme ich ohne Adjutanten. Ich brauche Deine HUfe.

wohlthätei der Menschheit. —-^ . . <y<l.
Martins ,mlln,!,. Du weißt es; die steht Dir immer zu Diensten!"
Erbprinz. Ohne viele Worte: Ich bitte Dich, mich sofort nach dem Schloß zu begleiten und den Herzog zu untersuchen.
Dl. Mllltius <<>ch «hebend, sehr erstaunt,. Wie?
Erbprinz <it!» wieder in de» Fessel druckend,. Ich begreife Dein Erstaunen. Aber höre mich ruhig an. Die Krankheit meines Vaters dauert jetzt volle fünf Wochen. Er befindet sich — ganz entgegen unseren Hausgcsetzcn — seinem eigenen Wunsche und namentlich dem Wunsche meiner Mutter zu Folge in der ausschließlichen Behandlung Deines Schwiegervaters. Der Zustand meines Vaters bessert sich nicht. Kein Fortschritt ist ein Rückschritt. Vier Augen sehen mehr als zwei, deswegen rufe ich Dich.
I)r. Mllltius machdem er sich mehrere Male de» Bart gestrichen hat,. Ja, lieber FrtUNd, so einfach, wie Tu Dir das denkst . . .
Erbprinz ... Ist die Sache nicht, das gebe ich Dir zu. Aber geschehen muß Etwas, das kann nicht länger so weiter gehen. Denn was meine Mutter, die Umgebung nicht sieht, was Fortcnbach vielleicht verheimlicht, um uns nicht zu ängstigen, das sehe ich als Laie: mein Vllter erscheint mir sehr trank. Du sollst mir die Wahrheit sagen. Deine ehrliche Ueberzeugung will ich hören.
Ol. Martins «nach kurzer Pause,, Darf ich sprechen, frei von der Leber weg, wie es bisher zwischen uns gewesen?
Erbprinz. Ich bitte Dich darum: wir haben nie Redensarten gemacht.
I'l, Martins. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie mich Dein Vertrauen ehrt, wie dankbar ich Dir bin, daß Du an mich denkst . . . und wie gern ich Dir helfen möchte, mit Allem, was ich kann, dennoch ... ich habe schwerwiegende Nebenken aller Art, Bedenken, welche Tu begreifst . . .
Erbprinz .... welche ich kenne, welche ich würdige, und die ich bereits aus dem Wege geräumt habe. Denn kurz und gut: meine Bitte an Dich wird unterstützt von meinem Vater selbst, der Dich zu sehen wünscht, und auch von meiner Mutter.
llr, Martins. So plötzlich?
Erbprinz. Du sagst das nicht ohne Empfindelei. Ich höre aus diesem „So plötzlich" den leisen Vorwurf, daß man nicht früher au Dich dachte. Du kennst die Verhältnisse. Tein Schwiegervater ist seit seiner Jugendzeit persona ^lati^im», bei meinen Eltern, er erfreut sich — gewiß mit Recht — ihres unbedingten Vertrauens, seit vierzig Jahren glauben sie an sein Wort, wie an ein Evangelium. Und überdies kennst Tu die Abneigung meines Vaters gegen die Aerzte im Allgemeinen: „Ein Arzt ist gerade genug, um Einen wieder auf die Beine oder unter die Erde zu bringen," war ja bei diesem Thema stets sein Lieblingswort. Gehcimrath Frensdorff, den ich selbst aus Heidelberg bei Ausbruch der Krankheit gerufen hatte, mußte ja sofort wieder verschwinden. Es ist wirklich nichts Persönliches, baß man Dich nicht früher rief. Tiefen Widerstand des Herzogs, der entgegen meinen Wünschen und entgegen den Ansichten des gesammten Ministeriums leinen anderen Arzt duldete, habe ich also gebrochen, und daß ich ihn brechen tonnte, daß mein Vater einwilligte nach einer sehr ernsten Unterredung, die ich gestern mit ihm hatte, schließlich wünschte, Dich zu sehen: das beweist mir, daß er sich selber krank fühlt, kränker, als man allgemein glaubt.
Dr. Martins. Du siehst zu schwarz. Tu liebst Temen Vater, und da bist Tu zu ängstlich. Taß die Krankheit trotz ihrer Langwierigkeit ungefährlich, dafür sollte Tir doch wirtlich die Ruhe des Geheimrathes Fortenbach bürgen. »5r bleibt siehe»,) Ja, weiß denn mein Schwiegervater, daß ich hinzugezogen weiden soll?
Erbprinz. Nein, noch nicht. Ich wollte erst Teine Zusage haben.
Dr. Martins. Nie könnte ich Dir natürlich erst geben, wenn mein Schwiegervater mit meiner Assistenz einverstanden ist. Das ist so allgemeiner Brauch unter uns Ncrzten. Und Aerzte sind meist recht empfindliche Herren.
Erbprinz. Das merke ich.

'l^'Mll'itllis. Und hier ist jede Rücksicht besonder« nothwenbig. Der Geheim-
rath Fortenbach ist ein eigener Herr, sehr verwöhnt, sehr eifersüchtig auf seinen Beruf,
sehr bedacht auf das Decorum und gerade in meiner Doppelstellung ihm gegenüber als
kleiner, unbedeutender College und als Sohn, ober sagen wir richtiger als Mann seiner
Tochter . . .
Erbprinz. So rufe ihn.
Dl-, Mllltius «geht lin!« hinein),
Erbprinz «geht mehre« Wale auf und ab,,
«Geheimrath non Fortenbach von lull«, gefolgt von Martini.)
Fortenbllch (macht, an hei Thiirc stehen bleibend, eine tiefe Verbeugung»,
Erbprinz (ihm lebhaft entgegen,. Nur näher, Herr Geheimrath. (»fr giebt ihm die
H<mk.» Hast Du Deinen Schwiegervater schon unterrichtet?
Kr. Martins. Nein.
Erbprinz. Also — «mit Handbewegung zu dem noch immer stehenden Fortenbllch» aber ich
bitte doch Platz zu nehmen — ich hoffe, Herr Geheimrath, Sie weiden Nichts dagegen
einzuwenden haben, wenn ich Herrn Doctor Martins bat, mich zum Herzog zu begleiten
(ssonenbach „loch, ei„c Bewegung», um sich einmal aus eigener Anschauung ein Bild von dem
Zustande des Patienten zu machen.
Fortcnbach (der sich gewohnheit«mäf!ig langsam die Hände reibt, immer sehr vornehm,,
Pardon, geschieht dieser Vorschlag aus Ew. Hoheit eigenster Initiative oder auf Wunsch
meines Schwiegersohnes?
Dl', Martins (macht eine sehr lebhast>erneinende Bewegung)!,
Erbprinz. Aus meiner eigensten Initiative, ich hatte im Gegentheil noch allerlei
Bedenken vom Martins zu zerstreuen.
Fortenbach «mit Verbeugung,, Wenn Hoheit befehlen, habe ich mich selbstver-
ständlich zu fügen.
Erbprinz. Herr Geheimrath, es handelt sich hier nicht um einen Befehl, sondern
um eine Bitte, eine Anfrage, die Sie dem besorgten Sohne nicht verdenken werden.
Fortenbllch. Ist mir noch eine Frage gnädigst gestattet?
Erbprinz. Bitte, mein lieber Geheimrath, jede!
Fortenbllch «immer sehr devot, aber doch ein wenig nervöser,. Muß ich die Heranziehung
des Herrn Doctor Martius als ein Mißtrauensvotum gegen mich auffassen? Ich würde
mich in diesem Falle genöthigt sehen, die Behandlung sofort niederzulegen, so schwer es
mir auch würde «sich verbeugend», meinen hohen Herrn verlassen zu müssen.
Erbprinz «etwa« lebhafter», O, Herr Geheimrath, legen wir doch in diesen so
ernsten, so traurigen Fall leine persönlichen Empfindclcien und denken wir Alle gemeinsam
— Jeder nach seinen besten Kräften — nur an das eine Ziel: dem Herzog seine Ge-
sundheit, seiner Familie und dem Lande die Ruhe wiederzugeben.
Fortenbllch. Wenn überhaupt den bisherige» hohen Wünschen und Abmachungen
entgegen ein zweiter Arzt hinzugezogen werden soll, so kann es mir ja selbstverständlich
nur angenehm sein, wenn diese Wahl gerade auf meinen Schwiegersohn fiel.
Erbprinz «man»,. Ich danke Ihnen, Herr Geheimrath,
Fortenbach «den Erbprinzen scharf anblickend,. Indessen dürfte mir wohl noch die
unterthänige Frage gestattet sein, was Hoheit so plötzlich zu diesem Consilium ver-
anlaßte?
Erbprinz. Die Frage ist von Ihrem Standpunkt durchaus berechtigt, und des-
wegen will ich sie Ihnen beantworten. Es handelt sich in erster Linie darum, die
Krankheit des Herzogs, der seine Leiden mit wahrem Heldenmuth trägt, zu heben und
die Genesung möglichst zu beschleunigen. Bei aller aufrichtigen Verehrung für Sie,
Herr Geheimrath, und bei allem Dank, den ich Ihnen für Ihre Ovferfreudigleii zolle,
— ich habe meinen alten Freund Martin« gebeten, den Patienten einmal zu untersuchen.
Die Kühnheit, ich möchte sagen, die Verwegenheit seiner Diagnosen haben mir persönlich

wohlthätei der Menschheit. ».03
immei imponirt, wenngleich sie — ich weih — in ärztlichen Kreisen meist nur
schütteln begegnen. Vielleicht findet er doch ein Symptom, irgend einen Weg, der zur
schnelleren Genesung führt. Ihre vornehme beruhigende Art, eine wahre Wohlthat für
jeden Kranken, ergänzt sich vielleicht sehr glücklich mit dem derberen süddeutschen Wesen
meines gutm Martins, dessen Eigenheit es ist, im Vcruf wie im Leben die Dinge beim
richtigen Namen zu nennen.
llr, Martius. Na natürlich, das muß man doch auch,
Erbprinz, Aber auch noch von einem zweiten Gesichtspunkt ans habe ich mich
zu dem Schritte bewogen gefühlt. Es handelt sich in diesem Falle nickt nur um eine
Privatperson, Herr Geheimrath, sondern um den regierenden Herzog. Mein Vater ist
seit fünf Wocken krank, die Anfragen, welche ich, welche das Ministerium bezüglich der
möglichen Genesung an Sie richteten, haben Sie stets sehr schonungsvoll mit „sehr bald"
beantwortet. Daraufhin und auch, um im Lande keine Unruhe zu verbreiten, hat man
bisher leine Aenderung in der Negieiung eintreten lassen. Aber die Maschine beginnt,
still zu stehen: dringende Angelegenheiten, wie ,die Verorderungen von Veamten, liegen
seit Wochen unerledigt im Eabinct, Unzukömmlichkeiten aller Art . . «abbrechend» genug.
Sie weiden begreifen, daß das nicht länger dauern kann, soll nicht das Wohl unseres
geliebten Landes darunter leinen, das mir wahrhaft am Heizen liegt. Deswegen bitte
ich die beiden Herren, eine Consultation abzuhalten und ein gemeinsam ausführliches Gut-
achten für das Stlllltsministcrium abzufassen. Nach der genauen Prüfung dieses Be>
richtes werde ich mich mit den durch meines Vaters Gnade berufenen Dienern des
Staates zu entscheiden haben, ob eine Uebertragung der Regierungsgewalt für die hoffent-
lich nur noch kurze Dauer der Krankheit statthaben soll ober nicht. lNarm.» Mein lieber
Herr Geheimrath, Sie haben so lange in Ehren meinem Vater und damit dem ganzen
Lande gedient — ich zweifle keinen Augenblick, das; Sic jetzt vollständig meinen Stand'
?unlt thcilen werden. Und überdies entlasten wir Sie ja von der schweren Verant-
wortung, welche Sie bisher so muthig und treu allein getragen haben.
Fortenbllch «nachdem er sich, leicht zitternd, mit dem laschentuch die Ztirn getrocknet, sich devot
verbeugend,. Ich füge mich vollständig Ew. Hoheit Willen. So^ diese Lonsultlltllln . ..
noch heute stattfinden?
Erbprinz. Jawohl. Sic haben jedenfalls den Fall mit Martins schon oft be-
sprochen?
Fortenbllch. Nein.
Erbprinz «aufstehend,. Ich fahre voraus, die Herren folgen mir vielleicht in einer
viertel Stunde, Sie können ja. auf der Hinfahrt nach dem Schloß Ihrem Eollcgen das
Bild der Krankheit in großen Zügen entwerfen und ihn auch in Ihre bisherige Be-
handlung einweihen.
Fortenbllch. Wie Hoheit gnädigst befehlen.
Erbprinz. Die Herren sind also sofort bereit?
I»r. Martins. Sofort.
Fortenbllch «uerbeugt sich >,
Erbprinz «Mliye und Handschuh ergreifend). Also im Schloß. «Da Faltenbach ihn bis zur
Thüi begleiten will,» Vitte, Herr Geheimrath, ich finde den Weg schon allein, ich kenne ihn ja.
Friedlich »legt den, Erbprinzen im geöffneten Eorridor den Mantel um und schlieft die Mittelthure,,
Fortenbllch «der sich tief gegen den «zrbprinze» ««neigt !,al, lammt langsam vor, lehnt sich an
dcn Tisch und stairt dar sich hin»,
Or, Martins. Also?
Fortenbllch sau« seinen «edaülen aufgeschrcllt, betrachtet Martin»,, Du willst so ZU Sl.
Hoheit gehen, ohne einmal den Reisestaub abzuschütteln? Man trägt bei Hofe nur den Frack!
vi Martins «sich seinen Ueberrocl falsch zuknöpfend!. So? Nll, mein Frack ist noch
schundiger als dieser Bratenrock. «Die Manschette» wechselnd,. Und außerdem, davon wird
der Herzog wahrhaftig auch nicht gesund. Bitte! l«n der Mitmch»r,,

Klltharine «um, iml«). Ich sah dm Prinzen fortfahren. Eduard, Tu begleitest den Vater?
vi. Martins. Ja, zum Herzog. Käthe, freust Du Dich?
Kathlliine «,«ht ihn «staunt an,. Nein, Eduard, ehrlich gesagt: nicht. Es berührt mich dabei Etwas peinlich.
I)r, Martins. Das wäre? Aber ein bischen schnell, wir haben Eile.
Kathlliine. Denkst Du an unser Gespräch von vorhin? Ich habe vor dem Vater leine Geheimnisse. Ich fürchte, Du hast den Prinzen darum gebeten?
Kr, Martins. Das war merkwürdiger Weise auch Deines Vaters erster Ge» danke. Nein, darüber kannst Tu Dich vollständig beruhigen. (Paula und «anser treten von l'inls ew) Morgen, Paula, Tag, lieber Käufer. — Der Prinz hat mich darum gebeten.
Fortenbachl 'm» spöttisch». Das Alter muß eben der Jugend weichen.
Dr. Martins, Aber ich bitte Sie, verehrtest« Vater, fassen Sic die Sache nur nicht tragisch auf. Ich werde die Untersuchung vornehmen. Ich werde Ihrer Diagnose» und Behandlung in allen Theilen zustimmen, und dann weiden wir den Bericht zusammen fertig stellen. Ihnen wird da» wahrhaftig Nichts schaden, und mir kann es nur nützen Also bitte ... der Prinz Kartet «°n der Ti,»r>,
Fortenbach < ironisch,. Tu hast ja jetzt den Vortritt!
Or, Martins. Aber machen Sie doch leine Geschichten «während Fortenbach hinab- geht, zu Paula,, Und Dil, kleine Hexe, gratuli« ich noch in aller Eile zu Deinem 70. Geburtstag. Ich schenke Dir auch was.
Paula. Gcwitz die kleine Uhr mit Brillanten?
Dr. Martins «i°»i»l,. Keine Idee, Etwas viel Schöneres, Ich gebe Dir die Er» laubniß, während meiner Abwesenheit meine ganze Bibliothek, die auf dem Kopfe steht, wieder in eine normale Lage zu bringen. Also Adieu, allerseits! «Während er hinaus««»!,) Donnerwetter, jetzt kommt der „rothe Doctor" doch noch in's Schloß! ««»,)
Paula. Was sagen Sic dazu? Habe ich nicht einen freigebigen Schwager?
I»r, Kayser «lachend,, Alle Achtung! Ist er immer so nobel zu Ihnen!
Paula, Immer!
K ll tharine «starrt der Mittelthür lange nach»,
P aula. Nun —, Frau Doctor, warum starren Sie denn so geistesabwesend nach der Thür?
Klltharine «langsam,» Mir ist, als ob in diesem Augenblick das Glück aus dem Hause gegangen ist.
vi. Kayse r. Aber im Gcgentheil, Frau Doctor, eingezogen ist es, mit Trommeln und Trompeten. Freuen Sie sich! Es ist jll ganz unberechenbar, was aus dieser ein- maligen Consultation für Ihren Mann entspringen kann. Und wenn ihn auch vielleicht die kleinen Wadenlneifcr in der Presse ein bischen zwacken werden, der Erbprinz, dieser edle, vornehme Charakter wird ihn decken.
Klltharine «gezwungen», Sie sind sehr gütig . , . Ich sehe Sie wohl noch, Herr Doctor? «Lml« ab,»
Paula, Was Sie da eben über meinen Schwager gesagt haben, hat mir sehr gefallen,
Hr. Kahser, Sie theilen also meine Ansicht?
Paula, Unbedingt.
I»i, Kayser. Ihre Frau Schwester aber schien . . .
Paula. Ach, sie ist eine so ängstliche Natur, die bei jedem Ding erst die schlechte Seite sieht, bis sie ihr die gute abgewinnt. Damit quält sie sich und Andere, deswegen ist sie auch eine unglückliche Natur. Ich nehme die Dinge, wie sie sind, grüble nicht viel und danke dem lieben Schöpfer Morgens und Abends täglich, baß ich auf der Welt bin, die mir sehr gut gefällt. Sie glauben gar nicht, wie oft ich schon mit meiner Schwester darüber gestritten habe.

wohlthätei der Menschheit, l.05
llr. Kayser. Das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut. Das tonnen Sie
also auch?
Paula. Und ob! Wollen Sie mir nicht ein bischen helfen, die Bücher ordnen?
«Sie treten Neid« an einen Tchranl, indem sie Bücher herouenimint, de«» litel liest und Äahsei giebt,.
„Herzkrankheiten", „Magen bis Mineralwasser", „lieber Nervenkrankheiten", „lieber die
Vererbung".
Dr. Kayser. Fräulein von Fortenlach, Sie nannten Ihre Sckwester eine „un-
glückliche Natur". Sie liebt doch ihren Mann, da kann sie doch nicht unglücklich sein.
>Zie holten Neide um« mit dem Nlicherordnen,)
PllUlll «nach lurzer Pause, während welcher sie ihn angesehen Hai). Ich weiß nicht, Weswegen
ich Ihnen so traue, aber ich traue Ihnen eben. Ich will Ihnen Etwas sagen, ich weiß,
Sie behalten es für sich. Katharina liebt ihren Mann gewiß, (leise, aber sie liebt den
Vater noch mehr. Ich kann mir ganz gut denken, wie sie es erschreckt hat, daß Martins
dazu gerufen wurde. Sie freut sich wohl wegen ihres Mannes, denn sie liebt ihn ja,
aber sie grämt sich wegen ihres Vaters, denn sie liebt den noch mehr, viel mehr.
Dr. Kayser. Sie grämt sich, das verstehe ich gar nicht.
Paula. Sie fühlt gewiß, daß Papa sich in seiner wissenschaftlichen Ehre verletzt
fühlt und ich glaube, sie würde eher sterben, als daß sie dem Vater Etwas zu Leide ge-
schehen läßt. Sagen Sie, ist das nicht sonderbar, ich bin in meiner Familie die einzige
wirtlich heitere. . .
Dr. Kayser. Weil Sie die Iüngsie sind.
Paula, Daran liegt es nicht. Meine Schwester ist ernst, mein Bruder, der
Major, ein famoser, pflichttreuer Mensch, ist ernst, und den Vater lenncn Sie ja selbst.
Dr. Kayser. Ich arbeite jetzt drei Monate als Assistent bei ihm, konnte ihm aber
menschlich nicht näher treten. War Ihr Vater immer so verschlossen?
Paula. Wir Kinder haben ihn nur so gekannt. In seiner Jugend soll er heiterer
gewesen sein, aber das hat er zurückgedrängt in seinem Leben am Hofe. Tiefes ewige
Nücksichtnehmen und Bereitseinmüssen dort, diese halben Worte, die dort verstanden, diese
halben Blicke, die dort aufgefangen weiden müssen, all' das hat ihn so kühl gemacht, so
vornehm — denn er ist ein wahrhaft vornehmer Mann . . .
Or. Kayser. Ich weiß . . .
Paula. Und so ehrgeizig gemacht. Sehen Sie, das war das größte Unglück für
meine Schwester, daß sie so früh die Mutter verlor, und das ist auch mein einziger Gram,
denn lein wen!« zitternd, ich fühle mich doch sehr oft allein.
Dr. Kayser. Das begreift Niemand besser als ich, denn ich bin so glücklich, noch
eine Mutter zu haben, und ich vergöttere sie.
Paula. Sie Glücklicher!
Dr. Kayser. Ja, das bin ich auch. Ten» diese Frau ist meine treueste Freundin,
mein bester Nathgeber, meine gute Vorsehung. Und wenn ich jetzt Abends abgerackert
und manchmal auch ein bischen verdrießlich nach Hause komme und diese kleine rührende
Gestalt mit dem weihen Häubchen tritt mir entgegen, und ich kann ihr in ihre guten
klugen Augen blicken... Ja, mein liebes Fräulein, da tausche ich doch mit Niemandem
auf der weitm, weiten Welt!
Paula «reicht ihm die Hand». Jetzt weiß ich auch, warum ich Ihnen so vertraue:
well Sie ein guter Mensch sind. Ich möchte gerne Ihre Mutter kennen lcmen.
Dr. Kayser («arm,. Ja, wahrhaftig. Sie sind ihrer werth. Aber überschätzen
Sie mich nm nicht, denn für meine Mutter bin ich ein ganz schlechter Kerl und mache
ihr viel Sorge.
Paula. Wer Ihnen das glaubt!
Dr. Kayser. Sie hat nämlich eine fixe Idee: sie will mich verheirathen, partout
uerheirathen! Ob ich nun aus einer Gesellschaft oder aus dem Theater komme, immer
ist ihre erste Frage: „Hat Dir nicht ein Mädchen gefallen?" Ich würde mich wahrhaftig

nicht wundem, wenn ich nächstens mal aus der Klinik ober einer ärztlichen Versammlung
komme und sie mich fragen würde: „Hat Tir nicht ein Mädchen gefallen?"
Paula (lachend». Ach, Sie übertreiben.
llr. Kaysei. Nein, ernstlich.
Paula (launig). So thuen Sie ihr doch den kleinen Gefallen.
vi, Kays er. Wenn das so einfach wäre! Aber (leise, vorläufig habe ich noch
zu wenig.
Paula. Da weiß ich Ihnen einen guten Nath: nehmen Sie sich ein Mädchen,
das genug für Zweie hat.
I)r. Kayser. Ich möchte ein Mädchen, gut, klug, gebildet, hübsch, die mich ver>
steht, die Theil nimmt an meinem Streben . . .
Vaula. Sie sind ja recht bescheiden!
Kl. Kayser. Und wenn ich das Alles fände — an Einem fehlte es mir doch,
an der Courage. Ist es nicht zu lächerlich, liebes Fräulein, mit kaltem Blut nehme ich
die schrecklichsten Operationen vor, ich habe, wie Ihnen mein schönes Antlitz zeigt, schon
oft auf der Mensur mit scharfen Waffen gestanden und stets mit Ohren: aber auf der
Mensur mit einem Gegner, dessen Rapiere ein Paar schöne Augen sind, und ihr dann
sagen sollen: „Ich liebe Dich," Donnerwetter, das ist viel «erlangt.
Paula (für sich). Du Hasenfuß!
I)>-, Kayser <e„!!«tzt,. Und sich dann noch womöglich der Gefahr aussetzen, abzu»
blitzen!
Paula «lächelnd». Ja, sicher müssen Sie Ihrer Sache freilich sein.
I)r, Kayser. Wer kennt die Frauen, ihre Launen, ihren Wantelmuth: Woran,
sagen Sie mir um Himmelswillen, kann denn ein Mann so ganz untrüglich erkennen,
daß er geliebt wirb? Denken Sie sich, mein liebes Fräulein, Sie würden einen Mann
lieben, wie würben Sie ihm das zeigen?
Paula «eins». Ich? Wenn ich einem Menschen gut wäre, und ich merkte, er
wäre ein Hasenfuß, «innig nnd »»im, mit jedem Vlick, jebem Laut würoe ich ihm sagen:
„Nimm doch Dein Herz in beide Hände und sage mir, was Dich bebrückt! Denn ich
habe Dich lieb. Du Neber, dUMMei Kerl!" «sie hat sich ihm voll zugewendet; «llyser hat bei
„wenn ich" eine Zeitung vom Tisch genommen, die ei nemo« herumdreht nnd, ol« Paula geendet hat, voll-
ständig «elnitteit hat,, Was hat Ihnen denn die arme Zeitung gethan?
I)r, Kayser (heilluüpolternd,. Weil ich den Kerl erwürgen tonnte, zu dem Sie so
sprächen?
Paula lleisei). Warum beim so grausam?
I)r, Käufer (elfiig, geradezu), Fräulein Paula, Sie lieben! So spricht nur ein
Mädchen, das liebt! Sie lieben! ... Der Glückliche! Ist er auch Ihrer werth?
Paula «nickt,,
1>r. Kayser (immer lebhafter), Ist er gut unb cbel unb tüchtig? Denn blls muß
er sein, um Sie zu verdienen!
Paula <ni<tt>.
l>r, Kayser. Kenne ich den Menschen?
Paula. Sehr gut. (Leiser.) Gr ist hier übrigens ganz in der Nähe.
vr, Kayser. Hier ... in der Nähe?
Paula (leise». Darf ich ihn Ihnen vorstellen?
Dl-, Kayser (römisch abwehrend,. Nein, nein, sonst pllssirt noch ein Unglück.
Paula «sich abwendend». Sehen Sic nach dort ... in den Spiegel!
Dr. Kayser «tritt vor den »aminspicgel». Ich sehe nur mich ... nur mich, (Plötzlich
aniwbelnd,. Mich? . . Mich? «sich überstürzend,) Verdiene ich denn blls? Ich? . . Ich?
Paula (»och von ihm abgcwandt, schämig). Ich mußte Ihnen, Hasenfuß, doch ein
bischen helfen, «sich zu ihm wendend, mit tiefer Innigleit, denn ich habe Sie lieb, Sie dummer,
lieber Kerl! w'r schließt si« i„ ^«int Arme, sie lehnt sich an seine Brust I nach lurzer Pause!

wohlthätei der Menschheit. ^0?
Ni-, Kays er. Und meine Mutter!
Paula. Zu ihr müssen Sie mich noch heute führen!
Dr. Kay sei. Und da hat . . . Ihre Schwester gesagt: das Glück sei in dieser
Stunde aus dem Hause gegangen! . . . Glauben Sie, daß . . . Dein Vater ein-
willigen wird?
Paula. Er schützt Sie. Pst, meine Schwester! >2ie ein schnell zum lwlen, «unser
schnell zum «cht«» Bücherregal, an denen sie furchtbar eifrig Bücher ordnen, sie beachten Katharinenj Eintreten
scheinbar garuicht»,
Katharine. Die sind ja Neide furchtbar vertieft! — Sind die Bücher bald
geordnet?
vi. Kahler (sich schnell umdrehend,, Zu.Bcfehl, Frau Doctor, es ist Alles in Ordnung!
Kllthlliine (unruhig auf UN» ad). Wo nur mein Mann bleibt ... er ist schon über
eine Stunde fort . . .
Paula <am Fenster». Da kommt er.
Katharine «schnell,» Mit Papa?
Paula. Nein, allein.
Nr, Kllyser. Ich räume das Feld. <üe>se ,» Paula» Heute Nachmittag sechs Uhr
zur Mutter . . . «Vich verneigend,) Frau Doctor! «Mittend,,
Paula «linls ab, sich nach ihm umdrehend,,
Katharine «bleibt einen Moment allein, während dessen sie auf und ab geht; durch die Mittelthür»
vr, Martins «er spricht in den geöffneten (iorridor ,11 Friedrich», Ich bin jetzt für
Niemanden zu Hause, hören Sie, Friedrich; für Niemanden, ausgenommen natürlich,
wenn Se. Hoheit schicken sollten. ««?! tritt ei», sehr aufgeregt wirft er, ohne «atharinen zu sehen,
»»thend seine» Hut auf den Boden,» KreUzdividoMMl!
Katharine. Da bist Du ja endlich!
Dr. Martins «auffahrend,. Ach, Du hier?
Katharine «gan, sicher,. Du bist einig mit dem Vater?
Dr. Martins «auf ab und,. Ist Jemand da drin? «Auf iml«,»
Katharine. Nein. «Nährend Martins noch «cht« geht und in die rechte THÜI schaut,)
Und das Resultat Deiner Untersuchung?
Dr. Mllrtius «auf und ab, sehr lebhaft gesiiculirend, danu sich in einen Nessel werfend und die
Hände zusammenschlagend, herausschreiend». Schrecklich! «Aufspringend», Der MllNN ist jll Ver-
loren!
Kllthlliine «ruhig). Von wem sprichst Du denn eigentlich?
Dr. Martins. Käthe, wir sind ja in unseren vier Wänden, und Niemand hört
uns . . . «Leise.) Der Herzog ist . . verpfuscht, total verpfuscht worden!
Katharine «mit scheinbarer «,,he,. Du bist jetzt so erregt, komme nur erst zur
Ruhe ... ich verstehe Dich gar nicht!
vi. Mllitius (außer sich», Jll, es ist auch wahrhaftig schwer zu verstehen, nein,
es ist gar nicht zu verstehen. Dieser erfahrene, gewissenhafte Arzt ... und einen
solchen Unsinn zu machen!
Katharine «M», Ach so, Du meinst, daß der Vater sich geirrt hat? So so!
vi. Mllitius «furchtbar aufgeregt,. Es kann glll nickt anders sein. Oder ich
hänge noch heute meine ganze Wissenschaft an den Nagel und verdiene mir meinen
Unterhalt mit StcineNovfen. «Dinner umher, vor Erregung zitternd,» Dein Vater erzählte
mir im Wagen die Geschicl te der Krankheit, die ersten Symptome, seine sofort im Gegen-
satz zu Frensdorff aufgestellte Diagnose, nach der er die Behandlung einrichtete und an
der ei auch conscaucnt festhielt. Ich trat — ich schwöre es Dir bei Deinem Leben —
ohne jedes Vorurtheil an das Krankenbett, mit natürlichstem Wohlwollen, mit absoluter
Ehrfurcht vor der Autorität Deines Vaters. Nach fünf Minuten Untersuchung, nach
einigen Fragen, die ich an den Patienten richtete, war ich mir llar über das Unheil.
Mir stockte förmlich das Vlut in den Adern. Ich untersuchte weiter, ganz genau, so

genau, wie ich in meinem ganzen Leben noch leinen Menschen untersucht habe, volle
42 Minuten , . «Schreiend,) Der Mann ist verloren!
Katharine Whi,- Und Tu hast den Muth gehabt, das dem Vater zu sagen?
Dr. Martius. Wir zogen uns Beide in das Vorzimmer zurück, wo wir eine
lurze Unterredung hatten.
Katharine. Wie ich voraussetze, eine sehr lebhafte Unterredung?
Dr. Martins. O ja, wo holz gesägt wird, fallen auch Späne.' Ich sagte
Deinem Vater höflich, aber entschieden, daß ich die Krankheit ganz im Gegensatz zu ihm
für eine äußerst schwere Complication halte.
Katharine. Und was antwortete er Dir?
Hr. Martins. Ganz wider Erwarten, durchaus nicht von der Höhe des Postamentes
herab, das ihm die Menschen und er sich selbst gesetzt hat. Im Gegentheil: auffallend
lebhaft und recht nervös uertheidigte er seinen Standpunkt. Der Erbprinz lam dazu,
und dem habe ich auf Ehre und Gewissen nur sagen können, daß wir uns nicht einigen
könnten: ich sehe mich daher gezwungen, es bei dieser einen Eonsultation bewenden zu
lassen und die Behandlung sofort niederzulegen. Vor fünf, vor vier Wochen, gleich beim
Auftreten der Krankheit, hätte eine Operation dem Herzog das Leben ntten können, jetzt
sei es zu spät!
Katharine. Hast vielleicht zu schnell gehandelt!
Dr. Martins. In solchem Falle giebt's gar lein Verhandeln und Diplomat!»
siren. Da muß jeder Maun für seine Ueberzeugung eintreten.
Katharine. Eduard, Du warst vielleicht bei der Untersuchung aufgeregt: die un-
gewohnte Nähe des Herzogs . . .
Dr. Martins. Ach was, ich sehe in solchem Falle nur den Patienten und nicht
den Herzog!
Friedrich lduick die Mute,. Der Herr Major wünschen den Herrn Doctor im
Auftrage Seiner Hoheit des Erbprinzen sofort zu sprechen.
Dr. Martins. Lassen Sie eintreten.
Friedrich (»b,.
Major Gustau v. Foitenbachttympatdische mämiliche <5ric!,ei,m„a, ^nteiimSimifoim,
ÄMye,. Guten Tag, Katharine.
Nr. Martins. Was bringst Du mir?
Gustav. Ich komme im Auftrage Sr. Hoheit. Der Prinz läßt Dich bitten,
sofort einen Bericht über das Resultat Deiner Untersuchung für die Frau Herzogin an-
zufertigen. Dieser Bericht sei so schonungs» und rücksichtsvoll abzufassen, wie es im
Interesse der hohen Frau geboten erscheint.
Dr. Martins. Selbstverständlich.
Gustav. Und ferner läßt Dich der Prinz im Einverständnis; mit dem Premier-
minister von Wenbland auffordern, ein Gutachten für das Staatsarchiv niederzuschreiben.
Mein hoher Auftraggeber hat > hinzugefügt, baß er diesen Bericht von Dir Deiner
Ueberzeugung getreu, ungeschminkt und ohne jede persönlichen Rücksichten erwarte. Dies
die eigensten Worte. Wann kann Se. Hoheit die Gutachten erhalten?
Dr. Martins. Morgen Vormittag. Die Sache leidet keinen Aufschub.
Gustav. Ich habe denselben Auftrag soeben dem Vater übermittelt.
Katharine. Eduard, ich denke. Du wirst den verlangten Bericht erst nach
Einigung mit dem Vater abfassen.
Dr. Martins. Ich kann mich nicht mit ihm einigen!
Katharine. Du vergißt in Deiner momentanen Erregung die unabsehbaren
Folgen dieses Schrittes. Denn das bedeutete offenen Bruch mit dem Vater. Ich ehre
und achte Dein Können, aber bedeute wohl: Du kämpfst gegen den Gcheimrath von
Fortcnbach, dessen Ruf unantastbar ist.
Dr. Martins. Ist es mein Ruf vielleicht weniger?

wohlthäter der Menschheit, ^09
Katharine. Bedenke, wenn Tu inst und dieser Irrthum im Staatsarchiv nieder-
gelegt wird, das bebeutet nicht allein Bruch mit dem Vater, das bedeutet viel,
mel mehr! Du würdest Dir selbst den Boden entziehen für alle Zeit: Das wäre das
(3nde Deiner wissenschaftlichen, Deiner wirthschaftlichen Ezistenz! <»« dunl««,)
Dl. iMllltius «umherlaufend und die Stichle zusammenrückend,) Ich habe gllr nichts
weiter zu bedenken.
katharine «erregter,. Und jetzt wiederhole ich: Und Dein häusliches Glück?
Dr. Martius. Und meine wissenschaftliche Ueberzeugung? «Zi« stehen n« bei diese»
?gorten gegemiber,)
Kllthlliinc »sich an »Gustav »endend,, Gustav, ich flehe Dich an, lllthc ihm ab!
Gustav «stramm aufgelichtet), Ich handele im Auftrage meines Vorgesetzten. Ich
habe hier keine Meinung, sondern nur die hohe Ordre.
Katharine. Aber Du bist doch mein Bruder und sein Schwager!
Gustav. Ich bin hier nur Offizier!
Dr. Martius. Bitte, bestelle Sr. Hoheit, ich würde morgen früh neun Uhr die
befohlenen Berichte durch Dich in seine Hände legen lassen. Damit basta!
Gustav. Es wird erledigt weiden. Adieu, Katharine, Adieu, Eduard, der Prinz
erwartet mich. «Mit« <w,>
Katharine «bittend), Eduard!
II?. Martius. Beruhige Dich nur, Käthe, und laß mich die Sache allein durch»
fechten.
Katharine «müde,. Schreibe es Dir von der Seele, und morgen früh wirst Du
ruhiger denken und handeln. «^« ist duulel geworden,,
j)l. Martins «hat gellingelt, Louise durch die Mitte,,
vr. Martius. Friedrich soll hier nochmals Feuer machen, und füllen Sie mir
die beiden Lampen, ich habe die Nacht durchzuarbeiten. «Louise ab,,
Katharine <«>cht ihm °<e Stir» ,um «us„. Gute Nacht!
Dr. Martins. Gute Nacht, verschlafe Dir Deine Angst!
Katharine «sieht ihn nochmal» an und geht dann linl« ab,,
l^r. Martins «geht, während Louise die beiden dovvelschiebigen Lampen auf den Schreibtisch
seyi, aufgeregt auf und ab, dann nimmt er ein Buch au« dem Negal, geht damit an den Schreibtisch, schlägt
nach, liest und llopft rechthaberisch aus eine Zeit«, dann setzt er sich in den Lehnsessel; er sinnt einen Moment,
d»nn ergreift er eine» grossen Vogen und beginnt, laut bor, sich hinsprechend, ,» schreiben,, „Alleidurch-
Wuchtigste Frau Herzogin! Allergnädigste Fürstin und Frau!" «Der Zchei,, der Lampen er-
bellt nur den Schreibtisch, während da« Zimmer selbst i,n Dnnleln liegt,)
Der Vorhang fällt langsam.
Zweiter Alcr.
Dieselbe Dekoration.
,?eim Ausgehen de« Vorhanges sitzt Martin« noch am Schreibtisch, Die eine ^amue ist «erlöscht; er hat
sich ein Licht angesteckt, da« beinahe heruntergebrannt ist. Da» Feuer im «aniin flackert noch hell, Zahl-
reich« Vncher liegen unordentlich hingeworfen am Voden um Martin« herum. Auf der Uhr schlagt e« sieben,)
Friedrich «tritt ein durch die Mitte,, Der Herr Toctor sind schon wieder auf?
Dr. Martius «schreibend und rauchend,. Nein, noch. Wieviel Uhr ist es denn?
Friedrich. Gerade sieben.
Dr. Martins «die Feder hinlegend,. Da habe ich also geschlagene neun Stunden
hier gesessen. Ich fühl's auch. Lassen Sie mir 'mal eine Tasse Kaffee machen, aber
recht stark. (Da Friedrich abgehen will,, Ist meine Frau schon auf?
Friedrich. Jawohl, Herr Doctor! «Mitte ab,)
Katharine «von linli, im Kleid de» ersten Acte«'. Guten Morgen.

Dr. Martins. 'Morgen, Käthe! Potz Tausend, Du bist aber heute früh aus
den Fedem gekrochen?
Katharine. Ich habe nicht gut geschlafen.
Dr. Martins. Und nickt einmal mehr im Morgenrock? Schon fix und fertig?
Katharine. Ich habe heute vielleicht sehr früh auszugehen. Und Tu bist, wie
ich sehe, gar nicht zu Bett gegangen. Und dieser Cigarrenbampf hier, die Luft ist ja
zum Zerschneiden!
Dr. Martins. Ja, meine zwölf Stück werde ich wohl 'runtergelaut haben.
Friedlich !h»t dl« Kaff« auf den Schreibtisch gestellt, Martiui trinlt wählend de« Folgenden
ab und zu-, Friedrich od).
Katharine. Bist Du mit dem Bericht fertig geworben?
Dr. Martins. Ja. In diesem Augenblick. Das war 'ne Arbeit. Hier sind
die beiden Gutachten. Und dann mußte ich natürlich noch zwei Abschriften für die
Herzogin und den Prinzen machen. Mir thut nicht allein der Kopf, sondern auch die
Hand weh.
Katharine. Darf ich wissen, was Du geschrieben hast?
Dr. Martins. Käthe, Tu bist zwar ein sehr gescheidtcs, sehr vernünftiges
Frauenzimmer, aber von einem mit medicinischcn nnd lateinischen Ausdrücken gespickten
Bericht würdest Du doch herzlich wenig verstehen.
Katharine. Ich werde mir alle Mühe geben, es zu verstehen. Und schließlich
muß ich doch mich wissen, was Du schriebst, nach dem Streit zwischen dem Vater und
und Dir. Ich glaube, dazu wohl ein Necht zu haben.
Dl. Martins (ihr den Bericht hinhaltend,. Ich lann Tir doch unmöglich die ganze
Geschichte von netto 48 Seiten vorlesen. Dazu bin ich jetzt auch wahrhaftig zu müde.
Katharine. So laß mich wenigstens Dein Eudresum« hören.
Dr. Martins. Neugierig und eigenwillig seid Ihr doch Alle! Aber wir können
erst die Lampe verlöschen «gedieht,, es ist ja inzwischen Heller Tag geworden, tt^r zieh!.
ohne aufzustehen, da« Noulccm hinter sich auf: Tageslicht., So, NUN setze Tich 'Mlll hin Und holt
ruhig zu. Ich hoffe, oder vielmehr, ich weift. Tu wirft in dem, was ich da geschrieben
habe, nichts Persönliches erblicken und selbst nichts Persönliches hineintragen. Ten?
Dir: Das wäre eine wissenschaftliche Controrerse zwischen Schulze und Schmidt und nicht
zwischen Deinem Vater und mir.
Kllthllline. Bitte, lies! «Sie hat sich ihm gegenüber bor dem Schreiblisch aus «inen kleinen
Sessel gesetzt und stiitzt den Kopf in die ,^and,>
Dr. Martins lnllchdem er einige Stellen gemurmelt hat). ,Und so kann ich denn, nach
genauester Tarlegung der an Sr. Hoheit gemachten Beobachtungen auf Ehre und Ge-
wissen nur bekennen, daß ich im directeften Gegensätze zu der Auffassung des Herrn
Geheimen Rathcs von Fortenbach stehe, bah ich dessen Tiagnosc und Behandlung als
einen schweren, und wie ich fürchte, unheilvollen Irrthum ansehe, den zu redressiren vor
ungefähr vier Wochen durch einen enclgiscken, operativen Eingriff noch Zeit geweseil
wäre. Jetzt wäre dieser Eingriff viel zu spät und ganz nutzlos. Aus diesem Grunde
sehe ich mich zu meinem lebhaftesten Bedauern genöthigt, die Behandlung Sr. Hoheit
des Herzogs Hermann sofort niederzulegen und somit jedwede Verantwortung an dem
traurigen und meiner Ansicht nach höchst kritischen Falle abzulehnen. Indem ich Ew.
Hoheit für das mir geschenkte Vertrauen ehrerbietigst danke, verbleibe ich ut ««otun.
,'t «urter».
Katharine nangsam vor su, „wiprechend,. „Ein schwerer, unheilvoller Irrthum!"
l'r. Martins. In, Käthe, ich habe jedes Wort zehn Mal im Kopf herum-
gewälzt — ich habe keine mildere Fassung gefunden.
Kllthllline «ist angestanden, milde,. Eduard, diesen Bericht kannst Tu unmöglich
abschicken?
l'r. Martins «eich». Sonst hätte ich ihn doch nicht geschrieben.

wohlthäter der Menschheit. IN
»katharine. Das ist unmöglich.
Nr. Martins «llchseizuclen!». Mochte wissen, warum!
Katharine. Weil dieser Bericht — verzeih' mir, aber es ist meine Ueberzeugung
— unklug gegen Dich selbst ist.
Kl. Martins «mfstchend und v°ll°u,»,end, freundlich». Liebe Käthe, das «erstehst Du
nicht; in solchen Dingen mutzt Du nicht mitreden, sondern Deinem Manne mehr Ver-
stand zutrauen und ihn handeln lassen.
Katharine. Da hast Du Recht: wissenschaftlich lann ich den Fall nicht zer-
gliedern und Dir Recht oder Unrecht geben: aber unterschätze nur nicht das Gefühl einer
Frau, und mein Instinct sagt mir, daß dieses Gutachten unklug gegen Dich selbst ist.
Tu blichst ja alle Brücken hinter Dir ab. Tu nimmst Dir ja im Falle eines Irr-
thums — imd der ist doch wahrhaftig nicht ausgeschlossen — jede Möglichkeit eines
ehrenvollen Rückzuges. Darin steckt Tcine Unllugheit,
Nr, Martins. Ehrenvoller Rückzug, ach was, ehrenvoller Rückzug! meine
Ueberzeugmig, meine Wahrheitsliebe, mein Pflichtgefühl, mein Gewissen — verstehst Du?
mein Gewissen — haben mir das in die Feder dictirt, dabei bleibt's und damit basta.
Katharine. Ich bitte Dich, ereifere Dich nicht, wir wollen doch in Ruhe zur
Klarheit kommen. Du sagst, Neine Ueberzeugung, Deine Wahrheitsliebe? Man kann
auch ein Fanatiker der Wahrheitsliebe, der Pflichterfüllung sein,
1»r. Martins, Katharine, mach' mich nicht ärgerlich! Was soll denn das nur
heiszen? Soll ich vielleicht schreiben: „das ist weih" und wissentlich verschweigen, bah
ich es schwarz sehe? Soll ich mich benotest dem llrtheil des Geheimraths Fortenbach
unterordnen, nur, well er mein Schwiegervater ist? Na, ich sage Tir, das thut Dein
Mann nicht, der unbekannte Doctor Martins ist so frei, seine Meinung zu sagen selbst
gegen eine solche Autorität! <Achsei,uckend,) lleberhaupt die Autoritäten!
Katharine. Man wird es Dir als eine Ueberhcbung auslegen!
Ur. Martins, Mag sein, die Dummen, die Unehrlichen. Die Anständigen und
Unparteiischen werdcn's nicht Anmaßung, sondern männliche Ueberzeuaung nennen.
Katharine. Bedenke: des Vaters Bericht wird genau das Gcgenthcil von dem
sagen, was Tu da geschrieben hast. Nie beiden Gutachten werden in einer Stunde von
dem Prinzen, dem Minister gelesen werden, sie sind dann amtliche Actenstücke geworden.
Tu weißt, wie feindlich Tir der Minister von Wendland gesinnt ist , . ,
vi. Martins. Ter hat ja eingestimmt in die gestrige (sonsnltation?
Katharine. Um Dich unschädlich zu machen. Wie das immer zu gehen pflegt
wird die Sache auch noch so geheim gehalten, etwas sickert immer durch, und das wird
genügen, die ganze conservative Presse auf Tich zu Hetzen. Einer von Euch Beide» muß
doch Unrecht haben in diesem wissenschaftlichen Streite, und dieser Eine . . .
I»r. Martius. . . . wird Dein Bater sei».
Katharine. Und wie willst Du das beweisen?
Dr. Martius. Beweisen? Das wird schon die Zukunft, die nächste Znlnnft
für mich thun.
Katharine. Der Vater kennt den Fall seit seinem Entstehen, Tu aus einer
einmaligen Untersuchung.
Nr. Martius. Und wenn Dein Vater dennoch irrt?
Katharine. Mit einem Federstrich also willst Du die ganze große Laufbahn
des Vaters ausstreichen «erregt,, als wäre sie nie gewesen? mit eine»! Worte also sagen:
„Ter Mann, den Ihr seit einem Menschenalter als einen der Ersten seines Faches an-
erkannt und geehrt und gepriesen habt, beschließt mit einem unheilvollen Irrthum sein
Leben: seine vierzigjährige, segensreiche Thätigleit als Arzt, als Lehrer der Jugend sind
eitel und nichtig gewesen, dieser Mann, den Ihr für einen Wohlthäter der Menschheit
gehalten habt, der Fürstengunst und Ruhm geerntct in Hülle und Fülle, ist cm Nichts-
lvnner, ein Charlatan?

Nr, Martins. So harte Worte brauchst Du, nicht ich!
Katharine. Ich gebe dem Sinn, dm Du in Deinen Bericht gelegt hast, nur Ausdruck.
llr, Martins. Aber einen ganz falschen. Ich habe nur gesagt, bah » sich in diesem sveciellen Falle geirrt hat, allerdings meiner Ansicht nach schwer geirrt hat. Dir gegenüber füge ich außerdem noch hinzu: so schwer wie sein Irrthum wird auch seine Strafe, seine Buße sein müssen.
Katharine «sich !mmei mehr ereifernd). Sein ganzes Leben, seine ganze Wirksamkeit bedeutet einen Triumph der Wissenschaft.
Dr. Martins. Einen Triumph? «Leise u»b zornig,, Und der Mann da, der sich im Schloß auf seinem Schmerzenslaaer windet, wird ein Opfer dieser Wissenschaft sein!
Katharine. Du beleidigest mit diesen Worten nicht nur ihn, sondern auch mich! (Steigernd,, Denn Tu weiht, seit dem eisten Tage, da wir UNI kennen leinten, mit welcher Verehrung ich seit meiner Kindheit an meinem Vater hange, mit welchem Stolz ich sein Wachsen, seine Erfolge, seinen Ruhm verfolgt habe, mit welchem Glücksgefühl ich diesen Ritter des Geistes höher und höher steigen sah — (glühend, ich lasse mir von Niemandem dieses Ideal zertrümmern, selbst nicht von Dir, ich lasse mir von Niemandem meinen unerschütterlichen Glauben an diesen Mann rauben, selbst nicht von Dir!
Dr. Martins «zornig,. Bewahre Dir Dein Ideal, aber verlange nicht von mir. daß ich ihm zu Gefallen meine Ueberzmgung opfre! Mag daraus weiden, was da will! Die opfre ich nicht, niemals, niemals! Lieber bemitleidet, als verachtet werden! Lieber will ich als Esel durch die Welt rennen, tausend Mal lieber als ein gesinnungsloser Lump! Habe ich etwa von Dir verlangt, als ich Dich hcirathete, daß Du Deinen Glauben opfem sollst? Du bist als die Tochter eines rechtgläubigen Protestanten geboren, ich bin Katholik. Was ist denn Glanbe schließlich anderes, als innerste Ucber» zengung? Habe ich von Dir verlangt: „opfere Deine religiöse Uebcrzeugung?" Und ebenso wenig darfst Dn jetzt von mir fordern, daß ich meine wissenschaftliche Ucberzcugung opfern soll! Das ist mein letztes Wort, den Bericht gebe ich in dieser Fassung ab.
Katharine. Sage lieber: Dein Todesurthcil!
Dr. Martins «setzt sich hin, eouoertilt die beiden Berichte, ohne die Nouoert« zu schlichen, indem er vor sich hinspricht,) „An Se. Königl. Hoheit den Erbprinzen Carl Victor zu eigenen Händen."
Katharine «hat m,i (ftablissementtisch gestanden und ihn beobachtet»,
Dr. Martins «steht auf». Jetzt will ich mich aber endlich ein bischen waschen; ich bin ja seit Berlin noch nicht aus den Kleidern gekommen. (Er geht recht» ab und UM u« Thiir offen, man hört ihn hantiren,)
Kllthllvine «geht langsam an den Schreibtisch und hält die beiden Coudeits lange in der Hand).
Dr. Martins. Donnerwetter, jetzt habe ich wieder meine Bürste im Hutcl liegen lassen. Uebrigens, es widerstrebt mir, den Bericht abzuschicken, ohne daß Dein Vater Kenntniß davon genommen hat. Jetzt ist es acht. Dein Bruder kommt erst in einer Stunde. Ich werde des lieben Friedens willen Deinen Vater noch aufsuchen.
Katharine «hat während dieser Zeit sich nach dem im Komi» hellbrcnnenden Feuer umgesehen, sie ist mit dem Bericht in der Hand eiuen Schritt Uonuärt« gegangen, man sieht ihr die momentane Absicht an, da« Conveit in'« Feuer zu schleudern, dann besinnt sie sich ander» und wirft e« verächtlich auf de» Schreibtisch),
Dr. Martins «Stimme,. Friedrich soll mir 'ne Maß Bier holen, aber echtes, nicht das dünne Ammenbicr ... ich habe einen infernalischen Durst.
Friedrich (durch die Mitte). Der Herr Gcheimrath.
Katharine «dreht sich hastig um),
Fortenbach (im Frack). Guten Morgen, Katharine,
Katharine «ihm entgegen,. Ich verstehe Dich, Vater, und ich danke Dir, daß Dn gekommen bist. Du, der so viel Aeltere, bietest dem Jüngeren die

Hand zur Versöhnung. Könnte ich doch immer so groß denlcn und so edel handeln, wie
Du! lZie drückt ihm geriihrt die Hand,)
Dr. Martins (von «cht«), 'Morgen!
Fortenbach. Guten Morgen. Martins!
Katharina Wie geht es heute dem Herzog?
Fllltenbllch (sich langsam die Hände reibend, wie immer vornehm und geniessen,. Out, Über-
raschend gut! Der Rapport des diensthuenden Wärters lautet, daß Se. Kgl. Hoheit
die ganze Nacht völlig schmerzfrei war und seit halb fünf Uhr Morgens in tiefen Schlaf
versunken ist. Ich wurde die ganze Nacht gar nicht geweckt.
Kllthllrine (hat sehr gespannt zugehört: mit großer Befriedigung nickt sie mehrere Male und
blickt einen lurzen Augenblick Martini »w,
vi. Martins «der Fortenbach« Bericht überhören zu «ollen scheint», Sie sind mir mit
Ihrem Besuche zuvorgekommen, denn ich hatte die Absicht, Sie aufzusuchen. Wie ich
uermuthe, zu gleichem Zweck.
Fortenbach. Es handelt sich wohl um den betreffenden Bericht?
Di. Martins. Ganz recht. Ich wollte Ihnen jedenfalls anbieten, das Gutachten
durchzulesen.
Fortenbach. Ich bin Dir für diese Rücksichtnahme dankbar. Auch ich bin hierher
gekommen, um mich mit Dir auszusprechen.
vi. Martins. Ausgesprochen haben wir uns ja gestern schon zur Genüge, hier
ist der für dm Prinzen.
Kllthllrine. Ich glaube, es wird besser sein, Du kommst in mein Zimmer und
lieft ihn durch. Ich kann Dir dort jede Störung fernhalten. «Nährend »e „ach im« vorangeht.^
Fortenbach (lächelnd die Finger durch die Vllltter gleiten lassend,. Ein recht voluminöses
Actenstück! Ich finde Dich doch nachher hier?
Dr. Martins (nicky.
Fortenbach <!»l« »b>.
Friedrich (durch die Mitte, um da« Kaffeeservice wegzuräumen),
l»r, Martins «auf die Bücher»»! Nodem. Räumen Sie nachher die Bücher fort.
Uebrigens eine schöne Schweinerei haben Sie mir da in meiner Bibliothek angerichtet.
Steht ja Alles wie Kraut und Rüben durcheinander. Hat mich heute Nacht hübsch auf-
gehalten. Haben Sie oder Louise das Kunststück fertig gebracht?
Friedrich. Ich und Louise.
Dr. Martius. Sagen Sie mal, Mensch, Sie sind wohl trotz meines strengen
Verbotes doch in Louisen verliebt? Denn solchen Unsinn, mitten in das Weil über Herz-
krankheiten „Max und Moritz" hineinzubugsiercn — das bekommen doch blos Verliebte fertig!
Friedrich. Entschuldigen, Herr Doctor, als ich die Bücher wieder ordnen wollte,
da sagte die gnädige Frau, daß das schon von Fräulein von Fortenbach und Herrn
Doctor Kaiser besorgt werde würde. <Nb.>
I'r. Martins «lächelt für sich). Ahll!
Paula «von lmi«),
l)r. Martius. Du kommst mir gerade recht, um Dich mal bei den Ohren zu
kriegen.
Paula «erschrocken,. Ach Gott, Eduard, was habe ich denn schon wieder angestellt?
Dr. Martins «lachend,. Schon wieder? Das ist Selbsterkenntnis;. Ta schau hin.
<Uuf dte »lich«.) 'ne hübsche Ordnungsliebe! Na, der Mann, der Dich heimführt, kann
sich gllltuliien, und ich wünsche ihm noch eztra Glück.
Paula <liebenswürdig,. Ach, spiele Dich doch mir gegenüber nicht auf den Brumm-
bär hinaus. Ich weiß ja doch, wie Du es mit mir meinst und das; Dn's gut meinst.
Du hast jetzt zwar keine Sprechstunde, aber ich muh doch mit Tir sprechen.
I)r. Martins. Aber bitte, schnell: Dein Vater wird jeden Augenblick kommen.
Also krank? Wieder zu eng geschnürt?

Pllllll lvor dem stycndeü Ullitiu» stehend und beide Hände in leine legend». Liebste! Eduard, ich brauche Dick, Temen Rath, Deine Hilfe.
Nr, Martins «barsch, aber autmiMch,,, Ein bischen viel auf einmal.
Paula. Ich ... ich ... ich habe ... ach, wie schwer ist das doch zu sagen!
!>i, Martins. , . . mich verlobt!
Paula < ihm lochend nnd dann weinend IM! den Hol« fallend; er streichelt ihr den Kopf I sich langsam erholend,. Wenn er Dir nur gefällt!
I»r, Martins. Na, ich halte es eigentlich für wichtiger, bah er Dir gefallt.
Am Ende der alte Kammeiherr von Wessenthin?
Paula. Mred ist's!
t>r, Martins. Alfred, Alfred! es giebt »mgemein viele Alfreds!
Paula. Käufer!
Nr, Martins. Alle Achtung! Hast Dir da einen tüchtigen, anständigen Menschen herausgesucht! Meinen Segen hast Du!
Paula. Den hat mir auch gestem seine Mutter erthcilt.
I»r, Martins, Um so besser. Und nun mach', daß Du'rauskommst. Hast Du denn schon mit dem Alten gesprochen?
Paula. Nein.
Nr, Martins. Oder mit Kathanne?
Paula. Ich traue mich nicht. Ist es nicht schrecklich, Eduard, daß ich vor den beiden Menschen, die mir am nächsten stehen, solche Angst habe?
Dr. Martius, Vor mir hast Du augenscheinlich leine Furcht?
Paula <«°nn). Nein, zu Dir habe ich Vertrauen.
I>r, Martins <gr°b,. Ja, mit Speck fängt man Mäuse.
Paula. Eduard, Du weißt es. Dich habe ich lieb, ich weis; auch, daß Du mir gut bist, und deswegen bitte ich Dich, daß Du mit Papa sprichst.
I»r, Martins (aufstehend,. Ich habe gleich Ernsteres mit ihm zu sprechen, löehr «inst.» Da hast Du Dich an die alleiungeeigneiste Adresse gewendet. Tu leimst das kalte Verhältnis; zwischen ihm und mir, und nachdem nun gar der wissenschaftliche Streit zwischen uns entbrannt ist . . .
Paula. Ach was, der dumme Streit! Der geht mich gar Nichts an!
I»r, Mllltius «sehr ernst il>i in die Augen sehend». Der geht Dich Nichts MI? Dlls kann Dein Ernst nicht sein! Ich sage Dir, mein gutes Mädel, der wird Dich sehr, sehr viel angehen. Denn dieser „dumme Streit" wird entweder mein Haus oder das Haus Deines Vaters i» seinen Grunduestm erzittern lassen und mich oder ihn unter den Trümmern begraben, leichter,» Und dann: solche Liebcsgeschichten muß der Mann selber ausfechten, das habe ich Käufer» auch schon gesagt.
Paula. Du wußtest es also schon?
I»r. Martins. Na natürlich! Dein Alfred war ja heute Nacht mehrere Stunden bei mir.
Paula !°nrig>. Was wollte er denn?
!ir, Martins. Er kam gerade von Deinem Vater, der ihm das Gutachten dictirt hatte. Er wollte sich darüber mit mir aussprechen, da habe ich ihm denn auch meinen Bericht in großen Zügen vorgelesen, so weit er bis dahin fertig war.
Paula < eiregli. Und wem von Euch Beiden gab er denn um Gotteswillen Recht: Tii oder dem Vater?
Nr. Martins. Aha, der „dumme Streit" scheint Dich doch ein wenig zu intcressiren. Tu kleiner Schafskopf, in wissenschaftliche Unterhaltungen lasse ich mich mit Dir nicht ein. Käufer hat's mir auch gesagt, daß Ihr einig seid, und mich um Für-sprache beim Alten gebeten. Er wird selbst mit ihm sprechen, vielleicht hat er's schon gethan. Das Weitere wird sich dann finden.
Pllllll 'lranrig». Mir ist recht beklommen um's Herz.

Dr. Martins «sehr ernst, ihi auf die Schulten, klopfend», Töchterchen, Töchteichen!
Tas Glück bietet sich Einem nicht so willig, wie Du Dir's in Deiner Jugend denkst
und wünschest. Das muß man sich erkämpfen, bitter erkämpfen! Jetzt kommt Dein Vater.
Paula (drückt ihm d!e Hand), An Muth soll mir's jetzt nicht mehr fehles! »schnell
Vitt« ol,)
I>r, Martins «ihr nachsehend,, Prachtmädel!
Fllttenbllch «langsam »on li»l^, er legt den Bericht linli »uf den Tisch, dann gan, ruhig).
Ich habe Dein Gutachten gelesen, aufmerksam gelesen. Einige Verstöße gegen die Form,
wenn man an hohe Personen schreibt, haben mich unangenehm berührt.
I»r. Martins «leicht,. Na, das wird den Kopf auch nicht losten.
Fortenbach. Aber abgesehen von dem — ich bedaure den ganzen Bericht um
Deinetwillen.
I)r, Martins. Ich brauche Ihr Mitleid nicht.
Fortenbach. Ich will auch nicht eingehen auf die leidenschaftlichen und tränkenden
Worte, mit denen Du so orakelhaft zu schließen für gut befunden. Das ist Sache des
Geschmacks!
Dr. Martins «bestimmt, »der artig!. Nein, der Ueberzeugung!
Fortenbach. Du urtheilst als thatenduistiger Chirurg eben anders über den
Fall als ich . . . «abschneidend, wir wollen uns nickt in eine wissenschaftliche Debatte
einlassen, die doch zu Nichts führen würde. Doctor Kanscr wird nachher die Abschrift,
mit der er jetzt noch beschäftigt ist. hierher bringen, damit auch Du einen Blick in mein
Gutachten werfen kannst. Aber ich komme heute nicht als Arzt, der zum Arzte spricht,
sondern als Mann, der zum Manne spricht, als der Vater, der den Sohn warnen will.
Ich wiederhole, es thut mir leid um Dich und namentlich nm Kathaiine. Denn sie
wird darunter schwer zu leiden haben, schwerer noch als Du selbst!
l)r. Martius. Ich würde das bedauern, konnte es aber doch nicht ändern.
Fortenbach. Gewiß kannst Du es, wenn Du willst. Ich spreche also Katharincns
willen. Denn Du selbst hast ja den Weg zu meinem Heizen nie gesucht.
vi. Martins. Verzeihen Sie, Vater, ich habe ihn oft gesucht, aber Sie haben
ihn mich nicht finden lassen wollen. — lind überdies, mit Gefühlsduseleien, die ja sonst
wahrhaftig nicht Ihr Steckenpferd sind, schaffen wir diese Sache nicht aus der Welt.
Fortenbach «mit der Hand lnr, abweisend». Ich kann Dich natürlich nicht zwingen,
das Gutachten nicht abzuschicken, aber ich mochte es Dir rathen, Dich darum bitten,
inständig bitten . . .
vi. Martins «aufmerksam), Sie bitten mich?
Fortenbach. Und zwar wirst Du mir gestatten, Dir die Gründe dafür aus»
einanderzusetzen. Daß dieser Bericht, in dem Du mich — auf gut Deutsch gesagt —
vor Seiner Hoheit dem Erbprinzen und dem Staatsministerium für einen Stümper er-
klärst, uns Beide ja naturgemäß noch mehr entfremden würde, als es bisher der Fall
gewesen — darauf würdest Tu — ich weiß es — keinen besonderen Werth legen.
Aber Tu würdest damit auch alle Pläne vereiteln, die ich für Dich und Deine Zukunft
hatte.
Dl. Martins «ihn sehr erstaunt ansehend,, Sic Pläne mit mir? Das ist allerdings
überraschend.
Fortenbach. Jawohl, meine Pläne! Daß ich Dich bisher nicht gefördert habe,
war nicht meine Schuld, sondern die Tcinige. Tu hast Tein schnelles Vorwärtskommen
selbst verscherzt. Es ist unklug, gegen den Strom zu schwimmen. Deine prononcirte
politische Stellung, dieses ganz unnütze sich ssompromittircn hat Dir in den leitenden
Kreisen viele Gegnerschaften und sogar Feindschaften gemacht.
I)l. Martins «lebhafter, aber noch durchans mmw»«,,. Aber, lieber Vater, spielen wir
hier keine Komödie! Hand auf's Herz! haben Sie es denn jemals versucht, mich zu
fördern? Bei jeder Gelegenheit haben Sie mich ganz geflissentlich übersehen!

Foitenbllch, Uebelschen müssen! Würdest Du dm leitenden Kreisen angenehm sein? ....
Nr. Martins. Ach, was gehen die mich denn an? Reden Sie doch, bitte, nicht immer von den „leitenden Kreisen". Vci einem Arzt lommt es doch wahrhaftig viel mehr darauf an, ob er Schmerzen lindern kann, als wem er am Wahltage seine Stimme giebt. Das ist so meine Meinung!
Foitenbllch, Deine Unllughelt! Wärest Du ein loyaler Staatsangehöriger . .
Dr. Martius. Ja, zu der Höhe habe ich mich leider noch nicht aufschwingen tonnen!
Foitenbllch. Bitte, unterbrich mich nicht ... es wäre ganz natürlich gewesen, wenn ich Dich an der Hand genommen und Dich auf der Leiter langsam von Stufe zu Stufe gefühlt hätte. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, die Du selbst geschaffen hast, wird es allerdings seine Schwierigkeiten haben. Indessen — mag man mich auch verwandtschaftlicher Protectionslust zeihen — ich will Dich fördern, von heute an . . . unter einer Bedingung . . .
Dr. Mllitius. Und die ist?
Foitenbllch. Daß Du Liesen Bericht da nicht abschickst!
Dr. Martins (lebhaft,. Da müßte ich ja ein Gewissen von Gummi elasticum haben. Brechen wir boch ab!
Forte,nbach. Ucberlege es Dir wohl, Du Biauselopf. Du hast noch Zeit, bis Eduard lommt und die Gutachten einfordert. (Dringlich.) Nachher ist es zu spat!
Dr. Martins (ungeduldig,. Lieber Vater, ich verlange von Ihnen gar leine Förderung. Ich verlange von Ihnen gar nicht, daß Sie für mich sind, ich will nur, baß Sie nicht gegen mich sind. Ich werde mir schon selbst zu helfen wissen; — wenn's hier nicht geht, dann vielleicht in Berlin. — Soll ich etwa, nachdem ich gestern dem Plinzen Nipp und klar meine Meinung übel den Fall ausgesprochen habe, heute p-ttoi pseei»vi sagen? Ihre Zumuthung ist — nehmen Sie mil das nicht übel — wirklich stall.
Foitenbllch. Es läge für Dich gar nichts Unehicnwcrthcs darin, Teinm Irrthum einzugestehen!
Dr. Martius <iuhi«, ih» schmf ansehend). Nein, darin liegt wahrhaftig für leinen Menschen etwas Unehienwerthes.
Fortcnbach . . . wenn Du Seiner Hoheit sagen oder schreiben würdest, daß Tu Dich nach einer ausführlichen Unterredung mit mir von Deinem Irrthum überzeugt hattest und Dich meiner Ansicht völlig anschließen würbest.
Dr. Martius (heftig». Nichts Unchrenwerthcs? Da es gegen meine Uebeizeugung ginge, wäie es eine heillose Gesinnungslumperei!
Fortcnbach (vertraulich). Aber, Eduaid, sei doch vernünftig, wir ziehen ja jetzt Beide an einem Strange, das gegenseitige Interesse unserer Stellung, unseres Standes ...
I)l, Mllitius (ihn durchdringend ansehend, dann mit dcm ssopfc mehrere Male nickend, leise fiir sich). Jetzt verstehe ich! — (Laut,, Suchen Sie sich einen Anderen, ich gebe mich dazu nicht her!
Foitenbllch (fiir sich, ergrimmt). Dieser Starrkopf! — Verschmähe meine Hilfe nicht, ich biete sie Dir zum ersten und , . . letzten Male an.
Dl, Mllitius (auffahrend). Das nennen Sie Hilfe? Mir eine solche Gesinnungslosigkeit zuzutiaucn? Hilfe? Ich weiß dafür einen anderen Ausdruck, aber den auszusprechen, vcibietet mii schließlich noch der Rcspcct vor Ihren weißen tzaaien!
Foitenbllch (aufspringend, ergrimmt). Ich Ueibitte mii diese Spillche.
Dl, Martins. Und ich verbiete Ihnen, mir einen derartigen Gewissensirevel zuzumuthen! Welchen Zweck verfolgen Sie denn eigentlich, daß Sie mich durchaus auf Ihre Seite ziehen wollen? Sind Sie vielleicht beauftmgt, bei dieser passenden Gelegenheit den unbequemen „rothen Toctoi" mundtodt zu machen?
Foitenbllch (empört), Mllitius!

l»r. Maitius. Denn das glaube ich gerne, daß Ihren berühmten „leitenden
Kreisen" Angst und Bange werden wird, wenn sie mein Gutachten lesen, in dem ich das
Leben des Herzogs so zu sagen nur noch auf eine Nadelspitze stellen mußte, — so nahe
freilich habe diese Herren das Ende ihrer Herrlichkeit nicht geglaubt! Denn — wir reden
ja unter uns — die wissen ja Alle ganz gut, daß sie mit dem Herzog stehen und fallen
iZich erwärmend.) Die Herren freilich fürchten den kommenden Fürsten, die fürchten seinen
freien Sinn, seine moderne Anschauung, sie fürchten das Heraufdämmern einer neuen
Zeit, in der für sie dann allerdings lein Platz mehr ist!
Fortcnbach (lauernd). Du glaubst also das Ende Sr. Hoheit so nahe?
I»r, Martins. Ja! Und bann werden Ihre „leitenden Kreise" gesprengt weiden
<MU Feuer.) Dann werden die Dunkelmänner und Ränkeschmiede von der Bildfläche ver-
schwinden und Raum sein für ehrliche Männer mit freiem Geist und warmem Herzen,
dann wird der Mann wieder nach seinem Werth geschätzt weiden und nicht nach der
Biegsamkeit seines Rückgrats!
Fortenbach «sich aufbäumend). Vergiß nicht, junger Mensch, zu wem Tu sprichst!
Ich fühle ja, daß jedes Deiner vermessene» Worte auf mich zielt!
Dr. Maitius (ihm trotzig hinweifend,. So mögen Sie es denn fühlen!
Fortenbach «ergrimmt). Und das ist der Dank dafür, baß ich hierbei kam und Dir
die Hand bot, um Dir endlich den Weg zu ebnen, den Du allein und aus eigener Kraft
nicht gehen konntest?!
Dr. Martins «ihm wüd entgegenschleubernd,. Aus eigener Kraft nicht gehen konnte?
O, mein Herr Geheimrath, ich hätte ihn schon gehen können, hätten Sic nicht, Sie selbst
nickt, mir diesen Weg verrammelt! Sie wollen mich das Märchen glauben machen, daß
Sie mich fördern wollen? Ich habe Jahre lang geschwiegen, Katharinen gegenüber,
Ihnen gegenüber, aber jetzt will ich Ihnen die Wahrheit sagen! Als ich damals zum
Professor vorgeschlagen wurde, da waren Sie es, Sie ganz allein, der sich dem Wunsche
des Erbprinzen widersetzte und es mir unmöglich machte!
Fortenbach (außer sich,. Wer hat es gewagt, Dir das zu sagen?
vi. Maitius. Dci Erbprinz selbst! Leugnen Sic eS dock, wenn Sic einem
solchen Manne gegenüber die Stirne dazu haben! Und warum thaten Sie es? Weil
Sie mich damals schon fürchteten, well Sie fühltm, daß ich Ihnen leicht über den
Kopf wachsen konnte, weil Sic in mir instinctiv die neue Zeit witterten! «Indem « auf
wn zugeht, leise und in tiefstem Zoin.) Ich will Ihnen meine Meinung sagen: Sie suchen
in mir das, was Sie in diesem für Sie sehr kritischen Fall brauchen: einen Halt, eine
Stütze, weil auch Sie den Boom unter sich schwanken fühlen! und diese Stütze werbe
ich Ihnen niemals bieten! Sie bieten mir Ihre Hilfe an und verlangen mit jedem
Worte von mir Hilfe! Und auf die brauchen Sie in diesem unlauteren Kampfe nicht
zu zählen, niemals, niemals!! (laut und feierlich.) So wahr mir Gott helfe! «Lange, tiefe
Pause.)
Fortenbach (steht in furchtbarer piregnng, die ei gewaltsam ,» imieioliicken deisucht).
llr, Martins (geht sehr einst durch'« Zimmer,,
I»r. Käufer «durch die Mitte,. Morgen, Martins! «Auf Fortenbach zu., Herr <Zeheim°
ratt), hier bringe ich, wie Sie wünschten, den Bericht «er will il,» Fortenbach in die ,vand
geben,,
Fortenbach (tonloi,. Geben Sic ihn, bittc, meinem Schwiegersohn zur Durchsicht.
l»r. Martins «schroff zurückweisend,. Ich verzichte.
Fortenbach «ballt die Faust).
Dl. Kaysei. Herr Geheimrath, ich wollte mir noch eine Anfrage bezüglich des
Gutachtens erlauben. Bei der Abschrift ist mir aufgefallen, daß sich hier auf Seite 14
eine kleine Wiederholung im Texte eingeschlichen hat. Wenn der Herr Geheimrath die
Güte hätten, es mir zu dictiren ... ich habe die sich wiederholenden Worte ausgelassen.
Fortenbach. Geben Sie hcr. «In d« Schrift blickend). Ach ja, ganz richtig.

N8 Felir Philipp, in Verlin.
Dr. Kays er („» Martius». Du erlaubst doch, daß ich gleich hier . . .
Hl. Martius. Bitte sehr, ich will nicht stören, Kayser, wenn mein Schwager
kommt, rufe mich doch, («echt« »b.»
Nr, Kllyser «setzt sich an de» Schreibtisch,.
Fortenbach «lieht »Ich«« Male mit gesenktem Kvpfe durch'« Zimmer und vergißt gan, Äayser« Anwesenheit),
Dl. Kllyser «nach lurzer Pause,, Herr Geheimrath , . .
Fortenbach «auffahrend!. Ach so! Sie sind noch hier , , , wo waren wir doch
stehen geblieben?
Dr. Kllyser «»erlegen und verwundert,, Herr Geheimmth?
Fortenbach «geht wieder mehrere Male mit gesenktem Kopf durch'« Zimmer!,
Nr. Kllysci (bescheiden lesend). „Am 18. November Morgens 7 Uhr Nagten Se.
Hoheit plötzlich . . .
Fortenbach (mechanisch wiederholend, langsam». „Klagten Se. Hoheit" ... Ich bitte
um Entschuldigung, lieber College, ich bin noch ein wenig erregt von der Unterredung
mit meinem Schwiegersöhne. Ein jähzorniger, unüberlegter Mensch!
Or. Kllysci «begütigend). Sein Temperament geht manchmal ein bischen mit ihm
durch ... und ich lann mir denken, daß gerade in diesem Falle. , .
Fortenbach (im (Gegensatz zu feiner bisherigen, lW-gemesseiieu Sprechweise, nervös-erregt,
sprunghaft,, Sie haben ja durch mein Dictat jetzt genaueste Kenntnis; von dem Falle
erhalten, Nah ich nicht früher mit Ihnen darüber sprach, hat seine Gründe in den besonders delicaten, durch die Person des Patienten bedingten Verhältnissen. Ich glaube,
in meinem Gutachten ein so klares Vild der Krankheit und ihrer verschiedenen Stadien
gegeben zu haben, bah Sie sich als tüchtiger Arzt wohl auch ohne persönliche Untersuchung ein Urtheil bilden können. Lesen Sie doch als ganz unparteiischer Sachverständiger jetzt auch einmal den Bericht von Martins...
l»r, Kays er. Herr Geheimrath, dieses Gutachten kenne ich bereits, Er hat es
mir heute Nacht vorgelesen.
Fortenbach «erreg» Und Sie geben mir natürlich Recht?
l>r. Kayser («»«weiche»»», Herr Geheimrath, ich habe den Kranken nicht gesehen;
ich kann mir lein Urtheil darüber erlauben.
Fortenbach (sich über den Schreibtisch beugend, eindringlic!,». Und Sit gehen Mit doch
Reckt? Mir doch?
l>r. Kayser «aufstehend, nach turzer Pause,, Nein, Herr Geheimrath! Sie verlangen
von mir die Wahrheit? Ick kann Sie nicht belügen! Nachdem ich beide Gutachten
gelesen, kann ich mich nur auf Martius' Standpunkt stellen. Ich finde seine Beweisführung zwingend und unwiderleglich, kurz, ich halte sein Gutachten für ein Meisterwerk!
Fortenbach (zitternd». Das heißt also: Sie vcrurtheilcn meine Auffassung? So
gering also denken Sie von meinem Können?
Dr. Kays». Ich bitte um Verzeihung, Herr Geheimmth. Ich bin mir der
Schwere dieses Augenblicks bewußt. Aber ich bin überzeugt, daß Martins Recht hat.
Wohl beneide ich ihn um sein Wissen, aber wirklich nicht um die schreckliche Lage, gegen
Sic, gegen den Vater seiner Frau, als entschiedener Gegner, vielleicht sogar als öffentlicher
Ankläger auftreten zu müssen.
(«5« fchlägt a»> einem nahe» «irchtdurm neu»,»
Friedrich (durch die Mitte,. Ter Herr Major von Forlenbach!
Dr. Kayser (geht »ach recht« »n dm Schreibtisch». Ich werde also mit Ihrer Erlllubniß die kleine Wiederholung streichen, (str w!»lt Martin« durch die halb geöffnete Thüre,)
Dl, Martins (von rcchti, geht blreit an seinen Schreibtisch und ordnet dort die Verichtc.»
Gustav (Helm und Schärpe,, Guten Morgen. Ich komme im Auftrage Sr. Hoheit
des Erbprinzen und des Ministeriums, um die beiden Gutachten abzuholen, welche für
das Staatsarckiv bestimmt sind.

wohlthätei der Menschheit, l.1.9
Dl, Maitius. Hier sind meine Belichte. <«iebt sie ihm,)
Gustav. Und, Vater, Dem Gutachten?
Foitenbllch (»ach lurzerPans«, langsam, mit ein wenig Ichwantenden Zchritien geht er zu seinem
Zopha. sieht ihn lange, wie versteinert an, dann heiser,) Hier!
Kllthlliine und Paula (sind von linl« eingetreten »ud haben stnmm ihren Vruder bcgrüüt»,
Gustav. Und ferner soll ich Dich im Namen der Frau Herzogin bitten, mich un-
verzüglich in's Schloß zu begleiten. Se. Hoheit sind nach mehrstündigem Schlafe soeben
unter beunruhigenden Symptomen und plötzlicher großer Schwäche aufgewacht und haben
dm Wunsch ausgesprochen, die ganze herzogliche Familie um sich versammelt zu sehen!
Foitenbllch «wie vom Nütz gerührt, leise), O mein Gott!
Gustau. Mein Wa,',cn wartet.
Foitenbllch lsich aufraffend). Ich . . . lomme schon!
Kllthlliine (tritt an ihn heran, lehnt sich »n seine Ichnltcr, stolz und gro«, Vllter, geh'
mit Gott! Mein Vertrauen in Dich ist unerschütterlich! Du wirst das Leben des
Herzogs retten!
Foitenbllch (druckt ihr die Hand und geht, gefolgt von «ustav, Mitte ab. Tiefe Pause,.
Paulo (leise zu Kavier,. Wie mein Binder eben dastand mit den beiden Berichten
in den Händen! Wie die Gerechtigkeit, die das Schicksal zweier Familien abwägt!
Dr. Kllysei (sehr einst). So ist es auch! «Ueise,) Ich will mich jetzt entfernen.
Paula (leise,. Ich habe noch mit Ihnen zu sprechen. Kommen Sie! Wir müssen
Katharinen für uns zu gewinnen suchen. Sie allein hat Einfluß auf den Vater,
vi. Kaysei (will Paula folgen).
Dr. Martins (setzt sich an den Ichreibtisch».
Paula (in der linken Thiire). Kllthlliine, darf ich Dich auf einen Augenblick bitten?
Katharine. Ich lomme gleich. — Heu Dr. Kaysei, wollen Sie mir einen Dienst
«weisen?
Dr. Kay sei (dienstfertig). Welchen Sie befehlen, gnädige Flau!
Kllthlliine. Ich möchte Sie bitten, gleich nach dem Schloß zu gehen und sich
zu erkundigen, wie sich der Herzog nach dem Eintreffen meines Vaters befindet. Kommen
Sie so schnell als möglich zurück. Bringen Sic mir gute, gute Nachrichten. Ich würde
Ihnen herzlichst dankbar sein.
Dr. Kllyser (sich verbeugend,. Ich komme sofort zurück. (Mitte ab,,
Paula <linl» ab).
Kllthaline (folgt Paula einige Schritte langsam zur linlen Ihure, dann dreht sie sich plötzlich
um,. Wie hat die Untciiedung zwischen Dir und dem Vcitci geendet?
vi. Mllitius. Wie ich es voiaussah. Wir verharrten Beide ans unserem Stand-
punkt. Tu warst ja dllbei, als Gustav die Berichte mitnahm. Und das Andere hast Dn
ja auch gehört.
Katharine (sicher,. Noch lebt der Herzog, und er wird leben bleiben!
Dr. Mllitius. Das Weitere müssen wii dem Schicksal überlassen.
Katharine ilait,. Bist Du Dir endlich klar darüber geworden, wohin uns dieses
Schicksal führen muß? Das wirst Du doch selbst einsehen, daß es so nicht bleiben
kann, wie es bisher gewesen ist. Hast Tu Dich geirrt, so wird man es dem auf's
Tiefste beleidigten Vater nicht verdenken tonnen, wenn er sich ganz von Dir nnd also auch
von mir abwendet. Und das wäre für mich traurig, namenlos traurig . . .
vi. Martins «aufstehend», Katharine, es thut mir wahrhaftig weh. Dich leiden z»
sehen. Ich begreife ja auch Deinen Kummer, denn Du verehrst Deinen Vater abgöttisch.
Aber ich frage Dich selbst, nachdem die Gutachten nun fortgeschickt sind und wir daran
Nichts mehr ändern können: Konnte ich denn anders handeln?
Katharine. Ich hätte es als einen Beweis Deiner Liebe zu mir angesehen.
vr. Martins. Katharine, zweifelst Tu an der? Mach' doch keine Geschichten.
Glaubst Tu, ich sei Dir weniger gut, weil ich meine Pflicht that?

Katharine. Und . . . ha.t. . . der Vater sich geirrt.
Dr. Mllltius (°»»»«lebhafter). Mit dieser Möglichkeit beginnst Du also doch zu rechnen?
Klltharine. Glaubst Du wirklich, daß Dich ein solcher wissenschaftlicher Triumph glücklich machen könnte? Mich sicherlich nicht. Denn ich sehe voraus, was daraus entstehen würde. Du würdest natürlich sofort an die Stelle des verabschiedeten Vaters treten. Du würbest mit Recht den Schein des Sticberthums auf Dich laden. Ich kenne Deine kampflustige Natur, das würde Verwirrung und Zwietracht ohne Ende zur Folge haben
Dr. Martins. Ach was. grüble nicht so viel! Ich gehe meinen geraden Weg, ich sehe nicht nach rechts und nickt nack links, ich thuc meine Pflicht, ich »ehre mich meiner Haut und lasse für das Andere den lieben Gott sorgen. Ich bereue nicht, was ich gethan habe, und werde es nie bereuen!
Friedrich (durch die Mitte mit einei Zeitung,, Die Zeitung ist soeben für den H(TM Doctor abgegeben worden.
Dr. Martins <°m <5lailii?emc»tti,ch>. Legen Sie sie nur auf den Schreibtisch. — Das „Moiaenblllt"?
Friedrich. Nein, die „Tagespost". Mitte ob,)
vr, Martins (M umdrehend,) Die „Tagespost"? Wie kommt denn da« Schundblllt in mein Haus? Während er an den Schreibtisch geht und da« Blatt öffnet,,
Klltharine (nach Nnl«,, Paula erwartet mich. Wenn Käufer kommt, nife mich.
vi, Martins. Blau angestrichen? (ssr liest in immer wachsender Aufregung,) Ah! Ah! Das ist stark, pfui, wie gemein, wie niederträchtig! «Zatharinen nach,) Da! Da lies, ob ich Recht hatte, in dem Gutachten meine Ansicht klar und deutlich auszusprechen. «Immer voll Wnth auf da« Blatt llopfcnd,)
KllthllllNe «will die Zeitung nehmen),
vr, Mllltius «in fttlchtbarer Aufregung), „Wie wir aus bester Quelle vernehmen, ist gestern Nachmittag auf hohen Wunsch ein I)r, Martins" — «höhnisch auflachend, ein Doctor — „an das Krankenlager Sr. Hoheit des Herzogs zu einer Consultation gerufen worden. Die Heranziehung dieses Herrn ist um so unverständlicher, als derselbe sich, wie wir wissen, ungleich mehr auf politischem als medicinischem Gebiete hervorgcthan hat. Die einzige Erklärung für den allgemeines Aufsehen erregenden Schritt dürfte darin zu suchen sein, dah Herr Martins, seiner bekannten bestructiuen Gesinnung gemäß der .rothe Doctor' genannt, zufälligerweise der Schwiegersohn unseres allvcrehrten Geheim» illths von Fortenbach ist. Wahrscheinlich hat der geniale Kliniker bei dieser Gelegenheit den obskuren Chirurgen unter seine Fittiche nehmen" «hähnisch» hahaha! „und ihn aus der Dunkelheit hervorziehen wollen. Wie wir übrigens hinzufügen tonnen, hat die Consultation mit einer sofortigen Verabschiedung des Herrn Martins geendet und bleibt somit die Behandlung Sr. Hoheit, wie bisher, ausschliehlich dem Herrn Gcheimrath von Fortenbach anvertraut." <W>ld,, Und so 'was muß man sich sagen lassen! Pfui Teufel! «umherlaufend, indem er da« Blatt zerknittert auf die Vrbe wirft und «3 mit Füllen tritt,, Mit einer sofortigen Verabschiedung! Das lasse ich mir nicht gefallen! Pfui, pfui! Verabschiedet! Ich verabschiedet! Dieses Näubergcsindcl! Daß sie mir meine politische Gesinnung vorwerfen, das berührt mich nicht, aber daß Sie mir meine wissenschaftliche Ehre mit Füßen treten wollen, das dulde ich nicht, das dulde ich niemals! O, mit diesem Gelichter lass' mich nur fertig weiden, das erfordert eine Gegenerklärung; in allen liberalen Blättern muß sie heute Abend noch erscheinen!
Klltharine (erregter,. Und willst somit den Streit zwischen dem Vater und Dil über alle Gassen schreien?
I)r, Martins «sehr aufgeregt). Ja, jetzt glebt's keine Rücksicht mehr. Nunmehr hat Jeder für sich und seine Ehre allein einzustehen!
Klltharine «m immer wachsender Erregung), Ja, setze Dich nur über alle Rücksichten hinweg, tritt nur Alles mit Füßen Deiner Ucberzcugung willen, vergiß nur, daß ich

wohlthäter der Menschheit, ^2l.
die Tochter des Mannes bin. dem Du vor aller Welt die Achtung versagen willst und
dem Tu wahrhaftig Achtung schuldig bist!
Dr. Martins <« aufbäumend». Achtung? Ihm? Ich will Dir Etwas sagen,
was ich sonst verschwiegen hätte für alle Zeit, Aber Du mußt Muth haben, es zu hören!
Kathllline «ihn verächtlich messend,, Muth?
Ol. Marti us «leise», Daß Dein Vater sich geirrt hat, ist menschlich und ver»
zeihlich. Aber daß er diesen Irrthum eingesehen Mi entgegenfchreiend, und nicht einge-
standen hat, das ist verächtlich!
Kathllline «mn« sich). Du wagst es?
Dr. Martius. Ja wohl wage ich es! Gin jedes Wort, ein jeder Blick in der
Unterredung mit ihm hat mir's gesagt, ein jeder Laut hat ihn verlachen! Er weih
es, wahrscheinlich schon längst, daß er sich geirrt hat, aber sein lächerlicher Stolz, sein
Unfehlbarleitsdünkcl, seine maßlose Eitelkeit haben ihn zurückgehalten, es einzugestehen!
Und so hat er dieser Eitelkeit zu Liebe dieses Leben geopfert! Dieser „Wohlthätcr der
Menschheit"!
Kathllline «ihm entgegenschreiend». Schäme Dich!
Or, Martins, Und als der Erbprinz auf meinen Ruth bestand und er sah, daß
ich seinen fürchterlichen Irrthum sofort durchschaute, da hat er mich auf seine Seite zu
ziehen gesucht: unter dem heuchlerischen Vormunde, mich fördern zu wollen, hat er mich
zum Helfershelfer zu machen versucht, zum Helfershelfer seiner Schande!
Katharine «sicher». Du widerrufst das Ungeheuerliche in diesem Augenblick. Ich
verlange es von Dir! Oder wir sind geschieden für immer!
Dr. Martius, Verlange von mir, was Du willst! Das widerrufe ich niemals!
Kathllline «sich auflichtend, leuchend». Ich . . . verachte Dich!
Ol, Martins (rasend,, Katharine! «In tiefstem Grimm,, Du wirst das Wort bald
bereuen!
Friedrich «durch die Mitte, »themlos,, Herr Doctor, Herr Doctor!
Ol, Martius «sich »nchrehend. rauh,. Was giebt's!
Friedrich «gon, fossun«»!^,, Herr Doctor . . , auf dem Schloß , . . auf dem
Schloß . . .
Ol, Martius «ihn anherrschend,. Mensch, so reden Sie doch!
Friedrich «herausschreiend». Sie flaggen eben halb Mast!
Ol, Martins <°theml°z». Was sagen Sie?
Katharine «auf Friedrich ,u, will». Sie ilien sich, Sie müssen sich illen!
Friedlich «zitternd,, Ter Herzog ist soeben, . , gestorben! ««»,,
Katharine «hält sich lrampfhaft am Tische fest,,
«Man hält eine .«tirchenglockc läuten,»
Paula «von linli, in furchtbarer «riegung,. Eduard . , , hörst Du es . . , sie läuten
von der Schloßkirche! ««ine zweite Glocke von einer andere» Kirche füllt ein,»
Kathllline «bebt am ganzen Körper,,
Paula «wie oben,. Und jetzt. . , jetzt, . , von der Nicolaikirche, «eine dritte «locke,
... und das sind die Glocken vom Dom. . . o mein Gott, mein Gott!
Ol. Kllysei «durch die Mitte, »themlo«,. Flau Doctoi , , , ich . . . ich. . . «in tiefem
Schmer,» ich kann Ihnm leine gute Nachricht bringen!
Katharine «steht noch am Tisch, an dem sie zusammenzubrechen droht»,
Ol, Maitius «tritt an fit heran und sogt leise hinter ihr stehend,. Du sagtest: es würde
mein Todesuitheil! Hörst Du die Glocken! «Feierlich,, Freilich, sie läuten ein Todes-
Ultheil, aber nicht mir! ««5l wendet sich mit einer verächtlichen Newegung von ihr und geht langsam
nach hinten.,
Kathllline «mit krampfhaftem Weinen zusammengebrochen und den Kopf auf die Tischplatte legend,.
Mein Vater, mein armer, armer Vater! «Nährend sie fortschwchzt und Paula sich tröstend übe,
sie beugt, fällt unter dem Dröhnen der »erfchiedenartig gestimmten Glocken langsam der Vorhang,»
.

Dritter Act.
«Ne! Oeheimrath Fortcnbach. Zehr eleganter 2al°,i modernster lfinrichtung. Mittel- und Seitcnthüren, lleicr dem Zopha da» grone Nild dl«! Fürsten i,i gelriinte,,, Goldrahmen. Auf Simsen und Kamin silberne Polalc. («eschenle fürstlicher Personen,, Zwischen Blattpflanzen die Mannoibiisle de« Fürsten,)
PllUlll «steht am Fenster linl«),
Katharine «ruht auf einer Chaiselongue).
Paula. Die Sonne will aber auch heute gar nicht durch den Nebel. Es ist bald Mittag, und imniei ist es noch ganz dunkel. «Heruntergehend., Die Straßen sind wie ausgestorben, die Geschäfte alle geschlossen, und diese langen Trauerfahnen wehen so unheimlich von den Dächern herab.
Klltharine (wendet sich unruhig auf die andere 2eite,.
PllUlll lflch zu ihr wendend). Tu hast seit gestern noch nicht einen Bissen zu Dir genommen. Tarf ich Dir nicht wenigstens eine Tasse Thec bringen?
Klltharine. Ich danlc.
Karl (alter Diene«. Herr Nr. Kayscr bittet um die Ehre.
Paula. Es wird Dich jetzt zu sehr anstrengen. Soll ich ihn vielleicht lieber allein empfangen?
Katharine «sich erhebend,. Bitte, lassen Sic den Heim Doctor eintreten, c^urze Paule.)
Nr. Kay sei (durch die Witte,. Ich wollte mich nur nach dem Befinden der Damen erkundigen und fragen, ob ich irgendwie dienlich sein kann.
Katharine. Sie sind sehr gütig, Herr Doctor. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehme»? <2ie scheu sich.,
!»!'. Kayser «einige Rose» in der Hand,. Die schickt Dir meine Mutter.
Panla. Wie gut! Wie lieb! «sie reicht ihm die Hand und ordnet sie dam, in einer Hase-,
Nr. Kays er. Frau Doctor! Sie wissen, daß ich gestern Paulas Jawort erhielt. Ich rechne auf Ihre Güte!
Klltharine (nach lur,er Pause». Sie wenden sich heute an eine sehr, sehr unglückliche Frau! Lassen Sie mich erst ein wenig mit mir selbst zur Nuhe kommen... Ich liebe meine Schwester . . . ihre Zukunft liegt mir am Heizen ... das muß Ihnen heute genügen.
Nr. Kayser. Gnädige Frau, ich fühle mit Ihnen. Ich fühle auch, daß Sie mir wohlwollen, und dafür danke ich Ihnen. «eur,e Pause., Wie geht es Ihrem Herrn Vater?
Katharine. Ich weih es nicht. Ich habe ihn nicht gesprochen. Ruhelos ist er die ganze Nacht in seinem Arbeitszimmer auf und abgewandert, vom Schreibtisch zum Fenster und zurück, stundenlang, stundenlang. Ich klopfte, ich bat ihn, zu öffnen, ich flehte ihn an, sich zur Ruhe zu begeben! Keine Antwort. Nur immer sein gleichmäßiger Schritt auf und ab.
Nr. Kays er. Hat er sich denn jetzt wenigstens Ruhe gegönnt?
Paula. Papa ist seit heute Morgen acht Uhr auf dem Schloß zur Section.
Katharine. An die klammert er sich gewiß. Und ich mich mit ihm. Denn diese Section wird bei einzige untiügliche Beweis sein, wer von beiden in diesem fürchterlichen Streite Recht gehabt hat. Das plötzliche Ende des Herzogs braucht in gar keinem Zusammenhang mit der Krankheit zu stehen. Ein Herzschlag, der seinem Leben den raschen Tod brachte! <«>lia.» Kennen Sie vielleicht schon das Resultat?
Nr. Knyser. Gnädige Frau, ich habe keine Beziehungen zum Schloß uud vermag Ihnen leine Auskunft darüber zu geben. Jedenfalls aber ist die Section schon beendigt, denn ich sah soeben Professor Strohmann und Nr. Froebcn aus dem Palais zurückkehren.
Paula. Konntest Du nichts aus ihren Gesichtern lesen?

wohlthätcr der Menschheit, 1.23
Nr. Kaysei. Sie stiegen in ihreWagen, bleich und ernst, ohne ein Wort zu wechseln.
Paul». Wie ist denn die Stimmung in der Stadt?
Nr, Kaysci, Gedrückt und traurig über den herben Verlust, aber auch wieder hoffnungsvoll. Sic wissen, gnädige Frau, der junge Herzog ist sehr beliebt. Nr hat sich als Erbpinz Aller Sympathien erworben. Tic Menge umlagert sein Palais und bricht in enthusiastische Hochrufe aus, wenn er sich ab und zu am Fenster zeigt.
Katharine. Wie urtheilt man über meinen Vater?
Nr. Kayser. Ich habe — darauf gebe ich Ihnen mein Wort — nirgends ein unfreundliches oder gar abfälliges Wort über ihn gehört.
Katharine. Aber die Zeitungen! Beschimpfen sie ihn nicht?
Nr. Kayser, Durchaus nicht. Die regierungsfreundliche Presse betont sogar ausdrücklich, es sei nur der eminenten Kunst des Geheimraths Fortenbach zu danken, daß der Herzog so lange am Leben erhalten wurde. Sie spricht mit Ehrerbietung von Ihrem Vater. Wenn ich Ihnen eine Freude damit machen kann, werde ich Ihnen die Zeitungen nachher sofort besorgen.
Paula. Das ist gut, wie Alles, was Du thust.
Katharine. Und die liberalen Blatter?
Nr. Kayser. Sie erwähnen nicht mit einer Silbe Ihres Vaters.
Paula. Also beruhige Dich, Katharine, von dieser Seite droht uns gewiß Nichts mehr.
Katharine. Ist eine Gegenerklärung auf die Notiz in der „Tagespost" erschienen?
Nr. Kayser. Ja. Nr. Martins hat in wenigen Zeilen in der «Freien Zeitung"
erklärt, daß er nicht verabschiedet worden sei, sondern sofort nach der Consultation den Erbprinzen und die Minister ersucht habe, sich von der Behandlung zurückziehen zu dürfen. Kurz und würdig: die Erklärung eines Ehrenmannes, der von seinem Recht durchdrungen ist.
Karl. Der Herr Major!
Gustav «durch die Mitte, Parodeuuifoim, Zchälpe, Flui um Ann lind (l'panletteu; er nickt Pauli! zu, «nebt zwtharinen die Hand,. 'Tllg, lieber Kllysei.
Nr, Kllysei «der sich bei «ustad» sstntritt erhaben hat). Ich will mich jetzt UM die Zeitungen bemühen. In einer halben Stunde bringe ich sie Ihnen. «Mitte ob.,
Gustav «auf und ob mit rauher stimme), Ist der Vater schon da?
Paula. Nein, wir erwarten ihn sehnsüchtig.
Katharine. Hast Du ihn nicht im Schloß gesprochen?
Gustav. Nein, die Aerztc sind alle die Herculcstrcppe heruntergegangen.
Katharine «angstvoll,. Die Sectio« ist. , . also . , , zu Ende?
Gustav. Ja. Deswegen bin ich hier, um mit Euch zusammen den Vat« zu erwarten. Ich habe mich für eine Stunde beurlaubt. «Die Uhr ,iehend, sein« Aufregung b«-meisternd,, El muß wohl jetzt jeden Augenblick kommen.
Katharine 'bebend,. Und , , . das Resultat?
Gustav. Ich habe das Protokoll der fünf Aerzte, Stroßmaun, Froeben, Nendler, Weyse, Goldermann gelesen. Sie stimmen Alle darin übcrcin, daß die Diagnose Deines Mannes vollständig dem Bilde der Krankheit entspricht, das Protokoll sagt wörtlich „haarscharf".
Katharine »hauchend,. O, mein Gott!
Paula. Wie nahm denn der Herzog das Protokoll auf, das doch unwiderleglich des Vaters Irrthum beweist?
Gustav. Als ich es ihm vorgelesen hatte, drückte er mir die Hand mit den Worten: „Sie bleiben an meiner Seite, Fortenbach. Veranlassen Sie, daß ich I»'. Martins bald sprechen kann." Ich habe sofort zu Deinem Mann geschickt.
Katharine. Wie ich es geahnt!
Paula <am Fensler-, hastig». Ter Wagen von Pllpa.
Katharine <M zitternd aufraffend,. Seine Füße tragen ihn nicht mehr die wenigen Schritte vom Schlosse bis hierher!

Gustav. Fassung, Kathaiine, das mutz überstanden werden.
(Kurze Panse; die Mittelthnr wird don Karl geöffnet; mmi sieht Fortenbach im Corridor Pelz und Hut dem Diener geben; er tritt «in: er ist, wie immer im Frack; sein Auftreten, seine Sprechweise sind vornehm
und ruhig wie immer,>
Kllthllline <eilt »uf ihn zu MW legt ihren Kopf an seine Brust; er streichelt ihr da» Haar und
gleit der herantretenden Paul» die Hand, die sie lMt, bann geht Forte nbach mehrere Male mit ge-
senktem Kopfe durch da« Zimmer, Tiefe Pause, (fr bleibt mehrere Tecunden, ernst und gedankenvoll nickend,
vor der Waimorlmste stehen, dann setzt er seinen Gang durch'« Zimmer wieder fort. Aller Blicke sind scheu
ans ihn gerichtet; plötzlich bleibt er stehen und fährt sich mit der Hand über die Etil»,) Ich . . ich . .
was wollte ich doch sagen . . . , ach ja. , . ich habe noch ein wenig zu arbeiten.
Kathaiine (liebevoll». Vater, ruh' Dich ein wenig, wir bitten Dich Alle herzlich
darum.
Fortenbllch. Später. . . später ist Zeit genug zum Ruhen. Gustav, ich finde
Dich wohl noch hier; ich habe einen Auftrag für Dich.
Gustav. Wenn es nicht zu lange dauert.
Fortenbllch. Ich werde sehr bald fertig sein. (Er geht langsam im« ab.)
Gustav. Seine Ruhe ist geradezu bewunderungswürdig. Er trägt das Unab-
änderliche mit echter Größe.
kllthllline. Er tauscht mich nicht. Es ist das letzte Aufraffen aller Kraft, bevor
er zujllmmenbricht. Er schreibt jetzt sein Entlassungsgesuch.
Paula. Glaubst Tu, daß es angenommen wird?
Gustav. Darüber will sich der Herzog jedenfalls mit Martins berathen. Denn
ich wüßte nicht, zu welchem Zwecke er ihn sonst rufen ließ. Aber die definitive Ent»
sheidung wirb wohl lange auf sich warten lassen, jedenfalls bis nach Beendigung der
Ceremonien und bis die fremden Fürstlichkeiten wieder abgereist sind.
Paula. Wir wollen ihm Alle abrathen, es zu thun. Der Vater lann nicht
leben ohne Thätigleit.
Gustav. Er wird sich schwer an ein thatcnloses Dasein gewöhnen. Dazu wird
das Gefühl der Vereinsamung kommen; Paula wird auch einmal heirathen, ich habe
meinen Beruf, Kathaiine, Du hast Deine Häuslichkeit... ich sehe mit banger Sorge in
seine Zukunft.
Katharine. Ich werde beim Vater bleiben.
Gustav, Das ist edel von Dir, und es wird ihm auch wohlthun, seinen Liebling
— denn das bist Du doch — um sich zu haben. Aber das kann doch auch nur für
kurze Zeit sein.
Katharine cruhig,. Nein, für immer.
Gustav clebhoft). Katharine, übertreibe Nichts. Ich verehre und liebe den Vater
wie Du, aber das Recht hast Du nicht, das Recht kann Dir lein Mensch zugestehen,
daß Du aus Mitgefühl für ihn alle Pflichten gegen Deinen Mann vergißt.
Fortenbllch <»on linl«, nbcrgiebt seinem Sohne ein Eouvert). Ich bitte Dich, dies,
Sr. Hoheit zu übergeben. («an, ruhig., Es ist mein Entlllssungsgesuch. Es ist besser,
ich komme zuvor.
Gustav. Vater, ich habe lein Recht, Dir zu rathen. Ich werde Deinen Wunsch
erfüllen.
Katharine (sich umwendend,. Ja, Vater, so magst Du es auch hören. Ich werde
bei Dir bleiben und nicht mehr zu Martins zurückkehren.
Fortenbllch (sieht sie lange an,.
Gustav. Katharine, ich kenne Deinen sittlichen Ernst, Dein Pflichtgefühl zu gut,
ich weih, daß nicht ein einfacher Wortwechsel Dich zu diesem ungeheuerlichen Schritte
trieb. Also, was ist zwischen Dir und Martins geschehen? Du bist Dein ganzes Leben
zu strenge gewesen.
Katharine. Strenge gegen sich selbst macht auch strenge gegen Andere.

wohlthätei bei Menschheit. l.25
Fortenbach. Thatest Du. , , es meinetwegen?
Katharine. Ja, Vater!
Gustav. Des wissenschaftlichen Streites willen?
Katharine. Nein!
Gustav. Wir, Dein Vater und Dein Vruder, die Menschen, die Dir am nächsten
stehen, haben das Recht und die Pflicht, Dich nach dem Grunde zu fragen und Dich mit
Deinem Manne auszusöhnen, wenn Du vielleicht zu rasch gehandelt hast.
Paula. Dränge nicht weiter in sie.
Gustav «immer dringlich«,. Ist's Dil denn noch nicht genug an dem Unglück, das
uns seit gestern getroffen hat? Willst Du, daß auch noch die Scanbalsucht sich mit uns
beschäftigt? Wir Fortenb^chs können wohl irren, aber niemals ein frevles Spiel treiben,
und es wäre ein frevles Spiel, wenn Du Deinen Mann verlassen würdest. Oder Du
mußt triftige Gründe habe», und die mutzt Du uns nennen.
Kathaiine c>n immer wachsender Erregung,. Frage nicht, fragt nicht!
Gustav «voll Energie,, Ich verlange es von Dir!
Fortenbach «ruhi«,, Katharine, sage es mir; wenn er mich wissenschaftlich an-
griff .. .
Gustav «heftig ,u Kathorinen,. . . So hast Du lein Recht, in diesem Streite zu
lichten!
Katharine «sich aufbäumend,. Kein Recht? Kein Recht? Dieses Recht lasse ich
mir nicht nehmen, meinen Vater zu vertheidigen, wenn man es wagt, seine Ehre mit
Fützen zu treten!
Fortenbach «steht an eine» Tisch gelehnt zitternd dal,
Gustav «unwillllillich »ach seine,» 2°bel fassend,. Was sagst Du? Das . . . Das hat
er gewagt?
Katharine «mit flammendem Zorni, III, das hat er gewagt! Wir Fortenbllchs
tonnen irren, aber nie ein frevles Spiel treiben! Ganz recht, das ist auch meine Meinung!
Er aber hat unseren Vater des frevelsten Spiels verdächtigt! Er glaubt, dah sich der
Vater seines Irrthums längst bewuht gewesen wäre und diesen Irithiim nur aus Stolz
und Eitelkeit nicht eingestanden habe! er glaubt, daß dieser Wohlthäter der Menschheit,
dessen Wirlm vierzig Jahre lang ein segensreiches gewesen ist, das Leben des Herzogs
aus Eitelkeit geopfert hätte. Und als er mir die gräßlichen Wonc entgcgenschleuderte,
da, — ... da bin ich von ihm gegangen! Habe ich noch kein Recht dazu gehabt?
Fortenbach «steht bebend zwischen Neiden»,
Gustav «in wildem «rimme,. Diesel Bube! Dieser schändliche Vube! «Pause! da»»
ruhiger.) Die Sache werde ich mit dem Herrn ordnen. «Zeine» Täbel fest ergreifend.) Vc»
ruhige Dich, Vater, ich werde Deine Ehre zu schützen wissen! M« er sich zur Th»r «e»de»
will, ergreift)
Fortenbach «zitternd den Arm seines Zohnes; leise mit bebender Stimme,) Gustav ...
fordre von ihm . . . keine Genugthuung , . wrdre sie nicht . . .
Gustav «ihn angstvoll anblickend). Vater! Vater! Sollte . . . «lenchend, . . . er . . .
Recht haben?
Fortenbach «leise). Er hat Recht! «Er schlügt beide Hände bor'« Gesicht,)
Kathaiine «flammend), Vater, ... Tu weiht nicht, was Du sprichst, ... es
darf nicht sein . . . nein . . . nein . . . sage nein . . . nein!
Fortenbach «steht ihr wie versteinert in'3 «Besicht, ohne eine» Laut z» spreche»),
Katharine «eicht mit weit geöffneten Annen »on ihm zurück und stürzt sich dann mit eine«
sähen Aufschrei auf die Chaiselongue nieder),
Paula «beugt sich weinend über sie),
Gustav «mit dem Zabel in der Hand, blickt, an, ganze» Körper bebend, zu Äode» -, lange, tiefe Pause),
Fortenbach «ganz ruhig). Ich hatte gehofft . . . mir würde die Stunde erspart
bleiben, in der meine Kinder ... als meine Richter vor mir stehen!

Gustav ««>!» aufschreiend,. So vertheidige Dich doch, so vertheidige Dich doch!
Paula «mit aufgehobenen Händen innig flehend,, Vater!
Fortenbach «langsam und ruhig beginnend), Urtheilt nicht zu hart! Ihr wiht nicht,
wie so Etwas geschehen kann! (Wie in sich gelehrt, z» sich selbst sprechend,. Wenn die Eitelkeit
Einen packt und nicht mehr frei gicbt, bis sie Einem Hirn und Herz zerfressen hat! Sie
raubt dem Menschen jede Controlc über sich selbst, sie macht ihn zum Sklaven, sie
schmeichelt und lockt und macht grausam und schlecht und zerstört das Gewissen! «Pause;
mehr UN» mehr zu den Anwesenden,, So ist's mir auch gegangen, so bin auch ich ihr Sllcwe
geworden. Nach und nach! In meiner Jugend schon hat sie mich gepackt mW hat mich
nicht mehr bis zu dieser Stunde losgelassen. «Durchaus nicht in erzählenden, Ton, sondern ab'
gebrochen, wie aus der Erinnerung heran« in den oerschicdenartigsten Nuancen,, Zunächst dll Wlll's
nur der unstillbare Wissensdurst, aber bald war's der nicht mehr allein, nicht nur die
Genugthuung, selbst Etwas zu sein, sondem der Ehrgeiz, mehr zu sein als Andere! Und
dazu der brennende Wunsch, beneidet zu sein! Beneidet zu sein, das wurde mein
Lebenszweck! 22 Jahre war ich alt, als ich den Herzog zufällig kennen lernte. Mein
Glück und mein Verderben! Ich gefiel ihm, er zeichnete mich aus, er zog mich in seine
Nahe, er hob mich höher und höher, ich wurde sein Vertrauter, sein Günstling ... in
einem Alter, da Andere noch rastlos arbeiten und säen, da erntete ich schon Ehre und
Reichthum! Meine Praxis wuchs mehr und mehr, meine Stellung am Hofe wurde un-
antastbar, mein Wort unfehlbar: mit dreißig Jahren war ich eine Autorität! Ich war
beneidet! Von da an war es in mir ein unablässiger, Niemandem sichtbarer Kampf, nicht
um eines Haares Breite von diesem Ruhme einzubüßen und eifersüchtig die Herrschaft
zu behaupten, die ich mir erobert hatte! «Pause, Ci se«t ««>» Wäre Eure Mutter nicht
so früh gestorben, ich wäre vielleicht anders geworden! Sie hätte mich in ihrem geraden
ehrlichen Sinn vielleicht abgelenkt. So ist Jahrzehnt um Jahrzehnt vergangen — aber
mit jedem Jahr, mit jeder neuen Gnadcuuezcuaung, mit jedem neuen Orden
wuchs und steigerte sich meine Eitelkeit, der krankhafte Dünkel meiner Unfehlbarkeit.
Ich begann, auf verdienstvolle College« mit Geringschätzung herabzublicken! Aber noch
war ich schuldlos, schuldlos! «Murmelnd!, Ich habe wohl auch manches Gute in meinem
Leben gethan . . . aber auch das schließlich nur, um meine Wohlthate» öffentlich an-
erkannt zu sehen! Bis dahin hatte mich die Eitelkeit gehoben und gefördert, jetzt ver-
langte sie mich als Opfer! <«5r steht auf und geht einmal durch'« Zimmer,, Der Herzog er»
erkrankte: ich untersuchte ihn und erklärte mit aller Bestimmtheit — damals war es meine
Ueberzeugung — das Leiden für ein ganz ungefährliches, ohne alle Folgen. Die Herzogin
wollte den Kranken, wie seit langen Jahren, nur meiner Fürsorge anvertraut sehe», der
Erbprinz . . . «sich verbessernd» St. Hoheit der Erbprinz rief ohne Wissen seiner Eltern
Frensdorff aus Heidelberg dazu. Ich empfand das als eine tiefe Kränkung, als einen
Gewaltact, der mich zu Widerspruch reizte. In Gegenwart der Frau Herzogin fand nach
der Untersuchung das Consilium statt. Ich habe darüber niemals mit Euch gesprochen.,.
Ich hatte es als selbstuerständlich angesehen, daß Frensdorff meine Ansicht von der Be-
deutungslosigkeit des Zustandes bestätigen würde. Aber er nahm den Fall ernst und
hielt eine sofortige schnell: Operation für durchaus nothwendig. Es gab zwischen ihm
und mir eine heftige Scene, die mit seiner ungnädigen Entlassung endete. Eine momentane
Besserung, die eintrat, schien mir Recht geben zu wollen, man pries mich überall als
einen Wunderthäter! «Zusammenschaudernd,! Mich! Mich! «Pause,, Plötzlich eines Morgens
— es war am 18. November — entdeckte ich zu meinem Entsetze», daß Frensdorff
Recht gehabt hatte. Aber zugleich war es mir auch klar, daß der Herzog verloren sei.
«Grimmig und lcuchend,. Und da kam der fürchterliche Augenblick, in dem die Eitelkeit, deren
willenloser Sklave ich geworden war, mein Gewissen tödtete! „Es ist ja zu spät," rief
es in mir, „Du kannst ja Nichts mehr nützen, wozu willst Tn Deinm Irrthum bekennen?
wozu Dich um Dein Ansehen bringen, wozu das Streben Deines ganzen Lebens zu
nicnte machen? Willst Du vor aller Welt als ein jämmerlicher Stümper dastehen?

woh.ltk.ater der Menschheit, 12?
«Zischend.) Sage es nicht, nein, nein . . . veiharre auf Deinem Standpunkt, und je ent-
schiedener Du es thust, desto mehr wild man Dir glauben. Vielleicht kommt Dil die
Natut zu Hilfe und rettet ihn..." «Nr starrt »°r sich hin - Paule,, D« Herzog mit sein«
Abneigung gegen alle andnen Aeizte, die Herzogin mit ihrem unerschütterlichen Vertrauen
zu mir unterstützten mich in meiner Schuld. So schwankte ich zwischen ruhelosen Tagen
und fürchterlichen Nächten . . . O, diese Nächte! . . Ein »aar Mal schrie es in mir
auf: „Es muß sein, morgen früh sagst Du der Herzogin Alles!" Und wenn der
Morgen kam, war mein Muth dahin! «In jäher Verzweiflung aufschreiend,) Die Eitelkeit,
die erbärmliche, niederträchtige Eitelkeit hat mein Gewissen zerstört und hat mich unauf-
haltsam weiter geschleppt und gezerrt bis hierher!! «5r sin« überwältigt mit dem »oft! auf
die Tischplatte; lange, tiefe Pause,)
Paula. Was mußt Du gelitten haben!
Gustav <sich aufrichtend). Die Fortcnbllchs können irren, aber niemals ein frevles
Spiel treiben. Hast Du gehört, Katharine? (In flammendem Zorne,, Ja, Vater, die Eitel-
keit hat Dich schlecht und grausam gemacht, schlecht gegen Dich selbst und die, die Dir
ihr Leben anvertrauten, und grausam gegen Deine Kinder! Denn ihnen hinterläßt Du
einmal einen Namen voll Schande, «im «»schreiend, voll Schande!
Paula «stehend,, Gustau!
Gustav. Kannst Du von mir verlangen, Vater, daß ich milder über Dich denke?
Ich bin Soldat mit Leib und Seele, das heißt: mein Leben ist der Pflicht geweiht,
und Du hast Deine Pflicht ehrlos vergessen! «Flammend,, Und daß Du es an diesem
Manne begingst, dem Du Dank, Nichts als Dank schuldig bist, das macht Deine Sünde
riesengroß, und dafür giebt es kein Vergeben! «Paus«,, Ich verlange nicht von Dir, daß
Du Deine Schuld i» alle Welt hinausschreist, aber dem Herzog, meinem Herrn, muht
Du sie eingestehen, wenn noch ein Funken Ehrgefühl in Dir ist!
Fortenbach «leif« murmelnd,, Dazu habe ich keinen Muth!
Gustav «rufend,. Dann reiße ich mir die Epaulctten herunter und werfe Dir
meinen Säbel vor die Füße! «Pause,,
Foitcnbllch «steht auf, geht einige schritte vor, mit zitternder Stimme,, Kllthllline . . ,
ich weiß ... Du wirst anders denken ... Du wirst . , . mich verstehen ... Du hast
mich ja geliebt über Alles ... Du hast ja aus Liebe zu mir. , . Deinen Mann vei-
lassen , . . «mit thiäneneisticlter Stimme,. Kllthllline, Du bist nicht nur meine Tochter ge-
wesen, . . , Du warst mein Freund . , . sage nur ein einziges Wort... und ich...
Will noch hoffen . . . «stammelnd) ein Wort . . «Pause.)
Kllthllline «wendet sich ohne einen Laut von ihm ab,,
Fortenbach «nickt langsam,. Auch Du? «>5r lichtet sich auf, in tiefstem Schmerz,, Dlls
thut weh! <Er geht langsam zur linlen Thiire, dort «endet er sich noch einmal um, sieht seine zeinder
an und schließt die Ihüre, Tiefe Pause,,
Paula. Katharine, geh' zu ihm hinein, sprich mit ihm, tröste ihn! Wii Kinder
haben nicht das Recht, ihn zu verdammen, wir haben ihn nur zu bemitleiden.' «Pause -
« klopft,)
Dl, Kllysei «durch die Mitte mit Zeitungen,, FlllU Doctvr, es ist mir MOl nicht ge
lungen, alle Zeitungen zu bekommen, aber doch die hauptsächlichsten. Nesondeis der
„Beobachte!" «indem er ihn aufschlägt, spricht mit wahrer Verehrung von Ihrem Herrn Vater,
«lesend, . . . „nicht einmal der genialen Kunst Fortenbach» ist es gelungen, das fliehende
Leben zurückzuhalten," «einige Sah« murmelnd) und dann: „An der Bahre unseres er-
lauchten Füllten steht, von tiefem Schmerze gebeugt, auch sein greiser Arzt, der mit
rührender Treue, mit opferfreudigster Hingabe bis zum letzten Augenblick seine Pflicht
gcthan."
Gustav «rauh). Wir haben das schon gelesen.
!>r. Kllysei «hält, durch Gustav« Ton detroffen, inne und will «atharinen die Zeitungen gebe»,
schreckt aber vor ihren, Gesicht zusammen; Pause,, Ist Ihr Herr Vlltei vielleicht schon zurück?

,P«m» »ickt,, Dort im Studiizimmei? Wenn Sie gestatten, bringe ich ihm die Blätter,
es wird ihm doch vielleicht eine kleine Freude bereiten, sie zu lesen. Und ich hoffe, ihm
damit auch zu zeigen, dlltz er in mir nur einen wissenschaftliche», nicht einen menschlichen
Gegner sieht. ««»r geh» lml« ab.)
Gustav uichl »llch der Uhr Ii,,d «greift de,! Helm,, Mein Urlaub ist zu Ende. Adieu,
Katharine, ich lomme sobald als irgend möglich zurück. «Ali er nach der Mitte»hiir «cht,
wird die lintc Thiir aufgerissen, in derselben steht athemlo«, leise lynchend,
Nr, Kayser. Herr Major. , . Ihr Vater , , . auf dem Teppich. . .
am Schreibtisch. . . Rufen Sie Karl, damit wir ihn auf's Sopha heben
tonnen. . .
Katharine «ist zur linlen Thüre gestürzt»,
Nr, Kllyser «ihr den «''inMng wehrend,,
Paula. Lebt er?
Nr, Kapscr lnickt,,
Katharine«hervorftownd,, Rettung?
Nr, Käufer. Die Verwundung ist schwer, , . Ich kann die Blutung
allein nicht stillen , , . Herr Major. . , Nr, Martins nebenan im Schlosse. ..
holen Sie ihn. . . ich bereite Alles vor, «Thür,»,,
Katharine »keuchend,. «Zr wirb nicht kommen!
Gustav «energisch,. Ich hole ihn Dir! «Mitte »b,,
Katharine «mantt zur linlen Thiire, dort blicht sie in furchtbarem Zchluchzen zusammen. Pause,
Paula «lausch,,. Jetzt tragen sie ihn. , . er lebt noch , , ,
Katharine «leise wehklagend,, Vater! . . , Bleibe leben , . , Bleibe leben,
meinetwillen!
Paula «hebt sie auf und führt sie zur «lhaiielouguc»,
Katharine «verzweifelt,. Ich , . . ich allein habe ihn mit meiner Härte in
den Tod getrieben! Vater, Alles, Alles verzeih' ich Dir, verzeihe Du mir,
verzeih'! verzeih'!
Paula, Lasz uns nicht verzweifeln, . . Dein Mann... Nr, Martins
wird ihn retten!
Katharine. <3r wird nicht kommen, denn er ist stolz!
Paula, Er wird kommen, denn er ist pflichttreu!
Katharine «verzweifelnd,,. Ich habe ihn zu tief gekränkt.
Paula. Er wirb kommen, denn er hat ein gutes Herz. «Zie lausch« wieder
an der Thür,)
Kathllliue «angstvoll,, Hörst Du Nichts?
Paula, Sie flüstern , . . jetzt höre ich nur Nr, «ansers Stimme ....
Katharine. Wie die Minuten schleichen!
Paula «zurück,. Gedulde Dich nur, . , sie können unmöglich schon hier
sein . . , Vielleicht ist Nr, Martins gerade zur Audienz beim Herzog . . ,
Katharine «aufspringend). Das ertrage ich nicht . , . ich hole ihn selbst.
Paula. Um Gotteswillen. Katharine!
Katharine <wm zur Mittclthüi,, Ich hole ihn selbst!
Paula <l,°slig,. Soeben wurde die Hausthür zugeschlagen!
Katharine «ebenso», Du irrst!
Paula <h°s«g). Ich höre Tritte auf der Treppe , , , es ist nur Gustav
. , . nein, es find Zwei . . , Sie lomnien ... sie kommen!
Katharine «wieder mehr vorn, zittert in furchtbarer Viregung»,
«Man Hort Oerönsch im Corridor,)
Katharine «wendet sich, ohne ihren Platz zu verlassen, nach der Mittclthü«: diese wirb schnell
geöffnet,,
Nr, Mllrtius «Hut, Havelock, hinter ihm).

Gustav (die Thur schliestend),
Dr. Martins (Hut und Mantel abweisend, ist i„ eine,,! schiel!,! s>«t,!dei>, abgebrauchte» ^Illck'
b«l^ und leise ohne Katharine a»,»sehen>. Wo ist der Kranke?
Paula. Dort!
1>I-, Martins «nr linte» Thiir; leise,. Kllyser, öffne!
Klltharine <ma»lt ihm einen Schritt entgegen,,
I)r, Martins «schon in bei geöffneten Ihür, ohne »tlltnarine ,,! beachte»; Itise, gebieterisch).
Ich wünsche jetzt durch Nichts gestört zu werden! !«ml2 ab)
Gustav. Ich fand ihn glücklicherweise schnell. Er tum gerade aus dem
Audienzzimmer.
Katharine. Er war sofort bereit?
Gustav, Sofort. Ich flüsterte ihm nur einige Worte zu. Dann ließ ich
Seiner Hoheit durch den jungen Schlieffenbach Meldung machen, daß der Vater
plötzlich lebensgefährlich ertrankt sei und ich deswegen bäte, mir gnädigst noch einige
Stunden Urlaub zu gewähren.
Klltharine. Sprach er unterwegs mit Dir?
Gustav. Er murmelte nur einmal vor sich hin: »Das war das Gewissen."
Tann drückte er mir die Hand, aber dieser Händedruck sagte mehr als alle Worte.
Paula tan der Tlmr lauschend». Jetzt haben sie ihn in's Schlafzimmer getragen.
Marie (durch die Mitte). Ezcellenz von Brock,
Gustav (abwinlend). Wir sind nicht zu sprechen.
Marie. Im höchsten Auftrage.
Gustav. Hat der Graf nach dem Herrn Gehennrath gefragt?
Marie. Nein, Herr Major, nur nach Ihnen.
Gustav. Lassen Sie eintreten.
Paula. Komm, Katharine, wir wollen im Nalconzimmer warten, wir lönnen
dort auch Martins gleich sprechen .... denn (mit bebender Stimme) hier zu bleiben, das
geht in diesem furchtbaren Augenblick doch über meine Kräfte.
Katharine. Bleibe hier, Paula, wir kommen so am besten über diese gräßlichen
Stunden fort.
KllMMerheir von Brock (durch die Mitte, «ornehmer, alter Verl),
Gustav <il)m entgegen), Ezcellmz,. . , Sie kennen meine Schwestern?
Brock <s!ch beibeugend). Ich habe den Vorzug , . . .
Gustav (Brock zum Platznehnien einladend: Vrock und «usta« setzen sich: Klltharine und Paula
bleiben stehen). Excellenz finden uns in namenloser Erregung . . , . die Nerzte sind soeben
bei meinem Vater.... sie entscheiden jetzt über Leben und Tod.
Brock l!hm die band reichend). So schwer ist die plötzliche Erkrankung?
Gustav <mit niedergeschlagenen Äugen), Wahrscheinlich in Folge des letzten schrecklichen
Tages, eine schwere Nervenirritation I. . .
Brock. Nas ist begreiflich. Ihr Herr Vater hat mit dem Tode des hochseligen
Herzogs viel verloren. Wir wollen hoffen, daß seine kräftige Constitution den jähen
Anfall überwindet.
Gustav. Mein Vater ist 65 Jahre!
Brock. Seine Hoheit sind vor wenigen Augenblicken durch den Grafen Schlieffen»
dach von der gefährlichen Erkrankung des Herrn Geheimraths unterrichtet worden. Seine
Hoheit haben mich sofort beauftragt, Ihnen, mein lieber Major, und Ihrer Familie seine
aufrichtige Thellnahme auszudrücken. . .
Gustav. Ich werde Seiner Hoheit unseren innigsten Dank dafür persönlich aus-
sprechen. (Ausstehend,) Ezcellenz, mein Vater hat mich unmittelbar, bevor er . . . bevor
er erkrankte. . . ersucht, Seiner Hoheit sein Entlassungsgesuch einzureichen. (Paula geh,
lauschend zur linlc,! Thiire.) Da ich voraussichtlich die eisten Stunden die Meinigcn nicht
werde verlassen lönnen, ich mich aber des Auftrags unbedingt sofort entledigen muß,

«suche ich Sie, Excellcnz. als Chef des Civilcabinets Sein« Hoheit die Demission zu übergeben.
Brock cd», Couunt nehmend,. Ich werbe Ihren Wunsch erfüllen.
Gustav cfteiinüthw. Excellenz, Sie sind ein Cavalier, Sie waren meinem Vater während eines Menschen«,««» befteunbet: zu Ihnen lann ich rückhaltslos sprechen und bin vor jedem Mißverständnis^ sicher. Mein Vater hat seine Entlassung eingereicht, da-mit — wie er sagte — «man ihm nicht zuvorkommt".
Block «nach l»l,ei Pause, sehr fein unl> vornehm,. Mein verehrter, jung« Freund, Sie, der Sie Sein« Hoheit als persönlicher Adjutant so nahe stehen, wissm am Vesten, daß fem Regierungsantritt das Ende für Viele bedeutet. Ihr Herr Vater, der ganz und gar in der alten Zeit wurzelt, der auf's Innigste der Person des hochseligen Fürsten «geben war, würde — das ist meine bescheidene Meinung — sich wohl laum mit den neuen Verhältnissen befreunden lünnen. Das hat er sofort eingesehen, und deswegen hat « — natürlich auch aus Trau« um dm Heimgegangenen — seine Entlassung ein-gereicht. <Tch»if »°inti«»>>,, Einen andern Grund lann er nicht haben, und man wird an höchster Stellt leinen andern Grund annehmen. Seine Hoheit haben das Entlassungsgesuch des Herrn Geheimraths vorausgesehen. . , und haben — ich übernehme die Verantwortung für diese kleine Indiscret!on — hinzugefügt, daß, falls die plötzliche Erkrankung Ihres Herrn Vaters seinen Rücktritt «forderlich machte, « ihn in Anbetracht sein« langjährigen treuen Dienste in Gnaden — «betonend, Sie verstehen mich — in Gnaden entlassen würde und zwar mit dem Prädicat „Eicellcnz".
Gustav «tiefbewegt,. Das ist edel ... und ritterlich von Sl, Hoheit gehandelt.
Brock «aufstehend, sehl sein,, Es ist gut und . . . klug gehandelt! Ich persönlich, mein lieber Major, wünsche von Herzen, daß Ihr Herr Vater genesen und Ihnen «sich gegen Alle »«neigend, «halten bleiben möge; die officielle Genehmigung der Entlassung würde ja selbstverständlich «st in einigen Monaten erfolgen. Wenn Sie ihm ab« — natürlich im Einverstänbniß mit den behandelnden Acrzten — schon früher Mittheilung machen wollen von der außerordentlich gnädigen Genehmigung, fo würde das ein freundliches Licht in sein düstere» Krankenzimmer werfcn und wohl wesentlich zur schnelleren Genesung beitragen! «Gustav die Hand reichen!,,, Mein lieber Major! «2!« ver-neigend,, Meine Damen! «Er geht, von Gusto« begleitet, zur Mittel«,««; ab,,
Paula «wieder an der linlen Ihiire,,
Klltharine, Hörst Du noch immer nichts?
Paula, Nein,
Klltharine «z» dem zurückkehrende,, Gustav,, Wenn der Vater leben bleibt, weiden wir also vor der Welt die Augen nicht niederzuschlagen brauchen,
Gustav Itiefernst,. Vor der Welt nicht. . . «leise, ab« vor uns selbst,
Paula «°n der ih««,. Pst. . . jetzt, , . jetzt kommen sie . , . ich hörte Martins' Stimmt «athenilos» jetzt . . . «'«tritt schnell von der THÜI zurück,, El kommt . , . o mein Gott!
Klltharine «keuchend,, Wll« wird er sagen!
PllUlll «ergreift Gustavs Hand und schmiegt sich an ihn,, <«Me» Moment «themlosc Spannung,)
Nr. Martins «von linl«, ga„! barsch, ohne zeotharinen anzusehen,. Er ist gerettet . . ,
Klltharine «hält sich mnhsam ll»i lisch,,
Dr. Martins. Ter geübteste Wärt« ist tclephomsch gerufen worden . . Haupt-sache vollständige Ruhe, . , brauche nicht wiederzukommen und kann dm Fall getrost Käufern überlassen . . . Tüchtig«, gewissenhafter Kerl. . . «Er «in sich de» Mantel umlegen,,
GustllV «tritt a„ ihn heran und drückt ihm tiefbewegt die Hand,, EdUllld, diese Stunde hat zwischen uns Neiden eine Kette gebildet, die nicht mehr reißen wird.
Dr. Martins «abwehrend,. Schon gut, schon gut, habe nur meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gethllN. <<5r Novit Paula freundlich auf die Nacken, Al« er zur Thiir gehn will, w»„lr
Klltharine «ihm langsam entgegen; sie ergreift seine rechte Hand, dann gleitet sie langsam »n ihni nieder und bricht in »»aufhaltsame« Zchluchzen »ul,.

wohlthäter der Menschheit. <3l
vi. Mllttins «ihr die Hand entziehend, barsch,, KathllliNl!
Kathaiine «hauchend,, Dllnl! . . . Dant!. . .
I>r, Martins «barsch), Steh' doch auf. . . Kayser hat die Hauptsache gemacht,. . ,
ich habe ihm NUI em bischtN geholfen , . . <«5r deisuchl, sie aufzurichten,,
Kllthlliine «unter Schluchze»,, Nein, laß mich die Hand tussen, die mir den Vater
gerettet hat! lindem er sie aufhebt,, Die mich selbst gerettet hat! Denn ich habe ihn zu
dem Schrecklichen getrieben . . . «ohne jede« Pathos, unter diesem Schuldbewußtsein hätte
ich nicht leben können , . . das hast Du von mir genommen, und dafür danle ich Dir . , .
Ich habe cm Dir gesündigt, ich habe Dir nicht vertraut und meinen Vater mehr geliebt,
als Dich , . . Aber diese Stunde hat alles Harte von mir genommen, in dieser Stunde
hast Du meine Liebe gewonnen, mein« Liebe!
Nr, Martins «sie lange und ernst ansehend,. Es war die Krise Deines Lebens!
Kathaiine «frei und «Key, Ja, eine Krise, aus der Du den Vater und mich er-
rettet hast, Du bist ein wahrer Wohlthäter der Menschheit!
I>l, Martins «nimmt ihr den Kopf in beide Hände, streichelt ihr bann langsam über das Haar:
gütiO. Kein Wort weiter! «Barsch und doch innig,) Du böser . , . lieber Starrkopf!
Kllysci «ist twn linls eingetreten, leise), <Ki schlaft!
! llr, Martins «zu «unser). Komm mal her, Alter! «Nm war»! die Hand Kriiclend,)
Bist ein famoser Kerl! Dir gönne ich das Prachtmädcl da! «Herzlich und wann,) Nicht
wahr, «zu Paula, mein tzezchcn, das ist auch so'n Wohlthäter der Menschheit?
PllUlll «sich an Kaylei anschmiegend, mit tiefer Innigkeit,, Ach ja!
< Nährend Martini »uf den etwas weiter im Hintergrund« stehend«» «Gustav zug«h! und iln» die Hand
r«icht, fällt der Vorhang,»

^

Tchillcr. Tem deutschen Volle dargestellt von Dl, I. Wnch-gram. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Bei-lagen und Textabbildungen, danmtel viele noch nicht ver» öffentliche interessante Por-träts und Autographen. Biele-feld und Leipzig, Verlag von Velhagen ^ Klasing.

Nllchdciu uns die letzten Jahre nicht weniger als drei Schillerbiogiaphicen von Man-ncru wie Nrahm, Minor und Weltlich bescheert, könnte man meinen, daß für eiu neues Werk dieser Art kein Bedürfnis; vor» liege. Und doch zeigen die eisten Lieferungen des Wnchgram'fchen Schiller, daß auch neben jenen verdienstvollen, einander ergün« zenden Werken immernoch Raum für ein viertes vorhanden ist; das ebenso wenig überflüssig ist, als es jene entbehrlich zu machen beansprucht. Wychgillm will nicht mit den genannten ausgezeichneten Forschern in die Schranken treten, er will ihnen nicht ihr Gebiet und ihr Publicum streitig machen: er wendet sich vielmehr au jene weiten Kreise des Volkes, in die jene Werte, die doch in erster Linie den Fach-mann, den Literarhistoriker und daneben den, wissenschaftlichen Interessen zugewendeten Gebildeten im Auge halten, kaum Eingang finden dürften. Mit ihnen darf man alfo Wvchgmm's Wert nicht messend

Zchlllns Oebuitshaui in Marboch,

vergleichen, will es nicht verglichen sein. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt,
ein Hausbuch für die Gebildeten aller Stande zu liefern, deshalb ist Alles, was nur
für den Fachmann Interesse hat, die Erörterung unerledigter wissenschaftlicher Fragen,
möglichst auch die Einstechtung eigener Reflexionen vermieden worden. Auch eine genaue
Einführung in die Werte Schillcr's hat er nicht zu geben beabsichtigt, vielmehr dieselben

Echillc» Hot« im ?n, Liberia!!«,
'.'lach »lioloüiavküchtl Auinaüi»« »>i llelgcmäldcj von «ubooile Zimanowiz im Zchillcrhauic
zu Maibach,
Äu«: vl, H Wnch»ram, „ZchU«", Niclefeid und Leipzig, Velhagen und Kl «sing.

nur in ihrem engen Zusammenhang mit dem Biographischen behandelt, um neben dein
äußeren das innere Leben des Dichters, das ia in seinen Werten zur Erscheinung kommt,
und die Wechselbeziehungen zwischen beiden in's Licht zn setzen.
Wir geben hier weniger eine Kritik als vielmehr eine bloße oricntirende Ankündigung
des Werkes, von dem zur Zeit noch ein zu kleiner Theil vorliegt, als daß wir ein ab»

schliehendes Urthell wagen dürften. Die vorliegenden eisten Lieferungen berechtigen aber zu der Erwartung, daß der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt, zu lösen der Mann ist. Mit der Kenntnis; des gegenwärtigen Standes der Schillerforschung verbindet er eine Darstellungsgabe, die dem volksthümlichcn Zwecke des Wertes angemessen ist.

Zchilleis Muttir im UU, Lebeniiah«,
Nach photogiophischei Aum»hm« d«3 Oelgemälde« «°n iiubovill Timonowiz im EMlerlmuie ,u Malbuch,
Au«: l>r, I, Wychgiam, „Zchillel". Nielefcld und Leipzig. Velhagen uud «lulin«.

eine Sprache, die, von Ueberschwänglichleit frei, doch nicht der Wärme entbehrt, welche sich dem Leser mitzutheile« vermag.

Was dem Werke aber einen ganz besonderen Werth und Existenzberechtigung neben den andern verleiht, das ist die ungemein reiche und treffliche Illustrirung. Unter den Abbildungen von Stätten, an denen der Dichter geweilt, der Häuser, in denen er gewohnt.

unter dm interessanten Autogravhen, den Nachbildungen bedeutsamer Ausgaben von Schiller's Schriften und wichtiger alter Zeichnungen und Stiche, den Portraits des Dichters, seiner Angehörigen und jener Persönlichleilen, die auf Schiller tieferen Einfluß geübt, findet sich manches wenig Bekannte, ja manches völlig Neue. —

Die technische Ausführung der Illustrationen wie die übrige Ausstattung des Werte«, Papier und Druck verdienen uneingeschränktes Lob,

D»3 Werk ist auf 16 Lieferungen (zu 60 Pfg.). ca. 30 Druckbogen insgesammt umfassend, berechnet und soll zu Ostem 1895 vollständig vorliegen. Wir werde» s. Z. onf das Werl zurückkommen. — l —

Bibliographische Notizen.

flammen im Herzen. Roman von H. Hermann. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst und Ver» lags-Anstalt v. S. Schottlacnder.

Eine Familiengeschichte, aus deren Mitte das Bild eines jungen Mädchens hervortritt, die ihre Umgebung an geistiger Veranlagung, wie an Herzens» und Ge- inüthseigenschaften weit überragt, und deren Chaialterzeichnung dem Verfasser gleich der- jenigen ihres Oheims, eines alten Originals, am besten gelungen ist. Ein überreiches Episodenwert ist in den Gang der Handlung eingestreut, in welchem manche Schilderungen von dcmVorwurf romanhafterUebertieibung nicht frei zu sprechen sind. Leider benach» theiligt die mitunter manierirte Sprache die Wirkung der Erzählung; schlicht und einfach vorgetragen würden die geschilderten Vor- gänge weit günstigeren Eindruck hinterlassen. mn.

3« veschichte einer Trennung. Roman von I. Niemann, Dresden u. Leipzig, Carl Reitzner.

Auf unseren kritischen Streifzügen ve> gegnen wir in I. Niemann einer littcrari» schen Persönlichkeit, die weit ab wandelt von den Wegen, auf denen wir gewohnt sind, ihren schiiftftellernden Kolleginnen zu begegnen. Mit philosophisch geschultem Ver- staube verbindet Johanna Niemann männ- lichen Geist, Reife des Urtheils und die feine Empsindungsfähigteit des Weibes. Nicht der stoffliche Inhalt ihres Roman« ist von besonderer Bedeutung: er empfängt seinen Werth hauptsächlich durch die Schärfe der psychologischen Beobachtungen und die nmthigen Schlußfolgungen, die die Ver- fasserin aus denselben zieht; er behandelt den Conflict in einer Ehe zwischen einem buchstllbenaläubigen Pfarrer und einer Frei- denlerin, allerdings zwei Gegensätze, w«e sie schroffer einander kaum gegenüber gestellt weiden tonnen.—Mit überzeugender Gewalt wird dem Leser der Glauben beigebracht, daß es zwischen diesen beiden Menschen leine Brücke ver Verständigung gicbt, trotz- dem sie einander in inniger Liebe zugethan

sind, aber Beiben ist ihre Ueberzeugung heilig; sie ist ihnen nicht nur etwa« künstlich Anempfundeucs, und so bleibt lein anderer Ausweg für sie, als eine Trennung, so schwer die Gatten auch an derselben tragen.

Auf die kirchlichen Zustände einer Kleinstadt im Besonderen und die gegenwärtigen Streitfragen der evangelischen Kirche im Allgemeinen laßt die Verfasserin dabei manches Streiflicht fallen, nicht mit leidenschaftlicher Parteilichkeit, sondern rein sachlich und kühl; jetzt wo die Gegensätze mehr als je sich zuspitzen und schier unversöhnlich erscheinen, sind diese Ausführungen für jeden Leser, der an den Strömungen der Zeit nicht antheillos vorübergeht, gewiß von hervorragendem Interesse.

Für das Unterhaltungsbedürfniß der Menge ist da« Buch nicht geschrieben, sondern für die feineren Geister, die an demselben volles Gmügen finden werben. mü.

Tarantella. Roman von Annie Bock. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus.

Die Verfasserin besitzt eine reiche Erfindungsgabe und ein schönes Erzählungstalent, aber anstatt ihre Fähigkeiten in den Dienst einer Idee zu stelle», begnügt sie sich damit, dem Bedürfnis; nach Unterhaltung zu genügen. An Gcdankeniuhalt ist der zweibändige Roman nicht sehr reich und die Fabel nicht frei von Unwahrscheinlichkeite»; besser gelungen ist die Zeichnung der Charaktere und besonders zu loben die dramatische Lebendigkeit, mit welcher die Handlung dahinfließt und die Fäden der»

selben sich verschlingen und losen, — und ganz vortrefflich sind die Situatlonsschilderungen. Annie Bock sollte ihr Talent mehr vertiefen und weniger in die Breite gehen lassen: indes; wer sich mühelos unterhalten lllssin will, findet bei der Lectüre von „Tarantella" sicher seine Rechnung.

Die Buchhalterin. Von Mar. Kretzer.
Dresden und Leipzig, »5 Pierson.

Auf den» Gebiete des Berliner Romans verdient Max Kretzer an hervorragender Stelle genannt zu werden; mit überraschender Treffsicherheit gelingt ihm die Dar« stellung des urwüchsigen Berlinerthums, und ebenso bekundet das von ihm geschilderte Milieu feinste Beobachtungsgabe und genaueste Kenntnis; der einschlägigen Verhältnisse. Diesmal ist es das Comptoir einer Lederwaarenfabrik, deren Gebiete wir kennen leinen. Zum erster Male tritt eine Buchhalterin, unter lauter männlichen Collegen, in dieses weit verzweigte Geschiifts-wesen ein; dies giebt dem Autor Veranlassung, die Frauenfrage zu streifen, und ohne in gelehrte Abhandlungen über dieselbe zu gerathen, gewinnt man doch ein anschauliches BUd, wie actuell und wichtig dieser Theil der socialen Frage im gegenwärtigen Augenblicke ist. Interessant ist auch die Darstellung der verschiedenen Gesellschaftsklassen, die zu einander in Beziehungen treten: eine reichgewordene Kauf« mannsfllmilie und eine declasfirtc Offizierswittwe mit ihren Kindern: zwischen beiden bestanden bereits geheime Verbindung«» fiibcn, ehe der Zufall sie zusammenführt, die Conflicte lösen sich in schönste Harmonien auf, noch ehe sie sich recht zuspitze» konnten, und dabei geschieht dies Alles unter natürlichen und möglichen Voraussetzungen; der Schluß der Erzählung hinterläßt dem Leser den Eindruck, das; er ein Stück Leben an sich hat vorüberziehen sehe», bei welchem der Ernst nicht zu kurz gekommen ist, das aber durch den wohlthuenden Humor des Verfassers die heiterste Wirkung hervorruft.

Aus der Lazzarsniwelt. Neapolitaner Abenteuer und andere Skizzen. Von Adolf Schafheitlin,
Ter Oeifterlampf und Aeue hebräische Lieder. Von Adolf Schafheitlin.
Berlin, Verlag von R o s e n b a u m K tz a r t.

Schafheitlin hat bereits in seinen schönen Lazzaroncsken und Neuen Lazzaronesken das Neapolitanische Volksleben treu und anmuthill geschildert. Was er dort poetisch verklärt, giebt er in seinem neuen Buch „Aus der Lazzaroniwelt" mit «in-

fachen Worten im Rahmen kleiner Skizzen
wieder. Auch als schlichten Erzähler ge-
winnt ihn der Leser lieb. Der Geisterlampr
und Neue hebräische Lieder werden von«
Verfasser als Nachtrag zu den Letzten Ge-
dichten bezeichnet. In der That bedeutei
diese Sammlung keine neue Ernte, sondern
nur eine Nachlese. Wohl finden sich
darunter einzelne schwere Aehren, aber' keine
vollen Garben. X.

Aus dem Leben. Von Carl Arno.
Zweite Aussage. Verlag von Dr.
E. Albert K Co. München.

Im Epilog dieses Buches kritisirt der
Dichter sich selbst treffend mit den Worten:
„So Hab ich hier zu einem du stein Kranze
die Lieder meiner Jugendzeit gewunden."
Hoffentlich wird er es nicht als Mißgunst,
sondern als einen schönen Erfolg seiner
176 Seiten langen Liebestlage auffassen,
wenn auch der Kritiker dadurch düster ge-
stimmt wird und sich zu keiner freudigen
Anerkennung aufschwingen kann. Form
und Sprache zeugen von poetischer Be-
gabung. X.

iüußeMnsseii!! Nllclier. üesni-eclüML nirli äu5«-».I>I der Iwwelw» vnrbelialten.
^H»ml, ^«!,, U,, Xiclit Mm,'WIl!zin«,<. «omwni
Oimb!n»tu»!5«Ä!u'un8' Km Vni^cliwß, L«i!!,>,
?l!ttK»mmerziIUiN,n?<!>,t,
H,<U»i«k«li1>L»1I«»tl«ii», I-', v,, «'«mtezze Xiitli«,
Ilwxt,'. V. r, l^lidnm n, <> (!e,!^^n, Nw^äou,
Verlzss d, I'i>iv^r«>!in.
2»n«i. 0., cieMclite, IKrl!,,, I!. I'»»I,
»st», I., l>,, Ilei„e In ri-lmllwlc!,, Line lU^mr-
IiKwrlxcl,« Uute^licuun,;, /.I!nü>!, V, ziMwr,
2ibllnUl«5 cl«i »«»».«> mM««i».t>»i Ä«» In-
u»<I ^»»IlUlH«,. Xi, 7!«l—M! u. 808.
Uoüe, 0. »rmlel.
VN,I V. ««!iw„',>t. IIu>!« n, Ue,„I>>I,
2l»o!i«r, 0,, Inne»»clmu unH >>i8blle!i. ült
el„«m ^Vo,1^> <Ier KlnlUI»»»!? von »oi-IN
<Älli>'re, I!e!<!el^!i;, <!, Vow^,
2lütt«r, n»l>« Mt»r»il»eils, III, ^»Iirss, Xr, I.
L«'!-Iin, N. I!«uti!«I.
2tittcli«i, X., ^0ß,„ „I'l,!8üvo>^«nen!" Neliin«-
n!.<!3'8tu<!i«!!, Ni^Ii», Mdlwzr, üure»»,
»Utov, 0,, Di« W»Iwiiinu»L, I, L»„<I, 2, I>l8.
I. Ll»id, NübUlt um! ^uss«>»H 6er üeuzru!»?!!.
I!!ÄiM80l>v<>!ß, ,Ub, I.!ml«>rl,.

Vibliogiaphie.
<3?
Disioll»,N,, <3e«cl>i>:!!te8i!k,nien8vnn,i«nlr!ille«ten
leiten di8 «ul ,!Ie Ueßenvart, Dr»t«r L«n<!,
Lerlin, 8. Onni^ed.
Di«tilell, >V^ Ne>iiei,te, Leriln. VV, Uert«.
DuinleKsu, ^>>,, I^ont un,i Herx, NomllN,
2»eite ^uli. I.eii«Ig, Ilod, trieze, 80p. conto.
üt>i>«r»N»olisnt>l«!b, Ä. v^ !>»« 8c>ni<!Iiene.
Die I»IlX',nvl«cht, Uerii», Uebr. lÄetei.
Nll»»nt», Ä^, Inst, 2wei Novellen. .Vntoiizirte
lieber», ». ä. lloiiün6, van .^. liron,«, .>Iit
einem Vorvon von Kr, I'kiil Ii«e!>e, lleriin,
liibiiogr, Lore»».
^m«i«»n, I?. >V„ Ü8«»v,7, lieber?, uns mit einer
einleitenden 8tn<lle üi«r ,ien,xntor ver8ebe»
von ü. reciern. II»IIe, 0. Ilenäei.
clentzebe II.,u«,)Iit 8ee!>8 V«!Ibll<!ern von
Kepler unä >Vei88er, 8tuttss»rt, ?. X«ff.
Nn>»t, ^ W„ I>ittell>l!«c!>e Cimrl,Kterbiilier, ÜIu
Lue!, liir üle ,ieut«ebe k«,ni!ie, .^lil w «',!,!-
Nlinp». Line KilMnwin,' I«»n<!eülinn,ie. Von
vr, .^, ?Iu!!ppWN »!>,! l"rui. Nr, I>, Xenmann.
>Ier»U88e^eb«u von I/rofe«8ur vr, >Vi!i>eim
8iever». Mt i«,! ,vbKi!,I,„>8e,> in, lext, >I
Xil«^n!,eil»gen »n<! .'« laleln in ll„ix«eimitt
unil >'Hrben>Irue!i von 5,1, <!nm>i!»n, Ti,. von
Teilen Krec!,er, II, I,, IIe»!,ner, l!, llevn, II.
KnMel, ^. Xubnert. X, OenIKe, N, 8ei,nii,
0, VinKier u. ^V, I^eio/.ig un>I >Vien, Libiiu-
znlpbwci,««, Institut.
?»Ut«> 0., Xviseben x>ve! Kiiellteu, Hon« s!e-
>!>el,te, 8!utt«!,rt, 5, L, C„tt»'8(be Nueiib,
I°««Is»i», X,, üöniss I'uiiim,» rinnen. ^r»8o<Iie,
8tuttMN, ?. «off,
I1»i»ebl«n, l«i««r, imrtin I^enb».rHt, iÄn K»mpt
uin Nott. t'Unt 8eenen, Luriin, >', louwn«
^ c«.
?o»t»n«, ?!,,. 8ei>aei, von >Vntbeno^, Niitte
^nÜÄge, Leriin, ?, lontüne <<5 l7o.
?<,«<lr>«X l'r. I!»ron ,!e 1^ illutte, 8!ntiÄM nn>i «eine
(!es<>urten, Zrünn-iel^vew, <, ä, 8l.n!s>'t3c!,Ke
H 8»l>°.
B°«>,lH«i>, I',. ünei' von ticr l»t!„n lÄm,',
Diu ?iÄ»!«!Ie eine« ^l!<eit«i«. Leriln. l).
Ui!«!!liNF^l,
2il«l« <!«» 5l»k3N!f«iU»»iHt voll <3n«i«eii»,ri
V. .XIu,' I>i! ^ Ditn«, c. Vi!!°nvt,
<3c«tK«»2i«v1«i', <!oot!«>!> I^edln in ,«,>!i«n Ue-
^icnton, t,«'H«^, von Otto Li'wii I1urt!l>i«>n,
Äiin^Iien. X, I^liiUIei, <H. Hr!c«rini»!n'3
M'.iil,)
<3o«tlls» 2iiet«. 5Iit Li„I,>itunMn u„<i er-
KiUrenäün^VumeiiiunMNmrunz^, von^V.Voigt.
ür»t>:!' !Äu,1. »io?.i«, X, i'l. I>f»u.
<3c»Ms, I,»' I?»n«t. TiÄHnction initriqni! Mi'
Loo!^,'« ?iÄ>!e«. ,^vor le toxte o^iginai ün
reg»n! et !e ixirtr^it <iu o«e!e et <!u tr»<!ue-
teur. lHi,«»nne, 15. Ll>n>>l,. IÄii,<, ?. Oilen-
soi-ll.

<3««tt«, li., 8ineen nn<i 8«gen. I^ie,Ier un,I (,«-
Mnsse. V^on^ilH-vlezseu, il. Ui'i^ier.
<3xp> ^liluiein Lvl». ,Vutori8, V>>>>er». ». Ä.
l'm„2ö8. Leriin, Nidlin^r. Uure»n,
H»ll^<i, U., l^u8t un>! ?rometlleu8. Line vielitunz,
Vieu, ,v. «Hi-tlebeii.
NHUi»Il<lli, Niu»i<t, ^Vuz inelnem Ix'den. 2»ei
ülixie. l^eriin, ^ilgemeinei Verein !llr
Deut««!: I^itt«iÄtui-.
Ne«»I«i, V., V,^<i »He« um liie I^i,l»>. ^>,l-
«eieiinnnßen eine« rlillniogen. Nerli», b.
?ollt»ne <i Q>.
Msib«»», <-., Lei ü»IKun. vre! ^ete. lülnüi^
<!t»eü. ^u»g!>be von «, zloreen^te!,,. !>i,^iss.
^V. si-Ie<!i1oi!.
H»r«>?, L,. ,vu« nitei' !>'>«««„ I^^niien, I^!<"jel
eine« !'n«Uit«n, Uio«8enimln, U»umeit ^
Ilonsse.
H»»»«-^».!!«^?, ü, v,, üo,en, Line 8»mm<'r-
)Iit «>!>il, .X>>dil<!gn, u, einer 8i>e«mIKi,>te
X!„e,',!< mit<!en,'lu^le»/<>n,>en IHn^eiA. llwÄ,ien
unä I^eii'üi^ c', Lel^ne,',
^«v<i«n, ^ugu8t von, ^urv nn6 Hmi3tl>u8»t,'i-
iungeu, ^e>»iÄtl»b>lsncii »nz <Ier ^veutzeiun
ltevue", L>!liin, ^V, ?, Soutane ^ Lo,
Hi«8in»c>li, >>', >V,, I)i,> l'iÄienliÄge un,I <ie>' ge-
t>>nt«,'I,e livei^, von l). ^»eodi. Keu«leä,
H. 8ebn>,i>,
Nolllullnii, il,, VVKier >len Knltiilütei,, i?u»»m,
» «i»He, Uerlin, 0e!,i-, ?mtel.
Urlltlnoll, ^, lii,, Irene, i''in I'riiiiiinßzti^uin in
»elit Neziin^'n, !1»!Ie, ^. .^, iv^emerer >i- c«.
Illll «^U»»» Dt«Il! I^e<!e> un<! <!e<!ie!,t»', z:e-
L»!nn,e!t von Xnu» 8ei,«»de>8. ^wollte. Millü-
i!e!> neniieuriieitete .Vnüaze von 8iegli-!eä
AoltKe-Iluimi»»!,)!it >'i„e,n i>'llli,en<!ruelc uu<!
ü»i,i>eiene« .v!>i>ii,w«,;en, I>ei,>L>L, i'eniin»,»!
»ll-t «: 8olin.
^«n»»n, ^V„ Die ür!,,n v,,n Ii,'!m«t«,!t. I?um,m,
NreZÄen, Ver!l>,^ ,!e« !'nivei,«inm, .^, It^nzeiii!,!,
.loilin, .',, vuren 8ü<!'.Vn,er!Ii(,, «ei«e- un,!
eultmInM, UMIer, lÄ^ter Ii»n<!, vie?»,«,„-
I>iin,ier, .vutori«, lieber«, von U, v, pex«i,I,
Lerlin, 8, ci!N>nb»eu.
X«U«l-, 0,, U»ü I^eden >>e8 zleere«, Äit ilw,<n,
I.!esF, «-1U, I.eil'?.!^, 's, 0, Geißel« Xlleiis,
Xliollb^oli, >V., De» 8<>„,,enre!('!,e» l',,tei^ilng.
Lin Onil,,r,imm» in !t!n! VullUssen, I)re«zen,
l^. I^ier»>».
Dl« XilUIc, Vueiien^c!,!»! lle« öffentl!e!,en
lieben«, Ilerlm^, '"» ^, 8e!,ne!<it, I, ^nwü.
«r. IU, «erlin, ti, 8m,m,
I,»»^«, I,, 'li>or,Vi,I,i^,>,!^ v,>r«tel!ui« äe» zi,n-
,«e!>en. In'» Ueut«e!>e M,er!rn5en von)I.
)I,l„n, Mt « Voilbiiäi^rn n, ,(i ?exti!Iu,tr«'
tionen, Leilin, li, 8iemen«,
I.ln<i«ul«iU, ?,, Nerün in ^Vnrt n,i>! Uii.i, ziit
i!N Iin,^tr, ü>,Ii,,. i>'er,i, Oi!illml,rz Ver!»!;ü-
Illlilioliu, I^„ I>«5 üneii,ier I^r^neu. 2eitp8.ve>!o-
ioÄ^e!,« ?,>,-»!«!!>!, ^!it l! .Vntotv,,ieu n»eu
I'iiotUMÄpiiien, l°i,r!8 n, Leipzig, ^, iHNssen.

H«llitil^, 8,, „Xiei,t,<^, IleimicMn^e, Il«rli>,,
Iin«en!,»um ^ U»rt.
H»iwin, ?,, pezzlini^tiüciie Le<tiol>te. I>eii«!lg,
V, I-'ri,',Iiil'>>,
H«v«i'» Xoilvei'»»U<>n»'I««»Uicni. I^i» >»e!>-
<?iin?.I!e>i neu!>e»r!>eitete ^uli^ge, Äit »nee-
Mi,r IN,M.,i>i>II,!u„Mn im lext umi «ns!>5«
lAKiertHlein, X^irten un,i I'üinen, 8!e!>ent, r
Nl,n,i, ünin VI« slr,>^iio>,i,t». I»,«il; uwl
^Vie», Libllngr^iiin^e!»» Institut,
Iliz'T«, (),, I^>« (ie!,einn,l8« ,!er der!l!,mten iwile-
ni»ei,en üelßenbnner «r^ünset un,i erKIiirt,
riÄniilnrt «, i«,, <!e!,i, 8t«u<!t,
Hittlisürln^sil H«! l)c>iii«illil«'<3«««U»oli»et.
Xveiter ^»InH, Kovdr, u, vee,mi>er IMI,
I.eipxi,:, ll. Voilitlüenlier.
III, L»,!l>, 9, u, !0, «elt. lXuvdr.—Needr.
I8!»l,1 I^eiplig, It, Vuisst>,>en>!er.
H<l»«>, .V,, Nie Köl'neriieiie LiÄeiiunlKier ^Nsseni,
I'edei«, von ^««»mm «liinxer, I!»mbur8. 1^.
Illlll«!', L, ,1^ >V'lliter, LrieKni^e und Xd«n-
teuer eine» ^unße,, i)eutüe!,en in ^o,i>eMn.
»!t 50 IIIu»tr, I^«Ii«iss, »,„i rmniiturt ll, >I.
Xe88elrii>8'8e!>e ttol!>!,.

Ifi«t»»ol>«» ^Veili«, L>«t« ^blbeliuuz. VIII.Zd,
Der l'll» W»«ner. <!8l?,«nDilmmerullz. Klet«-
»elie conti» W»ß»er. Nor ^ntlelirlzt. — Ne-
dlebt«. I^ein^ij?, L, N, Kkumaun.
O«lil»!i»lllilü««i, >^>Ielze, liedlebt iullomanüeu
uud Tragödie, De»t8«b von l!. v, I^einburz;.
7, ^ull, I^elMss, 0, ^neob«e>,.
vmptsÄ», Ueorz: l'^ilierr von, I'n8er Ilegiment.
Diu Neit^rbiid. r, lunlene ö!: (.«., Leriln W.
?l«t»<:l>, I^udviss, Lrinneruuzeu «u« den «eeb-
?,i^er ^»breu. Xveiler ÜHnd von ^Wie leb
8eliriNHt«IIel ge«orde» bin." Lerllu, l. kou-
!»ne H i?u.
?o»<H»l!l^»i, H. v., Die ^ngprneben de« !?lir«ten
«wumleli I«8-18!>4, Mt dem lilldn!«« de«
^ni^teu. 2vuite ^u!I, 8tutt8«rt, Deut«ebe
Verlnss« ,^u«t»It„
?üt«I, ü., 8tlidtme»«eben, IN, Wiener Flilüücn-
bueb. Wien, N, «»!,>.
?r«vo»t, u,, l'uri.^erlnne». Hutorizlrte Heber-
«et«unz ». d, lrllu?.i>«i«e!>ell von H, I<, 1^»,^«.
>. Q>NM„.
?iin«lu>ii», W,, Von beiden I'lern ,le« Htlantle.
l!ine euiil!«eb»mer»c»n. HutlioluLie. Unlie,
0, Ueudei.
I'uHoi', U., 1r>z;!!,!ie. <!e<!iel>te, Keb«t einem
^n!»m<;^ I^u>,v l'r.vn», dr»uü>ti«ebe« 8!!wll i»
einem Hot von lleinrieb I'udor, zilinelien,
U. ?udur.
— Hube 8ebuie de» 8inne„!ebeu!'. Dieter ^Iwil I
11<>r New!!!«', Uerueii,«- lIe^eimutell!, 3i»n,
«uneben, II. ^uclor.
»»»li, U., W„i,rbeit und Die!,tun^ !„ ?nt?,
lieutei',< Werken, I'rbii,ier bekunuter Ileuter-
(.le«tl>Itell, Hlit?ortr„ 8!li?,l,>,i, ^n»ieiitenele.
WiZinur, Uin«wr!l'«ei,e Ilulbb,
Il»!H«»ll, ^ Vl!N, liiU«tr»tiuU8 de «»xim,
Lu>on, Denxleme Million. ?nri8, I^»u!
Oiiendorll.
It«eo«u, c>«tcleut»«Il«. lüiitler «»l ?ördernnss
der Uuinnnltüt. III, ^uiirss, Xi. !i2, Xöniß«-
!>«I3, lliÄUn u. Weber,
»«teil, H,, Nru»«e >„,<I kleine Weit, <üe!«t n„<I
«ediein. HbimndiunMn, I!ruei,«tüeiie und (^-
l!»n><en. Nc^IW, ^1. Lrlüünül,
N«iet^o1<l, X,, v»8 ei«tl' ^»nr <!r« ^iclmuiinlei''
li^Kl« nn >wn ziil!l>«l!n>!l>n, XinII»>n>n<; l,
,!, (!<>,>«'>!. d, XUn»l<., All I!» In^In, U«!l!n,
N, LIrm,<,
A«in, ^'., l)nrv!c!oi>li<!I,<o!!«« I^»n>I!»i<?!> >!>>I I'iidll-
zussüi, Iii-8!er l!ni«!, lunN« I^icll'N!uz, iHnzou-
»,!««, U, Iiev<>>- <^ 8Ä»n.
««!»l,««<1l, (',, «>,!->.'!!»^,!!l' ?nil>ie, ziit 18 rowi',
IjII,w!n. IU. H»!I»«<', Iluindui'ss, Velloss« Hn-
8t»U vorm. ^, i'. Ili^I,!, i,
Il<,»«ni>Illtl«i, I>ie<Ier un<! 8pi'Uc!« <!«« Vu»i8'
lÄng,^ nnä Impluvizulni-!! .^«im-^^!^ l>Uc
!>»u»>^e. Oem K»!UtU>ll!«e!u'N nnoli^Iolilct

von L. LcKuIüe 8m!l!l. I^wli,;, 8onml<!l ^
Il,<)«i»«i, 1^,, V«H neue VuNmz«I>u<:!i. Diuc i^iene
^Uljvulil eni«l«i' un<I IiolUüvr DecIlunllUon»-
«tUcKe mit NiiBunI-I^itliizen von Ol. Hä.
Ureeuur, H,I» L!irl8l«n, ^. ^, I>»viH, I<>ni. Uro»»,
I^lll UnNnlr, r<-I<ü «l»«WI, liodert I>un>, Nr.
>'. Ii»HIer, ^u!iu8 von >wi' ?n»m, ^wi, Nr»I
^'wlienbui^, ^oll ^VI!!„ÄN<!t u. H. Vlen
>. U»ltleb«u.
RUMs, 0., De, «I5t« 8tn>u38. LIn I^IeHelKnel!
(!w88euIuUn, tlnumert ^ lion^e,
»Att«n»u,«i, U., 2e!t!L«8 un>I 8tle!tl8«8. üin
Illter. 8lliüÄNdur>!. Ueldelderz, (3, >V>i»8.
VcliUuUilui, I>. v., (leberden ,!er Uebe, 2«e!
Hoveüen, Wien, U. 8üe!iü»Iii,
LoiiuItH, H., X!l80N!e!ne Ue8e>!!e!!le >ier büdensen
KllNZte, N. lirnte^ebe Verlo^^bueliblndiunz
8epl»»t-coutu (AUIIer (irote ö^ ü»uwzilrl«!!.
Lodulii»»»». .<!^ ümmH Ijüemeben, I^eipÄL,
.vbe! ^ AUIIer.
l3ol»v»l»^opt, N,, Lebllmme C,e8e!!!e!iten. prei-
lioblbiiilel »U8 der ljUbnen»e!t, Dresden,
ll. «luden.
8«liil-<3e«>i<ll, C, Die N«de!l>,n8t. üin I>brbu<:b
ltlr jedermann, vrezden. l'oniHd >Vei8lie'»
Ijueblmndlnnz: <Le»r« Zolimidt),
8b»,t-^Itn»ln. 2»öil Un«!n»!'^:iel»iunzen von
Otto Hnäre«. «lt L>l:!>t»nLen von Nienard
Lelimidt-lÄbnnu;, I^eipllß, ^. ^. We!>er,
giull«», 8., rNielit. ventüdi von r. vobbert.
U»»e, 6. Nendei.
8pl«Uuur«l», ^>„ 8tum,ne de» Himmel«, Numnn
in vier LUcn«in. Xvel Liinde. Ivelpxl!;, I.,
8t»»el>m»nn,
3t»eli«, 1^, L,?,iili!ui,zen ». d. newülen Ne^rbiebte
,l»,b—I«»«). U. .Vuli. Ueleim« I. Oidenburz,',
«!. 8l»iiluss.
8t«ri>, Unxriee Ileinbold von, Voller Vendrien
Ilomnn »u« der Ue8«u«»rt, l, lÄnd. 2U,-lob
und I»ML, Verllu; von ^8tern« lltternr>8ebem
üulleUn der 8e,bveil^.
8^l»i, U. v. Die Leßillndunß de« veut«el,en
NeiebeL duieb Vübelm I. 8eel>zter U»u<l.
1,--«. ^ull. ziüuelieu, K, Oldenbourz.
Le^n^l», L,, rritb^ol88»8e. veber«. von (,. von
Ix'lnl,«!^. I5>. Huli, I^eipllß, «.'. ^»eobzen,
LU«a«n, 0,, Im ünnne der I^eidenzebült. Novellen,
L<'ill,>, Nonz ^ 0>,
V««»«, ^., ^lei«!er.^ntiler'« wunderbar« Hben-
teuer, .Vulori«. ^uxss, 6>ve! üiinde. Wien,
H. llüNIel^en.
Viel« »nlüli. rr., pnlüi, knri«, Edition d»
„Aereure de r'rnn««."
VlU^n«»^, H. v., V«,<lli>rt, verlassen, verloren.
ziudenie Kovelle, Neriln, Libilo^r. Lure»u,
VöiiwuoHitv,«,, Hu»««» Kldte «ediebte. I)eut«e>i
von ?, I!oil!„»,m, Alt ^»ei l!l!dni«8en
dc8 viebtei«. Wien, H, Unrtieben,
V^»U»,<», 1^,, L»n Kur, ül»e Li?.i!!>!unß »u« der
2eil Q,ri8t> IlluLtr, ?! „l i,wu^n!>e, «tuttMrt,
veuwelie Verl«8» ^n«!»!t,

c!»il ^««1«i« »«cllolit«, IIeruu,<Lesse!>,>u von
Otto Uildeiueister, !»!! Xorl Weniel8 l>nrtr,
lierün l. I'u»!»ne H,' !'o.
Vs«tt«, «., WlduKI,!,!. I)r»wll In lunl HulüUee»,
Xiiln, Iiimb»ei, ^c I^iebt.
V^uUl, lr., Vau UlUeli. Nu 8n»8 von der I)u»n».
I^eiuüll;, 0 lluull'.
Wolter», W., Leliebl »erden, üumlui. Dresden,
1^ ?ier«uu.
^V«Iic«»l>, l?lll»t von, Daniel» Weert. 8eb»u-
8plel In vier Heten, Leriln, W. I-'. r»nt»ne
öi <^o,
^Vi«<!», rllr8t lriedrieli, Dntner>l! Dnlm» in
vier >ulluzen. I^eiu?,!^, W, I>'i iedilel».
2«i»»b«i'S, U, Ilitter v., ürülielüUL «lrl vo»
0«8terre!e!>. Nn I>ebe»8b»d, Im Huttrllee
8eln«r 88lme, der Herren l5r«>,er?.u^e Hibrecut
und Wilbelm ver!»5«t. k!r»t«r l!«n<I, 1. u, 2,
«Kilte, Wlen, W, Nrnumliller,
2«lt«lI«lN lllr Uvunotwmu». ^»lir^. ll. Oetober
l««. Uett l.'Uerlin, U. Urlex«!-.
» » ' übrio»« 8eb»m! iloderner -Littenronulll
Lerlln, L!bllo?r. Lure»u.
Redigiit nnlei v«lln!io«r!l!chle!! l>e» tz«i»n»g«!>«l».
5chl»filche V»chdr»<leiei, «»nft. und vn!«g,>Anfti>ll v. S. 3ch«NI»en!>ei, Vi»!»»,
Unl»»ch>l«>t»r Nochdnxt »u» !>»m Inhal» l>!lser Jelllchrlft nn!«rs»gl. U»d»il«>»n»«ech> »»ll,«l!«»l!i.

^. 1895«. 5l-i3Ck6 k'ÜlWlIF. 1895«.
^ ^

5'
/>

laßliober Ver82lls MMMNiiiiii2M
lflii«! . . 58«« e
llilldl«!» . <» °
Unllim». . <?^ »
l,!«ck»i!«-«l»,M »
l»i«rl>nii». 2V l >

llUNtL
8pl>ull«! 8»Il
uncl
lo>>3t2l!l»ilt.
X^Nl.8N^ll^N
8psUlle! 8«>f».
X^Nl.8L^ncN
8pi'Ul<elp2«ti!len
?
^ ^
lsll!l!l!!!i!!lll!>l!l!<!!!l!!l!!!!!!!!llll!l!'!!!!!!!!ll!!llj!!.!!!j!!<!!!!!!l!l!lllll>!!!I!I!llIIl!'ll!!M^

l.ödel 8el,oUlänä6>-, Xal-l8d2ll i/Lünmvn
U«bor8sol8«:li« Nsstüt8 in lion y^össten 8tä«lt«n all«!' Vslttnoilo
^

"MIÂ» ^DI^I RLI8 ILMKM."
i
IHK ^?0I.1M^I3 c0N?^M,
/<2^/<"//c)^// ^//^^<?i7/c^ t/<"55e/<56//."
IU5 I!K/!^8, 20. ^>M///Ã¶^ 1890. ^

Februar l.895.

Inhalt.

I^lerzn ein Portrait: Konrad lüelmann.
Radirung von Johann lindner in München.

,N»eb und sld' «schein! am Anfang jede, Mona!» !n Neflen mi> je einer Il»nNl>eIl»g»,
^— pre!» pro <l)»ar!»I ll Yer!») » Mail. —^—
All, Vochhanoloogen »nd postanstallen ««lim»» jederzeit Veft«ll»ng»n »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von ^Mard und Süd" be,
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die "^^
Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.
öiebenhufenerstr. 2/3.

Beilage zu diesem hefte
XON
«»«»« V. W. <fa»w«>! In München, (Ker «nnstwar»)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

Faul tindau.

I.XXII. Vand. — Februar W5. — Heft 2^5.

Wre^Iau
3chlesische Vuchdruckerei, Kunst» und veilagz»Anftalt
v. 2. Zchottlllende».

Hagar.

Novelle

von

Itonrad Lelmgnn.

— Rom. —

inevra hatte wieder den ganzen Abend vergeblich gewartet;
Pompilio kam nicht heim. Sie wußte, daß er jetzt in der
^steria „Stella ck'oro" saß und daß der bastumflochtene, breit-
bauchige Fiasco, der vor ihm in einem Eisengestell schaukelte, leerer und
leerer wurde, daß er immer häufiger mit der »nächtigen Faust auf den
Tisch schlug, daß seine Worte immer rechthaberischer, seine Stimme immer
heiserer wurde, und daß er selber an dem Allen doch keine rechte Freude
hatte. Sie wußte auch, warum das so war und daß es niemals anders,
vielmehr aller Voraussicht nach allmählich immer schlimmer und schlimmer
werden würde, — außer wenn Etwas geschah, was ein Wuuder gewesen
wäre.

Und daß dies Wunder geschehen möge, darum betete Gineura Fanti
Tag für Tag, — feit Monaten, seit einem Jahr, sie wußte es selbst kaum
mehr, wie lange. Sie betete darum mit einer Inbrunst, die ihr Denken,
Wollen und Empfinden so ganz in Anspruch nahm, daß sie darüber hinaus
kaum mehr etwas Anderes wußte. Mit diesem Gebet auf den Lippen
wachte sie des Morgens auf, und während sie es vor sich hinmurmelte,
weinte sie sich Nachts in den Schlaf. Sie rang mit Gott nnd mit der
heiligen Jungfrau um dies Eine. Sie rutfchte sich die Kniee wund vor
den Muttergottesbildern, wo sie immer sie antraf, in der Kirche, an den
Nergwegen, in den Häufern. Sie ging niemals irgendwo an einem vor-
über, ohne ihr Gebet zu ihm emporzuschicken, immer das gleiche, nnd
immer in dem nämlichen, dringenden Begehren. Ihre Augen, ihre Lippen,
ihre Hände, — Alles flehte darum zur selben Zeit, bald stürmisch, fast

rechthaberisch, bald zerknirscht und voller Demuth. So viele Wunder ge-
schahen, größere, unerwartetere, unglaublichere. Nicht nur die Priester
sagten es, Ginevra sah es selbst, hörte es von Denen, welchen sie wider-
fahren waren. Warum ward ibr allein nicht Erhörung? Was sie forderte,
war nur das Natürliche, das, was allen andren Weibern zu Theil ward,
auch denen, die nie ein Wort des Flehens darum verloren hatten, ja, sogar
denen, die gern davon befreit geblieben wären, die in ihrer Arinuth und
in ihren« Elend den himmlischen Segen verwünschten. War das gerecht?
War es gnädig? Weshalb nicht ihr von dem Reichthum abgeben, um den
es Jenen gar nicht zu thun war? Ihr, die soviel gebetet hatte, die soviel
fromme Gelübde gethcm hatte für den Fall, daß sie erhört wurde? Warum
wurde gerade ihr versagt, woran Andere, Schlechtere, Gottlosere Ueberfluß
hatten; und keine Andere bedurfte der natürlichen Segnung doch, wie sie,
für Keine hing foviel davon ab, wie für sie, bei der alles Glück des Lebens
hier auf dem Spiele stand?

Manchmal kamen Ginevra wilde, furchtbare, sündige Gedanken in ilirer
Verzweiflung. Wenn sie wieder einmal hörte, wie in einen« anderen Hause
des Ortes der Segen eingekehrt war, während bei ihr selber noch immer
keine Hoffnungen sich regten, stieg eine heiße, sinnlose Empörung in ihr auf.
Sie fragte sich dann, ob es denn auch wirklich eine Gottheit geben könne,
wo es so ungerecht zuging, ob nicht Alles blos ein blinder Zufall sei und
alle ihre Gebete deshalb nutzlos im Leeren verhallen müßten. Sie konnte
nicht mehr glauben, daß das gewollt sei. Was hatte sie denn begangen,
um so hart gestraft zu werden?

Dann aber zerraufte sie sich wieder ihr schönes, !blauschwarzes Haar,
schlug sich' die Brust und ließ die Kugeln des Rosenkranzes eifriger, als je,
durch ihre Finger gleiten, während ihre Angen von Dhränen fast blind
wurden. Ihre ewigen Zweifel waren es wohl gerade, welche die himmlische
Jungfrau erbitterten und erzürnten. Sie mußte Geduld lernen und aus-
harren in Hoffnung und Gebet. Aber konnte man denn mehr beten, als sie?
Und wie lange sollte sie warten? Die Iugendblüthe welkte rasch unter der
heißen Sonne hier oben auf deu Bergen, und wenn Pompilio erst kein
Verlangen mehr nach ihr trug, war die Aussicht geschwunden, daß es je in
ihrem Hause hell und friedlich wurde.

Was hatte sie nicht schon Alles gethan, wen nicht Alles um Nath ge-
fragt, um nur zu ihrem Ziel zu kommen! Noch außer ihren Gebeten nnd
frommen Uebungen. Es gab kein geheimes Sympathiemittel, das ne nicht
angewandt hätte, obgleich sie im Grunde selber nicht an so Etwas glaubte,
sogar darüber lachte. Sie hatte sich „besprechen" lassen, — noch dazu von
der alten Enrichetta, die sie für eine ausgemachte Here hielt und bei deren
bloßein Anblick es sie jedesmal überlief. Sie war zur wunderthätigen Ma-
donna del Monte gewallfahrt, die fchon so Manche vom Fluche der Unfrucht-
barkeit erlöst hatte, und sie hatte sich im Felsenkloster von Subiaco eine von

den heiligen Rosen des San Francesco erbettelt, um sie zu trocknen und, als Pulver zerrieben, zu sich zu uehmen, — ein untrügliches Mittel, wie man ihr gesagt hatte. Aber geholfen hatte ihr das Alles Nichts. Allmählich wußte man in ganz Eivitella Bescheid um Ginevra Fantis Herzenskummer. Wahrscheinlich hätte man sogar seinen Spott mit ihr getrieben, wenn sie nicht das Weib Pompilio Fantis, des Sindaco, gewesen wäre. So mochte nian wohl im Geheimen schadenfroh sticheln, aber offen wagte sich Keiner an sie. Nur daß sie sich selber eben als gezeichnet vorkam und die Augen kaum aufschlagen mochte, wenn sie durch die Gassen des Bergstädtchens schritt, wo auf den steinernen Hausschwellen überall die halbnackten Kinder spielend und lärmend kauerten.
Und wenn es nur eine Laune von Pomvilio Fanti gewesen wäre, daß er ein Kind haben wollte! Es war aber weit mehr, als das. Wie eine Schande, wie ein Brandmal trug er's, daß es ihm versagt wurde. Es war eine Last, die so schwer auf seineu Schultern wuchtete, daß er darunter zusammenzubrechen drohte. Er, der Reiche, der Stolze! Der kraftvollste und angesehenste Mann in ganz Ciuitella, nach dem die Weiber sich die Augen ausgesehn hatten und vor dem Jeder ehrerbietig den Hut zog, — und konnte nicht einmal haben, was jeder Bettler vor der Kirchenthür sein nannte! Dazu hatten die Fantis in Eivitella gehaust, solange man überhaupt denken konnte. Immer waren sie hier die erste Familie des Ortes gewesen, und daß in Eivitella ein Anderer sollte zum Sindaco gewählt werden können, als ein Fanti, wäre Niemandem je in den Sinn gekommen. Pomvilio Fanti aber war der Einzige seines Stamme?. Und nun keinen Sohn zu haben, auf den er sein Hab und Gut, seinen Namen und seine Würde — Alles zugleich — hätte vererben können! Er, der sich so fest in diesen Gedanken eingelebt hatte, daß ihm die Möglichkeit, er, Pompilio Fanti, könne kinderlos bleiben, überhaupt noch nimmer vor Augen getreten war.
Und nun empfand er's als eine Strafe. Warum hatte er auch Eine ium Weibe genommen, die von außerhalb stammte, — eine Fremde? Es war sicherlich das erste Mal gewesen, daß ein Fanti Eine geheirathet hatte, die nicht in Eivitella daheim war. Und abgerathen hatten sie ihm ja auch Alle, Gevattern und Freunde, so viele ihrer waren; nur daß ihn das erst recht in seinem Trotz und Eigenwillen bestärkt hatte. Denn ihm hatte man Nichts 'zu sagen, er wußte schon selbst, was er zu thun und zu lassen hatte.
Und Ginevra Eorneto war schön. In Eivitella war keine Schönere, als sie. Ueberdies nahm er sie Einein weg, dem die Eltern sie schon bestimmt hatten, und- das reizte ihn. Dem Sindaco von Eivitella versagte Keiner seine Tochter, auch nicht in Santo Stefano. Und Ginevra selber hatte er gewonnen, kaum daß er sich ihr genähert hatte, wie Alle. Er erinnerte sich ganz wohl, daß ihm angesichts ihrer bei aller Schlankheit doch üppigen Gestalt der Gedanke gekommen war, wie schöne, wohlgebildete Kinder er von ihr haben würde. Und in diesen: Gedanken hatte er sie zum Weibe

genommen. Nun konnten sie in Civitella die Achseln zucken: das kam da-
von, daß er Eine aus Sauto Stefano heimgeführt hatte! Das Blut von
Civitella mischt sich nicht mit dem von Santo Stefano.
Pompilio Fanti aber trug seine Enttäuschung, seinen Schmerz und
seinen Groll in die Osteria „8tsl1a ä'oro". Früher hatte man ihn nur
Sonntags und nur für kurze Zeit dort gesehen, er hatte es uuter seiner
Würde gehalten, sich zwischen die Anderen zu mischen, und er hatte auch
keine Freude daran. Jetzt trank er viel und redete viel. Er wollte sich
übertäuben, er wollte Etwas in sich zum Schweigen bringen. Und vor
allen Dingen hielt er's zu Hause nicht aus. Es kam ihm zu öde dort vor.
Obgleich er noch nie ein Kind dort hatte umhertollen sehen, war's ihm doch
immer, als fehle Etwas da, und es sei leer und einsam und schnüre ihn
kalt an. Und dann gefiel ihm auch Ginevras Gesichtsausdruck uicht. Es
lag soviel Sorge und Kummer, wenn nicht gar versteckte Anklage, darin
ausgeprägt. Er aber wollte uur helle und freudige Gesichter um sich sehen.
Wozu sich immer und immer an das Eine erinnern lassen, das doch wahr-
lich ohnehin klar und scharf genug vor seiner Seele stand?
Wenn er dann heimkam, spät, mit erhitztem Vlut, mit sich selber un-
zufrieden, manchmal — in letzter Zeit immer häufiger — wankend, er, der
noch Jeden hatte unter den Tisch trinken tonnen, ohne die Klarheit seines
Blickes und die Sicherheit seiner Hand einzubüßen, auch darin stärker, als
jeder Andere, und sie dann seiner harrend fand, mit großen, forfchenden,
entsetzten Augen, die Hände gerungen, wie in stummer Qual, demüthig uck
vor ihm beugend: da fielen oft wilde, häßliche, furchtbare Worte uou seinen
Lippen. Und doch wartete sie immer auf ihn. Sie wußte ja, daß sie
keine Stunde Schlaf finden würde, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben.
In seinen Blicken las sie immer die gleiche, hoffnungsvolle Frage; Pompilio
Fanti wollte, konnte nicht glauben, daß sie für immer verneint werden sollte,
diese Frage, von der für ihn alles Glück seines Lebens abhing. Und er
begriff nicht, wie Ginevra es ertrug, wie sie es wagte, sich dieser Frage
auszusetzen, ohne sie endlich bejahen zu können, — wieder und immer wieder.
Es brachte ihn vollends zur Raserei, sie scheinbar so gleichmüthig, so un-
empfindlich zu sehen, wo in ihm selber Alles kochte, wo der nagende
Kummer seines Daseins alles Gewaltsame und alles Schreckliche in den
Tiefen feiner Seele aufwühlte.
Als er sie heute abermals so fand, kam es wie ein Wnthschrei von
seinen Lippe». Wollte dies Weib ihn cmch noch höhnen zu allem Uebrigen?
Er wäre am liebsten ans sie losgesprungen, um sie zu erdrosseln. Er winkte
ihr zn gehen. „Weg! Weg!" Nicht einmal mehr sehen wollte er sie, um
sich nicht an ihr zu vergreifen.
Und sie wich langsam vor ihm zurück, Schritt für Schritt, bis sie
ihre Kammer erreicht hatte. Dort sank sie auf dem Boden zusammen. Sie
schlug die beiden Hände vor das zuckende Gesicht, ihr Leib erbebte wie in«

Krampf. Soweit also war es schon gekommen! Sie fürchtete sich vor ihm. Und ihm selber schauderte vor ihr, wie vor Einer, ans der ein Fluch ruhte, — wie vor einer Verworfenen. Und kein Gott, der sie erhörte, kein Gott, der sie rettete!

Während sie so in stummer Qual rang, horchte sie nach Pompilios Kammer hinüber. Sie hörte ihn auf seiner Lagerstatt stöhnen, wie in Schmerzen, und sich ruhelos umherwälzen, weil er keinen Schlaf fand, — so wenig, wie sie selber. Was sollte aus dem Allen werden? Was kommen mußte, früher oder später, war Elend, Verderben, Schmach, — was sonst? Pompilio würde sie zu hassen beginnen, er würde sich anderen Weibern nähern, er würde sie verstoßen. Wenn seine Ehe mit ihr nicht ein unlösliches Sacrament wäre, er hätte sie längst aus seinein Hause getrieben. Und nun würde er schlecht werden, und die Leute in Eivitella würden mit Fingern auf sie weisen, und alle Welt würde wissen, daß sie betrogen wurde, und alle Welt würde es ihr gönnen, weil sie sich hier eingedrängt hatte, wohin sie nicht gehörte. Welch' ein schadenfrohes Kichern es erst geben würde, wo man schon jetzt hinter ihr her wisperte und tuschelte! Sie sah schon alle diese spöttischen Mienen vor sich, sie fing schon alle diese grausamen Stichelreden auf. Wie hatte man sie beneidet! Und nun würde man ihr die Brocken eines heuchlerischen, tüdtlich verwundenden Erbarmens zuwerfen. Und wie getreulich sie ihr Alles berichten würden, die guten Freunde, die man im Unglück so ungesucht findet, — Alles, was Pompilio trieb, mit welcher er es hielt und wie weit er sich vergaß! Im Dunklen würde man sie nicht tappen lassen, davor war keine Gefahr. Wehe ihr aber, wenn sie das Geringste von ihren Empfindungen dann verrieth oder gar Pompilio Vorwürfe machte! Was er ihr Alles da entgegenfchleudern würde: daß nur sie ihn zu dieser Schande gebracht, das; er nur ihr dieses Lasterleben verdankte, das ihm keinerlei Befriedigung bot und vor dein ihm felber fogar ekelte! Das und Anderes, noch Schlimmeres. Und kein Ausweg! Kein Ausweg!

Ginevra hatte, während das Alles in ihr gährte, mechanifch ihre Kleider abgeworfen und ihr Lager aufgesucht. Sie wunderte sich selber, als sie sich in ihren Kissen fand. Was wollte sie hier? Schlafen konnte sie ja doch nicht. Das Licht brannte noch immer auf dem Schemel neben ihrem Bett, obgleich draußen das erste Tageslicht bald grauen mußte. Sie stand auf, schlich mit nackten Füßen über den Steinboden bis an den Wandschrank, nahm die heilige Schrift aus dem oberen Gefach desselben, einen dicken, schwarzen Band mit verblichenem Goldschnitt, und legte sich wieder in die Kissen zurück. Halb aufrecht, den Kopf mit den gelösten Haaren in die Anne gestützt, kauerte sie nun über dem Buche, in dessen Seiten ihre brennenden Augen sich vergruben. Hatte ihr Vater seinen Töchtern doch den hierorts seltenen Lurus vergönnt, sie lesen und schreiben lernen zu lassen. Von nebenan scholl das tiefe, gleichmäßige Athemholen

des endlich in Schlaf gesunkenen Mannes. Sonst war geheimnißvolle Stille in der Runde.

Seite auf Seite wurde durchblättert. Immer weiter sank der Kopf Gineura Fcmtis vornüber, immer unruhiger, heißer, begehrlicher suchten ihre Augen. Wie oft hatte sie hier schon Trost und Hilfe zu finden gehofft! Und immer umsonst, immer umsonst. Die fieberhaft zitternden Finger der jungen Frau schlugen immer rascher die Blätter um — Nichts — Nichts — Nichts. Sie wollte das Buch schon schließen, als ihr einfiel, daß sie bisher immer nur im Neuen Testament gelesen hatte. Weshalb versuchte sie es nicht einmal im Alten?

Sie that es jetzt. Seit ihrer Kinderzeit waren ihr die biblischen Geschichten fremd geworden, nur noch verblaßte Erinnerungen lebten in ihr, die keine Bedeutung mehr für sie hatten. Jetzt las sie diese Erzählungen wie etwas Fremdes und Neues, mit wachsendem Erstaunen, mit lebhafter, innerer Antheilnahme. Eine ganze Wunderwelt stieg vor ihr auf. Durch eine kleine Weile vergaß sie ganz, weshalb sie zu dem Bnche in ihrer Hand gegriffen hatte. Dann freilich überfiel der Gedanke daran sie um fo machtvoller auf's Neue. Sie war jetzt auf das fechzchnte Lnpitel im ersten Buche Mofe gestoßen und las die Geschichte von Abraham, dein sein Weib Sara kein Kind gebar nnd dein die Letztere um deswillen die Magd Hngar beigesellte. Eine heiße Gluth überrann sie, der ein Frostschauer folgte. Sie zitterte am ganzen Leibe. Das Buch lag immer noch in ihren Händen, aber Ginevra las nicht weiter. Mit starren Augen, wie entgeistert, blickte sie auf die vergilbten Seiten, und das Herz in ihr schlug rasch und wild. >^eder seiner Schläge raunte uud mahnte, — immer das Gleiche, immer das Gleiche. Ihr selbst bangte und graute allmählich davor. Sie wollte es nicht mehr hören; es dröhnte ihr in's Ohr, wild betäubend, es brachte ihr Blut zum Sieden, es riß und zerrte an ihrem Inneren, als wollt' es da Etwas gewaltsam zersprengen. Und sie konnte sich nicht davon befreien, mit aller Anstrengung nicht; — sie lag und lag, wie in einer Erstarrung, wie unter einem Bann.

Der Tag war lange heraufgekommen und das Licht neben Gineuras Lager niedergebrannt, als sie sich endlich mit schmerzenden Gliedern und bleischwerem Kopfe, wie nach einer durchfieberten Nacht, erhob. Nicht eine Stnnde hatte sie geschlafen. Sie schloß die Bibel wieder in ihren Schrank; wie Feuer brannte das Buch ibr in den Händen. Etwas seltsam Geistesabwesendes war in ihren Blicken, etwas Mechanisches in all' ihrem Tlhun. Sie schleppte sich nur mühsam vorwärts, jeder Schritt that ihr weh. Als sie ihr Gesicht im Spiegel gewahrte, erschrak sie selber vor sich. Eine Andere schien ihr daraus eutgegenzustieren. Sie griff sich au die Stirn. Was war denn geschehen in dieser Nacht? Sie wollte nicht mehr daran denken. Ueberhauvt an Nichts mehr wollte sie denken.

Wider seine Gewohnheit war Pompilio schon auf, als sie ging, das

Frühstück in der Küche zu rüsten. Sie hörte ihn drinnen in der Wohn-
stube mit schweren, dröhnenden Schritten auf- und niedergehen. Das that
er immer, wenn er mit wichtigen Entschlüssen rang und in sich uneins war
oder etwas Schweres vorhatte. Ginevra wnrde unruhig. Als sie eintrat,
stand er, ihr den Rücken zukehrend, am Fenster des Gemachs und trommelte
auf die Scheiben. So erwiderte er auch ihren Morgengruß. Als er sich
umwandte, sah sie, daß seine Mienen finster waren und ein unstätes Feuer
in seinen tiefliegenden, herrischen Augen brannte. Seine Mundwinkel
zuckten, er sprach Nichts, als er am Tische ihr gegenüber Platz nahm.
Trotzig hielt er die linke Faust geballt vor sich auf der eichenen Tischplatte,
während er aß und tränt.
Ginevra betrachtete ihn hin und wieder mit einem verstohlenen Vlick,
und das Herz schwoll ihr von heißem Verlangen. Ter große, starke Mann
war ihr nie so schön und begehrenswert!) erschienen, wie heute Morgen.
Und sie war sein Weib. Warum riß er sie nicht an seine Brust? Warum
ließ er sie darben? Wenn er sie doch erdrückt hätte in seinen Armen und
erstickt hätte mit seinen Küssen! Aber ein Weib, das dem Manne keine
Kinder gebiert, büßt seinen Reiz für ihn ein, ilm verlangt nicht mehr nach
ibren Umarmungen; allmählich beginnt ihm sogar davor zu ekeln, denn auf
solchem Weibe ruht ein Fluch, und die Ehe mit solchem war nicht von
Gott gewollt. Ginevra wußte es. Dieser Mann, zu dem sich jeder Bluts-
tropfen in ihr drängte und nach dem jede Fiber in ihr zitterte, fing an,
sie zu hassen, weil ihr Leib verschlossen war!
Plötzlich sagte Pompilio: ,Hch gehe heute für einige Tage nach Rom.
Ich weiß noch nicht, wann ich znrückkomme. Wenn Tu inzwischen nach
Santo Stefano gehen willst, soll es mir recht sein. Oder vielleicht läßt
Tu Eamilla so lange hierher kommen, nm Gesellschaft zu haben. Thu',
wie Du willst."
Er hatte sie nicht angesehen, während er sprach. Eine heiße Blut-
welle war Ginevra in's Antlitz geschlagen, und der Athem stockte ihr plötzlich.
Sie hätte am liebsten laut aufgeschrien vor Schmerz und Verzweiflung.
Nach Rom wollte er! Nun begriff sie Alles. Diese Nacht hatte einen un-
geheuren Entschluß in ihm gereift. Auch er hatte eingesehen, daß es so
nicht weiter gehen könne, daß es ihm Nichts half. Abend für Abend in die
"Tsterie zn gehen, um sich zu betäuben, weil dann am folgenden Morgen die
Nüchternheit um fo greller, um so unerträglicher Alles ihm zeigte, wie es
war. Und deshalb wollte er in Nom jetzt Schritte unternehmen, um die
Losung einer Ehe herbeizuführen, die ihm unnatürlich und unerträglich erschien.
Das war's, das nur könnt' es sein. Und bei seinem Ansehn, seinem Ein-
fluß und seinen weitreichenden Verbindungen konnte es ihm ja wohl nicht
fehlen. Er würde es durchsetzen, früher oder später. Ein Machtwort des
heiligen Vaters konnte die Ehe für ungiltig erklären. Wenn Pompilio
Fanti Etwas wollte, brachte er es auch fertig. Und inzwischen würde er

sich in Rom nach anderen Weibern Hinsehen, vielleicht sich entschädigen für die
Entbehrungen, die ihm eine widernatürliche Ehe auferlegte. Und er würde
lange, lange nicht mehr heimkommen. Wozu schickte er sie sonst nach Santo
Stefano? Weshalb war er sonst darauf bedacht, daß sie Gesellschaft hatte?
Sollte sie sich ihm zu Füßen werfen, feine Kniee umklammern nnd ihn
anflehen, daß er sie weiter neben sich dulden solle, — als seine Magd,
als seine Sklavin? Wozu? Er würde sie zurückstoßen, sie würde ihm vollends
durch ihre demüthige Nachgiebigkeit verächtlich werden. Und sie hätte es ja
in Wahrheit auch nie ertragen, eine Ändere neben ihm zu dulden. Eher
sterben, — tausendmal eher sterben!
„Weshalb gehst Du nach Rom?" Nach einer langen Pause kam Nichts
über ihre Lippen, als dies.
„Mußt Du Alles wissen?"
Es geschah ihr recht, daß es herb und ablehnend zurückklang, sie sagte
es sich selbst. Aber es bestätigte ihr auch ihren furchtbaren Argwohn. Er
war aufgestanden und machte Miene, zu gehen. Sie sprach kein Wort mehr,
um ihn zu halten, sie rührte sich garnicht. Starr, die Zähne zusammen-
gepreßt, saß sie da. Vielleicht war es gerade diese Unbeweglichkeit, dieie
scheinbare, trotzige Unempfindlichkeit, was ihn reizte und erbitterte. Unter
der Thür wandte er sich um und, den Kopf halb aufwerfend, fagte er:
„Was soll ich hier? Glaubst Du, es gefiele mir in dem Hause da?"
Die Thür fiel dröhnend hinter ihm in's Schloß. Ginevra regte sich
immer noch nicht. Sie nickte nur vor sich hin. Es war Alles, wie sie es
sich gedacht hatte: er hielt es nicht mehr aus, und er wollte nach Rom,
um frei zu werden, um eine Andere zum Weibe zu nehmen. Eine, auf der
kein Fluch ruhte. Ihre Gedanken flogen zu dem zurück, was sie in dieser
Nacht gelesen hatte. Noch war es Zeit —
Es stieg Etwas heiß nnd betäubend in ihr empor. Secundenlnng
durchwirbelte es ihre Sinne, brachte ihr Vlut zum Sieden, ließ ihr Herz
ungestüm, sinnlos klopfen. Nach Santo Stefano hatte er sie geschickt,
Camilla sollte sie sich zur Gesellschaft vou dort holen. Wenn Camilla bereit
wäre, das Ungeheuerliche für sie zu thu» — Aber uein! nein! Das konnte
ja nicht fein. Das that kein Weib für eine Andere, felbst Camilla that
das nicht. Und sie, Ginevra, gönnte diesen Mann auch keiner Änderen, —
nicht einmal für eine einzige Nacht, nicht einmal für eine einzige Stunde.
Unmöglich! Unmöglich!
Aber was dann? Dann gab es ja keine Rettung mehr. Und dann
mußte sie diesen Mann, ob wollend oder nicht, für immer einer Anderen
gönnen, dann war er ihr verloren für Zeit und Leben. Wenn also sich
Eine entschloß, — wenn Eamilla wirklich das höchste Opfer eines Weibes
ihr zn bringen gewillt war, für ihr Glück, für ihre ganze Zukunft, für ibr
Weiterleben, — würde es Sünde fein? Durfte mau nicht Alles wagen,
wo Alles auf dem Spiel stand? Sünde? Und wenn selbst — Das

schreckte Ginevra nicht mehr. Sie hatte so viel gebetet, gerungen und Ge-
lübde gethan. Warum war sie nicht erhört worden? Warum ließ man ihr
keinen anderen Ausweg, als diesen einen, furchtbaren, vor dem es sie
selber im Innersten durchgrauste? Auch Abrahams Weib hatte ihrem Manne
die Magd Hagar beigesellt, weil ihr Leib verschlossen war und damit die
göttliche Verheißung erfüllt würde, daß er einen Sohn haben solle.
Pompilio durfte freilich Nichts wissen von dem, was geschah. Ginevra
fühlte, daß sie sonst nicht mehr neben ihm hätte hinleben können als sein
Weib. Er mußte die Andere umarmen in dem Glauben, sie sei es, und
wenn der Himmel ihr Flehen dann erhörte, mußte er das Kind, das die
Andere ihm gebären würde, als das Kind Gineuras in seinen Annen
wiegen. Das war ein Betrug, sie wußte es, ein schmählicher Vertrauens-
bruch. Aber durfte es anders sein? Und war das Alles ihr Wille? Ließ
man ihr eine andere Wahl? Wenn Eamilla zustimmte, wenn sie sich bereit
finden ließ — Zu seiner Selbsterhaltung durfte man wohl mehr noch und
Schlimmeres thun, als das. Selbst ein Mord war da gerechtfertigt. Nicht
einmal die irdischen Nichter straften ihn, wenn er in der Nothwehr be-
gangen wurde oder um das eigene Dasein zu retten. Und nun gar das!
Im Grunde hatte das ja Niemanden zu kümmern, als Eamilla und sie.
Denn sein Kind würde es sein —
Ginevra spann den Gedanken weiter und weiter. Sie konnte nicht
mehr davon los. Und wenn ihr auch ein Frostschauer nach dem anderen
dabei über den Leib jagte, wenn sie auch immer wieder vor dem Uner»
hörten zurückschreckte und hundert mahnende, warnende Stimmen in ihr
wach wurden: all' ihr Sinnen und Denken flog doch anf's Neue zu den:
zurück, was in dieser Nacht plötzlich aus den Blättern des heiligen Buches
vor ihr aufgestiegen war, wie eine Offenbarung, wie die Verheißung der
Rettung aus tödtlicher Angst, Noth und Qual. (5s gab nichts Anderes,
es mußte sein. Und nicht umsonst war ihr Ange heut Nacht gerade auf
die Erzählung von Hagar gelenkt worden. Die heilige Jungfrau felber
hatte ihr diesen Weg gewiesen. Es war wahrlich kein dornen loser Weg,
aber er führte zum Ziel und keiner fönst, als er.
Als Ginevra sich endlich von ihrem Platze erhob, auf dem sie ruhelos
vor sich hingebrütet hatte, war es ihr, als ob Tage vergangen seien, seit
sie sich hier niedergesetzt. Soviel hatte sie innerlich erlebt und durchrungen.
Eine dumpfe Schwere lag ihr in allen Gliedern, lastete ihr auf Hirn und
Herzen. Sie schleppte sich hinaus, um irgend Etwas zu thun, um ihre
Hände bei irgend einer Arbeit zu regen. Ihr war Alles so gleichgiltig, so
bedeutungslos. Immer um das Eine nur kreisten ihre Gedanken. Durfte
sie es denn wirklich? Und Eamilla? Würde Eamilla bereit fein?
Ginevra fürchtete sich vor dem Augenblick, wo sie der Schwester sagen sollte,
was sie von ihr erwartete. Wenn Eamilla sie mit Abscheu und Entsetzen
von sich stieß? Wenn sie sich weigerte? Eine Andere, als sie, konnte sie

niemals finden, einer Anderen würde sie sich niemals offenbart haben. Von Camilla hing Alles ab.
Camilla Vergato war Wittwe. GinevraS einzige, mn wenige Jahre ältere Schwester, hatte sie Mntterstelle an ihr vertreten, als Ginevras Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte. Mit sechzehn Jahren hatte der Vater sie an Carlo Vergato, einen wohlhabenden Besitzer von Santo Stefano, verheirathet, der sie nach einem halben Jahre schon als kinderlose Wittwe in günstigen Verhältnissen zurückgelassen hatte. Warum sie dann nicht wieder geheirathet hatte, wußte Niemand. An Bewerbern hatte es ihr nicht gefehlt. Als Pompilio Fanti nach Santo Stefano gekommen war, wohin ihn Geschäfte riefen und im Haufe Luigi Cornetos verkehrte, hatte man eine Zeit lang geglaubt, er würde Camilla Vergato freien, die seit ihrer Wittwenschaft wieder mit dem Vater zusammenwohnte. Dann hatte er sich plötzlich für die jüngere Tochter, die eben üppig heranblühende Ginevra, entschieden und sie heimgeführt.
Camilla hatte von jeher für die jüngere Schwester Alles gethan, was diese von ihr verlangte. Ginevra konnte sich nicht entsinnen, das; ihr etwas abgeschlagen worden sei. Nur mit nach Civitella überzusiedeln, hatte Camilla sich geweigert, als Ginevra Pompilio Fantis Weib geworden war und sich von der Schwester nur ungern getrennt hatte. Damals aber hatte der Vater noch gelebt, und seit er todt war, konnte Camilla ihre unbewachte Habe nicht im Stiche lassen. Für die Leute von Santo Stefano bedeutete eiue Uebersiedlung nach Civitella ohnehin so viel, wie ein Auszug in die Fremde. Ginevra hatte spater garnicht mehr daran gedacht, daß Camilla in ihre nene Heimat kommen solle. Sie wunderte sich nur, wie alle Anderen, darüber, daß Camilla nicht wieder heirathete. Würde Camilla jetzt ihr dies höchste Opfer bringen, das sie von ihr verlangte?
Ginevra war in ihren Entschlüssen schon so weit gekommen und so fest geworden, daß sie an nichts Anderes mit bangem Zweifel mehr dachte, als an dies Cine. Crst nach einiger Zeit siel ihr ein, daß ja selbst dann noch die Hoffnungen fehlschlagen könnten, die sie darauf fetzte. Aber das erschien ihr so ungeheuerlich, daß sie daran garnicht denken mochte. Nicht einmal darum beten würde sie-, sie hatte sich die Lippen schon genug zerbetet, und Alles war umsonst gewesen. Nein, einzig auf Camilla kam es an. Und warum sollte Camilla es im Grunde nicht thun? Kein Mensch würde ja davon je erfahren. Und Sünde follte es sein? Wieso hatten denn die frommen Leute, die „nach dem Herzen Gottes" waren uud von denen die heiligen Gefchichten der Bibel erzählten, das Gleiche thun dürfen?
Um Mittag fuhr Pompilio auf der Larretta des Fruchthändlers Peppe Ferrari die Landstraße über Oleuano nach Palestrina hinab. Noch am gleichen Abend konnte er in Rom sein. Sein Abschied von Ginevra war kurz und kühl gewesen. Er winkte ihr nicht einmal zu, blickte sich überhaupt nicht mehr in», als der zweirädrige Karren mit dem schellenbehangenen

Pferde auf der abschüssigen Straße davonsauste, obgleich er wußte, daß sie im offenen Fenster lag und ihn, nachschaute. In dicken, gelblich-weißen Staubwolken war das Gefährt alsbald verschwunden.
Ginevras Entschluß war rasch gefaßt. Sie ließ den« Maulthier im Stalle den schweren Holzsattel auflegen, fchnürte ein paar Sachen in ihr Bündel, das daran befestigt wurde, und ritt kaum eine Stunde nach Pompilios Abschied auf den schmalen Felspfaden durch das kahle Gebirg gegen Santo Stefano lnncmf, das drüben von hoher Vergzinne, dnrch eine tiefe Einsattelung getreimt, wie eine düstere Wolkenburg zu ihr herübergrüßte. Sie hatte einen weiten und beschwerlichen Weg, der einsam und zu Zeiten nicht ohne Gefahr war. Obgleich das kräftige Thier rüstig und bedächtig zugleich ausschritt, war doch die Dunkelheit bereits hereingebrochen, als Ginevra das trotzige Bergnest erreichte, das ihre Heimat gewesen. Nur die frühsommerliche Jahreszeit hatte ihr gestattet, den langen Ritt noch zu beenden. Unterwegs war es drückend schwül gewesen zwischen den hohen, nackten Felswänden, welche das heiße Sonnenlicht zurückwarfen, hier oben auf dem Bergkegel wehte es Giueura kühl uud frisch an, als käme sie in eine andere Welt. Sie athmete tief anf. Und durch das kühle Dunkel ritt sie in Santo Stefano ein und hielt vor dein Hause Eamilla Vergatos.
Pomvilio Fanti blieb drei Tage fort. Als er am vierten nach Eivitella zurückkam, fand er Eamilla Vergato, die mit Ginevra zusammen war, in seinem Hause. Ginevra war übrigens erstaunt, ihn so schnell zurückkehren zu sehen, sie hatte ihn noch nicht erwartet. Sie forschte mit angstvoller Scheu in seinen Mienen, entdeckte aber Nichts darin, als daß sie noch düsterer und verschlossener waren, als bei seiner Abreise. Vielleicht hatten sich ihm wider Erwarten in Rom Schwierigkeiten entgegengethürmt, deren er nicht Herr werden konnte. Cmnilla begrüßte er, ohne Ueberraschung oder Freude zu äußern. Sie standen sich Beide fremd gegenüber. Nur Ginevra kam es vor, als ob Eamillas Hand zittere, als sie in der Pomuilios lag, und als gehe ein Erschauern durch den Leib der Schwester hin. Sie begriff auch, weshalb das so war; Pomvilio selber schien Nichts davon zu merken. Er war wortkarg und unzngänglich.
Nur als er die beiden Frauen neben einander stehen sah, sagte er einmal: „Wie ähnlich Ihr einander doch seid! Ich habe das früher nie so bemerkt." Und in Wahrheit glichen sie sich jetzt in Gestalt sowohl wie in Bewegungen mehr, als einst. Auch Ginevra war das schon aufgefallen. Es war, als ob sie felber reifer und älter geworden sei, ohne daß Lamilla ihrerseits gleichfalls gealtert wäre. Als Pomvilio ihre eigenen Gedanken so aussprach, durchzuckte es sie mit einem halb freudigen, halb bangen Erschrecken. Ihre Augen glitten zn Eamilla hinüber, die aber stumm und

theilnahmlos blieb und Pompilios Worte nicht beachtet zu haben schien. In den Blicken, mit denen sie selber den Schwager betrachtete, lag etwas Feindseliges, fast, als hasse sie ihn.
„Ich null selber sehen, ehe ich zustimme," hatte sie auf alle Bitten und Beschwörungen Ginevras zuletzt erwidert. Ginevra war es vorgekommen, als flöße die Zumuthung, die sie ihr stellte, Camilla weder Ekel noch Abscheu ein, wie sie selber erst gefürchtet hatte, aber Camilla wolle sich auf Niemand verlassen, als auf sich allein, ehe sie an die Nothwendigkeit glaubte, von der Ginevra durchdrungen war. Das sah ihrer selbstsicheren und herrischen Natur ähnlich, und Ginevra hatte sich gefügt. Wenn diese furchtbare Nothwendigkeit in Wahrheit nicht bestand, wer hatte es dankbarer begrüßt, als sie selbst! Aber sie hegte solche Hoffnungen nicht mehr. —
Am ersten Abend blieb Pompilio bei den beiden Frauen zu Hause. Man sprach von der Olivenernte und den Viehpreisen. Camilla Vergato war eine umsichtige Geschäftsfrau, und Pompilio brachte die neuesten Nachrichten über den Stand der Dinge aus Nom mit. So redeten sie Beide gerade wie zwei Männer und wie Zwei, die sich nichts Anderes zu sagen wissen und denen Nichts näher am Herzen liegt, als das Geld, das man verdienen konnte, wenn die Oelpreise so weiter stiegen und der Wein gedieh. Ginevra gab kaum hin und wieder ein Wort dazwischen', sie blickte nur staunend vom Einen zum Anderen, ohne jedes Verständniß dafür, daß man von Dingen reden konnte, die mit der nagenden Qual ihres Lebens Nichts zn thun hatten. Sogar Etwas wie Eifersucht gegen Emnilla blitzte jäb in ihr auf. Wenn sie jetzt hätte Pompilio die Arme um den Nacken schlingen, ihn an sich pressen, unter seinen Küssen ersticken dürfen! Ihr kam vor, als hätte sie ihn nie so wahnsinnig geliebt, wie in dieser Stunde. Wohl weil er drei Tage lang von ihr fern gewesen. Und sie hätte es ertragen sollen, ihn für immer zu entbehren? Und es hätte Etwas gegeben, um das zu verhindern, wovor sie zurückgefchreckt wäre? Sünde? Verbrechen? Ihr galt Alles gleich.
Am nächsten Abend ging Pompilio wieder in die Osterie. Als er am dritten gleichfalls Miene dazu machte, stellte sich Eamilla Vergato ihm plötzlich in den Weg. „Weshalb geht Ihr fort, Schwager? Früher war das Eure Gewohnheit nicht."
Er machte eine brüske Armbewegung, als ob er ihr's verweisen wolle, sich in seine Angelegenheiten zu mischen. Dann lachte er kurz und rauh auf. „Es ist mir zu öde in meinem Hause," sagte er. „Fragt Ginevra! Jetzt bin ich's schon gewohnt, mir draußen Zerstreuung zu suchen und meine Enttäuschung zu vertrinken. So lange, wie es dauert! Eure Schwester muß eine arge Sünderin sein, daß der Himmel ihr Das auferlegt, oder sie hat mich betrogen. Ich habe ein Weib geheirathet, um Söhne von ihr zu haben, denen ich ineinen Namen und mein Hab und Gut vererben kann.

— nicht zum Zeitvertreib und zur Tändelei. Dazu war' jede Dirne gut gewesen. Und meinem Hanse hätt' jede Schciffnerin vorstehen können. Aber eine Mutter für meine Kinder wollt' ich. Versteht Ihr? Jedes Bettelweib von Civitella gebiert ihrem Manne Kinder, aber das Weib des Sindaco bringt es dahin, daß man hinter ihm drein in den Gassen lacht und spottet, der hochmögende Herr könne zwar Decrete erlassen und wie ein kleiner König in Civitella regieren, nur Kinder zu zeugen sei ihm versagt worden, da sei die Grenze seiner Machtbefugnisse. Ich hätte nicht nach Santo Stefano zu gehen gebraucht, um nur die Schande und die Lächerlichkeit in mein Haus zu holen. Verflucht der Tag, wo ich ging!"

Er hatte sich aus feiner düsteren Verbissenheit in einen hitzige,: Zorn hineingeredet, seine Augen funkelten, wie die eines wilden Thieres, und fein Kinn bebte. Er wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn und wollte aehen.

Eamilla hatte keine Miene verändert. In dem Halbdunkel des Hausflurs, auf den: die Unterrednng stattfand, hätte Pompilio Fanti auch die fahle Blässe nicht gewahren können, die ihre Wangen jäh überzogen hatte. Jetzt ließ sie ihn nicht gleich fort. „Trifft Ginevra hierbei eine Schuld?" fragte fie in verächtlichem Ton.

„Fragt sie selber!" brach er wild aus. „Ohne Grund wird Keine mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit geschlagen, — das redet kein Pfaff mir aus. Denkt Ihr, ich weiß nicht, was sie 'der heiligen Jungfrau Alles gelobt hat, wenn sie ihren Leib fegnen wolle? Und ist nicht doch Alles beim Alten geblieben? Es soll eben nicht sein, sie hat's nicht verdient. Jede Sieinträgerin von Eivitella ist besser, als sie. Wenn ein Mutterschaf seine Pflicht nicht erfüllt, holt's der Metzger ab. Daß ein Weib, dessen Leib verflucht ist, zeitlebens an unserer Seite bleiben soll, ist wider die Natur. Ich habe das auch den Herren in Rom gesagt, die eben daran sind, ein Ehescheidungsgesetz auszuarbeiten. Man wird schlecht dabei oder verrückt. Gute Nacht."

Und er ging dröhnenden Schrittes davon.

Eamilla wandte sich, um in's Gemach zurückzutreten, als hinter ihr eine Thür knarrte und ein todtenblasses Gesicht mit großen, sieberisch glänzenden Augen sich herausstreckte. Es war Ginevra. Sie hatte Alles gehört. Ihre blutlosen Lippen bebten, als sie müde und heiser fragte: „Glaubst Du mir nun?"

Eamilla antwortete nicht Erst nach einer Weile, während derer sie nach Fassung gerungen zu haben schien, sagte sie mit einer Stimme, die Ginevra fremd an's Ohr klang: „Laß uns beten! Laß uns viel beten, >iind!" Damit ging sie in ihre Kammer. —

Eine Reihe von Tagen verfloß. Es war schwüle Hochsommerzeit geworden. Tag um Tag brannte am wolkenlosen Azur eine grausame Sonne, die Alles versengen zu wollen schien, was Menschenhände gepflanzt und

gehegt hatten. Die nackten Felswände sogen die Gluti) ein, um sie in der nächtigen Kühle wieder von sich zu strahlen. Lähmend lag die bleierne Schwere über den schmalen Gassen und den eng zusammengedrängten Häusern. In den Nebhängen kochte die Hitze das Traubenblut. Die Männer von Civitella versicherten sich schmunzelnd, wenn sie Abends in der „8wlla ä'oru" zusammensaßen, daß man ein gesegnetes Weinjahr haben werde. Und daraufhin sowohl wie auch wegen der trockenen Schwüle der Tage tranken sie immer noch eine Foglietta mehr für den Durst, ehe sie heimgingen.
Und keiner ausdauernder, als Pomvilio Fanti. Wenn man die Tage doch verschlafen mußte, weil sich in der schattenlosen, von dieser erbarmungslosen Gluthhitze überlagerten Welt um Civitella her keinerlei Arbeit verrichten ließ, warum sollte man in der Nachtkühle bei erfrischendem Trunk seines Lebens nicht froh werden? Es wurde fo Vieles dabei vergessen und verschwatzt; Pomvilio Fcmtis Gang war an jedem Abende jetzt schwankender, wenn er heimkam. Manchmal wußte er selber kaum, wie er den Heimweg noch gefunden hatte. Seine Stirn brannte oft, und sein Blut kreiste wie im Fieber, wenn er sich auf fein Lager warf.
Und einmal, als er es wieder gethan, öffnete sich die Thür, welche seine Schlafkammer von der Ginevras trennte. In halben« Schlaf fuhr er empor, und feine umflorten Augen rissen sich secundenlang in starren« Erstaunen auf, ohne daß er in der Dunkelheit Etwas zu erkennen vermochte. Aber er vernahm Etwas: die vorsichtig tastenden Schritte nackter Füße, die näher und näher an sein Nett herankamen. Und nun gewahrte er auch Etwas: etwas Weißes, die dämmernden Umrisse einer menschlichen Gestalt. Sein Blut fieberte empor, ein prickelnder Schauer überrann ihm die Haut. Auf seine beiden Hände gestützt, richtete er sich weiter auf, die Gedanken wirbelten, fchosfen durch fein Hirn, ein Zittern kroch ihm den Leib herauf. „Ginevra!"' stammelte er.
Es kam keine Antwort. Aber die Schritte, die einen Augenblick wie zaudernd innegehalten hatten, erklangen wieder, jetzt ganz dicht an seinem Lager. Da riß es ihn vollends auf. Wie lange hatte er ihrer nicht mehr begehrt! Und nie vorher war sie zu ihm gekommen. In stürmischer Zärtlichkeit hatte er immer erst um sie werben müssen, eh'! sie sich ihm ergab. Und dann war er ihrer überdrüssig geworden, weil ,'^e ihm keinen Sohn gebar, — sie hatte aufgehört, sein Weib zu sein. Nun trieben trotz Scham und Stolz ihr heißes Verlangen und der trotzige Wunsch, ihr Frauenrecht geltend zu machen, — vielleicht auch die im ner noch nichl erstorbene Hoffnung -— sie ihm in die Anne. Welchen K mpf mußte sie das gekostet haben! Weil er es begriff, rührte es ihn plötzlich. Eine weiche, beinahe thränenselige Stimmung überkam ihn, die freilich auch fönst der Rausch jetzt manchmal in ihm hervorrief, sehr wider seine clgentliche, herbverschlossene und wilde Natur. In jähem Aufwallen streckte er seine Arme nach ihr aus, ein lallender Iubellaut brach von seinen Lippen, nnd er riß

die erbebende, angstvoll sich in der Umklammerung seiner Hände windende
Gestalt an sich und zu sich herab.
Tag für Tag ging Eamilla iu die Messe, jeden Sonntag beichtete sie.
Sie war sehr ernst und noch kühler in ihrem Wesen, als sonst; gegen
Pomvilio zeigte sie eine fast feindselige Stimmung. Wo sie konnte, mied
sie ihn. Er seinerseits schob das auf die Klagen, die Ginevra über ihn
gegen fie geführt haben mochte, aber er begriff glicht, weshalb sie immer
noch blieb. Es sah der rastlos TMtigen, die nach Männerart einein um-
fangreichen Anwefen vorstand, weilig ähnlich, sich hier nutzlosem Müßiggange
hinzugeben. Pomvilio hatte immer Resvect vor seiner Schwägerin gehabt;
jetzt schien die lähmende Sommerhitze, die er so noch nie erlebt zu haben
ineinte, auch auf fie ihren Einflus; zu üben.
Eines Morgens kam Camilla zu ihrer Schwester, um ihr zu sagen,
sie kehre noch heute nach Santo Stefano zurück. Sie sah bleich und über-
nächtig aus, als sie bei Ginevra eintrat, ihre schwarzen Äugen brannten
schier unheimlich in dein fahlen, hager gewordenen Antlitz und schienen um
Vieles größer geworden. Ginevra erschrak, nicht wegen dieses Anblicks,
aber wegeil der Worte, die sie vernahm. Sie stieß einen Schrei aus, der
halb von Entsetzen, halb von jauchzender Wonne erpreßt zu sein schien.
„Camilla! Nei der heiligen Gottesmutter! Ist es geschehn? Ist es?"
Sie war aufgesprungen, sie hatte die beiden schlaff herabhängenden
Arme der Schwester wie mit eisernen Griffen umklammert, ihre Gestalt
bebte, sie bohrte ihre Augen in die Eamillas. „Ist es? Ist es?" wieder-
holte sie immer wieder. Und als Eamillci nun tonlos erwiderte: „Ja,
es ist!" brach es wie ein seliges Aufstöhnen voll ihren Lippen, und sie
sank an der Schwester nieder in die Kniee. „Gott! O Gott! Ich
danke Dir."
Wie ohnmächtig verharrte sie eine Weile in dieser Stellung, ihr Haupt
an Eamillas Kniee gelehnt, geschlossenen Auges, leblos, die Hände gegen
die Fliesen des Vodens gekrallt. Eamilla selber regte sich nicht. ,Hre
Züge hatten etwas Ehernes angenommen, und ihre Lippen preßten sich fest
aufeinander. Ein paar Mal zuckten ihre Finger, als wolle sie dieselben
auf Ginevras weich-lockiges Haar niederlegen, aber sie that es nicht. „Steh'
auf!" sagte sie statt dessen fast hart.
Aber Ginevra hörte es garnicht. Wie verklärt, halb im Traume, geistes-
abwesend starrte sie vor sich Hill, jetzt, langsam die Hände faltend, ein leises
Lächeln um die Lippen. „Siehst Tu nun, daß es Gottes Wille war?"
fragte sie andächtig.
Eamilla antwortete nicht. Und Ginevra fuhr fort: „Warum die
Mutter Gottes es nur mir nicht gewährt hat? Meinst Tu, daß ich ihr
trotzdem die rothen Kerzen weihen soll, die ich ihr gelobt habe?"

Sie plauderte noch so eine Weile fort, fast wie ein Kind, zu dein sie
wieder geworden schien, und es kümmerte sie nicht, daß Camilla stumm
und stier blieb. Zuletzt schloß sie die Schwester, stürmisch aufstehend, in
die Arme. „Wie gut Du bist! Daß Du das um mich gethan hast! Aber
ich will verworfen fein, wenn ich es Dir je vergesse! Nun wird Alles gut
werden. O Gott, wie ich Dir danke, — wie ich Dir danke!" —
Pompilio Fanti nahm die Nachricht von Eamillas Heimkehr nach
Santo Stefano gleichmüthig auf. Wenigstens stellte er sich so. Im Grunde
war er froh, daß sie ging. Ihre ruhigen, forschenden Augen waren ihm
seit Langen: peinvoll geworden und etwas Nnstätes und Aufregendes über-
kam ihn in ihrer Nähe. Einmal war ihm plötzlich beim Wein in der
Osterie der Gedanke gekommen: wenn sie an Stelle der Schwester Dein
Weib geworden wäre, vielleicht stände heute Alles anders und besser.
Dabei war ihm ein Schauer über den Leib gelaufen. Da ihm Gineura
auch nach jener letzten Liebesnacht kein Geständnis; zu machen hatte, begann
er vollends, sie zu hassen. Er war thöricht genug gewesen, doch wieder zu
hoffen, und schämte sich nun über sich selber, seine kindische Leichtgläubigkeit
und seinen schwächlichen Wankelmuth. Er trank jetzt mehr, als je.
Als Camilla heimritt, begleitete Ginevra sie trotz der sengenden
Mittagsgluth eine Strecke weit in's öde Gebirg hinein. Sie fprachen jetzt
viel und ernst mit einander. Als sie schieden, küßte Ginevra die Schwester
wiederholt- mit stürmischer Zärtlichkeit. „Wie kalt Deine Lippen sind!"
sagte sie danach. Dann winkte sie, ohne sich von der Stelle zu rühren,
der weiterreitenden Eamilla noch lange mit der Hand nach. „Auf Wieder-
sehen! Auf Wiedersehen!" Sie wußte nicht, ob die Andre es hörte, Eamilla
blickte sich nicht mehr um. Aber Ginevra schritt mit gehobenem Glücksge-
fühl heim; es war ihr, als ob sie wie auf Schwingen den rauhen Steil-
pfad hinabgetragen würde. Endlich, endlich war es erreicht!
Dann wandelte sich plötzlich der Triumph bei ihr in tiefe Nieder-
geschlagenheit, in eine Empfindung neidischen Unbehagens. Warum war ihr
selber versagt worden, was der Schwester sofort erfüllt worden war? War
Eamilla besser, würdiger, als sie? Hatte sie der Madonna etwa auch
Kerzen und Votivtafeln gelobt, echt silberne Votiutafeln? Und sich die
Kniee wund gerutscht auf den Altarstufen und sich die Stirn blutig ge-
schlagen auf den Fliesen in der heißen, andächtigen Gluth ihres Ringens?
Hatte sie auch so viele Rosenkränze abgebetet? Nein, Nichts von dem Allen.
Ganz mühelos war es ihr in den Schooß gefallen. Warum? Wie kam
das? War das göttliche Gerechtigkeit? Ginevra fühlte sich zerschlagen
und gedemüthigt, jetzt noch mehr, als früher. Eine unbestimmte, zornige
Eifersucht stieg in ihr auf. Sie gönnte Camilla nicht, was ihr widerfahren
war. Wie hatte sie selber es nur zulassen können, daß einer Anderen zu
Theil wurde, was ihr versagt blieb? Sie begriff sich selber nicht mehr.
Es kam ihr vor, als sei sie um Etwas beswhlen worden und als sei ihr

Haus dadurch entweiht. Aber sie hatte es ja so gewollt, und es mußte ja auch sein.
Dennoch ging Ginevra tagelang umher, wie unter einer schweren Last, die ihr die Schultern niederzwang, scheu und gedrückt. Sie wagte die Augen zu Niemandem emporzuschlagen und betete viel. Es kam aber keine Klarheit in ihre Gedanken und keine Freudigkeit in ihre Seele.
Endlich entschloß sie sich zu sprechen. Sie wußte kaum, warum sie es nicht schon seit Tagen gethan hatte, warum sie Pomp Mos finstere Laune noch immer ertrug. Es kostete sie doch nur ein Wort, um sie jetzt zu bannen, um mit einem Schlage Alles umzugestalten. Aber eine unerklärbare Scheu war in ihr gewesen. Was sie ihm sagen mußte, war eine Lüge, und sie hatte noch niemals gelogen. Wenn er sie mit seinen großen, herrischen Augen dabei ansah, wer weiß, ob sie ihnen Stand halten konnte, ob sie nicht laut herausschreien würde: „Nein, nein, es ist nicht wahr, ick, habe Dich belogen!" Aber jetzt gab es kein Zurück mehr.
Ginevra wartete die Dunkelheit ab und lauerte auf den Moment, wo Pompilio das Haus würde verlassen wollen, um in die Osterie zu gehen. Dann trat sie ans ihrer Thür; gerade so, wie damals Eamilla, stand sie vor ihm im Augenblick, wo er die Hand schon auf die Klinke der Hausthür legte.
„Pompilio!"
„Was willst Du?"
„Ich muß Dir Etwas sagen."
„Mach's kurz!"
Es war ganz lichtlos auf dem Hausflur, aber Ginevra fürchtete dennoch, er könne die heiße Gluth gewahren, die ihre Wangen nnd Schläfen, felbst ihren Nacken übergoß. Sie dachte garnicht daran, daß er selbst dann ihre Scham ganz anders gedeutet haben würde, als sie fürchtete; ihr graute vor einer Entdeckung.
„Ich muß es Dir in's Ohr sagen, Pompilio."
Ihr entging nicht, daß er zusammenzuckte. Einen Augenblick zauderte er noch, dann näherte er sein Gesicht de»: ihrigen und stieß aus:
„Sag's!"
Ging nicht ein Beben durch seinen mächtigen Körper? Griffen seine Hände nach ihr oder hatte sie sich an ihn gelehnt, um nicht umzusinken? Sie wußte es nicht. Mit heißen, trockenen Lippen flüsterte sie es ihn» in's Ohr, das Unerhörte. Und nun brach ein Schrei von seinen» Munde, — es war garnicht zu unterscheiden, ob das ein Schrei des Jubels oder des Zornes war, er glich dem eines wollüstigen Nanbthieres, es war etwas Menschenunähnliches darin. Dann riß er sie empor, in seinen beiden Armen schwenkte er sie durch die Luft, schrie noch einmal, lachte wie im Wahnsinn Hintennach, krallte seine Finger in ihre Anne, warf sie hin nnd her und fragte immer wieder unter Schluchzen und Lacken: „Ist das wahr?

Ist das nnrklich wahr, Ginevra?" Es war, als wäre er toll geworden,
als wollte er sie zerreißen.
Sie überkam ein banges Angstgefühl. So maßlos hatte sie sich den
Ausbruch seines Entzückens, seiner Befriedigung denn doch nicht gedacht.
„Ja, ja, es ist wabr!" stieß sie wieder in angstvollem Keuchen heraus.
Sie konnte kaum mehr athmen, alle ihre Sinne wirbelten durcheinander.
Und mitten dazwischen mußte sie immer denken: Gott sei Tank, es ist über-
standen, die Lüge ist gesprochen!
„Laß mich los!" bat sie endlich wimmernd.
Aber nun begann er sie zu küssen. Er überdeckte sie mit seinen Küssen,
— Augen, Stirn, Wangen und Mund. Sie konnte keine Luft schöpfen, seine
Zähne hatten sich in ihre Lippen eingegraben, sie flehte ihn in abgebrochenen
Iammerlauten an, sie freizugeben. Endlich schien sein Nansch sich erschöpft zu
haben: „Ginevra," sagte er weich, mit einem langen Seufzer, „verzeih' mir!
Verzeih' mir Alles!" Wie entkräftet, marklos ließ er sie aus seinen Annen.
Sie stand immer noch wie betäubt durch deu elemeutaren Ausbruch
dieser gewaltsamen, unbeherrschten Natur. Sie wollte fliehen. Am ganzen
Leibe zitterte sie, so hatte dieser Auftritt sie erschüttert. Aber er ließ sie
uicht. Er umklammerte ihre Kniee, er warf sich vor ihr nieder und bettelte:
„Verzeih' mir, Ginevra!"
In diesem Augenblick bereute sie uicht mehr, was geschehen war. Mit
einem seltsamen Triumphgefühl dachte sie an Eamilla. Tas erlebte sie
doch nicht, das ward ihr nicht zu Theil. Sie strahlte. „Steh' auf! Um
Gottes Willen, steh' auf! Wenn man Tich sähe" —
„Tu bist mir jetzt wie eine Heilige," sagte er mit einem Ton der
Andacht, „ich bet' Tich an!" Und er küßte den Saum ihres Kleides.
Tann trug er sie behutsam in seinen Armen in das Gemach.
Er wollte nnn gleich hinaus, um es aller Welt zu sagen. In die
ganze Stadt wollt' er es hinausfchreien, und mit welchen: Stolz, mit welchem
Triumph: ich werde einen Sohn haben! Jeder follte es wissen, damit der
schadenfrohe Hohn und das erheuchelte Mitleid endlich einmal verstummten.
Wie sie sich Alle ärgern würden! lim ihren besten Spaß brachte er sie.
Und sie hatten garnicht mehr daran gedacht, mit keinem Gedanken mehr,
daß so Etwas noch geschehen konnte. Nun hatte er sein altes Selbstgefühl
wieder, nun war Alles gut. Viel zu lange hatte er sich schon mit diesen
Menschen gemein gemacht, blos um ihrem stachligen Spott die Spitze abzu-
brechen; das war jetzt vorüber. Von dieser Stunde an war er wieder
Pompilio Fanti, der Sindaco von Eiuitella.
Aber Ginevra bat ihn, vorläufig ihr Geheinmiß noch zu bewahren.
Eine merkwürdige Angst war in ihr, sie meinte, die Lüge sei erst vollkommen,
wenn sie unter die Leute kam. Sie flehte iu rührenden Worten, er möge
schweigen, — eine Woche lang noch znm Wenigsten, — sünf Tage —
vier — drei — einen einzigen Tag. Tas begriff er nicht. Aber sie

hatte jetzt etwas so Ehrfurchtgebietendes für ihn, und er hatte so viel bei
ihr gut zu inachen und ihr abzubitten, das; er endlich nachgab. Eine ganze
Woche wollte er noch schweigen, so schwer es ihm ankam. An diesem Abend
ging er überhaupt nicht fort. Er holte einen Fiasco des besten alten
Weins aus seinem Keller herauf, und Ginevra mußte mit ihm trinken.
Sie saßen zusammen am Steintisch, sein Arm um ihre Hüfte gelegt, ihre
Hand in der seinen. Manchmal ging ein Erschauern durch ihren Korper
hin. Sie sprach kein Wort. Pompilio dagegen schwatzte während^ des
Trinkens unablässig. Er matte die Zukunft aus und redete immerfort von
„seinem Sohn". Zuletzt sing er sogar an, zu singen. Er hatte eine
mächtige, wohllautende Stimme, und seit er so viel trank, gerieth er immer
leicht in eine weinsetig-aufgeregte Stimmnng, während früher kein Trunk
ihm etwas anhaben gekonnt. Ginevra hatte Mühe, endlich von ihm loszu-
kommen und in ihre Kammer zu flüchten.
Pompilio hielt sein Versprechen, zn schweigen. Aber er trug den Kopf
so hoch und warf so herausfordernde Blicke um sich, daß man in Eivitella
sofort wußte, es sei etwas Bedeutsames geschehen. Man rieth hin und
her, schließlich kam man auf das Mchtige. Es erregte gewaltiges Aufsehen
in allen Häusern des Ortes, kein Mensch hatte mehr an solche Möglichkeit
gedacht. Tic Frommen redeten alle von einen, offenkundigen Wunder der
heiligen Jungfrau, eigentlich gönnte aber Niemand dein Ehepaare die un-
verhoffte Freude. Als Pompilio dann endlich grohthnerisch sein Glück ver-
kündete, überraschte er Keinen mehr. Alle hatten unter einander ihren Em-
pfindungen schon Luft gemacht. Selbst die frivolen Bemerkungen des Tabaccajo
waren bereits belacht worden und von Stund zu Mund gegangen, obgleich
Alle erklärten, wiederholcn ließen sie sich nicht.
Ginevra ihrerseits hielt sich völlig zurück, noch mehr, als früher; es
war, als schämte sie sich ihres verspäteten Glückes. In Wahrheit wollte
keine ungetrübte Freude in ihr aufkommen, all' ihr Glück war Jagen und
Bangen. Wenn Eamilla, die ja selber unerfahren war, sich getäuscht hätte!
Oder wenn sie keinen Sohn gebar, auf den Pompilio jetzt mit größter Zu-
versicht rechnete, so oft Ginevra ihn auch davon abzubringen versuchte, sondern
eine Tochter! Dann würde Pompilio abermals in Zorn gerathen nnd nun
auch noch einen Sohn von ihr verlangen. Oder wenn Alles an den Tag
kam! Wie leicht konnte das geschehen! Auf wie schwachem Grunde ruhte
dies furchtbare Geheimniß!
Ginevra malte sich manchmal aus, was dann geschehen würde. Wahr-
scheinlich würde Pompilio sie dann tödten, sagte sie sich. Verzeihen konnte
er ihr den Betrug ja niemals. Und dann würde er Eamilla heirathen und
sein Kind damit anerkennen. Aber vielleicht würde er garnicht glauben,
daß es sein Kind war, er würde sie für eine Betrügerin und Eamilla für
eine Dirne halten können, die einen Vater für ihr Sündenkind suchte.
Mit solchen Hirngespinnsten zermarterte sich Ginevra. Tie war immer in
>-

Sorge, immer auf der Lauer. Wenn sie Pompilios Schritte vernahm, schrak sie jedesmal zusammen; es war ihr, als bedeute sein Kommen irgend-ein Unheil. Angstvoll flogen ihre Blicke jedesmal zu ihm hinüber, um in seinen Augen zu forschen. Hatte er nicht irgend Etwas entdeckt? Schöpfte er keinen Argwohn? Versteckte sich hinter seiner merkwürdigen, weichen Güte nicht etwas Einschmeichelndes, wonnt er hinter ihr Geheimnis; zu kommen, sich bei ihr einzuschleichen gedachte?

Allmählich traten neue Sorgen ein. Sie mußte durch ihre Kleidung die Leute täuschen, damit man an eine Veränderung ihrer Gestalt glaubte und keinen Verdacht schöpfte. Auch Pompilio mußte diese Wandlung mahr-nehmen. Ginevra verließ so selten wie möglich das Haus, aber wenn es geschah, mühte sie sich, sich in Kleidung, Haltung und Bewegungen das Aussehen einer Schwangeren zu geben. Es war ein fortwährendes Komödien-spiel. Und dabei mußte sie daran denken, daß zu gleicher Zeit jetzt Eamilla bestrebt sein mußte, im Gegentheil jeden Verdacht von sich fernzuhalten, als stehe ihr ein freudiges Ereignis; bevor. Wenn ihr das nicht gelaug, war trotz Ginevras Bemühungen doch Alles verloren. Jeder Tag brachte so neue Erregungen, Pflichten und Befürchtungen. Und diefe Zeit hätte in Wahrheit die der seligsten Hoffnungen sein sollen!

Von Eamilla hörte Ginevra Nichts. Was hätte die Schwester ibr auch mittheilen sollen? Manchmal kam Ginevra ein Heiher Zorn gegen sie an. Was hätte sie selber darum gegeben, wenn sie jetzt alle die Regungen, alle die Zeichen, alle die Qualen und Beschwerden der Mutterschaft hätte au sich erleben und erleiden können! Ein irrer Neid war in ihr. Sie fing an, sich einzubilden, daß dies ganze Gaukelspiel von Eamilla ausgegangen sei und nicht von ihr, und es ekelte sie desselben. Und doch mußte es zu Ende kommen.

Pompilios verändertes Wesen, seine nachgiebige Milde und seine Freude am Znhausebleiben gewährten Ginevra jetzt keine Genugthuung mehr. Das Alles erfüllte sie vielmehr mit Bitterkeit: Warum war es früher nicht fo gewesen? Um ihretwillen hatte er sich also nicht bezähmen können, dieser Betrug hatte erst hinzukommen müssen. Er hatte sie demnach geradezu gezwungen, ihn zu verüben. Manchmal glaubte sie, um deswillen auch ihn zu hassen, wie sie Eamilla haßte. Seine Zärtlichkeit, seine ritterliche Güte, die er ihr gegenüber jetzt zur Schau trug, gaben ihr oft einen Stich in's Herz. Und dann mußte sie auch daran denken, daß sie gehört hatte, eine Fran mit einem Kinde unter dem Herzen hege verdoppelte Zuneigung zu dem Manne, dem sie es verdankte, sichle sich inniger mit ihn: verbunden und zu ibm hingezogen, als je. Ob Eamilla solche Empfindungen jetzt auch hegte? Ginevra hätte sie erdrosseln können, wenn sie es gewußt hätte. Wie, wenn Eamilla eines TageS, von dieser Liebessebnsucht bezwungen, wieder zurück-kam und nicht anders konnte und Pompilio dann Alles uerricth, was ge-schehen war? Es war eine neue Sorge, die zu d^n übrigen trat und

Ginevra den Schlaf ihrer Mchte raubte. Sie sah jetzt oft krank und hin-
fällig aus, aber das war ihr recht so. Man glaubte dann nm fo eher an
ihren Zustand.
Qft und öfter fagte sie Pompilio, er muffe sich nnt dem Gedanken vertraut
machen, daß sie ihm nur eine Tochter gebären tonne und keinen Erben
feines Namen?. Aber Pompilio lachte bloß übermüthig. Warum nicht gar!
Ein Sohn würd' es sein, ohne allen Zweifel ein Sohn. Das tonnt' ihm
fehlen, nun nach Allem mit einer Tochter abgefunden zu werden. Was
er mit folch' einem Püvpchen wohl hätte anfangen follen? Nein, nein,
nein, davon konnte gar keine Rede sein. Eine Tochter haben war nicht
viel anders, als gar kein Kind haben, wie bisher. Ter reine Hohn und
Spott war' es gewesen, nnd er hätte sich fchämen muffen, es den Leuten
einzugestehen, die ihn auslachen würden, und mit Necht. Wenn ihm dies
Unglück wirklich widerfahren follte, müßte ein Jahr später ein Sohn
kommen, sonst war Alles umsonst, nnd er hatte ebenso gut auf jeden Kinder-
segen verzichten können. Aber er glaubte nicht daran, Gott follte ihn
davor bewahren, daß er daran glaubte!
Ginevra erfchrak tief. Es follte alfo Alles wieder von vorn anfangen,
wenn es eine Tochter wurde? Man follte vielleicht abermals das gleiche
Vetrugsfpiel beginnen? Nein, lieber nur gleich sterben, als das. Uebrigens
würde es sich ja ausweisen, ob die heilige Jungfrau das gewollt batte,
was geschehen war, oder nicht. Wenn Camilla wirklich eine Tochter gebar,
lmtte kein Segen darauf geruht, und es war eine Sünde gewesen, die man
begangen. Aber Hagar hatte dem Patriarchen Abraham ja auch einen
Sohn geboren, gerade, wie er und sein Weib Sara es gewollt hatten.
Warum sollte nicht auch Camilla einen Sohn gebären?
Ginevra las jetzt wieder viel in der heiligen Schrift. Sie suchte Be-
ruhigung darin. Ueberhaupt wurde sie fromm, betete viel und war unermüdlich
in Vußübungen und kirchlichen Bräuchen. Zweimal ritt sie nach Subiaco
hinunter, um dein wegen feines wunderthätigen Zuspruchs berühmten und fast
als Heiligen verehrten Benedictinervater zu beichten. Sie wäre am liebsten
jede Woche dahin geritten, aber Pompilio verbot es ihr wegen ihres Instandes.
Er war jetzt voll rührender Aufmerksamkeit und Schonung gegen sie, was bei
dem starken, gewaltthätigen Manne etwas wunderlich Unbeholfenes hatte.
Unter anderen Verhältnissen würde es Ginevra bis zu Thrcinen bewegt baben.
Endlich kam der Tag, wo sie ihm sagte, sie wolle nach Santo
Stefano, um dort im Haufe der Schwester ihre schwere Stunde zn er-
matten. Pompilio wollte lange Nichts davon hören. Hier, in seinem Hause
sollte sein Sohn und Erbe geboren werden, nirgend wo anders. Aber
Ginevra blieb fest. Sie fagte ihm, daß er es bei feiner Wcichmüthigkeit
ja garnicht aushalten könne, sie leiden zu fehen, und daß sie es ihm er-
sparen wolle. Uebrigens würde sie sich auch nie anderen Händen anver-
trauen, als denen Camillas, und Camilla könne jetzt, wo der Frühling vor

der Thür sei und man alle Hände voll in den Weingärten und Olivieteu
zu thun habe, unmöglich abkommen. Nein, er, PomMo, sollte von all'
dem Häßlichen, was nun kam, Nichts mit erleben, sondern erst die vollendete
Thatsache erfahren und sich ohne Trübung seiuer Freude darüber hingeben
dürfen. Das wirkte.! Dieser kraftvolle Niese, der vor keiner Lebensgefahr
zurückgebebt wäre und immer rasch mit seinem Schlagmesser bei der Hand
war, fürchtete sich in der That davor, Ginevras schwere Stunde miterleben
zu sollen. Es war ein Gefühl der Erleichterung, das ihn bei dem Ge-
danken heimsuchte, es solle ihm erspart bleiben. Er gab dennoch nur
zögenw nach. Ob man nicht eine „weise Frau" aus Nom berufen solle,
fragte er, um in Santo Stefano Ginevra zur Seite zu stehen; Eamilla sei
unerfahren und ihm fei Nichts zu kostspielig, lim Gineuras bevorstehende
Leiden zu erleichtem. Ginevra war gerührt, aber sie brauchte Nichts
weiter, als Eamillas Beistand, wirklich Nichts. Daß er sie ziehen lasse,
rechne sie ihm hoch an. Die heilige Jungfrau würde es ihm reichlich
lohnen, hoffe sie, — durch die Geburt eines Sohnes natürlich.
Dann ging sie wirklich. Diesmal zu Fuß, denn das Reiten hätte ihr
schaden können. Da der Weg weit und beschwerlich war, brach sie schon
in früher Morgenstunde auf. Sie wollte mehrfache Nast inachen. Pompilio
begleitete sie eine beträchtliche Strecke und war sorglich bemülit, sie an den
gefahrdrohenden Stellen zu stützen. Einer von ihren Leuten trug einen
schweren Packen hinter ihnen her. Außer etliche« Habseligkeiten Ginevras
enthielt er alle die kleinen Linnensachen, die sie in den letzten Wochen eifrig
mit der Nadel hergestellt hatte, jedesmal heiß erröthend, wenn Pompilio sie
dabei überraschte. Pompilio wäre am liebsten bis Santo Stefano mit-
gegangen, aber am nächsten Tage rief ihn eine amtliche Pflicht zum
Präfecten nach Nom, und er mußte deshalb zeitig nach Eiuitella zurück.
Als er sich von Ginevra trennte, war er fast bewegter, als sie. In seinen
Annen hart' er sie nach Santo Stefano hinauftragen mögen.
Ginevra ihrerseits fürchtete sich, je näher sie dem Orte kam, wo das
Schicksal ihrer Zukunft sich entscheiden sollte. Ihr Gang wurde immer
langsamer und schleppender. Trotz des kühlen Tages floß ihr der Schweif;
in Strömen von der Stirn, und ihr Herz fchlug unruhig. Sie hatte ein
Gefühl, als ob sie Eamilla werde vor die Füße stürzen müssen, um ihre
Verzeihung zu erflehen, und nur so werde sie ihr auch danken können. Wie-
viel Qualen, wieviel Lasten nahm diese Aermste klaglos auf sich, ohne daß
ihr nachher auch die Wonnen der Mutterschaft zu Theil werden sollten!
Und warum that sie's? Was ward ihr dafür an Lohn oder Entschädigung?
Was zwang und trieb sie dazu? Nichts, als ihre schwesterliche Liebe,
Nichts. „Ich werde es thun, wenn es sein muß!" hatte sie zu Ginevra
gesagt. Nichts weiter. Und sie selbst hatte sehen wollen, ob es geschehen
müsse, sie selbst hatte sich davon überzeugt: ja, es mußte sein. In dieser
Stunde erschien Eamilla der Schwester wie eine Heilige, der sie nie genug

danken, der sie nie nach Verdienst lohnen konnte. Wie aber, wenn Camilla inzwischen bereut hatte, was sie gethan? Wenn ein wilder Haß in ihr gegen die aufgestiegen war, die sie zu dein Unerhörten überredet hatte? Wenn sie sich jetzt entehrt und beschimpft vorkam und nicht mehr leben wollte mit diesem brennenden Makel auf ihrer Seele?
Plötzlich erschien Gineura dies als das Wahrscheinlichste. Camilla würde sie mit Zorn und Groll empfangen, sie würde mit Vorwürfen und Anklagen von ihr überhäuft werden. Und was konnte sie dann erwidern? Klein und gedemiithigt würde sie vor der Schwester dasteheu und würde Alles über sich ergehen lassen müssen. Ihr geschah ja Recht.
Todesmatt, an allen Gliedern zitternd, wie im Fieber langte Ginevra in Santo Stefano an und betrat das Haus Camilla Vergatos, das ihr eigenes Clternbaus war. Es war inzwischen ganz dunkel geworden. Aber Camilla war nicht daheim. Da kauerte Ginevra, von Schwäche nnd Müdigkeit, sowie von tausend Erinnerungen überwältigt, die hier oben in der alten Heimat jählings auf sie einstürmten, sich auf der steinernen Hansschwelle nieder, stützte das Haupt in die Hände nnd weinte bitterlich. So fand Camilla sie, als sie in ihr Haus heimkam.
Sie war entwaffnet bei diesem Anblick. Nicht Zorn und Haß, aber Verachtung war langsam in ihr aufgewachsen und emporgedieheu gegen die, welche das, was geschehen war, hatte zulassen, ja, erbitten, erbetteln können. Mit einer Miene unsäglicher Verachtung hatte sie sie empfangen wollen. Jetzt stieg ein heißes Mitleid in ihr auf. Dies zusammengekauerte, sich in Schmerzen krümmende Weib, das ihr mit brennenden Augen, wortlos, um Erbarmen flehend die Hände entgegenstreckte, gleich einer Bettlerin, hatte sich selber gerichtet. Sie hob sie auf, ruhig, kühl, ohne einen Gruß, ohne eine zärtliche Bewegung an sie zu verschwenden, wie früher. „Komm!" fagte sie. Das war Alles. Und sie führte sie in's Haus.
Erst am dritten Tage erfuhr Pompilio Fanti, daß ihm sein Weib im Hanse Camilla Vergatos zu Santo Stefano einen Sohn geboren hatte, und auch da ließ ihm Camilla noch fagen, sie werde nicht dulden, daß er vor Ablauf des neunten Tages komme, um fein Weib zu fehen, die fo schwach und elend sei, daß die kleinste Erregung ihr den Tod bringen könne. Aber selbst diese letzte Nachricht dämpfte Pompilio Fantis Freude nicht. Cr geberdete sich eine Zeitlang wie ein Toller, er schrie und raste, um hinterher immer wieder in ein dröhnendes Lachen auszubrechen und mit seinen Fäusten die Tischplatten in allen Stuben zu bearbeiten, bis sie zu bersten drohten.
Als er dann unter die Menschen hinauskam, zeigte sich sein Wesen völlig verändert. Er trug den Kopf höher, als je, warf aber nur gelegentlich die Nachricht von seiner Vaterschaft bin, als ob eigentlich alle Welt schon davon hätte wissen müssen und als ob daran mich gar nichts zu ver-

wundern WM'. Tas natürlichste Ding von der Welt war es vielmehr.
Und selbstverständlich ein Sohn. Anders war's ja nicht zu erwarten gewesen. „Pompilio Fanti" — so hatte er selber in seiner Eigenschaft als Civilstandsbeamter ihn in die Register eingetragen, diesen Sohn. Pompilio hatten alle Fantis in Eivitella geheißen, so lange man denken konnte, zum Wenigsten alle Erstgeborenen. Und ob dieser nunmehr drei Tage alte Pompilio der Einzige bleiben winde, der das (Geschlecht weiter fortpflanzte, stand übrigens durchaus dahin. Jetzt, wo Alles vorüber war und so ganz nach Wunsch vorüber, wurmte es den Sindaco doch, daß sein Erbe nicht in Eiuitella geboren worden war. Es war ganz gegen allen Familienbrauch und eine unliebsame Erinnerung daran, daß er ein Weib genommen hatte, die nicht aus Eiuitella war. Natürlich hatte Eamilla das Ganze veranlaßt, sie, die von vornherein immer gegen seine Verheiratung mit Gineura gewesen war, sie, für die es außer Santo Stefano keine Welt mehr gab, und die ihn haßte, — seit jener Begegnung auf dem Hausflur, wo er seinem gramerfüllten Herzen gegen ihren Liebling Gineura Luft gemacht hatte, sicherlich doppelt haßte, und die ihn nun sogar von seinein Weibe und von seinem Sohne fernzuhalten wagte. Wenn er au jene Unterredung zurückdachte, fchoß ihm das Mut freilich in die Schläfen, daß sie brannten. Er war damals zu früh in Zorn und Verzweiflung gerathen, und Eamilla mochte ihn jetzt mit Recht verspotten, wenn er ihr gegenübertrat.

Pompilio fürchtete sich vor dieser ersten Begegnung. Im Grunde war es ihm nicht unlieb, daß sie sich noch eine Weile hinausschob. Schließlich mußte es aber doch sein, und er machte sich am zwölften Tage auf den Weg nach Santo Stefano, nm sein Weib und seinen Knaben heimzuholen. Zwei Maulthiere, das eine mit einem Hängekorb am Sattel, in dem man das Neugeborene betten wollte, führte er mit sich. Drei Träger begleiteten ihn. Es war wie der Aufzug eines kleinen Fürsten, als welchen der Sindaco von Livitella sich auch dünkte, und erregte nicht wenig Anstehen in Santo Stefano. Werthvolle Gefchenke für die junge Mutter, den Stammhalter und Lamilla Vergato brachte Pompilio in seinen Taschen mit sich. Er hatte sie eigens in Rom erhandelt. Selbstbewußter war er nie aufgetreten, und stolzer hatte er sich nie gefühlt, als in diesem Augenblick.

Er fand Ginevra bleich und hager, ini Uebrigen jedoch unverändert vor. Sie zeigte sich zu seinem Befremden aber von einer angstvollen Scheu, die er nicht begriff, und von seinem eigenen, strahlenden Jubel schien Nichts in ihr zu sein. Bang und forschend flogen ihre Augen zu ihm hinüber. Sie warf sich endlich so stürmisch an seine Vrust, als wollte sie dort Schutz suchen, und ein krampfartiges Schluchzen durchschütterte ihren ganzen Körper. Pompilio streichelte ihr besänftigend über das üppig-weiche Haar. Er dachte erst jetzt daran, wie krank sie ja gewesen war, und was sie Alles durchgemacht haben mochte. Und er selber, dessen heilige Pflicht es gewesen war, ihr in allen ihren Nöthen beizustehen, war ihr fern geblieben. Kein

Wunder, daß sich jetzt die gewaltsam zurückgedrängte Qual einmal Luft machte, nun er endlich da war und seinen Arm nin sie schlang. Er fühlte sich beschämt und gerührt. Am meisten nahm es ihn jedoch Wunder, daß es sie nicht drängte, ihm das Kind in den Schooß zu legen. Er mußte erst mehrere Male danach fragen, ehe sie sich endlich entschloß, ihn in die Kammer zu führen, wo es, in einem großen Korb gebettet, lag nnd friedlich schlummerte. „Weck' es nicht ans!" bat sie.
Er betrachtete es, sich das Kinn streichend, halb belustigt, halb weich gestimmt. „Es sieht Dir ähnlich," entschied er zuletzt, „und es wird ein Prachtmensch werden. Solch' ein strammer Vursch! Da kann man sich denken, daß es Dir beinahe das Leben gekostet hat, poverkllg,! Aber es ist eben ein Fanti von Eivitelln!" Befriedigt lächelnd fchritt er wieder hinaus. Eamilla hatte sich noch gar nicht vor ihm gezeigt. Zuletzt fiel es ihm auf, und er fragte nach ihr. Ginevra berichtete ihm, daß sie sich wenig wohl fühle, die Pflege scheine sie schwer angegriffen zu haben, und es sei Zeit, daß man ihr das Haus endlich wieder frei mache. Dann schien sie immer noch ein Geständniß auf den Lippen zu haben, das sich nicht loslösen wollte, bis sie endlich, ihren Kopf an feiner Schulter ver-steckend, rasch sagte: „Du mußt noch Eins erfahren, Pompilio: ich — ich kann das Kind nicht nähren."
Er verstand sie erst gar nicht. „Das Kind? Wieso denn? Du?"
„Ich — ich habe keine Milch für das Kind. Es muß mit Kuhmilch aufgefüttert werden. Versiehst Du? Das sollte eigeiitlich nicht sein. Aber — es ist eben nicht gut gegangen. Eamilla hat es Dir ja schon sagen lassen. Und mm muß ich geschont werden. Aber es wird schon gedeihen, das Kleine, Du brauchst Nichts zu fürchten — Bist Du sehr böse, Pmnvilio?"
Er lachte breit und behäbig. Er hatte gar nicht daran gedacht, daß kleine Kinder von der Mutter genährt werden müssen, und seinetwegen mochte der Junge gleich Spaghetti mit Pomi d'oro essen und rothen Wein dazu trinken, ihm galt das Alles Eins. Wenn er nur gedieh! Und er würde gedeihen — »auto ckiavolono! ein Fanti, der künftige Sindaco von Eivitella!
Als Pompilio Eamilla Vergato endlich sah, erfchrak er über ihren An-blick. Sie war hohläugig und sah krank und gealtert aus. Ihre Wangen branwen dabei wie im Fieber. „Ihr seht aus, als märet Ihr die Wöchnerin und nicht Ginevra," sagte Pompilio mit einem verunglückten Scherz; „ich sehe, Ihr seid krank."
Sie zuckte gleichmüthig die Achseln. „Es ist Nichts. Das Fieber scheint von drunten einmal bis zu uns heraufgekrochen zu fein, denn es sind ihrer Mehrere, die hier darniederliegen. In unferer guten Luft hält es sich aber nicht lange. In einer Woche denk' ich wieder zu sein, wie früher."
^

„Wir haben Eamilla viel zu danken," murmelte Ginevra.
Aber Lamilla wehrte, als Pompilio sprechen wollte, unmuthig ab.
„Laßt das! Ich habe gethan, was ich für nothwendig hielt. Seid
Ihr mit Eure,« Kinde zufrieden?"
„Ein echter Fanti!" sagte Pompilio mit ruhigem Stolz. —
Am anderen Morgen brach man auf. Ginevra war scheu und gedrückt,
man merkte ihr an, daß sie Eile hatte, fortzukommen. Camilla Vergato
bettete das Kind sorglich in dem Hängekorbe am Sattel des Maulthieres.
Sie küßte es leidenschaftlich zum Abschiede. „Halt' es gut," raunte sie
Ginevra zu und setzte, gegen Pomvilio gewandt, bei: „Mir ist es wie
mein Kind, nachdem ich ihm in die Welt verholfen habe."
„Ich hoffe, Ihr kommt oft, um Euch von seinem Gedeihen zu über-
zeugen," sagte Pomvilio.
Aber Camilla schüttelte den Kopf. „Ihr braucht mich setzt ja nicht
mehr. Glückliche Menfchen brauchen überhaupt keinen Tritten. Und Ihr
feid doch glücklich? Jetzt gewiß."
Pompilio begann es schon seit geraumer Zeit zu wurmen, daß man
es ihm als ein besonderes Glück preisen wollte, Vater eines Sohnes ge-
worden zu sein, während das im Grunde doch nur das Natürliche und
Selbstverständliche war. Er hatte längst aufgehört, zu prahlen und groß-
zuthun. Wer ihm jetzt fein Loos als ein besonders glückliches erwähnte, be-
leidigte ihn bereits, weil Pompilio darin eine Anspielung auf sein langes,
vergebliches Warten und sein vorzeitiges Verzagen witterte. „Ich habe,
was mir zukommt," versetzte er trotzig; „zun: Glück braucht's noch allerlei
mehr und Anderes. Gehabt Euch wohl!"
In solcher Stimmung ritt er davon, während Ginevra mit hängendem
Kopfe im Sattel lehnte und Eamilla Vergato auf der obersten Stufe
ihrer Haustreppe stand und ihnen nachblickte. Ter halbe Ort war zu-
sammengelaufen, um den Sindaco von (iiuitella abreiten zu sehen. Sie
aber stand unbeweglich, die Augen leicht mit der Hand fchattend, nur den
rechten Fuß leicht vorgestellt, als wollte auch sie zu einem Gange sich in
Bewegung setzen. Ihre Lippen lagen hart und fest aufeinauder, wie wenn
sie Etwas in sich verschließen und zurückdrängen wollte, und ein finsterer,
schmerzlicher Ernst lagerte auf ihrer Stirn. Noch als der Hanfe sich zer-
streut hatte und die Maulthiere längst um die Ecke der engen, steilen Gasse
verschwunden waren, stand sie so da, und ihre dunklen Augen starrten reg-
los hinaus.
Der kleine Pompilio wuchs im Hause ,des Sindaco von Livitella
kraftvoll Iheran, trotzdem ihm die Mutterbrust fehlte. „Es ist eben ein
Fanti," blieb des Sindaco Antwort, wenn die Gevattern darüber und über
die prächtige Veranlagung des Knaben bewundernd sich äußerten, der klug

und energisch in die Welt blickte. Er würde sich nicht gewundert haben, wenn man ihm täglich über neue Leistungen und Heldenthaten des Kindes berichtet hätte; das Erstaunliche war ihm nur gerade das Natürliche bei einem Fanti. Manchmal wies er Ginevra geradeswegs zurecht, weil sie über die Fortschritte des Knaben in seinen! Verständnis) für die Dinge der Welt sich mit zu überschwänglichem Lobe aussprach. Man durfte das Selbst-verständliche nicht so aufbauschen oder man beleidigte dadurch das Geschlecht, dem der Knabe angehörte. „Tu siehst nun wohl ein," sagte Pompilio ein-mal, „was es bedeutet hätte, wenn dies Geschlecht nicht fortgepflanzt worden wäre."

Ginevra war die zärtlichste Mutter, die sich ausdenken ließ. Es war, als ob sie das Kind durch verdoppelte Eorglichkeit dafür entschädigen wollte, daß sie ihm die natürliche Nähronelle versagte. Ans dein Hause kam sie eigentlich niemals. Die Kinderstube war ihre Welt, und sie sah nur die Menschen, welche sie dort aufsuchten. Zu Zeiten war sie wie in Andacht vor dem Kinde versunken, das ihr täglich neue Wunder offenbarte. Ihr Wesen war still und demüthig geworden, es erregte oft den Anschein, als komme sie sich des ihr gewordenen Glücks nicht würdig vor, oder dasselbe mache sie doch scheu nnd bescheiden. Sie trug an diesen« Zuviel des Be-seligenden, wie an einer schweren Last, und eine beständige Angst war in ihr lebendig, daß es so nicht bleiben könne. Sie wachte über dem Xinde mit einer Sorge, als könne es ihr entrissen werden, oder als stelle man ihm nach. So groß und süß hatte sie sich die Wonnen niemals vorgestellt, die der Vesitz eines Kindes verleihen konnte. Und dies Kind war nicht einmal das ihrige. Konnten sie noch größer sein, wenn es das ihrige ge-wesen wäre? Wenn sich Ginevra das Hirn darüber zergrübelte, kamen sie oft eine heiße, unbestimmte Eifersucht, ein Neid, manchmal auch eine Furcht an, die sie selber nicht begriff.

Sie betete immer noch sehr viel. Ihr Herz war so voller Dank, daß es sie dazu trieb, und sie glaubte auch durch ihr Veten jede drohende Ge-fahr abwenden zu können.

Eamilla war noch niemals nach Eiuitella gekommen und hatte auch Nichts von sich hören lassen. Ginevra begriff das nicht, aber es war ihr gerade recht. Sie bangte vor dem Augenblick, wo Eamilla kommen und das Kind fehen würde. Konnte dieser eine Augenblick nicht Alles über den Haufen werfen, was sie bis dahin als unumstößlich angesehen? Ginevra versetzte sich selber in die Lage der Schwester, nnd gerade deshalb fürchtete sie sich vor deren Kommen, besonders wenn sie das >vino in ihren Armen hielt. Eamilla selber mochte wissen, daß sie fernbleiben muffe, um jedem Eonflict aus dem Wege zn gehen. Bald verwunderte sich Ginevra jedoch darüber, daß sie es trotz Allem ertrug, bald empörte sich Alles bei ihr in dem Gedanken, irgend ein Anderer — ob Eamilla oder wer sonst — könne je ein Necht geltend machen nn dies Kind, das sie mit jedem Tage leiden-

^

schaftlicher liebte und das mit jedem Tage mehr ihrKind wurde. Sie be-
gann allmählich zu vergessen, daß nicht sie ihm das Leben gegeben. Mehr
hätte sie es auch dann ja nicht lieben können. Sie gewähnte sich mit jeder
Regung ihres Inneren täglich mehr in die Vorstellung hinein, das; sie des
kleinen Pompilio rechte und einzige Mutter sei.
Eines Tages machte sie eine schreckliche Entdeckung: sie fand auf der
linken Schulter des Knaben ein starkes Hervortreten des bläulichen Geäders,
das so eine überraschende Aehnlichkeit mit dem gleich gearteten Muttermal zeigte,
welches Eamilla auf der uämlichen Stelle trug. Ginevra hatte es früher nicht
bemerkt, es mußte sich erst jetzt gebildet haben. Und nun stand zu befürchten,
daß es weiter und weiter jenein Muttermal Eamillas ähnlich werden würde.
Und Pompilio kannte dasselbe. Gineura erinnerte sich ganz wohl, daß er
es einmal entdeckt hatte, als er in Santo Stefano gewesen war, damals,
als er noch nicht um sie geworben. Eamilla hatte in der sommerlichen
Hitze damals immer ein Kleid getragen, das Hals und Schultern freiließ,
und nur die letzteren in Pompilios Gegenwart mit ihrem schwarzen Spitzen-
schleier verhüllt. Einmal war er aber unvermerkt in ihre Mhe gekommen
und hatte sie überrascht und Alles gesehen. Er war erschrocken gewesen,
er hatte das später Gineura, nachdem sie sein Weib geworden, selber er-
zählt, und lachend hatte er hinzugesetzt: „Wer weih, ob ich sonst nicht sie
genommen hätte, statt Deiner! Aber meine Kinder dürfen keine Muttermale
haben. Die Fantis sind immer makellosen Leibes gewesen."
Wie genau Ginevra das Alles noch wußte, wie deutlich sie sich jedes
seiner Worte nnd der Stunde, wo sie gesprochen worden, erinnerte! Und
nun diese Entdeckung, daß sein Knabe das Mal Lamilla Vergatos an sich
trug! Wenn er sie machte, er würde rasend werden. Aber daran nicht
genug. Was würde er sonst denken? Würde er da nicht mit Gewall auf
die Wahrheit gestoßen, diese furchtbare Wahrheit, die ihm sonst so leicht
verborgen gehalten werden konnte, nachdem die Gefabren der Enthüllung
alle sonst glücklich beseitigt worden waren? Wenn nur eiu leiser Verdacht
erst, nur der Gedanke an die bloße Möglichkeit eines Vetrnges in Pompilio
ausstieg, war schon Alles verloren. Wie leicht würde sich dann Glied zu
Glied fügen lassen! Kurz nach Eamillas Besuch in Livitella halte sie sich
Mutter gefühlt; ihre Niederkunft hatte sie nur in Santo Stefano bei
Eamilla und in Abwesenheit Pomvilios erleben wollen, der seinerseits erst
nach fast zwei Wochen sie und sein >Und heimgeholt hatte, für welches sie
keine Nahrung befaß; Eamilla hatte er leidender vorgefunden, als sie selbst.
Wenn er das Alles zusammentrug, was ihm bisher nicht aufgefallen war,
und dann das Mal sah, das ihn einst an Eamilla entsetzt hatte, genau das
gleiche Mal, — todten würde er sie, vielleicht, ohne sie nur zu hören. Ein
Ausbruch furchtbarer Naserei würde erfolgen. Oh, sie kannte ihn, er war
schrecklich in seinem Zorn, blind und grausam, wie kein Zweiter. Sterben
mußte sie unter seinen Händen, sie und das Kind, das er nicht einmal

für das seinige halten würde, sondern für einen untergeschobenen Bastard
Eamillas.
Ginevra hatte seit der Entdeckung, die sie gemacht, gräßliche Visionen.
Das Mal auf der Schulter des Kindes mußte Pompilio verborgen gebalten
werden um jeden Preis. Aber sie wußte nicht, wie das geschehen konnte.
Pompilio liebte es, seinen Sohn zu sehen, wenn er gebadet wurde und
kraftvoll im Vasser seine kleinen Glieder streckte. Auch sonst konnte man
ihn nicht immer Kleider tragen lassen, welche die Stelle verdeckten, wo das
Mal sich befand. Jeden Morgen ruhten Gincuras Augen mit wachsendem
Bangen darauf. Vergrößerte es sich nicht? Bildete es sich nicht immer
weiter zu jenem Muttermal Camillas aus? Trat es nicht immer schärfer
und deutlicher hervor, um laut und offen zu predigen: dies Mal da habe
ich von meiner Mutter geerbt, es ist das unuerlöschliche Erkennungszeichen,
das sie mir bei meiner Geburt für's ganze Leben aufgedrückt hat? Wie
Ginevra es haßte, dies Mal! Jeden Tag schien es zuzunehmen. Es kam
ihr wie eine Bosheit, wie ein Racheact Camillas vor, die sich das Kind
batte sichern, es unlöslich an sich ketten wollen, während sie es scheinbar
preisgab. Wenn sie es hätte fortküssen, mit ihren Thräuen fortfchwemmeu
können! Getilgt mußte es werden, es toste nun, was immer. Erst in
dem Augenblick, wo es verschwand, würde dies Kiud ihr Kind sein. Wie
eine Raserei packte es sie manchmal an. Sie hätte dem Kinde die Schulter
zerfleischen, mit ihren Zähneu zerbeißen mögen, um nur das schreckliche
Mal aus der Welt zu schaffen. Wehe Camilla, wenn sie in dieser Zeit
ihr vor Augen gekommen wäre! Ginevra haßte ihre Schwester. Wie ein
bitterer Hohn kam es ihr vor, daß sie ein Kind besaß, welches eine Andere
als das ihrige gezeichnet hatte. Nach allen Qualen und Wirrungen dies!
Man hätte darüber lachen können, wenn es nicht so unsäglich traurig gewesen
wäre. Eine Kleinigkeit, ein Nichts, — und Alles konnte, mußte daran
scheitern, nachdem man das Ziel schon erreicht zu haben gewähnt!
Ginevra fragte unter dem Siegel der Verschwiegenheit die alte
Enrichetta, von der sie sich einst erfolglos hatte „besprechen" lassen, um Nath,
wie man ein Muttermal aus der Welt schaffen könne. Tie Alte gab ihr
genaue und untrügliche Anweisungen. Die Salbe, die sie zu sicherer Ver-
tilgung des Mals aus wunderkräftigeu Kräutern unter Anwendung von
allerlei Zaubersprüchen bereitete, mußte Ginevra mit einer namhaften Summe
bezahlen. Die Hauptsache war aber nach der Versicherung der Alten, daß
man an das Mittel glaubte. Ginevra konnte sich nicht zwingen, daran zn
glauben, so gern sie wollte. Es lebte die unauslöschliche Furcht in ihr vor
einem Fluch, der auf ihrem Thun ruhte, und davor, daß dies Mal auf der
Schulter des Kindes von der heiligen Jungfrau gewollt fei. Dennoch
wandte sie das Mittel eifrig an. Aber es fruchtete Nichts. Alles blieb,
wie zuvor. Mit jedem Tage schien das Mal dem Camillas ähnlicher zu
werden.

Eines Tages sagte Pompilio, der den auf Ginevras Schootz ruhenden Knaben aufmerksam betrachtete, plötzlich: „Wie sehr er Eamilla Vergato ähnelt! (5s ist merkwürdig."
Ginevra erbebte vom Scheitel bis zn den Fußspitzen. War schon Alles entdeckt? Sie wagte ihren Blick nicht zu dem Pompilios aufzuschlagen. Wenn er noch nicht Alles wußte, jetzt hatte er es iu ihren Augen lesen müssen, in denen ihr ganzes Entsetzen sich spiegelte. Sie preßte den Knaben nur noch enger an sich und murmelte: „Das finde ich nicht. Das finde ich ganz und gar nicht."
Pompilio lachte gutmüthig. Er glaubte sie in ihrem Mutterstolz gekränkt zu haben, strich ihr wider seine Gewohnheit zärtlich über's Haar und sagte: „Was ist dabei eigentlich zu verwundern? Ihr Schwestern gleicht Euch ja Beide in« Grunde, wie ein Ei dem anderen. Nur der Bursche bekommt die kräftigeren Formen Eamillas." Damit ging er.
Er kam auf seinen Ausspruch nicht wieder zurück, und Ginevra konnte sich sagen, daß ihre Angst vergeblich gewesen sei. Dennoch war sie sich ganz klar darüber, daß es hier keine Zeit zu verlieren gab. Was einmal glücklich abgewendet worden war, konnte das nächste Mal jählings hereinbrechen. Das Mal durfte Pompilio keinesfalls gewahr werden, wenn er nicht aus seiner arglosen Verwunderung zu stachelnden: Verdacht geweckt werden sollte. Wer konnte wissen, ob er nicht schon jetzt blos mit ihr spielen wollte, ehe es Ernst wurde? Als Pompilio in den nächsten Tagen sich zu einer Fahrt nach Rom rüstete, bat sie ihn, sie mitzunehmen. Sie hatte ihre Pathin dort wohnen, eine Schwester ihrer verstorbenen Mutter, um die sie sich sonst wenig gekümmert hatte, die sie nun aber durchaus einmal besuchen zu müssen erklärte, zumal sie ihr den Knaben noch garnicht gezeigt hatte.
Pompilio war zwar sehr erstaunt, erhob aber keinen Widerspruch, und sie reisten zusammen. Als er sie in Rom bei der Pathin abgesetzt hatte, nm seinen eigenen Geschäften nachzugehen, blieb sie nur kurze Zeit dort und verließ das Haus mit ihrem Kinde wieder, nm einen berühmten Arzt aufzufuchen, dessen Ruf selbst bis in die Berge der hohen Sabina gedrungen war. Dies war der einzige Zweck ihrer Fahrt gewesen. Der Professor sollte ihren: Kinde das entstellende Mal forttilgen, welches das Glück ihres Lebens zerstören nrußte, wenn es blieb. Ter Pathin, die ihr das Haus des Arztes zeigen mußte, hatte sie gesagt, das Kind leide an einem inneren Uebel, das sie vor ihrem Manne geheimhalten müsse, um ihn nicht in Angst nnd Sorge zu versetzen. Mit hoffnungsfreudigem Herzen betrat sie das Sprechzimmer des Professors, das von Pattenten dicht beseht war. Erst ein Fünflire-Schein an den Diener verschaffte ihr Eintritt. Zeit zu warten, hatte sie nicht, und zu theuer war ihr Nichts, was sie ihrem Ziel näher brachte.
Der Professor war ein starker, breitschultriger Herr mit bartlosem, scharfkantigen: Gesicht und tiefliegenden, durchbohrende,: Augen. Er hörte

Ginevra schweigend an, ließ sich das Mai auf der Schulter des Kindes
zeigen, verwandte keinen Nlick von ihrem (Besicht und fragte endlich:
„Wozu wollen Sie es forthaben? Es schadet dem Knaben Nichts und
macht ihn um Nichts häßlicher. Kein Mensch wird es sehen. Es ist keine
Krankheit nnd keine Entstellung. Ich verstehe nicht, was Sie wollen."
Ginevra beharrte bei ihrem Entschluß. „Es muß fort," wiederholte
sie. Wie eine sire Idee war es bei ihr geworden.
Ten Professor interessirte offenbar nur die Mutter, die sich in diesen
Gedanken verbissen hatte, ihr Kind von einem völlig unschuldigen, sür die
Menschen unsichtbaren Muttermal zu befreien, nicht das Kind selber oder
die Operation, die man von ihm verlangte. Er hatte auf den ersten Blick
gesehen, daß sie völlig unausführbar fei, da man in das Adergeflecht nicht
einschneiden durfte. Aber er wollte erforschen, was diese Fran aus den
Sabinerbergen veranlassen konnte, auf ihrem Willen zu bestehen. Es reizte
diesen in jeder Minnte studirenden Psychologen, darüber in's Klare zu
kommen. „Würden Sie die Operation auch vornehmen lassen wollen, wenn
sie auf Tod und Leben ginge?" fragte er, immer mit feinen Äugen in ihren
Zügen lesend.
Ginevra befann sich. Aber nur einen Moment. Dann erwiderte sie
rauh und heftig- „Auch dann."
Ter Professor wurde in feiner Diagnose immer unsicherer. War das
wirklich blos hochgradige mütterliche Eitelkeit? Oder war es beginnender
Wahnsinn? Er war sichtlich gespannt, er interessirte sich immer mehr für
diesen Fall. Mit feiner Uhrkette spielend, aber immer feine fcharfen, dunklen
Augen in ihr Gesicht bohrend, warf er hin: „Ich muß Sie darauf vorbe-
reiten, daß mehr für einen unglücklichen, als für einen glücklichen Ausgang
der Operation spricht, und ich bin deshalb strafbar, wenn ich fie in folchem
5vnlle dennoch vornehme, — doppelt strafbar, weil hier weder eine Gefalir
für den Knaben, noch überhaupt ein Leiden oder eine widrige Entstellung
vorliegt, wenn die Operation unterbleibt. Ich setze ein Menschenleben auf'o
Spiel blos um einer Laune willen. Sie werden begreifen, daß ich dazu
keine fonderliche Lust habe. 'Wenn Sie mir alfo nicht irgend einen zwingenden
Grund angeben können" —
Keinen Moment ließen feine bohrenden Blicke von ihr. Ginevra über-
fiel es plötzlich mit einer irren Angst. Was wollte dieser Mann von
ihr? Ahnte er den wahren Grund, weshalb sie diese Operation wollte?
Verlangte er ein offenes Geständnis; ihrer Schuld von ihr? Nlos um
Pomvilio Alles zu verrathen? Wie ein Wahnsinn packte sie es an. Er
sollte sie nicht überlisten, er nicht. Etwas einem Lachen Aehnliches brach von
ihreu Lippen. Wahrscheinlich war es überhaupt eine Lüge, daß diese Opera-
tion so gefahrvoll sein sollte, und er wollte sie nur schrecken nnd auf's
Glatteis führen. Oh, er follte sich getäuscht haben. „Ter Grund ist, daß
ich will," sagte sie hart und herrisch. „Ich will eben. Und nun bedenken

Sie sich nicht länger. Ich bin die Mutter, ich nehme die Verantwortung
auf mich."
Eine Minute des Schweigens trat ein, eines Schweigens, in dem die
Augen des Arztes dieser Frau das Grauenvolle ihres Vorhabens ohne
Worte deutlich zu machen suchten. Dann fragte er kühl und geschäftsmäßig:
„Haben Sie die Einwilligung des Vaters?"
Gineura stutzte. „Des Vaters? Warum? Wenn ich Ihnen sage" ^
„Das Gesetz verbietet uns, eine Operation auf Tod nnd Leben an
einem Kinde vorzunehmen ohne die ausdrückliche Genehmigung des Vaters
oder Vormundes. Die der Mutter genügt dazu nicht. Bringen Sie mir
alfo diese Genehmigung! Meine Zeit ist beschränkt. Haben Sie sonst noch
Etwas zu sagen?"
Gineura war wie zerschmettert. Sie hatte sich schon dickt vor der Er-
füllung ihres heißen Wunsches gesehen, und nun war Alles wieder verloren.
Die Einwilligung des Vaters! Wenn Pompilio geahnt hätte, wozu er sie
geben sollte, wo sie sich setzt mit seinem >tinde befand, und was sie vor«
hatte! Ein Schwindel erfaßte sie. Ihr grauste plötzlich vor sich selber.
Sie hatte sich soweit fortreißen lassen, daß sie am Rande eines Abgrundes
gestanden hatte und in ihn binabgestürzt wäre, wenn nicht fremde Hände
sie davon zurttckgerissen hätten. Das Kind ans Leben und Tod dem Messer
eines Arztes ausliefern! Wer das wußte, der wußte zugleich auch, daß
es ihr Kind nicht war. Aber konnte sie denn anders? Gab es noch
einen andern Ausweg?
Während das Alles noch in ihr durcheinander tobte und gährte, er-
klangen plötzlich die ernsten, mit durchdringender Stimme, aber nicht ohne
einen Ton des Mitleids gesprochenen Worte des Arztes an ihr Obr-
„Gehen Sie, Frau! Sie siud entweder eine große Sünderin oder eine
Irrsinnige, die selber des Arztes bedarf. Cin Drittes ist nicht denkbar.
Ich habe Ihnen noch nicht die volle Wahrheit gesagt: diese Operation ist
überhaupt unmöglich, sie würde unfehlbar den Tod des Knaben herbeiführen.
Kein Arzt wird sie vornehmen. Und nun gehen Sie in sich und beten Sie,
daß Ihnen Ihre Sünde nicht zu hoch angerechnet werden möge, oder daß
Sie Heilung finden, Leben Sie wohl."
Ginevra wußte nicht, wie sie aus dem Sprechzimmer des Arztes uud
dann aus dem Haufe in's Freie gelangte. Sie hatte drunten auf der
Straße nur das Gefühl, als ob in Wartezimmer und Eorridor hundert
Augen sie verwundert angestarrt hätten, während sie uorüberhastete. Wie
auf der Flucht kam sie sich vor. Eine furchtbare Angst war in ihr, sie
wußte selbst nicht, wnrnm und wovor? Sie glaubte sich verfolgt, sie meinte,
auf der Straße fchane alle Welt sie an, drehe sich nach ihr um, wolle ihr
den Knaben entreißen, den sie auf dem Arm trug, diesen Linaben, den sie
erbarmuugslos hatte dem Messer überliefern wollen, dessen Leben bei ihr
nicht mehr sicher war. Sie mußte plötzlich an jene Gefchichte der Vibel

denken, wo zwei Mütter sich um ein Kind gestritten hatten, bis der weise
«ö«ig entschieden, man soll dasselbe zwischen ihnen theilen. Diejenige
der Neiden, die hiermit einverstanden gewesen, war da gleich entlarvt
worden, daß sie die Mutter nicht sein könne. War das nicht, wie bei
ihr selber? Der kluge Mann dort oben zwischen seinen Instrumenten lind
Messern hatte es sofort erkannt: die Frau, die ein Kind auf Tod und Leben
will operiren lassen, um eines Muttermals willen, ist dieses.«indes Mutter
nicht. Vis auf den Grund ihrer Seele hatten seine Augen ihr geblickt,
und immer noch sah sie dieselben vor sich und fürchtete sich vor ihnen.
Und die Worte des Arztes hallten in ihr nach: eine große Sünderin oder
eine Wahnsinnige! Ja, das war sie, er hatte Recht, — Eines von Beiden
oder Neides zugleich, sie wußte es selber nicht. Planlos, zwecklos irrte sie
durch die Straßen. Wohin nur? Was jetzt thuu? Das Mal konnte also
nicht vertilgt werden, es mußte bestehen bleiben, wie ein dauerndes Er-
kennungszeichen zwischen Mutter und Kind, wie ein dauernder Makel, der
dem anhaftete, was sie gethan hatte, uud wie ein Veweis dessen, daß die
himmlische Jungfrau es nicht gewollt, ihren Segen dazu nicht gegeben hatte.
Früher oder später würde Pompilio es gewahren, und dann mochte Gott
ihr gnädig sein. Neten sollte sie, hatte der Arzt gesagt. Wenn er gewußt
hätte, wieviel sie gebetet! Und immer, immer umsonst. Nein, da war
die Hilfe nicht. Wo aber dann?

Als Ginevra mit Pompilio, wie verabredet worden war, auf dem
Bahnhofe zufammentraf, erschrak er über das Ausfehen seiner Frau. Sie
war bleich, und die Augen brannten ihr unstcit und fteberisch im Gesicht.

„Was ist Dir zugestoßen?" fragte er sie.

„Nichts, gnr Nichts," versicherte sie.

„Er schüttelte den Kopf. „Das Pflaster von Nom thut Dir nicht
wohl, wie es scheint. Ein ander' Mal bleib daheim!"

Ginevra hielt es schließlich nicht mehr aus mit ihrer Angst vor der
Entdeckung. Jede Stunde wartete sie darauf, daß sie erfolgen sollte. Sie
fieberte ihr förmlich entgegen. Es war ein Selbstuernichtungstrieb in ihr
wach geworden, der sich zuletzt nicht mehr bezähmen ließ. Und eines Tages
sagte sie zu Pomvilio: „Weißt Du eigentlich schon, daß unser Xind ein
Mal auf der Schulter hat?" Ihre Stimme klang ganz kühl und gleich-
giltig.

„Warum nicht gar!" lachte er.

„Aber wahrhaftig!" bestätigte sie, „Du kannst Dich darauf verlassen.
Vs wird mit jedem Tage deutlicher."

Seine Brauen runzelten sich leicht. „Zeig' mir's!"

Und sie zeigte es ihm, ohne alles Zögern, mit einein beinah heraus-
fordernden Blick. Pomvilio war erstaunt, er hatte bisher noch Nichts davon

bemerkt gehabt. „Gerade wie bei Eamilla Vergato!" sagte er sofort un-
willkürlich, aber nur voller Verwunderung, nicht anklagend und nicht arg-
wöhnisch.
„Gerade so," bestätigte Ginevra mit fester Stimme.
Pompilio betrachtete das Mal aufmerksam, er betastete es sogar. Und
Ginevra stand dabei und wartete. Sie wartete mit einem gewissen Heiß-
hunger. Worauf? wußte sie kaum. Wahrscheinlich aber würde er sie doch
nun zu Boden schlagen, mit einem einzigen zerschmetternden Fausthieb.
Ihre Augen rüsteten sich, den seinigen zu begegnen, wenn sie lauernd, in-
grimmig, wutherfüllt ihr nun entgegenfunkeln würden, um ihr das grauen-
volle Geständnis; zu entlocken, das er längst errathen hatte und jetzt doch
von ihr mit der wollüstigen Sehnsucht der Selbstzerfleijchung vernehmen
wallte. Weshalb rührte er sich gar nicht? Weshalb sah er so theilnahm-
los, scheinbar nachdenklich da, immer noch das Mal auf der Schulter feines
Kindes betrachtend, als könne er sich gar nicht davon trennen? Hatte das
Ungeheuerliche, das ihm hier nahetrat, ihn gelähmt? Brütete er noch
über das, was er thun sollte, um sie zu vernichten, um seinen Rachedurst
zu kühlen? Ein seltsames, trotziges Todesverlangen war in Ginevra.
Nun hob Pompilio endlich langsam seinen Kopf auf und bewegte ihn
eine Weile hin und her.
„Merkwürdig!" murmelte er. „Hat Deine Mutter auch folch' ein Mal
gehabt? Wahrscheinlich doch. Woher hätt'es Eamilla Vergato sonst? Und
nun hat es sich wieder auf unser Kind vererbt. Seltsam! Aber dergleichen
kommt vor. Ich habe schon öfters davon gehört und Aehnliches erlebt."
Ginevra athmete eine Weile kaum. Was war das? Sie hatte sich
also all' die Zeit umsonst geängstigt und gequält? Er schöpfte gar keiuen
Verdacht aus jenem Muttermal Eamillas? Nicht der leiseste Gedanke kam
ihm an die Möglichkeit eines Betruges, eines unerhörten, schmachvollen
Spiels, das man mit ihm getrieben? Nur eine Naturerscheinung war es
ihm, was er da sah? Und sie hätte beinah' dag Leben des Kindes auf's
Spiel gefetzt, um diefer Stunde der Entdeckung zn entgehen! So ver-
traute ihr Pompilio, fo fest, fo unerschütterlich fest glaubte er an sie! Etwas
wie Rührung überkam sie. In dieser Minute suhlte sie sich eigentlich zum
ersten Male schuldig ihm gegenüber, während sie bis dahin aus der Zwangs-
lage, in die er sie versetzt gehabt, ihre Unschuld gefolgert hatte. Es währte
geraume Zeit, ehe sie überhaupt Etwas sprechen konnte; die mannigfachsten
Empfindungen wogten chaotisch in ihr durcheinander.
„Dn bist nicht böse?" fragte sie endlich, wie aus einem Traum erwachend.
Pompilio lachte kurz auf. „Was kannst Du denn dafür? Man
wird es ja nicht fehen. Sprich nur zu Niemand davon!" Er' stand auf,
zauste sie liebkosend einen Augenblick im Nackenhaar und fügte dann, sich zu
ihrem 3)hr niederbeugend, halblaut hinzu: „Der nächste wird es nicht haben,
hoff' ich." Dann ging er. —

Ginevra war so betäubt von dem Erlebten, daß sie längere Zelt hindurch gar nicht daran zu glauben vermochte, die gefürchtete Stunde sei nun wirklich vorüber und all' ihre Angst, all' ihr Grauen seien vergeblich gewesen. Gerade daß Pomvilio gar nicht wieder auf das Muttermal des Kindes zurückkam, beunruhigte sie. Im Innern beschäftigte ihn diese Entdeckung doch zweifellos. Und wenn nun leise das Samenkorn des Argwohns, das jene Stunde gestreut, dennoch in ihm aufging und langsam, ganz langsam wuchs, und eines Tages trat er vor sie hin, und seine Blicke entrissen ihr das gräßliche Geständnis;, das in ihrer Seele brannte und brannte — sie schauerte manchmal wie in Fieberfrost zusammen, wenn sie daran dachte. Pomvilios Schweigen machte sie unruhig und verwirrt.

Dazu begann eine neue Sorge für sie. Pomvilio hoffte auf einen zweiten Sohn. „Der nächste wird das Mal nicht haben," hatte er zu ihr gesagt. Schon früher hatte er öfter von einem zweiten Sohn gesprochen, den er sich wünschte. Seit der Entdeckung des Muttermales auf der Schulter feines Erstgeborenen schien dieser Wunsch heftiger und dringender in ihm geworden zu sein; fast jeden Tag gab er ihm irgendwie Ausdruck. Endlich sagte sie ihm, daß sie ganz sicher nie einen zweiten Sohn haben werde. Sie wollte das durch ein erbetenes Zeichen der himmlischen Jungfrau erfahren haben, das ganz untrüglich fei. Auch Eamilla hatte es ihr damals gesagt: dieser Sohn werde ihr einziger sein. Eamilla mußte allerlei Neweise dafür haben, denn sie hatte hinzugefügt, es sei auch ein Glück so, weil Ginevra bei einer zweiten Niederkunft schwerlich mit dem Leben davongekommen wäre. Uebrigens hatte Pomvilio sich ja immer nur einen Sohn gewünscht, und die Fantis hätten zumeist nur einen einzigen gehabt.

Pomvilio ließ das Alles aber nicht gelten. Es war nicht gut, wenn das Geschlecht immer nur auf zwei Augen stand. Er hatte das zur Genüge jetzt erfahren, während der ganzen Zeit, wo er vergeblich auf einen Nachkommen gewartet hatte und hatte befürchten müssen, sein Raine werde ganz und für immer aussterben. Wenn nuu der kleine Pomvilio, was die heilige Jungfrau verhüten möge, — nicht groß wurde, was dann? An Zeichen und Prophezeiungen glaubte er übrigens nicht, und Eamilla Vergato konnte in diesen Dingen unmöglich Erfahrungen haben.

Das Unglück wollte es, daß der Knabe in jener Zeit zu kränkeln begann. Er bekam Zähne und fieberte dabei. Einmal hatte er sogar Krämpfe, und Pompilio kam darüber zu und erlebte es mit. Aus den Blicken, mit denen er sie ansah, als Alles vorüber war, entnahm Ginevra, was er dachte und wollte. Sie zitterte vor Angst-, es war auch Etwas wie Ekel in ihr. Fast jede Nacht verlangte Pompilio jetzt nach ihr.

Eines Tages, als wieder brütender Sommer über den Bergen lag, sagte ihr Pompilio, daß er nach Santo Stefano gehe; ob sie mit wolle, nm Eamilla Vergato zu besuchen.

Ginevra erschrak heiß. Was wollte Pompilio in Santo Stefano? Er
mußte in Geschäften dorthin, sagte er. Aber sie glaubte an diese Geschäfte
nicht. Er wollte Camilla über das Muttermal seines Sohnes inquiriren,
weiter Nichts. Sie selber konnte nicht mit ihm. Das hätte noch gefehlt,
daß sie zu Camilla gelaufen wäre, während sie froh war, daß diese ihr
fernblieb. Und nun gar mit dem Kinde! Denn von dem Kinde würde
sie sich ja doch niemals auch nur einen Tag lang getrennt haben. Nein,
natürlich blieb sie daheim. Und die Kränklichkeit des Kindes gab ihr den
willkommenen Vorwand dazu. In dieser Sommerhitze der weite, anstrengende
Ritt, — davon konnte keine Rede sein. Sie sagte ihm das Alles, und er
zuckte die Achseln. Nun, so ritt er eben allein, im Grunde war es auch
besser so. In drei, vier Tagen mar er zurück, es sei denn, daß er Anlaß
fand, von Santo Stefano aus noch weiter in's Gebirg zu reisen.
Es klang Alles ganz harmlos, was er sagte, und mit Heller Stirn
brach er auf, sie und den Knaben noch zum Abschied küssend. Ginevra
aber ließ sich nicht täuschen. Sie war sich ganz klar darüber, daß er nur
zu dem einen Zweck Camilla sprechen wollte uud daß der Argwohn, der
ihn: am Herzen fraß, ihm keine Ruhe mehr ließ. Als sie ihn davonreiten
sah, hoch und stattlich, wie immer, überkam es sie mit einem jähen Verlangen,
sich vor seinem Maulthier niederzuwerfen, die Arme zu ihm emvorzustrecken
und ihn anzuflehn: „Vergieb mir! Vergieb mir!" Alles wollte sie ihm
sagen, und Alles mußte er ihr ja verzeihen; denn sie hatte es nur gethan,
weil sie ihn liebte. Dann war er verschwunden, noch ehe sie die Herrschaft
über ihre Glieder zurückgewonnen hatte, die wie gelähmt waren von dein
Entsetzlichen, was nun kommen mußte.
Was würde Camilla ihm sagen? Würde sie schweigen können? Sie
uerrieth sich ja selber, sie gab sich selber preis, wenn sie bekannte. Und
doch: konnte man Pompilio Fanti gegenüber denn lügen? Hätte sie es
gekonnt, wenn er sie gefragt hätte, Auge in Auge? Seine großen, wilden,
herrischen Augen muhten Jedem sein heiligstes Geheimnis; entreißen können!
Ohne es zu wollen, würde ihm Camilla das Geschehene beichten, — Alles,
bis in's Kleinste. Und dann?
Stunde um Stunde brütete Ginevra darüber, was dann sein würde.
Sie wußte es nicht, konnte sich keine Vorstellung davon machen. Aber
seit Pompilio fort war, verließ sie der Gedanke nicht, Tag und Nacht
bohrte er an ihr, wühlte in ibrer Seele, ließ ihr Vlut fieberhaft kreisen.
Würde er sie alle Neide tödten, die beiden Schuldigen? Manchmal war's
ihr, als würd' es das Beste sein, von seiner Hand zu sterben. Dann war
wenigstens Alles zu Ende, diese marternde Angst, dieser gualvolle Zweifel,
in denen sie langsam und stückweise hinstarb. Und es war noch Wonne,
von ihm erdrosselt zu werden. Aber das Kind! Was sollte aus dem
Kinde werden? Von dem Kinde konnte sie sich nicht trennen. Und Pom-
pilio würde es verstoßen, als einen Nastard, wie Abraham einst den Solm

Hagars verstoße,! hatte. Lieber ging sie mit ihm nn der Hand hincms in
die Wüste, wie Hagar mit IsmM. Aber nicht sie war ja Hagar, sondem
Camilla war es. Ihre Gedanken begannen sich schon zu verwirren.
Dabei wahrte es lange, bis Pomvilio zurückkam, — viel langer, als
er ihr gesagt. Fünf Tage waren schon vorüber, und er war immer noch
nicht da. Ebensowenig war irgend eine Kunde von ihni eingetroffen.
Ginevra fieberte vor Aufregung. Nun war Alles verloren. Sie träumte
von tausend Schrecknissen und hatte keine ruhige Stunde mehr. Sie betete,
ohne selbst recht zu wissen, um was, sie weinte, sie wand sich in Schluchzen
und Krämpfen auf dein Voden, wie eine Verzweifelte.
Plötzlich war Pomvilio eines Abends da, es mochte an: siebenten oder
achten Tage seit seiner Abreise sein, Ginevra konnte schon längst nicht mehr
richtig zählen. Sie hörte die Hufe seines Maulthieres draußen auf dem
Pflaster der engen Gasse klappern, und ein Schrei brach von ihren Lippen.
Dann wankte sie hinaus, ihm entgegen. Sie war jetzt äußerlich völlig
ruhig, fast starr. Sie schleppte sich nur noch so hin mit ihren gelähmten
Gliedern. Und in ihrem blutlosen Gesicht brannten einzig die Augen von
heißem Leben, alles Andere erschien wie todt. So stand sie in der Haus-
thür, als er aus dem Sattel sprang.
War auch er merklich verändert, oder kam es nur ihr so vor, da sie
Alles wie durch einen Schleier sah? Ihr erschien er finster, scheu und
gedrückt, ein verbissener Trotz lagerte in seinen Zügen. Sie meinte sogar,
daß seine Blicke sie dauernd mieden, und sicher war, daß er ihr seinen
Gruß bot, ohne sie anzusehen, und in einein so leisen und schüchternen Ton,
wie sie ihn noch nie von ihm gehört hatte. Sie stand da und starrte ihn
an, ohne diesen Gruß zu erwidern. Das machte ihn aufmerksam, und er
blickte nach ihr. Dabei erfchrak er. „Was ist denn? Was hast Du?"
fragte er hastig.
„Nichts. Warum?"
„Dil siehst schrecklich aus. Dil mußt krank sein." Sein Ntheni ging
rasch, aber seine Augen waren schon wieder znr Seite gewichen.
„Ich? Nein. Mir ist ganz wohl." Eine Pause trat ein, während
derer Pompilio dem Knecht Anweisungen ertheilte, wie er das schwer be-
lastete Maulthier behandeln solle. Tann fügte Ginevra hinzu: „Du kommst
spät."
„Geschäfte," erwiderte er kurz und zuckte die Achseln.
Dann traten sie in's Haus. „Wird er denn immer noch Nichts
sagen?" dachte Ginevra, „warum schiebt er es so lange hinaus? Will er
mit mir spielen, wie die Katze mit der Maus, ehe sie sie zerreißt? Sie
sah ihn von der Seite an. Ihr Eindruck von vorhin bestätigte sich. „Er
weiß also Alles," sagte sie sich, „aber weshalb redet er denn nicht?" Sie
selbst wollte ihn schließlich dazu zwingen. Dieses Zaudern war unerträglich.
„Du hast Camilla gesehen?" fragte sie ihn.

„Ja." Kein Wort weiter. Auch kein Blick, der sie traf. Nur dies
kurze, rauhe, widerwillig herausgestohene „Ja". Und nach seinem Kinde
hatte er noch nicht mit einer Silbe gefragt. Es war doch immer noch
sein Kind.
„Willst Du zu Abend essen? Ich wußte ja nicht, daß Du heute kämst.
Aber es ist noch vom Mittag etwas da."
„Nein, laß! Ich — ich habe nur Durst. Und ich muß ohnehin noch
heute Abend ein Wort in Geschäfts fachen mit Prospero Vnnutelli reden.
Ich geh' in die 8ts1Ia cl'oro. Gute Nacht."
Er ging wirklich und ohne das Kind gesehen zu haben. Ginevra
starrte ihm lange nach. Sie griff sich an den Kopf, sie verstand Nichts
von dem Allen. Träumte sie denn? Warum redete er kein Wort zu ihr?
Das sah ja aus, als fürchtete er sich, als wagte er nicht, zu ihr zu sprechen.
Und das sah ihm doch so gar nicht ähnlich. Oder wußte er nur uoch nicht,
wie er handeln sollte, wie er sie zerschmettern sollte? Jedenfalls mied er
sie, weil eine innere Unruhe ihn von ihr forttrieb, weil er es in ihrer
Nähe nicht aushielt, fouiel sah sie deutlich. Das Andere war Vorwand.
Also hatte Eamilln wahrscheinlich geleugnet, und er war noch immer nicht
im Klaren über das Geschehene.
Natürlich war es so. Je länger Ginevra dm-über nachdachte, desto
sicherer wußte sie es. Wieso hätte Eamilln denn auch Alles eingestehen
sollen, was sie doch ebenso schuldig machte, wie Ginevra, und ebenso seiner
Rache auslieferte? Es war ja Wahnsinn gewesen, das zu glauben. Nur
die Verwirrung, in der sich alle ihre Sinne befanden, hatte sie zu solcher
Annahme bringen können. Eamilln würde ihr Geheimniß wahrlich nicht
preisgeben, bei der war es sicher aufgehoben. Und weil sie Nichts bekannt,
sondern Pompilio entrüstet von sich gewiesen, stolz und unnahbar, wie sie
war, der nagende Zweifel in Pompilio aber trotzdem nicht zur Ruhe
kommen wollte, nachdem er einmal geweckt worden, war Pompilio fo, wie
er war. Das erklärte Alles. Er trnute ihr uicht mehr, nber er hatte
auch keinerlei Neweife gegen sie. Deshalb war ihm unbehaglich zu Sinne
in ihrer Nähe, und er wollte sie meiden. Auch an dem Kinde hatte er
keine rechte Frende mehr.
Nachdem Ginevra zu dieser Erkenntnis; gekommen war, nahm sie sich
vor, sich ihren Gatten zurückzugewinnen. Sie tränte sich zu, es zu können,
weil sie ihn heiß und begehrlich liebte, wie nur je, und so konnte es ja
auch nicht weiter gehen. Er mnßte wieder lernen, an sie zu glauben, er
mußte sein Kind wieder lieben lernen. Sie hatte nicht Qualen und Zweifel
und Marter jeder Art durchlitten, um jetzt neben ihm hinzuleben, wie eine
Fremde.
Schon am nächsten Tage begann sie, sich Pompilio schmeichelnd zu
nähern. Sie hatte sich für ihn geschmückt, wie sie lange nicht mehr gethan,
sogar in etwas verführerischer Art gekleidet, um ihm zu gefnlleu und ihn

zil reizen. Sie stand heute zum ersten Mal wieder längere Zeit uor dem Spiegel, um sich zu betrachten, und fand, daß sie noch immer schön sei trotz der krankhaften Blasse ihres Gesichts und der Falten, die Gram und Angst ihr zwischen Schläfen nnd Augenwinkel gezogen. Wenn es ihr nur nicht so schwer geworden wäre, zu lächeln! Sie hatte es ganz verlernt» Nnd doch mußte sie Pomvilio durch ihr Lächeln bestricken, das er früher so geliebt hatte.

Erst gegen Morgen war er aus der Osterie zurückgekommen, ganz nach seiner alten, traurigen Gewohnheit von damals her, wo er es in seinein kinderlosen Hause nicht ausgehalte». Gineura hatte ihn kommen hören, denn sie hatte die ganze Nacht wachgelegen und gegrübelt. Als sie jetzt ging, ihn zu begrüßen, fand sie ihn mürrisch und wortkarg. Er vermied es sogar, sie anznsehen. Und wieder fragte er nicht nach dem Kinde. Da ging Gineura, um es zu holen. Sie wollte es ihm in die Arme legen, aber er wehrte ab. „Laß! Ich mag nicht." Er hatte keinen Vlick, kein Wort für das Kind.

Ginevra fragte nach seiner Reise, er sollte ihr Etwas davon erzählen. Aber er wollte nicht. Es war Nichts davon zn sagen. Geschäfte, nichts als Gefchäfte. Und nächstens mußte er wiederum fort.

„Wieder nach Santo Stefano?" fragte sie mit einem Zitteni in der Stimme.

„Zunächst nach Rom. Tann weiter, hierhin und dorthin. Ich weiß noch nicht."

Er lieh sich auf Nichts ein und ging bald von ihr. —

Wie diefen Tag, war es an allen anderen auch, die ihm folgten. Umsonst bot Gineura alle ihre weiblichen Schmeichelkünste auf, um Pomvilio zn sich hinüberzuziehen, umsonst versuchte sie, das Kind als Waffe in diesem Kampfe um ihn zu gebrauchen. Er mied sie, wo er konnte; es sah manchmal geradezu aus, als fliehe er vor ihr. Und immer blieb er scheu, verdrossen und einsilbig. Keinen Abend fehlte er in der Osterie. Sie warb förmlich um ihn, aber es war Alles umsonst. Nachts verlangte er nie mehr nach ihr. Und als sie sich eines Nachts soweit fortreißen ließ, sich ihm selber anzubieten, wies er sie sogar zurück. Das war das Letzte. Von da an hielten Scham und Stolz sie uon ihm fem. Er hätte jetzt betteln müssen, ehe sie ihm gewillfahrt hätte; aber er dachte nicht daran. Sichtlich war es ein Gefühl der Erleichterung, mit dem er endlich wieder auf die Reise ging.

Er batte ihr gesagt, daß er nach Rom gehe, und er war auch wirklich auf der Straße nach Oleum« hinabgefahren, aber Gineura hatte dennoch die Ueberzeugung, er werde nach Santo Stefano gehen, nm Camilla abermals zu inauiriren. Offenbar ließ es ihm immer noch keine Ruhe, und er wollte und mußte Gewißheit haben. Seltsamerweise aber war in Ginevra jetzt kein Bangen und Zweifel mehr, wie neulich. Camilla würde standhaft

bleiben, er würde Nichts von ihr erfahren, und dann würde Alles doch
noch einmal wieder gut werden. Sie mar so getrosten Muthes, daß sie
sich jetzt manchmal selber darüber ertappte, wie sie vor sich hinsang, wen»
sie das Kind in den Annen schaukelte. Das hatte sie lange uicht mehr
gethan.
Abends sah >sie ans dem kühlen Vorflur des Hauses und erwartete
Pompilios Heimkehr. Die Schatten der Dämmerung lagerten sich dann
draußen zwischen den engen Gassen, durch die offene Thür scholl Gesang
und das Zirpen der Mandoline von dem kleinen Cafö drüben an: Markt-
platz herüber, und es war still und heimlich, so in die machsende Dunkel-
heit hinauszublicken, während das Kind drinnen friedlich schlief und alle
Stimmen des Lebens allmählich stumm wurden.
Wenn Pompilio jetzt kam und von seinem Reitthier sprang und sie
in die Anne schloß, war Alles, Alles wieder Glück und Frieden um sie her.
Eines Abends, als sie so saß und träumte und wartete, trat eine
Gestalt über die Hausschwelle und dicht vor sie hin. Aber es war nicht
Pompilio. Es war eine weibliche Gestalt, die sich dicht verschleiert hatte,
trotz der sommerlichen Hitze, welche man noch um diese Abendstunde zwischen
den Hauswänden spürte. Erst, als sie eine Armbewegung machte, um sich
den Schleier herabzureißen, erkannte Ginevra sie. Und nnn quoll ein Schrei
von ihren Lippen: „Camilla!"
Sie war jäh emporgefahren, sie stand da, die beiden Hände krampf-
haft um die Sesfellehne geklammert, wie zur Abwehr, zum Widerstände auf-
geweckt. Schreck, Angst, Empörung, Trotz, — das Alles malte sich in
raschem Wechsel in ihren Zügen. Es war ihr, als müßte sie jetzt um ihr
Nestes und Heiligstes kämpfen, sie wußte, daß es auf einen Kampf an-
kommen würde. Aber sie hatte ihn nicht gewollt, nicht erwartet. Von allen
Menschen hätte sie diese hier zuletzt erwartet und gewollt.
Kein Gruß, keine Handbewegung zum Willkomm. Die jetzt hier in
ihr Haus trat, war ihre Feindin, mußte es sein. Und feindselig klang die
Frage, die sich endlich von Ginevras Lippen losrang, während ihre Augen
in stummer Abwehr der Schwester entgegen funkelten: „Was willst Du?
Weshalb bist Du gekommen?"
Sie gab den Eintritt in ihr Haus nicht frei, für diese hier war kein
Raum mehr in ihrem Hause.
Camilla war ruhig stehen geblieben, den Schleier um den Nacken zu-
rückgeworfen, feltsam starr, die Anne über der Brust leicht verschränkt.
„Ich will mein Kind," sagte sie mit tonloser, aber ganz fester Stimme.
Ginevra blickte uni sich, ob auch Niemand in der Nähe sei, sie zu
hören. Es war ein wilder, unstäter Blick. Dann trat sie noch um einen
Schritt näher an Camilla heran, so nahe, daß jene ihren Athem im Gesicht
spürte, und raunte ihr heiser, zwischen den Zähnen zu: „Bist Du wabn-
sinnig? Was willst Du?"

„Ich will »nein Kind."
Ginevras Hände hatten die Schulten: der Schwester gepackt. Sie schüttelte sie hin und her. Ihre Wangen glühten, ihr Vusen ging rasch.
„Was willst Du, — Du? Dein Kind? Besinne Dich doch, was Du redest! Geh' wieder heim! Weshalb bist Du gekommen? Ich glaube. Du bist krank, — Du mußt wohl krank sein."
Camilla ließ Alles mit sich geschehen, ohne sich zu wehren. Dann aber sagte sie ganz ruhig: „Das mag sein. Aber ich will mein Kind."
Es war etwas Autumatenhaftes in ihrem Sprechen wie in ihrem Wesen; es machte den Eindruck, als stände sie mit ihrer ganzen Persönlichkeit unter einem bestimmten Zwang und Vann. Gerade ihre beharrliche Ruhe regte Ginevra auf, machte sie rasend. Was war denn dies Alles? Wie war das mit einem Mal gekommen? Bis dahin nie ein Wort, nie ein Wunsch Eamillas, — und nun heute plötzlich, ohne jede Vorbereitung, dies rasende Perlangen, und so bestimmt, so klar, so ruhig, als handelte es sich um das natürlichste, einfachste Ding von der Welt! Wie eine fire Idee mußte es jäh über Eamilla gekommen sein, die Sommerhitze hatte diesen Wahnsinn bei ihr ausgebrütet. Oder hatte sie es in allem Ernst mit einer Irren zu thun?
„Du willst Dein Kind?" schrie Ginevra auf und ballte ihre Fäuste jetzt vor dem Gesicht der Schwester. „Du? Was für ei» Kind denn? Du hast ja keins. Ich weift von keinem Kinde. Geh' wieder heim, sag' ich Dir. Es ist das Neste für uns Neide."
„Für Dich gewiß," klang es ohne allen Spott zurück, „für mich nicht. Ich gehe nicht nach Haufe ohne mein Kind."
Ein hysterisches Lachen Ginevras klang mitten in ihre Worte hinein. „Versuch's!" stieß sie aus. „Du hast es ja lange genug ohne das Kind ausgehalten. Jetzt ist's mein. Du bist zu spät gekommen."
Camilla schüttelte ruhig den Kopf. „Dein könnt' es nie werden. Ich bin gekommen, als ich mußte, nicht früher und nicht fpäter. Und jetzt gieb mir mein Kind herans!"
Es klang fchon Drohender und trotziger, als bisher. Ginevra erbebte.
„Bist Du denn von Sinnen?" raunte sie in heißem Flüsterton, ihre Augen in die Eamillas bohrend, „Dein Kind? Wovon sprichst Du denn eigentlich?" Sie umklammerte ihre Handgelenke. „Besinne Dich doch! Komm' doch zu Dir! Dein Kind? Dn hast ja keins. Weißt Du nicht mehr, was Du mir versprochen hast? Weißt Du nicht mehr, daß Dn es mir geschenkt hast? Eamilla! Es ist ja mein. Es war von jeher für mich bestimmt. Ist Dir denn Alles entfallen, wie es war und wie es kam? Jetzt sind es zwei Jahre her. Ich dachte, jetzt hättest Du vergessen. Und jetzt kommst Du und willst wortbrüchig werden und willst mich be-

rauben um das, was mein ist? Du hast es für mich gethan, Eamilla,
für mich! Geh' heim! Du wirst wieder ruhig weiden. Es war nur ein
Wahnsinn. Geh'! Geh!"
Sie war zuletzt in ein Schmeicheln verfallen und hatte die Hände
Eamillas, die sie erst wie mit eisernem Griff umklammert gehalten, zu
streicheln begonnen. Sie redete ihr zu, wie einem aufgebrachtem Kinde.
Es war etwas Weiches und Bestrickendes in ihrer Stimme, wie in ihren
Geberden. Aber auf Eamilla übte das Alles keinen Einfluß. Nur ein
halb ^verächtliches, halb erbarmendes Lächeln zuckte um ihre Lippen. Dann
schüttelte sie abermals langsam den Kopf. „Last! Das hilft Dir Alles
Nichts, Ginevra. Und ich bin auch nicht wahnsinnig. Ich weiß ganz gut,
was ich will und was ich thue."
„Ich werde Pompilio zu Hilfe rufen," stieß Ginevra besinnungslos
aus. „Nimm Dich in Acht."
„Pompilio ist nicht daheim."'
„Das weißt Du?"
„Freilich weiß ich es."
„Er ist wohl bei Dir." Ein schrilles Lachen klang Hintennach.
„Er ist nicht bei mir. Jetzt nicht. Aber rufen kannst Du ihn nicht.
Und wenn Du es thätest, was dann? Wenn ich es ihm mm in's Gesicht
schriee, es wäre mein Kind?"
„Er würd' es Dir nicht glauben!"
„Er würd' es mir glaubeu. Uud Du wolltest es leugnen? Wozu?
Konnte man Tir's nicht beweisen, daß Du nie ein Kind geboren hast? Sei
doch nicht thüricht noch zu Allem!"
Ginevra schrie auf wie eine Verwundete. Sie warf sich in leidenschaft-
lichem Ungestüm zn Eamillas Füßen, sie umschlang ihre Kniee wie rasend
und flehte und bettelte: „Thu' nur doch das nicht an, Eamilla! Was willst
Du denn überhaupt? Willst Du mich zu Grunde richten? Wozu denn?
Was Hab' ich Dir denn gethan? Du liebst mich doch, Eamilla! Aus
Liebe zu mir hast Tu es ja damals gethan und weil Du selber einsahst,
es mühte so sein, es wäre sonst Alles verloren. Und jetzt willst Du es
plötzlich wieder zerstören, willst Alles noch viel schlimmer machen, als es
gewesen ist? Warum? Was geht Dich dies Xind noch an? Es ist ja
mein Kind geworden. Es kennt Dich gar nicht, es weiß gar nichts von
Dir. Ueber ein Jahr hast Du es nicht mehr gesehen. Dich nicht darum
gekümmert. Mich lacht es an, nach mir streckt es seine Arme, mich kennt
es als seine Mutter. Und Du willst es von mir fortreißen? Es stirbt
ohne mich. Was soll denn überhaupt aus ihn, werden? Willst Du es
vor aller Welt als ein Sündenkind ausgeben, das keinen Vater hat? Oder
unsere Dhat unter die Menschen hinaus schreien, dem Kinde für immer einen
Schandfleck aufdrücken und uns alle Drei unglücklich machen? Denn das
würden wir ja doch werden. Alle? wäre zerstört und vernichtet. Man würde

uns aushöhnen, vielleicht vor Gericht schleppen und mit Fingern auf uns zeigen als Betrüger und Lügner! Oder willst Du, daß ich sterbe? Willst Du das durchaus? Pompilio wird mich ja doch tödten, das mußt Tu begreifen. Wenn er Alles erfährt, sticht er mich nieder. Dich vielleicht auch. Nnd das Kind, zu dem er ohne seinen Willen gekommen ist und das er gar nicht mehr anerkennen wird, — was soll aus dem werden? Jetzt hat das Kind es so gut. Das Kind des ersten und reichsten Mannes in Eivi-tella, und wird einmal Alles erben, und ich halt' es jetzt so gut und Hab' es so lieb, und Pompilio verhätschelt es. Wenn Du es mir nun nimmst, — was wird aus ihm? Du nimmst ihn: ja dann Alles, in Schmach und Elend stürzest Du's. Willst Du das? Und Du bist die Mutter? Wenn Tu's wirklich bist, — eine Mutter thut doch Alles für ihr Kind. Und Du willst es verderben! Camilla! Warum das Alles? Um unserer lieben Heiligen willen, warnm? Xomm' doch endlich wieder zu Dir! Sieh doch ein, daß das Alles Wahnsinn und Verbrechen wäre! Hab' doch Mitleid! Mit dem Kinde zum Wenigsten, wenn nicht mit mir nnd mit Pompilio. Und mit Dir selber! Denn Du kannst ja auch nicht glücklich werden, wenn Du diese Naserei begehst. Begreifst Du das nicht? Camilla! Camilla! Du hast mich immer so lieb gehabt und hast so viel für mich gethcm. Und nun willst Du mich verderben! Ist das möglich? Was Hab' ich Dir denn cmgethan? Du thatest es doch freiwillig. Hast Du nun Neue? Aber so kannst Du es ja doch nicht wieder gut machen, so häufst Du nur Sünde zu Sünde. Abbüßen, abbüßen können wir's, — durch viel Veten und Kasteien. Aber laß Pompilio aus dem Spiel und das Kind, — die sind ja unschuldig. Camilla! Hör' mich! Ich will zu Dir beten, aber erhör' mich, — erhör' mich!"

Das Alles brach wie ein Strom von ihren Lippen, reißend, unauf-haltsam, und sie wand sich zu Lamillas Füße» wie gefoltert. Sie weinte, sie schluchzte, sie schrie, sie riß an Camillas Händen, sie küßte sie. Die Worte entstürzten ihr dazwischen, ohne daß sie es wollte, ohne daß sie darüber nachdachte, was sie sprach. Es war ein Ningen nach Nettung, nach Erbarmen. Camilla hätte gar nicht zu Worte kommen können, auch wenn sie gewollt hätte. Sie ließ Alles mit sich geschehen. Alles über sich ergehen wie automatenhaft. Eindruck machte es sichtlich gar nicht auf sie; es war, als ob sie das Alles schon längst gewußt hätte, was sie da borte, mit sich darüber fertig geworden wäre. Es glitt förmlich an ihr ab.

„Mitleid?" sagte sie jetzt, als Ginevra endlich wie erschöpft vor ihr zusammenbrach, und etwas unsäglich Verächtliches lag im Ton ihrer Stimme, „Mitleid? Warum? Mit Dir? Du hast keins verdient. Wenn eine Frau das kann, was Du gekonnt hast, hat sie kein Mitleid verdient, hat sie nur Verachtung verdient. Hörst Du mich wohl? Verachtung! Das isr meine Meinung."

^

Gineura glaubte nicht recht zu hören. War das Eamilla, die so sprach? Hörte sie das wirklich? Sie richtete sich halb auf, sie stemmte den rechten Ellenbogen gegen den Boden und starrte Eamilla an, halb offenen Mundes, wie in rathloser Verwirrung. „Verachtung?" murmelte sie mit lallender Zunge.
„Ja. Ein Weib, das, ihren Mann einer Anderen läßt, ihm eine Andere zuführt, ist verächtlich, nicht bemitleidenswerth. Und es hat sich gerächt an Dir!"
Ginevra sank haltlos in sich zusammen. „Und was hat Abrahams Weib Anderes gethan?" brach sie aus.
Camilla zuckte ungeduldig die Achseln. „Er aber wuhte darum," sagte sie herb, „es war kein ruchloser Betrug. Und übrigeus: was geht das Alles mich an? In der Bibel steht viel Sündiges uud Schmähliches, wovor Einem Enkel ankommt."
Ginevra bekreuzte sich mechanisch. Sie verstand das Alles immer noch nicht. „Du warst ja selber einverstanden mit diesem — Betrüge!"
Ein halbes Auflachen krauste Camillas Lippen fecundenlang. Dann kreuzte sie langsam wieder die Arme über dem üppigen Busen und blickte mit halb geschlossenen Lidern in unsagbarer Geringschätzung auf Ginevra herab. „Und das wundert Dich? Das begreifst Du nicht? O Du blinde Närrin! Weißt Du denn wirklich nicht, warum ich es that? Und glaubst Du, ich hätte es sonst gethan? Mich einem ungeliebten Manne hinzugeben, der einer Anderen geborte? Dirne, die ich gewesen wäre! Und um Deinetwillen etwa? Das thut kein Weib für ein anderes. Das hätt' ich um Dich am allerwenigsten gethan. Aber ich that's, weil ich ihn liebe! Verstehst Du? Einzig uud allem deshalb. Ich wollte es, ich mußte es, weil ich mich nach ihm sehnte, weil ich voll rasenden Verlangens war nach seiner Umarmung. Nun weißt Du's endlich, endlich!"
Sie hatte das Letzte hinausgeschrien, wie triumphirend, wie erlöst, daß sie es endlich einmal von sich thun konnte. Ginevra war völlig entgeistert. Sie stierte wie irrsinnig vor sich bin.
„Du?" mnrmelte sie fast blöde, „Du ^ Du liebst ihn?"
Nun richtete Eamilla sich noch höher auf, als schwellte sie der innere Stolz förmlich. Und sie wiederholte: „Ja, ich liebe ihn. Und ich habe ihn immer geliebt. Verstehst Du? ^mmer! Seit der ersten Stunde, wo ich ihn sah. Rasend, wild, zum Sterben. Und nun ist er mein, — nach all' den langen Jahren, wo ich ihn verloren gegeben, ist er mein!"
Ibre Augen blitzten, ihr Busen wogte stürmisch. Gineura kauerte immer noch am Boden, als ob sie die Kraft nicht hätte, sich zu erheben. Sie hatte jetzt mit ihren beiden Armen ihre emporgereckten Kniee umschlungen, und ein Ausdruck, stumpf und stier, wie der einer Blödsinnigen, lag in ihren Zügen. Das Ungeheuerliche überwältigte sie. Ohne Eamillas letzte Worte verstanden zu haben oder sich um sie zu kümmern, fragte sie.

nur von dein Einen erfüllt, fassungslos verwundert: „Du hast ihn immer
geliebt? Pompilio? Und ich wußte Nichts davon? Er wohl auch nicht?
Denn sonst — Warum hätte er sonst mich zum W^ibe genommen?"
Es lag etwas Rührendes in dieser letzten, verständnißlosen Frage,
das unter anderen Verhältnissen vielleicht nicht ohne Wirkung auf Eamilla
geblieben wäre. Jetzt aber zuckte sie nur mit den Schultern. „Du hast
Recht, fo zu fragen. Wer mich zu Weibe haben konnte, hatte nicht Dich
wählen follen. Und Pompilio Fanti liebte mich. Aber Eins gab es, was
Du vor mir voraus hattest, und um dieses Einen willen zog er Dich mir
vor: bei Dir war er der Erste, Du hattest noch nie einem Anderen gehört.
Das war's, weshalb er sich von mir wandte. Er wollte ja immer und
überall nur der Erste sein, seine herrische Natur ertrug es nicht, daß er
gerade hier der Nachfolger fein sollte. Und darum bist Du seine Frau
geworden, — nur darum!"
Sie athmete schwer, niit leise sich blähenden Nasenflügeln, als ob
noch jetzt der Zorn über jene Zurücksetzung sie in schäumende Wallung
bringe. Ein Zittern überlief ihren Leib. Ginevra aber nickte nnr vor sich
hin. „Darum also! Und er hat es Dir gesagt?"
„Er hat es mir gesagt."
„Dann hätte er mich nicht zu seinein Weibe machen sollen," sagte
Ginevra nach einer kleinen Pause leise und wie geistesabwesend.
„Nein, das hätte er nicht. Und es hat sich ja auch gerächt. Weil
er ein ungeliebtes Weib genommen bntte, gebar sie ihm keine Kinder.
Kinder werden nur geboren, wo Mann und Weib Eins sind in Liebe, man
kann sie nicht erzwingen und heranbefehlen. Es war gegen die Natur, daß
Du fein wurdest, deshalb ist der Bund auch nicht gesegnet worden. Als
ich mich ihm hingab, — in einer einzigen Liebesstunde nur, — gebar ich
ihm einen Sohn."
Ginevra erhob sich jetzt schwerfällig vom Boden, sie ergriff den Schemel,
auf dem sie früher gesessen, mit den Händen, um sich daran aufzurichten,
und fank dann fchwerfällig darauf nieder. Sie stützte die Ellenbogen in
den Schooß, legte die Stirn darein und grübelte dumpf vor sich hin.
„Du thatest es also nur, weil Du ihn liebtest," murmelte sie, „und ich
nahm es hi» als das größte ^pfer, das ein Weib dem anderen, eine
Schwester für die andere bringen kann. Ich bewunderte Dich, ich habe
Dich beinahe angebetet, in Dank und Nührnng und Liebe. Und Du —
tbatest es aus wollüstigem Drang, — als Ehebrecherin, — als Dinie!
Ja, eine Dirne warst Du, wenn Du's auch leugnen willst. Du hast mich
betrogen. Du hast geheuchelt und gelogen!" Ihre Stimme hatte sich all-
mählich immer lauter erhoben, langsam waren ihre Hände von ihrem Gesicht
abgeglitten, und ihre Augen glimmerten (iamilla an, wie die einer
Katze. Die letzten Worte hatte sie zwischen den Zähnen hervorgezischt
und war plötzlich mit geballten Fäusten aufgesprungen, um diese nun vor
-

Lamillas Gesicht wüthend hm und her zu schütteln. Sie bebte am ganzen
Körper.
Eamilla blieb auch diesen, unerwarteten Ausbruch gegenüber ganz
rnhig. Sie erhob nicht einmal die Hände zur Abwehr. Ihre Augen
blickten auch jetzt mehr verächtlich, als zornig oder empört. Ginevra aber
schrie gellend weiter: „Du sollst ihn mir doch nicht rauben, Du — Du
Dirne! Wag's nur! Er ist mein, — er und das Kind. Hörst Du?
Mein! Ich lass' ihn Dir nicht; — das Alles ist ja Lüge, Lüge, Lüge!"
Ein hartes Lachen klang von Eamillas Lippen. „Du läßt ihn
mir nicht?" Ihre Stimme vibrirte in schrillem Hohn. „Geh' schlafen,
Kind, Du bist müde, und Deine Sinne verwirren sich schon. Dil läßt ilm
mir nicht? Du? Weißt Du denn wirklich nicht, daß ich ihn schon lange
besitze. Du — Kind?"
Ginevra stand starr. Dann verzerrten sich ihre Ziige zu eine», wilden,
haßerfüllten Anblick.
„Du lügst!"
Lamilla zuckte die Achsel». „Frag' ihn selbst! Frag' ihn, warum er
neulich so lauge fortblieb, und wo er war. Ist Dir in seinem Wesen keine
Veränderung aufgefallen, als er heimkam? War er noch der liebevolle,
zärtliche Gatte von ehedem? Es sollte mich Wunder nebmen. Denn er
kam von mir!"
Jetzt zuckte Ginevra wie tüdtlich getroffen zusammen. Eine furchtbare
Erkenntnis; dämmerte plötzlich in ihr auf. Ihre Hände spreizten sich wie
Krallen gegen Camilla aus, und ihre Zähne knirschten hörbar aufeiuauder.
„Du hast also Dein Werk weiter fortgesetzt," stieß sie aus, „bist Deinem
Dirnengewcrbe tren geblieben? Ah, gnt so, gut! Aber Du vergißt nnr
Eins: Daß die Männer die Dirnen im Grunde verachten, auch wenn sie
sich mit ihnen vereinigen, und daß sie ihnen nicht gerade Treue und An-
hänglichkeit zn bewahren pflegen!"
Die Worte waren niedergesaust, wie Peitschenhiebe, aber Eamilla schien
gar nicht davon berührt zu werde». Ein finsterer Ausdruck trat ihr nur in
die Augen, als sie langsam erwiderte, sodah ihr die Worte blos so wie
Tropfen von den Lippen zn fallen schienen: „Wenn hier von Schuld die
Rede fein foll, fällt fie einzig und allein auf Dich. Tu hast die Ehe ge-
brochen, als Du Deinem Manne eine Andere zuführtest. Und als ich
einmal sein gewesen, war es vorbei mit der Kraft meiner Selbstbeberrschuug
und mit dem Stolz der Entsagung, die ich nur errungen hatte nnd die
mir treu gebliebeu wären, seit er mich verschmähte, bis zu meinein Ende.
Vorbei war's! An ihre Stelle traten jetzt wilde Brunst und rasendes Ver-
lange». Ich hungerte uud dürstete »ach ihm, immer nach ihm. Seit
die Schranke durchbrochen worden, die mein Inneres eingedämmt ,hattc,
fieberte jeder Blutstropfen in mir auf's Neue nach seiner Umarmung.
Verbrannt bin ich beinah' an meinem eigenen Feuer — Aber wozu sag' ich

Dir das Alles? Was verstehst Du davon, zahmes Seelchens Wenn Du
je eine Ahnung davon haben konntest. Du hättest mich damals nicht in die
Anne Deines Mannes geführt, wahrlich nicht! Ganz arglos hast Du Dir
selber das Dach über'm Kopfe angesteckt. Wer seinen Mann — diesen
Mann auch nur für eine Stunde einer Anderen gönnt, der ist nichts
Besseres werth, als was Du Dir nun selber bereitet hast. Ich — ich
wäre a« Deiner Stelle lieber tausend Tode gestorben, ehe ich eine einzige
seiner Umarmungen einer Anderen überlassen hätte. Begreifst Du das?
Mit Wollust hätt' ich mich von ihm tödten lassen. Lieber, viel lieber doch
durch ihn sterben, als auf ihn verzichten, ihn mit einer Anderen theilen."
Sie hatte sich allmählich in eine wilde Leidenschaftlichkeit hineingeredet;
ihre Augen sprühten, sie ging mit großen Schritten auf den hallenden
Fliesen des Vorraumes hin und wider, wie eine Tigerkatze im Käfig.
Gineora war diesem flammenden Ausbruch gegenüber abermals in sich
zusammengesunken. „Weißt Tu denn, was ich gelitten habe, als ich's that,
— um ihn nicht ganz zu verlieren?" kam es klanglos von ihren Lippen.
Aber die Andere hörte sie nicht. „Und nun alle die Zeit, während
sich mir's unter'm Herzen regte, denken zu müssen, daß es sein Kind war,
was da Leben gewann, daß ich einen Theil von ihm in mir trug und mit
ihm verwachsen war für Zeit und Ewigkeit! Das waren selige Monate
trotz Allem. Ich litt ja um ihn,'ich litt ja durch ihn. Aber dann sollt'
ich dies Kind, das ich geboren, sein und mein Ebenbild, einer Anderen lassen,
und diese Andere eroberte sich dadurch — durch diesen schnöden Betrug —
ihn zurück, der doch niein war, mein bleiben mußte. Daß ich das konnte!
Glaubst Du nicht, daß es etwas Großes war und daß ich stark gewesen
bin, wie keine Andere? Bewundern solltest Du mich, jedes echte Weib
müßt' es! Aber ich halt' es ja gelobt. Nur das halt' ich nicht gelobt,
daß es für immer fo bleiben sollte. Merke Dir den Unterschied wohl,
Kind! Daß ich es ein volles Jahr und darüber ertragen habe, immer mit
dieser verzehrenden Gluth, mit diesem wahnwitzigen Verlangen in der Seele,
halb selige Erinnerung und halb schauernde Sehnsucht, -— ich selber begreif' es nicht. Keiner wird es begreifen. Und es war ja auch kein Leben.
Eine ewige Folter war es; Tag um Tag die gleiche Seelenpein, Tag um
Tag das gleiche, schleichende Fieber in den Adern. 'Und all' dieser Neid,
dieser wahnwitzige Neid auf Dich, auf jede Stunde, wo Du ihn besaßest,
wo Du ihn blos sehen durftest, diesen Mann, der mein war, — mein,
— mein! Wie ich Dich haßte! Wie gem ich Dich gemordet hätte —-!
Und dann war er eines Tages da, als es bis zum Höchsten angeschwollen
war, all' das Vergiftende und Marternde in meiner Seele. Und Du meinst,
ich fei eine Dirne, weil ich ihn da in meine Arme riß, weil ich mich an ihn
hing und ihn mit meinen Küssen erstickte? Weißt Du, wie den Bergen
da draußen zu Muth ist, wenn sie immer und immer die Sonnengluth des
Tages in sich einsaugen müssen, bis sie Nachts sie wieder von sich strahlen

dürfen? Ah, was weißt Tu? was weißt Du? Wenn er mich doch ge-
lobtet hätte in seinen Annen! Aber er hat mich nur beseligt. Er fühlte
so gut, wie ich, daß wir Beide zusammen gehören, nur wir Beide, nicht Tu
und er. Und daß es von Stund' an keine Gemeinschaft mehr geben dürfe
zwischen ihm und dem unfruchtbaren Weibe, das er aus hernschem Trotz
allein an sich gerissen!"
Sie stand jetzt da, die Lippe über die blinkend vortretenden Zähne
heraufgewölbt, die Nägel in die innere Handfläche krallend, uon einem
Schaller nach dem andern überronnen. Ginevra hatte sich nicht gerührt.
Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie die Schwester an, vorgebeugten
Kopfes sog sie gleichsam jedes Wort ein, das uon deren Lippen quoll. Nun
nickte sie vor sich hin, als ob sie sagen wollte: „So ungefähr hält' ich mir's
denken follen. Aber ich war blind." Tann fragte sie mit apathischem
Tone: „Was soll also nun werden? Ich bin doch sein Weib. Wenn er
mich auch verstößt, die Kirche giebt ihn nicht frei, und er kann Dich nicht
heirathen. Und was soll mit dem Kinde? Es ist doch als mein Kind
getauft und eingetragen, und nun soll es ein Kind der Sünde werden.
Willst Du das? Du willst mir Mann und Kind rauben. Zlber kannst
Du auch? Ist es besser so für Alle, wenn Du es thust?"
Eamilla hatte in ihrem Auf- und Ablaufen einen Augenblick inne-
gehalten. Sie stierte, den Oberkörper uorbiegend, die Fragerin an nnd fuhr
mit dem rechte» Arm durch die Luft, als ob sie mit Gewalt Etwas fort-
scheuchen wollte. Dann lachte sie irr auf. „Was geht das Alles mich an?
Ich will haben, was mein ist! Was frag' ich nach Pfaff und Teufel?
O Du zahmes Seelchen! Genießen will ich, genießen! Lange genug Hab'
ich gefastet und gedürstet. Jetzt bin ich unersättlich in meinem Heißhunger,
— unersättlich." Sie sog, halboffenen Mundes, die Luft in sich hinein, als
ob sie sonst erstickt wäre, oder als ob sie immer nur trinken, trinken wollte.
Ginevra hatte sich langsam erhoben, ihr Gang war schleppend, aber
ihre Augen blitzten entschlossen. „So leb' mit ihm als seine Dirne! Ich
laß ihn Dir, — wenn er so will. Ich will gehen. Aber laß mir dafür
das Kind. Du wirst ihm andere gebären. Laß mir den Knaben!"
Sie hatte unwillkürlich die Hände bittend erhoben und das Haupt
gesenkt. Eamilla lachte bitter auf. „Hängst Du an meinem Kinde mehr,
als an Deinen! Manne, den Dir die heilige Kirche doch zugesprochen hat?
Weißt Du, wie einem Weibe zu Muthe ist gegenüber der Frucht ihres
eigenen Leibes? Eher erwürg' ich das Kind, das ein Theil von ihm ist,
eh' ich Dir's länger lasse! Gieb es heraus! Ihn selber laß entscheiden,
wie er will! Aber das Kind ist mein, — »nein!"
Ginevra senkte den Kopf noch demüthiger, als bisher. „Das Kind
kennt Dich ja nicht," sagte sie mit leiser, bittender Stimme, „es weiß
Nichts von Dir. An mich hat es sich so gewöhnt. Mick hat es lieb.
Wenn es sprechen könnte, wttrd' es sich für mich entscheiden. Und wenn

es Alles verstände, auch. Laß es mir! Du hast ja nun ihn. Ich will
gehn und Euch Beiden nie wieder vor die Augen kommen. Ist das nicht
genug Buße und Sühne? Bin ich Dir dadurch nicht arm genug geworden?
Las; es mir! Laß mir dies Eine!"
„Nein," kam es kurz und schroff zurück. „Spare Deine Worte!
Nichts lllss' ich Dir, — Nichts. Lange genug hast Du unrechtmäßig Alles
besessen, was mein war, von jeher hätte mein sein sollen. Nun sieh selber
zu, wie es thut, wenn man hungert und dürstet und eine Andere schwelgen
sieht in all' den», wonach man giert und worauf man ein heiliges Recht
zu haben glaubt! Sieh selber zu!" Sie glühte immer noch in wilder Er-
regung. Jetzt trat sie auf Ginevra zu und legte ihr die Hand auf die
Schulter. „Geh' in's Kloster, Horst Du?" stieß sie zwischen den Zähnen
hervor, und ein grausames Lächeln lag auf ihren Lippen. „Das ist das
Beste für Dich, dahinein geHorst Du. Du wirst da ruhiger werden. Du
entbehrst da Nichts. In Subiaco nehmen Dich die frommen Schwestern
mit offenen Armen auf. Geh'!"
Ginevra schüttelte die Hand der Sprecherin von ihrer Schulter ab, wie
wenn etwas Giftiges sie da berührte. Eine Empfindung des Ekels machte
sie erschauern. Dann wollte sie schweigend, mit gebückten Schultern, in's
Innere des Hauses davongehen. Aber Eamilla hielt sie. „Wohin? Was
willst Du?"
Ein blutloses, starres Gesicht mit großen, tobten Augen wandte sich zu
ihr zurück. „Was kümmert's Dich? Noch bin ich Herrin hier im Hause."
„Du willst das Kind tödten!"
„Es war' ihm besser, als daß es bei einer wilden Bestie zurückbleibt,
die sich seine Mutter nennt!"
Eamilla schrie auf. Sie wollte Ginevra von der Dhür, an der sie
stand, mit Gewalt zurückreißen. Sie rangen Beide miteinander.
Da begab sich etwas Unerwartetes. Mächtige Schritte dröhnten auf
den Fliesen, eine hohe Männergestalt war in's Haus getreten. Die beiden
Frauen, die erschrocken auseinander gefahren waren, erkannten sie gleichzeitig,
und gleichzeitig riefen Beide den einen Namen: „Pompilio!"
Er zuckte leicht zusammen, warf Hut und Mantelsack achtlos aus den
Boden und behielt nur den eisenbeschlagenen Stock, den er trug, in der
Hand, wie zur Abwehr. Sein Gesicht glühte von der Hitze des Tages,
vielleicht auch von manchem Trunk, wie Feuer, seine blutunterlaufenen
Augen blickten finster. Etwas Müdes war in Gang und Geberden. Ohne
die beiden Frauen anzusehen, sagte er: „Gebt Frieden! Was soll das
Alles? Bin ich der Herr oder nicht? Wer hat Dich bergerufen, Eamilla?
Du hättest bleiben sollen, wo Du warst. Geh wieder heim. Unter diesem
Dache ist kein Platz für Dich. Was diese hier erfahren soll, erfährt sie
einzig durch mich." Und als Eamilla wie versteinert an ihrem Platze ver-
harrte, fuhr er noch rauber fort, als »nachte ihre Widerstandslosigkeit ihm

Muth: „Geh' heim, sag' ich. Und dringe hier nicht zun: zweiten Male ein,
rath' ich Dir. Das ist mein Haus. Wenn Du mich zun, Verbrecher ge-
macht hast, lass' mir das Haus wenigstens rein. Geh'!"
Noch immer regte Camilla sich nicht, noch immer blieben ihre Lippen
fest geschlossen. Aber in Ginevra kam nun plötzlich Leben.' Wie eine schon
im Erlöschen begriffene Flamme flackerte die Hoffnung noch einmal jäh in
ihr empor. Mit einem irren Aufschrei fuhr sie zusammen, taumelte
Pompilio entgegen und warf sich an seine Vrust. Ihre Arme umklammerten
seinen Hals, ihre Augen schlössen sich, wie leblos hingegossen hing sie an
ihm. Und nur tonlos murmelten ihre Lippen: „Sie will Dich ganz und
für immer. Sie will Alles, was ich habe. In's Kloster soll ich.. Aber
ich liebe Dich doch mehr, als sie. Und sie soll Dich nicht wieder haben
Sie soll nicht. Laß nur, was ich habe! Rede Nichts, erkläre Nichts.
Laß mir nur, was ich habe, so wenig es noch sein mag! Laß mir's!"
Rührten ihre Worte ihn, die ihr in kindlichem Flehen von den Lippen
glitten, oder mar er schon mit einem festen Entschlüsse hierher heute zurück-
gekehrt? Er hielt sie, er preßte sie an sich. Und dann rief er zu Camilla
hinüber, ohne daß unter den finster gerunzelten Brauen seine Augen sie
suchten: „Geh', sag' ich, geh'! Schrei's meinetwegen in alle Welt hinaus,
daß ich mich mit Dir vergangen Hab'. Ich bleibe doch bei meinein Weibe.
Dich trifft die Schmach, Dich selbst vor Allem!"
Leise, wie eine Katze, schlich Camilla an ihn heran. Ihre Augen
glimmerten, und zwischen den Zähnen hervor raunte sie ihm zu: „Und
wenn ich ein Kind von Dir unter'm Herzen trüge, Pompilio Fanti?"
Er zuckte, wie unter einem Biß, zusammen. Aber er wandte ihr
seinen Blick nicht zu, er sah immer nur starr auf sein Weib herab, das
er in seinen Annen hielt und das, ohne zu sprechen oder sich zu rühren,
in seliger.Selbstvergessenheit an ihm hing. „So bleib' allein mit Deinem
Bastard, den Du selber gewollt hast," knirschte er hervor, „ich brauch' ihn
nicht. Ich habe meinen rechtmäßigen Sohn."
Da dröhnte ein wildes Lachen von der Flurwölbung zurück. Camilla
hatte beide Anne in die Luft geworfen. „Deinen rechtmüßigen Sohn?"
Und abermals lachte sie wie im Irrsinn. „Es ist mein Sohn, verstehst
Du? Ich Hab' ihn Dir geboren, ich! Frag' diese da! Cs war Alles Lüge
und Betrug. Mein Sohn ist's! Mir gehört er! Und wenn Du jetzt
wagst, mich zu verstoßen, feig und schwach und erbärmlich wie Du bist, so
fordere ich mein Kind zurück. Bei mir ist sein Platz. Ich Hab' es Dir
geboren!"
Jetzt brach ein Schrei von seinen Lippen, wie das Wuthgeheul eines
zu Tode getroffenen, wilden Thieres. Seine Hände ließen Ginevra los,
wie ein Sturm durchrüttelte es ihn. Er hieb mit seinen Armen einmal
durch die Luft, als ob er Etwas niederschlagen oder zerschneiden wolle.
Mächtig hob sich seine Brust unter einem tiefen Athemzuge.

Ginevra war an ihm nieder auf den Voden geglitten. Sie lag wie
todt oder wie toderwartend auf den Fliesen zu seinen Füßen, ihre Augen
öffneten sich nicht; sie wollte fein wuthverzerrtes, hafterfülltes Geficht jetzt
nicht sehen, nicht diefen Eindruck als letzten von ihn, mit hinübernehmen
in die Nacht, die nun hereinbrechen muhte. Sie glaubte fein Knie fchon
auf ihrer Brust zu fühlen, nun mußte feine Faust auf sie niederschmettern.
Sie harrte darauf, sie lechzte danach. Ihre Lippen öffneten sich. Da er-
klang über ihr in einer ihr fremd dünkenden Stimme die Frage:
„Ist das wahr, Ginevra?"
Es konnte nicht Pommlio Fantis Stimme sein. So weich hatte er nie
zu ihr gesprochen, selbst nicht in ihren Umarmungen. Es zitterte soviel
Rührung, soviel Schmerz, soviel Ergriffenheit darin. Hatte er in Secunden-
schnelle Alles verstanden? Wuftte er plötzlich, warum sie es gethan und
wieviel sie um deswillen gelitten? Sie begriff es nicht, es war Alles so
ganz anders, als sie es sich gedacht hatte. Oder warf ihn das Ungeheure
so zu Voden, daß er kraftlos und weichlich geworden war, wie ein Kind?
Wie es aber auch war: lügen konnte sie nicht. Obgleich sie in diesem
Augenblick fühlte, daft er ihr jede Lüge blindlings geglaubt haben würde,
dachte sie keine Secunde darau, zu lügen, nicht einmal einen Versuch der
Rechtfertigung, der Erklärung, einer Bitte um Verzeihung zu machen.
„Es ist Alles wahr, Pompilio," fagte sie leife, doch fest.
„Dirne!"
Ginevra fchauerte zusammen. Das war der Ton in seiner Stimme,
den sie gefürchtet, auf den sie gewartet hatte. Nun kam's, nu» brach es
los. Wie ein Hieb sauste der Ruf auf sie nieder. Aber gleich darauf
fühlte sie, begriff sie, das; er gar nicht ihr gegolten, daß jene Andere damit
getroffen werden sollte. Denn nun zischte es von seinen Lippen hinterdrein:
„Du sollst es keinem Anderen mehr verrathen dürfen, Dirne!"
Das dumpfe Geräusch eines fallenden Körpers lieft Ginevra auf-
schrecken. Sie rift nun doch die Augen auf. Da gewahrte fie Furchtbares.
Mit aller Kraft und Wucht feines Leibes hatte sich Pompilio auf Eamilla
Vergato geworfen. Er hatte sie niedergerissen, er lag über ihr, er würgte
sie. Der Schaum stand ihm vor'm Munde, die Augen quollen ihm aus
den Höhlen. Es sah aus, als ob er sie am liebsten mit seinen Zähnen
zerrissen hätte, dies Weib, das erst sein Haus geschändet und dann ihn zum
Ehebrecher gemacht hatte, — aus bloßer Lust am Vösen, am Verderben.
Daß sie es allein aus Liebe zu ihm gethan, wußte er in diesen Minuten
nicht, wollte er nicht wissen. Ein unbezwingbarer Morddurst war in ihm.
Auslöschen! Vernichten, — diese ungeheure Schmach vernichten! so klang
es in ihm. Und er würgte und würgte.
Eamilla wehrte sich nicht. Sie hätte sich auch nicht gewehrt, wenn
sie gekonnt hätte. Aber sie konnte nicht einmal. Seine Kniee lahmten ihre
Anne und preßten ihren Athem. Nur ihre immer größer, immer entsetzter

vortretenden Augen stierten ihn an, ließen nicht von ihm. So hatte sie sich
den Tod durch seine Hand nicht gedacht, so hatte sie ihn nicht gewollt.
Ginevra hatte das schauerliche Nild mit ihren Blicken überflogen, sie
erzitterte. Sie rief hallend Pomvilios Namen; er horte sie nicht, er ließ
nicht von der Anderen. Da wand sie sich, auf dein Vodeu kriechend, zu
ihm heran. „Pomvilio!"
„Laß mich!" keuchte er
Sie aber fiel ihm trotzdem in den Arm; sie wollte ihn von seinem
Opfer losreißen, ^ mit aller Kraft wollte sie's. Und schon gelang ihr's,
seine eine Hand von Eamillas Halse wegzuzerreu. Sie zerbrach ihm fast
die Finger dabei. Da aber hatte er blitzschnell an seine Hüfte gegriffen und
fein Messer hervorgezückt. Zischend schwang er's über der Kehle der schon
besinnungslos Daliegenden. Mit einem inen Aufschrei aber warf sich
Ginevra quer über sein Opfer und deckte es vor seinem Arn: mit ihrem
Leibe. In der nächsten Secunde blitzte der scharfe Stahl nieder und be-
grub sich in ihrer Vrust, ohne daß Pomvilio es wußte, ohne daß er es
sah. Erst die hervorbrechende heiße, rothe Fluth, die ihn überrieselte, ließ
ihn gewahren, erkennen, was hier geschehen war. Eine Sterbende lag
über einer Todten, die sie noch lebend gewähnt hatte und die sie retten
gewollt, trotzdem jene sie zu verderben, ihr Alles zu rauben getrachtet hatte.
Und diese Sterbende blickte ihn nicht nur verzeihend, sie blickte ihn weich
uud zärtlich und liebevoll an, als wollte sie ihm zuflüstern, daß von seiner
Hand zu sterben noch Seligkeit sei, daß sie jetzt glücklich sei, — ganz
glücklich —
Mit einem Ruf, in dem all' feine Verzweiflung und all' seine Liebe
noch einmal sich zusammenpreßten, riß er sie zu sich empor, von der Todten
in seine Arme. Er achtete es nicht, daß er in ihren: Vlute gebadet wurde.
Er küßte diese erkaltenden Lippen, die noch lächelten. Er tränt ihren letzten
Athemzug von ihren Lippen. Dann trug er die Todte hinüber auf sein
eigenes Lager; hier war kein Platz mebr für sie. Und an diesem Lager
hielt er tnieend Todtenwacht bis zun« aufgrauenden Morgen. Dann ließ
er sie mit einem letzten Kuß auf ihre erkalteten Lippen und fchritt zum
Hause hinaus und nach Rom hinab, um sich den Gerichten zu stellen. Das
Geschrei eines verlassenen Kindes erfüllte allein das öde Haus der Fanti
von Civitella.

Konrad Telmann.

von

Ulrich Frank.

— Verlin. —

jmige Romane, kleinere Erzählungen nnd Gedichte Konrad Tel-
manns n'aren mir bekannt und hatten mir für seine dichterische
Individualität Interesse eingeflößt. Ich entsprach deshalb gern
der Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift, ein Essay über Tel-
mann zu schreiben, ohne im Entferntesten daran zu denken, daß ich eine
sehr schwierige Aufgabe damit übernahm. Erst als auf meinem Schreib-
tisch Buch auf Buch des Dichters sich zu einer kleinen Bibliothek anhäufte
und ich mit einigem Zagen daran ging, aus diesem Massenmaterial ein
klares und uräeises Bild des Verfassers zu gewinnen, erkannte ich, was ich
unternommen hatte. Sind diese zahlreichen, meist mehrbändigen Romane,
sind diese Novellen- und Gedichtsammlungen das Lebenswerk eines Greises?
Ist es ein Siebzigjähriger, dessen litterarisches Schaffen hier vor nur aus-
gebreitet liegt? Ich werfe einen Blick in seine biographischen Aufzeichnungen.
Telmann ist erst — vierzig Iabre alt, und ich schreibe diesen Auffatz
an seine!« Geburtstage, dem '26. November. Zu Stettin im Jahre 1^5)4
wurde er geboren, als jüngster Sohn des Iustizraths Zittelmann. Seine
Mutter war die Tochter des Historikers Ludwig Giesebrecht, der auch als
Dichter bekannt geworden war, und so ist das Fabulirtalent und des Dichtens
holde Gabe ein mütterliches Erbe Xonrad Telmanns. Was eines juristi-
schen Vaters ernstes Führen und die Frohnatur nnd die Fabulirlust einer
Mutter für einen deutschen Dichter bedeuten, ist aus dem Leben unseres
Größten, Unvergleichlichsten bekannt, dessen Göttername nicht erst genannt
zu werden braucht. Das Elternhaus bot also Konrad die günstigsten
Lebensbedingungen. Die Familie hatte Generationen hindurch in ange-

>

sehener Stellung in Stettin gelebt, in behagliche»! Wohlstand und bürger-
lichem Selbstgefühl. Heiter und glücklich wäre also des Dichter Jugend-
zeit verflossen, wenn nicht frühe Kränklichkeit einen Schatten auf das helle
Bild geworfen hätte. Immerhin war das Milieu, aus dem er hervorging,
dazu angethan, seiner jungen Seele freie, freudige und künstlerische Ein-
drücke zu geben, die in eineni geistig belebten, wohlsituirten Hause günstigen
Nährboden fanden. Im Sommer lebte die Familie auf einer ihr gehören-
den ländlichen Besitzung. Die prangenden Vuchenwaldungen, die sie um-
gaben, und alle die großen und kleinen Wunder des Landlebens erweckten
zuerst Verständnis? und Begeisterung für die Natur in dem begabten Knaben
und gaben seiner damals schon sich regenden Phantasie befruchtende An-
regung. Zu jener Zeit uerriethen kleine Gedichte von ihm einen fo reinen
Empfindungsgehalt und poetischen Schwung, daß einige davon dem Drucke
übergeben werden konnten. Ueber diesen jugendlichen Schwärmereien wurde
aber des Lernens Ernst nicht vernachlässigt. Telmaun war ein eifriger
Schüler, der noch nicht achzehnjährig mit dem Neifezeugniß des Marien-
gvmnasiums seiner Vaterstadt die Universität beziehen konnte. Er studirte,
den Traditionen seines Hauses getreu, Rechts- und Staatsgelehrsamkeit,
betrieb aber neben diesen Berufswissenschaften in freier Wahl litteraturge-
schichtliche'und philosophische Studien. In Heidelberg war es, wo die freie
Burfchenherrlichteit ihn mit dem ganzen stolzen Iugendmuth junger Herzen
erfüllte und die goldige Schönheit des Neckarthals mit wonnigen Poeten-
träumen. Leipzig, Greifswald, endlich Berlin gaben seinen Studien dann
die Vollendung, und so konnte er im Jahre 1876 als Referendar in den
praktischen Staatsdienst treten. In dieser Zeit war es, wo immer häufiger
auftretende körperliche Leiden feiner Wesenheit jene Wehmuth und Weihe
gaben, aus denen Dichter geboren werden. Je mehr seine Krankheit ihn
an der Ausübung seiner Verufspflichten hinderte, desto inniger klammerte
er sich an das an, was ihn, Trost und Inhalt wurde in trüber Zeit- die
Poesie. Und als er kaum zwei Jahre später, für unheilbar erklärt, seine
juristische Earriöre aufgeben mußte, da fand er in seiner dichterischen Natur,
in seinen, geistigen Leben das Heilmittel, das die Aerzte ihm nicht glaubten
bereiten zu können.

Die Krankheit hatte sein Leben nicht leer gemacht. Er errichtete sich
seine eigene Welt, bevölkerte sie mit seinen Gestalten, und mit seiner geistigen
Schaffenskraft wuchs wunderbarer Weise auch seine körperliche Kraft. Sein
Organismus erstarkte, sein Leiden kam zum Stillstand, und sein Geist, der
niemals krank und kraftlos war, schuf sich die Hülle, iu der er erträglich
leben konnte. Seit jener traurigen Zeit, in der der Aerzte Kunst sich seiner
Krankheit gegenüber ohnmächtig erklärte, sind fast 19 Jahr dahingegangen.
Mit Freude tonnte ich bei meiner letzten Begegnung nnt Telmann, im ver-
gangenen Sommer beim Hamburger Schriftstellertag, beobachten, daß er rüstiger,
widerstandsfähiger nnd gesünder erschien, als je vorher. Allerdings gehören

ganz besondere Dafeinsbedingungen dazu, um dies günstige Resultat zu er-
zielen. Telmann lebt seit seiner Erkrankung im Süden und kommt nur
während der Sommermonate zn kurzem Aufenthalte nach Deutschland, wo
er in seiner Heimat am Strande der Ostsee oder im Hochgebirge seinen
Aufenthalt nimmt. Die unfreiwillige Muße, zu der ihn die Krankheit zu
verurtheilen schien, hat er zu ersprießlicher, energischer und unermüdlicher
Arbeitszeit sich umgewandelt. Die poetischen Liebhabereien seiner Jugend-
zeit sind ihm zu ernstem, zielbewußtem Lebensinhalt geworden, seine Tröster,
seine Stützen, seine Existenz. Konrad Telmann ist heute einer der fleißigsten,
fruchtbarsten und beliebtesten deutschen Schriftsteller. Und wie man — um
ihn nicht als einen Vielschreiber zu bezeichnen — die große Menge seiner
Schöpfungen im Zusammenhang mit seinen Lebensbedingungen betrachten
muß, so muß man auch die äußeren Einwirkungen, unter denen sie ent-
standen sind, verstehen lernen, um ihnen gerecht zu werden.

Zu einer zwangsweisen Weltabgeschiedenheit verurtheilt, konnte der
Dichter mehr nachempfindend und fühlend, als erlebend feine Werke
schassen und in sich daher mehr die feine, fubtile Dichternatur, als eine
starke, eigenartige Persönlichkeit entwickeln. Er muß deshalb in einer Zeit,
wo die Persönlichkeit in ihrer Eigenart die fast allein geltende Bedeutung
hat, wohl hinter mancher Erscheinung zurücktreten, die in ihrem dichterischen
Innenleben viel weniger besitzt, in ihrem poetischen Ausdruck viel weniger
bietet, als er. Man kann Telmann eine ganze Fülle hervorragender Eigen-
schaften zuerkennen, man kann feine Nachdenklichkeit, feinen Ideenreichthum,
feine Phantasie bewundern, feinen sittlichen Ernst, feine wackere Gesinnung,
seine Ueberzeugungstrene rühmen, man kann sich seiner lebendigen Dar-
ftellungsgabe, seiner sauberen Technik erfreuen, ohne ihn deshalb als eine
jener überragenden Dichtergestalten bezeichnen zu können, deren Physiognomie
inmitten all der sich andrängenden Erscheinungen unverrückbar und unver-
geßlich bleibt. Telmann ist inmitten Aller Einer, nicht etwa der Eine, aber
ein ganz Vortrefflicher allerdings. Ich möchte trotzdem einige besonders
charakteristische Merkmale hervorheben und indem ich auf feinen hochstreben-
den, patriotischen Geist, sein nationales Bewußtsein, seinen Stolz und seine
künstlerische Feinfühligkeit hinweise, seinem Dichterantlitz bestimmte Züge
aufprägen.

Um in die Fülle des mir vorliegenden Materials einige chronologische
Ordnung zu bringen, wende ich mich zunächst seinen Novellensammlungen
zu. Diese umfassen Erzählungen, die von Beginn seiner Dichterlaufbahn
bis in die neuere Zeit hinein reichen. Sie sind in den Bänden: „Menschen-
schicksale", „Lebensfragmente", „Licht und Schatten," „In Glück und
Freud", vereinigt. In den meisten dieser Novellen zeigt sich die Fähigkeit
guter Beobachtungsgabe und temperamentvolle Tarstellung, nicht beeinträchtigt
durch die Qual und Verbitterung jahrelangen SiechthumS. Es ist im
Gegentheil etwas Helles, Inniges in diesen Erzählungen, in rührender

Wirkung, wenn man es vom Hintergrund eignen Erleidens, statt eigenen
Erlebens, sich poetisch und schön abklären sieht. Die Gestalten dieser
Novellen genießen alles Erdenglück, alle Daseinsfreude, die er selbst nur
mit geistigem Auge erspähen, mit anempftndender Seele erleben konnte.
Und nur liebevollste Hingebung und Vertiefung vermochte den meisten dieser
Novellen jenen Schimmer von Wahrhaftigkeit und Lebenstreue zu verleihen,
der sie umstrahlt. Von diesen Herzensgeschichten zu den vier Zeitromanen,
die nun folgen, ist ein weiter Schritt. Der milde, weiche, bald schmer-
müthige, bald fröhliche Klang weicht dem starken Ton, mit dem derartige
Tendenzromane vorgetragen werden. Uns Neuen fchwächt ein allzu starkes
Pathos, eine zu beredte Absichtlichkeit, mit der er sür seine Ideen eintritt,
leicht den rein künstlerischen Eindruck ab, und deshalb möchte ich diesen
Zeitromanen: „Im Frühroth", „Götter und Götzen", „Moderne Ideale",
und „Dunkle Existenzen" eher eine ethische als eine künstlerische Bedeutung
zuerkennen.

Unter diesen Nomanen erscheint nur „Götter und. Götzen" als der
hervorragendste. Es ist ein Ich-Roman, in dein der Held Gerhard Randolf
seinen Lebensgang erzählt, von den stillen Kindertagen in einer kleinen
Ostseestadt, dem jungen Iubelleben der Heidelberger Studienzeit, durch alle
Phasen des Daseins, in dem schwärmende Gedanken und romantische
Phantasmen einen breiteren Spielraum einnehmen, als kraftbezeugende
Thaten. Trotzdem entwickelt sich Gerhard zu gereifter Männlichkeit und
erhellt dem Leser die Moral: die Götter sind die Ideale, die Götzen die
eitlen Freuden und Genüsse, die wir anbeten. Es ist wohl das Gefühl,
daß des Dichters inneres Erleben in diesem Roman besonders stark hervor-
tritt, was ihn interessant macht und über die anderen erhebt. Doch muß
auch diesen gegenüber anerkennt werden, wie muthig der Dichter hinab-
leuchtet in die Abgründe des Lebens, wie er die Schwächen der Gesellschaft
geißelt, unerschrocken und unerbittlich, und der Heuchelei und der Verlogen-
heit die Maske vom Gesicht reiht, ohue Nachsicht und Schonung. Es wäre
vielleicht den Romanen zu Statten gekommen, wenn der Verfasser die Alles
verstehende und darum verzeihende Milde der Erfahrung hätte zu Worte
kommen lassen können, statt der sittlichen Entrüstung, die er aus seinen
eigenen moralischen Grundsätzen aufflammen läßt. — Am Erziehungswerk
der Menschheit läßt sich mit Doctrinen wenig vollbringen, und des Dichters
Aufgaben sind eigentlich andere. Aber gerade das ist es, was in Telmanns
Eigenart beruht, wie sie aus seinen körperlichen Leiden und der damit ver-
knüpften Begrenzung seiner Lebenshaltung sich ergiebt, und darum will ich
damit nicht rechten. Im Uebrigen hat er, von diesen ersten größeren Werken
ausgehend, eine sehr beachtenswerthe und glückliche Entwicklung durch-
gemacht. Vom doktrinären, tendenziösen, breitausgesponnenen Erzählerton
gelangte er zu modernerer Ausgestaltung, die sowohl in Technik, wie Ab-
schilderung ein präciseres, lebenswahreres Gepräge trägt. Dies tritt zunächst

in seinen: großen Roman „Das Spiel ist aus" hervor, der einen sehr
bedeutenden Ersolg fand und Telmann einen sicheren und festen Platz
in der deutschen erzählenden Litteratur eroberte. Sowohl die Sitten-
schilderungen in diesen Romanen, wie die Darstellung des Lebens in Monte
Carlo und die reichen Naturbilder von der Niviera sind von vortrefflicher
Anschaulichkeit, und auch die Charakteristik der handelnden Personen ist leb-
haft und klar, und der Realismus der oft fehr starken Situationen über-
schreitet niemals das erlaubte Maß. Auch in der Eomposition dieser Arbeit
zeigt sich schon Deutlich die bewußte, ruhige Sicherheit, mit der der Ver-
fasser seinen Stoff anzuordnen und die Fülle des sich ihm aufdrängenden
Materials zu bewältigen weiß, Vorzüge, die in den nun in rafcher Aufeinander-
folge erscheinenden Romandichtungen und Novellen sich stetig entwickeln nnd
dazu geeignet sind, den Dichter zu künstlerischer Reife emporzuführen. Schon
in dem nächsten Roman „Vom Stamm der Ikariden" macht sich diese
nufwärtsstrebende Entwicklung bemerkbar. Moderne Menfchen im modernen
Verlin sind lebendig und treu abgeschildert, humorvoll auf ihrem Ikarus-
fluge zur Sonnenhöhe begleitet und trostvoll in freier und milder Welt-
anschauung angeschaut, als sie mit verbrannten Flügeln erdwärts kamen.
Auf modernem Voden bewegt sich auch sein Roman: „Moderne Ideale,"
der aber durch eine allzu künstliche verschlungene Handlung künstlerischer
Form entbehrt und an Einheitlichkeit und fester Gestaltung Manches zu
wünschen übrig läßt. Zu viel des Guten bewirkt oft das Gegentheil, und
dieses Anhäufen und Uebereinanderthürmen der Motive beeinträchtigt die
Ruhe und Geschlossenheit, die eines Kunstwerkes innerste Gesetze sind.
In den nunmehr folgenden Bänden bekundet der Dichter eine erstaun-
liche Wandlungsfähigkeit. Ganz neue Pfade betritt er in dem historifcheu
Romane: „Vas victi8", der mit Kaiser Nero und dem damaligen Rom sich
beschäftigt, ein Gebiet, auf das ihm die Leser vielleicht weniger willig
folgen werden, als durch das Italien von heilt, das er überall hin durch-
wandert und durchforscht hat, bis in jene Gegenden, abseits von der großen
Touristenstraße, in denen Sitte und Brauch sich noch in ursprünglicher Art
erhalten haben. Dort spielen seine Erzählungen: „Am Ligurischen Meere",
in fremdartigem Gepräge sich von einer wundersamen, prangenden, geheim-
nitzvollen Natur abhebend. Ebenso ist in dem Roman: „Am Eap Martin"
und in dem Gedichtcyclus: „Am lateinischen Meere" der Natur des Südens
poetische, künstlerisch-nachempfundene Wiedergabe zu THeil geworden, mit
einer Wärme, Innigkeit und Farbenschönheit, als hätte Telmann von der
Palette feiner Gattin, der hochbegabten Malerin Hermine von Preufchen,
die leidenschaftlichen, gluthenden Farben zu feinen Bildern entlehnt. Trotz-
dem findet die deutsche Natur in ihm einen noch beredteren Schilderer, als
die italienische. Hier entwickelt sich mehr die Fähigkeit malerisch-künstleri-
schen Betrachtens, dort die Gabe tief-innigen Empfindens. Die deutsche
Erde hat er mit der Seele erschaut. In den Romanen „Unter den

Dolomiten", Unter'm Strohdach" und dem soeben erschienenen „Auf eigner Scholle" nimmt die Naturschilderung einen breiten Spielraum ein, doch ermüdet sie den Leser nicht, wie das sonst wohl leicht der Fall ist. Ein intimer, warmer Hauch ruht über seinen Landschaftsbildern, und die Gestalten, die sie beleben, sind mit dem Boden so unzertrennlich verwachsen, daß sie sich gleichsam ergänzen und von einander so abhängig erscheinen, daß das Interesse sich den Erscheinungen und der Natur, in der sie wurzeln, in gleichem Maße zuwendet.

Der Roman „Unter den Dolomiten" hat, allzu streitbar, zu einer Anklage wegen Beschimpfung der katholischen Religion geführt. Doch fcheint dabei anklägerifcher Zorn nur einseitig das Werk beurtheilt zu haben, das, sicherlich ohne tendenziöse Absicht, mit einem katholischen Priester sich befaßt, der, von Zweifelfucht ergriffen, seinein Beruf untreu wird, sein Gelübde bricht. — Der dichterische Vorwurf ist durchaus nicht so neu, daß gerade Telmann dafür zur Rechenschaft gezogen werden müßte.

In dem folgenden Roman „Unter'm Strohdach" hat der Dichter von Zolas „1a lorre" sich offenbar allzusehr inspiriren lassen. Dörfliche Lasier: Trunk, Unzucht, Blutschande sind die bewegenden Motoren einer Handlung, die stellenweise zu erschütternder Tragik sich aufgipfelt, andererseits in zu grellen Tönen eine Absichtlichkeit empfinden läßt, die verstimmend wirkt. Das könnte manches agrarische Gemüth bei dem letzten Romane: „Auf eigner Scholle" ebenfalls finden. Auch da sind mit einer für künstlerische Zwecke zu raschen Verwerthung actuelle Fragen in die romantische Handlung verflochten. Doch wird diese von so interessanten, eigenarügen, vortrefflich charakterisirten Personen getragen und in so verschiedenartigen Verhältnissen durchgeführt, daß man die Bedenken gern fallen läßt, uni zu dem günstigen Schlußresultat zu gelangen: Auch dieser neueste Roman Telmanns ist eine tüchtige Arbeit, guter Antheilnahme werth!

Hier bin ich am Ende mit meiner Empfangsfähigkeit. Vor mir noch eine Anzahl Bände: „Dunkle Existenzen", „Quer durch's Leben", „Schattenpflanzen", „Vergilbte Blätter". Romane, Skizzen, Familiennovellen — ich greife eine oder die andere heraus; sie liefern keine neuen Züge für des Dichters Bild. — Sicherlich ist manche sehr werthvolle Gabe darunter, deren ich mich besonders erfreut hätte und die wohlverdienter Beachtung entgeht . . . Nur feiner lyrischen Schöpfungen will ich noch gedenken. Telmann zeigt in feiner Gedichtsammlung: „Aus der Fremde" sich als ein Dichter von feiner Beseelung, der formenschöneu, malerischen und poetischen Ausdruck für seine Stimmungen findet. Ihm selbst sei daher das Schlußwort zu dieser Betrachtung eingeräumt:

Das ist der Dichtung uralt-heil'ges Recht,
Was nie die Lippe sprach, frei zu gestchn:
In ihren klaren Spiegel magst Du selin
Und »vagen dann, was falsch, wa? goldesecht.

Sie spricht's in Worten heut' Tir schlicht und recht:
Mein Herz schlägt Dir! — Mag auch die Welt uns schmcihn
Und dieser Neigung Reinheit nie versteh», —
Was kümmert uns dies sklavische Geschlecht?
In uus'ren Fesseln fühlen wir uns frei.
Hoch über Menschensatzung, Kuechteswort
Ziehn die Gedanken ihre stolze Nah»;
Tief unter uns verhallt das Marktgeschrci,
Uns aber trägt's darüber weit hinfort
Und zn den lichten Tonnenhöh'n hinan.

Entstehen, wehen und vergehen
abendländischer Geistesstürme in Rußland.
von
Eberhard ltraus.
Veilm. —

»I die ersten westeuropäischen Einflüsse auf das Zarenreich zu schildern, die frühesten frischen Luftzüge in dein abgeschlossenen Nebelreich der großen mostowitischen Ebene zu erfassen und mit unfehlbarer Genauigkeit zu Protokolliren, müßte ich ein völliges Auch schreiben. Das aber wird mir durch anderweitige litterarische Arbeiten, durch die Lückenhaftigkeit meiner „einschlägigen" Specialstudien und vor Allem durch die Nedaction dieses Blattes untersagt. Uebrigens sind derartige Bücher bereits geschrieben. Ich verweise den deutschen Leser vor Allem auf die vortrefflichen Arbeiten des früheren Dorpater Professors Brückner, eines im Innern unseres Nachbarrciches geborenen und erzogenen Deutschrussen, der vor einigen Jahren nach Deutschland übergesiedelt ist.
Es genüge, zu erwähnen, daß Stückgießer, Puluerfabrikanten und aller-hand andere Techniker die ersten Fremden waren, die sich in Moskau dauernd niederließen. Dann foloten in größerer Zahl Bäcker, Schlosser, Schlächter, endlich Mufleute, Aerzte, Apotheker u. A. in. Die Wurstmachern erscheint dem Nüssen noch heutzutage so sehr als Prototyp deutscher Findigkeit und Handfertigkeit, daß der „Njemez" in: Bolksmunde allgemein den Spitz-namen „KoMssnik" (Wurstmacher) führt. Das Apothekergewerbe ist bis auf den heutigen Dag fast ein Monopol der Deutschen geblieben.
All diese Einflüsse gehörten größtentheils noch der vorpetrinischen Epoche nn, waren durch praktische Bedürfnisse heruorgerufeu und hatten daher mit dein eigentlichen westeuropäischen Eulturleben wenig genug zu schasse«.

Abendländische Geistesslüime in Rußland, 1.99
Der erste Mann, der den Wagemuth besaß, den weitgeöffneten Aeolus-
schlauch abendländischen Denkens, Wollens und Strebens in die stockige
Atmosphäre seines höfisch-hierarchisch-bojarisch zusammengeschachtelten Staats-
wesens hineinzuschleudern, war Peter der Große. Der größte Despot
und zugleich auch der grüßte Revolutionär seiner Zeit.
Näthselhaft wie sein träumendes, von lethargischer Schlaffheit zu plötz-
lichen, ganz unvermittelten Kraftleistungen erstaunlichster Art hinübertaumeln-
des Land und Volk, räthselhaft wie der größte Sagenheros desselben, Ilja
Vturometz, der Jahre hindurch auf dem Ofen faullenzte, um dann herab-
zusteigen und Alles, was ihm in den Weg kam, kurz und klein zu schlagen —
war auch der größte historische Held Rußlands. Seine zähe Ausdauer,
seine Besonnenheit im Unglück, seine folgerechte Energie, seine eigenartigen
Liebhabereien für pedantisches Holländerthum, Soldatendrill, mühen- und
gefahrenreiches Seewesen sind Alles Züge, die im Nationalcharakter nur
vereinzelt anzutreffen sind. Es ist räthselhaft, wie diefer Charakterriese von
geradezu germanischer Thatkraft und wikingenider Abenteuerlust inmitten
seines Volkes und seiner Zeit geboren werden konnte. Echt russisch sind
dagegen seine Freigebigkeit, sein warmherziges Freundschaftsbedürfniß, seine
Sinnlichkeit und sein radicaler Despotismus.
Im russischen Gemüth liegt viel tollwüthiger, niederstampfender Radicalis-
mus verborgen. Lange, lange läßt der Russe den Dingen ihren Lauf. Dann
erfaßt ihn ein Rausch, ein Taumel des seelischen Aufschwunges, des Sittlich-
keitsbedürsnisses, der Nesserungssucht. Diesen Rausch sucht er auszunutzen,
er weiß, daß der unausbleibliche Katzenjammer ihn wieder in tiefste Apathie
versenken wird. Jetzt heißt es rasch einreihen, was alt und morsch ge-
worden ist, um in eben solcher Hast auszubessern, einzufügen, aufzubauen.
Wehe aber, wenn der Nansch verstiegt, ehe das Nesserungswerk vollendet
ist! Dann ist das Alte zerstört, und im Renen ist noch kein ausgiebiger
Ersatz vorhanden.
Einer der wenigen Fälle, daß das Erperiment völlig glückte, war die
Reuerungs-Epoche des großen Peter. Es glückte dank der bahnbrechenden
Genialität und dem heißlohenden, nie verglimmenden Reformfeuer des ge-
waltigen Mannes. Peter hat seinen Nachfolgern, seinem Volk ein großartiges,
aber auch verhängnißpolles Beispiel gegeben, welche ungeheuren Umwälzungen,
durch eine heftige Willensanspannung zur Durchführung gebracht, „gemacht"
werden können. Seitdem kennt, wie einmal ein deutscher Beobachter sich
treffend ausdrückte, die russische Cultur-Entwickelung nur Gemachtes im
Gegensatz zum Gewordenen, nur Gesetz im Gegensatz zum Recht.
Peter fand einen festen Boden und Ausgangspunkt für feine Be-
strebungen sowohl in den vorhandenen westeuropäischen Einwirkungen auf
fem Vaterland wie in den Stimmungen einflußreicher Gruppen der höheren
Gesellschaft. Der Wirbelwind feines Fortfchrittseifers riß ihn jedoch allzu-
weit fort. Daß er ein Fenster, eine Lichtöffnnng nach Europa durchfcklug.
^

war nöthig. Daß er aber die armen, unwissenden und gewohnheitbefangenen Bürger und Bauern drangsalte, sie zwang, ihre Kleider zu kürzen, ihre fast heilig gehaltenen Vollbarte zu stutzen, war durch Nichts geboten und gerechtfertigt, war lediglich ein Ausfluß seiner nackenbeugenden, niederzerrenden Herrscherlaunen, seines entwurzelnden, bis auf Stumpf und Stiel herabrafenden Reform-Fanatismus. Peter hat in den Herzen der russischen Gesellschaft die Gefühle der Pietät, ja noch mehr, die der Selbstachtung ertödtet, und die neueren Versuche der Slawophilen, diese Empfindungen wieder aus den Vorrathskammern bäuerlichen Seeleulebens hervorzuholen, sie säuberlich abzustäuben und dann in die Ziergärten der nationalen Litteratur und Kuust zu verpflanzen, sind denn doch bisher von nur sehr zweifelhaften Erfolgen gekrönt gewesen. In Nußland läßt sich Vieles machen und durchsetzen, Dodtes aber wieder in's Leben zurückzurufen, ist auch das wunderthätige Slawophilenthum außer Stand.

Die Pietätlosigteit und spöttelnde Selbstkritik der russischen Gesellschaft war ein Zug, der durch die Lotterwirtschaft des Hofes während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, durch die Würdelosigkeit der Kirche, die meist von frivolen französischen Hofmeistern geleitete oberflächliche, leichtfertige Erziehung der adligen Jugend, vor Allem aber durch die sklavische Nachäffung des Fremdländischen, die schwächliche Bewunderung der ausländischen Glücksjäger und ihres hochfahrenden Kritisirens und Aburtheilens unablässig neue Nahrung erhielt. Noch am Anfang, ja bis in die Mitte unseres Jahrhunderts gab es in der höheren russischen Gesellschaft Familien, die der Engländerei, der Französelei oder der Deutschthümelei mit Haut und Haar ergeben waren. In anderen Familien war es üblich, französische Köche und Tanzmeister, englische Bonnen, deutsche Gouvernanten und Hofmeister anzustellen. Man kann sich vorstellen, was für eine babylonische Sprachverwirrung in solchen Häusern herrschte. Das Russische wurde als Bauernsprache angesehen und behandelt. In Turgenjews Novellen werden Damen der Gesellschaft geschildert, welche in ihrer Muttersprache die gröbsten Fehler begehen, andere, denen für ihr gutes Russischsprechen von den Herren Complimente gemacht werden. Abgeschwächte Typen der erstgenannten Art kommen bis auf den heutigen Dag vor und siud u. A. noch in dem in jüngerer Zeit geschriebenen Tolstoi'schen Lustspiel „Die Früchte der Aufklärung" vertreten.

Durch Katharina der Zweiten bildungsfreundliches Regiment waren zuerst französischer Encnklopädismus und deutsche Freigeister« mit der ganzen Macht der Ideenhaftigkeit und Grundsätzlichkeit in breite Schichten der nissischen Gesellschaft gedrungen. Der Großsohn dtzr Kaiserin, der spätere Kaiser Alcrander I., erhielt in Laharpe einen liberalen, von humanen Überzeugungen durchdrungenen Erzieher.

Und dann kam die französische Revolution! Der russische Adel, der sich durch Jahrhunderte asiatischer Knechtung und Unterdrückung doch stets einen gewissen DroK zu bewahren gewußt hatte, einen Unabbängigkeitssinn,

der sich schwachen Kaiserinnen und Regenten gegenüber in wiederholten Versuchen, die Zarifche Macht einzuschränken, zur Geltung gebracht hatte, begann jetzt mit fiebernder Gier revolutionäre Ideen einzusaugen.

In der liberalen Aera Alexanders des Ersten gewannen diese Ideen immer ausgedehntere Verbreitung. Zu ihren eifrigsten Verküudern gehörten viele der Offiziere, welche während der Occupationszeit nach Napoleons Sturz in Frankreich gestanden und dort mit der ganzen Weichheit und Nachgiebigkeit des flämischen Naturells westeuropäische Anschanungen und Neigungen angenommen hatten.

Auf diesem Wege drang die revolutionäre Propaganda in die Armee, und seitdem hat es an vereinzelten Verschwörungen in Petersburger Offizierskreiseu in keiner Regierungs-Epoche mehr gefehlt.

Der stärkste rebellifche Ausbruch in der Armee war der December-Aufstand des Jahres 1825, als nach dem Tode Aleranders I. sein nächstberechtigter Vruder Konstantin Pawlowitsch auf den Thron verzichtete und der eiferne Nikolai das Staatsruder ergiff. Da in Nußland (^Hebungen gegen die Iarenmacht erfahrungsmäßig nur dann anf die Massen wirken, wenn ihnen ein legitimistisches Mäntelchen unigehängt wird, so Hot die angebliche Verfechtung der Rechte Konstantins den Verschwörern einen willkommenen Vorwand, um die lange im Stillen genährte Gluth zu entfesseln. Den stupiden Soldaten konnte der Ruf „Es lebe die Eonstitntion!" (russisch: Konstituzija) nur dadurch beigebracht werden, daß mau ihnen erklärte, fo würde die Gemahlin des Großfürsten Konstantin titulirt!

Der so uuglücklich verlaufene December-Aufstauo war der letzte Versuch des russischen Adels, das drückende Joch des Despotismus abzuschütteln.

Man hat den russischen Adel in feinen damaligen hochfliegenden Eulturbestrebungen mit den Vorreitern eines russischen „TarnntG" verglichen, welche ihre Pferde von dem im Schlamm der Steppe stecken gebliebenen Gefährt lösten und auf das Gerathewohl davongaloppirten, ohne sich um das Schicksal der Zurückgebliebenen weiter zu kümmern.. In ihrer Unerfahrenheit und Leichtherzigkeit sind diese verzärtelten sarmatischen Aristokraten schließlich den Gefahren der Steppe zum Opfer gefallen. Die Insassen des Tarantüß haben sich aber bis hierzu ganz erträglich von ihren reichen Vorräthen ernährt. Sie hatten sich inzwischen neuen Vorspann verschafft, diesen aber bald zu Schanden gejagt nnd sitzen nun wieder ganz behaglich im tiefsten Steppenschlamm, ohne sich über die Zukunft allzu sorgenvolle Gedanken zu machen.

Die Reformen Aleranders II. vollzogen sich durchweg auf Kosten des Adels. In der damaligen Vureaukratie fnßen recht rothe Herren, die jede Gelegenheit gern ergriffen, um den verhaßten Bojaren an ihren Niber- und Zobelgewändern herumzuschueidern. Soweit diese Reformen iu rechtlich-

liberalem Geist gehalten waren, waren sie ja durchaus zeitgemäß, ja nothwendig und unumgänglich. Die wirthschaftlichen Neuerungen wurden aber nicht durchweg praktisch angefaßt nnd durchgeführt. Die Bauern-Emancipation wurde viel zu rasch und überstürzt in Angriff genommen.
Der Adel wurde schwer geschädigt, ohne daß man den Bauern dadurch genützt hatte. Beim Loskauf mußten die Gutsbesitzer von vornherein etwa 29 Procent ihres Vermögens streichen, ein Opfer, das man billigerweife von ihren« Patriotismus fordern konnte. Weitere 20 Procent aber verloren sie durch verfchiedene, zu ihren Ungunsten gefchaffene Formalitäten, vor Allem durch eine unbillige Taration der Nauerländereien. Die größten Nachtheile erlitten sie endlich dadurch, daß die Negierung ihnen die Ablösungssummen in kurzer Frist gleichsam in der Eigenschaft eines Vormundes der befreiten Bauern auszahlte und ihre Vorschüsse dann langsam und allmählich von den Letzteren eintrieb. Dieser Modus war eigentlich im Interesse der Gutsbesitzer gewählt worden, um diesen als Ersatz für die ihnen entzogenen Arbeitskräfte wenigstens fogleich ein ansehnliches Netriebscapital zuzuwenden. Die Männer am grünen Tisch hatten aber nicht mit der „breiten Natur" der Abkömmlinge der alten Bojaren und Wojewoden gerechnet. In Wiesbaden, Paris, Monte Carlo flogen Taufende und Abertausende von Nubeln in die weite Welt hinaus, und nach Verlauf weniger)ahre hatte ein großer Theil der glänzendsten Magnaten sich „an den Bettelstab amüsirt". Terpigörjew «Pseudonym: Atawa), selber ein Angehöriger der Aristokratie, rechnet aus, daß der russische Adel vou der Negierung während der Dauer eines halben Jahrhunderts etwa eine Milliarde nnd vierhundert Millionen Nubel ausgezahlt oder dargeliehen erhalten hätte: 4M Millionen durch den alten Vormnndschaftsrath (Opekünskij SsowM), 700 Millionen durch die Loskaufs-Quittungen und 300 Millionen durch die später gegründete Adels-Agrarbauk. Von diesen, sich also fast auf anderthalb Milliarden beziffernden Geldmassen sei wohl nicht viel mehr als der zehnte Theil auf wirthfchaftliche Verbesserungen verwendet worden. Alles Uebrige wurde verjubelt und verpraßt!
Der Adel hatte damals noch viel Einfluß auf die Negierung und war, da er von der liberalen Strömung felber mächtig erfaßt war, um so mehr in der Lage, die Neformen in eine für feine wirthschaftlichen Interessen nicht allzu ungünstige Vahn zu lenken. Daß er das nicht vermochte, stellt seiner Einsicht und seinen, praktischen Ueberblick ein recht klägliches Zeugnis; aus. Seit jener Zeit zählt der Adel als Eulturfnctor in Nußland kaum mehr mit.
Der Fortschritt ergiebt sich in den meisten Ländern aus dem Hin« und Widerspiel einer Zeitströmung und ihrer Gegen- und Unterströmungen. In Nußland ist die Zeitströmung stets so mächtig und fortreißend, daß die ('iegenquellungen blos ein putziges Blasenspiel, fast nie einen Wirbel oder gar Strudel hervorzurufen pflegen. Höchst erheiternd schildert der große

Satiriker Schtschedrln in seinem „Adelsmarschall Strünnikow" die Einwirkungen des Reformlenzes auf das öde Gelände einer entlegenen Kreis-Ritterschaft. Der Adelsmarschall, ein vergnüglicher alter Schlemmer, erhält vlötzlich ein in sehr ernstem Ton gehaltenes officielles Schreiben, in welchem der Gouverneur ihm deu Vorwurf macht, daß sein Kreis nicht genügend liberal sei und die wohlmeinenden Intentionen der Regierung nicht ausreichend unterstütze. Strünnikow rauft sich verzweiflungsvoll die spärlichen Haare: „Liberal, liberal! Wenn ich, zum Henker, nur wüßte, was das eigentlich ist!" Und auf der nächsten Adelsversammlung läuft er von einem »einer Stand esgenossen zum andern und bittet sie händeringend, doch ja recht liberal zu sein und ihn nicht in Angelegenheiten zu stürzen. Und der Kreis wurde wirklich, um dem allgemein beliebten Strunnikow gefällig zu sein und nebenbei auch den Gouverneur wann zu halten, liberal bis zum Erceh! Aehnliche „Potemkin'sche Dörfer" mögen damals in der Politik des russischen Landadels zu Hunderten aufgebaut worden sein.

Und nun das Gegenbild in einer anderen Satire Schtschedrlns! In einem Kreise stehen sich zwei Adelsfamilien im Kampf um Ansehen und Einfluß fast wie die Montecchi und Eapuletti gegenüber. Run kommt die neue Zeit mit ihren neuen Behörden und Wahltorperschasten. Die eine Familie bleibt stock-conservativ, die andere überläßt sich mit vollen Segeln dem neuen Eurs, erwählt die Laufbahn in der „Semstwo" (Provinzial-Landtag) und hofft nun, binnen Kurzem im gesmnmten Kreise das Heft in die Hände zu bekommen. Bald aber stockt und strauchelt der Fortschrittsdrang allerorten, die Negierung entzieht der sich allzu selbstständig geberdenden Semstwo ihre Gunst, diese wird zu einer Schein-Körperschaft herabgedrückt, und der alte Adel, an seiner Spitze die verhaßte konservative Familie, kommt wieder nach oben! — Und so blieb es, nur daß die Semstwo im Laufe der ^ahre noch um ein paar Plätze tiefer herabgesetzt wurde.

Die Regierung Äleranders III. tbat vollends alles Erdenkliche, um den Adel- als Stand und als Stütze der Monarchie wieder zu heben und zu kräftigen. Verlorene Liebesmüh! Diesen mit Asthma, Podagra und galoppirender Geldbeutelschwindsucht geplagten alten Herrn kann man nicht mehr mobil machen und gegen die Umstürzler in's Feld schicken. Er rnhe so sanft, wie er es irgend fertig bringen kann) auf den Dornen, die er rings um sich durch sein Gehen- und Geschehenlassen hat in's Kraut schießen lassen!

Weit rühmlicher als auf den Manüuerfeldern der Politik und der Voltswirthschaft hat der russische Adel sich in den freien und idealen Sphären der Litteratur nnd der Kunst bethätigt. Von den russischen Dichtern, Malern, Musikern gehören (besonders unter den älteren Generationen) fast alle ersten Größen der Aristokratie an. Ta nun aber der russische Adel nicht völlig dem westeuropäischen entspricht und vor Mem der kleine Beamten- und Ordens-Adel jedes ständischen Gefüges nnd Selbst-

gefühls ermangelt, so will ich nur diejenigen Künstler als aristokratisch an-
sehen, die ihr Leben in den Hof-, Militär- und Gutsbesitzer-Kreisen ver-
brachten und zugleich in Gesinnung wie äußerer Form den alten Schönheits-
Idealen nacheiferten.

Die älteste russische Litteratur mit ihren wohlgemeinten, aber n,eist recht
pedantischen Oden und Fabeln kommt hier nicht in Betracht. Begeisterte
Anhänger und zugleich auch hochbegabte Uebersetzer (wie z. B. Shuk6wski >
fanden in russischen Litteraturkreisen die deutschen Dioskuren Goethe und
Schiller. Die Geister und Herzen der russischen Aristokratie, sowohl aus
dem schöngeistigen wie aus dem politischen Lager, wurden aber erst durcl)
Byron völlig in Fesseln geschlagen. Die aus zartester Poesie und bitterster
Satire, kühnster Ritterlichkeit und düsterstem Pessimismus zusammengesetzte
Individualität des großen Briten, vor Allem aber seine revolutionären
Tendenzen, die „Censurwidrigkeit" seines ganzen Dichtens und Schaffens,
wenn man dasselbe vom russischen Standpunkt aus betrachtete, fanden in
den Gemüthern der damaligen Petersburger Gesellschaft den feurigsten
Widerhall.

Die Voraussetzungen des Byronismus sind etwa folgende: Vor Allem
ein lebhaft functionirendes Nervensystem aristokratischen Gewebes, das durch
die Erregungen des Kampfes, der Jagd, der Liebe in die stärksten und den
Intellect auf das Heftigste beeinflussenden Schwingungen versetzt wird, das
also, um mit Schopenhauer zu reden, vor Allein deu „Affecten der Irri-
tabilität" unterworfen ist. Infolge müßiggängerischer und ausschweifender
Lebensweise, sowie ungeregelter geistiger Beschäftigungen ist dieses Nerven-
system bereits in den Anfängen eines Zersetzungsprocesses begriffen. Nehmen
wir hierzu eine glühende Phantasie, eine leichte und glückliche Auffassung,
eine zarte Empfindlichkeit und Neactiousfähigkeit auf jeden äußeren Ein-
druck, ferner eine gehörige Dosis Galle und eine noch größere Dosis politi-
scher und socialer Verstimmung, das Ganze getaucht in den verklärenden
Schein eines durch vorausgegangene Meisterwerke nnd die Einflüsse einer
feingebildeten Umgebung geläuterten Geschmackes, der selbst Verirrungen
u Geistesrichtung und Laune noch immer schön und edel erscheinen läßt —
so haben wir den Nährboden, auf dem diefe wunderbare, farbenprächtige
Nlnme moderner Nomantik, halb Lilie und halb Wolfsmilch, entsprossen ist
und ihren Samen weiter ausbreitet. Nie war eine Kunstrichtung genialer
als der Byronismus, dieser geistige Ausdruck des gesummten Sinnens und
Minnens, Liebens und Hassens, Strebens und Begehrens einer frühgereiften,
feinfühligen, reichgebildeten uud welterfahrenen Ingend. Süße, zarte
Seelentriebe der Iünglingsjahre und ätzende Geistesschärfe des Alters in
der gleichen Hülle vereint! Es mar eben eine „goldene Jugend"! Genial
mar auch Alcibiades, aber es fehlte ihm die Selbstzucht, die Fähigkeit aus-
daueruder Gestaltung und Verwirklichung seiner Ideen, darum mußte er
allen! Und ein Alcibiades, ein Byron war auch die russische Aristokratie
,.

am Anfang dieses Jahrhunderts. „Kaum gedacht, kaum gedacht — Ward
der Lust ein End' gemacht!"
Eine Lust muß es gewesen sein, damals als gebildeter und patrioti-
scher Russe den jugendlichen Ausschwung der Nationallitteratur zu erleben,
;u genießen, in jeden» Stadium zärtlich zu beobachten und zu überwachen.
Welch' wunderbare Vielseitigkeit und Nachahmungsfähigkeit in
Puschkin, der ein Ariost in seinem Epos „Nuhlan und Ludmilla", ein
Byron in seinem „Eugen Onjögin", ein Schiller in seinem Drama „Norls
Godunow", ein Scott in seiner „Kapitänstochter", ein Hauff in seinen
Novellen war (welchen letzteren er freilich nicht nachgeahmt haben kann).
Und doch dabei welche Originalität, welches echtrussische Empfinden, welche
Gewalt über die sich noch in schüchterner Jungfräulichkeit einherbewegende
Sprache. Von der Kühnheit und dem stolzen Ausdruck Puschkin'scher
Dichtung möge die nachstehende Uebersetzung eines seiner scharfpointirten
Epigramme eine schwache Probe geben:

I',X NU flu 0 Is^nniu!

Ich hatte jüngst in Versen was geschrieben
Und anonym es in die Welt geschickt —
Ein Kritikus hat'e ebenso getrieben
Und, gleichfalls anonym, mich derb gezwickt!
Dcch ging das 2piel gar schlecht nne uon der Hand
Und Beider Anonymität ucrloren:
(5c hat mich an der Malle gleich erkannt
Und ich den Necensentcn — an den Ohren!

Am schonungslosesten und schärfsten ist Puschkin in seinen politischen
Gedichten, die in Rußland großtentheils nur abschriftlich uon Hand zu
Hand gehen. Eines der bekanntesten ist seine Unterschrift für das nissische
Iustizwappen, welches, einen Säulenstumpf mit darauf befindlicher Krone
darstellend, auf den goldenen Knüpfen aller Richter und sonstigen Beamten
dieses Ressorts prangt. Das Epigramm lautet:

>^' Uozzli u^'«t Xursü
"VV Uozzii nM 8!iKuni,.
^V U,««ii 8wld ztoii,
H, nn 8wld>s lcoruna!

(In Nußland giebt es keinen Zar,
Auch der Gesetze sind wir bar.
In Rußland steht ein Saulentnanf
Mit einer hohlen Ärone drauf!)

Und noch wilder, noch byronischer als Puschkiu war Ljürmontow,
einer der größten Lyriker, die je gelebt, gelitten und gesungen. Die rührende
Schwermuth, die bestrickende Schmerzversunkenheit, die tiefpoetische „Wollust
des Leidens," die seinen Dichtungen eigen sind, lassen ihn als eine im
Grunde zarte und feinorganisirte Natur erkennen. In seinem äußeren

Gebühren kehrte er dagegen, wie Friedrich Bodenstedt von ihm erzählt, den
Cnniter hervor — vermuthlich um seine Gemüthsweichheit zu verbergen —
und in seinen Gedankendichtungen, seinen politischen Anspielungen ist er
schroffer, leidenschaftlicher, stürmischer, als je ein Bertran de Vorn oder
ein anderer aufsässiger Vasall des Mittelalters war. Voll tiefen Ingrimms
und unbeugsamen Trotzes schreibt er:

Mit Liebe cig'ncr Art häng' ich am Vatcrlande,
Allein die blutertauftc Nnhincsschandc,
Die finstem Waubeuö-Ileberliefernnge»,
Sie Alle haben nie mein Herz bezwungen!

So dachte und dichtete der russische 2ldel, als er auf der Höhe seines
Einflusses und seiner äußeren Ehren stand! «ein Wunder, daß er der
Büreaukratie bald als „ujßdIllßonnlijöLliniii" (unzuverlässig) galt, von ihr
beeinträchtigt, geschwächt, zurückgedrängt wurde.

Die westeuropäisch-unabhängige Gesinnung Turgenjews, die den großen
Romanschreiber und Novellisten den größten Theil seines Lebens außerhalb
der vaterländischen Grenzen verbringen ließ, ist dem gebildeten Leser zu bekannt, als daß sie an dieser Stelle noch besonders zu beleuchten wäre.

Jetzt predigt Leo Tolstol seinen Standesgenossen wie dem gesummten
Volk eine neue Moral. Man solle Böses mit Gutem vergelten, sich nicht
rächen, sondern leiden uud ertragen, bis der Rächer über den Wolken Alles
zum Guten wende. So überredet auch der brave Muschlk in einer der
Tolstoi'schen Erzählungen seine Genossen, Nichts gegen den hartherzigen und
spitzbübischen Gutsverwalter zu unternehmen, sondern sich in Geduld zu
fügen, der Himmel werde schon helfen. Und der Himmel half wirklich, der
grausame Verwalter wurde vom Schlage gerührt — d. h. in der Tolstoi'schen
Erzählung!

Es ist stets ein gewaltiger Unterschied zwischen einem Adel in Angriffs-
und einem solchen in Vertheidigungsstellung zu beobachten. Der erste kann
recht muthig, unternehmend, rücksichtslos, geistesfrei sein. Im letzteren wird
dagegen die überwiegende Mehrzahl wohl immer schutzsuchend die „Hörner
der Altäre" umklammern, sich nur im Asyl des Tempels sicher fühlen
vor den strafenden Geistern der Vergangenheit und den drohenden Geistern
der Zukunft. Junge Bettbrüder, alte Betbrüder!

Ein junger deutschrussischer Dichter schilderte jüngst den Gegensatz
zwischen Einst und Jetzt recht charakteristisch in folgender Strophe:

Wo sind sie hin, die Puschkin, Ljermontow,
Die Gügolj, all' die glänzenden Herren,
Die,dem gefesselte», entseelten Ztoff
Einhauchten ihres Ocistes Flammcnlohcu?
Ach, Klagelieder hören heut' wir nur.
Und wankend folgt der großen Alten 3pur
Der Eiferer für jegliches Nirwana —
Der mndc Oreis von Iüssnaia Poliüim!

Die politische Führung, die geistige Production sind mehr und mehr
auf das neuerstandene städtische Vürgerthum mit seinen Schulen, Univer-
sitäten, Theatern und Zeitungen, seinem lebhaften und angeregten Gedanken-
Austausch, seinem energischen Unternehmungssinn übergegangen.

II.

War Byron der geistige Führer der russischen Aristokratie gewesen, so
wurde Buckle es zu einer weit späteren Zeit in noch höherem Grade für
das Vürgerthum der zum Selbstbewußtsein erwachenden Nation. In einen,
entwickelteren Eulturlande kann man sich keinen Begriff davon machen, wie
sehr Bücher, welche einer allgemeinen Zeitstimmung eines jugendlichen
Volkes entsprechen, in dessen „emotiven" Gemüthern (um einen Lieblings-
ausdruck Mar Nordaus anzuwenden) wirken und zünden. Denn Buckle —
von den Russen meist „Bockel" ausgesprochen — war Jahrzehnte hindurch
die Lieblingslectüre der studirenden Jugend. Ganze Seiten des Buches,
auf welchen von der Willkürherrschaft der Stuarts die Rede ist, ließen sich
fast wörtlich auf die vaterländischen Zustände anwenden. Die Ansicht
Nuckles, daß der antikisirende Classicismus, soweit man von der Schul-
gelehrsllmkeit jener Zeit absieht, vor Allem aus den gedrückten, unwahren
Zuständen unter den französischen Königen und den deutschen Kleinfürsten
hervorgegangen war, durch welche die Dichter gezwungen waren, ihre W ahr-
heiten auf Umwegen und durch Anspielungen vorzubringen (Kunstform des
Despotismus), daß der englische Nationalismus und Realismus hingegen
eine der kostbarsten Errungenschaften politischer Freiheit war, bestärkte die
jungen Stürmer und Dränger in ihren politischen und litterarischen
Neigungen, in ihren entschlossenen Bemühungen, ein wahrhaft freies und
volksthümliches, der realistischen russischen Begabung congeniales Schriftthum
schaffen und begründen zu helfen.

Selbstständige Geister wie der ehemalige Offizier Tschaadüjew (den
die Regierung, um den einsamen und sonst unschädlichen Denker zu schonen,
für verrückt erklären ließ) hatten schon in den dreißiger Jahren mit größter
Entschiedenheit den staatlichen Fortschritt als die Vorbedingung für die geistige
Entwickelung der Nation bezeichnet. Der grüßte russische Kritiker, Wissürion
Bjellnsti, wiederholte auf den Litteratur-Abenden und ästhetischen Thees
seiner Zeit in seiner trockenen, kaustische« Art immer wieder von Neuein, daß
all die verzweifelten Anstrengungen der jungen Litteratur, sich selber und
die gesammte gebildete Gesellschaft dauernd auf eine höhere Stufe des Denkens
und Schaffens emporzuheben, aussichtslos wären, so lange die politische
Freiheit noch nicht errungen sei.

Starke, aufgeklärte und rücksichtslose Monarchen wie Peter der Große
und Katharina II. hatten vor Zeiten selber alle die Elemente auf und
dnrcheinandergemirbelt, welche nun die Gährung erzeugten. Sie hatten im

^'

Russen die Fähigkeit großgezogen, sich vom Altgewohnten rasch und leicht zu befreien. Es giebt ja im Grunde auf der Welt kein revolutionäreres Princip, als einen Absolutismus, dem nach keiner Seite hier durch geordnete Rechtszustände die Hände gebunden sind. Als es nun endlich in dem grausam hin- und hergeschüttelten Volk zu Bewegungen und Eonflicten kam, als dann die brutaleu niederen Veamten einzuschreiten begannen und sich durch schonungslose Verfolgungen edler Ideenkämpfer, denen sie nach Fug und Recht nicht die Schuhriemen lösen durften, Belohnungen, Orden und Titel verdienten, da mußte die Erbitterung ihren Siedepunkt erreichen.

Die Stimmnng in der gebildeten Gesellschaft war besonders nach dem Krimkriege eine derartige geworden, daß sie Alles, wodurch das Bestehende angegriffen, zerstört, in den Staub gerissen wurde, mit Freude willkommen hieß, alles Nüchterne, Gründliche, Behutsame verwarf und verspottete. Junge Leute, welche kaum den Kinderschuhen entwachsen waren, führten das große Wort und bemächtigten sich, als nach dem Regierungsantritt Aleranders II. eine mildere Handhabung der Censur eintrat, der Kritik, der Tagespolitik, der Populärwissenschaft. Diese Heißsporne schlugen unterscheidungslos auf alle die Zustände los, die sie bei ihrem erzwungenen Eintritt in diese „schlechteste aller Welten" vorgefunden hatten und auf der Schulbank in ebenso erzwungener Weise anerkennen und respectiren mußten. Die Machthaber hatten ihre Unfähigkeit im Krimkriege zn Tage treten lassen, aber die Opposition begnügte sich nicht damit, die herrschenden staatlichen Factoren anzugreifen, sondern richtete sich überhaupt gegen Alles, was bisher in Rußland gedacht, geschaffen und begründet worden war. Aus diesem Lager stammte jenes famose Urtheil, das eine Zeitlang in Litteraturkreisen zu einem geflügelten Wort (natürlich in scherzhaftem Sinne) geworden war: Puschkins dichterisches Wirken müsse von der jungen Generation durchaus verworfen werden, da dieser Mann nicht „aufgeklärt" genug gewesen sei. Der Partei erwuchsen natürlich mit der Zeit noch „zielbewußtere" Genossen, wie jener Basürow in Turgenjews „Väter und Sühne", der von Dichtung und Kunst nur noch mit verächtlichem Achselzucken sprach und blos der Naturwissenschaft, der Medicin, der Volkswirtschaftslehre Bedeutung für den menschlichen Fortschritt beimaß.

Politische und wissenschaftliche Schriften des Auslandes drangen in immer weitere und weitere Kreise. Doch hauen ernste Gelehrte nur dann Aussicht, in Rußland gelesen und gewürdigt zn werden, wenn sie populär und geistvoll schrieben und dabei in ihrer Richtung wenigstens eine der herrschenden politischen oder geistigen Mächte, die Monarchie, die Kirche oder den schulmäßigen Idealismus bekämpften. Der im Grunde doch fo antiliberale Schopenhauer fand im Zarenreiche Anhänger und findet sie dort noch heute, weil er die kirchlichen Lehren zertrümmert und zugleich dem pessimistischen Empfinden der fchwermüthigen, thatenscheuen ugro-slawischen Rasse ein glänzendes, von philosophischen Kostbarkeiten schimmerndes Gewand

leiht. Des größten Beifalls erfreuen sich aber Von deutsche»: Gelehrten die Realisten und Materialisten, der geniale Feuerbach, Büchner und Moleschott, endlich die Darwinisten Vogt und Hacket. Daß neben diesen Vorkämpfern moderner Weltanschauung, deren Schriften ja fchließlich zu einem gemeinsamen Eigenthum aller Gebildeten geworden sind, die eingeschmuggelten Erzeugnisse noch radicalerer Denker, auf politisch-socialem Gebiet vor Allein die der englischen, französischen und deutschen Socialisten in Nußland mit Heißhunger gelesen werden, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, jeder Zeitungsleser weiß schließlich, daß das Zarenreich seit Jahrzehnten der empfänglichste Boden für ertreme Lehren ist. Der beliebteste deutsche Dichter der neueren Zeit ist Friedrich Spielhagen, vor Allem in denjenigen seiner Romane, welche die Zustände der achtunduierziger Jahre schildern.

Dieser Stimmung des russischen Bürgerthums, welche vor dreißig bis vierzig Jahren ja noch ungleich gespannter und wetterschwüler war als heute, ist die sogenannte „Litteratur der Anklage" (Oblitsch^mje) entsprungen. Ihr Bahnbrecher war bereits Gügolj in seinem Lnstfpiel „Der Revisor" gewesen (das selbst dem grimmen Kaiser Nikolai ein anerkennendes Lächeln abgenöthigt hatte), ihre ältesten und geistig bedeutendsten Kämpfer sind auf dem Felde der Lyrik Njekrä,ssow, auf dem des Nomans Dostojewski. Beides Männer, die noch unter dem vollen Hochdruck des Nikolaltischen Geistesjoches geseufzt und in furchtbaren Iugendschickfalen, in grausamen politischen oder ideellen Verfolgungen einen tiefen Haß gegen die herrschende Richtung in Staatswesen, Schule und Gesellschaft eingesogen hatten. Auch Plssemski mit seinen: berühmten Roman „Das erregte Meer" ist hier nicht zu vergessen. Ihnen schlössen sich bald die jüngeren Schriftsteller an, die ihre Willensheftigteit, ihre polemische Schärfe an den revolutionären Schriften des Auslandes bis znm Aeußersten gesteigert hatten. So stürzte denn die Lawine zu Thal, auf ihrer Bahn Alles niederbrechend und zermalmend, bis endlich auf den untersten Staffeln jene „l'adnl» rasa" hergestellt war, welche Turgenjew in seinem Roman „Väter und Söhne" bereits künstlerisch erfassen und mit dein neuen Ausdruck „Nihilismus" bezeichnen konnte. Ein verhängnißvoller Name, der Denjenigen, welche sich auf diesen tiefsten Staffeln zusammenfanden, zu einer Vorbedeutung und einer Parole wurde. Bewußte Führer desNihilismus waren bis zu einem gewissen Grade Alerander Herzen (Isländer), der später in London die Zeitschrift „Kolokol" (Glocke) herausgab, nebst anderen Populärwifsenschaftern und Dichtem der älteren Generation, der junge Romanschriftsteller Tfchörnpfchewski, vor Allen vom Auslande her die feuerrothen Publicisten Nakunin, Fürst Krapotkin u. A. m.

Zur westeuropäischen Bewegung trat jedoch noch eine andere, die slamovhile, hinzu, welche die erstere bald durchkreuzte und zurücktrieb, bald sich auf das Engste mit ihr vermengte. Auch die Slawophilen verfolgten zum Tt)eil revolutionäre Tendenzen und hatten auch einmal das genaue

und einzelbestinunte Programm einer slawischen Verfassung für Nußland mit dem alten „Ssob6r" (Stände-Versammlung) an der Spitze ausgearbeitet. Auch sie bekämpften die Regierung als eine zu wenig volksfreundliche, aber zugleich als eine zu viel westeuropaisch-experimentirende, zu deutsche, zu anti-slawische.

Als unter Alerander II. die ersten Verschwörungen gegen die bestehende Staatsordnung und das Leben des Zaren aufgedeckt wurden, da konnten sich die Negierungsmänner oft gar nicht klar darüber werden, ob es sich um nihilistische oder um altrussische Umtriebe handelte.

Die Dichter, Gugolj an der Spitze, auch Ljurmontow mit seinem herrlichen Liede vom Zaren Ioünn dem Schrecklichen und dem braven Kaufmann Kalaschnikow nicht zu vergessen, hatten schon längst slawenfreundlichen, urnationalen Gedanken und Stimmungen Ausdruck gegeben, welche sich bei Njekrü,ssow bereits bis zu fanatischem Deutschenhaß steigerten.

Wie aber die nationalen Vewegungen Europas ihre gemeinsame geistige Grundlage und ihre stärksten seelischen Antriebe alle aus der vaterländischen Litteratur und Weltbetrachtung des der Einigung zustrebenden Deutschland gewonnen haben, so blieb es auch hier der deutschen Nomantik vorbehalten, dem unsicher hin- und hertappenden Riesenkind Slawovhilenthum durch ihr Vorbild und ihre schöpferischen Anregungen zu festeren, strengeren Formen, vor Allem zu einer entschiedeneren Marschroute zu verhelfen. Von den flawophilen Führern haben nicht wenige aus dem unerschöpflichen Lebensquell deutscher Dichtung und Philosophie geschöpft, mit feinem erquickenden Naß die dorrenden heimischen Gefilde zum Aufblühe» uud Gedeihen gebracht. Bekannt ist, daß beispielsweise Michael Kattüw in Deutschland studirt und zu den Füßen Hegels gesessen hatte. Er und andere seiner Parteigenossen waren es auch, welche die Ideale des deutschen romantischen Nationalismus in größerem Maßstabe und unterstützt von den wirksamen Mitteln der Journalistik auf rufsifchen Boden verpflanzten.

So haben sich denn nur Dichtung und Kunst, diese freieften und ureigensten Offenbarungen der Menschenseele, unter dem größten Slawenvolke der Welt schließlich zu voller nationaler Eigenart und Schöpferkraft entfaltet. In allen übrigen Geistesthätigkeiten, in Wissenschaft, Technik, Industrie, Publicistik, Politik ist die nissische Eultur eiue wesentlich nachahmende geblieben. Die russische Politik des letzten Jahrzehnts ist doch im Grunde nichts Anderes, als ein vergröberter und verschlechterter Abklatsch des Systems Bismarck, das Autoritätsprincip in Kaftan und Lammfellmütze.

Als „Erzväter" des Elawovhilenthums galten Kiröjewski, Ehomjäkuw, die Brüder Aksäkow. Später traten hochbegabte jüngere Publicisten wie Leöntjew, Katkuw (der freilich meist seine eigenen Wege ging und sich erst um 188l) mit geschlossenen Angen in den flawophilen Stnidel stürzte), in zweiter Linie der talentvolle, aber oberflächliche und geckissenloie

Juri SsamKrin hinzu. Ihr frühester hervorragender Gelehrter war
Pogödin, ihr erster Staatsmann, der später durch seine Wirtschaft in
Polen und Bulgarien berüchtigt gewordene Fürst TscherkKsski.
Ter reinste, selbstloseste Charakter unter ihnen war Iumn Aksökow,
ein Dichter und Publicist von künngster Urwüchsigkeit und erhabenster Ge-
sinnung. Der größte wirkliche Politiker der Partei war Michael Katküw,
der berühmte Chefredakteur der „Moskuwskija Wjüdomosii". Katkuw war
nicht uneigennützig, er hat sein ganzes Leben hindurch nach äußeren Chren
und klingenden Vortheilen gegeizt, aber er war dabei kein politischer Kasperle,
kein Windbeutel und Phrasenmacher, sondern ein Charakter und feuriger
Patriot. Katt^w war kein Vielschreiber, wenn er aber seine Stimme erhob,
dann kam sie aus der Tiefe seines vulkanischen Innen: nnd klang über-
zeugend, wuchtig, fortreißend. In rein geschäftlichen Fragen wie in Cisen-
bahn-Unternehmungen u. s. w. wußte er seinem Blatt durch geschickte Schach-
züge so manchen Gewinn zuzuwenden, der mit den üblichen Eiunahmeguellen
einer Zeitung wenig oder Nichts zu thun hatte. Niemals aber hat er mit
seiner politischen Ueberzeugung ein opportunistisches und gewinnsüchtiges
Spiel getrieben. Cr war blos der Ansicht, daß seine patriotische Tätig-
keit auch irdischen Lohnes werth sei, und er ließ sich als großer Praktiker
diesen Lohn niemals entgehen, wenn er ihn in Ehren annehmen konnte.
Aus dieser nur allzumenschlichen Eigenschaft gegen Katküw einen Vorwurf
zu erheben, wäre lächerlich!
Obwohl die radical-nationale Nichtung über Rußland unsägliches Un-
heil heraufbeschworen hat, da sie in ihren jedes gesunde Maß überschreitenden
Zuckungen uud Conuulsiouen schließlich völlig blind und sinnlos um sich
schlug, jede nichtrussische Nationalität zu Boden warf, quälte, verstümmelte,
jeder fremden Kirche ihre Schutzmauern und freundlichen Anpflanzungen ver-
wüstete und durch ihre Ausschreitungen Grimm und unauslöschlichen Haß
längs des ganzen äußeren Umkreises des Mostowiterthums entzündete — so
kann doch nicht bestritten werden, daß ihre Ideale im Grnnde wahrhaft
volksthümliche sind uud daß ihre ursprünglichen Beweggründe ernstlich
patriotische waren.
Als der unüberlegte, gegenüber den liberalen Bestrebungen der ersten
Regierungs-Epoche Alexanders II. auch ungerechtfertigte, jedenfalls verfrühte
polnifche Aufstand des Jahres 1863 losbrach, da brachte ein großer
Theil der von falschverstandener Humanität angekränkelten russischen Gesell-
schaft den Polen die wärmsten Sympathien entgegen. Hier war es Katkow,
der vor Allem an den gesunden Menschenverstand appellirte und hervorhob,
daß, mochten die Ideale uud Sympathien der gebildeten Gesellschaft fönst
sein, welche sie wollten, doch in einem russisch-polnischen Kampfe der
Russe an die Seite des Russen gehöre. Es lag in der Natur der
Dinge, daß der Moskauer Publicist mit dieser Anschauung siegte. Seitdem
war sein Ansehen als Politiker und Patriot in den Grenzen des Zaren-

reiches für alle Zeiten begründet. Daß der ursprünglich besonnene und
besonders von warmer Anerkennung für die deutschen Lulturleistungen in
Rußland erfüllte Kation, schließlich auch in's Extreme, Maßlose hinüberschlug,
war vielleicht weniger seiner eigenen Veranlagung als den „Geistern, die
er gerufen hatte", in's Schuldbuch zu schreiben. Zuerst schob er, dann
wurde er geschoben! Jedenfalls hatte die junge Partei nach der rücksichts-
losen, ja grausamen Niederwerfung des polnischen Aufstandes ihren ersten
großen Triumph nach außen hin errungen. Der Appetit kommt während
des Essens, nnd der ruhmgekrönte Siegeswagen des russischen Nationalismus
verwandelte sich jetzt in den menschenzermalmenden Ovferwagen Dschaggernauts,
dessen Fahrt von Stöhnen und Todesröcheln begleitet wird.
Bald sollte die Partei auch im Innern der russischen Gesellschaft zum
Siege gelangen, in deren Mitte sie zuerst schonungslose Netämpfer gefunden
hatte, darunter den bereits oben erwähnten Fortschrittler Tschandäjew als
frühesten und zugleich schärfsten und geistvollsten Gegner.
Hatte die topflose polnische Erhebung den Slcnvophilen Aufwasser gegen-
über den Fremdvülkern geschafft, fo sorgte der noch kopflosere nihilistische
Terrorismus dafür, daß sie auch in der Nation selber als die einzige wirk-
lich patriotische Gruppe anerkannt wurden und alle ordnungsliebenden
Elemente unter ihren Feldzeichen vereinigten. Die revolutionären Tendenzen
waren von den Führern glücktich in den Hintergrund gedrängt oder doch
wenigstens tief verschleiert worden, und jetzt konnte sich das Slawophilenthum
als „monarchische Partei 8an8 i,!nÄ8L", als „Retterin des Vaterlandes"
geberden. Seitdem ein Theil der Partei sich glücklich zum „Panslawismus"
ausgewachsen hat, wollen diese unternehmenden Leute ja nicht blos ihr
Vaterland, sondern den gesammten Osten des Welttheils, ja, wenn es an-
geht, ganz Europa von der „faulen Cultur des Westens" erretten und
erlösen.
Die Slawophilen vertreten heute die Anschauung, daß Nußland,
welches dem Kern der Nation, dem Vauernstande, die völlige wirtschaft-
liche Unabhängigkeit und Gleichberechtigung aller Individuen in der Gestalt
des Gemeindebesitzes darbiete, die wahre innere Freiheit besitze und daher
auf alles constitutionelle Scheinwesei! Verzicht leisten könne. Westeuropa
kenne hingegen nur die Niederwerfung und Ausbeutung der Schwächeren
durch die Stärkeren und als grauenvollen Gegensatz hierzu die drohende
Beweglichkeit und Unruhe, die Lulturfeindlichkeit uud Zerstürungswuth der
„enterbten Massen". Europa befinde sich somit in einem Znstande
wachsender Zersetzung, der nur in einem allgemeinen Umsturz und Nieder-
gang sein Ende erreichen könne.
Diese Urtheile über die westeuropäischen Zustände dürften wohl mehr
künstlichen Partei-Constructionen und Schlagwort-Vlendereien, als ernsthaften
wissenschaftlichen Schlußfolgerungen und Überzeugungen ihren Ursprung
verdanken. Heiliger Ernst ist es aber den Slawophilen inii ihrer Ver-

herrlichung der lächerlich veralteten, unter den Bedingungen unserer Zeit
völlig unwirthschllftlichen Einrichtung des nissischen Gemeinde-Besitzes. Und
hier stehen sie seltsamer Weise auf einem Boden mit vielen der nihilistischen
Schreckensmänner.

Die Frage, was die Nihilisten mit ihrem Terrorismus wollen, kann
sich ja jeder einsichtige und nachdenkliche Mensch im Grunde selber beant-
worten. Sie wollen den Zaren durch den Schrecken unter ihren Willen
beugen und ihn zwingen, eine Verfassung zu erlassen.

Nun wirft sich aber die zweite Frage auf, weshalb sie diese Ver-
fassung wollen, eine Frage, die für russische Verhältnisse durchaus keine so
selbstverständliche und einfache Beantwortung findet, wie für westeuropäische.
In Rußland sind erst sehr eugbegrenzte Gebiete für eine Verfassung reif,
und gerade diese Gebiete sind größtentheils von den „Fremdvölkern" be-
wohnt. Alles Land östlich von der Wolga wurde am Anfang des Jahr-
hunderts noch zu Asien gerechnet und gehörte in feinem ganzen Enlturstande
und Lebenszuschnitt dem Orient an. Die Bauern dieser Gegenden be-
haupten noch heutigen Tages, daß sie in Asien leben.

Eine Verfassung für das Gesammtreich müßte, da der grüßte Theil
desselben soeben erst aus primitiven, fast „prähistorischen" Organisationen
heraustritt und sich der capitalistischen Productionsweise zuwendet, zunächst
einen ständisch-capitalistischen Charakter tragen. Eine solche Verfassung aber
würde die Masse des Volkes, die Bauernschaft, in Nachtheil setzen und
daher von den Patrioten noch erbitterter bekämpft werden, als der doch
immerhin ziemlich bauernfreundliche Absolutismus.

Den Nihilisten liegt weniger an bestimmten politischen Einrichtungen,
als an „Licht und Luft," an Freiheit für ihre Propaganda. Einer ihrer
Wortführer, der Pseudonyme Nihilist Stevniäk in London, spricht sich über
ihre Bestrebungen und Ziele mit größter Offenheit in einen: Buche aus,
das zuerst bald nach der Ermordung Alemnders II. in italienischer, darauf
in englischer Sprache erschien und nunmehr auch in russischer Ausgabe
herausgegebeil ist. Am verbreitetsten dürfte die englische Ausgabe sein,
welche den Titel „IInclei-Ai-unnä LuZ^ia" führt.

StepMk erklärt unumwunden, daß die Nihilisten die Verfassung
brauchen, weil sie Socialisten sind nnd unter den gegenwärtigen Zuständen
nicht für ihre Ideen agitiren können. Das russische Volk sei in ihren
Augen das für den Socialismus geeignetste der Welt, wofür schon seine
Arbeiter-Eartelle, der Gemeindebesitz und Anderes mehr sprächen. Freilich
ist die Wissellschaft der Ansicht, daß der Gemeindebesitz keine sociale, sondern
eine patriarchalische Einrichtung ist, aus einer Zeit stammend, welche den
Begriff des Grundeigenthums bereits herausgebildet hatte, aber ihn noch
nicht auf die Einzelperson, sondern auf die Markgenossenschaft anwendete.
Ferner ist die Wissenschaft davon überzeugt, daß jedem wirklich aussichts-
vollen und nutzbringenden socialen Zusammenschluß eine Aera indiuidna«

listischer Erziehung und EntWickelung voraufgehen muß. Das Alles stört
jedoch die Nihilisten durchaus nicht in ihren einsamen Kreisen. Ihren
keineswegs volksthümlichen, sondern durchaus engherzigen und selbstsüchtigen
Strebungen liegt weit weniger das Wohl ihres Vaterlandes, als das der
socialen Partei desselben am Herzen. Viele, sehr viele von ihnen sind auch
waschechte Anarchisten, die Nichts als den Umsturz und die Zerrüttung
wollen. Denkende und liberalgesinnte Männer sind im Allgemeinen geneigt,
dem russischen Nihilismus als einer freiheitlichen Strömung zuviel Ehre
widerfahren zu lassen. Erst durch das Studium seiner phrasenhaften
Schriften wird man zur Erkenntnis; der Hohlheit und Nichtigkeit dieses
ganzen Treibens geführt. In allen diesen Schriften findet sich kaum ein
staatsmännischer Gedanke.

Jede auf eine Umwälzung hinarbeitende und im Geheimen wirkende
Partei wird weniger durch die von ihr vertretenen Anschauungen und
Theorien beherrscht, als durch die Eharattere und Individualitäten, welche
in ihr vorwalten. Stepniük muß es halb widerwillig zugestehen, daß der
nihilistischen Partei Nußlands sehr wenige ernste und gereifte Männer,
dagegen zahlreiche Greise, Jünglinge und — grauen angehören. Also
nicht eine Bewegung, welche gleich den großen Freiheitskämpfen der angel-
sächsischen Völker von Willensstärken, erfahrenen Männern geleitet wird,
fondern ein schäumender Wirbel der übersprudelnden Unreife, der verzückten
Schwärmerei, der nährenden Enttäuschung und Noth, der verwesenden,
fäulnißverbreitenden Greisenhaftigkeit. Dies ist das Milien, welches den
politischen Verbrecher großzüchtet. Und auch die persönlichen Schilderungen,
die neben anderen nihilistischen Schriftstellern der mehrfach erwähnte
StevniKk von verschiedenen Führern der Umsturzpartei entwirft, lassen meist
auch die anthropologischen Stigmata erkennen, welche die Lombroso-Schule
an dem sich in ein politisches Gewand verhüllenden Mordbrennerthum fest-
zustellen sucht. Nur einige Wenige, wie der im Süden Hingerichtete
Valerian Ossinski, ein glänzender Heros von augenscheinlich polnischer
Abstammung, wie die nach dem Tode Aleranders II. dem Galgen
überlieferte Sophia Perüwökaja, eine Edeldame von feinster Bildung,
glühendem Idealismus und staunenswerther Willenskraft, sind irregeleitete
Schwärmer, die anderen fast durchweg querköpfige, verbissene Decadenten
oder Banditen von Passion und Profession.

Nur einmal war es einem Angehörigen der Partei, einen, schlauen
und hartnäckigen Nauernsohn Namens Stepanüwitsch, geglückt, eine
Bauernverschwörung, welche mehrere tausend ,^öpfe umfaßte, zu Stande
zn bringen. Dnrch die Unvorsichtigkeit eines betrunkenen Verschworenen
wurde der ganze Anschlag entdeckt und vereitelt.

Sonst sind alle wirklich revolutionären Versuche der Nihilisten
erfolglos geblieben. Sie wissen gut genug, daß Nußland nur durch
eine große Militär-Revolution, welche von einer Hofpartei unter schein-

barer Aufrechterbaltung des Legitimitäts-Princips in's Werk gesetzt wird, defreit werden könnte, und eine derartige Umgestaltung märe durchaus nicht nach ihrem Geschmack. Ihre Mittel und Wege sind und bleiben die des „Terrors".

In wie hohem Grade die gesummte russische Gesellschaft damals von dem Fieber des Umsturzes und revolutionären Schreckens angesteckt war, zeigt folgender von Stevniäk erzählte Vorfall, den ich nicht ohne innerliches Widerstreben wiedergebe.

Kurz vor einer Reise des Kaisers Alerander in den Süden war es allgemein bekannt geworden, daß ein Attentat gegen den Kaiserlichen Zug verübt werden sollte. Ueberall tonnte man davon reden huren, nur die Ohren der Polizei vernahmen trotz ihrer Länge keinen Ton. Schließlich kam es soweit, daß in deni öffentlichen Garten einer südlichen Gouvernements-Stadt ein Herr mit der Mütze in der Hand umherging und Gelder für die Newerkstelligung des geplanten Attentats einsammelte. Und fast Niemand verweigerte den geforderten Beitrag, mit dessen Hilfe der Zar-Befreier in die Luft gesprengt werden sollte!

Die Vorwürfe, welche die russische Fortschrittspartei gegen Alerander II. in seiner letzten Regierungsperiode erhob, waren im Wesentlichen begründet: der ursprünglich so liberale Monarch war in ein fast reactionär zu nennendes Administrativ-Snstem hineingerathen. Aber diese Reaction war zum Theil ein Rückschlag gegen die überstürzten Reformen der fechziger Jahre, zum Theil war sie durch die unaufhörlichen Putschversuche der Fortschrittler selbst hervorgerufen. Wenn Alerander II. während seiner ganzen Regierung auch nichts Anderes als die Bauern-Vefteiung verfügt und durchgesetzt hätte, so hätte das schon genügen müssen, um feine Person jedem Russen ehrwürdig und unantastbar zu machen.

Die Ermordung Aleranders ll. setzte endlich dein angehäuften Berg von Thorheiten und Unthaten den Gipfel auf. Ein frivoles Wort von Tallenrand fand hier abermals feine leider nur zu traurige und erschütternde Nutzanwendung: „N'ötait plus sjii'un crime, e'etait uns taute!"

Daß der Nachfolger des Zar-Befreiers voll reactionären Einflüssen beherrscht wurde, war schon vorher bekannt gewesen. Die schauerliche Hinmetzelung seines edlen Vaters, der völlige Bankbruch, den damit der aufgeklärte Absolutismus erlitten, mußte ihn völlig dem unaufgeklärten Desvotismus, den Dunkelmännern nnd Schergen in die Arme treiben. Die innere Politik Rußlands ist gegenwärtig eine Polizei-, Pfaffen- und Bauern-Politik. Alles Uebrige, Kunst, Wissenschaft, Presse, Industrie wird, wenn es sich nicht allzu unliebsam in den Vordergrund drängt, widerwillig geduldet, wenn es dem vorschriftsmäßigen Patriotismus huldigt, mit Geld und Protection abgefunden, wenn es dagegen nur mit einer Miene, einem

Athemzuge nach dein für sein Gedeihen unentbehrlichen Maße von Freiheit ringt, mit einer Handbewegung, einein lässigen Wink dem Untergang, dem Verderben überliefert.
Für die Entstehung des Nihilismus ist vor Allen: gewiß die Zarische Gewaltherrschaft früherer Zeiten verantwortlich zu machen. Für die gegenwärtige Gewaltherrschaft ist aber die Schuld in ebenso hohem Grade dem nihilistischen Terror beizumessen. Das Recht auf den Selbsterhaltungstrieb muß dem Despoten ebenso wie jedem andern lebenden Wesen zugestanden werden. Der Zar, welcher sich terrorisiren ließ, fand sich nicht, alle Vlutopfer waren umsonst gebracht. Der Nihilismus war durch die chatsächliche Entwickelung widerlegt.
Zu spät erkannte das bethörte russische Bürgerthum, daß der Fortschritt kein Rausch, sondern eine Arbeit ist!
Der „Kreislauf mächtiger Ungeheuer", von deni Platen in einer seiner auf Rußland gemünzten Oden spricht, ist somit geschlossen. Nnr dort jagen diese Beherrscher des Waldes auf dein gleichen Revier, wo es gilt, gemeinsam ein schutzloses Wild, die Fremduölker, die sinnländische Unabhängigkeit n. s. f. niederzuwerfen und zu zerfleischen.
Rußland, dieses widerspruchsvolle Land des Despotismus und des Nadicalismus, der barbarischen Rohheit und der sybaritischen Ueberfeinerung, der graufnmsten Brutalität und der sentimentalsten Humanität, wird wohl stets die schroffen Uebergänge von eisiger Kälte und sengender Hitze, welche sein Klima einmal mit sich bringt, zu durchleben haben. Das eine Ertrem ist ebenso wüst und unfruchtbar wie das andere.
Im russischen Volk besteht in Folge seiner eigenartigen Rassenmischung eine engere „Kon,- und Weiuzone", eine dünnere productionsfähige Humusschicht, als in den meisten- anderen Nationen Europas. Von den bildungsfähigen und gebildeten Elementen des städtischen Bürgerthums, welche hier gemeint sind, haben sich zahlreiche Nestandtheile dem selbstherrlichen Princip unterworfen. „Rußland foll kein Nrasilien werden," heißt es hier, „darum lieber den Monarchen ohne den Fortschritt, als den Fortschritt ohne den Monarchen!" Eine fernere Gruppe fristet in der vornehmen (jeder anderen europäischen Revue ebenbürtigen) Monatsschrift „Wjöstnik Iewr6p>," und einigen anderen Journalen gelehrterer Eharakters noch ein bescheidenes liberales Dasein, während noch weitere, größere Kreise ein opportunistisches Spiel treiben und in einflußreichen Blatten: mitunter sogar dem bekannten russischen „Kn)pto-Republikanismus" huldigen. Die Terroristen wühlen und miniren im Dunklen fort. Alle edleren, höhergearteten Naturen aber fallen finsterer Verzweiflung, krafttödtendem Pessimismus anheun.
Die Stimmung, welche hier vorherrscht, gemahnt an ein schönes Gedicht von S. Nikitin, von dem Friedrich Fiedler in St. Petersburg eine vortreffliche Übersetzung geliefert hat:

Ich heische Ruhe. Matt und krank
Ist mein Gehirn, sind meine Glieder,
Äetäubt hat mich der Trommeltlang,
Der Phlllsenlärm der Glaubcnsbriidcr.
)tilr öder Worte wüster Schall!
Wie sind wir gut, wie sind »vir ehrlich!
Zum Kampfe für das Ideal
Hält Jeder sich für unentbehrlich.
Doch Niemand hat bis jetzt ein Glied
Der Kette, die uns brückt, entrissen.
Die Lüge siegt, die Wahrheit flieht,
Tobt ist die Scham und das Gewissen!
Märtyrer unter uns giebt's nicht,
Nur Sklaven voller Furcht uud Tücke,
Es blendet uns das Sonnenlicht,
Denn ullchtgewohnt sind unsere Blicke!
Das Uebel liegt wohl in der Luft!
Was sterben mühte — steht in Blüthc,
Was blühen müßte — sinkt zur Gruft
Und stirbt im eis'gen Sturmgewüthe!

Die Geistesverfassung aller denkenden und urteilenden
Rußland ist gegenwärtig durchaus „vormärzlich", aber ohne den
Enthusiasmus, ohne die frische Hoffnungsfreudigkeit, ohne den
Schwung der dreißiger und vierziger Jahre Deutschlands.?
Wird auch Rußland in Bälde feine Märzstürme erleben?
sie kommen, werden sie Vorboten des Sommers fein oder
erfchütterungen in einem Lande, welches acht Monate lang
vier Monate lang „keinen Sommer" hat?
Wer vermag es vorauszusagen!

Männer in
jugendlichen
thatkräftigen
Und wenn
bloße Luft-
Winter und

*) Der obige Aufsatz ist, wie aus den Schlußsätzen ersichtlich, vor dem Tode
Alexanders III. geschrieben. Sein Nachfolger dürfte nach dem alten Brauch der russischen
Zaren, nach wclchem^der Eine es immer mit dem reinen, der Nächste mit dem aufgeklärten
Despotismus versucht, wohl ralo in das liberale Fahlwasser einlenken. Zu wünschen ist, daß
zunächst die Selbstverwaltung von der unerträglichen Bevormundung durch die Bureauttatie
befreit, das Stlavenjoch von Schule, Wissenschaft und Kunst genommen, hingegen auf den
Gebieten der höheren Politik jedes vorzeitige Experimentircn vermieden wird. Erst auf
der Grundlage wirthschaftlicher und administrativer Selbstbethätigung kann Rußland einen»
freien Veifassungsleben cntgegenreifen. D. Verf.

Richard Wagners Dichtung „Die Meistersinger
von Nürnberg".
Ein Nachwort zur l)aii5 Lachs-Feier.
Von
A V. tzorn.
— Mainz, —
sie Festlichkeiten zum 4M jährigen Geburtsjubiläum Hans Sachsens,
womit man allenthalben das Andenken eines der fruchtbarsten
und merkwürdigsten deutscheu Dichter ehrte, uahmen einen so
glänzenden Perlauf und erfreuten sich so allgemeiner Theilnahme, daß mau
sich füglich wundern kann, wenn man bedenkt, was Hans Sachs noch vor
89 Jahren im Newusttsein unseres Volkes war. Damals stand wohl von
dem derben Handwerkervoeten in Litteraturhandbüchern zu lesen; doch wer
fand sich versucht, seinen „holperigen Reimereien" nachzugehen und seinen
Genossen im meisterlichen Sang actuale Bedeutung beizulegen? Wer aus
dem «reise der Gebildeten kannte ihn, seine Zeit, seine Umgebung? Im
vorigen Jahrhundert war es u. a. den verdienstvollen Bemühungen eines
Ioh. Chr. Gottsched"), Salonion Nanitch**) zwar gelungen, den be-
deutendsten deutschen Dichter des Zeitalters der Reformation der Vergessen-
heit, in die ihn all' das Unheil des dreistigjcihrigen Krieges und sväter
die Mistgunst der „gelehrten" Dichterschulen gestürzt, wieder zu entreisten
und ihm wenigstens in der Litteratnrgeschichte den ihm gebührenden Platz
zu sichern: aber für ihn, den hervorragendsten Vertreter der „Volkskunst",
Interesse in weitereu Kreisen zu erwecken, wollte ihnen nicht glücken. Selbst
Goethe vermochte mit seiuem trefflich gezeichneten Vilde des Nürnberger

*) Vergl. „Nöthiss« Vorrat!» zur Geschichte der dentschcn dramatischen Dichtkunst".
**) Bergt. „Historisch-kritische Lebcn:t>eschreibnna Hans Sachsens".

Äleisters „Hans Sachsens poetische Sendung", das er in gerechtem Zorne
mit den Worten schließt: „In Froschpfnhl all' das Volk verbannt, das
seinen Meister je verkannt," diesem ebenso wenig zu früherer Popularität
zu verhelfen. Der Verbreitung der Sachs'schen Werke stand vor Allem ihre
Eigentümlichkeit in Forin und Inhalt, sowie ihre stark entfremdete Sprache
hindernd im Wege. Wissenschaftliche Abhandlungen und Erläuterungen der-
selben oder gar eine Umsetzung in die heutige Schriftsprache konnten aus
mancherlei Gründen kaum nutzbringend sein. Es mußte vielmehr eine Formel
gefunden werden, um die Thätigkeit dieses Mannes im Zusammenhange mit
seiner Zeit dem modernen Gesichtskreise, modernen Anschauungen und Em-
pfindungen näher zu rücken; es mußte ihm recht eigentlich ein Retter er-
stehen, der als Aesthetiker und Litterarhistoriker ihn förmlich umfchuf und
auf diesem Wege die Neuzeit in Wesen nnd Art des alten Meisters ein-
weihte. Richard Wagner hat diese vermittelnde Thätigkeit in seiner Meister-
singer-Dichtung vollführt, und ihm gebührt das hohe Verdienst, durch seine
poetische Schöpfung den Hans Sachs weiteren Schichten, als Litteratoren
und Philologen es je zuvor vermochten, erschlossen und das Verständnis; für
ihn wefentlich gefördert zu haben.

Auf dem Stamme der Wagner'schen Dichtung ist während der letzten
Decennien mit großer Prätension und ohne Hinweis auf den Nährboden, der
ihr Dasein bedingt, eine umfangreiche, einschlägige Litteratur in mannigfachen
Einzelschriften und Studien emporgesproßt. Verschiedene Ausgaben und ge-
wählte Stücke der Sachs'schen Werke wurden inzwischen und besonders anlässig
der 4M. Geburtstagsfeier des Dichters veranstaltet. Doch welche Berück-
sichtigung würde all' dies Mühen beim Publicum gefunden haben, hätte
Wagners That ihni nicht die richtige Empfindung für den großen deutschen
Volksdichter in's Herz gelegt?

Die Sache Wagners hat durch sich allein gesiegt, sie bedarf daher nicht
erst der Anerkennung. Wenn jedoch gelegentlich des Geburtsjubiläums, bei
dessen Feierlichkeiten die Aufführung des musikalischen Dramas, wo irgend
möglich, ein Haupt-Festact bildete, die eminente Bedeutung des Wagner'schen
Werkes in Bezug auf Hans Sachs kaum genügend hervorgehoben wurde,
fo ist es in der That nunmehr angezeigt, dem Meister von Bayreuth, der
zweifellos dem Andenken des Nürnberger Handwerkerpoeten das hehrste
Denkmal gesetzt hat, mit den folgenden Zeilen eine Dankeshuldigung dar-
zubringen.

Zur 25 jährigen Münchener Aufführung der „Meistersinger von Nürn-
berg" hat die Verlagshandlung V. Schott Sühne in Mainz eine Facsimile-
Ausgabe der Wagner'schen Dichtung in ihrer ersten Fassung veranstaltet.
Diese Publication bietet nach Form und Inhalt einen so werthuollen Bei-
trag zur Wagner-Litteratur, daß ihre eingehende Würdigung, bei der auf
die Wagner'sche Darstellungsart des Hans Sachs speciell Bezug genommen
wird, ans das Interesse aller Wagner-Freunde und -Verehrer rechnen darf.

Durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Dr. L. Strecker, des Leiters der obengenannten Verlagsfirma, sind wir zudem in der Lage, eine Reihe bis jetzt noch nicht veröffentlichter Briefe aus Wagners geschäftlichen Verhandlungen mit seinem Verleger, Herrn Franz Schott, hier im Auszuge wiederzugeben. Sie bieten zur Charakterisirung Wagners im Wesentlichen nichts Neues, gewähren jedoch in die schöpferische Thätigkeit, in die Hoffnungen und Pläne des genialen Tondichters im Allgemeinen und in die Entstehungsgeschichte der „Meistersinger" im Besonderen einen werthvollen Einblick.

Die erste Idee zur Meistersinger-Dichtung ist in Wagner wohl im Anschlüsse an seine Studien des „Sängerkriegs auf der Wartburg" aufgekommen. Kurz vor der ersten Tannhäuser-Aufführung verfaßte er 1845 während eines Sommeraufenthaltes in Marienbad, den vollständigen Entwurf. Er hatte sich, wie wir sechs Jahre später aus seiner 1851 erschienenen „Mittheilung an meine Freunde" erfahren, mit willkürlicher Absichtlichkeit auf den wohlgemeinten Nath guter Freunde vorgenommen, einmal eine komische Oper („eine Oper leichteren Genres") zu schreiben, die hm Vielleicht eher den Zutritt zu den deutschen Theatern verschaffen würde. Seine „Meistersinger von Nürnberg" bezeichnet er dort als ein beziehungsvolles Satyrspiel, das sich seinem Sängerkrieg auf Wartburg" anschließen könne*).

Es vergehen weitere zehn Jahre, bis wir wieder Etwas von dem Plane des Künstlers hören. Verschiedene andere Stoffe drängten den ersten Gedanken zurück, und herbe Schicksalsschläge in mannigfacher Form hatten eine weitere Ausführung vereitelt. Unter den entmuthigendsten äußeren Eindrücken reifte in ihm 1861 der feste Entschluß, seinen Entwurf endgiltige Gestalt annehmen zu lassen. Die erste Kunde davon stammt aus Wien, wohin Wagner sich nach dem entsetzlichen Mißerfolg seines „Tannhäuser" in Paris zur Vorbereitung einer Tristan-Aufführung gewandt hatte. Näheren Aufschluß über des Tondichters Vorhaben giebt der an Herrn F. Schott gerichtete erste Brief:

Wien, 30 Oot. 1861.

— — — — — — — ^Va8 mir nun ader «m Hsrxeu liegt. ilrveir nälrer milxutlreileu, ist ?olg6llcls8: 8eit lange Illlds ick mi«ü in meiner ?rcxiuetian untei'di'oeken; von den Verili'ieMiulilieiten der langen Verzögerung der von mir detriedenen Hnssülirungen gepeinigt, verlaugt, «8 miok, etv»»8 Xün8tleri8eli63 ?u nnteinolimeu, ^vo iclr mieli angenenm desclräktige uncl verstreue. 2a meinem Frozen ^ibelungonvei'Ke möckts

*> Tnsclbst giebt ei auch die Handlung in ihren allgemeinsten Umrissen — uon einer Prnaelsccne ist jedoch »och nicht die Rede, nnd die Art, wie der „Vierter" in den Bcfiy de? Gedichtes kommt, weicht von der jetzigen Fassung »m Geringes ad.

ie!> in dieser 2eit und 7.u diesem ^weelio niobt xurüeliksllren und Ilierlür
eine Periode erlangter äusserer Nriolge abwarten. Der ^,Vun8eIl, mieb an
eine leiobtsre, minder angreilende und 8omit auen selineller xu beendende
Arbeit ?.u maeiien, wird namentlich »ueb dureb meine I^age, in welober
icn immer noeb gegen die Lebwieriglleit der H,utRdirung meiner ernsteren
^VerKe xu Campten Imbo, mit waciigerulen, und ion betraebte es somit
al» einen sebr glüelilielisn, meiner 8timmung und meinen Verhältnissen
senr gut entspreeliendon Unfall, 8olort die Hustidirmig eines meiner
frülieien ?läne ?.u einer populären Komisoben Oper in die Hand n.l nobmeu.
Lereits babe ion 62x11 einen vollständigen Nntwurk verladt. Die Oper
bsizst: „Die Ueistersiuger von Nürnberg" und der jovial-poetisoke
NauptKeld ist ,,Hans 8ael>s". Der 8toff bat ausserordontliell viel Oemütn-
liob-Vrolliges, nnd ioli rülime miob, mit diesem gänxlieb von mir er-
tundenen Original-?lan etwas gunx Unerwartetes, I^igentbümliobes getrogen
xu baben. vor 3til derselben, in Oediebt wie Uu3iK, 8oI1 durebau8
leiebt und populär 8ein und tur 8eine 8cl>neU5to Verbreitung Wer alle
"lbeater soll mir namentüeil aueb cler l?m8tand bürgen, da88 ien die8mal
weder eines 5ogen2nnten eisten ?euor3, noeb einer grossen tragiselien
8ängerin beclarl.
leii muss nim gesteben, 6288, sowie dieser ?lan meiner 2ugenb1iolv'
lieben 8timmnng, die durobau3 6er ^.uNieiterung und Nssenättigung mit
etw2s Deicbterem bedarl, vorzüglich selimeiebelt, 80 ist dieses Vorhaben
mir plötxlicli aneli dureii meine Lexiebungen 2U Innen, lloeligeebrter
Herr, besonder lieb geworden, leb verpNieiite miob, dieses >VerK, ,,Die
^Iei8tei8inger von Nürnberg", gro8se Komi8ebs Oper in drei ^,eten, bereits
tür näcn8ten 'Winter xur ^nllülirung vollkommen fertig «u liefern*)
3owie ien das Oedicbt vollendet Ilabe, verspreobe ieb Innen, die» 8olort
vorzulegen.— — — — — — — — — — — —
Iler/.lioli wünselio leb nun, mein verehrter Herr, dass, wie ic-li mir
— in trüber stunde — dnroli diesen 8onnell Fefa88ten ?1an angenebm
da« Horx erleioiiterte, ioll auub innen etwas H.NFenebmo8 deriolitot nade.
leb küide, ieli mü38te midi tür ^'etxt in dem gro88en Ernste meiner
ge^vünMolien LoselläftiFUNF einmal unterdreHen, um 8olinell etw»3 xu
ßeliassen, was mien xunäelist in eine loioliters Lerülirung mit dem
pralctisolien Loswnd un3orer ^lbeater versetxt. Hul diesem >Vegs glaube
ieb aueb der H»8fübruug meiner grösgeren und ernsteren ?läno lür die
2uliunst von einzig förderndem Ifotxen ?u werden. Ioli babe es einmal
sobwer und mnss olt aul weiten Umwegen geiien! Ibnen gebiibrt der
Dank, mir wolllwollend aut meinen Vegon lllrderlioli gewesen ü>i sein.

*) Die Partitlir der „Meistersinger" wurde bekanntlich aber erst im October 186?
zu Tribschen bei Luzern vollendet.

Hun aber noeli 6io in8tüu»1iß6 Litte, von äsm niitFetlieilten I'1»no
üa« absoluteste LtillsuIiveiFen tili' einige 2eit devailren xu 1a886n. U:,8
lan^s vorlisr Lezprociien^verclen ist mir sclion so viel naolitlleiliF ^svesen!
lell 86ld8t nolime mir lest vor, selbst meinen nülieren ?reunclen nioliw
clavon gnxuverlrauen, um clesto unFsstörter 211 clor ^,uslnl>r»nss xu »rbeiton.
Dieser Brief bedarf keines Eommentars. Wie die Begriffe, „populär",
„große komische Oper" bei Wagner zu verstehen sind, braucht wohl nicht
besonders erläutert zu werden.
Um die Zeit, als Wagner die obigen Zeilen schrieb, schien sich seine
Zukunft endlich hoffnungsvoller zu gestalten. Am 26. October hatte im
Hofoperntheater eine Orchesterprobe vor zahlreichem, geladenem Publicum
stattgefunden, in der mit glänzendem Erfolge Bruchstücke des „Tristan"
aufgeführt worden waren. Bald jedoch trat die stimmliche Indisposition
des Hauptsäugers Ander, durch welche die Proben schon öfteren Aufschub
erlitten hatten, wieder ein und stellten die Tristan-Aufführung in Frage. Es
folgte für Wagner eine aussichtslose, „sorgenvolle Zeit bangen Harrens";
doch wollte er vor sicherem Erfolge „das Terrain nicht verlassen, an welches
er sich durch alle Bande der Ehre und der Kunst gefesselt fühlte". Von
einem Ausfluge, den Wagner im November nach Venedig unternommen, war
er auf die Nachricht, Ander fei hergestellt, sofort zurückgekehrt; doch erwies
sich des Sängers Wohlbefinden nicht von langen, Bestand. Inzwischen
hatte Wagner den Prosa-Entwurf seiner Meistersinger fertig gestellt und
übersandte ihn mit folgenden, Begleitschreiben seinen, Verleger:
^Vien, 19. Xovembor 1861.
— — — -— Hier i>,t mein üusfiillrli^Iior üntvurl xu der neuen
grossen Komischen Oper, clie ieli sotort vullstiincli^ un<l z^linell ausxuN'mren
z;e<lenl<e, wenn 8ie mir «lies m^liel» inaeben. I^esen 8ie — icl, bitte:
mit Ibrer vereinten ?rau Oemablin — vorliniliss meinen Nitvurk clureb.
leb IM für beute untabiF, lbnen mebr xu sebreiben.
Tie versprochenen Ausführungen mögen gleich hier folgen, ehe wir
den ausführlichen Entwurf näher befchreiben.
^Vien, 20. Xov. 1861.
— — -— -— (Gestern Nbersllndte ieb lbnen einen llus^eürbeiteten
l^ntwurk einer grossen lcomiseben Oper. 8ie erseben claraus, um v?as
«8 siel, bandelt »ncl stimmen mir Fewi88 bei, wenil ieb in cler H,U8-
süln'üNß «lieser Arbeit einem meiner orissinellston, Mlentalls meinem
populärsten VVerlls ent^e^enselle. I^anFe liatte ieli mir «liese beitere
Arbeit aufgespart; iel, glaubte «laxu sin grösseres Hlter erwarten xu
müssen, -«-eil iel, in meinem jetxigen «lrangvollen lieben mir niebt «lie

reckte 8timuumF (latür Zutrauen vollts. 6eraäs äis Äüliseli^lisiten äs»
^sixiZen 8tl,cli»m8 msinsr I^slisn8- unä Xün8tlsrl»uldckn Imden adsr
plötxlioli mir äis8e8 I.ieblinF8ii,ro^eLt xurück^sruten unä nur äis Hu8-
NilirunF äezzeldsn Kann mir xur NrKolunF üdsr äis unenäliolisn 8eKvieriF-
Keilen msiner I^llFS lünvsFlieltsn . . .
Da ick ein in Msr Hin8ickt verlorsne3 >Ickr vor mir 8cke, lra^s io!l
mick, v,ll8 beginnen? Nick Fl!n7.liol> xnrück?.nxicken »nä eins neue Hrdeit
vorxunslimsn, i»t äl»8 Nin^.iFS. allein wslcks H,r!,eit? Nine 80 srnzts,
aulrsibsuäs, vis meins Ist/tsn? va» ist unmüsslick.
Da taucktsn mir äsnn plüt^lick msins vunäsrlicksn NsistsrsinFsr
auf, ullä mit sinsm 8ckllllF t'üläts ick mick visäsr Usrr msins» 8ckick-
8al3. ttssenbar Katts mein Futsr 8tsrn mir c!is3S8 orixinslls, äursliilU8
lioitsrs, M I„8tiFS 8^'st sin8t sinFSFsdsi,, um miv im deäenklick3tsn
.^uFSndlicks damit xu nsltsn. Die8S3 8u,jet li»t äie xvsi undsreckenliarsn
Vorxü^s, ÜÄ88 68 Mick 8SÜ>8t srnsitert vnlirenä äsr H,rbsit, unä äl!88 S8
2näerer8sit8 alls äis sr8ckv>-srenäsn H,n8prücks lür äis H,uMIirunß, äis
meinen übrigen >VsrKsn xu sitzen 8inä, F2nx nnä F»r nickt entniilt.
Vor ^llsm: ick draucks äaliu Ksinsn dsäsutsnäsn lenor, unä ä»8 i8t tür
^st?.t ^1ls8, ^— aber auck Ksius Fro88S trl>Fi«cks 8iMFerin, nnä äa8 i3t
viel. Hans 8ack8, äis Nauptrolls, virä in einsr ds^usmen Ija88ll>FS sss-
8ckrisl^on, 30 ä»88 8is nn .jeder Zülms vom Letten äsr vai^tsllor, »si sr
nun Larvton, oäsr 8eld3t tisler L»88, FSünn^en vsräsn Kann. 5säe8,
lluck ci»8 Klsinsts Ilisater, n»t jsäsrxsit äis Mittel /,ur H.ukküliruuF äis8sr
'»per: ssro»8sn IKentsrn Fsds ick adsr auck 6slsFSnl>sit, eine Fllinxsnäs
H,n5-8wttunF xu entwickeln, ü. L. anck ücklrsiuns ^liörs xn sntlalten,
vnkrsnä ick Nr Klsinsrs Ilisater im Istxtsrsu ?»nkte mösslicks Iteäus-
tionsn FNßlsick vor/.u8slirsidsn ^säenics. ü»bs ick mm ä»dsi sins 8olmsi1s,
sofortige VsrdrsitnnF üdor alls lilsator im ^»^s, 50 FsäsnKs ick natürlick
mit moinsr H^rdsit änrckll'i8 nickt« msinsr vnwüräiFS8 xu distsn. Der
8WN' srllludt mir eins 1<1»rs, äm'cksicktiF.^srniFe Un8i1i Iisitsrswr ?LrdunF
?.» liefern; äonnock vsräsn 8is 8ckon liei DurckIs8unF äe8 Nnt>vurfs8
^sfnnäen Knden, ä-,88 mein sissentnümlicker Ion, «slwt di« ^ur 8ckvärmerl-
»cksn 6emüt!äicki<sit Fan/ unä voll anck lüsr 2NFS3ck1l>FSN -^sräen virä.
In 8>imma reckns ick, Fsraäs in äer ^stxiFSn 2sit, äaranl, äsn rsckt
si^entlicken Vlor^ äs8 äsut8cksn I,edon8 Fetrolson xn liadsn, unä ?var
in äsr ^Vsi8s, vis er ß-eraäs »nck im H,n8lnnäs 2I3 orißinsll »nsricannt
unä Fslisbt i8t. Ick snt3inns miok x. L. äsn vireowr äsr ßro88sn Oper
in I'nri», als er äis Iu"ck8t oriFinellen äeut8cken wrackten ä«8 15. unä
16. ^gnruunäsrts mit mir äurck82li, seut'xen ßckllrt zu lmi,en: „H.Lli
l,räslitsn 8is un8 einmal sins O^er in äis3Sin Kostüm! Das l<ann ick
lsiäer nie sinmal anvonäen!"
)Iit Lsxuss aut äis H,u8f,">!irunss msine3 ?l»ns8 nun ?olFSnäe8: nock
vor Nnäs sino8 ^Innnt8 xieiie ick mick lür sin ^ckr vollkommen Zurück

nnd verde vermutblieb länger die Einladung de» t'ilrzten HIetterniob, sin
lcleines I^og>8 in einem «tillen <3e8andt8ebatt«bote1 in ?ari» >— ant den
(karten binau8 — annebmen, — Uit 1. Oetober 1862 MN88 die O^«r
an alle deutsolien Ibeatern ver8andt und boffontlieb vor veeember auf
Zilien aufgetülirt »sin. Die Uaebtrage naeli einer nenen Oner von mir
i«t Fi-088 — nur die virlilienon oder eingebildeten Lebvieriglisiwn meiner
vorliegenden nenen Verlcs 8elireel»en ^urüeli. . . .
Die ^,u88icbt, oline 1ü^li8 noen reenw 2,1 blieken, einzig nnd anbaltend
an eine Arbeit gebannt üu werden, die im tiekten 6runde mion verstreut
nnd erweitert, die«e H,u88iont i«t e», die mir da8 bevor8te!iende Deben»»
jaln- niellt nnr erträglieli, sondern al8 einxig ersrenlien er^elleinen lä88t,
vänreud iel> 8on»t vor <3ram mieb vorxelirte.
HIlein nur unter einer Bedingung i«t ^,lle8 die« möglioli — u3m-
lieb: d»88 8ie vollste» Vertrauen in midi Valien nnd mein Vertrauen
auf meine eigenen lvrätte und ?liliiglisit«n vollkommen tnoilon.
Hier in ^Vien >vird näeli»ton ^Vinter Loel< ein vortretllieker Han8
8nel>8 «ein.
Die er8te H,utfübrung der ^Iei8ter8inger denlce ioli mir aber etwa
Glitte November in Nun eben.
Der Entwurf selbst kann leider hier nicht wiedergegeben werden; der
Verlagsfirma muß es vorbehalten bleiben, denselben später einmal in
Separat-Zlbdruck erscheinen zu lassen. In allen Hauptmotiven und dem
begründenden Beiwerk ist dieser Entwurf gegenüber dem in „Eine Mit-
theilung an meine Freunde" gegebenen Plane bedeutend ausführlicher ge-
halten und bietet bereits ein klares Bild des ganzen Dramas. Die
Charaktere der Hauptfiguren sind schärfer und in Bezug auf Hans Sachs,
Eva und David bedeutsamer ausgezeichnet. Das Personen-Verzeichniß führt
nur sieben Personen auf, welche in der Komödie die Hauptrollen spielen;
ihre Namen wurden später verändert, so heißt Veit Pogner dort noch
Thomas Vogler und der junge Ritter von Stolzing, statt Walther,
Konrad. Vis auf unbedeutende Einzelheiten stimmt dieser Entwurf mit
dem angeführten Gedichte genau überein. ,Einige wichtigere Verfe sind
bereits wörtlich darin enthalten.
Besonders zu erwähnen bleiben noch drei größere Abweichungen von
der endgiltigen Fassung. Im ersten Aufzug zur „Freiung" des jungen
Ritters heißt es im Entwürfe: „Es werden ihm allerlei Weisen vorgelegt,
Regenbogen-, Nosenblüth-, Nachtigall-Weise. In Verlegenheil wählt der
Junker die wohlklingendste, die ihm ihren Gesetzen nach vorgeführt wird.
Verzagt beginnt er im Tone der alten Minnefänger" Wagner
wollte damit offenbar den Gegensatz der meistersingerlichen Spießbürgerschaft
zur alten höfischen Kunst schärfer markiren, um gleichzeitig den darauf ent-
brennenden Streit zwifchen den Meistersingern bezüglich der Sangesart des

jungen Edelmannes stärker zu begründen. Die zweite Verschiedenheit be-
steht darin, daß Konrad (Walther) sein Lied in der Nacht, die er theilweise
schlaflos verbringt, allein fertigt. Ter dritte Aufzug weist den bedeutendsten
Unterschied auf: Die Taufe des Werbeliedes ^„die (spätere) selige Morgen-
traumdeutweise"^ fehlt hier noch ganz; es ist nur von einem Terzett die
Rede, „anmuthlich dankende, zärtlich hoffende Empfindung von den Dreien
(Sachs, Konrad sWalther^ und Eva) zugleich ausgedrückt", währenddessen
sich im Hintergrunde zmifchen David und Magdalene ein flüchtiges „Inter-
mezzo" abspielt.

Den geschichtlichen Faden aufnehmend, müssen wir nun des Wieder-
auftretens Anders in Glucks „Ivhigenie in Tauris" am 21. November
gedenken. Die Hoffnungen, welche sich daran knüpften, wurden allzubald
durch abermaliges Erkranken Anders gänzlich zerstört, und die Aufführung
des „Tristan" mußte auf unbestimmbare Zeiten vertagt werden. Wagner
verließ Wien anfangs December und weilte auf seiner Reise nach Paris
einige Tage in Mainz, wo er mit seinein Verleger Schott Verhandlungen
pflegte und seinen „Meistersinger-Entwurf" einem „kleinen, vertrauten Kreise"
offenbarte.

Die folgenden von Paris datirten Briefe geben uns von seiner Be-
schäftigung mit den „Meistersingern" bemerkenswerthe Nachricht:

I^ri«, 10. voll. 1861.

— — — ^st?.t din ioll unF<Mlir 80 vsit, meinen HloizteiÄnsssrn
etwa« nÄisr in <I»8 ^,UFL xn 8slien. 1^8 Iiat einsn Flln/ clroIÜFSn lisix,
mit äik8en oobt tl6nt»onsn Xünxsn sieb Insi- Ferads in ?ari8 OinFS5oiüo886n

I'aii8, 7. 5am,2i- 1862.

— — — ^Vonn ioli nicbt 80 viel ^ällißlioit nncl ?loäuLtion8krilft
in mir liillllte, sssvsi»», clis nnauNlilrlicben ^Victei^vürti^e^on, nntsr 6onsn
iol» ^'otüt 8u tortFosstüt 2U Isiclsn Imbe, ^üräsn micl» ss^uxlioll xum
8cll^siF6n bi°inFSn. — — — — — — — — — — —
Nn8twoilLN 8o1v!ptn ioli nur 2,18 moinor Arbeit Xrtitt und I^ÄNN nur
ciure!» 8is mioli erlialtyn, — — — — — — — — — —
Ion bin mittsn in äsr H.u8tubrunF moinL8 6ecIiHw8, 6»8, xu msiner
^r<»83t6n ?rsucls, mir viel doclsutenäer Fsrütli, »l8 icll 8sld8t vermutlists.

I'2ri8, 17. 5anu»r 1862.

— -— — HIein 6sciiont 8ubrLitet vnr^,vlirt8, und Nncls cli63S3 Nonat»
.IllnUÄl Fo6enKe icli mit <l«m Fanx xur (?ompo8itic>n tertissLN 'lsxtdnoli midi
üdsr clsn Mein üurÜLlix.uvsnüen, ^Isins HoffnunFyn »ut msins arbeiten

8ind immer Froher ^evordsn; icb bin ^'etxt naeli dem Ausfall der beiden
er8ten H,ete eine8 ^anx unFe^vüIinlieben RrtolF63 8icber, va8 llinen
botlentliell nickt obimäriüen vorkommen >vird, 8obald ieb Ibnen — in
etwa 14 1ÄF6N — d»8 6an2S vorle3e, veleiie» fertig 8iob allerdinß8
ander» «U8uimmt, a>8 in der dürltiFSn H,ndeut»NF eine3 er3<en Vnt^url».
Die Nu8iK 8te!>t 8Lnou Fan^ im Xople*). — — — — —
?ari8, 22. Januar 18U2.
— — — leli babe mieli in meine Hrbeit wie in «ins letzte ?S8tunF
binsinFe^vorten, und — in 4 ^a^en i8t da8 ^anxe (lediebt terttF. Lomit
drängt 68 mieli, 8Q 8ebleuniF ^vie m^liclr mir da8 Xe8t aut2U8uoben, vo
ie!> mein FeleFt68 Ni mu8ikali8e!l auäbrüten Kann. — — — —
lob diu bereit, beute über 8 ^a^e, also)Iitt>,voc:b, von ?ari8 ab^u-
rei8en, und »ende miob dann direkt naolr VVie8baden, vc> io!» demnae!»
DonnersIllF H.bend anxulaiiFen gedenke. 2u ?reitaF H,bend Komme ieb
dann xu Innen binüber nacb Uainx, und icb bitte 8ie, 5ür diezon H,bend den
Kleineren vertrauten Xrei3 von let/.tbin nieder xu verslunmeln; illb ^vün3ebe,
Ilmen dann meine vollendete DiobtuuF vorxulezeu, und ieli lrosse, diesmal
Fut lu be3te!ien und Ibnen nu xsi^en, d»8« iob noeb ^u Vtva8 taußs. —
In Viebrich, unterhalb Mainz nin Rhein, wohin sich Wagner anfangs
Februar von Paris aus begeben, nahm er während des Frühjahrs und
Sommers 1862 seinen Wohnsitz, um die musikalische Eomvosition seiner
„Meistersinger" in gänzlicher Zurückgczogenheit von der Oeffentlichkeit aus-
zuführen. Er weilte so gleichzeitig in unmittelbarer Nähe des Schott'schen
Verlages zur Verhandlung seiner Angelegenheiten. Genannte Firma hatte
bereits seit einigen Jahren seinen Nibelungenring, der allerdings damals
erst bis zur Hälfte gediehen war, in Verlag genommen. Vereinzelte Briefe
aus Viebrich gewähren uns einen flüchtigen Einblick in des Meisters
Thätigkeit zu jener Zeit, die durch eine Reise nach Karlsruhe, den Besuch
des Schnorr'schen Paares und H. v. Nülows, sowie durch einen kleinen
Unfall mehrfach und sogar manchmal auf Wochen unterbrochen wurde.
Nebricb, 8. 5uni 1862.
— — — beider bin iob, in meiner Arbeit olt noob unterbroeben
worden; docli Fedeibt 8is und maebt mir die einzige Freude, die mir

*) Hierzu erinnere um» sich nur, loa? Wagner 1844 an eine» Imind schrieb:
„Ehe ich daran gehe, eine» Vers zu machen, ja, eine Scenc zu entwerfen, bin ich bereits
in dem musikalischen Dufte meiner Schöpfung berauscht: ich habe alle charakteristischen
Motiue im 5!opfe, so das;, wenn dann die Verse fertig und die Sccne» geordnet sind, für
mich die eigentliche Orcr ebenfalls schon fertig ist, und die dctaillirtc musikalische Be-
handlung mehr eine ruhige und besonnene Tacharbeit, welcher der Moment des eigentlichen
Producircns bereit? vorausgegangen ist."

aus meinem sonderbar dedränßten Oasein entstellen Kann. Hueli mit 6er Instrumentation Ilabs ieli nun begonnen, und I^nde dieges Nonats Loll liollentlien ein guter l'neil de» ersten H.etes fertig Innen übergeben verclen. —

Liebriob, 21. H,ugu8t 1862.

— — — Icli tun trostlos!. Nit den 2vei Mtteltmgern der reeliten Hand vermag iob eben nur die ?eder xu venigen seilen xu tübren; an <Iie ^,ufxeicl>nung von I^oten Kann ioli seit nun 4 soeben, vo mioli d»8 ^<:Iieinbar Kleine Unglück am reebten Daumen trat^), niont denken. Um <Iie jetzige Xeit recbnete ieli mit Lestimmtlieit darauf, Ibnen die kartitur «leg ersten H,ote5 der Äeistersinger überreden ün Können. —

Liebriob, 25. Lept. 1862.

— .— — Vorläutig erlanbe ieli mir, lbnsn da« Hlanuserivt des 6e> ^iÄites der HIeiljtsrzinger xu übergeben, lell vün8cllts beute nooli «Iringende liüekspralllis mit Ilinsn über dessen solileunige Üerau8gabe xn nobmen. — — — — — — — — — — — — —

Aus der Stille seiner Abgeschiedenheit wurde Wagner im September durch eine Einladung nach Frankfurt, später im October nach Leipzig, heraus- gerissen, und die nun eintretenden äußeren Ereignisse seines Lebens unter- brachen auf lange Zeit die Arbeit an den „Meistersingern". Im November nahm Wagner in Wien die Proben zum „Tristan" wieder auf, und von dort wird in den folgenden Zeilen zum letzten Male auf anderthalb Jahre der „Meistersinger" Erwähnung gethan:

>Vien, 13, veo. 1862.

— — — — In diesen l^agen darf iuli ja nun vold den letxten (,'orreeturbogen vom bediente der Äeistersinger ervalten?

— — — — — — Litte inständigst, alsbaldigst mir die Freiexemplare Zukommen 2U lassen.

Noch vor Jahresschluß, gegen Weihnachten, erfolgte thatsächlich die Veröffentlichung der Tertdichtung, nnd zwar erschien diese „als Manuscript gedruckt". Tie Auflage war schnell vergriffen, so daß davon heute kaum mehr ein Eremplar aufzutreiben ist. Der Schott'sche Musikverlag veran- staltete deshalb die schon oben erwähnte Facsimile-Ansgabe des sich in ihrem Besitz befindlichen Original-Manuscrivtes. Das Werk ist in jeder Beziehung trefflich ausgestattet, der Lichtdruck der Firma E. F. Fan (Frankfurt a. M.) von mustergiltiger Feinheit und Gleichmäßigkeit. Vis auf das Papier*^)

*) W. war von seinem Hunde gebissen worden.

"°5) Tas Original ist auf ein geripptes Papier (i>»pi«r verxe) geschrieben.

das hier aus technischen Gründen nicht verwendet werden konnte, giebt dieses Facsimile in allen Theilen (Farbe :c.) die Original-Niederschrift in vollkommener Treue wieder: sie aber ist mit bemunderungswerther Sorgfalt und geradezu künstlerischer Vollendung ausgeführt.

Ueber die Wagner'sche Handschrift selbst mögen Berufenere urtheilen; sie bietet zur intimen Kenntnißnahme des großen Meisters eine in der außergewöhnlichen Erscheinung des Mannes begründete höchst schwierige, aber um so dankbarere Aufgabe. Das Mcmuscript weist eine feine, fast zierlich zu nennende, kleine, aber deutliche und fließende Schrift auf. Die einzelnen Buchstaben, besonders die großen, haben vollständig jene steife Eleganz und eigenthümlichen Verzerrungen verloren, die ihnen noch wenige Jahre zuvor*) eigen waren. Die Untersetzung der Verszeilen und ihre Anordnung auf der Mitte des Blattes (großes 4° Format) ist auf das Accurateste durchgeführt. Die Namen der handelnden Personen und die Titelköpfe sind stark, die scenischen Bemerkungen dagegen durchwegs leicht unterstrichen. Correcturen kommen selten vor und sind dann immer äußerst sorgfältig vorgenommen. Vefchmutzungen durch Tinte :c. fehlen ganz. Für den Seher sind zur Anordnung der Columuen mannigfache Bemerkungen eingestreut. Eine größere Veränderung ist auch dem Facsimile als Einlage beigegeben. Das ganze 84 Seiten umfassende, von Wagner mit kalligraphischer Sauberkeit angefertigte Manuscript bietet in der That ein höchst charakteristisches Bild seiner Arbeitsweise.

Diese erste Abfassung der Dichtung erfuhr späterhin noch recht wesentliche Aenderungen, die dazu anregen, die ursprüngliche Gestaltung mit der heutigen in Vergleich zu bringen. Gegen die ältere Version erscheinen jetzt Sachs' „Wahnmonolog" und „Schlußrede" in gedrängterer Form, dafür weist aber das endgiltige Finale des zweiten Aufzuges (die „Prügelscene") wieder eine Erweiterung um fast ein halbes hundert Verse auf. Einige unbedeutende Kürzungen ausgenommen, bleibt der in der Facsimile-Ausgabe vorliegende Wortlaut auch in der musikalischen Ausführung gewahrt; eine höchst wichtige Stelle hat jedoch in der Oper einen ungleich werthvolleren und poesiereicheren Erfolg gefunden. Es ist dies Walters Werbelied. Jetzt unterscheiden wir diesbezüglich zwischen dem „Traumlied", das der junge Ritter am Morgen des Johannistages unter Sachsens Beirath schafft, und jenem Gedichte, das er beim Werbegesange auf der Festwiese improvisirend vorträgt, dem „Preisliede". Dieses ist, im Stile der alten Meisterlieder bestehend aus zwei Stellen und den, Abgesang, einstrophisch gedichtet, während jenes drei (die in Gegenwart Eons (III. Aufzug, I. Scene) gesungene Strophe einbegriffen) in derselben Art gleichgebaute, in den einzelnen Theilen aber minderzeilige „Bare" (Strophen) umfaßt. Der ursprünglichen Gestalt der Dichtung steht hierfür nur ein bei beiden Gelegenheiten gleich-

*) Veral. z. B, die Handschrift Wagners nm 18',4 :c.

lautendes Lied zur Verfügung, das dein späteren Traumliede Walters
wenigstens in der Form ziemlich gleichkommt. Inhaltlich sind sie erheblich
verschieden, obschon beiden eine ähnliche Idee zu Grunde liegt. Zur besseren
Beurtheilung seien sie einander gegenüber gestellt:
)as ältere
und
.,1'rau.niIiLä".
das neuere
I'ern
meiner .luvend Auld'nen 1.'n>n'en
x<^ ien ein^t I>»3,
in lietraentnn^ W>n^ verloren-.
vlit<i1i?n 821,3,
ilindliene ^Vie^e,
ledet v,unl! i«n eil, ien üieZe
einer neuen >Veit nun üu,
8t.>r-.>
Neiner einsam trauten Xiielite,
leuentn mir Klar,
di»33 mein I's»<I lum (i^IüeK mien nriieute;
mütterlien nunr
Nelle mein .^u^e,
<1l>38 e« treu 2u tinden tau^e,
N'HH mein Uerü erfüllt mit üuli!
^Vliendlieli
3»nil die 8uune nieder;
ssoldeue ^Vozen
aul den Lernen reiften 3ien;
'lblirme »nd Lo^eu.
Nuzer, 8tr»s»en breiten sien:
<lurel> die 'lkoro ^0^ ieu ein,
diinkt« mied,
ied ernenn' zie vieder,
»uod der lilte Glieder
lud mied ein, »ein (i»3t xn »ein;
»ul die müden I.i<!ur
llldendlled
^c>«3 er 8edl»l mir au», —
z^Ieied wie im Vaterdnu,-,
Od ied die >'üe!it
dort wodl fietrüumt d»d', od ßewuedt?
AorFenlied leuedteud in rosigem 8edein,
von Zliitd und l»ult
^eZLN^vellt die I>ukt,
voll »Her ^'onnen
nie er3onneu,
ein <_r»rten lud mied ein,
(i!»3t, idm ^u 3ein.
^Vouniss «nirgend dem selizen ünum
dut ßold'ner 1'rucdt
neil8!it't'KS >Vuedt
mit doldem I'l2Nl;eu
dem Verlaufen
lln dult'sser Xwei^e 8»um
derrlied ein Zaum.
8ei eued vertraut,
«eleu' dudres Vunder mir ^««eiiedn:
I>n meiner 8eite 3wn>I ein ^Vei!,,
5,, «edön und dold ied nie ^ezen'n;

^leied einer ürinit
umtoste sie 3»nN meinen l^cid;
mit ^<^u, sinkend,
äie rl»nd wie3 dllnliend,
«»3 ied verlaußeml de^edrt,
äie t'ruodt 30 dold und vertll
vom l,e!,en3dnum.
2.
2.
IllNIM
Xdendlied ßlüdend in Kiinuiü^lier
meiner tböriedt ^old'uen Müssend,
?n,edt
verzodied der 1»!?,
wurdet du >vaed
duiod der)lntter xl»rts 1'u^ond?
wie dort ie!> Ii»^';

winkt -de mir ni»eli,
lolz/ ieli Ulla Niege
über 8wdt und Binder Iieim ^ur ^Vieg,',
wo mein die 1'mnto Iiarrt, —
Kimm
ä»3» iud llllli' ^u, »ein ilrr gi«une,
Idendend un,i wei83
8eKwedt 3ie aul »>8 xinte ^in,!,e,
z>!!üokt dort ein rluiz
od meinem Ilimr,te
KiUt zi<>^ Kreizemi, d333 iei>',> r»u!>te,
in Kolder 0e<:enwilrt,
^I,irFeniieut
dämmerte da wieder:
8e!ier/.end und 8pisIen,I
l'iiuixinen immer fern«' wirb:
ti»ttert üi,er 1Iiiu8er Iiiu
Letzte »ien
!>ns dem ilau^, ilum Glieder
ßßgenüiier, nieder,
<I»33 ien dort <Il>8 Il«3 gewinn
und den I°rei« der Ideder,
Hlargenlien
n»d' ieli cllls getrimmt:
nun 3!>gt mir unMslmmt,
w»« woli! «m In?
der iioldo l'raum i>edeuton mi,??
»Ion ieli li^nim gewagt 2U trimme»,
i>r:>e!>3t du nnn üu
in der lreineit lioktsu Iliiumen?
i^t «8 Kein VV^Iin?
»ie, die ion Ii>d,e,
die dn« Il,!r7, mir 3^1,wellt mit 3Ü8«em
^'rie!,e,
3ie 3tel>t im (Nim? vor mir?
8»g',
i3t «3 nielit die wei^^e 'I<ml>e,
lieblich und treu,
wie der Tugend liolder (?!,,u!>e?
illr ,d>ne >len'
g:>n? mie!> xu geben,
il>r xu weilin nll OliieK. »!I Heil und
I.ede».
w>>. Antter, ,li,nkt ieb'8 dir?
8unniglieli
will «ie mir erglänzen i
uu« iliren ^u<^,^n
>V>,nne xn 8.iugen,
Verlnngen ein?^g«r ZlneKt
in mir nur waelit! —
>'iiel>tlie!l uiudiimmert der lüicic 3ieu
mir >>ricl>t;
wie weit 8» nali!
lieseluenen da
2wsi lieblielie 8terne
«uz ,!er 1'enw
,lureli 3el>IanI>'er Zweige Igelit
lielir mei» (Fe3ie!!t, —

^ietdicu ein (^uell
»us 3til!er Hüne dort mir ra»8e!,t:
,jet2t 8cl>wellt er il» «ein Iiold (^utöu'
«o 3Ü38 und stark ieli'3 nie eriauselit:
1euei,tend und Ii,dl
wie 8tlll!llten die 8tsrus da 8<d>ön-
xum 'I»ux und Leihen
in I^l»ub um! Zweigen
der gnld'nen zlunmeln 3ie!> melir,
statt 1''rue!>t ein 8terueni>eer
im I.nr!>eerd^um,
^'eilten die Sterne im liedüeiieu 1'üni?
»> lieiit und KK>r
im i.oekuu!>3nr,
vor »Heu t'r^ueu
nenr xn 3ol>»uen,
wF i!>r mit Zartem OInu/,
ein 8terneniil«»x, —
^Vun,Ier ob ^Vunder nun lueten «ieii ,I:>r:
2wies»ei>en l'ng
ien ssrü«3en M5,g:
<!eun gleieli ^wei'n Tonnen
rein8ter Tonnen,
der Iielir^ten .^ugeu i'iu»r
nnl>m ioli nun wniir. —
>luldreiel!3te,'> iüld,
,Ie>u ien üu n»nen midi erkülint:
den Xrznx, vor 2wei«,>r 8,»men titriilil
xu<rleic:li verdüellen und ergrünt,
miunizr und mild,
zic iineiit il>n um'3 rl3u>>t dem OemanI,

I>,,rt II»!,I-z;ebc>r<!u.
NUN t<!I>!,»'^r!«,!,!»,
Mgzt r»»r!u!j«8iz<:I>e I^izt
8i« in 6e» Oieiiterg ünizt
im I^ivdeztrllum,
niu^tiieli« 8el»leier
<>Lo!ce» mein' <!is ^.>>^n niul>^
I>«II«r u»<i freier
«l>!> ieli >>ie «in .Xu^>'3ie!lt,
<_>l» ^1«m Ilimpt ilir ^elnvodt <^in Ilei^i
od »i« d»8 drioiit
von >Iem X^ei^ cl«^ I,«n^«n,
!>u!(Iv,,II ,>I>nr <^ren/.,'u
mir <ii« 8tirn' um I^m^üs l'n>!«
!!N>,> <>2mit /» Kri^nlen?
«<:Iiün«t«r ^,<>I,enztr»»m!
äe« k»iÄ<>ie8«8 2»>in>,
ll'ien^t ,!n lli«8 li^i-j.
wnlil unv,!l»8!>rt ie>> dliiliu» WU35!!

Für den mit der Sprache Wagners nnd seinein individuellen Stile iveniger Vertrauten wird es nicht leicht sein, sich ein richtiges Urtheil über den Werth dieser beiden (Gedichte zu bilden. Vor Allem verlieren sie, aus dem Zusammenhang gerissen, an Bedeutung und Verständlichkeit; dann kommen noch mancherlei Umstände in Betracht, welche ihre Würdigung erschweren. Schon jetzt, ehe wir auf die eigenthümliche Formentwickelung der Meistersinger-Dichtung zu sprechen kommen, sei darauf hingewiesen, daß Wagner hier bestrebt war, eine typische Gattung der Poesie, ein „Meisterlied" zu schassen, und sich so in Sprache und Form den Regeln und der besonderen Art des Meistergesanges beugen wollte. Wenn es gilt zu sagen, welchem der- beiden Gedichte der Vorzug zu geben sei, so wird man sich unbedenklich für das neuere entscheiden. Wagner mochte selbst empfunden haben, daß das ältere Lied, welches den complicirtesten Meistertönen in keiner Beziehung nachsteht, unseren modernen Anschauungen wenig zusagen würde, und hielt daher eine Umdichtung bei Wahrung der Grundidee in einfachere und klarere Form für geboten. Zu den Veränderungen der ersten Meistersinger-Fassung bleibt nun noch nachzutragen, daß die unfreiwillig parodischen Entstellungen des Walter'fchen Werbeliedes durch Beckmesser (III. Aufz. II. Sc.) selbstverständlich auch in der neuen Version entsprechend andere sind.

Doch nun zur Dichtung selbst! „Es sollte Niemand, der über Wagner den Dichter und Sprachbildner nachdenkt, vergessen, daß keines der Wagner'schen Dramen bestimmt ist, gelesen zu werden, und also nicht mit den Forderungen behelligt werden darf, welche an das Wortdrama gestellt werden." So läßt sich Fr. Nietzsche in seiner bemerkenswerthen Schrift über den Meister von Bayreuth vernehmen. Wenn uns nun in Wagners Sprache Manches neu, ungewohnt, eigenthttmlich, feltsam erscheine, meint dazu H. von Wolzogen "), so möchten wir bedenken, daß wir dies nns ans

*) Veral. „Die Svrache in Wagners Dichiiiüsscu".

^

dem überall mitwirkenden oder eigentlich schon auf dem Grunde der Dichter-
seele selbst bestimmend waltenden Elemente der Musik zu erklären hätten.
Wagner, dem endlich die erlösende Verbindung der Poesie mit der Musik
zu der großartig plastisch-lebendigen Form des musikalischen Dramas
geglückt ist, eine Verbindung, deren Möglichkeit und Bedeutung er uns an
seinen eigenen Werken bewies und mit stets wachsender Vollendung bekräftigte,
hat uns damit auch eine neue „Kunst" geschaffen. Und diese neue Kunst
bedingte wieder für ihn eine „neue" Sprache, die im Grunde genommen.
Nichts weiter als eine wahrhaft deutsche Sprache ist, allerdings nicht
jene „moderne" Sprache, die, wie es nun einmal die gesteigerten Ansprüche
des complicirt gestalteten modernen geistigen Lebens forderten, für den
theoretischen Menschen ganz zum Mittel ward, sondern vielmehr einzig
die reine Gefühlsrede in ihrer eigensten Geschlossenheit und Kraft. Diese
entbehrt selbstverständlich aller rhetorischen Breite, da sie ihre Beseelung
und das, was wir aus der Rhetorik des Wortdramas gewohnt sind, allein
durch die Musik empfängt. Eine Wagner'sche Dichtung mußte sich so zu
einer ganz eigenartigen Schöpfung gestalten: sie stellt eben als textliche
Unterlage jenes gewaltigen Empftndungsstromes der Musik eine vom Geiste
dieser selbst durchwogte und durchglühte Gefühlssprache da, die losgetrennt
von der Musik, für sich allein nicht beurtheilt werden darf. Vlos gelesen
wird sie eitel und nüchtern, manchmal sogar, trotz der Knappheit und
Prägnanz im Ausdrucke, verworren klingen; zahlreichen Stellen, die der
Leidenschaft oder Liebesempfindung Worte leihen sollen, wird man ob der
Uebersülle hyperbolischer Gefühlsausdrücke selbst den Vorwurf des Schwulstes
nicht ersparen können. Eine Erklärung findet sich aber auch hierfür fofort:
derartige Gefühlsergüsse werben eben erst durch die Verbindung mit der
Musik den zweifellosen Eharakter des Wahren annehmen.

So ist im Gesammtkunstmerke Wort und Ton wechselseitig von einander
abhängig, aber auch Fonn und Inhalt müssen sich decken, und wie Wagner
uns hier im besonderen Falle der „Meistersinger von Nürnberg" einen neuen,
originalen und großartigen Inhalt zu bieten hatte, so wußte er uns auch
eine neue, eigenthümliche und reiche Forin zu schaffen. „Dies ist das
Mächtigste von der Wagnerischen Begabung," sagt Nietzsche, „Etwas, das
allein dem großen Meister gelingen wird: für jedes Werk eine neue Sprache
auszuprägen und der neuen Innerlichkeit auch einen neuen Leib, einen
neuen Klang zu geben." Vom Gesammtkunstmerke bedingt, mußten Sprache
und Fonn der „Meistersinger-Dichtung" durchaus dem Stoffe, den sie be-
handelte, entsprechen, natürlich aber auch den entschiedenden Stempel der
Zeit tragen, darin sie spielte; sie mußten eben historisch gefärbt sein.'

Nichts lag daher für Wagner näher, als in der dichterischen Thätig-
keit Hans Sachsens, den er an die Spitze seiner Komödie stellte, seine
poetische Anregung zu suchen. Das Naturwahre, Naive und Realistische
der klaren, treuherzigen und lebendigen Dichtungen des Nürnberger Hand-

werkerpoeten heimelten ihn an, nnd aus ihnen schöpfte er den volksthümlich frischen, humorvollen Ton, eine charakteristische, alterthümliche Sprache und die eigenthümliche, altdeutsche Dichtform, ohne jedoch dabei im Geringsten feine Freiheit und individuelle Eigenart einzubüßen. Trotzdem er das Ganze seiner eigenen Abfassung unterordnet und, philologisch betrachtet, das strenge Historische weniger zur Geltung kommen läßt, gewährt Wagners Meistersinger-Dichtung doch dem Fernerstehenden ein anschaulicheres Bild der Litteratur und der Hans Sachs'schen Zeit, als irgend eine, selbst die volkstümlichste Gefchichte es zu bieten vermag. Wagners „Meistersinger" müssen geradezu als eine glänzende, wunderbare Neudichtung des Hans Sachs angesehen werden.

Auf Wagners schöpferische Gestaltungsart sei nun in Folgenden, etwas näher eingegangen. In künstlerischer, wie grammatischer Stilistik, in Wortbildung uud Wortgebrauch ist es Wagner auf's Vewunderungswertheste gelungen, stets den Hans Sachs'schen Ton voll zu treffen. In seinen Abweichungen vom Herkömmlichen des jetzigen Sprachgebrauches bekundet sich aber nirgends die pedantische Hartnäckigkeit einer überlegten Absicht, sondern unwillkürlich vom Sprach-Eharcckter der Quellen seines Stoffstudiums beeinflußt, ist dieser ihm ganz zur zweiten Natur geworden. Nur Diejenigen, welche über die Außenseite eines Werkes hinwegzustreifen gewohnt sind, werden an manchen sprachlichen Ausdrücken und Nedewendungen Anstoß nehmen, da ihnen eben entgeht, wie tief diese begründet. All das im Verhältnis; zu anderer moderner Poesie in der Meistersinger-Dichtung ungewöhnlich und seltsam Erscheinende findet, wie schon oben erwähnt, entweder seine Erklärung im Geiste des Gesammtkunstwerkes, oder es ist durch das Weseu des Stoffes und Inhaltes selbst bedingt; Anderes wieder dient direct zur begrifflichen und plastischen Eharakterisirung der einzelnen Persönlichkeiten des Dramas oder entsprechender Sitnationen. Der Zeitcharakter und das süddeutsche Milieu der „Meistersinger" bringen es außerdem mit sich, daß Wagner verschiedene heute nicht mehr allgemein übliche mundartliche und barocke Wortbildungen verwendet. So z. B. Herfür, zweenen, Melodei, ^hrgeschinder. Hochgelehrt, Schätzet, Geschlainb und Geschlumbser, geschicht, Schmierich, einwandlich, eilfe, spat, baß (zu Muth), Diuger, selbstig, kiesen, Schmerz-Gekreisch :c. Zun, Zwecke kölnischer Earicntur hat Wagner auch öfters jene Hans Sachs'sche Manier der Wortuerkürzung um die Fleriou und der Worterweiterung durch eingeschobene oder angehängte uuorganische Silben oder Buchstaben mit herübergenommen z. B. kraus. Dicht', Find', Beschwer, ein arm einfältig Mann :e. gewißlich, leichtlich, lieblich, holdseliglich :c. Hieran anschließend seien nun noch ein paar besondere Fälle erwähnt.

So finden sich in den „Meistersingern" einige Male die der Poesie eignen starken Plurale, besonders in der Form des altdeutschen Dativ: „Kinden," „Gemüthen", schwache Declinationsformen statt starker, im weiblichen Genitiv und Dativ Singularis: „am lichten Tag der Sonnen," „zu meiner

„Frauen Preis"; „zur Gassen"; „aus seiner Echusterstuben"; und der eigenartige Gebrauch eines absoluten Genitivs, statt vräpositionaler Construction, wie „friedsam, treuer Sitten"; „gleich zwei'n Sonnen reinster Wonnen": „Verlangen, einziger Macht, in mir nur macht."

An den sogenannten „seltsamen" Worten Wagners bieten die „Meistersinger" keine Ausbeute; höchstens wäre über das Wort „cariren" zu rechten, das auf das lateinische «aröio — „Mangel leiden" zurückzuführen ist und soviel bedeutet, wie „zur Strafe hungern", übrigens ein treffliches Charakteristikum der im 16. Jahrhundert häusigen Anwendung ähnlicher, aus dem Latc'mischen abgeleiteter Worte.

Von dem Worte „beschießt" in dem Verse:

„ob Herr, ob Bauer, hier Nichts beschießt";

könnte man eher Aufhebens macheu. In der Facsimile-Ausgabe (also im ersten Manuscript) steht statt dessen merkwürdigerweise „beschließt", ob nun da ein Schreibfebler vorliegt, bleibt fraglich; daß es aber in der Partitur der Oper und in den Gesammelten Werken Wagners thatsächlich „beschießt" heißt, steht fest. An Seltsamkeit wird aber diese Stelle sofort verlieren, wenn man vernimmt, daß das Wort in der Bedeutung, die es hier bei Wagner hat, noch jetzt allgemein im Oberdeutschen erhalten und nicht nur als ein aus der Sachs'schen Zeit herübergenommenes anzusehen ist. „Das beschießt" — „bringt Vortheil", „nützt"*). Wenige Lieblingswendungen des Hans Sachs hat Wagner unmittelbar entliehen, so jene Wunschformel, mit der Kans Sachs seine Gedichte zu beschließen liebte:

„Das; Volt und «unst aleich blich' »ud wachs',
Bestellt ilir so, mein ich, Hans 2ach?."

Aber auch den Inhalt einzelner Verse und einmal sogar einen größeren Abschnitt, den Anfang des Sachs'schen Liedes: „die Wittenbergisch Nachtigall, Die man netz höret überall", ein für die damalige Zeit höchst bedeutungsvolles und weitverbreitetes Gedicht, das in gleichem Sinn in Wagners „Meistersingern" Verwendung findet, hat der jüngere Meister vom älteren übernommen. Um bald charakteristisch unbeholfene, bald wieder absichtlich komische Effecte zu erziele», benutzt Wagner die Willturlickkeit der Sachs'schen Wortendnng und bildet selbst, wo es zu Gunsten des Reimes geboten erscheint, manchmal recht seltsam klingende, theils altdeutsche, theils mundartliche Wortformen, fo z. B. in den Reimen: „Füßen, Verdrüßcn": „Spuck, benick"; „muß, Aergernuß"; „bestund, kund". Znr feineren Zeichnung der Charaktere Davids und Beckmessers und zur Geißelung ihrer Tölpelhaftigkeit und der pedantischen Handwertsreimerei überhaupt, legt er diesen Reime in den Mund, die geradezu als Vergewaltigungen an der Poesie zu betrachten sind, wie: „meister — unterweist er"; „Singer ^

*) Vssl. Slmulicissimus 4, 283 ..ä»«« «oled Fetä nientg des<Ms3«t oäsr «u. st^k« «rkl^olllieu sei,"

'>

überspring' er"; „Junker— sprung'er"; „heut'gern— hungern"; „blusen
— Musen" :c.
Ein leichter Seitenhieb bleibt selbst dem Sachs für seine Freiheiten
in» Reime nicht erspart: „so könnt er's — besonders". Daß Wagners
Sachs selbst in seinem „Schusterlied" den auf ihn gemünzten Svottvers:
„Hau? Sachö war ei» Schuh-
macher mid Poet dazu"*)
singt, mag als ein harmloser Scherz Wagners ausgelegt werden, der
sicherlich um die Bedeutung des Verses wußte, hier aber damit in Sachsens
Mund eine Verspottung und Aufreizung des Merkers Beckmesser beabsichtigte.
Was nun den Vers überhaupt in den „Meistersingern" betrifft, so
bedient sich dort Wagner, gleich der Sprache, auch der mannigfachen Formen
der Sachs'schen Dichtungen. Natürlich bethätigte er wiederum seine selbst-
schöpserische Kraft. Er hat mit dem altdeutschen Reim den altdeutschen
Vers neu erstehen lassen. So wie er den Sachs'schen Vers vorfand,
konnte er ihn nicht gebrauchen; vor Allem mußte der Rhythmus unseren
modernen Begriffen besser angepaßt werden. Denn der Rhythmus des
Sachs'schen Verses ist nichts weniger als leicht, sondern im Gegentheil steif
und gezwungen**). Die Betonung, die Regelung des inneren Verfes spielte
eben bei den Meislersängern um des Endreimes willen, den man damals
sür das Wesentliche und die Poesie Ausmachende hielt, eine sehr unter-
geordnete Rolle. Da man auch auf die richtige Anordnung und Zahl der
Hebungen im Verse keinen besonderen Werth legte und sich mit der Zählung
der Silben begnügte***), so ist in vielen Fällen der Sachs'sche Vers, nach
unseren modernen Begriffen, aller Form bar. Ein geschickter musikalischer Vor-
trag dürfte damals wohl manche metrische Schwäche verwischt haben. — Goethe
selbst irrte offenbar, wie aus all Diesem erhellt und auch von Dr. Sommer
5- nachgewiesen wird, wenn er in „Dichtung und Wahrheit", Vnch 18, uns
wissen läßt, daß er den leichten Rhythmus und den sich willig anbietenden
Rein, des Sachs'schen Verses bei manchen Gelegenheiten benutzt habe. In
dieser Angelegenheit mag Goethe nicht ganz competent erscheinen; man kann
eben von ihm, dem Dichter, keine genaue Kenntnis; des Verses bei Sachs
verlangen. Goethe hat nämlich nur den sogenannten „Knittelvers", wie er
sich im Laufe der Jahrhunderte aus Sachsens Reimpaaren durch Auflösung
der Synkopen und Unterlassung der Apokopen nnd Elisionen herausbildete,
zu besonderen Ehren erhoben, aber des Sachs'schen Verses selbst konnte er
sich ebenso wenig wie Wagner bedienen. Wagners Versform in den
„Meistersingern" sagt sich nicht ganz von der Beeinflussung des „Knittel-

*) In Sachs' Werke» findet sich ein derartig „gebrochener" Ncim nur zwei Mal;
der Sftotwers ist ein schlagender Beweis, wie ungerecht das «Gelehrten-Zeitalter, ans dem
cr stammt, schon allein in metrischer Beziehung den Hans Sachs herabzusetzen wagte,

»*) Vcrgl. Di. W. Sommer, „Die Metrik des Hans Sache."

***) Vergl. Jakob Minor, „Neuhochdeutsche Metrik".

verses" los, lehnt sich aber in vieler Beziehung wieder mehr an den Sachs'schen Vers an, jedoch unter Wahrung einer freien Bewegung mit reicher Abwechselung des Rhythmus. Im Allgemeinen benutzt Wagner zum Dialog, und zwar zwanglos, die Form der vier Mal gehobenen kurzen Reimpaare, wie sie die nicht strophisch gegliederten Stücke Sachsens, seine „Sprüche", aufweisen*). An lyrischen Stellen dagegen wählt er mit Vorliebe die den Meistergesängen eigene Form der dreitheiligen Strophe mit ihren zwischen ein und zwölf Silben schwankenden Versen, so die alten „Meistertöne" trefflich nachbildend.

Um all das Kleinbürgerliche, Beschränkte und Derbe, wie es die Komödie forderte, volksthümlich und kraftvoll auszudrücken, hätte sich in der That keine geeignetere Kunstform finden lassen: Wagner hat ihre Vorzüge nicht verkannt und sich ihrer in der sinnreichsten Weise bedient. Aber nicht nur Sprache und Form macht er sich zu diesen« Zwecke zu eigen, sondern er nimmt auch den Geist des Sachs'schen Spruches und Schwankes, den litterarischen Genius jener Zeit, in seinen „Meistersingern" auf: die humanistischen Bestrebungen des Handwerkerpoeten, das ethische didaktische Element in dessen Schöpfungen gabeu ihm ein werthuolles charakteristisches Material ab. Das Wesen der Sachs'schen Dichtnngsart wußte er wohl zu erfassen und in zahllosen kleinen Motiven in seinen „Meistersingern" einzuflechten. Vor Allen: das Motiv des Tranmes, das bei Sachs, analog den Museninspirationen der römischen und griechischen Klassiker, höchste Bedeutung einnimmt, bei Wagner einen bemerkenswerthen Zug im Bilde jener Zeit darstellt und, wie Dr. 5D. Bie in einem Auffatz über Hans Sachs ineint, im Sinne der modern ästhetischen Auffassung, die das Wesen der Kunst als ein Wahrtraumdeuten bezeichnet, bei der Entstehung des Preisliedes und der Taufe feiner Weise zugleich so wirkungsvoll und tiefbegründet zur Benvendung gebracht ist.

In endlosem Aufzählen von tausend Kleinigkeiten, Parallelen und Belegen beliebt Sachs istch in seinen Dichtungen zu ergehen, und frei mischt er biblische und antike Vorstellungen zum zeiteigenen Gebilde seines Jahrhunderts. Dies bedeuten besondere Lharakterziige des Hans Sachs, und Wagner fügt sie wohlbedacht als solche in seine Dichtung ein. In der Geschwätzigkeit des David während des Gespräches mit dein Ritter, in deu Typen der Eva im Paradies, des Königs David, des Heiligen Johannes und in jener Verbindung des Parnasses mit dem Paradies im „Preisliede" Walters, spiegeln sie sich deutlich wieder. So macht uns Wagner uuvermerkl mit den litterarischen Eigenschaften des Hans Sachs vertraut, und aus all diesen Einzelheiten entwickelt er schließlich die Stimmung, den Grundzug für dessen Persönlichkeit.

*) lieber den Sachs'schen Vers sind die Ansichten in wissenschaftlichen Kreisen noch selir aetneilt-. ueral. I'r, «arl Dreschers Auslassungen in „Hans Tachs-Forschunaen" (Wrnbera 18!M S. 247—2'»2.

Mit derselben Treue wie den Dichter schildert Wagner auch den Menschen Sachs durch Wort und That als handelnde Person in seinen« Drama. Um aber allgemeines Interesse für ihn zu wecken, mußte er den historischen Sachs zum Typus umgestalten, und so gelang es ihm, die Herzen Aller für ihn zu gewinnen. Das Allgemeinmenschliche der liebenswürdigen Charaktereigenschaften des Sachs brauchte ja nur in helleres Licht gesetzt zu werden, und an der historischen Figur war, um sie bühnenfähig zu machen, nicht viel zu modernisiren; mit der eigenen Auffassung Wagner's war da fchon Genüge gethan, denn dank seiner gewaltigen dramatischen Begabung ist der ganze Meistersingerstoff mit all' seinen Eigenarten und seinem philiströsen, spießbürgerlichen Geiste im musikalischen Drama zur mächtig künstlerischen That erhoben. Indem Wagner den Hans Sachs mit seiner Poeterei und seinem Handwerk zugleich und dann wieder mit seiner pedantischen Meistersingerei und seiner drängenden Sehnsucht nach Befreiung aus den engenden Banden des Tabulaturwesens zu selbstständiger dichterischer Entfaltung*) darstellt und ihn als jugendlichen Wittwer mit seiner bescheiden unterdrückten Neigung zu dem reinen Mädchenbilde in ruhig überlegender Denkungsart und väterlicher Güte erscheinen läßt, schlägt er den wärmsten und gemüthuollen Ton des Humors an, von dem auch der historische Sachs durchströmt ist. Und damit haben wir den eigensten Nerv der Wagner'schen „Meistersinger" berührt. Es ist etwas Eigenartiges um die dichterische Schöpfung überhaupt, wie um diesen Wagner'schen Humor. Sein Humor ist eben in der echt deutschen Heiterkeit begründet, der deutschen Heiterkeit, wie sie Luther, Beethoven und Goethe zu eigen, die, wie Nietzsche in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" sagt, von anderen Völkern gar nicht verstanden werde und den jetzigen Deutschen selber abhanden gekommen scheine — jene goldhelle durchgegohrene Mischung von Einfalt, Tiefblick der Liebe, betrachtendem Sinn und Schalkhaftigkeit, die Wagner allen Denjenigen eingeschenkt habe, die tief am Leben gelitten und sich ihm gleichsam mit dem Lächeln der Genesenden wieder zurückkehrten. Von Wagner kann man füglich eine von närrischer Lustigkeit und geistessprühendem Witz durchtränkte Könnt nicht verlangen, aber mn dem Idealismus seiner ernsten Gestalten vereint sich bestens die Parodie als groteskkomische Verzerrung des Ernsthaften, die thatsächlich auch in der Figur des Beckmesser ihre gelungene Verkörperung fand. Mit der Gestalt des Beckmesser**) kann man jedenfalls zufrieden sein', doch die komische Charakteristik des David und der Lene läßt an Schärfe und Lebenswahrheit zu wünschen übrig. Das eigenste Feld bleibt eben für Wagner unbe-

*) Eine in der dichterischen Tbatigleit des Morsche» Hans Sachs selbst begründete Tliatiache, vgl. seine „Sprüche" (die epischen, episch-didaktischen und dramatischen Werte).

**) Geschichtlich genießt Neckmesser den 3iuf eines ^angesehenen Meistersingers, uon dem noch einige Lieder erhalten sind; mit dem Wagner'schen Beckmesser bat der geschichtliche Nichts gemein.

dingt die Verkörperung des Ideals; wo er davon abweicht, verliert er an
Grüße und Genialität, aber in ihr selbst steigt er zu der höchsten Sphäre,
und so wurden eben Sachs, Walther von Stolzing und Eva Pogner zu,
entzückend charakterisirten, lebensvollen Gestalten. Für sie fehlt jeder ge-
schichtliche Beleg: sie sind der Wagner'schen Phantasie entsprossen. Dagegen
finden sich die Namen der zwölf in der Komödie genannten Meistersinger^),
von denen geschichtlich zu Sachs' Zeit zwar Keiner mehr lebte, nicht nur
in der von Wagner benutzten Chronik Ioh. Chr. Wagenseils (16!17), sondeni
auch, allerdings mit theilweise anderen Vornamen, in einem Liede des
Sachs „Ein Schulkunst" (1515), das offenbar Wagner nicht bekannt war,
da er doch sonst wohl die wichtigen Vornamen und Gewerbebezeichnungen
aufgenommen hätte.
Ueber die Quellen, die Wagner zu seiner Meistersinger-Dichtung be-
nutzte, mögen gerade hier noch einige Worte gesagt werden. Es ist
nicht unmöglich, daß Wagner die Anregung zu den „Meistersingern" außer
durch seine Studien des „Sängerkrieges auf Wartburg", wie schon oben
erwähnt, auch aus der Novelle E. T. W. Hoffmanns: „Meister Martin und
seine Gesellen," die er nach F. Muncker bereits in seiner Jugend mit
Interesse gelesen, empfangen hätte. Folgende Stelle daraus wäre dafür
nämlich näher in's Auge zu fassen: „Vald darauf fetzte sich Friedrich ans
den Singestuhl, zog sein Barett ab und begann, nachdem er einige Secunden
vor sich hingeschaut, dann aber einen Blick in die Versammlung ge-
worfen, der wie ein glühender Pfeil der holden Rosa in die
Brust traf, ein herrliches Lied im zarten Don Heinrich Frauenlobs."**)
Warum könnte felbst ein so geringfügig erfcheinendes Motiv dem Genie
nicht als Ausgangspunkt gedient Habens Außer der genannten Chronik,
aus der Wagner wohl geflissentlich eine Stelle fast wörtlich***) entlehnt,
mag er noch anderen culturgefchichtlichen Werken, vielleicht Hagens „Norikn",
feine Kenntnisse der Stadt Nürnberg und der Meistersingerkunsi verdanken.

*) In der Facsimile-Uusaabe sind im Persoueuuerzcichnis; nur <i angeführt, obschon
in der Handlung auch bort bereits 12 auftraten.

**) Vgl. die pantomimische Einleitung des ersten Aufzuges und die bereits oben
erwähnte Stelle aus dem Prosa-Vntwuifc Wagners.

»**) Vergl.:
H.U8 ^VLAenseil:
bat 3ein oräentüob Lemii« in üeimen
uu<i 8ilben
Nn lilii bat mebrentbeil8 unter-
sobieäliebe Neziitü «der 8tusl5, »18 viel
äei«n cler siebter tieften M3A.
Liu !^«8llt2 bestellt mei3teutbei>8 »u3
?v«ven stellen, <Iio Floiobe Hlelodev
baden.
H,ü3 ^V»Fu,:r8 ,,ziei8t>>r8iuFer'.
Nr M>e3 2Iei3wrsse8»n^e« H»i
8te!l ercleutlicb ein (i«miis8e »I21
<M3 nnt>r3«bi(!clli<:ben Ue8ot?.en,
die Keiner 8<ill vorletüou.
Lin (^«8et?. b«8tebt ll»8 xveenen
Atollen,
die ssleiobe Hlelnä>"i b»ben 8o1Ieu,

Das Drama Ioh. Lud. Teinhardsteins „Hans Sachs" dürfte er
wohl ebenso, wie die Lorhing'sche Oper, die 1840 in Leipzig ihre Erst-
Aufführung erlebte, gekannt haben. Es kann aber nicht die Rede davon
sein, daß Wagner aus diesen Werken, trotzdem besonders in letzterem die
Liebeshandlung und einige Momente der Meistersingerschule bereits vorge-
bildet sind, irgend ein Motiv benutzt hätte. Zwischen seinen, Hans Sachs
und dem seiner Vorgänger ist ein unendlicher Unterschied, und in welch'
höhere Sphäre weiß Wagner den ganzen Stoff zu nicken! Vor nicht
llllzulanger Zeit durchlief die Zeitungen eine Notiz, man habe in einem
älteren Straßburger Localstück, I. H. Arnolds „Pfingstmontag", das Vor-
bild zu Wagners Neckmesser gefunden, doch erwies sie sich, wie man aus
einer Abhandlung in Nr. 31 und 32 der Allgemeinen Zeitung (96. Jahr-
gang) ersehen kann, als unbegründet. Man wird eben immer noch an
Wagner nörgeln wollen und ihni irgend eine Schwäche nachzuweisen suchen;
aber zu welchem Zwecke und mit welchem Erfolge?!

„Nie wurde das deutsche Bürgertreiben durch Wort und Ton schöner
verklärt, nie die Kunst so tief und innig in die Röhren seines Lebens ge-
leitet und mit ihn, zu einem neidwürdigen Ideal verbunden, das an die
goldensten Tage des alten Hellas erinnert," ruft H. Nnlthaupt mit Be-
geisterung in der dramaturgischen Betrachtung der „Meistersinger" aus.
Aber mehr als ein unvergleichliches, bis in jede äußerlichste Beziehung
wahrheitsgetreues Eulturbild aus deutscher Vergangenheit bedeutet Wagners
dichterische Schöpfung. Wie sie im Besonderen jenen unendlichen Gegensatz
zwischen wahrer, freier Kunst und steifen,, geistverlassenem Handwerk dar-
stellt, das ohne höheren Gedankcnflug, aller Phantasie bar, nur an den
verknöcherten Formeln, starren Regeln und dem unsinnigen Schnörkelkram
klebt, so ist sie im Allgemeinen in der Komödie die typisch giltige Ver-
körperung des ewigen Gegensatzes zwischen Genius und Philisterthum. In
der Persönlichkeit des Hans Sachs und seinen, Schicksal findet sich „och
mehr aber eine höchst bedeutsame innere Analogie zu Wagner, dem
schaffenden Künstler selbst. Sein eigenes ideales Streben, all' jene An-
feindungen, die er um dessentwillen von seinen Zunftgenossen zu erdulden
hatte, sind ungesucht, aber prägnant in den „Meistersingern" angedeutet
und geben in mancherlei ironischen und satirischen Beziehungen ein getreues
Spiegelbild seines Wesens, seines Kämvfens und Siegens. Wenn darum
Wagner schließlich den Hans Sachs durch ein Tankeswort an die „heilige
deutsche Kunst" in wonnevoller Verklärung, die ewige Herrschaft des
Nn Ktoll d«8wbst NU» etliel^n
Vßisnn , .

Darauf lolßt c!a8 ^dßß3nnz5, 3» »ueb
stliori« V«r8 de^reM. ^«Ied«g ad«r eiuu
descmder« un>I luntsre)I«l,xle.v d»t, »Is
<ii« 8tc>I!eu.
<Ier 8t»I>' ,»i8 ut!iou«r Vor»' 6o!ckmi',
ller Vei'8 1,»t 8eim>n Itsim am ünä'!
1>«raul 8,, folgst der ^d^^auA,
6«r »si aueli lillioli' Ver8e lanF,
um! Il»d 8si«' be8<>»<Iui« 2IeIo<I«i,
als uicbt iiu Atollen ?u Nmten 8«!

Idealismus künden ließ, da durchdrang wohl auch ihn, den „hoch be-
dürft'gen Meister", wie ein Götterstrahl das Bewußtsein seines hehren
Berufes und der vollbrachten künstlerischen That.
So ersteht Hans Sachs zu neuem, unvergänglichen: Nuhm in der
Schöpfung Wagners, der sich selbst in seinen „Meistersingern" zu seinen
eigenen Idealen emporringt, aber zugleich dein liebenswerthen Nürnberger
Bolksdichter ein frisches, nimmer welkendes Reis weiht:
„Ein Eichtillnz ewig juna belaubt,
den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt!"

>« »

Gedichte.
von
Lac! Busse.
— Verlin. —

Am Urankenbett.

ü)as sprichst Du heut vom sterben nur?
Du bist nicht schwach, Du bist nicht krank,
Vald klappert wieder hell im Flur
Vein Schlüsselbund mit liebem Klang.
Du Haft nur viel zu viel gewacht,
V Gott, wie mußt Du müde sein!
sprich nicht, sprich nicht, '2 ist späte Nacht,
lieb Mütterchen, schlaf ein, schlaf ein.
Noch einen Ruß, dann will ich gehn,
Wie trocken brennt Dein müder Mund!
Halt still, es wird vorübergehn.
Und morgen bist Du ganz gesund.
Dann gießen wir den Rosenstrauß
Auf Vaters Grab wie sonst zu Zwei'»,
Und woll'n am Abend still zu Haus
In Vaters altem 5tübchen sein.
Das Ztübchen, weißt Du, linler Hand,
Du hast es für Dein leben gern,
Der alte Fritz hängt an der wand
Mit seinem großen Vrdensstern.
Du siehst ihn an und lächelst blos,
wie lieb und jung wird Dein Gesicht!
Ich leg' den Kopf in Deinen schoß
Und halt' ganz still und rühr' mich nicht.
Doch jetzt — was packt Dein Herz so jäh?
was zittert so Dein bleicher Mund?
sprich nicht von Tod — es thut mir weh',
Und morgen bist Du ganz gesund.
Vein Haar ist grau, Dein Vlick verwacht,
V Gott, wie mußt Du müde sein!
's ist späte Nacht, 's ist späte Nacht,
lieb Mütterchen, schlaf ein, schlaf ein!
^

2H2 taii Vusse in Nerlin.

Vor einer Codten.

Du lagst so still in einem eignen Glanz,
Aein Craum bog mehr die halbgeschloßnen lider,
Tief neigten sich aus Deinem lodtenkranz
Mit welkem 3ticl die weißen Vlüthen nieder.
Das gab ein Düften noch zu guterletzt,
Als kämen alle Deine Mädchenträume
Und küßten Dich »nd nähmen Abschied jetzt
Und grüßten facht die liebgewordnen Räume,
Ich aber hielt in nildem Gram und Groll
Dein kaltes Händchen wärmend in den meinen.
Und ab und zu vom Nebenzimmer scholl
Noch Deiner Schwestern unterdrücktes weine» . ,

>5'
^^
'^' ^ _. '.«>«^ 1 ^ .", , ,. >-", ^> ^».''l
^W
^H^^M^^Mz,,
/^^^'M^^^K^M

^ohn Morley.

von

S. Saenger.

— Veilin. —

I.

in« der führenden Schriftsteller oes modernen englischen Radicalismus zerbrach sich in müßiger Stunde den Kopf über die Definition, die sich von den Vekennern seiner Secte geben lasse, und da er den Ruf eines klugen und kenntnisreichen Mannes- besitzt, so ist das Ergebnis?, zu dem er gelangt, wohl mittheilenswerth. Der englische Radicale ist demnach ein Mensch mit einer feinen Zunge für Rheinwein und einer brennenden Liebe für die Kunst der italienischen Frührenaissance; in der Regel auch begeisterter Wagnerianer. Die Partei, der er dient, ist die der Mäßigkeit und Ordnung; der Nildung, Erleuchtung, Versittlichung des Volkes. Grant Allen vergißt auch die Antithese nicht, schon weil sie litterarisch wirksam ist. Der Tory begünstigt die Spiel- Md Trunksucht, den Turf und das Publichouse; den Obfcurantismns jeglicher Art nimmt er unter seine schützenden Anne; er hat eine geheime Sehnsucht nach überlebten Staatsformen, dem Cäsarismus, dem Zarismus, dem Despotismus; er will das Volk unter die Fuchtel der Klerisei bringen, die Volksschule ihr ausliefern; seine animalifchen Instincte ziehen ihn, den Narbaren, zum Krieg, und ans Mangel daran verlegt er sich, der Iingo, auf Eolonialabenteuer nach dein Muster des noch unvergessenen Zulu- und des kaum ^verflossenen Matabelekrieges. Der Radicale hingegen thut, was er thut, um Gottes willen, das heißt: er betrachtet sich als Mittel zur Beförderung des allgemeinen Wohles. Er ist von der geistigen Regsamkeit befallen, die dein Sybariten fremd fein muß, der auf dem weichen Polsterbett seines ererbten Besitzes und seiner

ererbten Vorrechte des Lebens süße Wonnen genießt. Dieser Adel liegt
ihm, sozusagen, im Blute, da er seine Herkunft aus den Schichten ableitet,
aus deren Dunkel sich die Weltgestirne Shakespeare, Milton, Nurns, Keats
und so viele andere emporhoben . . .
Diejenigen, welche befürchten, das Vereinigte Königreich sei im Vegriff,
einer jakobinischen Demokratie zum Opfer zu fallen, weisen zum Velege
gern auf ähnliche Aeußerungen hin. Sie erblicken darin die Früchte der
Bewegung, welche suche, aus der Vergangenheit „tsdula r»8a" zu machen.
Das Beispiel John Morlens, des bedeutenden, auch bei uns hoch-
geschätzten Schriftstellers, der im gegenwärtigen liberalen Eabinet für die
irische Politik verantwortlich ist, mag sie beruhigen. Vergebens würde man
in seinen Schriften, Reden, Handlungen den Tnpus fuchen, wie ihn Grant
Mens Definition ausmalt. Er lebt weder von den leeren Formeln noch
von den oberflächlichen Allgemeinheiten von 1789. Er ist ungefähr der
Mann, wie ihn bei eigener Originalität und Selbstständigkeit die Lehre
John Stuart Mills und der praktische Sinn seines Volkes auf die Beine
stellen mußten. Ganz bescheiden tritt er auf. Er spricht nie von sich und
selten von seinen Freunden. Dao Fortissimo in seinen Aeußerungen besorgen
seine Gründe, nicht Prahlereien und Verkleinerungen seiner Gegner. Wo
er Unbescheidenheit der Gesinnung und Declamationssucht brandmarkt, will
er zu allererst Diejenigen treffen, die ihm am nächsten stehen. Manche
feiner politischen Gegner hinwieder bekennen, ihm für tiefere Einblicke in
die Geschichte und die Theorie der Politik verpflichtet zu sein. Gründlicher-
als er kann es Niemand sagen, daß bei dem ?i8-»1l6i-, dao man Weltlauf
nennt, die wenigen dauernden Güter nur durch Unperfönlichkeit und Sachlich-
keit der Bemühuug zu erringen sind, die er niemals so engherzig war, für
seine Parteigenossen ausschließlich in Anspruch zu nehmen. Wer nur einen
Essay von ihm gelesen hat, weiß, wie viel Gedanken und Betrachtungs-
weisen ihm von den heterogensten Geisten:, von Pascal, Voltaire, Diderot,
Rousseau, Turgot, Enrlyle, Nurke, de Maistre, Kant, Goethe zugeflossen
sind. Seine demokratische Gesinnung macht bei der Phase der Gesellschafts-
entwiölung Halt, die sich nach Aristoteles durch die Achtung vor dem Gesetz
auszeichnet. Was darüber hinausgeht, das politische Gerberthum, die
Anarchie, der Despotismus, hat in ihm den stärksten Gegner.

II.

Es muß John Morley nicht leicht geworden sein, sich zur Duldung
relativer Standpunkte durchzuringen, denn seinein moralischen Temperament
werden alle Fragen mehr oder weniger zu Gewissensfragen, die zu ehr-
lichem Bekenntnis, drängen. Einen, Politiker, der durch eine ungeheure Reihe
von Vermittlungen zu seinen Neberzcugungen gekommen ist, bedeuten diese
etwas Anderes als jenen Parasiten, die an jeder politischen Partei haften

und, wie Morley früh erkannt und bekannt hat, als Nhetoren, Demagogen
und Zeitungsschreiber einen so großen Einfluß auf die Bildung der öffent-
lichen Meinung haben. Zwar darf man auch jetzt sich seinen Radicalismns
in keinem Punkte verwässert vorstellen: er ist immerhin der geistige Urheber
der Gladstone'schen Homerule-Politik, sowie der Verkünder des sogenannten
Rewcastler Programms, welches der Politik des gegenwärtig amtirenden
liberalen Eabinets zu Grunde liegt. Aber gerade seit der Zeit, da Morley
als Leiter der inzwischen in's «monistische Lager abgeschwenkten „?»U HIail
Visits" (1880) und als Abgeordneter (seit 1883) in die Niederungen der
Tagespolitik hinabstieg, und mit jenen zahlreichen Elementen in Verkehr
treten mußte, die sie „machen" und kein reineres Verhältniß zu ihr haben,
hat sich sein Charakter am glänzendsten offenbart. Man spricht noch immer
vom „ehrlichen Johannes" und bemitleidet, vielfach in schamloser Weise,
die Einfalt, die sich selber beim Worte nimmt. Oder man rächt sich für
die Geißelhiebe, die er der im öffentlichen Leben geübten Gesinnungs-
losigkeit besonders in „0» <üompioini«s" ertheilt, indem man ihm den ge-
sunden Menschenverstand abspricht. Er mochte in solchen Augenblicken sein
gekränktes Gemiith an den Worten aufrichten, die Kant zur Vertheidigung
Hunies gegen die philosophischen Vertreter des gesunden Menschenverstandes
gesprochen hat: „Die Gegner des berühmten Mannes hätten aber, um der
Aufgabe ein Genüge zu thun, sehr tief in die Natur der Vernunft, sofern
sie blos mit reinem Denken beschäftigt ist, hineindringen müssen, welches
ihnen aber ungelegen war. Sie erfanden daher ein bequemeres Mittel,
ohne alle Einsicht trotzig zu thun, nämlich die Berufung auf den gemeinen
Menschenverstand. In der That ist's eine große Gabe des Himmels,
einen geraden (oder, wie man es neuerlich benannt hat, schlichten) Menschen-
verstand zu besitzen. Mer man muß ihn durch Thaten beweisen, durch das
Ueberlegte und Vernünftige, was man denkt und sagt, nicht aber dadurch,
daß, wenn man nichts kluges zu seiner Rechtfertigung vorzubringen weiß,
man sich auf ihn als ein Orakel beruft. Wenn Einsicht und Wissenschaft
auf die Neige gehen, alsdann und nicht eher sich auf den gemeinen
Weltuerftand zu berufen, das ist eine von den subtilen Erfindungen neuerer
Zeiten, dabei es der schalste Schwätzer mit dem gründlichsten Kopfe getrost
aufnehmen und es mit ihm aushalten kann." Aehnlich behauptet Morley
gegenüber Denen, die über Hals und Kopf im Kleinkram ihrer persönlichen
Erfahrung stecken, daß Theorie und Praxis zufammengehören, wie Licht und
Wärme, und Diejenigen, welche sich berufen glauben, das Volk zu führen,
zuvor aus der reinen Quelle der Wissenschaft interesselose Denkweise geschöpft
haben müssen.

Er selbst hat lange und in tiefen Zügen daraus getrunken, und als
er im Jahre 1886 als Obersecretär 'für Irland in's Eabinet Gladstone
trat, trug er einen der glänzendsten Schriftstellernamen des modernen Eng-
land. Seine Arbeiten über Voltaire, Diderot, Rousseau, Vurke, Walpole,

(5obden, Pascal, Turgot, Eondoreet, Nobespierre, insbesondere diejenigen
zur Keimzeit der modernen Aufklärung, dem achtzehnten Jahrhundert, be-
fanden sich in Jedermanns Händen und übten anf die Denkweise der Zeit-
genossen einen bedeutsamen Einfluß. Das, Morley seine Studien mit dem
tiefsten Ernst, mit nmfassendster Gründlichkeit, mit mehr als durchschnittlicher
Einsicht in den Zusammenhang geschichtlicher Ereignisse betrieb, wagte Nie-
mand zn leugnen, noch das; er in ihnen anf der Warte des nur ideell Be-
theiligten steht. Eine freie Sittlichkeit spricht ans jeder Zeile seiner
Schriften, und gar Manchem wnrden sie zum Stahlbad der Gesinnung.
Durch sein Buch über den Eompromiß allein wurde er zur politischen Macht
im Lande. Es war seit Burkes Zeit vielleicht das erste Mal in England,
daß ein Schriftsteller einen fo direkten Einflnß auf die Politik seines
Landes übte.
Er muß wohl früh die Neigung verspürt haben, öffentlich für seine
Meinungen einzutreten. Noch nicht 25 Jahre alt, wurde er, nach einer
tüchtigen Lernzeit in Orford, Leiter der .^itsrai-v 0k26tte^ später „Par-
thenon"). Schon 1^<i7 trat ihm, dem Neunundzwanzigjährigen, der be-
kannte Goethe-Biograph Lewes die Leitung der „^«itinssliti^ Kovisn" ab,
einer der angesehensten, im liberalen Geiste gehalteneu Zeitschriften Englands.
Morley vertrat darin den wissenschaftlichen und politischen Fortschritt, erst
noch streitbar im Tone, zur Zeit, da die erste Zeitung des Landes den
Wahrgehalt Darwins vor dem Forum der öffentlichen Moral prüfte, später
mit akademischer Ruhe und Mäßigung. In dieser Zeitschrift veröffentlichte
er feine bedeutendsten Aufsähe, aus deren Gedantenfchatz die Kampfhähne
beider politischen Parteien offen oder verstohlen plünderten. Sie sind seither
gesammelt herausgegeben und besitzen neben der ungewöhnlichen Gediegen-
heit ihres Inhalts seltene littcrarische Vorzüge. Insbesondere zählen die
zwei Bände „Oition! ^li^ollanw»" nach Form und Inhalt zn dem Besten,
was die englische Essan-Litteratur dieses Jahrhunderts aufzuweiseu hat. Sein
Stil ist kurz, knapp, klar und anschaulich, flieht ruhig und ebenmäßig dahin,
läßt überall eine gesunde, einfache, wenn auch geschulte und sorgsame Denk-
weise durchschimmern, fchwillt aber zu wuchtigen und weit ausholenden
Perioden an, wo die Würde und Größe des Gegenstandes es verlangt, und
ist überall in fesselndster Weife dnrch die Erinnerungen cm eine uner-
schöpfliche Fülle von Menschen, Dingen, Ereignissen belebt, mit denen ihn
sein arbeitsames Leben in Beziehung gebracht. Er hat an der überreich
bedeckten Tafel der Vergangenheit mit feinster Zunge genossen und mit
durstigstein Gemüth geschlürft. Bald empfindet er mit der zarten, nach
innen gescheuchten Seele Pascals und weiß dann seinen Verstand ent-
sprechend historisch zn verengen. Bald versenkt er sich in das Allauge
Shakespeares oder läßt sich von dem Pathos der das Sollen über das
Sein stellenden Milton, Burke oder Schiller durchfluthen. George Sand
nnd George Elliott genießt er, ohne seinen männlichen Verstand vor dem

Zauber ihrer Poesie und Mystik gefangen zu geben; dann aber, nachdem
er sich an der genialen Unreife des „satanischen" Byron gelabt, den er
von Herzen dem England der „societ^ ot' I'i-aots" gönnt, weitet sich ihm
Gemüth und Seele an dem Dichter des Faust und des Wilhelm Meister,
den er wie eine organische Ergänzung der geliebten Natur betrachtet.
Die feinsten psychologischen Nrtheile umkleiden das nackte logische Raisonne-
ment und mildem und verklären dessen Aussagen, und überall begegnen wir
jener Poesie des Nachgenusses, welche, wie Lotze irgendwo treffend be-
merkt, bei uns Epigonen die unreflectirte künstlerische Freude fast schon
übersteigt.
Bei dieser Anlage mußte Morley ein Kritiker im höchsten Verstände
werden. Er hat demgemäß auch das gangbare Urtheil über Schriftsteller
endgiltig reuidirt. Der Fall Macaulay ist besonders lehrreich. Macaulay
war der gelesenste englische Schriftsteller dieses Jahrhunderts- er kam gleich
nach der Bibel und Shakespeare. Er wirkte wie eines jener Häupter einer
theologischen Schule, die jährlich Tausende von Schülern ausbildeten, welche
dann ihrerseits von den Kanzeln herab die Meinungen, Bilder, Schliche,
Posen und Manieren ihrer Meister zum Besten gaben. Statt von den
Kanzeln herab wirkte Macaulay durch die Presse, und seine Schüler
waren die Journalisten. Wie groß nun auch die Vorzüge des Historikers
selber waren: nach Morley verdankten die englischen Publicisten ihm die
meisten ihrer Fehler und John Stuart Mill die meisten ihrer Tugenden;
diesem die Kunst zu argumentiren, die Geduld beim Forschen und Prüfen,
die Duldsamkeit gegen fremde Meinungen, ihr Wissen um die ökonomischen,
politischer» und moralischen Beziehungen der gesellschaftlichen Kräfte; jenem
dagegen ihre Teclmnation-Mcht, ihre „Manlbmucherei" (mit welchem
Fichte'schen Ausdruck sehr gut Morleys „oraoulai' arioßaucs" wiederzu-
geben ist), ihre Selbstgefälligkeit, ihre Vorliebe für oberflächliche Einzelheiten
und die trivialen Nebensächlichkeiten der ^ocalfnrbe, kurz, all' den Zubehör
des Pseudo-Pittoresken. Der litterarische Pomp Macaulays kann seinen
Ideenmangel nicht verdecken. Es fehlt ihm die Fruchtbarkeit des Geistes,
der eigene Glaube, der pfychologifche Spürsinn, der in die innersten Tiefen
von Motiv und Ursache eindringt, und trotz der Sicherheit des Mannes,
der die Menge hinter sich weiß, ist seine Urtheilsbildnng doch ganz von
den allgemein recipirten Meinungen und Marimen abhängig, die er für
„ewige Wahrheiten" nimmt. Ohne jene still und geräuschlos in das über-
zarte Gespinnst der menschlichen Willenshandlung sich einbohrende Medita-
tionsgabe, diese Wunderblütbe des sinnenden Gemüthcs, erreicht man aber
nach Morley nimmermehr die ragende Höhe führender Geister und vermag
es nie, die Menschen zu lehren, „an dem äußeren Nande der Menge zu
nmrschiren". So gehört der Vielgepriesene schließlich doch nur zur Mittel-
klasse, doch nur zu den geistigen Nahrungsmittelfälschern, die mit erklügelten
Worten, schiefen Bildern und einer erstaunlichen Stiluirtuosität eine blendende

Rhetorik sich zurechtzimmern, die, wie ein lauer Wind über das unermeß-
lich weit und breit ausgedehnte Geschichtsfeld streichend, höchstens das Lose
und Lockere zusammenfegt, den Urbestand der Dinge aber unberührt läßt.
Und nun vielleicht das Stärkste, was gegen einen Erzieher des Volkes ge-
sagt werden kann: hätte, urtheilt Morley, Macaulay zur Zeit der
95. Olympiade gelebt, so würde er nnt Anytus und Meletus den Gift-
becher für Socrates decretirt haben.

III.

Wie Morley die Politik betrieben wissen will, zeigte er als Redacteur
der „Pal! Mall Gazette". Aus den, bunten Allerlei der flüchtigen Stunde
Eaviar für's Volk herzurichten, überließ er Anderen. Auch versagte er
seinen Helfern niemals, innerhalb der Grenzen der Iiemlichkeit die Unter-
naltungslust der Leser zu berücksichtigen und auf der Rückseite des Blattes
durch allerhand stoffliche und litterarische Reizmittel ihr zu fröhnen, wohl
wissend, daß der von Lasten jeglicher Art überbürdeten Menschheit eine
Kurzweil zu gönnen ist. Freilich mochte er wohl an Ton, Haltung und
Stil auch dieses Theiles besonders hohe und vom Durchschnittsjournalisten
schwer zu erfüllende Anforderungen stellen und wünschen, daß durch die
französische Grazie und Anmuth 5 1a Sainte-Neuue auch das Geringfügigste
geadelt und die im englischen Volke noch immer schlummernde puritanische
Plumpheit und Schwerfälligkeit dadurch gemindert würde. Die Gering-
schätzung, mit der Morley von den Journalisten spricht, ist für den Demo-
kraten überaus bezeichnend. So rechnet er es Enrlyle zum Verdienste an, daß
er zur Hebung des Geistes des englischen Lesers von gewöhnlicher Bildung
sowie des Durchschnittsjournalisten beigetragen habe, der aber, fügt er bos-
haft hinzu, weit unter dem politischen Laien stehe. Politik, sagt er, soll nur
von den geschultesten und gewissenhaftesten Personen getrieben werden, vor
Allem den gewissenhaftesten. Eondorcet hatte, mit Rücksicht auf die Thätig-
keit im öffentlichen Interesse, gesagt: Im Allgemeinen sind skrupulöse Personen
für große Dinge nicht brauchbar. Morley antwortete darauf mit Tnrgot,
dem großen Staatsmann: Keine Tugend, in welchem Sinne immer das
Wort gebraucht wird, kann der Gerechtigkeit entrctthm, und ich denke von
den Leuten, die Eure großen Dinge-verrichten, nicht besser als von dem
Dichter, der sich vermißt, ohne Ordnung und Regelmäßigkeit große Wunder
der Einbildung verrichten zu können. Für Turgot so gut wie für Morley
führt jedoch der Weg zu einem sittlich guten Willen ganz sokratisch durch
einen geklärten und geschliffenen Verstand, und der pöbelhafte Jargon der
fchalen Köpfe, die das Begriffliche der Wörter gering achten nnd durch die
Tchlagfertigkeit, der Routine schwierige und verwickelte Fragen einfach ver-
gewaltigen, erregt in Morley eine Stimmung, welche Michelet mit „tvruoit,?'
und Matthew Arnold mit ,,8aev» incÜZnatiu" umschreibt. Insgemein aber

bewahrte er auch im täglichen Kampfe seine Nnhe und Würde und hielt
sich frei von dem Fehler, den er mit Recht an Earlule rügt: durch Impuls
und Leidenschaftlichkeit das Denken unsachlich zu machen. Er verlangte,
daß auch im Nedactionszimmer gegenüber der Unsumme der in ihm zusammen-
laufenden socialen Phänomene die wissenschaftliche Methode der Analyse,
der Vergleichung und der kritischen Neurtheilung geübt würde. Er fürchtete,
das; der Affect den Verstand aus dem rechten (Meise bringe, und schärft
seinen Leuten darum Nesvect vor der Heiligkeit und Wirklichkeit der Dinge
ein. Im „Burke" und den« ihm noch unbequemer liegenden „Walpole"
hatte er vorbildlich gezeigt, wie Erziehung zu sachlichem Denken Sympathie
mit Fernliegende!« und Andersgearteten erst erzwingen, alsdann zur zweiten
Natur machen kann. Ebenso kann sein „Nobespierre" nur den erschrecken,
der seinen „Joseph de Mcnstre" nicht gelesen hat. Die Frage der Homerule
in Irland, für welche Morlen begeistert eintrat und deretwegen er die
Leitung der „Pall Mall Gazette" im Grunde übernommen hatte, verlockte
gewist zu Uebertreibungen im Ausdruck und Gehässigkeiten gegen den Gegner;
wenn aber der Stellvertreter, etwa um die todte Jahreszeit, sich allzu hitzig
geberdete, pflegten kleine Zettelchen des Ehefs aus der Sommerfrische bald
Kühlung und Mäßigung zu bringen. „Das Haar," heißt es einmal, „ist
mir über Nacht grau geworden." Oder: „Ihr Artikel raubt mir den Athem,
und ich kehre noch heute zurück, um das Eommando selbst zu übernehmen."
Die Gesinnung, aus der heraus Morien öffentliche Meinung machte, das
seltene Maß von Genie, Wissen, Dact uud Gewissen, welches er an seine
vubliciftische Thätigkeit wandte, verbreitete um ihn herum eine Luft, in welcher
die fanle Schlüpfrigkeit und das bequeme Sichgehcnlassen der Alltags-
scribenten nicht gedieh.

Nicht Jedem freilich wäre die Strenge des Erziehers nach dem Ge-
schmacke gewesen, und ganz allgemein wurde deni Buche über die Be-
dingungen des Eompromisses (1874: 0» ^'ompi-omiL«), das sich in erster
Linie an Politiker und Publicisten wendet, Doctrinarismus und dem Verfasser
die Engherzigkeit des Principienreitcrs vorgeworfen. Welchen Gewinn es
aber eintragen kann, sich die gewiß wahre Krämerweisheit immer wieder her-
zusagen: das politische Geschäft setze Nachsicht gegen Wahrnehmung berechtigter
Interessen und Schonung liebgewonnener Gewohnheiten uud Vorurtheile
voraus, darüber konnte sich der Denker inmitten eines vom Handelsgeist
erfüllten Volkes nicht täuschen. Denn Jedermann weiß, daß Vorsicht,
Mäßigung, Zurückhaltung, Besinnung uud Besonnenheit den Weisen machen,
aber nicht Jeder weiß, wo die Grenze ist, wo all' diese in ihrer Allgemein-
heit leicht nachzusprechenden Tugenden aufhören, Stützpunkte und Winke für
die Praris zu fein, und anfangen, der unehrlichen Maklerei, der bewußten
Hehlerei oder, besten Falles, dem Selbstbetrug die brücken zu liefern. Bei
einem vorwiegend auf praktische Interessen gerichteten Volke fühlt sich der
Erzieher gedrängt, die gefährliche Gewohnheit zn brandmarken: philosophische

und allgemeine Wahrheiten an politischen Maßstäben zn messen. Sonst
stellt sich sehr leicht ein Zustand ein, bei dem der Eompromiß aus Noth-
wendigkeit dem Eompromiß aus Bequemlichkeit und Gleichgiltigkeit Platz
macht und mit dem logischen zugleich das moralische Gewissen geschändet wird.
Der gemeine Egoismus, der aus solchen Denkgewohnheiten flieht, mag nach
Morley beim Durchschnittsdeutschen oder dem einzelnen Franzosen ähnlich
groß befunden werden, aber unter den Nationen gehört er zur geistigen Aus-
stattung vorzugsweise der englischen. „Es kommt," sagt er, „in diesen
Dingen auf die Lehre und das Vorbild der Großen an. Den Maßstab
für das Erhabene im Leben einer Nation muß man aus der Beschaffenheit
ihrer Führer oder Derer, die sie führen sollten, ableiten. An ihren Aeuße-
rungen messe man die Gesundheit eines Volkes." Wenn David Hume
lehrt, dem Aberglauben und den Vorurtheilen des „Pöbels" nicht den Ge-
fallen der Berücksichtigung zu erweisen, und demgemäß einem von religiösen
Zweifeln benagten jungen Manne räth, sich im Hinblick auf die Ueber-
füllung der meisten höheren Berufsarten in den geräumigen Schooß der engli-
schen Staatskirche zu flüchten, so führt das einfach zu moralischer Schlumperei,
in deren Verurteilung Morley mit Earlyle nnd John St. Mill einig ist.
Von den Großen herab hat sich, nach Morley, in protestantischen Ländern
der Geist der Wahrhaftigkeit und Mannbarkeit auf das Volk niedergesenkt,
und daß es nothwendig wird, das Bekannte zu wiederholen, zeigt, daß der
alte protestantische Geist der englischen Nation von der tödtlichen Mattigkeit
der katholischen Gesellschaft befallen ist. Kategorische Sätze kommen außer
Mode, und an die Stelle der Ueberzeugungstreue tritt das Haschen nach allge-
meiner Zustimmung. Wissentliches Schönthun mit dem Irrthum ist der Köder,
durch den neuerdings eine an sich zweckdienliche „Oekonomie der Wahrheit"
zu einer gemeingefährlichen Waffe umgebogen wird. Nim ist freilich England
von der Gefahr noch immer frei, welche anderswo die Angriffe kranker oder
arroganter Geister auf eine tausendjährige philosophische Tradition für die
Gesundheit des Volkes heraufbeschwören, obwohl belustigender Weise Nietzsche
den einflußreichen Earlyle mit „krauser Wirrkopf" tractirt. Dagegen wett-
eifern nach Morley besonders zwei Umstände darin, den Impuls und den
Fortschrittsdrang der englischen Nation zu hemmen oder gar zu verkümmern:
1. der Einfluß der französischen Entwickelung seit 49; 2. derjenige der
historischen Schule. Daß der großartige Emancipationskampf und Freiheits-
taumel des 18. Jahrhunderts mit dem Mgime Napoleons III., des ‚Fupfer-
künigs", wie ihn Earlyle nennt, endigte, fpricht in den Augen des Eng-
länders so sehr gegen den Werth der revolutionären Lehren, daß seine conserva-
tiven Instincte sich stärkten und er hinter jeder Neuerung eine Umsturzkraft,
wittert. In den Augen des radicalen Staatsmannes ist "diese Stimmung
zwar begreiflich. Sie muß aber vor der Belehrung weichen, daß 1. nicht
der Ideenuorrath der Revolution, nicht die sogenannte Minimrbeit der
EnciMopädisten, sondern die Morschheit des alten Systems der Vorrechte, sowie

der Eigennutz der Bevorrechteten den Zusammenbruch des Gesellschaftsbaues verschuldeten; daß 2. nicht die Idee der Revolution, sondern die Methode der Revolutionäre — angesichts eines Volkes, das in den Gewohnheiten der Sklaverei aufgewachsen war, verkehrt waren und verderblich wurden (ähnlich Docqueville); daß 3. das alte System an der Versäumniß zu Grunde ging, keine Institutionen geschaffen zu haben, welche aus belasteten Steuerthieren Bürger machen; und als dann der tiefste Gedanke der Revolution, nach Morien die politische Umbildung des „Reformationsgedankens", wonach die Gerechtigkeit an Stelle des Vorrechts tritt, die leitende und gestaltende Idee wird, da war, eben wegen des Mangels an Mitteln, sie praktikabel zu machen, das Feld für die Litteraten frei, die bekanntlich mit dem Gut der Belehrung auch das Gift der Zerstörung verabreichen. Aber daß sie in irgend einem wesentlichen Punkte die Revolution gemacht haben, kann doch nur einem genialen Vüchermacher, wie Taine es in Morlens Augen ist, einfallen/ Auch gegen Carlnles Behauptung: die französische Revolution habe nur Negationen geschaffen, wendet sich Morien mit der Aufstellung: die Revolution fei die fast directe Folge der Reformation und ebenso wenig rein zerstörend gewesen wie diese. Nicht ein Gedanke im cuntrnt 8ocia1, der nicht aus Hobbes, Locke und Althusen stamme, nicht ein Gefühl in den Bekenntnissen des savoyardischen Vicars, das nicht in Genf geboren sei. Wenn in dem einen Falle der Protest des Individuums gegen die Autorität der Kirche positiven Werth gehabt, so komme demjenigen gegen einen ungerechten Staatsdogmatismus derselbe Werth zu, und es sei keine Anklage gegen den Gedanken der Emancivation, wenn durch die dem Unverstand der Marie Antoinette verdankte Entfernung des vorsichtigen Turgot die glühende Beredsamkeit des querköpfigen und unlogischen Geschichtstlitterers Rousseau die Herrschaft über die trunkene Masse gewann, oder die rein formalen Bestimmungen in der Erklärung der Menschenrechte sich in dem engen Gehirn Robespierres zu Nestimmungen einer praktischen Politik umsetzten. Wozu also dem Volk durch eine falsche Geschichtsdeutung die mühselige Neuanpassuug an veränderte Verhältnisse erschweren?

Alsdann der Einfluß der historischen Denkweise. Das auffallendste Ergebniß der jüngsten Wissenschaft, sagt Bagehot treffend, ist das Bestreben, jedes Ding zu einer Antiquität zu stempeln. Es gilt als abgeschmackt, den menschlichen Charakter nach seinem absoluten Werthe zu schätzen, was, hätte er hinzufügen können, trotz aller Wandelbarkeit des moralischen Ideals unerläßlich bleibt, da das formale Vermögen der Idealbildung, das bewerthende Verhältniß zu Natur und Geschichte, dem Menschen nun einmal anhaftet. Die Geschichte wird so zum interessanten Schauplatz, der mit allerhand rudimentären Formen, mit überlebenden Gebilden (zuivivalz), ererbten Dispositionen bestreut ist. Meinungen werden eher als zu erklärende Phänomene, dem als Dinge behandelt, auf welche die Unterscheidung zwischen Wahr und Falsch Bezug hat. Im vergangenen Iabrhundert galt

ausschließlich diese letztere erkenntnißtheoretische Unterscheidung. Jetzt fragt man immer nur: wie kam man zu diesem oder jenem Glauben. Nagchot meint: jetzt gilt die psychologisch-historische Betrachtungsweise.

Es ist nun ein großes Verdienst Morleys, sich klar gemacht zu haben, wie weit diese Betrachtungsweise reicht. Er selbst übt sie gelegentlich, wo sie am Platze ist. Er läßt sich's nicht einfallen, über die Schöpfung Loyolas etwa im Sinne Carlyles herzufallen, der, darin sehr ungeschichtlich, seine Augen nie auf gefühlsfremde und andersdenkende Zeiten hat einstellen können. Aber wenn die Sociologie, was Taine noch 1890 in einer Vorrede zu einen: Bande fociologischer Arbeiten einzuschärfen für gut befand, noch immer nicht Biologie und Hygiene geworden ist, sondern tief im Zustande der Beschreibung steckt, so kann dämm der auf's Handeln gestellte Menfch sein Urtheil nicht suspendiren, bis die Wissenschaft zur Vollendung gediehen ist. Er wird schwankend, willenlos und uon der Tendenz befallen, in jedem Mißbrauch den nachweislich berechtigten Ursprung zu sehen, sowie individuelle Zähigkeit, Kraft und Initiative im Lichte uon Ueberflüssigkeiten zu betrachten, deren eine nach der Evolutionstheorie sich entwickelnde Welt sehr wohl entrathen kann. Neben den Zeitungen, „diesem ungeheuren Werkzeug, die Discusston auf einem niedrigen Nivean zn halten; den politischen Maßstab zum endgiltigen zu machen und lärmende, marktschreierische Urtheile über Alles und Jedes den ganzen lieben Tag schainlos feilzubieten; oberflächliche Meinungen zu stereotypisiren; dem Verbiet der Öffentlichkeit das Mark der Individualität zu entziehen und die vulgäre Denk- und Sprechweife immer verbreiteter zu machen," hat der Mißverstand der historischen Betrachtungsweise das seinige zur Verkuppelung des menschlichen Eharakters beigetragen. Mit aller Kraft wehrt sich Morien gegen die aus Hegel und Darwin gefolgerte und von modernen Psychologen gepredigte Lehre von der Ohnmacht des individuellen Willens gegenüber dem Naturgang, das heißt: wir sind Automata, das Wort Culturfortschritt ist frei von jedem teleologischen Beigeschmack; Bewußtheit, Gewolltheit sind Schatten in der Wirklichkeit, sind folgen- uud wirkungslos. Man denke z. B. an den Ausdruck, welchen der Eulturhistoriker Hellwald dieser Anschauung gegeben hat: der Culturverlauf ist gleich einem Naturverlauf, und in der nothivendigen Aufeinanderfolge seiner Phasen hängt Nichts vom Belieben und der Dhütigkeit des Einzelnen ab. An den Vorgängen des Bewußtseins hat das Bewußtsein keinen bestimmenden Antheil. Kein Enltnrzustand ist je beabsichtigt, noch kann er durch bewußte Absicht je erreicht werden; so wenig wie der Organismus des Kindes sich durch bewußte Absicht zum Manne entwickelt. Wir wissen Nichts von dem Ziele, welchem unsere Nachkommen zustreben werden. Nur das eine Stieben kennen wir: zn leben. Wie? hängt nicht von uns ab.

Es giebt conservative Denker in England, welche wie Valfour, der einem allgemeinen Idealismus huldigt, trotzdem den Werth der menschlichen

Spontaneität sehr gering anschlagen. Vor Morleys Thatendrang verflüchtigt sich der Fatalismus dieser Anschauung zu einem Nichts. Vernunft, Bewußtheit und Objectwelt stellt er in die Beziehung der Wechselwirkung. Er, der Demokrat, anerkennt mit dem veraltetsten Idealisten (Renouuier) die „Kategorie des Bewußtseins". Die Vergangenheit läßt sich nicht wohl ändern, indeß die Zukunft. Die „Evolution" ist keine Kraft, die den Fortschritt besorgt, sondern der bewußt thätige Mensch schafft ihn in der Zeit. Ter Glaube an die Motivkraft des Willens, der tief in dem praktischen Menschen wurzelt, trotz aller Vornehmthuerei Derer, die mit den großen Worten der Wissenschaft kokettiren, wie es Schopenhauer mit seinem „schmerzlosen" Pessimismus that, bewahrt davor, die moralische mit der physischen Ordnung zu identificiren. Allein dieser Glaube genügt nicht; er eröffnet nur die Aussicht in eine Werthordnung, die dem Menschen für alle höheren Lebensformen genau so nöthig ist, wie die Lunge zum Athmen.
In diesem Glauben an einen moralischen Fortschritt wurzelt Morleys Verbesserungsdrang, der sich mit seraphischer Umtändelung des abstracteu Gerechtigkeitsideals nicht abfindet, und der ihn in Earlyles wohlgemeintem, aber barockem Heroencultus eine Verführung zu kraftgenialischer Bestialität, oder Etwas wie eine Vorfrucht jenes Unfugs der Uebermenschelei mittern läßt, der sich bis in die Vorreden der kleinen rothen Reclambändchen fortsetzt. Er befürchtet von den vielen Sätzen im Earlyle, die dem construirenden von Schulze-Gaeuernitz entgangen zu sein scheinen, — jenen Sätzen, welche durch die lockere Fügung ihrer Gedanken das Ineinssetzen von Tugend und Erfolg, Gerechtigkeit und Sieg, Verdienst und Triumph nahe legen, — die uerhängnißvollste Irreleitung. Für ihn sichert Eingehen auf die materielle Ordnung und Anpassung an ihre Bedingungen materiellen Sieg, wie andererseits Unterwürfigkeit unter die Bedingungen der moralischen Ordnung moralischen Sieg; aber dann, fügt er hinzu, ist moralischer Sieg ebenso oft physisches Martyrium, als er es nicht ist. Im Naturzustande ist es nur natürlich, so viel sich zu nehmen und zu behalten, als die Geschicklichkeit und die physische Kraft zu nehmen und zu behalten ausreicht. Die Gesellschaft aber und ihre Wohlthaten sind so viele der Natnr abgenöthigte Errungenschaften. Je natürlicher eine Methode der Erwerbung, desto unwahrscheinlicher ist sie social. Das Wesen der Moralität besteht darin, die Natur zum Gehorsam gegen sociale Bedürfnisse zu zwingen. Wie Kant sagt: die pathologisch durch die bloße Nothwendigkeit der Lage entrungene Eintracht wird zur moralischen Eintracht erheben. Die Schwarmgeister und Parteiwütheriche finden diese Auffassung des Fortschrittes langweilig. Earlyle sogar, der ja auch in Emerson nicht mit Morley den „einzigen Reformer, der beruhigt," sieht, vielmehr den mondscheinsüchtigen Philanthropen, benürgelt nicht selten und bespöttelt diese „Fortschrittsphilosophie". Daß Morley sie bekennt, ist für uns ein schönes Zeugniß seines Idealismus.
.-

IV.

Anfang 86 bildete Gladstone sein erstes Homerule-Eabinet, und
Morley wurde, kaum daß er drei Jahre dem Parlament als Abgeordneter
angehört hatte, Obersecretär für Irland. Zu diefer Ernennung fchrieb die
„Times": „Es wäre unmöglich, die politische Bedeutung der Wahl Morleys
zu Überschuhen. Die irische Politik des Cabinets wäre also Homernle-
Politik im weitesten Sinne, und Morley ist vom Führer des liberalen
Cabinets gewählt worden, sie durchzuführen. John Morley ist ein glänzender
Schriftsteller, ein bemundernswerther Stilmeister, und seitdem er an dem
täglichen politischen Kampf thätigen Antheil nimmt, hat er mit bemerkens-
werther Schnelligkeit einen maßgebenden Einfluß in der radicalen Partei
gewonnen. Seine Politik ist wohl bekannt, und er ist nicht der Mann,
im Amte die Principien zu verleugnen, die er als Mitglied der Opposition
bekannt hat." Morleys erste Amtszeit war jedoch von kurzer Tauer, die
Stützen der liberalen Partei, Chamberlain, Hartington, Goschen, ließen
ihren greisen Führer im Stich, Gladstone wurde zun: Rücktritt gezwungen
und von Salisbnry abgelöst, welcher die Beruhigung des gährenden grünen
Eilands dem zähen, zielbewußten, unerschrockenen Valfour überließ. Nach
sechsjähriger Oppositionszeit, die aber hinreichte, das englische Volt mit den»
Gedanken der Selbstregierung für Irland vertraut zu machen, brachten die
Gllldstonianer eine zwar fchwache, aus ungleichen Elementen zusammenge-
würfelte, aber doch „arbeitsfähige" (nolkadls) Mehrheit zu Stande, und
Morley wurde Ende 92 zuni zweiten Male Minister für Irland/

Man kann nun unumwunden zugeben, daß Morley an der Verwaltung
Irlands eine leichtere Aufgabe zu bewältigen haben mochte, als feiner Zeit
Balfour, der als ausgesprochener Gegner jeder weitgehenden irischen Auto-
nomie den Trotz und die Widerspenstigkeit seiner Unterthanen zu brechen
und sie zur Achtung vor dem Gesetz zu zwingen hatte. Morley dagegen
zog als Freund der Iren in's Dubliner Schlosi, verdankte seinen ganzen
politischen Ruf dem Eintreten für ihre Forderungen und durfte das Maß von
Dankbarkeit beanspruchen, welches dein leidenschaftlich für eine verzweifelte'
Sache eintretenden Aduocaten vom Elienten gern eingeräumt zu werden pflegt.
Und er hat feine Versprechungen gehalten, obwohl ihm Wenige das Vergnügen
der Duzbrüderschaft mit Terton, O'Eonner, O'Brien und Healy neiden dürften
und die unordentliche Genialität der keltischen Rasse ihm zweifelsohne manche
schlaflose Nacht bereitet haben 'mochte. Nicht zum Geringsten der Wucht
seiner Beredsamkeit und der Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch ihn
hatte Gladstone die knappe Mehrheit im Unterhause zu danken, die ihn 92
regierungsfähig machte.

Es ist sehr spät am Tage, um selbst einen» fremden Publicum die
Gründe für und wider Homerule zum ich weiß nicht wievielten Male vor-
zuführen, und es ist fast fchon an der Ordnung, die irische Frage in der

Forin boshafter oder, besten Falles, blendender Aperyus zu behandeln.
Unleugbar krankt das schöne Irland noch immer daran, daß es Jahrhunderte
hindurch „dienendes Instrument der englischen Prosperität" war, welch'
schmachuolles Verhältnis; Pitt der Aeltere als einer der Ersten abzuändern
trachtete. Allmählich schlug auch für Irland die Stunde der Emancipation,
und es rang sich langsam, aber sicher zum ebenbürtigen Genossen der
anderen Unionsglieder empor. Der irische Kleinbauer und Fischer, die an
der Westküste ein nur vom keltischen Humor verklärtes Hungerleben führen,
genießt heute so gut wie der schottische Erofter oder englische Farmer das
Wahlrecht und ist der Behandlung durch Earlvles Halsbandmethoden längst
entwachsen. Es erwies sich hier wie überall leichter, ökonomisch und moralisch
unselbstständige Volkselemente politisch zu Staatsbürgern Erster Klasse zu
machen, als sie ökonomisch und moralisch zu heben, was übrigens den Eng-
ländern bei dem Neligions- nnd Rassengegensatz der beiden Nationen
schwerlich gelungen wäre, selbst wenn sie es planmäßig versucht hätten.
Vleiben wir zunächst bei der politischen Seite der irischen Frage
Wer möchte leugnen, daß die volle Gleichberechtigung Irlands mit Groß-
britannien auch die Begabung mit Localregierung erheischt, wie sie England
und Schottland längst genießen? Wie aber muß sie aussehen, um Irland
in den Banden der Union festzuhalten, ohne Gewalt anzuwenden? Hier
liegt die Schwierigkeit, und hier scheiden sich die Politiker. Die Einen
sehen im Iren den Katholiken, den Kelten, die minderwerthige Ereatur,
die, eben noch Sklave gewesen und der Fußtritte ihres Herrn noch ein-
gedenk, von unbändigen» Haß gegen diesen wie vom Freiheitstaumel befallen,
des Begehrens kein Ende findet. Obgleich ganz anderen Verhältnissen
entsprungen, steht der 1798 im geheimen Einverständnis mit Frankreich
unternommene Aufstand noch lebhaft in Jedermanns Erinnerung, und in
den Reden der Unionisten, die während des letzten Jahres bis zur Annahme
der Homerule-Bill im Unterhause wie brausende Gewitter über das Land
zogen, dienten demgemäß die Schlacht am Essig-Hügel (Grafschaft Werford),
die Landung des französischen Hilfscorps unter Humbert in der Grafschaft
Mm)o, ihre Ergebung bei Earrick-on-Shannon und andere Epifoden dieser
Rebellion zur Anfachung des Patriotismus. Oder man weist auf den um
die Mitte des Jahrhunderts von den amerikanischen Iren versuchten Putsch
hin, Eanada an die Vereinigten Staaten zu verlachen. Aber diese
Millionen gut versorgter Iren in Amerika, diese rührigen, ruhmredigen,
beweglichen, schauspielernden, mit allerhand Advocatentugenden ausgerüsteten
O'Rossas und O'Donnovans haben es auch wohl verstanden, sich der Auf-
merksamkeit ihrer „dickschädligen" angelsächsischen Reichsbrüder zu empfehlen.
Diese Menschen sind nicht geschaffen, das Joch einer nicht gewollten Gemein-
schaft zu ertragen, und über das Maß berechtigter Beschwerden hinaus, um
deren willen so manche Agrarverbrechen, ja Feniermorde nachträglich zu
verzeihen sind, schleudern sie den Feuerbrand ihrer Zunge, den Zunder der

Empörung fort und fort in's Gemüth der Heimgebliebenen. Auch kann der englifche Staatsmann fchwer den Argwohn loswerden, daß der katholische Clerus sich der so genährten separatistischen Neigungen liebevoll annimmt. Tie von Tisraeli vor mehr als 50 Jahren empfohlene Politik: durch die Gesetzgebung in Irland alle diejenigen Veränderungen vorzunehmen, welche eine Revolution mit Gewalt herbeiführen würde, ist von den englischen Regierungen seither befolgt worden; die stattliche Reihe von Landacten in den Statuten zeigt, wie sehr ihr bis auf den heutigen Tag die Regelung der fast fchon berüchtigten irischen Landfrage am Herzen gelegen ist und noch liegt; die eben vom Unterhause aiigenommene Morley'sche Pächter-Bill beweist, daß es unmöglich ist, stärker Socialreform zu betreiben, als es augenblicklich in Irland geschieht: in Folge all' dessen auf eiueu reichstreuen Patriotismus der Iren zu rechnen, wird dein Gros der Engländer angesichts der Haltung der irischen Fraktionen überaus schwer. Sobald ihnen Etwas in der Taktik der liberalen Regierung nicht paßt, wie deren vorläufige Bescheidung bei der Ablehnung der Homerulebill durch die Lords, ergehen sich die Herren, noch ohne abzuwarten, bis sie irischen Boden unter den Füßen haben, in Aeußerungen, die keinen Segen von der Zeit erwarten lassen, wo sie die Verwaltung ihres Landes in Händen haben werden. Bedenken dieser Art machen die Position der Unionisten so plausibel und so stark, und die Nähe Irlands, das England gleichsam vor der Thür liegt und, wie Morley sich 6? in einer Studie über „Burke" misdrückle, „dem Problei» eine Färbung giebt, die jeden leidenschaftslosen Beobachter hätte belehren sollen, daß die amerikanische Lösung desselben hier nicht am Platze ist," stützt jene Bedenken noch mehr.

Ob Morley inzwischen weniger leidenschaftslos geworden ist? Gewiß nicht. Er hat vielmehr durch Vertiefung in das Problem einige Seiten desselben erfaßt, die er bis dahin übersehen hatte, und die ihn zur Homerule bekehrt haben. Als Temokrat bekennt er sich principiell zur Tecentralisation, und er sieht keine Gefahr darin, daß Iren irische Angelegenheiten verwalten. Im Gegentheil: er sieht die Gefahr darin, daß bei der sich überall im Reiche vorbereitenden Scheidung zwischen Reichs- und Ortsangelegenheiten die Verwaltung den plumpen Händen einer Eentralregierung gerade dort überlassen bleibe, wo religiöse und nationale Empfindlichkeiten die Aufgabe erschweren. Die Freiheit, die er den Iren gewähren will, ist möglicherweise eine Freiheit, sich zn ruiniren. Aber sie ist, nach Morley, in jedem Falle einer unwillig ertragenen Bevormundung vorzuziehen, schon darum, weil sie mehr als diese die Versöhnung der beiden Nationen herbeizuführen vermag. Salisbury liegt Nichts an der guten Gesinnung der Beherrschten, sondern nur an ihrem Gehorsam. Morley setzt alle Iukuuftshoffnung auf die gute Gesinnung der Bundesgenossen und auf ihr Verwaltungsgeschick und erwartet von ihnen sowohl Schonung der über eine Million starken protestantischen Minderheit in Ulster als eine geregelte Finanzführnng, die

sie befähigt, ihre Quote an den Neichslasten pünktlich einzuzahlen. Er behauptet, daß nach dein Scheitern der Zwangspolitik sich dein Staatsmann die Vertranenspolitik gegen Irland als einzig mögliche Alternative aufzwingt, und daß es möglich fei, die Befugnisse des geplanten Parlamentes in Dublin so einzurichten, daß Nachtheile für die Leinwand- und Musselin-fabrikanten in Belfast und Londonderry wie für das Reich überhaupt aus-geschlossen sind. Daß die jüngste Homernle-Vill auch technisch die zun, Schuh der Reichseinheit nothwendigen Eautelen enthalte, darüber würde vielleicht sogar Morley, ohne Zweifel aber der Premier Rosebern streiten lassen.
Und nun zur ökonomischen Seite der Frage. Auch hier vertritt Morley eine radicale Versöhnungspolitik. Seitdem I. St. Mill die irische Landfrage in Fluß brachte, ist Vieles geschehen, den irischen Bauer auf der von ihm beackerten Scholle erbanfafsig zu machen. In Hunderttausenden von Fällen ist das bereits geschehen. Durch Vorschüsse von Ankaufsgeldern aus dem Kirchenentstaatlichungsfonds, durch Feststellung billiger Pachten (taic ronts) durch Gerichtshöfe, durch eine Gesetzgebung, welche die Zer-stückelung der großen Latifundien bezweckte, wurde der irische Pächter vor dem Bankrott und der Auswanderung geschützt. Auch wurde» die englischen Großgrundbesitzer durch die Agrarverbrechen so mürbe gemacht, daß ihnen, wo sie vorhanden war, die Lust zu unbilliger Behandlung ihrer Pächter verging. Der ,fremde Eroberer', der in Paris oder London den Erlös der Arbeit des irischen Bauern verpraßte, besteht fast nur «och in der Einbildung von Agitatoren. Ratürlich hat auch er das Sinken der landwirthfchaftlichen Werthe zu tragen und muß fchließlich auf einem Mindestmaß von Leistung feitens des irischen Pachters bestehen. Thatsächlich würde eine große Anzahl der ermittirten Pächter, denen Morley soeben mit einer Bill beizu-springen sucht, diese Leistung auf den Nullpunkt anfetzen, falls sie ihren freien Willen hätten. Wenn Hunderttaufende trotz der Rothlage der Land-wirthfchaft, die in eben so hohem Maße in England und Schottland besteht, in Esser z. B. so sehr, daß nach authentischen Berichten selbst ein 59pro-centiger Schutzzoll auf Getreide den Ackerbau kaum lohnend machen würde — wenn jene Hunderttausende ihren Verpflichtungen nachkommen konnten, so fragt es sich, ob ein Haufen von drei bis viertaufend ermittirten Pächtern, die ihren Zins nicht zu zahlen vermochten, das Recht des Ueberlebens haben. Unter ihnen sind viele, die ganz sicher den ,Feldzug' zur Erwirkung billiger Pachten (?1»n ol (^invaißn) sich zu Nutze machten und strikten. Diesen Schuldner seinem ehemaligen Gutsherrn wider Willen aufdrängen, wozu die Morley'fche Bill eine Handhabe bietet, indem sie ihm, dem Ereditlosen, Staatscredit gewährt und dem Lord die Wahl zwischen ihm und seinen! ökonomisch kräftigeren oder willigeren Nachfolger fo gut wie unmöglich macht, heißt, wie Chamberlain nicht mit Unrecht fagt, die Erlegung des Pachtschillings in Irland zu einer freiwilligen Leistung machen. Morley jedoch scheint gesonnen, auch diesen Schreiern den Mund zn stopfen

und die Versöhnung der Iren durch ein bischen Härte gegen die Nachkommen der rücksichtslosen sächsischen Eroberer zu erkaufen. Die Bill stellt das Aeußerste des Entgegenkommens dar, und es wird sich bald zeigen, ob die Ausgaben für die Polizei, welche für den einzigen Gutsbezirk des Lord Clanricarde im vergangenen Jahre 2098 Pfund Sterling betrugen, sich verringern werden.
Man sieht, die irische Politik Morleys ist eine Blut- und Eisencur.
Er entschuldigt sie damit, daß es endlich an der Zeit sei, die Gesetzgebung für andere nothwendige Reformen frei zu machen. Außerdem glaubt er, wie gesagt, fest daran, daß die Verhältnisse und die geschichtliche Entwickelung sie dem Swatsmanne aufzwingen. Ten persönlichen Factor, die Natur und die Vergangenheit der irischen Politiker vernachlässigt er, wie Gladstone, ganz und gar.
Morley ist im Uebrigen noch durch die Verkündigung des sogenannten Newcastler Programms <91), das der Politik der gegenwärtigen liberalen Regierung zu Grunde liegt, hervorgetreten. Das Princip derselben geht dahin, das Gebäude der demokratischen Staatsverfassung zu Ende zu führen. Ueberall im Lande wird die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände gewählter Körperschaften gelegt, der Districts- und Kirchsprengelräthe, welche die Erziehung zu Bürgern besorgen. Das Volk, sagt Morley, muß dazu erzogen werden, sein Gutes selbst zu wollen, und er wiederholt mit Burke, daß es gilt, den Neigungen und Wünschen des Volkes zu folgen, nicht sie zu vergewaltigen, daß die Negierenden ihnen die Richtung, die Form, das technische Gewand zu geben haben. Demnach sind auch die Wahlvorrechte, die mehrfache Ausübung des Wahlrechts, die der an mehreren Orten Begüterte besitzt (plural vows), abzuschaffen: so nur wird das Haus der Gemeinen zum wahren Spiegel der Stimmungen des Volkes. Diese Anschauungen wenden sich naturgemäß auch gegen die „erblichen Gesetzgeber", die Peers. Morley ist mit John Stuart Mill der Meinung, daß nur so das Gleichgewicht zwischen den drei maßgebenden Factoren des Staates, dem Besitz, der Intelligenz und der mit dem Organisationsrecht (Mill: PUW6I- ol Organization) ausgestatteten Arbeit zu erhalten, nur so eine lebensfähige Demokratie herbeizuführen fei. „Alte Dynastien, alte Klasseneintheilungen, die alten Formen der Privilegienwirthschaft sind alle gerichtet; geduldet sind sie nur als vorübergehende Ruhepunkte auf dem Wege nach vorwärts." Sicherer als auf den Scheinstützen künstlich erhaltener Privilegien ruht die Gesellschaft auf den „rationellen Grundlagen der Dinge". Die Gerechtigkeit als ihren innersten Kern hat die französische Revolution vergebens zum Fundament aller socialen Einrichtungen zu machen gesucht. Heute ist aber, nach Morley, in England die Politik fast schon eine Unterabtheilung der Moral geworden, beginnt man sie dort nach „dem grohmüthigen und erhabenen Grundsatz der Brüderlichkeit aller Menschen" einzurichten, und demgemäß erkennt der Staat nur gleiche

Menschen an. Aber, wohlverstanden, nur der Staat, nicht die Natur.
Der Staat ist im Wesentlichen Rechtsstaat; er schafft, was Mill „Gleichheit
der Bedingungen" (Lyunüt^ c>t' eonclition8) nennt, stellt sozusagen eine
glatte Rennbahn her, wacht darüber, daß bei dem Wettlauf des Lebens,
sofern er für jene Nennbahn verantwortlich ist, keine Durchstechereien und
Benachtheilignngen vorkommen: die ungleiche Verkeilung von Kräften nimmt
er als Thatfache hin. Freilich hat eine Theorie Morley nicht blind ge-
macht. Er kennt die Mißstände der privaten Productionsweise. die
Schmierigkeiten des Nevölkernngsproblems und hat erst jüngst noch im
Unterhause erklärt, daß es zu spät sei, gegen das Princip des Eingriffs in
die privaten Eigentumsrechte aus Rücksicht auf das öffentliche Wohl Ver-
wahrung einzulegen. Aber er übt auf diesen: gefährlichen Gebiete die äußerste
Vorsicht und bemüht sich in Gemeinschaft mit seinen Ministercollegen, zwischen
dem unhaltbaren Standpunkt der "Nicht-Einmischung einerseits und einer wilden
und gedankenlosen Philanthropie andererseits die Mitte zu halten. Nur sehr
behutsam und schrittweise ist der Machtbereich des Staates auszudehnen.
Darum umfaßt das sociale Programm der Negierung, jeder Regierung,
die England in den nächsten Jahren haben wird, hauptsächlich zwei Punkte,
die auch von Nalfour, dem Führer der Conservativen im Unterhause, be-
sonders hervorgehoben werden: 1. die Reform des Armengesetzes mit Ein-
schluß des Systems von Staatspensionen für die durch Alter und Siech-
thum arbeitsunfähig Gewordenen; 2. Sorge für die Arbeitslosen durch die
Stadt- und Gemeindebehörden in einem größeren Umfange als bisher. Auch
was den Achtstundentag in besonders gesundheitsschädlichen Betrieben betrifft,
herrscht im Princip keine Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden großen
Parteien. So erklärte Morley mit anerkennenswerther Offenheit den
Bergarbeitern in Newcastle, seinen Wählern, er werde für gesetzmäßige Ein-
führung des Achtstundentages im Bergbaubetriebe nnr dann eintreten, wenn
sich die große Mehrheit der betheiligten Arbeiter dafür erklären sollte. Dem-
gemäß hat der Vorschlag des Achtstundentages für den Bergbau, der dem-
nächst im Unterhause zur Verhandlung kommt, Aussicht, in der Form Gesetz
zu werden, daß in den einzelnen Vergbau-Districten besonders über seine
Einführung abgestimmt wird (lucal option). Große Kämpfe dagegen werden
um die Frage der Entstaatlichung der Kirche, zunächst in Wales, welche
das Newcastler Programm der Liberalen fordert, entbrennen. Daß Morley
für die Entstaatlichung der Kirche mit ganzer Seele eintritt, versteht sich
von selbst. Er bezeichnete ja selbst den nach Rom hinneigenden Pufeyismus,
der am Ende der vierziger Jahre aufblühte, als eine wohlthätige Erscheinung,
weil er einer selbstständigen Gewissensregung entsprossen, und jeder geistige
Schnörkel, wenn er nur privatim betrieben werde und keine gemeingefähr-
lichen Elemente enthalte, gestattet sei. Er erwartet, daß auf den: allezeit
fruchtbaren Dissenter-Boden Englands die neue, wahre Religion empor-
wachsen werde, falls nnr der Staat seine Hände davon halte.

Soviel ungefähr wäre über Morley zu sagen. Den Ertrag seines
Lebens schon jetzt einschätzen zu wollen, wäre verfrüht. Noch steht er da
in ungebrochener Manneökraft, und seine Landsleute haben ihren Werth
viel zu gründlich kennen gelernt, um sie nicht für die Leitung der öffent-
lichen Angelegenheiten auszunutzen. Freilich fehlt es nicht an Solchen, welche
ineinen, daß sich von seiner Muße und seinen Musen goldenere Früchte
erwarten ließen, aber es sind theilweise dieselben, welche von ihnen keinen
Gebrauch zu machen wüßten. Auch wir halten seine politischen und öko-
nomischen Theorien nicht für vollkommen, manche seiner politischen Maß-
nahmen sogar für nicht einwandsfrei. Aber in dem vielen Gelungenen,
dessen wir uns freuen dürfen, offenbart sich ein so hohes Maß von Talent
und sittlicher Hoheit, eine solche Schönheit des Ideals, daß sich Bewunderung
des Mannes wie von selbst einstellt.

1 /" ^H.« ^^ ^^>^><«^ ^ »>,,« ^ ^^ -,^
'wMM>

Scheidung.

Lovelle

von

Julius Weil.

— Viezlau. —

^hr Entschluß standfest: sie wollten sich scheiden lassen. Elf Jahre hatte der Kampf ihrer Ehe gedauert, nun waren sie zu Tode erschöpft, bis in's innerste Gemüth verbittert, sie ertrugen diese Qualen nicht länger, es mußte ein Ende werden.

Wie hatte dieses Aeuherste geschehen können? Hatten sie sich denn nicht lieb gehabt? Waren sie nicht einst ein glückliches Paar gewesen, das wie zwei Vögel, die sich zum Fluge nach dem Süden zusammengefunden, in's fonnige Leben hinausgezogen war? Hatte es wirklich eine solche Zeit gegeben?

Sie wußten es nicht mehr. Berge von Kränkungen und Bitterkeiten, von Mißverständnissen und Trotz thürmten sich unübersteigbar zwischen Einst und Jetzt. Sie wußten Nichts mehr von der Vergangenheit, sie wußten nur, daß sie Beide tiefelend waren und daß sie zu Grunde gehen mußten, wenn sie beisammen blieben.

Wer sie vor sich sah, diese beiden stolzen, schönen Menschen, wollte an eine Entzweiung nicht glauben oder suchte die Ursachen außer ihnen. Aber lein Anderer trug die Schuld als sie selbst. Er war ein untadliger Mann, Vielen ein Vorbild und in Wahrheit ein musterhafter Eharakter; aber er befaß eine» nnbeugfamen Eigenwillen, begründeten Widerspruch ver-trug er schwer, unbegründeten gar nicht. Er wußte, daß er diesen Fehler befaß; als er daher nach den ersten Wochen der Ehe bei feiner Frau den gleichen entdeckte, nur in's Weibliche übertragen, erfaßte ihn, wie eine Vorahnung des Kommenden, ein heftiger Schreck; aber die Liebe flüsterte ihm den Trost ein: im gegenseitigen Verkehr würde sich die Schärfe ihres Wesens abschleifen, sie würde gegen ihn, und er wollte gegen sie nachsichtig

.I^^.,7^

sein, ja, bei Gott, er wollte es, er nahm es sich fest in seinein Gewissen
vor. Und sie, die freilich nicht die gleiche, strenge Selbschau übte nne er,
erkannte doch nicht weniger, daß es ihr ein großes Maß von Selbstüber-
windung kosten würde, seinen starken Eigenwillen zu schonen; aber sie hatte
ihn ja lieben gelernt so wie er war, und so wollte sie ihn auch weiter
lieben; wozu ward denn dem Weibe Sanftmut!) und geduldiger Sinn ver-
liehen?
Mit solchen Vorsätzen traten sie in die Ehe. Aber ihre Natur war
stärker, als ihre Vorsätze waren. Sein Selbstgefühl wurde durch ihren
Widerspruchsgeist gereizt, und ihre Willenssicherheit verwandelte sich durch
sein unbedingtes Beharren auf der eigenen Meinung in Trotz. Jeder glaubte,
von dem Anderen Nachgiebigkeit fordern zu dürfen, er als der Einsichtigere
und Erfahrenere, sie als die Schwächere, als Frau. Allein immer weniger
wurden sie eines solchen Opfers fähig; es war, als ob die Kraft ihres
Willens durch den ewigen Eontact stetig wüchse.
So wurde die Gleichartigkeit ihrer Natur zu einer Quelle von Gegen-
sätzlichkeiten, die bald nicht mehr auszugleichen waren. Ein einziges Wort
mar im Stande, die leidenschaftlichste Scene zu entfesseln, eine harmlose
Meinungsverschiedenheit führte zu erbittertem Streite, uud »litten im fried-
lichen Gefpräch erhob sich ein Sturm, der alle Nesonnenheit wegfegte. Sie
hatten ihn nicht absichtlich heraufbeschworen, im Gegentheil, Jeder hatte den
festen Willen, sich zu bemeistern, aber einmal in ihrer verwundbaren Stelle
getroffen, vermochten sie des erregten Blutes nicht mehr Herr zu werden.
Beide litten schwer darunter. Beide kämpften dagegen an, aber es war
umsonst. Oft hielten sie mitten im Streite inne, sie schämten sich vor
sich selbst, und dann siel wohl ein versöhnendes Wort. Aber es wirkte nicht
fort, der nächste Tag brachte neuen Zwist und neue Oualen, und dann
folgten wieder Wochen voll dumpfen Schweigens und stummen Nebeneinander-
lebens, die fast noch grausamer waren als offener Kampf. Sie versuchten
es auch mit dem Heilmittel der Trennung. Er benutzte seine Ferienzeiten,
um unter den Eindrücken einer fremden Umgebung das Gleichgewicht seines
Wesens, Ruhe, Selbstbeherrschung wiederzugewinnen; und sie verweilte häufig
als Gast im elterlichen Zause. Während ihres Femseins schien es, als
ob sie sich wiederfinden würden; sie tauschten herzliche, ja zärtliche Briefe
miteinander und sprachen ihre Freude am Wiederseben aus. Aber das Wieder-
sehen selbst zerstörte die neue Hoffnung. Dann sagte er wohl: „Liebes
Kind, wir wollen nun ein nenes Leben beginnen, laß uns nachsichtig gegen
einander sein, nachsichtig und nachgiebig!" — „Bin ich es denn nicht immer
gewesen, Friedrich?" war ihre Antwort. — „Tu nachgiebig — oh!" — „Oder
warst Du etwa der Nachsichtige?" Leise zog das Unwetter herauf,
und bald stürmte und tobte es wie zuvor.
Es war Alles vergebens. Sie sahen es ein: der Unfriede war nicht
mebr zu bannen. Sie waren immer verletzbarer, immer unduldsamer, ja

immer feindseliger geworden, und was das Schlimmste war, sie hatten Beide an Selbstachtung eingebüßt-, das konnten sie einander am wenigsten verzeihen.

Aus ihrer Ehe war ein Kind vorhanden, ein Mädchen von neun Jahren, ein kränkliches, kleines Wesen, scheu und unschön, weder Vater noch Mutter ähnlich. Nur in den braunen, sanften Augen des Kindes lag Etwas, was zu ihm hinzog: eine rührende Melancholie, ein schmerzvolles Ahnen, wie man es bisweilen in den Blicken hoffnungslos Kranker findet, Wenn es bei den Mahlzeiten mit den Eltern zufammensein durfte, sah es oft traurig von Einem zum Andern, als wüßte es wohl, was in ihnen vorging, als verstände es das Leid, das sie Beide trugen. Und dann seufzte es schwer auf und träumte still vor sich hin. Die Eltern hatten darauf nicht Acht. Sie beschäftigten sich überhaupt nicht viel mit dem Kinde. Es war nicht wie anderswo der Mittelpunkt des kleinen Kreises, in dein sich die Eltern mit den: gleichen Gefühl der Zärtlichkeit im Herzen zusammenfanden; nnd wenn sie vielleicht gehofft hatten, daß es ein Friedens-stifter sein werde, so hatte auch diese Hoffnung getäuscht.

Das arme, kleine Ding! Es war nicht verwöhnt durch Liebe, zwischen den hadernden Eltern wuchs es ans wie eine Pflanze zwischen schattenden Mauern. Die Mutter vernachlässigte Nichts an ihm, sie hatte es beständig in inrer Nähe, sie bedurfte auch feiner in ihrer Vereinsamung; aber ihr ganzes Herz war nicht bei dem Kinde, es war, als ob ihrer Seele die Schwingen gebunden wären. Ihm war die Kleine nie recht vertraut ge-worden; da sie immer bei der Mutter war, ward sie ihm mit der Zeit auch fremd; er war gut zu ihr, aber eiu tieferes Gefühl hatte er für sie nicht. Unter diesen Umständen bildete das Kind kein Hinderniß bei der Scheidung. Er hatte von vornherein seine Zustimmung gegeben, daß die Mutter es bei sich behalten und erziehen dürfe. Die gleiche Bereitwillig-keit zeigte er in allen übrigen Fragen, die die künftige Regelung ihrer Verhältnisse betrafen. Sie waren schließlich übereingekommen, daß sie mit dem Kinde das Haus verlassen und zu ihren Eltern ziehen solle, in-zwischen würde das gerichtliche Verfahren eingeleitet und zu Ende ge-führt werden.

Der Tag ihrer Abreise stand bevor. Am letzten Abend, als Alles zur Ruhe gegangen war, trat er noch einmal an das Bett des Kindes, uni Abschied zu nehmen. Er that es mehr aus Pflichtgefühl, als einem inneren Drange folgend. Sacht beugte er sich über das Kind, um es zu küssen, aber plötzlich fühlte er sich von zwei schwachen Aermchen umfangen, lind ein leises Weinen drang an sein Ohr.

„Warum weinst Du, Lucie?" fragte er.

„Lieber Papa, bleibe bei uns," schluchzte das Kind.

„Ich werde Dich oft besuchen, mein liebes Kind," antwortete er, zärt-lich ihr Haar streichelnd.

><

„Äch nein, ich weiß ja. Du wirst nicht mehr kommen. Hab' mich doch
lieb, Papa — lieber Papa!"
Fester und fester umschlang ihn das Kind, als wollte es nicht mehr
von ihm lassen.
Er fühlte die heißen Tropfen auf seinem Gesicht, und es war ihm,
als hinterließen sie dort brennendrothe Flecke. Eine tiefe Neue bemächtigte
sich seiner. Was war er diesem Kinde gewesen, das jetzt hilflos an feinem
Halse hing? Es liebte ihn, der ihm niemals Zärtlichkeit gezeigt hatte!
Warum hatte er nicht früher dieses kleine Wesen in seine Arme genommen,
es behütet, es geliebt, wie ein Vater sein Kind liebt? Das Herz schlug
ihm zum Zerspringen, er wollte sich aufrichten, aber das Kind ließ nicht
ab von ihm. So mußte er neben dem Bette niederknien, nm athmen zu
können. Lange verharrte er fo in tiefem Schweigen; er hörte Nichts, als
das Austrampfen der kindlichen Vrust, das allmählich schwacher und
schwächer wurde, bis der Schlaf kam und die arme kleine Seele in seine
sanften Anne nahm. Leise löste der Knieende seinen Hals aus der lieben-
den Umstrickung, drückte noch einen Kuß auf die Lippen des Kindes und
ging. . .
Er war tief erschüttert. Warum hatte er diesen schätz erst jetzt ent-
deckt? Warnm. .?
Da tauchte der Gedanke in ihm auf: sollte sie durch das >lind haben
sprechen wollen? sollte sie bereuen . . .? Doch im nächsten Augenblick
wies er ihn von sich. Die Thränen, die noch auf seiner Wange brannten,
zeugten dagegen. Armes, geängstigtes Kind! Wie jammerte es ihn! Und
doch, war es nicht besser, es verlor den Vater, den es doch nie besessen,
.als daß der Unfriede der Eltern feine Jugend vergiftete und fein Gemüth
verfinsterte? Ja, es war besser so. Es gab kein Zurück. Gott schütze
die Schutzlose!
Nm frühen Morgen ging die Nbreife von Statten. Er hörte, wie der
Wagen vorfuhr und die Koffer hinausgetrageu wurden. Dann wurde es
still in der Wohnung. Aber horch, leise Schritte näherten sich seiner Thür,
und ein Stimmchen rief: „Papa!" Sein Herz krampfte sich zusammen. Er
wollte hinauseilen und sein Kind an sich pressen. Doch gewaltsam hielt er
sich zurück! Wozu die Qual vergrößern? Wozu des Kindes Sinn ver-
wirren? Er schwieg, aber mit angespannten Nerven lauschte er. Und noch
einmal ertönte es: „Papa!" Doch zugleich rief eine laute Stimme: „Lucie!"
. . . Es war vorbei . . .
Sechs Monate waren vergangen. Keine "Nachricht drang von Einem
zum Andern, als lebten sie in verschiedenen Welten. Die Stille, die sich
um ihu breitete, thnt ihm wohl; aber ein düsterer Ernst lastete erdrückend
auf ihm. Er fühlte sich wie geachtet, wie ausgestoßen aus dem Kreise der
Glücklichen. Und er hatte doch eine heiße Sehnsucht nach Glück, nach
einem friedlichen Heim, nach liebevoller Zärtlichkeit! Visweilen erfaßte ihn

die Bangigkeit nach dem Kinde, das er in der Stunde des Abschieds gewonnen hatte, um es wieder zu verlieren. Tann verfiel er in eine tiefe Melancholie, er mußte dann alle Kraft zusammennehmen, um nicht zu versinken. Inzwischen war die Scheidungsklage vor dem Gerichte verhandelt worden. Dieses hatte sich aus den Vorträgen der Anwälte nicht überzeugen tonnen, daß die gegenseitige Abneigung der Gatten eine so tiefgewurzelte sei, um jede Aussicht auf eine Versöhnung auszuschließen. Es hatte daher verlangt, daß sie persönlich vor ihm erschienen. Diesem Befehle mußten sie gehorchen.

Als er am Terminstage das für die Parteien bestimmte Zimmer betrat, mar sie schon anwesend. Niemand sonst befand sich dort. Sie saß am Fenster und blickte mit starren Augen in den Hof hinaus. Sie war in Trauer gekleidet, ihr Gesicht war blaß und schmal. Sie hatte sein Eintreten nicht bemerkt, und er beobachtete sie schweigend. Er war mit dem festen Vorsatz hergekommen, ihr als einer völlig Fremden entgegenzutreten; was heute geschehen sollte, war ja nur eine Formalität, innerlich waren sie längst geschieden. Aber als er sie jetzt wiedersah, so wiedersah, mit den Spuren tiefen Schmerzes auf dem schönen Antlitz, vermochte er nicht an sich zu halten. Sollte er zu all den Bitterkeiten, die er ihr angethan, unbewußt, aber — durfte er sich's verhehlen? — auch bewußt, sollte er ihr eine neue Kränkung zufügen? Er näherte sich ihr und sprach sie grüßend an. Als sie seine Stimme hörte, erschrak sie heftig. Mit großen, angstvollen Augen sah sie zu ihn» auf.

„Wie geht es Dir, Anna?" fragte er. „Du siehst leidend aus. Um wen trauerst Du?"

„Unser Kind ist gestorben, Friedrich."

Sie sagte es leise, mit zitternder Stimme, die Hände in den Schooß gefaltet.

Er taumelte zurück.

„Todt!" rief er.

Darauf ward es ganz still. Den Kopf zur Erde gebeugt, als wäre er von .einen» Schlage getroffen wordm, stand er da; die Hände hielt er vor die Brust gepreßt. In ihm schrie es: Deine Schuld! Deine Schuld!

Da fühlte er feinen Arm berührt. Sie stand vor ihm, das Gesicht von Thronen überschwemmt.

„Friedrich!" schluchzte sie. „Ich bin Schuld an ihrem Tode! Sie hat nach Dir verlangt, Tag um Tag, sie flehte und bat, ich solle Dich holen, zu ihr bringen, und als sie die schreckliche Krankheit übersiel, rief sie mit ihrem letzten Hauche nach Dir. Und ich ließ sie vergebens rufen, erbarmungslos ließ ich sie vergehen in ihrer Herzensangst Tödte mich, Friedrich! Tödte mich!" . . .

Immer verzweifelter, immer wilder hatte sie gesprochen. Nun brach sie zusammen, und ein krampfhaftes Weinen erschütterte ihren Körper.

Draußen wurden Stimmen laut, und eilige Schritte näherten sich der Thür. Schnell trat er an sie heran, zog ihr den Schleier über das Gesicht und half ihr behutsam sich aufrichten. Dann ergriff er ihren Ann und führte sie aus dem Zimmer und über zahlreiche Treppen in's Freie. Er that es ganz mechanisch, ohne sich Rechenschaft über sein Thun abzulegen. Er dachte nicht daran, daß man sie auf dem Gericht vergeblich erwarten würde; er dachte nicht daran, daß sie, die leise jammernd an seinem Arme hing, nach ihrer Beider Willen nicht mehr seine Gattin mar; er hatte nur den einen Gedanken, die Verzweifelnde zu trösten, die Schwankende zu stützen. Auf der Straße rief er einen Wagen heran und fuhr mit ihr in seine Wohnung. Dort überließ er sie dein Mädchen; denn eine Ohnmacht hatte die an allen Gliedern Zitternde befallen, als sie die Räume wieder betrat, die sie einst, unglücklich und doch nicht so ganz glücklos wie heute, verlassen hatte.

Als er sie nach einer geraumen Zeit aufsuchte, fand er sie gefaßter als zuvor. Er reichte ihr die Hand und sagte:

„Erzähle mir nun von unserem Kinde, Anna! Nicht Du allein — wir Beide haben uns schwer an ihm versündigt. Laß uns gemeinsam die Schuld tragen!"

Sie fah ihn eine Weile ungläubig an, dann fank sie vor ihn, auf die Linie.

„Nein, Friedrich," rief sie. „Du kannst mir nicht verzeihen! Du weiht nicht, wie grausam ich gewesen bin aus Haß gegen Dich . . Ich rief Dich nicht zu dem Kinde, weil ich Dir seine Liebe nicht gönnte. Du solltest nicht glücklicher sein als ich. Du solltest so elend werden, elender noch als ich! . . .

„Warum haßtest Du mich so, Anna?" fragte er leise zurück. „Habe ich Dich so tief gekränkt?"

„Ich war unselig, Friedrich. Der Trotz hatte meine Seele verfinstert. Gott hat diesen furchtbaren Trotz gebrochen. Ich will demüthig sein, wenn Du mir verzeihst. Ich will wieder gut «lachen, was ich an Dir gefehlt habe. Nur laß mich bei Dir bleiben, stoße mich nicht in die Verzweiflung hinaus, Friedrich!"

Sie hielt seine Knie umschlungen, und ihre Augen flehten um Erbarmen und Liebe. Da zog er sie sanft zu sich empor und sagte mit thränenerstickter Stimme:

„Vergieb auch Du mir, Anna!"

Korea, eine Sommerreise nach »em Lande der Mornen« ruhe 18»4. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Tpecial- karte Koreas mit de» angrenzenden Ländern. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reihner.

Auf eiuer Weltumsegelung begriffen, nntcr- nahm der Verfasser, dem wir bereits eine lange Reihe von geographischen und Reisewellen ver- danke», im Sommer 1894 von Japan ans eineu Ausflug nach Korea, dem „Reiche der Morgen- ruhe", dessen südliche Provinzen sich gerade im vollen Aufruhr gegen die Regierung befanden, wahrend die beiden Großmächte Ostasieus zum Entscheidungskampfe um die Herrschaft anf der koreanischen Halbinsel rüstete». Der Zeitpunkt der Reise war also günstig gewählt, um die politischen und cnlturgeschichtlichen Beziehungen zwischen China, Japan und Korea genauer als bisher keimen zn lernen. Daß die Cultur in diesen Gegenden ihren Weg von Westen nach Osten, also von China über Korea nach Japan genommen, in diesem Lande sich eigenartig weiter entwickelt, in Korea aber die Gestalt be- halten hat, die uns in China zur Zeit der Miug-Dnnastie während des 17. Jahrhunderts entgegentritt, dürfte allgemein bekannt sein. Im Einzelne» diese Thatsache festzustellen und durch Beweise zu erhärten, hält jedoch sehr schwer; liegen doch bisher über Korea imr spärliche, meist fremdsprachige Werke vor, deren Verfasser das Land nicht einmal selbst besucht, sonderu nur nach den Berichten Anderer beschrieben haben. Dies gilt auch von den beiden besten Werken: „Corea" von W. E. Griffis in Newnork 1882 und ..Vil'wii'e <I« I'L^li«« 6e (Are«" von (5H. Dallct in Paris 1874.

». Holder- und >,, RNllseite einer loieanischen Epiel- l»rte<>/, d,n,Gi,),

Polizeiliche Pahtafel der »oreaner, sNatiirl, Gl,) Äu«: ssinsl von Hesse- Warte gg, „Korea", Hie«!>en und Leipzig, 8arl Reißner, 18*

Es ist ein Verdienst Hesse-Warteggs, die aus Missionar-Berichten stammenden
Schilderungen Dallets an Ort und Stelle nachgeprüft und namentlich ans den ver-
schiedenen Jahrgängen der koreanischen Regierungszeitung, die die Maßnahmen des Königs
und der Minister, die Iustizvflege und eine Fülle von Einzelheiten über Leben und Sitten
am Hofe wie im Volte enthalten, wesentlich ergänzt und erweitert zu haben. Aber ein
abschließendes Werk hat auch er nicht darbieten können, um so weniger, als er auf die
Durchführung feines Planes, Korea von Norden nach Süden zu durchqueren, eben wegen
des Krieges und des Aufstandes in den südlichen Provinzen verzichten mußte; infofern
war also der Zeitpunkt seiner Reise ungünstig gewählt. Und doch tonnte es einmal dahin
kommen, daß die Schilderungen des jetzigen Iustandes von Korea einen ganz besonders
hohen Werth erlangten. Denn für den höchst wahrscheinlichen Fall, daß die Japaner aus
dem Kriege dieser Jahre als Sieger hervorgehen und über die strittige Halbinsel zur un-
umschränkten Herrschaft gelangen, werben sie dort rasch Wandel schaffen und die bestehen-

I» !o»gn»i,
Uu«: Ernst uon Helse-Wxrtegg, „Korea". Dresden und Leipzig, L»ri Üleihner.

den Verhältnisse in kurzer Zeit vollständig über deu Haufen werfen, so daß es schwer
halten würde, sich vou der Vergangenheit des Landes auch nur annähernd eine Vorstellung
zu machen. ^. .., .

Was über das heutige Korea etwa zu erforschen war, findet mau ohne Zweifel m
dem vorliegenden Werke. Es ist kaum eine Seite des menschlichen Lebens unberücksichtigt
geblieben, und das Meiste ist so eigenartig, daß es sich mit Nichts vergleichen läßt:
Manches erinnert allenfalls an die Zustände unseres Mittelalters. Am anziehendsten sind
die Abschnitte, die uon der Hauptstadt Söul, vom Könige und der Königin mit ihren Hof-
staaten, vom Militär, von den politischen und gesellschaftlichen Zuständen, den Vergnügungen,
dem Frauenleben, dem Unterlichtswesen, deu religiösen Anschauungen, den Europäern im
Laube (73 im Ganzen!) nnb den Industrien handeln. Sehr merkwürdig ist das Leben
der Frau, die Wie bei den Mohammedaucrn im Innern des Hauses verborgen bleibt und
nur von den nächsten Verwandten besucht wird, und auch von diesen nur selten; denn die
Frau steht auf einer zu niedrigen Stufe, als daß sich ei» Mann zu Unterhaltung und

'toicanische Neomtc,

N»st»nn»de nuf die Lchienbemc,
«u«: Einst »on Hlsse-Woittgl,, ,,»°«a", A«sde,l und Leipzig, Lail Äeiünei,
l.
^

Verkehr mit ihr herabwürdigen sollte. Die Sitte veruttheilt die junge Frau zu einer Art Wittwenthum, während der Gatte seine freien Stunden in der Gesellschaft von Kebsweibern verbringt. Anders zu handeln wäre nach den Begriffen der koreanischen vornehmen Welt schlechter Geschmack, ja die angenommene Gleichartigkeit der eigenen Fran gcgeiniber geht so weit, daß Männer, die beim Tode ihrer Gattinnen Thränen vergießen, von den Genossen verhöhnt und verspottet werden. Die Frauen ertragen die schlechte Behandlung in der Regel mit bemundernswerther Geduld und Entsagung, denn andere, bessere Eheverhältnisse als die ihrigen sind ihnen ja unbekannt. Wcuu eine Frau vornehmen Stades Wittwe geworden ist, so findet sie keinen zweiten Mann, selbst wenn sie »och so jung, hübsch und begehrenswerth wäre, ein Umstand, der bei einem fo leidenschaftlichen Volte wie die Koreaner zu recht losen sittliche» Zuständen führt; denn derartige Wittwen werden gewöhnlich die Kcbsweibcr irgend eines Mauucs, der fie aufnehmen will. Andere, die zu einem ordentlichen Lebenswandel geneigt wären, fallen häufig frechen Burschen zun» Opfer,

Au«: lfiusl 00,1 Helse-Waltegg, „Noieo", Die«Kn, und Leipzig, (!»ii Neih,,cr.

die sie durch List oder Gewalt iu ihren Besitz bringen, da sie wissen, das; Wittwen schutzlos sind. Deshalb ist es gar keine Seltenheit, das; junge Wittwen uach dem Tode ihres Gatten Selbstmord begehen, um ihre Treue gegen den Verstorbenen darzuthun.

Trotz dieser und anderer trauriger Zustände ist Korea ein Land, das in der nächsten Zeit einen große» Aufschwung zn nehme» verspricht, denn es ist überaus fruchtbar und reich an Naturschätzen. Es hat ausgedehnt« Lager von Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Kohle, Zinn und Petroleum, nnd die Japaner werden sicherlich Mittel uud Wege finden, diese Reichthümer, die noch fast unberührt in der Erde liegen, zn erschließen nnd nutzbar zu macheir. Es wäre zu wünschen, das; auch die Deutschen an den verschiedenen Unternehmungen, die nicht mehr lange auf sich Watte» lasse» werde», sich thatkräftig betheiligte»; deutscheu Bergleute», Ingenieuren nnd Kaufleuteu dürfte sich dort ein großes Feld eröffnen.

Daß das Buch unter den heutigen Zcitverhältnissen eine weite Verbreitung finden wird, ist kaum zu bezweifeln. Es muß heutzutage jedem Gebildete» dorn» gelegen sein, das Land, um dessen Besitz augenblicklich ein blutiger Krieg geführt wird, näher kennen

zu lenien, und dies wird ihm durch das Werl von Hesse-Wartegg bequenl gemacht. Auch die Sprache, auf die wir Deutsche immer mehr Gewicht lege» wolle», ist meist lebendig und anschaulich und corrcct; nur muh der Verfasser das abscheuliche, ganz undeutsche in die Ferne weisende Fürwort „jener" statt des richtigen „derjenige" ober „der" vor Relativsätzen oder Genitiven zu gebrauchen vermeiden und nicht Sätze schreiben wie: Frauen haben leinen anderen Namen, als jenen, der ihucn in ihrer Kindheit ... gegeben wurde," oder: „Ruu treffen die Cultur des heutigen China . . . »nd jene des heutigen Japan in dem alten Korea scharf auf einander." lt. .l.

Bibliographische Notizen.

Tic VearünVung des Teutschcn Reiches »mch Wilhelm I. Von Heinrich von Snbel. Sechster Band. München und Leipzig, N. Oldenbourg.

Zwischen dem Erscheinen der ersten fünf Bände des gewaltigen Weites und dem jetzt vorliegenden sechsten liegt eine Spanne von vier Jahren. Eine bedeutsame Fügung des Schicksals hat es gewollt, baß dasjenige Ereignis; dieses Zeitraums, welches für die Geschichte des Deutschen Reiches das folgenschwerste war, auch für feine» Geschichtsschreiber vechiingnißuoll wurde: einige Monate nach dem Rücktritt des Fürsten Vismarck wurde ihm die Erlaubnis; entzcgen, die Acten des auswärtigen Amts für sein Wert weiter zu benutzen.

Dieses post Iwc er^n proprer in».' ist selbst wieder Geschichte.

Sybel sucht sich und seine Leser mit dem Hinweis auf die reiche Ausbeute zu Küsten, die ihm aus der Litteratur des In- und Auslandes, den schriftlichen und mündlichen Mitthciluugen von Zeitgenossen und vor Allem seinen eigenen, von bevorzugter Stelle aus gemachten Wahrnehmungen zugeströmt sei und die ihm verschlossenen Actenwemgstcns „für die zuverlässige Auffassung des wesentlichen Fortgangs der Ereignisse" ersetzt habe.

Inwieweit diese Hoffnung berechtigt ist, kann natürlich mir die Folgezeit lehren. Sollte sie ans den ihr geöffneten Archiven in der That nur Einzelheiten zu ergänzen und zu berichtigen haben, so wäre der Schaden nicht groß. Denn auch in der Geschichtsschreibung wird trotz allen Werthcs historischer Treue das Stcffliche an Wichtigkeit weit überragt dnrch die nachempfindende Phantasie und schöpferische Gestaltungskraft des Autors. Jedoch ist in anderer Beziehung die Verschiebung der Grundlage» nicht ohne einen schon jetzt merkbaren Einfluß auf die Eigenart des Werkes geblieben. Allerdings mag Anderes hierbei mitgewirkt haben, wie die zeitliche und fachliche Annäherung der geschilderten Zeit an die jüngste Gegenwart und die lebhaftere und eingreifendere Theilnahme des Verfassers

selbst an ihren Vorgängen. Jedenfalls hat
sich die subjective Färbung der Auffassung
und Darstellung erheblich verstärkt, und ucch
mehr als bisher tritt die Persönlichkeit des
Schriftstellers in feiner Schöpfung hervor.
Die Ausdlricksweise wird lebendig, leiden-
schaftlich bis zum Rhetorische» und Polemi-
schen, die Eonception lockerer, der ganze
Eindruck manchmal eher der des freien Vor-
trags als der geschlossenen Abhandlung.
Wenn aber selbst hierin vom Stand-
punkte wisscnschaftlicheiGiündlichkcit und Zu-
rückhllltung aus ein Grund zu einem gewissen
Bedauern zu finden sein sollte, so bringt es
doch ans der anderen Seite den außerordent-
lichen Vortheil mit sich, das; diese sprühende,
packende, fesselnde und hinreißende Schreib-
art für weite Volkkreise das Lesen des
Buches erleichtert und dazu anregt. Eine
solche gestcigcrteVerbreitung aber ist dringend
einem Werke zu wünschen, das nach wie
vor durch die Tiefe der Forschungen wie
die lostliche Klarheit ihrer Verwerthung, die
Durchsichtigkeit des Stils wie die Plastik
der Gestaltung, die Schärfe der Kritik wie
die Wärme des Gemüths, die Liebe zur
Wahrheit wie die Liebe zum Vaterlande
als eine der herrlichsten geistigen Früchte
des jungen Reiches erscheint, dessen Erstehung
seinen Gegenstand bildet. 8,
VrcuKüche Geschichte. Von William
Pierson. Sechste verbesserte und ver-
mehrte Auflage, Berlin, Gebr. Pactel.
Das vor nunmehr 25 Jahren zuerst
erschienene Wert, dessen bekannte Vorzüge, be-
sonders der in ihm, unbeschadet der histori-
schen Wahrheit, herrschende warme patriotische
Ton, es für den weiten Kreis der gebildeten

Laien vorzugsweise geeignet machen, ist nun in sechster Auflage erschienen, die den Text dem Stande der Forschung gemäß berichtigt und durch eine Darstellung der neuesten Zeit bereichert ist, welche, die Ereignisse unter dem neuen Curse in trübem Lichte zeigend, doch harmonisch mit der Versöhnung des Kaisers Wilhelm II. mit Fürst Bismarck aufklingt.

— 1 —

Heldenlieder de» deutschen Kaiserzeit. Aus dem Lateinischen übersetzt, an zeitgenössischen Belichten erläutert und eingeleitet durch Uebersichten über die Entwickelung der deutsche» Geschichtsschreibung im IN. 11. und 12. Jahrhundert zur Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte und zur Einführung in die Geschichtswissenschaft von Wilhelm G und lach. Erster Band: Hrotsuithas Otto-Lied. Innsbruck, Wagner'sche Universität s-Buch Handlung.

Der Verfasser will, wie schon der breite Titel zeigt, mit seinem Buche verschiedenen Zwecken zugleich dienen. Er hat zunächst das lateinische „Ottolied" der Gandersheimer Nonne Hrotsuitha, eine poetische Verherrlichung Kaiser Otto? I. aus dem IN. Jahrhundert, in das Deutsche übersetzt, wobei er für den gereimten Hexameter des Originales einen gereimten sicbenfüßigcn jambischen Vers verwendet. Die Uebersetzung liest sich im Ganzen gut, wenn auch an manchen Stellen Ausdruck uud Vers noch gefeilt werden konnte. Diese Uebersetzung «st sachlich erläutert durch umfangreiche Mittheilnngen aus zeitgenössischen Berichten über Otto I. und sein Reich. Vorangeschickt ist der Uebersetzung eine eingehende Darstellung dessen, was über Hrotsvitha bekannt ist, mit Eharatteristik ihrer übrigen Werke und Proben aus denselben. Dai ganze Buch aber wird eröffnet durch eine mehr all 2UN Seiten umfassende Einleitung über die deutsche Geschichtsschreibung im Zeitalter der sächsischen Kaiser. So soll das Buch — welches Gustav Freytag als dem Verfasser der Schrift..ilo'liro8vit,w> !x,otrin". der „Bilder aus der Vergangenheit", dem Dichter der „Ahnen" gewidmet ist — zur Einführung in das Studium der deutscheu Geschichte dienen. Ter Verfasser hat offenbar mit löblichem Eifer diesem seinem Ziele nachgestrebt; er scheint sich aber selbst nicht recht klar darüber gewesen zn sein, für welches Publicum er eigentlich schrieb. Obwohl er auf alle irgend entbehrliche Fachgelehrsamkeit verzichtet hat, wird das Buch für die Theilnahme weiterer Kreise der Gebildeten

doch zu gelehrt und namentlich auch zu umfangreich sein; für diese wäre eine Beschränkung oder auch eine Zerlegung in mehrere Hefte wünfchenswerth gewefen. Der Student der deutschen Geschichte aber muh zu den Originalen der Quellenschriften selbst geführt werden und tonnte Gundlachs Buch nur als erste Vorbereitung benutzen: dazu wird es wahrscheinlich aber auch ihm zu theuer sein, zumal wenn noch weitere Bände von gleichem Umfange diesem ersten folgen folltcn. Vielfache Belehrung aber läßt sich ans dem mit Fleiß und Eifer gearbeiteten Werke allerdings gewinnen. clr.

Herzog Ernst !I. Von A. Ohorn. Leipzig, Nengcr'sche Buchhandlung, Gebhar.dt u. Wilisch.

Große Verehnliig uud die Gefühle der Pietät und Dankbarkeit haben dem Verfasser die Feder geführt, um ans Grund iencr bekannten und großen Selbstbiographie des verstorbenen Fürsten ein Lebensbild zu entwerfen, das seinen politischen Verdiensten und seiner Thätigkeit als Landcsvater, als Freund der «ünstc und als Mensch entspricht. — Nicht Jeder hat Zeit nnd Geld, um große Werte ainuschaffen und zu lesen; ihm wird mit diesem populär, anschaulich und warm geschriebenen Bnche sicherlich gedient sein, dessen Vorzug dadurch erhöht wird, daß der Verfasser iu der Lage ist, persönliche Erinnerungen einzuflechten, soweit sie der Schärfe der Charakteristik dienlich sein können. >v<I,

Teutschlands Helden in Krieg und Frieden. Von Karl Ncnmann-Strcla. 3. (Schluß-)Vand. Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior).

Die Besprechungen der beiden ersten Bände diese« Wertes lassen eine eingehende Bcurtheilung des letzten Bandes überflüssig erscheinen, besonders da er die Vorzüge seiner Vorgänger nicht entbehrt. Nicht deutsche Geschichte als solche, sondern die Männer lernt man in Hiesem Buche kennen, denen es beschienen gewesen ist, deutsche Geschichte zu machen, die Führer, Leiter und Ncrather ihres Volkes zu sein. — Möge dem gut ausgestatteten, klar ge-. schrieben«!, patriotischen Buche ein großer Leserkreis bcschiedcn sein. vä.

Gckermann. Gespräche mit Goethe. Leipzig, H. Barsdorf.

Eckermanns Gespräche mit Goethe sind als eine unentbehrliche Ergänzung zu Goethe«

Werken, die hier zudem vielfach in ihrer Entstehnng und Bedeutung beleuchtet werden, zu betrachten. Die Universalität Goethes geht uns aus diesen Gesprächen Bewundern»« weckend auf; wir empfinde», daß dieser Manu eine ganze Cultur bedeutet. Wer «Goethe besitzen will, der muß »eben seineu Werken auch feine Gesvrächc mit Eckermann auf dem Bücherbrett haben. Die von der Verlagshandlung H. Aarsdors veranstaltete Ausgabe, die das Werk in drei gut ausgestatteten, mit Anmerkungen versehenen Händen für den billigen Preis von 3,20 Mk. bietet, möge deshalb die weiteste Verbreitung finden. 0. ^V.

(Iniamicl Oeibels Lebe«, Werte »n» Vcdeutung für das deutsche Voll. Von I>r. Karl Lcimbach, Provinzialschulrath zu Breslau. Zweite nenbearbeitete Auflage von Mai Trippeublich, Pastor. Mit 8 Illustrationen. Wolfenbüttel, I. Zwißler.

Ter von dem neuen Herausgeber erheblich erweiterte Theil dies« emufehlcnswerthen Bnches giebt zum eisten Male eine vollständige, wenn auch kurz gefaßte Lcbcusgeschichte Geibcls. Im zweiten Theilc werden die sämmtlichen Werke de? Dichter» vcrständnißvoll besprochen: wir erinnern bei dieser Gelegenheit an den schönen Anfsau von Karl Gödccke, der mit Oeibels Bildnis, im 3, Hefte von „Nord und Süd" (1877) erschienen ist. Ter Verfasser halt unter allen Dichtern der neuesten Zeit Geibel, der in seiner durchaus reinen uud harmonischen Natur Talent und Charakter in schönem Maße vereinte, am meisten geeignet, durch seine Werke der „Erzieher" des deutschen Volkes der Gegenwart zu werden. Line für Litterarhistoriker fchr dantenswerthc Znaabe ist der „Anhang", in welchem die gcfammtc Geibel-Littecatur sorgfältig .verzeichnet ist. <Ir.

Eduard Mörile als Gelenenheits» dichter. VonNudolfKrauß. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Wie der Herausgeber S. 1ü mit Necht bemerkt, ist es das Kenuzeicheu des echten Lyrikers, das; alle seine Schöpfuugen der inneren Erregung ihre Entstehung verdanken, daß er ohne solche nicht dichtet — sobald sie sich aber einstellt, dichten muß, gleichsam unter dem Einfluß einer Nawrlwthwendigkeit. Ein solcher Lyriker war Eduard Monte, gleich Goethe ein Gelegcnhcitsbichter im edelsten Sinne. Deshalb wird diese Schrift, welche viele früher uoch nicht gedruckten Gedichte, sowie Zeichnungen von

Mörikes Hand bringt uud mit veiständnіß-
uollen Bemerkungen begleitet, jedem Freunde
echter Poesie willkommen sein. O.

Karl Witt, ein Lehrer und Freund
dcrIugend. Geschildert von S. Hensel.
Berlin, B. Nehr.

Die Kantstadt Königsberg ist stets der
Ausbildung von Männern günstig gewesen,
die bei stark imd fest ausgeprägter Іndivi-
dualität für weite allgemeine Bildung em-
pfänglich und zugleich für bestimmte praktische
Aufgaben hervorragend tüchtig sich erwiesen
haben. Wie vielseitig und nachhaltig in
diesem Jahrhundert die Vertreter der klassischen
Philologie bort gewirkt haben, zeigt der eben
zur Jubelfeier der Universität veröffentlichte
Briefwechsel von Lobeck uud Lehrs (2 Bde.
Leipzig, Duncker und Humblot). Das uns
heute vorliegende Buch ist der Eriuueruug
an einen ausgezeichneten Schulmann ge-
widmet, der von 1815 bis 18U1 fast aus-
schließlich in Königsberg lebte uud wirkte
(1860—1886 am altstädtischen Gymnasium),
und der durch seinen Bildungsgang, durch
seine Erlebnisse in der Zeit von 1848—1866,
durch seine hohe pädagogische Begabung uud
durch sein ebenso anspruchsloses wie tapferes
Wesen ein solches Denkmal wohl verdient
hat. Dem Herausgeber standen zahlreiche
Briefe seines Freundes Witt (namentlich
auch an den durch Universitätsfrcundschaft
mit Witt verbuudeuen Abgeordneten v. Houer-
bcck> zur Verfügung. Das pietatsvoll ge-
schriebene Auch wird den zahlreichen Schülern
und Freunden Witts willkommen sein; es
erhalt aber durch die Einblicke in das
geistige Leben Königsbergs und durch einen
reichen Schatz pädagogischer Bemerkungen
auch für ferner Stehende Werth und An-
ziehungskraft. K.

Karoline von Wünderodc und ihre
Freunde. Mit Portrait. Von Ludwig
Geiger. Stuttgart, Deutsche Ver-
lagsanstalt.

Leben und Charakter der schönen und
begabten, aber romantisch überspannten
Dichterin, einer Freundin von Clemens nnd
Bettina Brentano, werden durch diese auf
erweitertem Quellenstudium beruhende Schrift
in neues Licht gesetzt. ?.

Hermine SpieS. Ein Gebeirtbuch für
ihre Freunde von ihrer Schwester. Mit
einem Vorwort von Heinrich Nult-
Haupt. Stuttgart, G. I. Göschen'sche
Verlllllshllndlunll.
Es ist, wie Nulthaupt i« dem warmen
Vonvorte bemerkt, „kein pruutuoll rapiemes
Mausoleum, kein biographisches Kunstwert,
an dem mehr Dichtung als Wahrheit wäre,"
was Minna Spies, die Schwester der
großen Sängerin, mit dem vorliegenden
Buche bietet: aber die gesammelten Auf-
zeichnungen, Notizen, Briefe von der Hand
der verewigten Künstlerin, ihrer Schwester
und ihrer Freunde ergeben mit den er-
gänzenden Berichten der Herausgebern« doch
ein lebendiges Lied, das die liebenswürdigsten,
gewinnendsten Züge trägt, hermine Spies
war — wie man aus diesem Buche ersieht
— eine Frohnatui, die das Leben wie die
Kunst heiter nahm und der Beide reiche
Älüthen und Gaben darbrachten. Sie selbst
hat ihr Leren, das leider so kurze, ein
sonnige« genannt, und so ist sie, die ein
tragisches Schicksal an der Schwelle zum
höchsten menschlichen Glücke hinraffte, doch
glücklich z» preisen. Daß die unvergleichliche
Künstlerin auch ein guter, edler Mensch^war,
fühlte iustinctiu Jeder, der ihren Lieben: zu
lausche» Gelegenheit hatte, heraus —dieses
Buch bestätigt es: Es lebte iu ihr Etwas
von der Naivetät nnd Harmlosigkeit eines
Äindes; unbefangen wie ein solches, erfreut
sie sich ihrer Erfolge und berichtet sie über
dieselbe»; von llcbermuth und Hochnmth und
kleinlicher Birtuoseneitelkeit »»berührt, blieb
sie selbst auf der Höhe ihres Ruhmes ge-
legentlichen Anfechtungen eines kleinmüthigen
Zweifels an ihrem Können ausgesetzt. Ge-
wissenhaft iu ihrem Studium, war sie doch
keine grüblerische, reflectirende Natur; still
wuchs in ihr das Kunstwerk, bis es ausge-
reift, wie ein Geschenk des Augenblicks,
hervortrat. So enthalten mich ihre in dem
Buche mitgetheilten Briefe nicht tiefsinnige
Bemerkungen über ihre Kunst und überhalipt
bedeutende Gedanken, aber sie legen, wie
gesagt, Zeugnis; ab von ihren schönen mensch-
lichen Eigenschaften, und wer, der die
Künstlerin bewundern und verehren gelernt
hat, möchte nicht auch dem Menschen näher
treten! So hat Minna Spies, indem sie
mit diesem Buche einem Gebot der Pietät
^ folgte, zugleich dem weiten Kreise der
Freuude ihrer unvergeßliche» Schwester eine
werthvolle Gabe geboten, für die man ihr
wärmsten Tank schuldig ist.
0. ^V.

Venus Hmperattiz. Ein Roman aus
dem Berliner Leben von O. Elster.
Breslau, Schlesische Buchdrucker«!,
Kunst- und VerlllgL-Anstlllt v.
S. Schottlaendei.
Der Verfasser kennt das vielgestaltige
Leben der Hauptstadt und zeichnet mit
kundiger Hand Typen aus den verschiedenen
Gesellschaftskreisen; indem er seine Er-
zählung an aciuelle Ereignisse anknüpft,
fesselt er von vornherein das Interesse der
Leser. mi.
)n den Fesseln der Schuld. Roman
von Friedrich Dernbnrg, 2 Bände.
Breslau. Schlesische Buchdruckerei,
Kunst- und Veilllgs-Anstlllt v.
S. Schottlaender.
Friedrich Dernburg gehört »ach unseren,
Dafürhalten zu den Meistern der Psychologie
in unserer erzählenden Litteiatur, und vo»
dicsein Standpunkte aus glauben wir auch
seinen neuesten Roman beurtheilen zu sollen.
Nicht die Fabel an sich ist es, die uuser
Interesse znhüchst anregt. Ter Autor hat
es sogar verschmäht, den Mittelpunkt seiner
Handlung, von dem aus die Fäden sich
wirre» und lösen, den Diebstahl eines kost-
baren Halsbandes, irgendwie geheimnihvoll
zu gestalten; er läßt nns Zeuge des Bor-
falls sein, weil seine Absicht durchaus nicht
gewesen, einen Eriminalroman zu schreiben.
Auch die Eutwickluug der Handlung, die
übrigens etwas sprunghaft, gar zu viel mir
in Episoden fortschreitet, läßt nicht am
meisten nnsere Spannung rege werben; es
sind die psychologische» Processi, die wir sich
vollziehe» sehen, die uns dmch die meister-
hafte, packend« lebenswahre Tnrchführuna.
gleichfalls in die Fesseln der „Schuld"
bringen, die Friedrich Dernburg seine Heldi»
auf sich laden läßt. Völlig motimrt wird
diese Schuld begangen, und als endlich die
Schuldige zusammenbricht unter den Folgen
ihrer That, die sie, „fortzengend Böses ge-
bärend", zu unaufhörlichem Lug uud Tiug
zwingt, dann verstehen wir nach Allem, was
sich zuträgt, völlig die innere Nothwcndig-
keit, den Mnth, die Folgen eines Verbrechens
zu büße», das zu begehe» auch nur einem
starten Willen möglich war. — Hella, die
Thäterin, ist die Tochter eines sehr vor-
nehmen Hauses. Ter Vater hatte einen
hohen Posten, mit dem sich große Rcprä-
sentlltiünspfiichten verbände», inne gehabt;
die altlldelige Mutter konnte nimmer ver-
gessen, daß sie einst den König selbst zu
Gaste gehabt, und Hella, die war die ge»

Geständnis;, die Sühne! Während aber in diesem Verlauf der Handlung sich Friedrich Dcruburg zumeist als der anerkannte Psychologe uon Neuem bewährt, erheben sich die letzten Scenen vor der Katastrophe und diese selbst zu voller dichterischer Wirtuug, und sind wir bisher in reger Spannung den Vorgängen gefolgt, so hören wir das Anstlingen aller dieser schrillen Accorde in tiefer Ergriffenheit. Man wird eiirwendcn können, daß Hella, eben in jenen Vchlußsccncn, eine zu deutliche Blutsverwandtschaft mit Ibsenschen Gestalten vcrräth, man wirb mit zweifelloser Berechtigung den Schluß des Buches als überhastet bezeichne», so daß dieses einen unvollendeten Eindruck hinterläßt; aber man wird sicherlich diesem Dernburg'schen Buche eine Suveriorität vor den meisten belletristischen Saison-Erscheinungen einräumen und mit weitreichender Anerkennung für den Antor es nur ungern aus der Hand legen. ^. ^.

Spaziernänae in der Heimat. Nebst

feierte Schönheit der Residenz gewesen, die sieghaft durch die Salons des ni^b. lils zu schreiten gewöhnt war, unbedingte Siegerin durch ihre classische Schönheit sowohl, als durch die kostbare Feinheit ihrer Toiletten. Und als der Vater starb, brach all der Glanz zusammen gleich einem Kartenhaus. In Arnluth hatte der Geheimrath u. Olzen seine Familie hinterlassen — davon durfte aber mn Gottes Willen die Gesellschaft Nichts merken; ja, der eigenen Mutter, die, schwer nervenleidcnd, kaum uon der Chaiselongue ihres Schlafzimmers sich erhob, mußte die so traurig veränderte Situation verborgen gehalten werden — so hatte es der Stolz Hellas und ihre Liebe zn der Mutter gebieterisch verlangt. Auf Hella, dem ältesten der Olzen'schen Kinder, lastete Alles! Sie war verlobt mit einem bürgerlichen Offizier, in dessen anbetender Liebe und gesicherter Wohlhabenheit sie die einzige Rettung für sich und ihre Familie erkannt — aber auch er durfte vou ihrer Verarmung Nichts erfahren. Die letzte Hoffnung der Olzens, in den Besitz eines überaus kostbaren Familienschmuckes zu gelangen, war durch einen verlorenen Procch — verloren nicht von Rechts wegen, sonder» durch die Ungeschicklichkeit des Rechtsanwaltes auf der einen, die Geschicklichkeit des Gegners auf der anderen Seite — gescheitert. Die leidende Mutter bat unter bitterem Wehklagen, doch die nun schon zwei Winter entbehrte Reise nach der Riuiera endlich antreten zu dürfen; der leichtsinnige Bruder forderte immer ungestümer sein

„standesgemäßes" Taschengeld: der Bräutigam schrieb immer glühender von der nahen .Hochzeit, und wie Hella durch die geschmückten Gemächer ihres eigenen .Hauses wandeln »verde, eine Fürstin an Gestalt und im Gewände — das Alles stürmte auf .Hella ein, und zugleich eine Fluth Uon Rechnungen und niederen Drohungen ungeduldiger Gläubiger, und nirgends mehr Credit; und Niemand eine Stütze, und nirgends eine slussicht auf Hilfe! Sie fühlte deu Boden unter sich wanken: ihre Rettung heischende Hand griff in das Leere — da that es die stolze Hella, da nahm sie von dem kostbaren Schmucke, der nach ihrem Gefühl ja gänzlich ihr gehörte und sich durch Zufall unbewacht ihr preisdot, ein sehr werthvolles Halsband und verkaufte es heimlich. Wie s« soigenbefreit aufathmctc, als die schlimme That gethan! Aber völlig nach den Gesetzen einer ewigen Moral und conform dem Charakter Hellas, bemächtigt sich immer unerträglicher das Schuldgefühl ihrer Seele, bis endlich sie nur eine Rettung sieht: das
einem Anhange: Ausflüge in die Fremde. Von P. Kt. Roscggcr. Wien, A. Hartlcben.

„Die unmittelbare persönliche Berührung mit Natur und Voltsthum hat Augenblicksbilder hervorgerufen, welche von der Besclignng des Spaziergängers nun vielleicht auch einen Hauch auf den Leser übertragen." Mit diesen Worten der Vorrede bezeichnet der Verfasser vortrefflich den Charakter seine: nenesten Wertes, das den 30. Band seiner ausgewählten Schriften bildet. Herzliche Freude an der Natur seiner steirischen .Heimat und vertraute Bekanntschaft mit dem Leben seiner Bewohner ist aus jeder der 45 Geschichten, so mannigfaltig sie auch im Einzelnen ausgeführt sind, zu ersehen. Auch die „Ausflüge i» die Fremde" bleiben innerhalb der «renzen des österreichischen Kaiserstaates. Alte mW neue Freunde Roseggers werden au dem Buche ihre Freude haben. 0-

«lat'Album. Zwölf Original-Zeichnungen von Otto Andres. Mit Dichtungen von Richard Schmidt-Cabanis. Leipzig, I. I. Weber.

Beim Spiel, wie im Rausche, offenbaren die Menschen, wie man sagt, ihre wahre Natur: sie in diesem Zustande zu beobachten, ist für den Psnchologcn und Physiognomiker eine Quelle der Belehmng zugleich und des Vergnügens. Otto Andres hat die charakteristischen Typen der Skat-

svieler und die verschiedenen bemerkenswerthen Phasen des edlen Spiels, das im Palast wie in bei Hütte zn Hause ist, mit scharfem, für den Humor der Personen und der Sache empfänglichem Auge erfaßt und mit sicherem Griffel fixirt. Richard Schmidt-Cabanis hat die Andres'schen Bilder — obwohl dieselben eigentlich keiner Erläuterung durch das Wort bedürfen — in Gedichten interpretirt. die ebenso durch die bei Schmidt-Cabanis betainite virtuose Vers- und Reimgewandtheit wie einschlagenden Humor, der namentlich da, wo er pathetisch sich geberbet, unwiderstehlich wirrt, den Leser ergötzen, — Das prächtig ausgestattete Buch wird allen Freunde» der vier Wenzel — und vielleicht nicht imr diesen — Freude machen.

üinßeMngene Melier. Lespreenunz n»cu Husvkld 6er üed»etion vorbehalten.

2.»X., 0. v., Friedens- und ürle«8mol»I der Heere »m ^nsMNM de8 XIX, I»nr!>underts, Nne 8tre!tsenrM, Vien, V. Lranmiüler,

Neiiolit üd«i <li« 1!ltlU^«lt Ä«« 2IeM«i V««inH»Iii« 1888/94. Lieiitü, gelost-verlllss,

2r«!lili»«l»' Xc>nv«i»»t!<>n»»I^«»!con. Vier-«ennte vollstlindlß nenne»rneitet« ^ul>«8«. In seeuieun Landen, 2völtter L»nd. ziore»^-?erUeKe, Ml «3 lÄlein. ,!»ninter 10 Onromo-t»leln, 2l> X»rt«n uns ?IKue, und 211 'lextllb-dildunM». lxlniiz, Derlin und Vien. l'. H. 8weKn»us,

Nl^el», N,, Die Darsteiinn« (iottes Ho« Vniers, der ssetreneu un,I der ^esililenen f!nll!el in der lwierel. Line Knnstui8tor, 8tndie mit Il2 ^dididun^en und 65 lalein. I,ux«n>bur^, V. «neii.

ÜVVi't,, L,, K^i'2'8 8eeie. Xoveüe, Dresden, L, Pierson,

?IUv»<Hl«iiu, II,, Lüusteine, DeitiliM nur 8,>ewl-relorin, Dresden, L. kierson,

<3r»»b«i^«i, H,, Nn neue» Xuve!Ien!,uc>!. Dresden, ü, ?!e!son.

teinUl«, I!,, VenseK^u. Dr»»nl, Dresden, ü, Pierson,

<3«vbov>ckl, r., IH»<I und I«ute in ^meriic». 8!c!2«en nlle!> dem lieben. Zeriln, II, 8teinilü.

2»1ili, zi,. ?iÄN Holding Hei?., Die iie.sc!>!e!>le einer lninlile. Dre.sden, ü, Pierson.

M«ib«i^, II,. Ue^nmmte Vel^e. I,ielerun8 2—i. I^eipx!«, V, lriedriel!,

N«ln», N,, tzuniin! Ltndenten Ilumoresxen, Dresden, l!, Neroon.

^siil, In,, Die lüosse. I,usl8>>ie! in einem Hei. Dresden, ü. Pierson.

>7»«<>1>n»ii, ^. ?., Kiels Inline, — Doetor Laust. — Nnes neMbten innzen zi»nne.s ^»«rekned, >U8 den, Lllnisel,en von XI, >wnn, lili! dem Diidnis« de« Verfassers nnd einer Vorrede

v«n?!,. VeXl. ?ln-l» u, I^eio/.iz, H. lenzen,
Nlnuiloli, ü,, Xeielrensenule. «it I? lalein in
Ion-. Larden- nnd Uoiddrneii und 1UU Voll-
und lextblidern. 2«e!te Huiwee. Mutlzai-t,
t!, ^, Uo^enen'selie Vi'riugsiiandinnss,
Ilirolid»«!!», V., Des 8n»nenre!c!>e8 llnter^»»«:.
Nu Luitnrdrüii!» in liins ^ul?.I>Fen, Inenden,
ü, kierson.
Xi»u», l!^ s!erni»nenbi»t im I>8ien, Drüildlun^en
und 8!cil!üe>,. Dresden, L, Pierson.
I,»n«!i^, ?,, .^ul Dionvsoüplüdeii. Nedielile,
I>ipüiz, I!, CIl>u88ner,
I<itt«!i, ^,, Dir Nimdvurin. Dine «lrltliene
Nu»ore«Ke. Neriin, t'. .^. (üintne,^ IleitunM-
verluss.
Hl»«^, il,, Line neue 2eit, 8elmu«nie! au«
der Ilefornmtinnsüeit in vier ^Veten, I>i»üiL,
N. 0IllU3»uer.
Illlit«!«, 0., Die vlckre Ursüeiie der Lei,!ee!,ten
seilen, liint ^bnllüdiun^en. Ijeriin, ^
N. Kl!!,,.
?»ul, ^doil, Diu Mf»i!euer I^opnet, plris und
I,elpllss, >Ib«rt iHngeu,
?»v1ov»^?, ^^ H«8 der >VeUlmupwt»dt ?llrl»,
^ntorislrte I'euersetiunss »i>8 dem Ilu««!8eden.
?l>ri» und Iveipl>8, .albert lenzen,
?c>?io, A, ^,, Koreü. >ns d, Nussizeiieu liders,
von 3t. Ilitter von I/rsvn-?i usüvnM, Hit
einer Xorte von üore». >Vien, >V. Lr»n-
n,»!!er.
8i1b«i»t«ln, X., <Ntvos', Im 8twmo der 2eit.
^u><Le!vM,ite Lliiiler, 4 Mnde. Ludl>pe.«t,
H>l!n>l>^ Könvveü,
8t«ill«e, N., >il. Vorii) ^Viiti. — Ooe«<i's 8vnll-
Msse. — Der barmIiernlW Druder. Drei Ho-
veiien, Dresden, ü. Pierson,
Ltsinltisi', »,, Nnnns, Dresden, L, ?ie»on.
8u«u«i, H. U, v., Line moderne üiie. üoml»n.
I»U!b«illij, ». f'erd,, koetlse!,es 8!liii2endne!,,
8»mn,iunss I, I.ein?,!^, 0, <3Iitt!cn,
I7ib»«t»o1>il»e1». XI,, Uebneerusen, (!e<licl>te,
Vl«>l«tt»,, I^iebestiÄnnie. Novellen. Di«8de»
15, Pierson,
2»i>p, ,v,, Der neue Don Huixote, Il«m»n,
Dresden, I?. I'ierson.
2«it»«!!ilsl tili ^vl>Nl>tl«n»iu>, 8n!issestin,!s-
t!,enlnie, ^ussßestionsielu'e und vei^vandte
nsvelioioF. ?«rsennnzen, III, ^niiii;. Hell 2.
Xuvember 1834, Her!!». II. Ilneßer,
2«b«IUi«, r. v., Onne Leliiut, 8eimusoie! in
lünl ^ulüüssen. Dresden, 12. ?Ier»un.
— Der kleine ?»stor und undere Kovel!e,i.
Dresden, ü, Nerso».
2c>I1in^«i, H., 8e!>nie und l^riedeiisdevessumr,
Dresden, L. ?ier»u».

5'
1895«. l'riLokO k'ÜIINUF. I895e?
llll,llM!!,!!!!ll!!!l!!!ll!!!l!lllll!Nl!!!lNli.!l!NI!!lll!!!!I!!!llllll!!!!l!!l!l!!!MMMN

ff
l.ödol 8elinttlänllsl', ^arlsball >/8ünmon ^l
sowie 6ulc!i
u«l,«s«««izon« D«pot8 in llen N>'ü88t«n 8tällt«n gllßs Wolttnells,

il
ZTl^«^^lX^^^^^^^^2?^^^i-i:^^i^H^^^^
X^

"8WM ^VI^I RLI3 ILKMM."
/i2^//c>Fe// (7//<2^^i7/t?^ i/e^e/Ã¶e^."
7^ Il^/l^ 20. ^//i?MÃ¶e^ 1890.
!

März Z8Y5.

Inhalt.

Seil,

hierzu ein Portrait: Heinrich Vulthaupt.
Raoinmg von Johann lindner in München.

,N«ll> »nl» Sil»' »lichein! «in Anfang jede» M»n»»» in heflen »,!» je eine, «unstb«ll»g».
^^»— Peel» P» «LMM»! <« Heft«) « Morl.
Alle vnchhanülnngen »nl> si»ft»nft<>Iten nehmen i»d«z»it Vestellungen «,.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und .Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die ^^"
Redaction von «Oord und Süd" Breslau.
öiebenhufenerstr. ^l., ^3, <5.

Veilage zu diesem Hefte
I. «»MNM», i» «rünftal« (Nhemffalj.) zaiben.Mullei.Iafel dn Hußboden^HIanzlacl« zum Selbstan,liei«l,en,

5n unsere Nbonnemen!

lie bereits erschienenen Vände von

^Üord und öüd"

tonnen entweder in complet brsschirten oder fein gebundenen Vänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (— 3 Hefte) bro» schirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher Goldpressung und 5chwarzdrl<ck 8 Mrn^.

Einzelne Hefte, welche wir au, Verlangen, soweit der vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original - Ginbanööecken

im 5til des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer keinwand, und stehen solche zu Band I.XXII (Januar bis März l.895), wie auch zu den früheren Bänden I—I^XXI stets zur Verfügung. — Der preis ist nur l, Mark 50 Pf. pro Vecke.

Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Vuchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortfetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen «Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

öchlesische Vuchdiuckerei, Uunst« und Verlags-Anstalt
v. 5. 5chottlaender.

(Veftellzetttl umstehend.)

Mestslczettec.
Vei der Vuchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von siaul linoau.
^chlesische Vochdruckeiei, Ännsi- n, vnloglanstlll! 0.5, Schottlaender in Vr«>„».
«Lzpl, Vand I.. II,. III.. IV., V.. VI.. VII,, VIII., IX., X,.
XI., XII.. XIII.. XIV,. XV.. XVI,, XVII., XVIII., XIX,, XX,,
XXI.. XXII. XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.. xxvm.,
XXIX.. XXX,. XXXI.. XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
XXXVI,. XXXVII.. xxxvm,, XXXIX.. XI... XI.I.. XI.II., XI^II.,
XI.IV., XI.V,. XI.VI., XI.VII.. X1.VII1, XI.IX.. I.,. I.I.. QII.. I.III,
I.IV.. I.V.. I.VI., I.VII,. I.VIII,, I.IX. I.X., I.XI. I.XII.. I.XIII.,
I.XIV., I.XV., I.XVI.. I.XVII., I.XVIII, I.XIX. I.XX, QXXI
elegant broschirt zu>n Preise von '^ 6.—
pro Vand (— 3 Hefte!
fein gebunden zum Preise von «^ 8.— pro Vand.
Lxpl. Heft ,, 2, 2, ,, 5. 6, 7, 8, 9, ,o, ,,, ,2, ,2, ,4, ,5'
,6. »7, ,8, ,9, 20, 2,, 22, 23, 25, 25, 2t. 27, 28, 29, 2«, 2!, 22, 22'
2<5, 25, 2«, 27, 28, 29, ,0, 4,, 42, 42, 44, 45, 4«. 4?, ,8, 49, 5«, 5,'
52, 52, 54, 55, 56, 57, 58, 59, SO, 6,, «2, «2, 64, 62, 66, 67, 68, 69'
70, 71., 7:, 72, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 8,, 82, 82, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 90, 91,. 92, 92, 94, 95, 92, 97, 98. 99. <n«, loi,. ,02, ,02
,04, ,05, ,06, ,07, ,08. ,09, ,i<>, U>, ,,2, N2, ,,4, U». , ,K, ,,?
,,8, ,,9. ,20, ,2,. »22, ,22, ,24, ,25. ,26, 127. ,28, ,29, ,20. ,2,'
,22. ,22, ,24, ,25, ,26, ,27, ,28, ,29, ,4°, <4,, ,42, ,43, ,44. ,45'
146, ,47, ,48, ,49. ,5«, ,5,, ,22, ,52, ,54, ,55, ,56, >>57, »58, ,59
,60, ,6,, ,62, ,63, ,64, ,65. ,66, ,67, ,68, ,69, ,70, ,?,, ,72, ,72'
,?4, ,75, ,76, ,77, ,78, ,?<>, ,80, ,8», ,82. ,82 ,84, ,85, ,86, ,87.
,88, ,89, ,9«, l9!> <92. ,92, >94. ,95, ,92. ,9?, ,9«, »99, 200, 20,,
202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 2,0, 2,,, 2,2, 2,2, 2,4, 2,5
zum Preise von «^i. 2,— pro Heft.
Einbanddecke zu Sd. I.XXII. (Januar bis März ^895)
«Llpl. do. zu Vand I., II,. III,. IV., V.. VI. VII., VIII.,
IX.. X.. XI,, XII.. XIII.. XIV.. XV., XVI.. XVII., XVIII., XIX.,
XX,, XXI,. XXII., XXIII,. XXIV., XXV. XXVI,, XXVII.,
XXVIII,, XXIX,. XXX,. XXXI,. XXXII,. XXXIII,, XXXIV.,
XXXV,, XXXVI., XXXVII.. XXXVIII., XXXIX., XI... XI.I.,
XI.II.. XI.1II . XI.IV., XI.V,. X1.VI,, X1.VII.. XI.VIII., XI.IX., I...
I.I., I.II., I.III.. I.IV., I.V., I.VI., I.VII, I.VIII.. I.IX,, I.X., I.XI.,
>.XII„ I.XIII., I.XIV., I.XV., I^XVI,,I.XVII., I.XVIII., I.XIX., I.XX.,
I.XXI
zum Preise von °^ (.50 pro Decke.

EMPTY

.'
^1

M
^<-<x^. .

>^<^^<^<<^]^
5^!!e5iÂ°l<HVll5!2Mn:M v, ^^ck^li^'n^cs-!,^-?^^!

Nord und Süd.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Faul tindau.

l.XXII. Band. — März ^8Y5. — Heft 2^6.

Wreßlau
3chlesische Vnck^iuckerei, Kunst- nnb Verlags-Anstalt
v. 2. -chottlaender.

^^^«
^ ^!
KW
M^
5I
^,!^^-^^?
^^)) ^3^^^^^^^
M!,
H^N
/^"^^V^"

)ung' oder Dirn?

Line Teegeschichte,

von

Heinrich Vtruse.

— Vnckeburg, —

,,^ilf mir. Ich sann nicht mehr!" Mit diesen verzweifelten Worte»
3ah sich Johanna empfangen, die freundliche Cante, von ihrer
Aelteren 3chwester Marie, der verwittweten Capitän Marquard.
„schwester, Du bist auffallend erregt," so sagte die Tante,
„Und mein Vathenkind, mein prächtiges Julchen, es glühet
Ja wie siurpur. was giebt's?" Und noch Athen» schöpfend, erwidert
Jener die wittwe darauf: „Ich habe gezüchtigt den Unband,
5eit mein seliger Mann bei den Goodwin 3ands ist geblieben,
Ist auf mich ja gefallen die ganze 5orge des Hauses.
Und sie wird mir nicht schwer, ich habe ja leidlich zu leben i
Denn mein Mann, vorsorglich wie immer, versicherte, eh' er
Aus von london lief, noch den Lchiffspart, der ihm gehörte,
Haus zu halten allein sind gewohnt wir. Die Frauen der Lchiffer
leben als wittwen ja stets, wie selten nur seh'n wir die Männer!
Nur die Erziehung der Ainder ist mir zu beschwerlich." „Du Haft ja
Nur zwei Töchter, Marie." „Jawohl, und die ältere, Anna,
Ist so, wie es sich ziemt für Mädchen, gesetzt und bescheiden
Aber der Range da wird noch zu früh in die Grube mich bringen."
„Julchen, was hat sie gethan?" „5ie ist wie der wildeste Junge,
Rein Vaum ist ihr zu hoch; sie klettert zum obersten Wipfel,
Rudert allein im Kahn, springt über die breitesten Gräben —
Denk' Dir, das Unglückskind, die wilde Hummel, ist eben,
Als ein Junge gekleidet, und vom Janhagel bejubelt,
Vis zur «bersten 3pitze des Kupferwerkes geklettert!"
Daß steinwerder ein Inselchen ist in der unteren Elbe,

Mit Packhäusern und werften bedeckt, in der Nähe von Hamburg,
Ist wohl Manchem bekannt. Es befindet sich dort auch das große
Knpferwerk, wo man sammelt das Erz der entlegensten Gruben,
Und man reinigt es dort und gießt es in funkelnde Narren.
Um nicht belästigt zu werden von Rauch und den giftigen Dünsten,
ward in die Höbe geführt ein mächtiger, riesiger 3chornstein,
Fast zu seh'n wie ein Thurm, und die äußere eiserne Treppe
Fuhrt durch die luft hinauf bis zum Himmelanlagenden Gipfel,
Muthige Knaben erstiegen zuweilen die Treppe, doch wenn sie
3o hoch etwa gelangt wie ein Großmast, wurden sie bange,
Daß sie, von Schwindel ergriffen, hinunterstürzten, und stiegen
tangsam wieder die Treppe hinab mit bebenden Knieen.
Dort war also hinauf das verwegene Iulchen geklettert.
„Julie sieht," wie die Mutter erzählt, „aus der Ferne der Knaben
Treiben sich an und denket bei sich: „Das kann ich doch besser!"
Und läuft blindlings heraus und steigt auf die Treppe, was kehrt sie
3ich an meine Verbote! Und steigt und steigt in die Höhe —
Schwindel kennt sie ja nicht — und klimmt bis zur obersten 3pitze.
Unten versammelt indeß sich ein Haufe von müßigen Gaffern,
starrt nach Iulchen hinauf und ruft: „Ein verwegener Junge!"
Plötzlich war sie verschwunden. Man wußte nicht, wo sie geblieben.
Nämlich sie schlüpfte hinein in den Zchlot, sich die innere Treppe
Anzusehn; doch schien sie bequemer ihr nicht, als die äuß're,
Und war dunkel dazu; drum ging sie wieder in's Helle.
Und wie ein Wiesel vom Taubenschlag, so schoß sie behende
wieder herab, und es riefen Hurrah und klatschten die Menschen.
„Das ist Alles noch kein Unrecht," so versetzte die Tante.
„was kann Iulchen dafür, mein liebliches Pathchen und Herzblatt,
Daß sie gesund und schlank sich der kräftigsten Muskeln erfreuet?"
Aber die Mutter erwiderte ihr kopfschüttelnd: „Johanna,
war' sie ein Junge, — nun gut. Doch ein wohlerzogenes Mädchen
Muß in Sucht und 2itte sich fügen. sie hat mich mit Vitien
lange dermaßen bestürmt, bis ich Iulchen erlaubte, die Kleidung
Ihres Nrnders Johann, der blieb auf see mit dem Vater,
Anzulegen zum 3cherz, doch nur im Hans und im Garten;
Aber sie ward wie wild, in der männlichen Kleidung, der langen
Röcke entledigt, doch trieb sie's so arg wie heute noch niemals.
Ist das nicht ein skandal? Das muß ich erleben an meinem
Eigenen Kind!" Und es lief von Neuem die Galle ihr über.
Und schon erhob sie den Arm, um Julien weiter zu schlagen.
Aber es trat dazwischen die gütige Tante und sagte:
„laß das, schwcster! sie ist kein Kind mehr." „Aber die schände,
welche sie über uns bringt!" „Es ist nicht so fchlimm, wie Du sagest.
Julie wurde ja gar nicht als Mädchen erkannt, und man glaubte,
Das; sie ein Junge sei, ein artiger Junge!" „Ich schlüpfte,
wieder heruntergelangt, in die offene Pforte des Gartens.
Niemand hat mich erkannt!" so bekräftigte Iulchen die Rede.
Tante Johanna versetzte: „Das herrliche Mädchen, Du hast sie
Vraun und blau schon geknufft, und ich soll Dir noch gar dabei helfen?
Armes Iulchen!" so sagte die Tante begütigend, strich ihr

Aus den Augen das Haar und streichelt' ihr freundlich die Wange.
2ie stand da, ein Thränchen im Aug', doch trotzig und zornig
Ueber die schlechte Vehandlung. „Erbittre das Kind nicht I" so sagte
Tantchen zur älteren Schwester. 5ie kann ja dafür nicht, daß Gott ihr
Herrliche Glieder geschenkt und Muth und Freiheit von Schwindel."
„willst Du sie gar noch vertheid'gen?" so sagte die wittwe. Ich Hab' ihr
strenge verboten, in männlichem Kleid aus dem Garten zu gehen,"
„Aber sie hat ja strafe und fast zu reichlich erhalten."
Endlich gelang es der Tante, die aufgeregten Gemüther
wieder zu stillen. 5o glättet mit Gel man die tobenden Wellen.
Niemand hat sie erkannt! mit dem Tröste ging man zu Veite,
Doch was geschah? Man las die ganze Geschichte am andern
Morgen mit ausgeschriebenen Namen im Torrespondenten
3ammt anzüglichen Worten, Es wurden die Mütter getadelt,
welche die Töchterlein nicht in Zucht und Vrdnung erzögen,
selber die Vbrigkeit wurde ermahnt, zu steuern dem Unfug.
Ja, so stand es zu lesen im Hamburger «Korrespondenten.
Und man erinnere sich an die sittsamen früheren Zeiten.
schlittschuhlaufe» und schwimmen, allein zu reisen und andre
Unanständige Dinge, sie waren den Mädchen verboten.
Und nun gar vor dem gaffenden Volk auf Thllrme zu klettern,
war unglaublich und kaum für möglich zu halten. Die Mutter
schwur: „Ich kann die schände nicht überleben!" und tobte
Aerger als je. Doch wagte sie nicht zu schlagen die Tochter,
Die im schweigenden Trotz ihr bange machte. Doch Julchen
war auch selbst wie vom Donner gerührt, als sie in dem Vlatte
las die Geschichte mitsammt der angehängten Ermahnung.
G, in die Zeitung zu kommen, das war doch das schlimmste des schlimmen!
während der Züchtigung schon war sie entschlossen, nicht länger
sich mißhandeln zu lassen und fortzugehn in die Fremde.
Und nun schien es ihr ganz unmöglich, im Hanse zu bleiben,
Das durch sie in den Mund böswilliger leute gekommen,
Julie nahm, was sie hatte von männlichen Kleidern, und zog sich
Als ein Knabe nun an und schor sich die goldenen locken,
wühlte das Haar durcheinander und schnürte ihr Nündel, Die Frauen»
Kleider ließ sie zurück im Kleiderschränke verschlossen,
Ging nicht wieder hinab in die stube zur jammernden Mutter
Und entschlüpfte vom Hause. Die Mutter kam, sie zu holen;
Aber sie fand — was soll das bedeuten? — die Kammer verschlossen.
Julie ging indeß mit eilenden schritten zum Hafen,
Einzuschiffen sich dort, zunächst womöglich nach England,
sei es als Passagier — ihr fehlle das Geld nicht, sie hatte
Ihre Ersparnisse mit — sei's, wenn ihr lächeln das Glück will,
Dienst zu finden im schiff; doch war das kaum zu erwarten.
Fort, nur fort in die welt^I Und als sie zum Hafen gekommen,
Dort, wo wirthschaft- steht an wirthschaft und laut aus den Kneipe»
schallt Matrosenlärm und Gesang aus heiseren Kehlen,
Da flog, während sie eben vorbeizuschreiten gedachte,
plötzlich die Hausthür auf, und ein Haufen von tobenden Menschen
wurde herausgejagt von dein fluchenden wirth und den Kellnern,

lange schon hatte ein blutiger streit im Innern gewüthet.
Aber der wirth, dem weniger lag an den blutenden Köpfen,
Als an zerbrochenen Flaschen und spiegeln und krachenden stuhlen,
sah wohl, daß er den Kampf nicht anders zu enden vermochte,
Als wenn er eine der beiden Partei'« auf die straße hinauswarf.
welche, das war ihm gleich; doch er wählte natürlich die schwäch«.
Fluchte der wirth in der THUr, so schimpften von draußen die Gäste,
schlugen aus Rache die Fenster ihm ein, Das wollten die drinnen,
Die mit Hilfe des wirthes gesiegt, nicht dulden und drangen
Zornig heraus auf die straße, »o sich fortsetzte der Aufruhr.
plötzlich erscholl ein gellender schrei aus der Kämpfenden Mitte,
Markerschütternd. Man hatte zum Messer gegriffen. Lin Mann fiel
Jammernd und blutend zu Voden. Lr war in die Hüfte gestochen,
Vlntete auch am Kopf, und man trug ohnmächtig in's Haus ihn.
wer war's? Detlev virksen. Lr wurde von Allen bedauert,
Denn er war klug und hübsch und sollt' am nämlichen Abend
Noch nach Vahia versegeln. Ls lag im Hafen die Jolle
lange bereits, um ihn zurück zu bringen zum schiffe,
Das in der Mitte des stroms dalag, schon klar für die Reise,
statt nach Vrasilien wurde der Arme gebracht zum spitale.
Als das Julie hörte, so hatte sie rasch sich entschlossen,
Hing mit beschleunigtem schritt »n's Ufer und sprang in die Jolle.
wrickte sie schnell und behend durch alle die mächtigen schiffe
Ueber die Fläche dahin gradwegs auf das ankernde Vartschiff. —
Frithjof ward es genannt und geführt von Kapitän Wolter —
Klomm wie ein Turner hinauf und fragte dann nach dem Kap'täne.
Aber er war nicht an Vord. sie wandle sich dann an den steu'rmann,
«Linen gar schönen und kräftigen Mann von schwedischer Herkunft.
Axel Vergström war sein Name, ein stattlicher seemann.
Und sie begrüßte ihn also erröthend mit fliegenden Worten:
„Herr, Ihr wartet auf Detlev Dirlsen, den leichten Matrosen."
„Freilich!" „Ihr wartet umsonst." sie erzählte ihm, was sie erlebte.
„Tausend Tonnen voll Teufel!" so fluchte darauf, sich das krause
Haar ausraufend, der schwede, „was hatte denn Dirksen, der Raufbold,
Noch fo spät am lande zu thnn? Daß Gott ihn verdamme!
Denn wir sind nur knapp mit Mannschaft versehen. Die Heuer
Ist zu hoch, wir sind schon völlig gerüstet zur Abfahrt,
Auch ist umgesprungen der Wind, wir könnten schon morgen
Kriegen die Dünen in sicht. Allein wir können nicht segeln,
LH' für den schlinge! von Dirksen Ersatz wir bekommen." Li fluchte
wieder die Teufel herbei in legionen. Da sagte
Julie schüchtern: „sie könnten vielleicht mich selber gebrauchen."
„Dich? Du bist noch zu jung. Ich kann spielvögel nicht brauchen."
Julie ließ nicht locker: „Ls käme auf einen versuch an.
Ich bin seemanns Lohn," so sprach sie zu ihrer Empfehlung,
„Und ich kenne das schiff, wie ein alter befahrner Matrose,"
„Li, Du bist ja wie Milch und Nlut, ein sauberes Vüppchen.
Aber Du siehst mir nicht aus, als könntest Du brassen die segel.
wenn sich biegen die Masten im stürm." — sie ließ ihn die Rede
Nicht vollenden und sprach zum steu'rmann also mit lächeln:

„Herr, Ihr könnt ja versuchen, ob ich zu klettern verstehe!"
Uno schon war sie die Wanten hinauf im Nu wie verschwunden.
„Ah, ein tüchtiger Vursche," so sprach nachschauend der steu'rmann,
„Denn er zwänget sich nicht, wie Ängstliche Neulinge pflegen,
Durch das soldatenloch; nein, unter den puttingswanten
steiget er frei hinauf in die luft. Da gilt es, zu kriechen,
so wie die Flieg' auf Glas mit dem Rucken nach unten, herumkriecht.
Herrlich, wie er es macht, der schlanke Geselle! Zum Küssen!"
Und so rief denn nach oben hinauf der bewundernde steu'rmann:
„schone Dein sonntagszeug und komme nur wieder herunter.
Hast Du die Seemannskiste bei Dir?" „Nein," sprach sie verlegen,
„Nun, das schadet auch nicht. Der Kaplan, so sagt' er mir eben,
will erst morgen früh mit der «Lbbe die klbe hinab gehn,
Und fo Haft Du noch Zeit, vom lande Dir Alles zu holen,"
Julie fuhr zurück in die stadt und kaufte im Hafen
Veim schiffshändler die Riste und Arbeitszeug und was sonst sie
Nöthiges brauchte, sich ein und kam bald wieder an Vor« an,
Früh fuhr anderen Tags mit günstigem winde die Vark ab
Und glitt rasch vorbei an den reizenden Ufern der «LIbe.
Julius, denn so nannte sie sich, stand vorn an dem Vugspriet,
sah n«ch der 3tadt nicht zurück und nicht nach der heimischen Insel,
vorwärts nur, weit weg in die Welt! Und als sie gekommen
Nach Vlankenese, dem äußersten Ziel, wohin sie gereist war,
Dachte sie jubelnd bei sich, daß sie nun in die Welt schon gelangt sei,
Julie war für die Rolle, die sie zu spielen beschloffen,
Ganz wie geschaffen. Gewohnt, in freier luft sich zu tummeln,
war sie schon etwas gebräunt, und wind und Wetter und sonne
Gaben ihr bald auf der, Fahrt ein braunes und männliches Aussehn.
Ihre stimme war tief, ein Alt, um den sie berühmte
Primadonnen beneiden gekonnt, von der schule her konnte
Englisch sie schon und üble sich nun mit Matrosen ans England.
Auch kam sehr ihr zu statten ihr festes, entschlossenes Wesen,
wenn sie so stramm dastand im blauen Tuche mit goldnen
Ankerknöpfen, wer hätte sie da für ein Mädchen gehalten?
Vreit war die stirn, und es standen ihr fast gradlinig die Vrauen,
Und ihr blickten darunten so klug und freundlich die blauen
Augen hinaus in die Welt und schienen vor Freude zu leuchten.
Galt sie als Mädchen für wild, so ward sie als sanft und gefällig
Vald bei der Mannfchaft beliebt, und namentlich zeigte der steu'rmann
Wohlgefallen an ihr. wenn nicht ein Weilchen der junge
Vursch' ihm vor Augen gekommen, so war er verdrießlich und fragte:
„wo bleibt Julius denn!" Und sonst sehr schweigsam und wortkaig,
lobte er Julius doch als pünktlich im Dienst und verlässig.
Nur, wenn er gar zu verwegen gewesen, so regnet' es Flüche:
„Ich will mnthige, nicht waghalsige leute. Du Range!"
Aber, sie merkte es wohl, was ihn gegen den liebling in Harnisch
Hatte gebracht, war Nichts, als die ausgestandene sorge.
Julien war so zu Muth, als wenn Gott eigens das Weltall,
sonne und steine und Mond und die endlos rollenden wogen
Hätte geschaffen für sie, und sie jauchzte vor tust und vor Wonne
_^

seekrank wurde sie nie, »nd selbst in der Vai von Viscaya,
Jener verrufenen Ecke, wo sich mehr todt als lebendig
schleppen die Meisten herab in die Koje und jammern und stöhnen,
Ging sie munter herum und ließ sich schmecken das Essen.
von Vrasilien wurde der Frithjof, Hamburger vollschiff,
Kapitän Wolter, befrachtet auf Indien nach surabaja,
lief Vatavia an »nd Honkong, kam auch nach Japan.
Auf dem chinesischen Meere befiel sie ein furchtbarer Taifun,
Unter den stürmen, die brausen auf Erden, der schrecklichste, schon war
Vi» in den äußersten Kreis des strudels die Varke gerathen,
's war ein Vrkan, um die Zähne den Hals hinunter zu wehen,
Alles war Nacht, sie konnten nicht sehen nnd hören und mußten
Uebermenschlich sich mühn, um nicht fortgerissen zu werden
Vis in die Mitte des Wirbels, wo nicht mehr zu retten das schiff ist.
Und kaum war es entflohn aus dem Rachen des Codes, so kamen,
Mit seeränbern bemannt, drei große chinesische Dschunken
Veutelustig heran. Da galt es den Kampf um das leben.
Kamen sie Alle zugleich, war schiff und ladung verloren,
Aber die größte der Dschunken, die sah, wie der mächtige Frithjof
Alles, was leinwand heißt, beisetzt, um zu fangen die Vrife,
welche zum Glück aufsprang, war besorgt, es entwische die Veute,
Und eilt weit voraus vor den andern. Man sah schon das Raubschiff
Näher und näher kommen und wimmeln von gelben Gesichtern.
Doch auf dem Frithjof rüstet sich Alles zur tapferen Abwehr:
Und zwei Earronaden, die sonst mehr dienen zum staate,
Als zum Gebrauche, sie werden mit kräftiger ladung versehen,
Zwar sie tragen nicht weit, indeß in geringer Entfernung,
Richtig gezielt, so weit auf schwankendem Vorde das möglich,
Können die Laironaden verheerend wirken und furchtbar.
„Artilleristen sind nicht an Vord," fo rief der Kap'tän aus,
Aber wer hat von der Mannschaft die besten und sichersten Augen?"
„Julius!" rief Vergström, nnd der schlanke und muthige Vursche
Trat ganz sicher heran an das kurze Geschütz. Daß die Kugeln
pfiffen bereits durch die tust, das merkte er gar nicht und schien sich
Nicht an die knatternden schüsse der wilden Piraten zu kehren.
Muth sei kein Verdienst bei Napoleon, sagten die leute,
Denn er kümm're sich nicht um Gefahren und kenne die Furcht nur
Dadurch, daß er bemerke, wie andere Menschen sich fürchten.
so furchtlos stand Julius da und richtete einen
prüfenden Vlick auf das nahende schiff der Piraten, den andern
Auf die Mündung des Rohrs. Er dreht es ein wenig zur Seite
Und dann legi' er die brennende lunte gelassen auf's Zündloch.
Feuer! Ein furchtbarer Krach, Getroffen am Fuß war der Hauptmast
Auf der chinesischen Dschunke. Er brach in Splitter nnd senkte
sich auf die seile mit segeln, mit Vambusrohren und Tauen,
Doch die Piraten, die fahen die Dschunke schon fertig zum Kentern,
schrieen entsetzt nnd dachten an Nichts als die eigene Rettung.
Ja, ein Kernschuß war's, und die folgenden Dschunken der Räuber
Hatten genug zu thun, um die Kameraden zu retten,
während der Frithjof stolz mit sich blähenden segeln davonzog.

Julius wurde von Allen umarmt und gelobt und gepriesen,
Aber er sagte verwundert: „was Hab' ich gethan denn? Ich habe
Nur das Geschütz ein wenig gedreht, was will das bedeuten?"
„Mußt zur Marin' abgehnl" sprach freudestrahlend der steu'rmann.
Und ich sehe Dich schon in Admiralsepauletten!"
Julie freute sich wohl bei dem tobe, doch dachte mit lächeln:
„Admiral? Das werd' ich wohl nicht. Mir war' es auch lieber
Vergström würde Aap'tä'n und ich — ich seine Ilap'tänin."
Inliens weibliches Her; gab ihr für männliche Wesen
Noch ein besondres Gefühl, vor Allem der treffliche steu'rmann,
Hatt' es ihr angetban. Man sah es ihm an daß aus gutem
Haus er entstammte. <Lr war aus Goeteborg, wo sein Vater
lebt als vermögender Mann, ein geachteter Rheder und Kaufmann,
Axel Vergström war ein Mann, wie sie nie ihn gesehen.
Alles gefiel ihr an ihm, schon die tadelloste Wäsche,
seine vortreffliche Haltung, sein grades und männliches Wesen,
Auch an Gewandtheit fehlt es ihm nicht; ein trefflicher Tänzer,
war er im Vallsaal wohl bei den tanzenden Damen gelitten,
wenn sie nur nicht Anspruch auf Unterhaltung erhoben.
Denn bei tiefem Gefühle verstand er es nicht, sich zu äußern.
Auch der Kapitän und die ganze Vesatzung des schiffes
war auf Julius stolz als den Ausbund aller Matrosen.
Trotzdem hielt sie sich immer ein wenig zurück, und sie ließ sich
Nicht gern nahekommen, sie fürchtete stets die Entdeckung.
Aber je länger, je besser verstand sie, die Rolle zu spielen;
Niemand schöpfte verdacht. Zwei Jahre bereits und darüber
war sie nach Osten und Westen, nach Norden und Lüden gefahren,
Aber im dritten Jahr, wo das vollschiff lag in dem Hugly,
ward es geladen mit Reis und befrachtet für „Mündung der Elbe".
Also ging es nach Hause zurück und der Heimat, der süßen,
Und da schien zu erwachen in Julie endlich der Frauen
Häuslicher sinn. Ihr war so, als hätte für Abenteuer
sie ihr Müthchen gekühlt und hätte verlangen, ein Mädchen
wieder zu sein. Als das schiff, theilweise die ladung zu löschen,
Hatte gelandet im N, vor Amsterdam, und die Mannschaft
Urlaub hatte bekommen, da sah man Julius stehen
lang in der Ralverstraat vor den glänzenden laden, sie sah dort
Hauben und Hüte sich an, Armbänder und rothe Torallen,
„Wo bleibt Julius denn?" so fragten einander die leute,
welche sich im schaufenfter die zierlich geordneten Waffen
Vder auch Vilder besehen in goldenen Rahmen, ein Fläschchen
Voonekamp of Magbitter gekauft und andre Getränke,
welche der seemann liebt, „wo bleibt er denn?" fragten die leute,
„Li, dort hinten, dort steht er ja noch und kann sich nicht trennen
von den Geschäften der Ualverstraat, <Lr starrt wie bezaubert
Hin auf die spitzen und Vrochen und Ainkerlitze und allen
Affigen Weiberkram." Da hörte zuerst man die Frage:
„Ist es am tnde 'ne Virn?" Doch die Meisten bestritten das eifrig.
Zwar, als es galt, Deutschland zu befrei'n vom Joch der Franzosen,
Traten auch tapfere Jungfrau'n ein in die Reihen der Krieger.

Doch Matrosen zur see, das ist nicht glaublich und möglich.
Aber die Frage war einmal gestellt und kam nicht zur Ruhe.
Als die Matrosen des Abends beim Gangspill saßen zusammen.
Meinte der Koch, ein gewitzigter Kerl: „Um das zu erkennen,
«Liebt es ein sicheres Mittel." „was wäre denn das für ein Mittel?"
„wenn die f>erson dasitzt, so wirft in den schooß man ihr Etwas.
Ist sie ein Weib, so zieht es dabei auseinander die Kniee,
Da sie also gewohnt, mit dem ausgebreiteten Kleide
Aufzufangen den Wurf; doch wenn es ein Mann ist, so zieht er
Enge zusammen die Kniee, um festzuhalten die Sache."
Und wie gesagt, so gethan. Man warf ihm, dem leichten Matrosen
Julius, unversehns in den schooß einen zierlich gesteppten
Pelzhandschuh, und siehe, er zog auseinander die Uni«.
Darauf vermehrten sich freilich die stimmen für „Mädchen". Doch Alle
wurden noch nicht durch die sirobe bekehrt. Und plump auf die schöne
Julie einzudringen zur lösung des Räthsels, dazu war
Zu anständig das Volk. Theerjacken, sie fühlen doch zarter,
Als manch Einer sich denkt. Am meisten betroffen war sten'rmann.
Ihm stand plötzlich es fest, daß andern Geschlechtes sein schöner
liebling war, und er glaubte sich jetzt auf einmal erleuchtet
Ueber den Zug, der ihn zu dem herrlichen Wesen gezogen
Gleich von Anfang an und stärker mit jeglichem Tage.
Aber er wagte nicht mehr, sein Wohlgefallen zu äußern,
Unbefangen wie sonst. Er pflegte zuweilen zu sagen:
„Vhne Dich kann ich nicht sein!" Jetzt da sich die Möglichkeit anfthat,
Julie stets zu behalten und nie von ihr sich zu trennen,
Faßten ihn schauer der Wonne und namenloses Entzücken.
Einmal stand er so da, in Gedanken verloren, und rieb sich
Eifrig die Hände vergnügt. „Ei, friert Euch?" fragte den sten'rmann
Kapitän Wolter. „V nein, das ist so meine Gewohnheit,
Noch aus frühester Seit, wenn mich frohe Gedanken bewegen."
„was für frohe Gedanken? wenn so zu fragen erlaubt ist."
Anfangs wollte er nicht antworten; dann sagt' er entschloffen:
„Ungefangene Fische, Kap'tän, Ich steh' in Verhandlung
Ueber ein schiff, dreimastiger 5choner, der fast noch wie neu ist,
Uno ich bekomme davon wohl neunnndvieizig und fünfzig
vierundsechzigstel Parti Va fahr' ich nach meinem Velieben;
Vranche nicht erst Umfrage zu halten bei sämmtlichen Rhedern.
Und auf eigenem schiff zu gebieten, das ist doch das Veste."
„Nun, Ihr habt ja vermögen: ich gratnüre im voraus."
Aber zu anderen Seiten beschüchen ihn nagende sorgen.
Kann sie mich lieben und bin ich sür sie nicht zu alt schon geworden?
Dreizehn Jahre zuweilen, zuweilen auch vierzehn Jahre,
wie der Geburtstag fiel, war älter der Mann als das Mädchen.
Julie ahnte indeß gar Nichts von solchen Vedenken.
stand er nicht da vor ihr in der Vliithe der Kraft und der -chönheit?
wie viel Jahre er zählte, das wußte sie nicht; doch es konnten
Ueber die dreißig nur wenige sein. Und sie selber, sie war ja
Nicht mehr weit vom zwanzigsten Jahr, wenn er nur sich geäußert.
Hat!« sie weggelacht ihm solche Vedenken. Doch schien er,

schweigsam stets, jetzt völlig verstummt und verschloffner als jemals.
Und sie merkte daran, daß er wußte, sie wäre «in Mädchen,
Einmal sah er sie an mit einem verzehrenden Vlicke,
Und sie erröthete sanft. Das diente statt jeder Erklärung.
Aber es nahte das schiff nun schon sich der Mündung der Elbe,
Und man hatte nicht Zeit, auf Andre zu achten. Ein Jeder
Hatte genug zu thun, um sich fein zu machen für Hamburg.
Als sie die Elbe erreicht und das endlose Häusergewirre,
Das man Hamburg nennt und Alton», und auch den hohen
Schlot vom Ilupferwerk steinwerders, da schickte sich Jeder
Fröhlich zur Abfahrt an, und am ersten der leichte Matrose,
Als sie zum Abschied ihm darreichte die Rechte, so hätte
steu'rmann gern ihr gesagt ein herzliches Wort, doch es ging nicht.
Aber er druckt' ihr die Hand so kräftiglich, daß es ihr weh' that.
weh und zugleich doch wohl, und er starrte ihr nach, da gewandt sie
sprang in da« Noot, und als nur wenige schlage der Riemen
Hatten das Voot vom schiff entfernt, da holte die schöne
Julie, siehe! den reizendsten Hut nach der neuesten Mode,
Den sie heimlich gekauft in Amsterdam, ans dein Veutel,
sehte ihn lachend sich ans und sprang in die Höhe und rief ans:
„Ich bin 'ne Virn!" so plagte der Uebeimuth sie. Die Mannschaft
stand an der Reling entlang, um nachzusehen dem liebling.
Und sie brachte ein Hoch auf sie ans mit endlosem Jubel.
Julie wußte bereits auch ohne Worte, sie wurde
Unaussprechlich geliebt. Und von innerer Heiterkeit strahlend,
schritt sie mit eilendem Fuß auf das alte vertrauliche Haus zu.
Niemand traf sie daheim, als die Magd, die nicht ihr bekannt war,
Und so schlüpfte sie rasch in ihr freundliches stübchen von eh'mals,
Holte den schlüfsel hervor zum Kleiderschränke, wo ihre
Franenkleider noch hingen, und zog sich an, wie ein Mädchen.
<v, wie unbequem und hinderlich schien ihr die Kleidung!
Und dann eilte sie wieder herunter zur stube, der besten,
Vrdnete ihre Geschenke auf Tisch und stuhlen und kniete
Nieder, das Antilopenfell — sie hatt' es in Java
Mit Entzücken dereinst sich gekauft — vor dem sitze der Mutter
stolz ausbreitend. Da traten herein schon Mutter und Schwester,
Und sie verwunderten sich der Gestalt, die lag auf dem Voden.
„wer ist das?" so riefen sie aus. sie sagte mit lachen:
„Ich!" sprang fröhlich empor und umarmte die staunenden lieben.
„sorgt nicht um mich; ich werde mich schon durchschlagen!" so hatte
sie an die Mutter geschrieben beim Abschied; ließ aus der Fremde
Auch von Zeit zu Zeit Nachrichten gelangen nach Hause,
Aber nur kurz, ganz kurz: „Ich befinde mich wohl und zufrieden,
Und ich verdien' ein artiges Geld." Mehr stand in dem Nrief nicht.
Denn was brauchte man auf steinwerder z» wissen, daß Julchen
Ein Matrose geworden? sie hätten die Köpfe geschüttelt
Und noch lauter als früher bedauert die seufzende Mutter.
Doch in der Freude de« wiederseh'ns ward Alles vergessen.
Endlos mußte sie nun von landein und Völkern erzählen.
Aber am liebsten berichtete sie von dem herrlichen Manne,

Der sie freundlich beschützt, von dem Zteu'rmann, wußte so viele
Tugenden an ihm zu rühmen, daß man am Ende sie fragte:
„Ist er denn völlig frei von Fehlern?" 5ie sagte mit lachen:
„Ja, da kann man sich lange besinnen! Ihm fehlen die Fehler
Vis auf den einen: er flucht zu viel nach schwedischer Litte,
„Hunderttausend Tonnen voll Teufel, so pflegt er zu schwören.
Das ist etwas zu viel, wie mir dä'ucht, und hundert genügten,
Hundert Tonnen, Man könnte die Teufel ja enge verpacken,
Und ich gewöhne vielleicht ihm das häßliche Fluchen noch ganz ab,
Daß nicht höher er schwört, als bei seinem Engel von Weibe."
„Und wann kommt denn der Herr?" „In zwei, drei Tagen auf's Höchste
Kommt er und hält um mich an." „Und das ist sicher?" „wie Amen
In der Kirche! Ja wohl! Doch wird's recht sauer ihm werden;
Denn er ist schüchtern und kann mit Worten sich gar nicht behelfen.
Aber verlaßt «Luch drauf: in zwei, drei Tagen, da kommt er."
„Hat er das wirklich versprochen?" „Je nun, nicht gerade versprochen.
Doch es versteht sich von selbst." „Du übermiithiger Kindskopf!
3eid Ihr Veide verlobt?" „Jawohl, allein nicht mit Worten
2eht «inmal da die Hand!" „2ie scheint ein wenig geschwollen,"
„Vergström drückte sie so. Ich hätte beinahe geschrieen,"
Zwei, drei Tage vergingen, doch wer nicht kam, war der 5teu'rmann
Julie hatte noch lange zu singen:

lavendel, Myrt' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten,
wie lang' bleibt doch der Freiersnwnn,
Ich kann es kaum erwarten.

3ie wurde doch stutzig,
Als nun schon drei Wochen mit Hoffen und Harren vergingen.
„V, was kann es nur sein, das Are! verhindert, zu kommen?"
„Nichts als daß ihm so schwer das Frei'» und die Werbung bevorsteht"
wenn ein Mädchen sich huldigen läßt und mit Worten und Vlicken
schlau zu vermehren die Lchaar der verliebten Verehrer bemüht ist,
Und sie mit Hoffnungen lockt, die sie nicht zu erfüllen gemeint ist
Kann man zu hart nicht rügen den leichtsinn und die Gefallsucht,
Doch wenn ein Mädchen bemerkt, daß ein schüchterner Mann sie begehret
Und von Heizen sie liebt' und sie herzlich erwidert die Neigung,
Muß sie das Ihrige thun, um dem Mann, dem das Reden ja obliegt,
Etwas die schwierige Pflicht zu erleichtern. Ja, dachte sie bei sich,
I», ich will ihm, dem prächtigen Mann, in seiner Verzagtheit
Freundlich entgegenkommen, 3o halte sie bei sich beschlossen,
Aber sie hätte nicht nöthig gehabt, sich das noch besonders
vorzunehmen. Denn als nun endlich das Vförtchen des Gartens
Klingelte und Er kam, so flog sie von selbst ihm entgegen.
Vergström war sehr fein und sauber gekleidet. Er schien ihr
Ztattlicher noch als sonst. 2ie traf ihn bereits in dem Garten,
Denn er hatte vergebens den Ring an der Pforte gezogen:
Da er zu spät erst merkte, daß offen die Thllr geblieben.
Julie eilt auf ihn zu und fagte mit lachendem Munde:
„Tausend Tonnen voll Teufel, d» feid Ihr endlich gekommen,
Zteu'rmann — Doch ich sollt' Herr Vergström sagen. Entschuldigt!

vom Ausschauen nach «Luch sind lang uns die Hälse geworden,"
Also schalt sie ihn aus, doch reichte sie freundlich die Hand ihm.
„Ei, wie weiß und wie weich sind die Hände geworden," so rief er.
„Are!, bedenkt, ich Hab' inzwischen auch redlich gefanlenzt."
Als sie ihn Axel genannt, so glitt ein freudiges lächeln
Ueber die Züge des tapferen Manns, der zagte vor liebe.
„Und ich habe mich auch mit Mandelkleie gewaschen.
Ja, wir Mädchen sind eitel. Doch darf deshalb man uns tadeln?
wir und die Vlumen sind da, um ein wenig die Welt zu verschönern.
Aber Ihr haltet die Hand ja so fest, als ob Ihr sie gar nicht
loszulassen gedenket." wie erschrak er da plötzlich! Ihm war so.
Als ei Julien sah in weiblicher Kleidung, als ihäte
vor ihm der Himmel sich auf und ihm schwebt' ein Engel entgegen.
Und so stand er geblendet und merkte nicht, daß er die Hand noch
Fest in der seinigen hielt und gegen die Litte verstoße.
Nicht ohne brennende schäm gab frei er die Rechte des Mädchens.
Kann fiel immer von Neuem das Alter ihm ein. Der Gedanke,
Daß er vielleicht, ein gebrochener Mann, anträte den Rückweg.
Alles das ging durcheinander im Kopfe des Aermsten. Er wollte
Reden, doch brachte es nur zu abgerissenen Worten:
„Ich — ich wollte — ich kam, um eine mir wichtige Nachricht
Mitzutheilen." „Und welche?" so fragte sie voller Erwartung,
Und sie glaubte bereits, nun käme die Werbung. Doch ward es
schlimmer und schlimmer mit ihm, und er sagte in Heller Verzweiflung:
„Fräulein, mir ist nicht wohl. Mir ist, als ginge die Welt rund,
wenn man mich fragt, wer ich sei, und was mittheilen ich wolle,
weiß ich es nicht," sie sagte zu ihm: „Das kommt von der schwüle,
Die hier herrschet im Haus." sie standen bereits auf der Diele.
„laßt in die luft uns gehen. Da wird es sich geben." sie reichte
Ihm vorsorglich den Arm und führt' ihn hinaus in den Garten,
Harmlos plaudernd, um ihn zu beruhigen, „seht mal die Veete,
Die ich meine zu nennen gewohnt war. Da pflegt' ich im Frühling
Mir Anrikel zu pflanzen, wie Kinderaugen zu sehen,
Vrimeln und Anemonen und gold'ne Narcissen und Veilchen,
Duftige Veilchen, die schon uns erfreu'n, wenn die knotigen Knospen
Unter dem Gras wir erspähen. Dort seht Ihr die Apfelbäume,
wo ich so oft, zu Mutters Verdruß, in den Wipfel geklettert:
Und hier glänzen die Vfirsichc schon in dunkelstem Purpur,
Die am spaliere gereift, sie sind überreif, und sie fallen
Uns von selbst in die Hand, sobald wir sie leise berührend
legen sie, bitte, die Hand, hier unter die reifste der Früchte,
Fassen 3ie eben nur an. Und richtig, sie fiel in die Hand ihm.
Und sie theilten die köstliche Frucht und schmausten zusammen,
Axel erholte sich bald von dem ohnmachtähnlichen Anfall.
Und sie dachte, nun würd' er ein Herz sich fassen und sprechen.
Aber sie sah, ihm perlte die stirn vor Angst, daß er reden
sollte und mußte und doch nicht wußte die Worte zu finden.
„V, wie ist es doch möglich," so dachte sich Julie schweigend,
„Daß der vortreffliche Mann so wenig weiß, was er weNH ist!"
Denn sie wußte ja nicht, was heimlich das Herz ihm bedrückte.

„seltsamer, schüchterner Mann, wenn Du sie nicht hättest, Dein kluges
Inlchen, Du kämest fürwahr nicht über den Graben, wohlan denn!"
Uno sie neigte ihr schönes Gesicht zu dem Vhr des Geliebten,
Nur mit leisem Geflüster, obgleich doch Niemand sie hörte:
„Vu bist, glaub' ich, gekommen tu pop tbe c>u«zlioii — mit andern
Worten: um Dich zu verloben." Er brachte mit glühenden Wangen:
„Ja, ja!" mühsam hervor, und verschlang sie nur immer mit Vlicken.
„sieh, wir müssen uns jetzt mit einander verloben, da hilft Nichts.
Auch ist es nicht so schwer, wie Du es Dir, Axel, wohl vorstellst.
Du hast eben geseh'n, wie die Frucht, sobald sie gereift ist,
wenn Du sie noch so leise berührst, Dir gleich in die Hand fällt,
wie Du unter den Pfirsich die Hand hinlegtest, so leg' sie,
Vitte, mir unter das Rinn und sprich — Du brauchst es nur leise,
lieber, zu thun — und sprich: „Dein, Julie, bin ich auf ewig,"
Und ich sage dasselbe. Dann sind wir ein glückliches Vrautpaar,"
Da war endlich der fröhliche Muth auch Axel gewachsen,
Und er lhllt, wie sie ihm gebot, indessen nicht leise,
sondern er rief ganz laut mit kräftiger, männlicher stimme:
„Ich bin, Julie, Dein! Dein, Dein! Auf immer »nd ewig!"
Julie barg ihr schönes Gesicht an der Vrust des Geliebten
Und sprach also zu ihm mit lieblicher, inniger stimme:
„Ich bin Dein, vu bist mein. Ich habe Dich sicher in meinem
Heizen verschlossen: Der Schlüssel dazu ist verloren gegangen."
Axel war so selig zu Muth, als ging er auf Wolken.
während das liebende paar dastand ganz in sich verloren,
siehe, da waren zur stell' auch Mutter und Lchwester. Ihr Kommen
war von dem Pärchen so wenig bemerkt, wie es merket der Au'rhahn,
wenn er sich sehnend bewirbt um die Gattin, daß an der Fichte
schleichet der Jäger heran, wo die lockenden Töne erschallen.
„Ach, da seid Ihr!" so rief jetzt Julie fröhlich. „Ich muß Euch
Ordentlich, wie sich gebührt, vorstellen. Dies, Are!, ist meine
Treffliche Mutter und ihre gerathene Tochter, ich selbst bin
leider die ungerathene nur. Ich bin wie das Küchlein,
Das aus dem Entenei ist geschlüpft, auf's waffer gegangen.
Und dies ist Herr Vergfiröm, Mutter, von welchem ich viel Euch
Habe erzählt, doch nicht zu viel. Als kundiger steu'rmann
Führt er ein prächtiges 3chiff, den großen gekupferten Frithjof."
Vergström aber ergriff das Wort und sprach sich verneigend:
„steu'rmann bin ich nicht mehr. Ich Hab' mich inzwischen verändert.
Neulich in Amsterdam war ein Dreimastschoner zu kaufen,
Der gar sehr mir gefiel, und ich habe mit täglichen Vriefen
Fleißig verhandelt, es ist seit gestern der Handel geschlossen,
woll'n sie gütigst verzeih'», daß durch so viele Geschäfte
Hier und in Amsterdam, wohin ich zu reisen genöthigt,
Ich es versäumt, sogleich hier aufzuwarten den Damen?
Ziehe, das wollt' ich Dir schon vorhin mittheilen, mein Inlchen,"
„Auch gut!" sprach sie. „Es klingt Frau steu'rmann lange so gut nicht,
Als wie: Frau Kapitän!" Da fragte die Mutter rerwnndert:
„seid Ihr denn wirklich verlobt?" „Ja wohl!" „Auf immer und ewig!"
Und vier glückliche Menschen umarmten sich, weinend vor Freude.

Schelmerei und neckischer scherz war Iulien's leben,
Und so sprach sie, geschmiegt an ihren Verlobten, mit schalkheit:
„<v, Ihr glaubt nicht, wie klug und geschickt mein Axel es anfing,
Um mich schüchternes Cäubchen zu einem Geständnis; zu bringen,
wie ein kühner oiorsar, so hast Du die Vraut Dir erobert,
Rift Vu nicht stolz darauf?" „<Li", sagt' er, „Du spottest ja meiner,
Ich bin stolz auf Dich, Vu hast mir ein wenig geholfen!"
Und sie lachten zusammen, wie ausgelassene Kinder.
Axel, nachdem er das schwerste so rasch und so glücklich bestanden,
schien von Neuem belebt, und ihm flössen die Worte vom Munde:
„Julie," rief er, „ich gebe sobald Dich nicht wieder aus Händen.
später, da haben die Frau'n j» mit Hindernissen zu kämpfen,
Doch ich nehme Dich mit auf die Reise, die Lrste des schiffes."
„Aber als was, mein schätz? wie bringst Du mich unter im schiffsbuch?"
„Herrliches Iulchen, ich nehme Dich mit als Reserve>Matr°sen."

<-<^^"
^^»^H^-"^'

ZUM 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck.

von

Felix Vahn,

— Vieslau. —

I.

n festliche»! Tage, zu weihevoller Stunde, da ein Volk eine
freud'ge Feier begeht, ist es schön und wohl gethan, fern zu
halten von den Gedanken der Feiernden all' das, was unter
die Söhne diefes Volkes die Zankäpfel des inneren Haders werfen mag,
nur das hervorzuheben, was Alle, die diesen» Volk anzugehören würdig
sind, in Liebe und Begeisterung vereint. —

Und so wollen wir in diesen Worten, die dem Fürsten Bismarck zur
Feier seines 80. Geburtstages gelten, fern halten alle jene Fragen seiner
Leitung Preußens und Deutschlands im Innern, in denen anch ehrlich
deutsch gesinnte Männer ihm nicht immer zustimmten: also beute und hier
nichts von Eulturkampf, vou Freihandel oder Schutzzoll, von manchen
kühnen staatsrechtlichen Aufstellungen des Ministers und Kanzlers.
Nicht als ob wir, seine begeisterten Verehrer, auf diesen Gebieten
seine Fahne verließen: durchaus nicht! Abgesehen von einzelnen Miß-
griffen, wie sie keinem Sterblichen erspart bleiben, wie z. V. der verhängniß-
vollen Einführung des allgemeinen und gleichen Stimmrechts, von manchen
Fehlern in dem sogenannten „Culturkamvf", folgen wir auch auf jenem
Voden feiner Führerschaft-, aber unsere Verehrung ist keine blinde: Wir
wissen, daß auch dieser Staatsmann, der sich nie für unfehlbar gegeben,
Wandlungen durchgemacht hat: wehe dem Geist, der sich nicht wandelt,
d. h. entwickelt im Lauf von 49—50 Jahren, wehe dem, der, unter
allein Wechsel der Weltgeschichte, nur die paar Redensarten plappernd in

steter Wiederholung aufzusagen vermag, die er in der Jugend eingelernt bekommen hat; ein solcher Parteiführer ist kein Staatsmann, sondern ein Papagei. —

In dieser Feierstunde aber wollen wir nur dessen gedenken, was uns Deutsche Alle, ja auch — trotz 1866 — unsere lieben Mchbarn und Verbündeten ini Südosten — die Deutsch-Oesterreicher — vereint in Tank und Verehrung: ich meine die auswärtige Politik Nismarcks; durch sie ist er einer der größten Männer der Weltgeschichte geworden, durch sie der Wohlthäter, ja der Erretter des deutschen Volkes; denn durch sie schuf er ihm fein höchstes Out: den deutschen Staat.

Und dafür müssen ihm danken und danken ihm bis weit in den äußersten linken Flügel seiner Gegner hinein Alle, die überhaupt noch erstens einen Staat wollen, und zweitens auch einen deutschen: also auch Männer des Freisinns, ja sogar Demokraten; nur freilich nicht Socialdemokraten, die keinen Staat wollen, fondern ein Zuchthaus, und dann jene „Internationalen", die das Deutsche bekämpfen, jene Volks- und Vaterlandslosen jeder Race, jedes Bekenntnisses, Bettler nnd Millionäre, jeder Stufe tiefster Unbildung und verseuchtester Falschbildung, gefährlicher, weil mächtiger als Anarchisten und Nihilisten: diese morden einmal einen Zaren oder Präsidenten, Einen wackeren Mann, jene meucheln Millionen, denn sie vergiften durch feige, charakterlose Scheinbildimg die Seelen der Völker. Für diese spreche ich nicht — ja, heute nicht einmal gegen sie: ich will diesen Ort und diese Stunde nicht entweihen.') —

I,,

Um Vismarcks Leistung zn würdigen, muß man sich den Zustand vergegenwärtigen, in dem er bei feinem Eintritt in das Ministerinin Preußen, Deutschland, Europa vorfand.

Seit den Befreiungskriegen, feit dem Aufruf von Kalifch, feit dem Aufsteigen jenes hellen Sterns, des Freiherrn von Stein, in Preußen, hatten nicht nur in diefem Staat, hatten in ganz Deutschland die frei und deutfch Gesinnten die Herstellung des deutschen und des Verfassungsstnntcs von Preußen erwartet. Wie bitter, wie schmerzlich, wie schmählich diese Hoffnung von 1815 bis 1848 — und darüber hinaus! — getäuscht wurde, ist bekannt. Seit Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen hatte, wandten gar Viele — auch Protestanten — trotz schwerer Bedenken und durchaus nicht mit Freuden -^ nothgezwnngen — die Blicke

>) Lch leugne »'cht, auch unter Jene» giebt es gar viele uolliil e^eugte Tchwärmer: aber auch die Narren sind uou ihren Wahnvorstellungen fest ülerzcugt, und dcch läßt man sie nicht ihre Uebcrzeugung in Tobsucht anefi'chreii oder in Zeitungen nnd Versammlungen verbreiten.

auf Österreich: denn da Preußen nicht handeln konnte oder wollte, blieb keine Wahl.

Aber Oesterreich that ebenfalls Nichts und Nichts der Deutfche Bund: Deutfchland — mit sammt feinen zwei hadernden europäischen Groß- mächten! — war von: Ausland fo tief verachtet, daß ein britischer Minister drohen durfte, England werde die deutfche Flagge, falls sie sich auf einem Meere zeige, als Seeräuberfahne behandeln, d. h. die Schiffs- bemannung an den Masten aufknüpfen.

Deutfche, die zwischen 1830 und 1860 im Ausland lebten oder reisten, litten schmerzlich unter der tiefen Geringschätzung des deutschen Namens. Seit 1856 uud vollends seit 1859 war in Westeuropa allein maßgebend der Einfluß Napoleons III. Nathlosigkeit und Ohnmacht walteten in den Negierungen, Zerfahrenheit in den Parteien Deutfchlands.

In Preußen zwar regte sich's endlich seit den: Regierungsantritt des Königs Wilhelm: des felbstlosen und neidlosen Mannes, dessen Weisheit und Stärke, dessen wortarme, aber arbeitsreiche Größe uns jeder Tag, jede Erweiterung unserer Kenntniß von ihm inniger verehren lehrt. Jedoch als- bald trieb das Verlangen des Königs, das Heer den Bedürfnissen der Gegen- wart — richtiger: der Zukunft — gemäß zu verstärken, zum Widerstreit mit der Volksvertretung, und für den zur Durchführung diefer Verstärkung berufenen Minister Bismarck erwuchs die größte Schwierigkeit daraus, daß er ja die Ziele jener Zukunft — die Herstellung des deutschen Staates unter preußischer Führung nach einem als unvermeidlich erkannten Waffengang niit Oesterreich und mit Napoleon -— streng geheim zu halten geuöthigt war: er mußte die Mittel fordern, ja, — nicht ohne Verletzung der Verfassung, — er- zwingen, ohne dabei das einzig rechtfertigende Wort — den Zweck — aus- fprecheu zu dürfen. Als nun die fchleswig-holsteinische Frage auftauchte, beschloß Bismarck in genialem Wagemuth, mit ihr zugleich die deutsche zu lösen.

Das war kühn, fast verwegen: denn das Mißlingen mußte die Zer- trümmerung Preußens zur Folge haben; und die Schwierigkeiten waren ganz gewaltig.

In feinem eigenen Staat im Hader mit der Volksvertretung und hie- bei keineswegs immer im formalen Recht, in ganz Deutschland als militär- wüthiger Junker tief gehaßt, beargwöhnt, deutsches Land an Napoleon ver- fchachern und lediglich zu Preußens Vergrößerung den Bruderkrieg entzünden zu wollen, — gehaßt mit einem Hasse, der sich bis zu dem Mordanfall eines jungen Demokraten steigerte, hatte Bismarck bei den: Versuch, die Elbherzog- thümer für Deutschland zu gewinnen, ganz Europa außer dem deutscheu Bund gegen sich: Nußland, Frankreich und England suchten eifersüchtig jede Erstarkung Deutschlands zu verhindern. Und bei dem durch die Ablehnung aller gemäßigten Forderungen Preußens von Seite des Augustenburgers allmählich aufgedrungenen Gedanken, jene Lande für Preußen zu erwerben.

forderte Bismarck auch den Bund, Österreich, die öffentliche Meinung und das Necht des Augustenburgers auf das Schärfste heraus.

III.

Und auf was konnte er sich stützen bei diefcni Kampfe?

Auf sich selbst, d. h, auf seine unübertroffene staatskünstlerische Genialität, auf das preußische Heer und auf seinen König- — diesen herrlichen Mann, den» nicht nur die wichtige Herrschergabe eignete, große Männer zu entdecken und sie auf den richtigen Platz zu stellen, — ach, wie felten ist schon diese Gabe! — auch die edlere, jeder persönlichen Eitelkeit, jeder lieber-Hebung des eigenen Ich fern, dankbar und bescheiden, sie Jahrzehnte lang in diesen Aemtern zu belassen und unerachtet seines reiferen Alters ihre höhere geistige Begabung, ihre länger in den Geschäften geübte Erfahrung anzuerkennen und neidlos ihren glänzenden Ruhm, ihre Beliebtheit im Volke zu ertragen. Was kann ein Feldherr ohne Heer, was kann ein Herrscher ohne begabte, durch den Erfolg bewährte, vom Vertrauen des Volkes getragene Diener? Nichts kann er: ausgenommen Unheil anrichten. Unsterblich wird daher im Herzen des deutschen Volkes der Dank leben für feinen Kaiser Varbablanca, der auf ein Entlassungsgesuch seines großen Kanzlers nur die eine Antwort kannte: „Niemals." Treue um Treue: — so haben's dieser Herr und dieser Diener mit einander gehalten: ohne Wanken nnd Schwanken hat König Wilhelm seinein Bismarck vertraut, auch, als dieser dein viel älteren Herrscher in seinen liebsten Neigungen widersprach, ja, als die Stürme, die der Minister kühn heraufbeschworen, das Schiff Preußens von allen Seiten mit hochgethürmten Wogen umdräuten.

IV.

Aber vorher mußte der Minister diesen, seinem Herrn einen schweren Entschluß abringen: den, im Widerspruch mit des Vaters Lehren und des Bruders Mahnungen, die alte Freundschaft mit ^esterreich durch Krieg zu brechen.

Es war eine unlösbar scheinende psychologische Aufgabe: dieser Seelenlenker löste sie, wie später die gleich unmöglich scheinende, den alten Herrn von der drohenden Haltung des so eng und so lang befreundeten Zaren zu überzeugen.

Nun mußten ferner die drei mißgünstigen Großmächte von der Einmischung in die schleswig-holsteinische Frage abgehalten werden, dann, nachdem die Einverleibung der Elbherzogtlmmer beschlossen war, ebenso der deutsche Bund, der ohne Zweifel zuständig und ebenso gewiß gewillt war, das klare Recht des Augustenbnrgers zu verwirklichen.

Und da gelang Bismarck ein Meisterstück der Staatskunst: er brachte es wirklich fertig, die k. k. Diplomaten zu Wien davon zn überzeugen.

Oesterreichs Vortheil liege darin, den Bund, ihren natürlichen Nundesge-
genossen, mit offenbarer Verletzung des Bundesrechts zur Seite zu drängen
und im Verein mit Preußen als die beiden „Nundeövormächtc" -— ein neu
von Vismarck erfundener Begriff! — da weit im Nordwesten an Eidcr und
Schlei auf kriegerische Abenteuer auszuziehen, deren Erfolge doch schwerlich
dem Donaureich zufallen konnten! Tiefe Neber-, nun, fagen wir: Ueber-
Meisterung der Gegner durch geniale Staatskunst, wie sie Nismarck später
in Niarritz noch glänzender wiederholte, nachträglich zu erkennen, ist ein
höchster und feinster Geistesgeuuß, nur dein etwa zu vergleichen, nach
Moltkes Siegen die vorher von ihm gedachten Mittel und Wege zum
Siege zu verfolgen.
Worin diese „Künste" Vismarcks beruhen mögen?
Nicht in den Kniffen und Ränken der altherkömmlichen Diplomatie der
Lüge, der die Sprache als zur Verheimlichung der Gedanken erfunden galt.
Wohl kanm je hat ein Staatsmann mit einer so verblüffenden Unuerhohlen-
heit gegenüber seinen Widersachern auf dem politischen Schachbrett gespielt
wie Vismarck, der freilich auch zurückzuhalten und zu fchweigen versteht,
bis zum rechten Augenblick. Haben ihn doch geraume Zeit wegen dieser
Geradeaus-igkeit die feinen Franzosen und die gewiegten Habsburgischen
Staatsoberweisen nicht für voll genommen: ..^L »'sät p»8 uu Iiumm«?
serisux, ce HIonLisur clo Liämarcll^ meinten die Einen, und die noch
Klügeren fügten kurzweg: ..II ozt ton, est iimume."
Der letzte Grund auch der divlomatifchen Erfolge wurzelt in jener
überwältigenden Denkkraft, jener zwingenden Logik, die der Mann bei
jedem GefMch, ohne die geringste Denkanstrengung, ganz von selbst bewährt.
Nichts hat mir in der achtstündigen Unterredung mit dem Gewaltigen, deren
ich mich vor zwei Jahren in Friedrichsruh erstellen durfte — nach der mit
durchlebten Schlacht bei Eedan die grüßten Stunden meines Daseins! —
stärkeren Eindruck gemacht als diese zwingende Denkkraft: wie ein überlegen
geschickter und starker Fechter alle denkbaren Finten und Paraden seines
Gegners im Voraus mit Blitzesschnelle erräth, durchkreuzt und nöthigenfalls
zuletzt mit Gewalt durchhaut, so erräth blitzschnell und widerlegt Nismarck alle
denkbaren Einwände und Gegengründe seines Widersachers und dringt, alles
"Nebensächliche überspringend, sogleich in den Kernpunkt der Sache. Diese
überlegene Gedankenwucht, etwa seiner Hünengestalt entsprechend, begleitet
von einem unbeugsamen Willen, der, wie Jung Siegfried, das Fürchten nie
gelernt hat, überwältigt, übermeistert die Gedanken der Mcnfchen mit eherner
Kraft.
Solcher Logik und Willenskraft gegenüber gewährte es ein kläglich
Schaufpiel, wie die k. k. Diplomaten, nachdem sie — endlich, wahrlich recht
spät! — gemerkt hatten, daß sie nicht zu Habsburgs Vortheil sich durch
Nismarck vom Bunde hatten lösen und von Preußen nach Oeuersee und
Düppel führen lassen, nunmehr zur „Nundestreue" zurückkehrten und die

Hilfe derselbe» Bundesversammlung anriefen, die sie drei Jahre lang für unzuständig zu erklären, sich von Bismarck hatten einlernen lassen.
Nnn aber mm es zur Lösung der deutschen Frage durch Vlut und Eisen. Aus des „eisernen" Kanzlers eigene»: Munde weiß ich, wie schwer ihm dieser Entschluß ward. Und schwer auch, wie gesagt, brachte er seinen Herrn zu dem Kampfe mit Habsburg. Auch in dem so kriegerischen Preußen war der Krieg Nichts weniger denn gern gesehen. Und fast in ganz Deutschland kochte der Haß gegen den Anstifter des Vundeskampfcs: auch ich — wie alle meine Freunde in Baier», — durchaus nicht ultramontan oder particularistisch oder preußenfeindlich gesinnt, haßten den Mann, der, wie die Verfassung seines Staates, so das Buudesrecht brach: — denn die Erklärung, der Vundes-uertrag sei verletzt, durch jene Abstimmung vom 17. Juni 15>l»t>, also der Bund aufgelöst, war rechtlich unbegründet: wies doch die Nundesacte aus-drücklich und deutlich den Weg, auf den» alle Streitigkeiten unter Bundes-gliedern, alfo auch die über eine behauptete Vertragsverletzung, zu ent-scheiden waren, nämlich: unter Verbot des Krieges und der Selbsthilfe durch das Austrägalverfahren vor den: Bundesschiedsgericht. Der Bund war als ein sogenannter „ewiger" — d. h. unkündbarer und unlösbarer — geschlossen. Diese Rechtsverletzung erbitterte uns um so mehr, als wir ja durchaus nicht an deutsche, nur an selbstsüchtig preußische Pläne des „Stockpreußen" Vismarck glaubten und auch argwöhuten, er habe Napoleons Neutralität durch Zusage vou linksrheinische» Abtretungen erkauft.
Uebrigens zählten wir wie Napoleon III. auf die Ueberlegenheit der österreichische» Heere und begrüßten die Siege ihrer Waffen bei Eustozza und Lissa mit Freuden. Desto schwerer trafen uns die Schläge, die in Böhmen, bald mich am Main gegen die Süddeutschen fielen: ich ward da-mals in Würzburg mit beschossen.
Die Stimmung in Baiern auch nach dem Eintritt der Waffenruhe war begreiflichermaßen sehr feindlich gegen Preußen. Zwar erzürnte uns gegen Oesterreick, daß es die Dazwischenkunft Napoleons angerufen hatte, immerhin hatten wir Deutsch-Kesinnte, die wir nun auf Versöhnung mit Preußen hin-arbeitete», herzlich schweren Stand gegen die Ultramontanen und Particu-laristen. Ein heftiger Preußenfeind, übrigens aber ein ganz vortrefflicher Mann, der Bibliothekar Nuland von Würzburg, erwiderte, als in dem Abgeordneten-haus die Notwendigkeit ausgesprochen wurde, sich mit deu „preußischen Brüdern" wieder zu vertragen: „Das sind die Nrüdergrüße der Preußen!" und warf in den Saal eine der Kanonenkugeln, die bei der Beschießung auf die Universität gefallen waren. Das war ein fchlagend Beweisstück, und schwül ward uns, als er fortfuhr, Vismarck habe lediglich Preußen vergrößert, Süddeutschland aber schuhlos Napoleon Preis gegeben.

Da war es eine Erlösung, als der Wnifterpräsident, Fürst Hohenlohe, jetzt Statthalter im wiedergewonnenen Reichsland, (und jetzt — December 94 — dritter Reichskanzler) aufsprang und entgegenrief: „O nein," und nun die Urkunde der Schuh» und Trutz-Bündnisse hervorzog und vorlas, die der Sieger Bismarck, während noch die Gewehre heiß waren, schon in den Verhandlungen zu Nikolsburg den süddeutschen Staaten angeboten hatte, als er ferner vorlas die amtliche Erklärung Vismarck's, er habe niemals anch' nur einen Fuß breit deutscher Erde Napoleon in Aussicht gestellt.
An jenem großen Tage ward ich aus einem Saulus ein Paulus, aus einen! Vismarckhasser ein begeisterter Bismarckverehrer, als der ich aber nicht während der Zeit der Macht, sondern erst nach dem (— nicht näher zu bezeichnenden! —) Sturze des Reichbegründers hervorgetreten bin.
Und wie mir, so erging es damals (im Angust 1866) Millionen in Süddeutschland.

VI.

Erst später aber erfuhren wir, was noch Weiteres Oesterreich nnd Vaiern Bismarck zu danken hatten.
Eine sehr — fehr! — starke Strömung im preußifchen Hauptquartier war nach dem Tage von Mdowa dahin gegangen, den Krieg bis zur äußersten Demüthigung Oesterreichs fortzuführen, Ungarn in Ausstand zu setzen, das von Italien herbeigerufene Heer des Erzherzogs Albrecht vor Wien zu schlagen und in diese Hauptstadt einzuziehen. Da war es des vielgescholtenen Mannes „von Blut und Eisen", da war es Bismarcks mäßigende Weisheit allein, die hiervon abhielt: hart hatte er zu ringen: „Wird auf Wien und Preßbmg gezogen, fo reite ich an der Spitze eines Regiments in den Tod," soll er damals gesagt haben. Endlich siegte sein Wort: „Wir müssen es den Leuten doch nicht unmöglich machen, später wieder einmal mit uns zusammen zu gehen — gegen Andre."
Und aus dem gleichen Grund wandte er von Naiern ab, was ihm recht nahe drohte: nicht nur die Burg Nürnberg, den Amtssitz jenes Burggrafen Friedrich, auch die früher preußisch gewesenen Lande Ansbach und Bayreuth wollte man damals von Vaiern losreißen. Es ist nicht bekannt, verdient aber, bekannt zu werden: nur Bismarck hat Naiern, hat das Haus Wittelsbach zu danken, daß ihm diese Verstümmlung erspart blieb, wie weiland Friedrich der Große Baiern vor der geplanten Einverleibung durch Habsburg geschützt hat. Nun, der hochherzige, unglückliche König Ludwig II. ist — vier Jahre später — diesen Dank nicht schuldig geblieben: seine Baiern waren die Ersten auf „der Wacht am Rhein", die Ersten im Feuer bei Weißenburg und Wörth und wahrlich nicht die Letzten bei Sedan und bei Trl^ans.

VII.

Wie es gelungen war, Napoleon zur Nichteinmischung zu bewegen, ohne irgend eine Gegenleistung zu versprechen, — dieses Meisterstück der Staatskunst wird wohl erst erklärt werden, wenn Nismarcks vorbereitete „Erinnerungen" jene Tage von Viarritz erörtern werden.

Doch darf man wohl vermuthen, der Cäsar hielt die gewiß offen allsgesprochene Siegeszuversicht des Preußen für unbegründet und baute auf diesen Irrthum des von ihm, wie er wähnte, Ueberlisteten seinen Plan: er glaubte vielmehr fest, daß Oesterreich siegen werde, und zählte darauf, den auf's Knie geworfenen Preußen seine Hilfe, die Errettung vor völliger Vernichtung zu beliebig hohem Preise verkaufen zu können. Deshalb wohl hielt er es für nnnöthig, sich schon im Voraus für seine Zurückhaltung Versprechungen geben zu lassen. Aber es kam anders:

„Nun kam, nachdem ihr lang uns überlistet,
Ein größrer Ueberllstcr iwer Euch:
Der Geist, den Wotan den Germanen aab."

So ruft mein Armins dem erliegenden Varus zu.

Und in der Thal: jene Meisterschaft im Planen, im Ueberwinden gegnerischer Schlauheit durch die überlegene all durchschauende und vorschauende Geistesgewalt, wie sie die germanische Voltsseele, aus ihrer Eigenart geschöpft, in der Gestalt Odhin-Wotans verherrlicht hat-), die erlaubte >lunst, die schlimmen Listen des Gegners zu überlisten, hat in diesem echten Germanen großartigen Ausdruck gefunden.

Nun aber, da der von dem Ausgang des kurzen Kampfes höchlich überraschte Imperator an der Seine, umgekehrt von Oesterreich — unter Abtretung der soeben siegreich behaupteten italischen Besitzungen, — zu Hilfe gerufen, Miene machte, Preußen nn Einerntung der Früchte feines Sieges zu hindern, — nun bedurfte es abermals der Aufbietung aller Staatskunst, diesen Schachzügen zu begegnen: in weiser Mäßigung verzichtete Vismarck darauf, jetzt fchon die Mainlinie zu überschreiten und die süddeutschen, noch vom >tampf erhitzten und grollenden Staaten, die wohl widerstrebt hätten — wenigstens Vaiern und Württemberg — an Norddeutschland heranzuzwingen. Das von der Cholera heimgesuchte Heer Preußens hätte damals wohl nicht — neben dem noch nicht völlig niedergeworfenen Oesterreich — auch die frischen Streitkräfte Frankreichs überwältigen können.

So begnügte er sich mit Sicherung des für jetzt Erreichbaren; daß an den norddeutschen Bundesstaat früher oder später die Süddeutschen sich

>) Operndichtunn, Leipzig, Nreittopf und Härtet. 1880.

2) S. Wotan nnd Donar als Ausdruck der deutscheu Volksseele, Bausteine I. Berlin, Otto Ianke. 188«.

schließeil würden, das erkannte er als so unausbleiblich, wie das; die
Ströme in's Meer fließen müssen.
Er willigte daher auch in den von Napoleon ausgebenden Plan eines
zwischen den 3 >/^ (Nordhessen trat in den norddeutschen Bund) Südstaaten
unter der Porstandschaft Naierns zu errichtenden „Südbundes", den der
Cäsar sich offenbar als eine Nachbildung des von seinem Oheim geschaffenen
Rheinbundes vorträumte, in dem er stets seine geschäftigen Hände rühren
und den Boden zu einem Angriffe gegen Norddeutschland bearbeiten könnte.
Es macht dem gesunden und deutschen Sinne der Süddeutschen Ehre, daß
kein Mensch dort zu Lande an die Ausführung dieser echten: „iciüe
napolüonisune" dachte: auch Vaiern verschmähte die Lockspeise der ange-
botenen Vorstandschaft: der Südbund hätte dann mit dem Nordbund in
ein „völkerrechtliches" Verhältnis; treten sollen, d. h. also zwei Bundes-
staaten und zwischen diesen ein Staatenbund, ein wahrer ftaats- und völker-
rechtlicher Ratten-König! Bismarck und die Süddeutschen getrösteten sich
einstweilen der Schutz- und Trntz-Nündnisse.

VIII.

Allein noch andere Aufgaben der Staatstunst waren damals zu lösen.
Leider Gottes war die Deutsche Vundesacte im Jahre 1815 der
Wiener Congreßacte einverleibt und daher jede Kroßmacht, die diese unter-
zeichnet hatte, Garant des Bestandes des deutschen Bundes geworden, so
daß jede gegen dessen Auflösung das Verbotswort einlegen und mit den
Waffen geltend machen konnte. Es mußten also, wie Oesterreich und
Frankreich, auch Rußland und England gewonnen werden, der Auflösung
jenes Bundes zuzustimmen; auch dies gelang, sogar England gegenüber, das
nun niit sehr saurer Mime gleichwohl eine deutsche Kriegsflagge auf den
Meeren anerkennen mußte.
Das „Zollparlament", das einstweilen 1867—1870 für Zollsachen
den Nordbund mit dem Südbund vereinte, war die Borstufe und Ver-
heißung des 1871 folgenden „Bollparlaments".
Die kindische Eitelkeit unserer geistreichen Westnachbarn ertrug es nun
aber nicht, daß man sich ohne sie geschlagen hatte: sie verlangten — wie
früher für Waterloo — Revanche für Südowa, obzwar hier ganz andere
Leute besiegt worden waren! In Wahrheit schien es ihnen nnerträglich,
daß nicht mehr Frankreich allein in Westeuropa vorherrschte, wie seit etwa
1856—1866; ich habe nachgewiesen^), wie schon die tapfern, aber auch
schon sehr eiteln Franken des VIII. Jahrhunderts sich vor allen Völkern
ein „?rae8tissiuiu" (wörtlich!) sogar bei dem lieben Gott und Sanct Peter
einbildeten.

>) Urgeschichte der aermanischcn und romanischen Völker, III, S. 345, Berlin,
!',. Grc>t>, 1883.

Vergeblich bemülite sich der Imperator, schon durch seine Krankheit von kriegerischen Neigungen und Unternehmungen, wie die von 1856 und 1859 gewesen, abgehalten, seine unzufriedenen Franzosen durch einige -— freilich wenig erhebliche — Zugeständnisse an die Volksvertretung zu beschwichtigen. Schon ans Anlaß der Luremburgischen Frage schien der Ausbruch des Krieges unvermeidlich: wieder war es die weise Mäßigung des angeblich so blutgierigen und im Gegensatz zn dein „kaltblütigen" Nachfolger so leidenschaftlichen Vismarck, die damals noch den Frieden erhielt. Preußen räumte Luremburg und begnügte sich mit der Entfestigung. Man hat wohl gefragt, weshalb der Bnndes-Kanzler den doch von ihm als unvermeidbar erkannten Waffengang mit Frankreich nicht schon damals angetreten habe? Darauf wäre einmal zu erwidern, daß die Rechtsfrage keineswegs klar erschien: ja, nach meiner Nechtsansicht war sogar Preußen mit der Forderung der Fortdauer seines Vesatzungsrechts zweifellos im Unrecht, denn nicht traft eigenen Rechts übte es diese Besetzung, sondern kraft des Rechts und im Auftrag des deutschen Vunbes; dieser war das berechtigte Rechtssubject, er aber war erloschen und der Nordbund durchaus nicht dessen Rechtsnachfolger. Ich weiß jedoch aus recht guter Quelle, daß nicht jenes Nechtsbedenken den Ausschlag gab gegen die kriegerische Lösung der Frage, sondern die Erwägung, daß damals — 3 Jahre vor 1870 — die nichtvreuhischen Truvven in Nord- und in Süd-Teutschland noch nicht vollständig den preußischen gleichmäßig ausgebildet waren.

IX.

Wir sind so zu dem großen Jahre 1K70 gelangt: der Deutsche, der es — mit deutschem Bewußtsein — durchlebt hat, kann nie mehr ganz unglücklich werden! ^-

Die allbekannten, dem Krieg vorhergehenden Geschehnisse zu erzählen, ist überflüssig.

Nur gegenüber der Verleumdung, Vismarck habe, um den Krieg herbeizuführen, die Einser Depesche „gefälscht", dieser Lüge, die, nach Aufdeckung der zweifellosen Wahrheit, nicht nur französische und russische Zeitungen, auch in Deutschland erscheinende Schandblätter wiederholten und noch wiederholen, ist nochmal festzustellen, daß — nach Beweis von amtlichen Urkunden und zweifelfreien Zeugen — Vismarck im Gegentheil die von dem König gewählten Ausdrücke in der den Mächten mitgeteilten Fassung gemildert hat.

Die Aufgaben, die der Ausbruch des Krieges an Vismarck stellte, waren zahlreich und schwer wie keine früheren.

Zwar war es feiner vorbauenden Weisheit gelungen, die wohlwollende Haltung Rußlands zu sichern; allein nicht einmal die Besorgniß vor dem Russen konnte die schlimmen Leidenschaften und Rachegelüste des Hern«

von Veust ini Zaume halten: er war entschlossen, alsbald dem in Frank-
reich ringenden Preußen in den Rücken zu fallen, und nur die raschen,
starken Erfolge der deutschen Waffen bei Wörth und in den drei blutigen
Schlachten vor Metz haben die schon vorbereitete Mobilmachung gehemmt.
Ebenso war Victor Emmanuel, theils aus Dankbarkeit für die Tage von
Magenta und Solferino, theils um der Verschwägerung willen, stark ge-
neigt, für Napoleon die Waffen zu ergreifen; ja, schon war der liebens-
würdige Plan ausgeheckt, die Italiener sollten, im Einvernehmen mit den
sonst so scharf angefeindeten Oesterreichern, durch Tirol ganz behaglich auf
der Eifenbahn bis Kufstein fahren und von da aus auf München ziehein
vergessen war von den undankbaren Ministern der ‚Fi'atsIIi", daß einzig
die Siege der verbündeten Preußen im Jahre 18L6 das zu Land und zu
Wasser schwer geschlagene junge Königreich vor der Zertrümmerung durch
Oesterreich gerettet, ja dem Besiegten Venetien eingetragen hatten. Nur die
von Bismarck geschickt verwerthete Abneigung des italienischen Volkes, gegen
die Preußen und für die ihm Nom vorenthaltenden Franzosen zu kämpfen,
sowie abermals die frühen und starken Erfolge der Deutschen vereitelten
auch hier die Ausführnmg sehr schlimmer Absichten.
Englands häufige und starke Verletzungen der Pflichten der Neutralität
durch Duldung eines schwunghaften Waffenverkaufs an die Franzosen wurden
dadurch kaum aufgewogen, daß dieses Reich der Kaufleute mit der sie so
lieblich schmückenden Unbefangenheit später, als unsere Truppen bei Le
Hävre die Küsten des Canals erreicht hatten, nnn diesen mit gleicher Geschäfts-
beflissenheit ebenfalls gern Alles zuführte, was sie verlangten.
Sogar dem kleinen Belgien mußte Bismarck bedeuten, daß, wenn die
Unterstützung der eingefchlossenen Festung Diedenhofen durch Proviantzufuhr
auf den belgischen, einer franzosischen Gesellschaft gehörigen Eisenbahnen
wiederholt werde, die Neutralität des Gebietes erlösche.
Von Anfang bis zu Ende des Krieges blieb die zärtliche Liebe wie
der Holländer fo der romanischen Belgier (freilich nicht der wackeren friesi-
schen Vlamen) >) Frankreich zugewandt, obwohl Bismarck bei Ausbruch des
Kampfes in einer Meisterthat der Staatskunst den Belgiern die Augen über
die bösen Absichten Napoleons hinreichend geöffnet hatte. Er ließ den Ent-
wurf eines Vertrages drucken, den ihm im Jahre 1866 der französische
Botschafter zu Berlin — und zwar (um jeden Zweifel auszuschließen) auf
das gestempelte Papier dieser Botschaft in die Feder dictirt hatte, >— will-
fährig hatte Bismarck diesen Schreiberdienst verrichtet! —^ wonach der
Imperator für feine Zurückhaltung von Preußen sich die Zustimmung und
Hilfe zur Einuerleibnng — Belgiens ausbedang. — Trotzdem nahmen
alle Belgier (und Holländer) Partei gegen das sonnenklare Recht Deutsch-
lands und für den frivolen Angreifer, ausgenommen den ausgezeichneten
») S. me!nc völkerrechtlichen Erörtemnsseil Blliistemc V. Belli» 1885.

späteren Minister Nolin-Iacquemnnes in Belgien und Professor Opzoomer
in Holland.
Vollends verrückt wurden nun aber die ineisten Leutchen in England,
Holland, der „deutschen" Schweiz, als seit dem 5. September Frankreich
nicht mehr „Kaiserreich," sondern „Republik" hieß. Daß der alte Garibaldi,
der Mann „mit dein Herzen eines Löwen und dem Kopfe eines Kindes",
darüber ganz rappelig ward und den Räubern seiner Heimatstadt Nizza zu
einer Hilfe eilte, die freilich nicht viel half, ist weiter nicht verwunderlich:
aber jene deutschen Demokraten in der Schweiz — „Politiker", (!) nicht
nur der feige Züricher Pöbel, der das Friedensfest der Deutfchen in der
Turnhalle mit Steinwürfen feierte — und in Deutschland, die damals das
Deutschthum verleugneten gegenüber den: politischen Parteischlagwort
„Republik", haben dadurch die Ehre, als Deutsche zu gelten, verwirkt.
Welche Mühe hatte in jenen Wochen Nismarck, zu verhüten, daß die
eindringlichen Bitten des alten Thiers durchdrangen, der in Wien, in Rom, in
London, in St. Petersburg, im Haag, in Kopenhagen, in Stockholm vor-
stellte, wie es „kein Europa mehr gebe", falls die Mächte Preußen Frank-
reich vollends niederwerfen ließe». Und nicht blos mit dem Reid und
dem Mißtrauen der Fremden, — mit jenen Vaterlandsfeindlichen Gesinnungen
in Deutschland, ja mit weiblichen Einflüssen am Hofe hatte der Kanzler zu
riugen, der den Kampf zu Ende kämpfen und die Früchte des Sieges
sichern wollte. Man weiß jetzt aus den Briefen Noons >), wessen Ein-
flüsterungen in der That die Beschießung der merkwürdigen Festung Paris,
aus der man nur heraus, in die man nicht hinein schießen darf, um viele
Wochen hinans gezögert haben.
Auch deutsche Demokraten aber wie Franzosen, Engländer, Holländer,
Belgier, Schweizer, Scandinavier erhoben immer wieder das Geschrei, man
hätte bei Sedan stehen bleiben, nachdem der „Tyrann" gestürzt sei, mit der
heiligen und unantastbaren Republik Frankreich Frieden schließen sollen.
Ein unglaublich dummes Gerede!
Mit wem denn hätten die Deutfchen, Gewehr bei Fuß, bei Sedan
stehen bleibend, jenen Frieden Wichen sollen?
Mit dem kriegsgefangenen, handlungsunfreien Kaiser?
Mit der vier Tage später vertriebenen Regentin? Mit dem halben
Dutzend von Ädvocaten, Journalisten und anderen feder- und redegewaltigen
Herren, die sich am 5. September höchst selbst die Vollmacht ertheilt hatten,
das schöne Frankreich zu regieren?
Konnte diese Regierung nicht ebenso rasch hinweggefegt werden, wie
sie emporgeschnellt war? Drohte ihr das Schicksal, das sie im Frühjahr

>) Moltte hat es in seiner Darstellung des Krieges schonend verschwiegen!

wirklich verschlang, nicht schon während der Belagerung von Paris? Konnte sie irgend Bürgschaft leisten, daß das übrige Frankreich ihre etwaigen Friedensuersprechungen erfüllen werde? Oder — umgekehrt — sollten die Sieger so lange bei Sedan warten, bis Gambetta hinreichend Macht auf die Beine gebracht haben würde, dort an der Maas über sie herzufallen?
Und welches Verdienst um Paris, um ganz Frankreich erwarb sich der gehaßte „Vlutmensch" Bismarck in den Tagen der Commuue! Cr brauchte nur einfach gar nichts zu thun, nur mit verschränkten Armen stehen zu bleiben und die Selbstzerfleischung der Pariser und der Versailler unter den Äugen der „barbarischen" Sieger dauerte noch unberechenbare Zeit, endete mit der Zerstörung von Paris, der Auflösung jeder einheitlichen Staatsgewalt in Frankreich. Nur dadurch, daß Bismarck von den etwa 3M909 in Deutschland gefangenen Soldaten eine große Zahl frei gab und den Versaillern als Verstärkung zngehen ließ, konnten diese die Hauptstadt und das Land vor der Fortsetzung und Steigerung der Gräuel, wenigstens vor den, Aeußerstcn bewahren.
Undank also ist es, wenn die Franzosen in ihrem blinden Hasse solche Wohlthat vergessen, vergessen auch, wie Bismarck es war — nicht ihre eigene Regierung der nationalen Vertheidigung —, der, lange vor dem Eintreten der Katastrophe, das drohende Ausbreche» der Hungersnot!) in der Stadt von 2 Millionen Menschen voraussah und durch gütige Zugeständnisse verhütete.

XI.

Wir wenden uns zn dein Abschluß des Krieges in dem Frieden von Frankfurt.
Auch an diesen, d. h. an die Wiedergewinnung der Reichslande, kuüpft sich das thörichte Gerede vaterlandloser Deutscher und der Hasser des Deutschthums, deren es in allen Landen gar Viele gicbt!
Man schilt es barbarisch, unserem „aufgeklärten" (wohl durch die Socialdemokraten!) und „humau denkenden" lstehe die anarchistischen Mordbuben) Jahrhundert widerstreitend, eine Bevölkerung wider ihren Willen der siegreichen Staatsgewalt zu nnterwerfen.
Und was hat Frankreich 1849 gewollt und 1859 an Sauonen und Nizza gethan? lDenn jene „Volksabstimmung" war eitel Napoleonischer Schwindel.) Und was droht Frankreich heute jeden Tag? Eben lese ich wieder (11. VIII. 91) in einer Pariser Zeitung: „Die Deutschen bleiben so lange unsere Feinde, bis wir ihnen nicht nur Elsaß und Lothringen wieder abgenommen, bis wir durch Einverleibung des ganzen linken Rheinufers Frankreichs natürliche Grenze — den Rhein -^ gewonnen haben."
Würde Napoleon III. im Falle seines Sieges vielleicht nicht die widerstrebende, rein deutsche Bevölkerung auf dem linken Rheinufer zu

Frankreich geschlagen haben? Nicht aus geschichtlichen Gründen der alten Zugehörigkeit zum Reich oder gar aus Sentimentalität — Vismarck und sentimental! -— haben wir die Neichslande genommen, sondern um Süddeutschland vor den sicher zu erwartenden Angriffen aus den Ausfallthoren Straßburg und Metz zu schützen.

Wenn Frankreich diese Bevölkerung trotz ihrer Bitten und Verwahrungen preisgab, um überhaupt Frieden oder günstigere Bedingungen zu erhalten, um dem übrigen Staatsgebiet die Leiden längeren Kampfes zu ersparen, — wenn der eigene Staat seine Unterthanen hingeben darf um feines Vortheils willen, ohne Recht oder Sittlichkeit zu verletzen- — -— soll dann der fremde Staat nicht nm feines Vortheils willen sie nehmen dürfen? Albernes Geschwätz!

„Aber" -— sagt man — „hätte man sich mit einer Geldentschädigung begnügt, würde Frankreich dem Sieger nicht grollen, nicht nach Revanche rufen."

Ganz falfch! Man hat den Franzosen — leider! — 1815, den größten Theil ihres napoleonischen Raubes belassen, und sie haben doch von 1815—1870 ,.«uv»ncd6 puur ^wi-wu!" ja von 186«—1870 sogar ..lisvlnictw p^lir ^adonlU" geschrien. Wenn sie nun doch Rache brüten, ist es besser für uns, sie dritten in Toul und Rheim5, als in Straßburg und Metz.

Uebrigens ist diese Gluthhitze erst nach 1876 durch die „Patriotenliga" des Herrn Dürouldde geschürt worden. Allerdings ist die stets sprungbereite Haltung eines großen Vildungsvolkes gegenüber dem anderen bedauerlich, und den Enkeln der romanisirteu Franken stehen die deutsche», nicht romanisirten Franken und die Alamannen doch näher — sollte man meinen — als die Baschkiren und Tschetzenzen des weißen Zaren: aber nicht wir, die grundlos und frivol Angefallenen, haben das verfchuldet, uud es ist würdelos, ja eine schandbare Verleugnung deutscher Ehre und deutschen Volksthums, weun Leute, die freilich innerlich durchaus nicht zu den Deutschen zählen, sich in Reden auf „Friedensuereinen", in Zeitungen und Flugschriften derart wegwerfen, daß sie den Franzosen immer wieder nachlaufen und sie um Verzeihung bitten, daß wir uns 1870 herausgenommen hatten, uns zu vertheidigen und sie dabei — leider! — zu schlagen.

Deshalb ist auch die Freilassung der gefangenen Späher (1894) schwer zu beklagen; der Reichskanzler Graf Eapriui, der ja dafür allein — mit Ausschluß des unverantwortlichen Kaisers — verantwortlich ist, hatte wohl seine Gegenzeichnung gewährt, ohne vorher den preußischen ttriegsminister zu fragen: man hatte die Herren deshalb für fechs Jahre eingefperrt, weil die Veränderungen so viel Zeit erfordern, die wir in unseren von ihnen erkundeten Verteidigungsanlagen — mit Millionen von kosten — vornehmen müssen.

Im ersten Jahre entlassen, haben die Herren nichts Eiligeres zu thun — von ihrem Standpunkt ganz mit Recht — als ihre Entdeckungen ihren:

Kriegsministerium mitzutheilen; für die nächsten fünf Jahre also sind jene von unseren Offizieren als höchst gefährlich bezeichneten Wahrnehmungen von den Franzosen nach Belieben zu uerwerthen. Erscheint die Begnadigung also nach diesem militärischen Gesichtspunkt unbegreiflich, so war die etwaige Hoffnung günstiger Einwirkung auf die Franzosen, wie voraus zu sehen war und der Erfolg bestätigt hat, ganz grund- uud bodenlos.

Einen halben Tag sauersüße Worte der Anerkennung — am folgenden bereits die Zurückführung des Schrittes auf die Furcht oder doch die gewaltige Scheu vor der drohend wiederhergestellten Waffenmacht Frankreichs, am dritten Tag die freche Berühmung, nun werde ihnen dieser so entgegenkommende Kaiser bald auch Elsaß und Lothringen zurückgeben! und bald darauf wird in Frankreich gedruckt (ja zun: Theil in Deutschland geglaubt! Neides gleich bezeichnend und bedauerlich), der Kaiser werde die Sedanfeier verbieten (wozu übrigens ein Reichsgefetz erforderlich würde). Wie konnte man — nach vierundzwanzigjährigen Erfahrungen — von den Franzofen Anderes erwarten?

XII.

Aber zurück zu Bismarcks auswärtiger Politik: sie hätte diesen Schritt gewiß nicht zugelassen, nachdem seine langen geduldigen Bemühungen m» Anbahnung besserer Beziehungen zu unseren unversöhnlichen Nachbarn gescheitert waren.

Jedoch nicht nur fremde Mächte erschwerten Bismarck den Ausbau seines groß geplanten Werkes: der Herstellung des Deutscheu Staates — er stieß auf Widerstand an einer Stelle, wo solcher am wenigsten zu gewärtigen war. König Wilhelm war zwar bereit, die Rechte des Nundespräsidinms auch über die süddeutschen Staaten auszuüben, aber durchaus sträubte er sich, seinein Titel eines Königs von Preußen den neuen des „Deutschen Kaisers" beizufügen und den Bundesstaat „Deutsches Reich" zu taufen. Zu Grunde lagen althergebrachte preußische Ueberlieferungen; auch wohl unerfreuliche Erinnerungen an das revolutionäre „Deutsche Reich" von 184N und den damals ausgeschlagenen „Haisertitel" mochten mitwirken. Fand ich doch noch 1872 in Königsberg gar manchen „Preuß' von alter Art", der mit jenem Titel durchaus nicht einverstanden war und immer noch, wenn er nach Dresden oder München reiste, erklärte, er gehe nun nach „Deutschland". („Der gefährlichste Pnrticularismus ist der preußische," bat Bismarck gesagt.) Endlich überwand Bismarck jenes Sträuben auch durch die scherzhafte Frage: „Wollen denn also Majestät Ihr Leben lang ein Reutrum bleiben?"

„Wieso?" brauste der alte Herr auf.

„Nun, das Nundes-Präsidium."

Aber entschieden werden wohl ernstere Gründe Iiaben. —

Mit gleicher auf Seelenkunde aufgebauter Meisterfchaft der Seelen-
beherrschung loste Vismarck in jenen ersten Ianuartagen eine andere höchst
schwierige staatsmannische Aufgabe: es galt, den König Ludwig II. von
Baiern, diese höchst eigenartige, schwer zu berechnende und zu ^fassende
seelische Gestalt, dafür zu gewinnen, daß er dem König von Preußen den
Kaifernamen antrug. Daß dieser Gedanke zuerst und freiwillig von dem
jugendlichen Herrscher ausgegangen sei, hat nie ein Mensch, der ihn kannte,
geglaubt. Vielmehr wehrte er sich gewaltig dagegen, was Niemand Wunder
nehmen mag, der erwägt, daß die Wittelsbacher über 200 Jahre (von
1189 ab) lang bereits deutsche Reichsfürsten waren, bevor die Hohenzollern
mit der Mark Brandenburg (1415) in diesen Stand aufstiege», und der
ferner weiß, welch hohe Bedeutung in jenen Familien folchem Vorsprung der
Zeit beigemessen wird.
Die Verhandlungen zogen sich aussichtlos in die Länge; die Zeit
drängte, der längst für jene Verkündung auserfehene Tag, der 18. Januar,
nahte heran. Da griff Vismarck, der den König und defseu hohe Verehrung
für ihn genau kannte, zu einem kühnen Mittel, der Erfolg hat den außer-
ordentlichen Schritt gerechtfertigt: er fchickte dein Wittelsbacher durch einen
gewonnenen Vertrauten, den Grafen Holnstein, der in Versailles verhandelt
hatte, ein eigenhändiges Schreiben und «erstattete sich, — ein glänzend
Wagniß — zugleich die Antwort mitzuschicken, die er sich vom König für
den Fall der Einwilligung erbat. Ludwig II. lag wirklich, — nicht „schul-
krank" — sondern an einer Zahnfistel leidend, zu Hohenschwangau darnieder
und lieh in all' diesen Tagen keinen Menschen ohne Ausnahme vor: weder
Familienglieder, noch Minister, noch Gesandte.
Aber auf die Meldung, Graf Holnstein bringe einen Brief Nismarcks,
empfing er den Ueberbringer und das Schreiben, las es und — fchrieb feinen
Namen unter die ihm von Nismarck in die Feder dictirte Antwort. Für
Jeden, der den genialen, aber von dem vollsten Selbstbewußtfein bis zur
Sonne (roi 8<iloi!) getragenen Jüngling näher kannte, eine im höchsten
Maß ersiaunsame Gefügigkeit! Und wodurch hatte der große Zauberer von
Varzin dies nahezu Wunderhafte erreicht?
Er hatte im Eingang bethcuert, daß er sich und sein Geschlecht als
zu reinster Treugelinnung gegenüber dem Hause Wittelsbach verpflichtet
erachte: habe doch sein Ahne weiland die wichtigsten ^ehen in Brandenburg
von einem Wittelsbacher — dem Sohne Ludwigs von Vaiern — empfangen.
Er werde also gewiß keinen Nath ertheilen, der dem Enkel des Lehns-
herrn der Vismarck zum Nachtheil gereiche. Nach dieser auf den romanti-
schen und ritterlichen Sinn des „lohengrinhaften" Jünglings meisterhaft
berechneten, dabei aber zugleich gewiß vollaufrichtig gemeinten cavwtio
dsnevolLlltiao- folgte eine Ausfüllung, getragen von jener oben be-
sprochenen, allüberwindenden Wucht Biomarck'scher Logik: die Einführung
des Namens „Neich" für den bereits unter Zustimmung Vaicrns am

1. Januar errichteten Bundesstaat und des „deutschen" Kaisertitels für dessen Präsidenten ist beschlossene Sache, ist unabwendbar: es handelt sich nur darum, ob Eure Majestät, der als dein Monarchen des grüßten der Gliedstaaten dieser Ehrenuorzug gebührt, von demselben Gebrauch machen oder ihn einem andern der Bundesfürsten — von Sachsen oder von Baden — überlassen will und damit bei Mit- und Nachwelt den. hohen Ruhm einer weltgeschichtlichen Großthat und nationaler Wohlthat für das deutsche Volk. Sachlich ändert jener Ehrentitel an der Machtstellung — der auch von Baiern bereits anerkannten — des Bundespräsidenten nicht das Mindeste und — nun ein Grund, der durchschlagend wirkte auf das reizbare und auf feine Souveräntiät eiferfüchtige Wesen des Nittelsbachers — es sei doch für den Nachkommen eines deutschen Kaisers leichter zu tragen, daß ein deutscher Kaiser — also als Deutscher in Bayern ein Landsmann — denn daß ein König von Preußen — also ein Nachbar — jene wichtigen Rechte in Baiern übe."

Das wirkte entscheidend!

Muß nun also zwar die angebliche Anregung der Anbietung des Kaisernamens durch Ludwig II. als widergeschichtlich bezeichmt werden, so bleibt doch ein anderes, viel schwerer wiegendes Verdienst des so ideal angelegten und so furchtbar endenden Königs um das deutsche Volk bestehen: sein entschiedenes, deutsch-begeistertes Auftreten bei Ausbruch des Krieges-, seine Erklärung, er werde an der Seite Preußens kämpfen, mit oder ohne Geldbewilligung von Seite der Volksvertretung, hat die bedenklich fchwankende Stimmung in der zweiten Kammer fortgerissen zu einer Entscheidung in deutschem Sinne und eine Neutralität verhütet, die Baiern nicht nur für alle Zukunft geschändet, auch ganz gewiß den Forlbestand eines bnierischen Staates und eines baierischen Herrscherhauses nach dem Siege Preußens undenkbar gemacht haben würde. Dankbar sollen die Deutschen, sollen also die Baiern znmal des Herrschers denken, der in schön auflodernder jugendlicher Begeisterung für Dentfchland seine Pflicht that und Andere so zur Pflicht anhielt.

XIII.

Aus der Zeit nach dem Frankfurter Frieden bis zu der Forlfchickung des Reichserbauer-5 follen nur einige seiner wichtigsten Bestrebungen und Erfolge hervorgehoben werden.

Zunächst bemühte er sich redlich, durch Entgegenkommen in allen Deutschlands Wohl nicht widerstreitenden Dingen in Frankreich den Groll zu mindern, und wenigstens einen der so bäufig wechselnden Minister, Jules Ferrn, hatte er davon überzeugt, daß Frankreich bei der Anlehnung mit dem Reiche viel besser fahren würde, als bei der Fortsebung der Rachebrütung. Als aber Fern, — zum Tbeil gerade wegen seiner Beziehungen zu Vismarck — gestürzt und die Unuersöhnbarleit der Franzosen zweifellos ward, bat der Kanzler nie wieder das als Unmöglich Erkannte versucht.

Zum großen Theil hatte Bismarck seine Erfolge von 1864, 1866 und 1879/71 dadurch erreicht, daß er — eine Leistung allerersten Ranges — das vollste Vertrauen des Zaren nnd damit trotz der das Deutsche hassenden vanslavistischen Strömung im russischen Volk nicht nur die wohlwollende Neutralität Nußlands in drei Kriegen, sondern wenigstens gegen Oesterreich und Frankreich sogar die russische Waffenhilfe für den Fall der Noth sich gesichert hatte: „Hier stehen Deine Reserven," soll der Zar, auf seine Truppen in einer Nebung weisend, König Wilhelm gesagt haben.

In der That ist ein gutes Verhältniß zu Nußland für Deutschland höchst wünschenswert!), während wir im Kriege mit diesen« Neiche nur zu verlieren und gar Nichts zu gewinnen haben, denn weder die Ostseeprovinze» — ohne deutsches Hinterland! — sind ein erstrebungswerther Besitz, noch ist die Vermehrung widerwilliger slavischer Unterthanen Preußens irgend erfreulich. Und welches Opfer mi Menschen und Volksvermögen würde uns selbst ein — nach Jahren! — glücklich beendeter Krieg mit einem Staat auferlegen, dessen Menschenmaterial, verglichen mit dein unfern, wenig werthvoll ist, der den Verlust von mehreren Heeren leicht verschmerze» mag, in dessen schwach cultiuirten Landen der Feind nicht viel Schaden anrichten kann, mit einem Staat, der, wenn in Europa überwunden, den Widerstand im fernsten Asien fortzusetzen im Stande ist.

Der Friede in Europa war gesichert, als Bismarck das Drei-Kaiserbündniß (Deutschland, Österreich, Nutzland) zu Stande gebracht hatte, einer seiner höchsten Triumphe!

Frankreich, auch von Italien (gegen Oesterreich) und sogar von England «gegen Nußland) unterstützt, hätte nie den Angriff auf jene überwältigende Waffenmacht wagen können.

Leider sollte die Freude nicht lange währen: die panslavistische Partei in Nußland und die allerdings nicht leicht mit den österreichischen Strebungen auf der Balkanhalbinsel in Einklang zu bringenden russischen führten bald zur Lösung des Bundes, zu einer Spannung zwischen Wien und St.Petersburg.— Aber zwischen Deutschland und Nußland bestand das beste Einvernehmen fort.

Als nun der russisch-türkische Krieg ausbrach, hielt Deutschland eine seinem Ost-Nachbar sehr wohlwollende Neutralität ein. Als aber nach dem schließlichen Siege Nußlands dessen Heere in der Lage waren, das lang angestrebte Ziel seiner Wünsche, Konstantinopel, zu gewinnen, ward der richtige Augenblick für die Vefetzung Konstantinopels versäumt: die englische Flotte lief in jene Gewässer ein.

Nun ward — ein glänzender Ausdruck für die in Europa herrschende Machtstellung unseres jungen Neiches — der Eongreß, der die orientalische ^rage behandeln und den Frieden zwischen Nußland und der Hohen Pforte abfchließen sollte — einberufen nach Berlin, nnter dem Vorsitz des deutschen Kanzlers!

Und hieran knüpft sich der tief beklagenswerthe Umschlag der russischen Stellung zu Deutschland, der durch alle Kunst Nismarcks nicht verhindert werden konnte.

obwohl Vismarck den russischen Bevollmächtigten erklärte, er sei bereit, jede ihrer Forderungen zu unterstützen, obwohl er selbst in jeder Weise den Vortheil Rußlands vertrat, ward doch in jenen Tagen ein Mann in seiner persönlichen Eitelkeit so unheilbar verletzt, daß er, lediglich dieser Erbitterung nachgebend, dem Zaren und allen Russen verkündete, nur der Neid und die Ränke Bismarcks hätten auf jenen: Eongresse Rußland verhindert, die Früchte seiner so schwer errungenen (— nur durch die Hilfe der so verachteten Rumänen erkämpften —) Siege zu ernten. Fürst Gortschakoff konnte es nicht ertragen, daß er in jener Versammlung der europäischen Staatsmänner durch das unvergleichlich überlegene Genie Bismarcks allerdings bis zum Verschwinden war überstrahlt worden.

So machte er denn in seinem Groll nicht einmal jene Forderungen geltend, die Bismarck selbst für Ruhland aufgestellt und entworfen hatte! Nicht die neidischen und ränkereichen Zetteleien Nismarcks, nicht ein nie bestandenes geheimes Nündniß mit Disraeli, sondern lediglich des Fürsten Gortschakoff eigene Verbitterung, dann sein völlig unbegründetes Mißtrauen und zuletzt seine Zaghaftigkeit und Ungeschicklichkeit haben es verschuldet, was der Zar und fast alle Russen Vismarck Schuld gaben, die Vereitelung der gewünschten russischen Erfolge auf jenen« Eongreß: der ohnedies im russischen Volke nie ganz fehlende Neid uud Haß gegenüber den Fremden aus dem Westen ward damals durch jene völlig unwahren Ausstreuungen zu einer Höhe emporgepeitscht, die in der Thal eine schwere Gefahr für den europäischen Feieden gebildet hat und für unabsehbare Zeit bilden wird: jene Lügen haben die bedenkliche Annäherung des Zarenreiches an die Republik der Guillotine, haben die Tage von Kronstadt und Toulon vorbereitet.

Sogleich nach dein Eongreß nahm Fürst Gortschakoff feine Rache für die gekränkte Eitelkeit in Wahrheit, angeblich für die „undankbare und treulose Falschheit" des deutschen Kanzlers, an die zu glauben er sich vielleicht zuletzt selbst hinein gegrollt hatte. Er verkündete den Franzosen und ganz Europa, nur der Zar, d. h. Gortschakoff habe damals Frankreich gerettet: Vismarck habe über das noch nicht genügend wieder gerüstete Frankreich herfallen und es für alle Zukunft durch Zertrümmerung unschädlich machen wollen: nur des Zaren und Gortschakoffs Drohung, daß in diefem Falle die Kosaken nach Berlin reiten würden, habe Vismarck durch Furcht uou seinem ruchlosen Plan zurückgescheucht.

Eine ärgere Unwahrheit ist wohl selbst von Diplomaten kaum jemals ausgegangen! ^ Aber unerachtet der Widerlegung jener Lügen über den Eongreß und das gerettete Frankreich stieg in Rußland der >iriegseifer gegen Deutschland auf solchen Siedepunkt, daß Vismarck, nachdem alle Bemühungen

bei dein Zaren gescheitert waren, dem Kaiser von der uumittelbar drohenden Gefahr Mittheilung und den Vorschlag machen mußte, zur eigenen Sicherung nun auch sofort einen Stellungswechsel vorzunehmen und mit Österreich ein enges Vündniß abzuschließen, das selbstverständlich nur gegen Rußland, und auch blos zum Zweck gemeinschaftlicher Vertheidigung, gerichtet sein tonnte, —

Gewaltig schwer muß es dem Seelenbezwinger geworden sein, seinem alten Herrn jene Ueberzeugung aufzudringen, diesen Beschluß ihm abzuringen. War es doch ein Bruch mit den wichtigsten Ueberlieferungen seines Hauses; seit Friedrich dem Großen hatte keine Feindschaft, hatte vielmehr meist innige Freundschaft unter den beiden Herrschergeschlechtern bestanden: 1812 hatte Preußen Napoleon nur gezwungen Heerfolge geleistet, die Befreiungs-kriege waren mit Nußlands Hilfe zum Siege geführt worden, Rußland galt als Hort des Monarchismus und des Eonservativismns wider Revolution und Nadicalismus, die wohlwollende Haltung Nußlands 1864—1871 hatte der dankbare Greis nicht vergessen: war ihn« schon 1866 der Bruch mit Oesterreich schwer genug geworden, — viel stärker widerstrebte seinen tief eingewurzelten voltischen Gedankenreihen wie seinem Gcmüth, seiner Neigung die Abkehr von, ja die Wendung gegen Rußland!

XIV.

Als es nun aber Nismarcks Meisterschaft gelungen war, diesen Wider-stand zu überwinden, zumal nachdem ein eigenhändiges langes Schreiben des Kaisers an den Zaren ebenfalls ohne Erfolg geblieben, — jetzt tauchte erst die zweite große Frage auf: würde es dem Kanzler gelingen, auch Oesterreich für das Bündnis; willig zu machen — und zwar in aller Eile: denn die russische Gefahr drohte immer näher. In Königsberg ergingen danials bereits fehr ernste Weisungen!

Man erwäge: was hatte dieser nämliche Bismarck, der jetzt, um ein Nündniß werbend, nach Wien kam, was hatte er vor 12 Jahren dieser alten, an stolzen Erinnungen reichen und stark selbstbewußten Monarchie und „Kaiserstadt" und dessen Herrscherhaus angethan?

Uebermeistert hatte er 1864 in beschämender Weise die k, k. Staats-künstler. Gesprengt hatte er 1866 den deutschen Bund, in dem und durch den Oesterreich unter Fürst Metternich von 181')—1848 Teutschland völlig beherrscht, auch 1850—1866 entscheidenden Einfluß geübt hatte, zugeführt hatte er, im Bunde mit dem in der Wiener Hofburg als revolutionäre Emporkömmlinge angesehenen Hause Sauoyen, jene reichen, in zwei Siegen ruhmvoll vertheidigteu italienischen Lande dein verhaßten Königreich Italien, schwer geschlagen hatte er das tapfere österreichische Heer in einer Reihe von blutigen Schlachten, Wien selbst bedroht, Oesterreich ans Deutschland hinaus-geworfen und mittelbar jene Beustische Zweitheilung des alten Tonaureiches

herbeigeführt, an der es vielleicht zu (Gründe gehen wird, da sie alle seine nicht-deutschen Völker anstachelte, die gleiche Stellung wie die Magyaren zu erstreben. Und nun kam dieser Demüthiger und verlangte, der Gedemüthigte solle in seine Hand einschlagen! Ein kühnes Unternehmen. Und gleichwohl gelang's, das Hocherstaunliche! Daß die Deutschen in Österreich der wenigstens theilweise wieder hergestellten Verbindung mit den Brüdern im Reiche zujubeln würden, war ja zu erwarten: hofften sie doch dadurch Schutz zu finden gegen die Vergewaltigung ihres Volksthums in Ungarn, Böhmen, Mähren, Kärnthen, Steier, die von Magyaren und Slauen unter Begünstigung der Regierung geübt ward und wird.

Diese Regierung und den Herrscher selbst zu gewinnen, mar wohl nur der überwältigenden Geisteskraft eines Bisnmrck möglich, der die zwingenden Gründe, die Notwendigkeit der Verbündung zur Abwehr beiden Reichen drohender Gefahren, der Förderung gemeinschaftlicher Strebnngen nnwidersprechbar einleuchtend und überzeugend auch Widerstrebenden einzuhämmern verstand. Jene Hoffnung der armen hartbedrängten Deutschen in Oesterreich ging nun freilich nicht in Erfüllung; denn mit Fug lehnte Nismarck jede Einmischung in die inneren Verhältnisse wie in den russischen Ostseeprovinzen so in Oesterreich ab, wie wir nns ja auch nicht Russen oder Franzosen in unsere Behandlung von Posen oder Elsaß-Lothringen einreden lassen würden.

So kann man von Deutschland aus den schwerringenden Stammesgenosfen in Österreich nur durch private Hilfe beistehen; der Deutsche Schulverein sollte sich auf diefe Gebiete beschränken, nicht feine Kräfte und Mittel zersplittern, vielmehr doch verlorene Gemeinden in Serbien, Rumänien und anderwärts aufgeben.

Nothwendig und genial gedacht wie das Bündnis; war!— für die Deutsch-Oesterreicher und ihre Wünsche wäre vortheilhafter ein Verhältnis; der deutschen zu der habsbnrgischen Negierung, das jener nicht solche rücksichtsvolle Zurückhaltung auferlegen müßte. Und kommt es zu dein gefürchteten Krieg mit Nußland und gehen die Verbündeten als Sieger daraus hervor, so bleibt der Druck, der auf den Deutschen ^esterreichs lastet, für unabfehbarc Zeit bestehen. Sollte aber das Donaureich erliegen und in feine sich fo vielfach befehdenden und abstoßenden Völkergruppen zerschlagen werden — ach! dann wird — nach solchem Siege Nußlands und Frankreichs — auch kein Deutsches Reich mehr bestehen, an welches die Deutschen Oesterreichs sich bei solcher Auflösung angliedern könnten.

Insofern wäre für die Deutschen in Oesterreich eine neutrale Haltung Deutschlands bei einem Zweikampf zwischen Oestcrreich und Nußland aussichtsuollcr. Allein jener «amvf würde ja kein Zweikampf bleiben — dank Frankreich und Italien.

Und deshalb schon konnte Pismarck bei dein Bündnis; mit oestcrreich nicht stehen bleiben: dem drohenden gleichzeitigen Doppelangriff von Nußland

und Frankreich zu begegnen, mußte der Zweibund zum Dreibund erweitert, mußte Italien herangezogen werden. Auch das wahrlich kein gering Stück Arbeit bei der sehr begreiflichen Stimmung, die zu Wien gegen die Angreifer von 1859 und 1866 herrschte, einerseits und andererseits bei der sehr starken Strömung in Italien, die Trient und Trieft leidenschaftlich verlangt und daher bei jedem europäischen Krieg auf Seite der Feinde Österreichs streiten will. Und auch das gelang dem großen Meister, den hiebei freilich die Spannung zwifchen Rom und Paris, die im Mittelmeer, in Afrika, aber auch im Handelsverkehr einander widerstreitenden Strebungen der beiden lateinischen Völker unterstützten.

XV.

Wir haben nun die triumphirenden, die Siegesfchritte Bismarcks vom Jahre 1864 bis 1878 verfolgt —: nicht ein einzig Mal hat ihm in diesen auswärtigen Händeln der Erfolg versagt.

Denn nur böser Wille und arge Nohheit kann in seinem Zurückweichen in der Philippinenfrage eine Niederlage erblicken oder in der Anrufung des Papstes als Schiedsrichter eine Demüthigung vor der Kirche (!): das Reich war damals — unter Vismarck! — stark und gefürchtet genug, um bei zweifelhaftem oder fehlendem Recht ein iu's Auge gefaßtes Ziel aufgeben zu können, ohne sich auch nur der Möglichkeit auszusetzen, dies als Schwäche gedeutet zu sehen.

Welch stolze Höhe nahm das Reich ein, als es noch als felbstverständlich galt, daß, wie die orientalische Frage, so die Errichtung des Eongostaates in Afrika nur in Berlin verhandelt werden könne, als auf jedes Wort jener unvergleichlich großen politischen Reden Nismarcks die Völker, aller Erdtheile lauschten, als die Orientalen in Asien und Afrika das Wort „Vismarck" als gleichbedeutend mit „größte", „beste Art" im Munde führten, als das unbegrenzte Vertrauen in seine allen Gegnern überlegene Staatskunst ganz Deutschland ein kostbares Gefühl der Sicherheit gewährte!

Und diefem Mann hat die verantwortliche Regierung Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II. das Steuer des Neichsschiffs aus der unbezwungenen, nie irrenden Hand gerissen!

Und in Deutschland gedruckte Vlätter haben in niederträchtiger Weise über den Fall dieses Helden frohlockt, kein Schimpfwort des Hohns, des Undanks blieb ihm erspart zur unauslöschlichen Schande des deutschen Namens, während die Feinde — Mssen und selbst Franzosen — sich selber ehrten, indem sie die Grüße des Gefalleneil anerkannten!

Aber sie jubelten dabei doch, unsere so zahlreichen Feinde, — und sehr mit Recht — daß sich Deutschland seines gefürchteten Beschirmers selbst beraubt habe. Das Frohlocken der Feinde hätte über die Bedeutung dieser unseligen That, dieses Nationalunglücks, belehren sollen an den Orten, wo

man, wie es scheint, allein in der Welt ^ in Deutschland und in, Aus-
land — bei Freund und Feind — den Werth des Gestürzten nicht kannte:
ich meine nämlich jene Staatsmänner, welche vor der Volksvertretung nach
der preußischen und der Neichsverfassung die Verantwortung für jede
Negierungshandlung Seiner Majestät des unverantwortlichen Königs und
Kaisers, dessen Person also selbstverständlich außerhalb dieser Erörterung
blieb und bleiben muß, zu tragen haben. Erdrückend ist die Wucht dieser
Verantwortung.
Wie furchtbar tief und wie rafch das Vertrauen in unsere Reichs-
regierung in Deutschland und das Ansehen des Reiches im Ausland sei,
jenein Tag des Unheils, gesunken ist— wir wissen es leider: „Der alte Resvect
ist eben fort," heißt's in Wallensteins Lager.
Wozu sie aufzählen, alle die schmerzenden Wunden wieder, die der
Leiter des „neuen Curses" dem Reiche geschlagen. Die Hiuopferung unserer
zukunftreichsten Besitzungen und Hoffnungen in Afrika an England um jenes
Linsengericht Helgoland, das Zurückweichen vor England und vor Frank-
reich in Ost- und Westafrika, die Preisgebung wichtiger Vortheile in den
Handelsverträgen mit Österreich, der Schweiz, Rumänien und — wie es
fast fcheinen will — auch mit Rußland, ohne entsprechendes Entgelt! So
tief sind wir gesunken, daß man es gewagt hat, den doch jedesfalls nicht
zweifelfreien Handelsvertrag mit Rußland als eine Großthat mit dem Tage
von Scdan, mit der Errichtung des Reiches auf eine Stufe zu stellen! In
Posen, Westpreußen, Obcrschlesien weicht man Schritt um Schritt in un-
glaublicher Verblendung und zum Schrecken der Deutschen im Osten von
längst gewonnenen Stellungen vor den polnischen Forderungen zurück! Die
Parteien, die dem „neuen Curs" die Mehrheit im Reichstag sichern, sind
Socialdemokraten, Demokraten, Polen (die haben freilich alle Ursach!)
und Andere Ultramontane, Dänen, franzüselnde Elsässer, ja, auch zuweilen
Welsen, während die Parteien, unter deren Mitwirkung der Meister
das Reich gebaut hat, grollend bei Seite oder in offenem Widerstand gegen die
Regierung stehen!
Unter Vismarck konnte der ganze Longostant nur in Berlin geschaffen
werden, — jetzt verhandeln England, Velgien und dieser Staat über die
wichtigsten afrikanischen Dinge unter offner Verletzung deutscher Rechte, und
es wird in den Blatten« und von den Freunden der Regierung als ein
Großes laut gepriesen, daß man sich wenigstens das doch nicht ohne
Weiteres gefallen läßt. Welchen Werth der von uns jüngst mit Frank-
reich abgeschlossene Vertrag über Kamerun und sein Hinterland hat, beweist
der Jubel über diesen Vertrag zu Paris: mag wohl sein, „daß nach Lage
der Dinge" nicht mehr zu erreichen war, aber die offen ausgesprochene
Zlbneigung des Herrn Grafen von Eaprivi gegen alle afrikanischen Unter-
nehmungen erklärt es eben, wie man in jene Zwangslage gerathen ist:
sie erklärt auch, daß wir zagen, auf Samoa die Folgerung aus dem

gewaltigen Uebergewicht unserer Handelskräfte auf jenen Inseln zu ziehen,
vielmehr einen Zustand der Meisterlosigkeit andauern lassen, der uns wie
die Eingeborenen schädigt, endlich daß unsere wackren, aber viel zu
schwachen Schutztruvven in Ostafrika von nackten Negern, in Kamerun
von Hottentoten geschlagen wurden, mit deren Anführer wir wie mit
einer „ebenbürtigen kriegführenden Macht in Verhandlungen über einen zu
fchließenden Frieden" treten unter Zusicherung seines Lebens. Herr von
Wißmann hat doch noch Nüuberhauvtleute von kurzer Hand gehängt
(freilich hatte er sie vorher gehabt). Unsere Schiffe weiden häufiger als
je früher in den Zeitungen genannt und auch wohl in allerlei Bewegung
gesetzt: aber gilt es irgendwie in Asien oder Südamerika oder Afrika
die deutschen Ansiedler oder Händler zu schützen, so stehen keine Schiffe
zur Verfügung, oder sie kommen zu spät. Daran ist uun freilich jene
lieblich zusammengesetzte Neichstagsmehrheit Schuld, die der Negierung bei
einem wirklich nationalen Werk die Kreuzer und die Pfennige verweigert.
Wahrlich wenn die Vortheile des Reiches von dem Herrn Grafen von
Cavriui ebenso wahrgenommen werden, wie er seinen eigensten Vortheil
wahrnahm, als er jenen Brief über feinen großen Vorgänger nach Wien
nicht nur schrieb, sondern gerade als der allgemeine Unwille über jene
Geschehnisse in ganz Deutschland am heftigsten eiferte, auch noch ver-
öffentlichte —, dann erklärt sich Vieles.

Diese Nenrtheilung war geschrieben vor dem Abgang des Grafen
Eaprivi: das Ereigniß hat dahin geführt, einige härtere Ausdrücke zu
mildern, da den Gestürzten milder besprechen als den Machtgewaltigen
wohl anständig scheint: das Gegentheil von dem, was Vismarck geschah!
Fürst Hohenlohe steht den Anschauungen — und Erfahrungen! — Bismarcks
ungleich näher. Allein es fcheint, der Kaifer will „sein eigner Reichskanzler" —
wie Vismarck gesagt hat — bleiben: dann ändert der Ministerwechsel nicht
eben viel.

Wie der Sturz Bismarcks auf unfer Anfehen im Ausland gewirkt
hat, darüber muß man die Briefe der im Ausland lebenden Tentschen
lesen, nicht die Flugschriften und Zeituugsartikel von Ausländern, die
fchmeicheln oder doch freilich alle Ursache haben, mit der Wandelung
der Dinge höchlichst zufriedeu zu sein!

Ich wende mich zum Schluß: es war unerläßlich, die Grüße Bismarcks
in der Leitung der auswärtigen Politik auch in den Wirkungen seines
Sturzes nachzuweisen und in dem Vergleich mit den Erfolgen feines
Nachfolgers, der doch nach Allem, was man schon früher von feinen her-
vorragenden Leistungen im Kriege von 1370 wußte, wahrlich auch nicht
eine mittelmäßige Xraft sein kann.

2l.H Felix Dllhn in Vreslau.

Das herzuerzehrende Weh, das der Sturz Bismarcks allen Mm
Deutschen bereitet hat, kann leicht zu Pessimismus, zur Erbitterung, zu
grollendem Zurseitestehen führen.

Das darf nicht sein!

Gerade im Sinne Bismarcks handeln nur, wenn wir solche — nur
allzuberechtigte! — Anwandlungen niederkämpfen: wir müssen die Menschen,
denen wir — niemals verzeihend — grollen, trennen von der großen
heiligen Sache: von dein Reich. Jenen soll ihr uollgerüttelt.Maß von Vor-
wurf nicht erspart bleiben, wie es die Weltgeschichte ihnen in ihrer Ver-
urtheilung nicht vorenthalten wird.

Aber das Reich, das durch Bismarcks (Genius, des großen Kaisers
stätem Charakter, Moltkes Feldherrnschaft und unseres Heeres Heldenthum so
müheschwer und so blutig hergestellt ist, bleibt das höchste Gut des deutschen
Mannes.

Und im Geiste Bismarcks denken und handeln wir, und am besten
zollen wir ihm unseren Dank, indem wir heute, an seinem 80. Geburls-
tage, ernst und feierlich geloben, in Liebe, Treue und Begeisterung aus-
zuharren immerdar bei diesem schwer erkämpften Reich!

Verlin als Kunsthauptstadt.

von

Heinrich Vulthauut.

— Vr^ren, —

wischen den Pfeilern des Echozimmers im Bremer Nathskeller
hatten sich, schon in vorgerückter Abendstunde, bei einer Flasche
Niersteiner Glöck — es sollte die letzte sein — einige litterarisch
gesinnte lind thatige Männer über die schlechte Nehandlung, die Suder-
manns „Schmetterlingsschlacht" bei der ersten Aufführung in Verlin er-
fahren, in Eifer geredet. Allerlei unliebenswürdige uud anzügliche Worte,
die vor keinem noch so hohen Haupte Halt machten, waren bereits gefallen,
und die letzten Gäste an den benachbarten Tischen hatten begonnen aufzu-
horche.» Im Allgemeinen erging es Berlin sehr übel, und zu guter Letzt
verstieg sich ein Hitztopf zu dein Ausruf, es werde nicht eher besser werden,
als bis die „Proviin" so gründlich verlernt habe, die Reichshauptstadt als
oberste Instanz in allen Fragen des geistigen Lebens zu betrachten, daß das
Verhältnis; sich vielmehr umkehre und man sich gewöhne, in den Vewohnern
der Riesenstädte, die Mt noch glauben auf die Leute „draußen im Reich"
geringschätzig herabblicken zu können, nur Menschen dritter oder vierter
Ordnung zu sehen.

Diese fürchterliche Uebertreibung — denn dafür hielten wir sie —
wurde gleichwohl mit wohlwollenden,, fast zustimmendem Lachen und eitlem
Zusammenklingen der Gläser von uns bekräftigt, aber aus einer fernen
dunklen Ecke ertönte — mnthmaßlich von einem Sohne der beleidigten Stadt
— ein kurzes Hohngelächter als Antwort, und von allen Tischen wandten
sich uns die Köpfe mit so verwunderten Gesichtern zu, daß wir uns
schleunigst besannen, daß die Wände in, Echosaal iDhren haben. Tas Ge-

sprach wurde auf einen gedämpfteren Ton gesummt, mit ihm die erregten Gemüther, und man hatte Zeit, darüber nachzudenken, ob jenes laute Wort eine große Dummheit, eine sträfliche Ketzerei oder eine tiefe Wahrheit enthalte.

Die Thatsache, an der sich das Gespräch so sehr erhitzt, war nun wirklich der ernstesten Betrachtung und eines innigen Mitempfindens werth. Das neue Drama eines angesehenen Schriftstellers, der mit seiner „Ehre" eine plötzliche, durch seine Romane stark befestigte Berühmtheit erlangt hatte, das Werk eines Mannes, der genug geleistet hat, um Respect verlangen zu können, wird von dem Publicum desselben Theaters, das ihn sonst verhätschelt, gleich von Anfang an, ehe man überhaupt wissen konnte, welche Richtung und Wendung es nehmen würde, belächelt, dann verlacht, durch Zwischenrufe gestört und ausgepfiffen, und anderen Tags erscheinen in den Zeitungen jene persönlich zugespitzten, hämischen Kritiken, nach denen die Berliner Presse in Deutschland leider beurtheilt wird, Erzeugnisse der Bosheit und Impotenz, die Nichts aufrichten, bessern oder gar schaffen, die nur verneinen und zerstören kann. Ein Verbrecher, der sein Urtheil empfängt, ist besser daran, als ein Autor, der sich diesen Insulten aussehen muß. Gewiß uerurtheilen alle anständigen Menschen nnd alle vornehmen Blätter ein solches Treiben in Berlin genau so scharf wie draußen — aber die Thatsachen bleiben, und sie werden sich wiederholen, und kein gerechter Richter wird es vermögen, Berlin von dem Odium zu reinigen, daß solche Früchte gerade auf seinem Boden am besten und reichlichste« gedeihen.

Wäre das nun wirklich Berliner Art? Darf man eine ganze Stadt für solche Grcmsamkeiten verantwortlich machen? stecken sie einer Bevölkerung im Blut, die ihren kernigen, tüchtigen Sinn, ihr liebevolles Herz oft genug bethätigt, einer Bevölkerung, die in Thränen ausbrach, als im Jahre 1878 der ehrwürdige Kaiser, von Nobilings Geschoß verwundet, blutend, bewußtlos, im offenen Wagen in sein Schloß zurückkehrte? Die Meuschen haben nun einmal die Neigung, die Schwächen und Thorheiten, die sie in ihrer städtischen Umgebung wahrnehmen, eben nur dort zu sehen und zu suchen, und wenn etwa die Karlsruher ihre ^andsleute für klatschsüchtig halten, die Stuttgarter die ihrigen für prüde, wenn die Osnabrücker klagen, ihrer Stadt fehle der rechte Kunstsinn, und die Frankfurter, man lege dort auf ein gutes Essen allzu grosen Werth, dann sind das Dinge, die überall vorkommen, weil sie von der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft unzertrennlich sind. Aber der Berliner wird, wohin er kommt, wegen seines Kraflbewußtscins, seines Hochmuths, seiner blasirten Spottsucht gern gemieden, und in seiner Verurtheilung begegnen sich Mecklenburger, Bayern und Württemberger. Das sind mehr als Borurtheile. In einer so beispiellosen Harmonie könnten sich die fremdesten Stämme nicht vereinigen, wenn nicht der gleiche Eindruck auf alle gleichmäßig wirkte. Wir mögen nns noch so frei, noch fo selbstständig nnd losgelöst von den Eigen-

heilen unserer Nace fühlen — der Teig, aus dein uns die Natur geknetet, wird in der Form gebacken, die die Cultur, die Gesellschaft hergerichtet hat, und trotz alles Gemeinsamen, das die Kinder Adams in Ost und West zusammenhält, hat jedes Volk, jeder Stamm, jede Gemeinschaft einen eigenen Charakter, dessen Abzeichen der Einzelne mit sich herumträgt, er mag wollen oder nicht. Vielleicht nur wie ein Atom von Duft, kaum wahrnehmbar, aber er verstärkt sich, wenn ihrer Mehrere zusammenkommen, wächst stetig mit der Zahl und giebt sich in der Presse, die gleichsam ein Destillat von ihm ist, am schärfsten und charakteristischesten kund. Das ist eine alte Erfahrung, die man in Paris wie in London, in Berlin wie in München machen kann. Kaum, daß Jemanden ein Vorwurf trifft, wenn die Volks- seele in ihm Formen annimmt, die Anderen zum Aergerniß werden. Aber daß sie vorkommen, soll Niemand leugnen, und der Berliner ist aus dem großen Backofen nicht gerade, wie die Kinder und die Knusperhere in „Hansel und Gretel", als süßer Lebkuchen hervorgegangen.

Zwar Eins darf er von sich abwälzen: die Mißachtung erworbenen Verdienstes fällt nicht ihm allein zur Last; sie ist ein Erbfehler Alldeutsch- lands, wenn auch ein in Berlin besonders stark entwickelter Fehler. Man legt keinen Werth auf verjährten Ruhm. Man vergißt ihn und verlangt, daß ein Jeder, der nach der öffentlichen Anerkennung geizt, sie sich mit jedem Werk, jeder That neu erobre. Gerathen sie schlecht, dann wehe ihm. Was der Mann früher geleistet, vermag zu seinen Gunsten Nichts zu ändern und zu bessern. In Frankreich, ja, da steht es anders. Wer dort zu Ehren gekommen, den behandelt man fortan stets nach seinem Range, und verscherzt er die allgemeine Gunst, so weiß man doch, daß er sie einmal besessen und verdient. Selbst ein ganz mißrathenes Stück eines berühmten Autors würde man nicht unter Hohn und Spott und pöbelhaftem Gejohle zu Grabe tragen. Jeder feinfühlige Deutfche sagt sich nun zwar auch, daß es sich so gezieme. Er weiß, daß eine stumme Ablehnung für einen Dichter, den der Enthusiasmus dermaleinst auf den goldenen Schild gehoben, eine hinlänglich deutliche Sprache redet, die durch Nohb/iten und Be- leidigungen nicht noch vergröbert und verschärft zu werden braucht. Der gebildete Berliner würde ein Zuwiderhandeln gegen solche Anstmidspflichten ohne allen Zweifel genau fo fchroff verdammen wie feine Brüder in Hamburg oder Dresden — und doch, trotz der allerbesten Grundsätze, em- pfängt man einen gefeierten Dramatiker im Lessing-Theater so unehrerbietig wie möglich, fast als hätte man ihm zeigen wollen, daß er auf feine be- kränzte Vergangenheit nicht pochen dürfe, und die „Schmetterlingsschlacht", die wohl eben kein Meisterwerk, aber doch ein an gut beobachteten Details reiches Stück ist, muß fallen — sei sie wie sie wolle. So steckt der Gattungs- charakter die Einzelnen an und verführt sie zu Unziemlichkeiten, wider die keine Einsicht und keine Reue schützt. Daß das mißhandelte Drain« sich später mit guten Ehren behauptet, bessert daran Nichts, und das Nebel er-

scheint angesichts der vortrefflichen Aufnahme, die es am selben Abend im Wiener Hofburgtheater gefunden, noch ärger. Sei es immerhin, daß die Aufführung dort (die ich gesehen) die Berliner übertroffen und dein Autor den Sieg erleichtert hat. Frau Hartmann spielt die Mutter meisterlich, die Kunst der Frau Hohenfels, die den Vackfifch giebt, füllt die Kluft der Jahre, die sie von dem dargestellten Charakter trennt, zum Entzücken aus, Baumeister ist auch als Geldprotz der einfachste und wahrhafteste Künstler, den die deutsche Bühne kennt, und Mitterwurzer würde als Reisender an jeder Inbtß ä'döw wie auf deni Theater Furore machen. Aber so oder so, ob in guter, mäßiger oder schlechter Darstellung — der Berliner Theaterskandal hätte überhaupt nicht vorkommen dürfen.

Immerhin könnte man die böse Thatsache, die sich in etwas anderer Gestalt täglich zeigt, mit einem Seufzer beklagen. Aber warum sich im Bremer Nathsteller darüber aufregen? Eine jede Stadt hat ihre Tugenden und Fehler, und ich weih mich selber in den gesellschaftlichen Formen meiner guten Heimat an der Weser tief verstrickt. Ich kehre nie aus den Sommerferien heim, ohne daß ich an meine Brust schlage und mir gestehe, daß die halb souveräne, halb mißtrauische Abgeschlossenheit der Bremer auch in mir mächtig ist. Wir tragen wie Nürnberger Schachtelsiguren die runde Scholle unter unseren Füßen überall mit hin und dürfen, wenn wir über unseren Marktplatz und durch unsere Wallanlagen schreiten, stets gelassen und festlich, das Wort aus dem „Egmont" parodistisch auf uns anwenden- „Ein Jeder rund für sich, ein kleiner König." Aber wir liegen fern vom großen Strom des öffentlichen Lebens und schaden mit unserer Eigenart Niemandem. Verlin aber ist die Hauptstadt des deutschen Reichs. Alles, was dort geschieht, wird gesehen, verbreitet, nachgeahmt. Seitdem sich der Glanz der alten Krone auf Wilhelms I. Haupte erneuert, ist die Stadt unaufhörlich gewachsen, mit ihr die wissenschaftlichen und tünstlerifchen Interessen, zum Mindesten soweit sie sich mit dem öffentlichen Verkehr berühren. Insbesondere die Theater haben sich fast unheimlich schnell vermehrt, und noch immer entstehen neue. Die Schauspieler aus der Provinz drängen ungestüm nach der Ehre, vor dem Berliner Publicum und den zahlreichen Fremden, die sich in der Residenz und vor Allem in ihren Theatern versammeln, zu spielen — ein Jeder von vornherein gewiß, daß er die gefürchtete Kritik entwaffnen werde. Die Dramatiker versprechen sich für ihre Werke nur dann Erfolg, wenn die „Premiere" in Verlin stattfindet. Was dort gefällt oder gefallen soll, das trägt die Ieitungsreclame bis an die Peripherie im Reich, und nach den Berliner Erfolgen, feien sie echt oder unecht, richten die Directoren in Hamburg oder Stettin genau so wie in Lüneburg oder Lodz im russischen Polen ihr Repertoire ein. Und so sehen wir denn eine Stadt, die noch niemals an der Spitze einer tünstlerifchen Bewegung gestanden, eine Stadt, deren Bevölkerung alles Andere, nur nicht künstlerisch gesinnt und veranlagt ist, auf einem weiten und für die Eultur

eines Landes vielleicht wichtigsten Gebiet des Kunstlebens Deutschland Ge-
setze vorschreiben. Verlin ist Theaterhauvtstadt geworden, aus keinem anderen
Grunde, als weil es die Neichshauptstadt ist.
Man verweist vielleicht auf Paris und sagt: das ist natürlich; Eins
schließt das Andere in sich. Im Gegentheil, in diesem besonderen Falle
hätte Eins das Andere ausschließen müssen. Die Eentrnlisation gereicht
der Kunst niemals zum Heil. Sie ist vielgliedrig, »r» multiplex, sie muß
sich frei regen können, nur mit sich beschäftigt, nicht niit den immer
neuen politischen Ereignissen, den Moden, Sensationen und Skandalen einer
großen Metropole, nnd sie bedarf der Stille mehr als des geräuschvollen
Treibens der Boulevards und der nächtlichen Eafös. Die geschichtliche
Erfahrung, das Einquecento, die klassischen Tage Weimars sollten uns be-
lehren, daß die Kunst sich an den kleinen Höfen am wohlsten fühlt. Haben
wir Neueren doch auch die stärkste Anregung in der Theaterwelt von dem
Fürsten eines kleinen Thüringer Landes, von Meiningen bekomm«,. Anch den
Franzosen hat die Eentralisation der Litteratur in Paris sehr zweifelhafte
Früchte gezeitigt, denn nur ihr verdanken sie den Ruf der lüderlichsten
Nation der Welt; weil sich in ihren Romanen und Dramen immer und
immer wieder das Leben der großstädtischen Vohöme mit ihren Ehebrüchen,
ihrer Demimonde und ihren Bel-Amis spiegelt^ scheint es den Ausländen!,
als wäre Frankreich ein großes Paris, ein ungeheures Sodom, das Iehovahs
Feuer je eher je lieber vom Erdboden vertilgen sollte. Und doch hat Paris
ganz andere Rechte auf die theatralische Hegemonie in Frankreich, als sie Berlin
in Deutschland geltend machen könnte. Denn die Franzosen sind das ge-
borene Theateruolk. Alles wird ihnen zur Scene, zur Pose, zum patheti-
schen Schlagwort, zur witzigen Pointe. Sie spielen, ohne es zu wollen
und ohne hinterhältige Absichten, im Leben beständig Komödie, bei jeder
Handlung bestimmt sie die Rücksicht auf ein gewisses künstlerisches Arrange-
ment, und darum ist es nicht widersinnig, daß sich Alles, was die Nation
an theatralischem Können besitzt, in den Pariser Theatern concentrirt hat.
Wenn das übrige Frankreich auch dabei zu kurz kam: Paris durfte bei
den« künstlerischen Charakter der Franzosen, weil es die Hauptstadt des
Reiches war, auch seine Kunsthauptstadt werden.
Vei den Berlinern kehrt sich das völlig um. Was sie auszeichnet,
ihr strenger, nüchterner Wirklichkeitssinn, ihr vor jeder falschen Sentimen-
talität und jeder hohlen Phrase instinctiv zurückschenendes gesundes Gefühl,
ihr kritifcher Scharfblick, ihre Kraft und ihr Wille, sich auch in den
schwierigsten Situationen zu behaupten und das Schicksal zu meistern,
ihr überlegener, trockener Humor — das Alles sind Eigenschaften, die
man nach Gebühr hochschätzen und zu Zeiten sogar herzlich lieben kann.
Noch immer denke ich mit Freuden an einen Vorfall!, der sich im ver-
flossenen Sommer in der Eharlottenstmße unweit des Schauspielhauses zu-
trug. Einem jungen Menschen war das Rad eines Pferdebahnwagens

über den Fuß gegangen. Er stand aufrecht und krümmte sich vor Schmerzen, das Nein hoch emporgezogen. Eine Menschenmenge umgab ihn mit mitleidigen Fragen, und der erschreckte Kutscher, der den Wagen hatte halten lassen, blickte sich ängstlich nach ihm um. Der Verletzte sing den Blick auf und rief dem Besorgten zu — nicht etwa ein Schelt- oder Schimpfwort, sondern: „Ick werde det andere Mal kürzere Sticbeln anziehen."
Wie viel Selbstüberwindung, wie viel Widerstandskraft und wie viel Gutmüthigkeit in deni kurzen, drolligen Wort! Aber was uns daran zum Nefpect zwingt und rührt, das ist nicht der Stoff, aus den« man Kunstwerke bildet und mit dem man Kunstwerke genießt. Schlachten gewinnt man mit solcher Kraft, die Strapazen eines Feldznges, die Qualen eines Krankenlagers im Lazareth überwindet man mit diesem mannhaften Sinne. Preußen und Berlin durften nicht anders sein als sie sind, damit Königgrätz und Sedan geschlagen werden konnten, und selten hat die Weltgeschichte so nah Verwandtes zum Verwandten geführt, als da sie diesem Volke die Hohenzollern zu Herrschern und einem der verehrungswürdigsten aus ihrer Reihe einen Staatsmann wie Vismarck zum Verather gab. Kaiser Wilhelm I., sein großer Kanzler, Preußen und Berlin — darin gipfelt das neue deutsche Reich, aber an die deutsche Kunst denkt man bei diesen Namen nicht. Die gewaltigen Kräfte, die Preußen und seine Könige an die Spitze des geeinten Vaterlandes stellten, die strenge Mannszucht mit ihrem Drill und ihren Paraden, eine geniale Heerführnng und eine noch genialere Diplomatie — zum Ausruhen unter Lorbeeren hatten sie keine Muße, und auf die luftigen Pfade der Phantasie durften sie sich nicht verlocken lassen. Ein einziger, der größte der Hohenzollern, ein sein ganzes Zeitalter überragender Mensch, konnte aus dein Getümmel der Schlachten und den Wirrsalen der Politik, deren vollkommenster Meister er war, zu seiner geliebten Musik flüchten und, die zartesten Regungen seines Herzens der elegischen Flöte anvertrauen. Aber Friedrich der Groß« wurde der Welt und seinem Volke fremd und fremder, und den künstlerischen Frühlingstricb der Nation begriff er nicht. Seine Nachfolger aber: je bravere Preußen, je tüchtigere Landesväter, je ruhmreichere Herrscher sie waren — desto fremder waren sie im Reiche der Kunst. Und wie zur Nesieglung dessen, daß Preußen andere als künstlerische Aufgaben zn erfüllen hat, setzte die Gefchichte, zur Warnung gleichsam, im Jahre 1840 einen Romantiker auf den Thron, der unter der Last seiner politischen Pflichten erlag. Es bedurfte des einfachen, kräftigen, ganz auf das Wirkliche gerichteten, ritterlichen Naturells feines Bruders, um Preußen seine einstige Größe zurück und allen Deutschen das Reich zu geben.
Als es erstand — wie viel erhofften einige glückliche Schwärmerseelen da auch für die Kunst! Auch sind ja nicht alle Träume zu nichte geworden. Die Architektur, die bildenden Künste bekamen zu schaffen, vollauf fogar, und einige mächtige Vauten, einige herrliche Denkmäler verdanken wir der

großen Zeit. Aber es ist nicht anders: der Geist der Uniform, aus dein sie erstanden und erstehen mußten, legt dein Maler und dem Bildhauer Fesseln cm, und fügt er sich ihnen nicht, dann geräth er allzu leicht mit seinein Stoff in Eonftict. Es ist selbst für den größten Genius unmöglich, sich unter einigen hundert Reiterstiefeln, Helmbüschen und Ordenssternen ein Plätzchen zu sichern, auf welchem er sich frei ergehen kann. Was uns die Musik seit 187(1 Großes bescheert, war zum erheblichsten Theil vorher schon vollendet, und Bayreuth liegt in Bayern, nicht in Preußen. Nicht von einem Hohenzollern, sondern von dem jungen phantastischen Wittelsbacher, der alles Andere eher als ein zielbewußter Regent war, empfing Richard Wagner Hilfe und Rettung aus seiner materiellen und künstlerischen Roth. Und die Poesie? Wie viel Reues und Bedeutendes sie uns seit dem Kriegsjahr gegeben, das Werthvollste ist nicht dem Berliner Boden erwachsen, und nur das darf die Neichshanptstadt sich als besonderes Verdienst gutschreiben: den sogenannten Naturalismus auf dem Theater großgezüchtet und die Pofaune der Reclame für feine Meister und Jünger mit einer Ausdauer und einer Lungenkraft geblasen zu haben, daß man wohl oder übel hören und das neue Evangelium auf feine Wahrhaftigkeit hin prüfen mußte.

Es hat die Prüfung nicht bestanden, wenigstens nicht, sofern es sich dabei um die Kunst handelt. Wären die Vorkämpfer der neuen Bewegung bescheidener aufgetreten, dann Hütte man sich der jungen Talente, die gegen jedes Dogma und Alles, was früher gegolten, Sturm liefen, vielleicht von Anfang an aufrichtig freuen dürfen, fo roh sie sich anch geberdeten. Es gab wirklich in der Roman- und Dramenlitteratur mit alten Masken gründlich aufzuräumen ^ die Heißsporne schafften vielleicht wie Klinger und die Seinen einem neuen Goethe Raum. Aber anstatt ihr zügelloses Vordringen gegen das „Alte" und ihre Mißachtung aller Scham und Sitte als eine jener periodisch wiederkehrenden .künstlerischen Revolutionen zu würdigen, deren Fluthen zurückebben und wie die Nilwellen einen neu befruchtete» Boden zurücklassen, vriefen einige fönst tüchtige Männer das Allermodernste als das einzig Berechtigte, und von Berlin aus unternahm die naturalistische Rüpelei ihren Vernichtungszug über ganz Deutschland. Jetzt, da die Wogeu sich allmählich geglättet habeu, versteht man kaum mehr, was die Kritik Alles von der neuen Kunst verhieß und forderte. Die strengste Eontrole auf die Lebenswirklichkeit wurde Ariom. Phantasie, künstlerische Composition — über derlei antiquirte Dinge zuckte man die Achseln, und in einem Buche, das eine Art dramaturgischer Coder der „Modernen" sein wollte, wurde allen Ernstes unter Anderem, worunter sich selbstverständlich auch die Verbannung des Verses aus dein Drama befand, verlangt, ein Bühnenstück muffe sich zeitlich genau so rasch oder so langsam wie im Leben abspielen. Daß mit der Erfüllung einer fo wahnwitzigen Forderung alle dramatische Kunst absterben müßte, wollte man nicht einsehen. Die Tollheit wurde zur

Methode erhoben und mit ihr ein Dogma, das engherziger und tyrannischer war als die dramaturgischen Schulformeln von Exposition, Peripetie, Katastrophe, tragische»« und anderen Momenten. Wenn man die Schönheit in die Verbannung schickte, dann begriff man nicht, daß uns Menschen ein heißes Verlangen nach ihr erfüllt, daß auch die ärmste Seele das, was sie liebt und begehrt, idealisirt, und daß nicht eine graue Theorie den Schönheitstrieb in die Kunst zu Unrecht verwiesen, sondern daß von Alters her der Oestaltnngstrieb die Wahrheit zur Schönheit geadelt und diesen Proces; der Erhebung des „Einzelnen zur allgemeinen Weihe" Kunst, künstlerische? Schaffen genannt hat. Es ist ein menschlicher Naturtrieb, so echt und stark wie jeder andere, und keine Doctrin schafft ihn aus der Welt. Freilich, mit dem Verstand allein sind seine Früchte nicht zu kosten und zu schätzen — sie wollen mit künstlerischen Organen, mit der Phantasie und dem Herzen begriffen und genossen sein. Das aber sind für den Nüchternen schwer controlirbare Dinge — die Wirklichkeit aber, wie sie die Oberfläche, die schmutzige Kruste unseres täglichen Lebens zeigt, die kannte man, die ließ sich durch Photographiren firiren, auf die konnte die Probe gemacht werden, und auf diese Wirklichkeit verpflichtete die Kritik fortan die Schaffenden. Die Kritik — denn ein Künstler, einer, der auch nur über die kleinste Werkstatt eigener Erfindung verfügt, weiß, daß ein solches Verlangen Thorheit und ein directer Widerspruch mit der Kunst ist. Aber der kalte Verstand behauptete für eine Zeitlang das Feld, und der Geist des seligen Nicolai begann in Verlin zu spuken. Glücklicher Weise zieht er sich bereits langsam wieder in's Jenseits zurück. Die Eiferer wider die alte Kunst beginnen einzusehen, daß es mit der (iopie des Lebens im Drama allein nicht gethan ist und daß es eine Albernheit wäre, von der Bühne und der Schauspielkunst zu verlangen, daß sie sich in jeden, Detail an die Wirklichkeit ballen solle. Die naturalistischen Autoren, deren bedeutendster, Hauptmann, eine ungemeine Fähigkeit der Veobachtnng und der Wiedergabe charakteristischer Einzelzüge besitzt, haben dem geliebten Dogma untreu werden und die Symbolik der freien, neu gestaltenden Kunst in ihre Wirklichkeitswelt hineinschmuggeln müssen, wenn sie sich nicht die Hände binden und sich lahm legen lassen wollten. Keine Kritik der Welt vermöchte die Verse der Engel im „Hannele", die Erscheinung des schwarzen Todesjünglings mit dem umflorten Schwert, Hcmneles Sprache und die Sprache ihrer übrigen Traumgestnlten aus der naturalistischen Doctrin zu erklären und zu rechtfertigen. Der Versuch, ein Drama Schillers, Kabale und Liebe", das die Modernen gen, citiren um ihre Theorie zu stützen, im modernen Eonuersationston herunterzuspielen, ist im Deutscheu Theater kläglich gescheitert: natürlich, denn eben dies merkwürdige Stück, ein Bühnenwerk allerersten Ranges, wird bei aller rücksichtslosen Wahrhaftigkeit doch von dem rauschenden nnd berauschenden Strom der Schiller'schen Rede über das Niveau des Tages hinaus in eine Hohe ge-

hoben, in die nur die Kunst, nicht der dürre Verstand mit seiner ledernen
Weisheit dringt. Der Versuch wurde denn auch allgemein verurtheilt, und
unter denen, die es thaten, befanden sich viele Zauberlehrlinge, die den trocknen
naturalistischen Besen auf die Beine gebracht hatten, und die nun plötzlich
inue wurden, daß er mit seinen Güssen das ganze deutsche Theater ruiniren
müßte. Ganz zu bannen vermöchte ihn freilich nur ein Meister, auf den
wir immer noch warten. Zu bessern, zu reinigen und aufzubauen würde
er in Fülle finden, denn Verirrung genug ist aus der gefährlichen, allen Halb-
gebildeten, allen unkünstlerisch Empfindenden fo plausiblen Lehre erwachsen.
An die Stelle des Dramas, eines in sich gefestigten Ganzen, haben die
Modernen, die sich von ihr in's Schlepptau nehmen ließen, Scenencon-
glomerate gesetzt. Wie viel Kraft und Leben in ihnen wohnen mag, dra-
matische Kunstwerke sind es nicht. Und doch ist die dramatische Grundform,
die taufend und abertausend Spielarten zulaßt, genau so wie der mensch-
liche Organismus, aus natürlichen Bedürfnissen entstanden, die allerorten
die nämlichen sind. Wie verschieden die Züge, die sie in Griechenland, in
Indien, in England, Frankreich und Deutschland angenommen — in allen
dramatischen Kunstwerken bis auf den heutigen Dag schaffen die Eharaktere
die Handlung, deren einzelne Glieder sich zun: Ring schließen, wachsend,
ansteigend, mit dem Ende in den Anfang zurücklaufend und fo die Bahn
erfüllend, die ihr fchon in ihren ersten Stadien gewiesen war. Und jetzt?
Einen geschmeidigen, schönen Marmorleib hat die neue Lehre zertrümmert
und ein unzusammenhängendes Gemisch von Gliedmaßen an seine Stelle
gesetzt. Was Kunst daran ist, ist es nicht dank ihr, sondern trotz ihrer.
Wie das Positiv zum Negativ verhält sich diese Lieblingslitteratur der
Berliner Presse, oder doch ihres größeren oder lauteren Theils, zu der
Durchschnittskritik der Reichshauptstadt. Viel gute Beobachtung, viel Schärfe,
viel Wirklichkeitssinn und Nüchternheit — wenig Phantasie und künstlerisch
entgegenkommendes Anempftnden, wenig Liebe und Wohlwollen. Die aber
bedarf die Kunst und der Künstler, und die schließen die sachlichste Strenge
des Urtheils nicht aus. Auch eine gute Kunstkritik muß einen productiuen
Charakter tragen — mit dem bloßen Absprechen ist es nicht gethan. Und
nun suche man in den Berliner Zeitungen darnach. Viel Schlechtes und
Unbildsames mögen sie schonungslos zu verurtheilen ein Recht haben —
aber hoffnungsreiche Keime zu pflegen, einen Autor, einen Schauspieler auf
den richtigen Weg zu weisen, sollte die schönste Aufgabe der Kritik fein, und
,uie selten findet man sie erfüllt. Dabei soll von der höheren Forderung,
daß (wie Hebbel es Schiller in einem schönen Distichon nachrühmte) die
Kunstrichter das Gesetz, das sie geben, gleich auch im Geben, d. h. in der
künstlerischen Darstellung erfüllen sollten, gar nicht einmal die Rede sein,
denn nach solchen seltenen Vögeln sucht man fast im ganzen Deutschland
vergebens. Sicherlich sind auch die Kritiker, die den Tramatikern und den
Darstellern nützliche Fingerzeige zu geben vermögen, überall und nicht mir

in Verlin Ausnahmen. Das soll nicht in Abrede gestellt werden, aber
darauf kommt es hier gar nicht an. Nur dagegen protestiren Alle, die sich
ein selbstständiges Urtheil in künstlerischen Dingen bewahrt haben, daß
Publicum und Presse an der Spree das Recht des höchsten Richterspruchs
für sich verlangen, und daß die Provinz das Orakel, das von dort ausgeht,
gedankenlos nachbetet. Ist an und für sich schon jede Eentralisation der
Kunst vom Uebel, dann ist sie es in einer Stadt ohne künstlerische Physiognomie
und ohne künstlerische Seele vollends. Wenn München, Dresden oder
Stuttgart mit solchen Prätensionen aufträten, würde man darüber lachen,
und doch hätten sie kein geringeres Recht für sich geltend zu machen als
Verlin ^ im Gegentheil.
Denn Eins kommt hinzu, um einen Jeden, der es ernst mit der Kunst
meint, lebhaft wünschen zu lasse», daß die bedenkliche Eoncentrirung der
Kunst- und Theaterinteressen, die sich in Berlin anbahnt, keine weiteren
Fortschritte mache: seine rapide Entwickelung zur Millionenstadt. Die
Berliner Journalisten konnten sich darauf berufen, daß die Hetzjagd des
großstädtischen Lebens ihnen schlechterdings keine Zeit lasse, ihre Aufgabe
zu vertiefen. Von einem Theater zum anderen, vom Opernhaus in den
Eoncertsaal, womöglich noch in einen zweiten und dritten — wo soll sich
da Muße finden? wie kann da ein jedes Kunstwerk, ein jeder Künstler zu
dem Recht kommen, das sie fordern dürften? Eile um jeden Preis! Wo-
möglich schon für den nächsten Tag muß die Recension fertig sein, und da-
neben hat der Kritiker noch uuter anderein Namen, einer Chiffre oder ohne
jedes Abzeichen für zehn oder zwanzig Vlätter in der Provinz zu corre-
spondiren. Das einmalige Anfchauen eines neuen Schaufpiels, das erste
Hören einer Oper, eines Oratoriums, einer Symphonie, und das Votum
wird abgegeben. Ob etwa Kleists „Prinz von Homburg" oder Grillparzers
„Traum ein Leben", wenn sie jetzt plötzlich erschienen. Allen unbekannt,
Gnade vor den Augen dieser Nachrichter finden würden? Auch der ge-
wandteste in pi-Lzw im Kritisiren würde ihnen wahrscheinlich bitter Unrecht
thun, denn ein Nnhneneindruck erschöpft die Bedeutung eines Dramas nicht
entfernt, und wer dränge bei der flüchtigen Vekanntschaft mit ihnyi im
Theater in die Tiefe dieser wunderbaren Dichtungen? Ihre Ueberbürdung
gäbe ja nun allerdings den Zeitungskritikern einen gewissen Anspruch auf
Entschuldigung, aber die Ueberlast, die ihnen in der Großstadt von selbst
erwächst, spricht doch eben nur dafür, daß die Riesencentrcn selten oder
nie die richtigen Pflegestätten der Kunst sind. Was aber die Kunstrichter
verderbt, verderbt auch das Publicum. In dem unablässigen Gerassel der
Droschken, der Linienwagen, dem Pfeifen und Lärmen der Eisenbahnen, den
tausenderlei Lockungen der neuesten Sensationen können nur Nerven, die
Ankertauen gleichen, Stand halten, und solche Nerven wissen von den zarteren
künstlerischen Erregungen Nichts. Die feinsten Vlüthen der Seele müssen
in dein Gewühl der Millionen absterben. Wenn der Mann Mttags seine

Familie nicht sehen kann, weil das Geschäft ihn hindert, wenn er Abends ermüdet heimkehrt, in begreiflicher Unlust das Haus nochmals zu verlassen, um ein Theater oder ein Concert zu besuchen; wenn er des regelmäßigen Verkehrs mit den Freunden, des Alistausches mit Gleichstrebenden entbehren muß — wie viel geht ihm da verloren! Nnr das, was gerade von der Mode angepriesen wird, erregt seine Aufmerksamkeit — alles Andere, und wie oft das Bessere und Neste, entgeht ihm. Das ist nnn nicht anders. Viele tranken unter diesem unermüdlichen Zwang dahin. Andere, glückliche Naturen, leben mitten in der Unruhe wie auf einem Stückchen Inselland, unberührt in gesunder Naivetät weiter, wohl auch einige Dichter, die sich hennetisch gegen die Außenwelt absperren. Viele ihrer Genossen aber haben Berlin den Rücken gekehrt, um seines besonderen und des allgemeinen Charakters der Großstadt willen; ihre Kunst gedeiht dort nicht. Und es brauchen nicht nur Poeten zu sein, die des Treibens müde werden. Es giebt ja leider gegen die Uebel des modernen Lebens mit seiner bedrohlich um sich greifenden Nervosität keine Nousseau'sche Radicalcnr. Aber man begreift doch, daß sich gegen den trankhaften Drang nach dem großen Tretrad eine Neaction zu regen beginnt. ^ii> äe zitzole, (löclläoucL — wie widerlich klingt das den Ohren! Als das vorige Jahrhundert zur Neige ging, legten sich Goethe und Schiller die Frage vor, ob das neue mit 18lX) oder 1801 beginne. Und wir Modernen kokettiren mit den angeblichen Abzeichen der Wende des Säculums schon zehn Jahre vor seinem Ende. Man muß sich die ganze "Narrheit dieses geistigen Gigerlthums vor Augen ballen, um den ergrimmten Rufer im Bremer Nathskeller zu verstehen. Es scheint wirklich, als hätte er nicht so ganz Unrecht, wenn er die Großstädter als Menschen dritter oder vierter Ordnung betrachtet wissen will. Ein Schlagwort — weiter ist es ja Nichts; und Schlagwörter übertreiben immer. Vielleicht aber bringt man mit solch' einem Schlagwort das Reich, die Provinz dazu, sich auf ihre Rechte zu besinnen und ihr künstlerisches Urtheil nicht von der Berliner Presse knebeln zu lassen. Ich weiß, wie mancher tüchtige Mann in Berlin ein gewichtiges Wort in den Fragen der Kunst redet und reden darf, aber ich weiß auch aus Erfahrung, daß im Durchschnitt das künstlerische Urtheil in den Mittelstädten, daß insbesondere die Theaterkritik dort eine ungleich ernstere, gründlichere und besonnenere ist. Der Geschmack des Berliner Publicums verpflichtet Andere genau so wenig wie das Urtheil seiner Kritik. Manches, was den Berlinern gefallen, hat ini übrigen Deutschland nicht bestehen können, und die Hauptstadt kennt ihre Localerfolge so gut wie irgend eine bescheidene Stadt an der Elbe oder am Main. Ich habe auf meinen Vortragsreisen zahlreiche große und kleine Städte im Reich kennen gelernt, aber mehr Nildung, inehr Sammlung und Vegeisterungsfähigkeit als in einer Bevölkerung, die zwischen zwanzig- nnd zweihunderttausend Einwohnern schwankt, habe ich auch in den Riesenstädten selten gefunden. Die Liebe zur eignen Vaterstadt soll

mich nicht verblenden, aber ich wüßte wirklich nicht, was das Urtheil der Berliner vor dem der Bremer voraus hätte. Für eine Handelsstadt sind wir geistig regsam und thätig genug. Manches Werk, das sich auf dem litterarischen Markt mit Ehren behauptet, giebt davon Kunde. Zu einem gelegentlichen Ausflug in die Reichshauptstadt bleibt immer Zeit, und ab und an erfrischt mich ihr Brausen. Aber es lebt sich schöner in den Gärten, in die unsre Vorstädte gebettet sind. Die Mediceer zwar sind aus Kaufleuten Fürsten geworden, aber zu einen: Florenz hat Bremen es trotzdem noch weit, und es fällt Keinem unter uns ein, der Welt künstlerische Gesetze vorzuschreiben. Der Gedanke wäre auch gar zu toll! Aber auch von Anderen lassen wir uns nicht commandiren, und ich sehe nicht ein, warum mau es anderorten im Neich nicht ebenso machen sollte. Das Reich gegen Berlin — sofern es die Kunst gilt! Das ist keine Parole zur Befriedigung kleinlicher Eitelkeiten. Befolgt man sie, dann dimt man der Kunst und bewahrt sie vor einseitiger Ausbildung, die stets zur Verkümmerung wird. Die großen Zeitungen im Neich mögen sie immer auf's Neue wiederholen, und mit den Theaterdirectionen wird sich das Publicum nach und nach von dem gefährlichen Einfluß befreien. In der Politik regt sich ja die befremdliche Tendenz, die Kleinstaaten gegen Preußen auszuspielen, und ein Wort Nismarcks an den Abgesandten von Lippe-Detmold: er sei enttäuscht, daß die in der Minorität verbliebenen Mitglieder des Bnndesrathes ihre Rechte im Reichstag nicht verträten, trägt plötzlich böse Frucht. Ich könnte mir nun, soweit mir ein Urtheil darüber zusteht, nichts Unglücklicheres denken, als wenn die Einzelregierungen Deutschland gegen Preußen vertheidigen zu müssen glaubten. Nein, das große, starke, prächtige Verlin ist der natürliche Mittelpunkt des Reichs, das uns die glorreiche Politik der Hohenzollern geschaffen, und wird es bleiben. Aber in der Kunstwelt möge und muß Deutschland thun, was im Leben der Staaten uuter einander sein Verderben sein würde.

Und gerade jetzt, je früher, desto besser, denn zu den alten Gefahren ist eine neue gekommen, seit Kaiser Wilhelm der Zweite sein Machtwort auch im Kunststaate spricht: eine bei den Hohenzollern ganz neue, unerwartete Erscheinung. Friedrich der Große zwar ist ihm in seiner genialen Tyrannenart, unter ganz anderen politischen Verhältnissen freilich, darin scheinbar vorangegangen. Er ließ die contractbrüchige Signora Varberina unter militärischer Bedeckung aus Italien nach Berlin holen, schrieb zu Gunsten der Tänzerin Mlle. Eochois Theaterkritiken, prüfte die Sängerin Marä und interuenirte im Interesse der in Halle spielenden Komödianten gegen die dortigen theologischen Zeloten. Das tl,at er theils kraft seines Monarchenrechts, theils als Privatmann, aber er versuchte niemals, sein persönliches Urtheil Anderen aufzudrängen, und gar seine eigenen künstlerischen Schöpfungen, seine Flötensonaten, die die Kritik nicht im Mindesten zu scheuen hatten, tbeilte er nur den nächsten seiner musikalischen Freunde mit.

Dabei, blieb es. Kaiser Wilhelm aber geht weiter. Mit der ihm eigenen
frischen und wagemnthigen Selbstständigkeit begiebt er sich mit einer Com-
position, von der ihm anscheinend nur die Oberstimme gehört, mitten in die
dichteste Oeffentlichkeit; er überschüttet, um ihres patriotischen Inhalts willen,
einige künstlerisch schwache Schauspiele mit seinem Beifall; er zeichnet eine
zurückgewiesene Malerin aus und fällt über Meister Wallots Neichsbau,
die Vewundernng der Männer von Fach, einen herben Spruch. Es ist des
Kaisers Sache, sich mit den Widersprüchen, die seine Entscheidungen nun
schon des Oefteren hervorgerufen, und die ihm nicht verborgen geblieben
sein können, abzufinden, aber es ist Sache des Volkes, sich zu hüten, daß
der Geschmack des Monarchen, sei er auch der beste, das allgemeine Kunst-
gesühl beeinflusse. Nicht immer besteht der Männerstolz vor Königsthronen.
Als Mitglied einer Jury hat schon mancher gute Unterthan, ganz im Gegen-
satz zu Posa, beschlossen, ein Thor lieber als ein Verbrecher von des
Herrschers Augen zu gehen, und aus Furcht, die Majestät zu beleidigen,
seine Ueberzeugung niederzuschlucken. Es thut an sich wohl, zu sehen, daß
der junge Kaiser auch da wie überall eine ganze Persönlichkeit ist, die Vlut
und Urtheil nicht zu trennen vermag, aber die ästhetische Frende an seiner
stolz und kühn zugreifenden Art darf uns gegen die Gefahren, die für die
Nation damit verknüpft sind, nicht verblenden. Höher als das künstlerische
Urtheil des Monarchen, auch des begabtesten und weitsichtigsten, steht das
der Bevölkerung, in deren Mitte er lebt, und die ein Recht hat, das aus-
zuzeichnen und zu wählen, was ihr gefällt; über dem Votum der Residenz
steht das des Landes, über dem des Bundesstaats das des ganzen deutschen
Volks. Die Uniform verbleibe dem Heer — die Kunst will Freiheit und
Mannichfaltigteit. Noch erwarten wir von dein Kaiser und den jugendlichen
Sprossen seines Hauses viel für Deutschlands Größe, aber der Poesie, der
Musik, den bildenden Künsten können selbst die Hohenzollern keine Gesetze
vorschreiben. Möchten alle Berufenen das Ihre thun, die Losung weiter
zu geben. Keine dynastische, keine Berliner, keine preußische, sondern eine
deutsche Kunst für Deutschland! Berlin die Reichshauptstadt, aber die
Kunsthlluptstadt — nein!

Moderne Diphtherieschutz-Vestrebungen.

von

A. Fürst.

— Veilin. —

nter denjenigen Krankheiten, welche in den Kreis der Familie das schwerste Unglück bringen, indem sie Jahr ans, Jahr ein ihre Opfer aus der Kinderwelt holen, nimmt die Diphtherie eine der ersten Stellen ein. Weder Reichthum noch aller Eomfort des Lebens schützt vor diesem tückischen feinde, der an den Pforten des Palastes ebenso wenig Halt macht, wie an der Thür der ärmlichen Arbeiterwohnung. Jählings, der Familie völlig unerwartet, befällt sie Eines oder Einige aus der Schaar der kleinen Lieblinge, welche selbst im ärmsten Hause oft die ganze Freude und das höchste Glück bilden. Wo noch eben ungetrübter Frohsinn herrschte, muß sich nur zu oft binnen wenigen Tagen eines der jungen Menschen-tinder dem grausigen Zuge des Todes anschlichen — auf Nimmerwieder-sehen. —

Wohl ist gegenwärtig diese traurige Prognose der Diphtherie schon besser, der Diphtherieschutz vollkommener und zuverlässiger geworden, da wir in der von Löffler, dem Entdecker des Diphtheriebacillus, angegebenen Mifchung ein sicher pilztödtendes Pinselmittel besitzen. Wohl erfreuen wir uus der durch Behring entdeckten Heilserum-Einspritzung, welche häufig nicht nur in den Anfangsstadien der Krankheit lebensrettend wirkt, sondern auch eine ganz neue Art von Diphtherieschutz bildet, der für die gefährdete Umgebung des erkrankten Kindes nicht geringen Werth besitzt.

Mit dieser epochemachenden Erfindung eines Verfahrens, welches Ge-sunde immuuisiren kann, hat aber die Sterblichkeit Diphtheriekranker noch nicht aufgehört; sie ist nur geringer geworden. Daß bei Weitem nicht jedes

.And durch das Heilserum gerettet werden kann, rührt hauptsächlich davon her, daß eine Anzahl Kinder erst am dritten Tage nach der Erkrankung dem Arzt zu Gesicht kommen, in einem Stadium, in welchem es sich bereits nicht mehr um ein rein ortliches Leiden handelt, sondern um eine Infection des ganzen Organismus. Sodann aber darf man nicht vergessen, daß bei der Ansteckung nicht blos die Diphtheriebacillen, sondern auch die Eiterkokken eine Rolle spielen, aber nur gegen das von Ersteren vroducirte Gift das Vehring'sche Antitorin wirken kann, während es gegen die höchst gefährlichen Eiterkokken unwirksam ist. Schließlich sind wir, trotz des Heilserums, so gut wie machtlos gegen den Uebergang diphtheritischer Processe auf die Luftrühren und die Lunge, auf Nieren und Herz, ganz abgesehen von der selbst nach erfolgter Einspritzung noch drohenden Gefahr des Kehlkopfver-schlusses durch Membranen, eine Gefahr, die sogar durch den Luftröhren-schnitt nicht immer abzuwenden ist.

So stehen wir einerseits staunend, bewundernd, froh bewegt vor der großen Errungenschaft menschlichen Scharfsinnes und Fleißes, glücklich, eine Waffe gegen das bisher allen Heilversuchen trotzende Leiden zu besitzen, andererseits aber verschließen wir uns nicht der Thatsache, daß auch das Heilserum keine Panacee, kein unbedingtes Schutzmittel ist und sein kann. Vorläufig wenigstens thut man gut, zu hochfliegende Erwartungen auf das Maß, in dem sie sich wirklich bewähren können, zurückzuführen und übertriebenen Hoffnungen die bescheidenen Thatsachen nüchtern gegenüber-zustellen.

Von dem Glück, jedes Kind vor Diphtherie schützen, jedes Kind er-retten zu können, sind wir leider noch weit entfernt. Es liegt etwas ent-setzlich Unheimliches in der ganzen Art des Auftretens jener Krankheit, wie-wohl ihr Wesen uns jetzt nicht mehr unklar ist, seitdem wir den Erreger der Diphtherie kennen. Unheimlich ist die Plötzlichkeit ihres Angriffes ge-blieben und zwar um so mehr, als die Angehörigen in vielen Fällen keine Ähnung haben, auf welchem Wege der Ansteckungsstoff in den Familien-kreis eingedrungen ist. Wir wissen nur, daß die Bacillen durch die Athmung auf die feinste Schleimhaut der Rase, des Halses, der Mandeln gelangen und von dort aus ihr Zerstürungswerk entwickeln. Wir wissen aber nicht, wie wir das Kind davor schützen sollen, daß es jene verderb-lichen Organismen, die in der Luft schweben, einathmet.

Leider entgeht der Beginn der Erkrankung, die anfangs als harmloser Nasen- oder Rachenkatarrh auftreten kann, oft der Beobachtung, und darum unterbleibt oft die sogenannte Frühdiagnose. Was hilft es, dann— zu spät — alle Möglichkeiten grübelnd zu erwägen, wie das Contagium sich Eingang verschaffen, wie es das Kind befallen konnte. Es ist eben da, ehe man es ahnt. Wie „sich die Sorge dnrch's Schlüsselloch schleicht", so auch scheint der Löffler'sche Diphtheriebacillus, begleitet von anderen Krankheits-erregern, durch die unscheinbarste Lücke in der Schleimhaut des Kindes sich

einzuschleichen, zum Theil auf verborgensten Wegen in die Gewebe zu dringen, um alsbald in Form schwerer Gifte (Torine) in dem Körper des Kindes sein Zerstörungswerk zu beginnen, das leider allzu häufig mit dem Untergange des Organismus endet.

Es gilt also, den Kampf gegen diese kleinsten Krankheitserreger auf- zunehmen, ehe sie, für unsere Mittel unerreichbar, von der Oberfläche der Schleimhaut in die Tiefe gedrungen sind und Zeit gefunden haben. Torine zu bilden.

Diesen Kampf kann nur das Publicum ausfechten; nicht dem Arzt, fondern den Eltern fällt die Aufgabe der Krankheitsverhütung, des Diphtherieschuhes zu.

Nicht jedes Elternpaar nimmt den Verlust eines Kindes, der sich hätte vermeiden lassen, mit jenen stoischen, philosophischen Tröstungsmorten des Ossian hin: ,,2app>' ni-6 ndo tsll in üor ^outll." Die Meisten können kaum oder nie das Ereignis? verschmerzen.

Nun sollte man glauben, daß diese allen Familien -— Hoch und Niedrig >— beständig drohende Gefahr auch Alle anspornen müßte, die- Kinder nach besten Kräften vor frühzeitigem Untergänge zu schützen. Man sollte meinen, der Arme, der noch nicht völlig in stumpfer Gleichgiltigkeit untergegangen ist, müßte ebenso wie der Begüterte das gleiche Interesse haben, mit allen nur zu Gebote stehenden Mitteln seinen Kindern einen ununterbrochenen und möglichst zuverlässigen Diphtherieschutz zu verschaffen. Es ist zwar unglaublich, aber von solchen Schutzmaßregeln, die Jahr aus, Jahr ein täglich angewandt werden, ist nur in verschwindend wenigen Familien die Rede. Gerade die glänzenden, bestechenden Erfolge der Serumtherapie lassen fürchten, daß bezüglich der Prophylaxe, der Vor- sichtsmaßregeln eher eine Sorglosigkeit und Nachlässigkeit Platz greifen wird. So lange keine Gefabr ist, leichtsinnige Gleichgiltigkeit, die Alles einem glücklichen Zufall oder „dem lieben Gott" überläßt, sobald aber eine Er- krankung da ist, die unsinnigste Aufregung und Kopflosigkeit, maßlose Angst und tiefe Niedergeschlagenheit — zwischen diesen beiden Extremen schwankt die menschliche Gesellschaft in allen ihren Klassen. Leider bietet selbst die Plutokratie und bieten Diejenigen, welche als die besten, vor- nehmsten Elemente gelten, in dieser Beziehung ein recht trauriges Bild, das in, Gegensatze zu der sonstigen angeblichen Bildung steht. Von dem schlichten Arbeiter, der sich im Schweiße seines Angesichts um das tägliche Brot ab- müht, kann man im Grunde kaum verlangen, daß er für die modernen Begriffe der Insertion und Desinfection, der Sepsis und Asepsis Verständ- nis; hat. Aber die gut Situirten, die täglich ihre Blätter lesen und aus der Tagespresse oft mehr „Belehrung" schöpfen, als dem verständigen Arzt lieb ist, diese mühten doch mit besserem Beispiele vorangehen, indem sie die einfachsten Maßregeln der Hygiene und Prophylare wenigstens im Kreise der Ihrigen täglich und regelmäßig durchführen. Man forsche doch ein-

mal genauer nach, wie Viele — oder richtiger wie Wenige — dies thun.
Man wird sich überzeugen, daß die überwiegende Mehrzahl in den Tag
hinein lebt, für Lurus, Diners, Reisen, Bälle und Toiletten Zeit, Sinn
und Verständnis;, aber von einem rationellen Diphtherieschutz der eigenen
Kinder keine Ahnung hat.
Unserer Zeit waren große Reformen auf diesen» Gebiete vorbehalten.
Aus dem Kreise der Vacteriologen sind die in mühevoller Arbeit als reife
Frucht gewonnenen Bestrebungen aufgetaucht, welche als letztes Endziel
eine Schutzimpfung gegen Diphtherie und eine rasche Unterdrückung
der einmal ausgebrochenen Krankheit anstreben. Diesen theils prophylakti-
schen, theils therapeutischen Bestrebungen, deren Erfolg wohl zu erhoffen
ist, kann man nur mit vollster Sympathie gegenüberstehen.
Robert Koch und seine Schüler, besonders Behring, welcher sich
um die Schaffung des Diphtherie-Heilserums und um die Begründung der
sogenannten Serum-Therapie höbe Verdienste erworben hat, ist es ebenso
wie — unabhängig von ihm — Rour in Paris gelungen, dies neue
Gebiet, eine vollständige tsrra inoo^nita, in vorsichtig langsam vorgehender
Arbeit zu erschließen. Schritt für Schritt folgte nach logischen Schlüssen.
Ein Fuß wurde nicht eher weitergesetzt, als bis der andere auf zweifellosen
Thatsachen einen festen, sicheren Stand gewonnen hatte. Der Gedanke, das
Blutserum künstlich inficirter und immun gemachter Thiere dem Kinde durch
Einspritzen unter die Haut einzuverleiben, in genau berechneter Dosis auf
diese Weise gesunde, aber gefährdete Kinder zu schützen, bereits angesteckte
zu heilen, durch das Gegengift (Antitoxin) das Gift abzuschwächen und
niederzukämpfen, die Gewebe des Körpers widerstandsfähig zu machen —
dieser Gedanke ist ein großartiger. Ist er doch eigentlich die Grundlage
eines ganz neuen Vehandlungssnstems, das nur ganz äußerlich an das
,,8inlilill 8imi1idu8" der Homöopathie erinnert, in Wirklichkeit aber etwas
völlig Originelles ist. Die Entdeckung eröffnet uns eine so bedeutende
Perspective auf die Zukunft der Diphtheriebehandlung, daß wir der
weiteren Entwicklung dieser Lehre nnd dem Resultate fortgesetzter klinischer
Versuche mit begreiflicher Spannung entgegensehen. Schon sind diese sehr
günstig und ermuthigend. Sie gestatten die Annahme, daß es dem Arzte,
wenn er in der Lage ist, das Mittel frühzeitig, d. h. am 1. bis 2. Krank-
heitstage, anzuwenden, gelingen wird, begonnene Diphtherie zu heilen,
mindestens aber ihr einen leichteren Verlauf zu sichern. Ja, wir dürfen
hoffen, daß im Laufe der Zeit eine der Pockenimpfung analoge, auf
Jahre hinaus wirksame Diphtherie-Schutzimpfung aus diesen Forschungen
hervorgehen wird.
Allein so sehnsüchtig Eltern diesen Zeitpunkt herbeiwünschen mögen, so
ist doch diese praktische Verwendung noch nicht in nächster Aussicht. Vor-
läufig gewährt die Impfung Gesunder nnt Heilserum nur für einige
Wochen Schutz. Sie muß alsdann wiederholt werden. Ans der Unglück-

lichen Ueberstürzung, den voreiligen, übertriebenen Erwartungen, die noch vom Tiwerkulin her in frischer Erinnerung sind, aus der einem zu hochgespannten, übermäßig enthusiastischen Rausche folgenden ebenso übertriebenen Ernüchterung hat man eine weise Lehre gezogen. Nicht etwa die der Enttäuschung und Entmuthigung. Nein, man entschloß sich vielmehr, in ähnlichem Falle ein Vtittel nicht eher dem allgemeinen Gebrauche zu übergebm, als bis es klinisch genügend bewährt und gesichert ist. Man wünschte der Welt nicht zum zweiten Mal das Schauspiel zu bieten, daß Äerzte und Laien eine neue Heilmethode erst in den Himmel erheben und in bacchantischem Taumel feiern, um sie dann fallen zu lassen. Was jetzt gebaut wird, soll nicht mehr unizustürzen sein; was in mühsamer Laboratoriums-Ärbeit erobert wurde, sollte eine sichere Eroberung bilden. Vergessen wir nicht, daß die ganze neue Lehre noch in ihren ersten Stadien begriffen, noch Gegenstand ärztlicher Versuche ist, aber allerdings die ersten vrinciviellen Schritte auf einem bisher unbetretenen Wege darstellt, der zu dem Ziele führen soll, Krankheiten durch ihr eigenes Gift zn heilen und zu tilgen.

Schon hat der Staat die Methode durch Aufnahme des Heilserums in die Apotheke sanctionirt; schon üben die Anwendung desselben die Kliniken der civilisirten Welt zu Heilzwecken. Aber auch zu Schutzzw ecken findet das Mittel bereits mehr und mehr Eingang. Wie die Dinge jetzt liegen, wird man es zunächst bei direct gefährdeten Individuen anwenden, also bei Pflegerinnen, bei Angehörigen und Gefchwistern erkrankter Kinder, bei noch gesunden Schülern einer inftcirten Klasse.

Als allgemeine Schutzmaßregel ist die Serum-Einspritzung bei dem jetzigen Stande der Frage noch nicht in Betracht zu ziehen; der Schutz würde zu kurz dauern, die Impfung zu oft wiederholt werden müssen, dies aber nicht ohne Nachtheile sein. Einen allgemein einführbaren Diphtherieschutz besitzen wir also im Sernm z. Z. noch nicht; es kann also alle sonstigen Schutzmaßregeln in dieser Hinsicht noch nicht ersehen.

Wir müssen mit dem thatsächlichen, gegenwärtig durchführbaren Diphtherieschutz rechnen, bis sich vielleicht die Serum-Therapie noä, weiter entwickelt hat. Unsere Pflicht ist es also, diejenigen Maßregeln — trotz der Serum-Behandlung — nicht zu vernachlässigen, welche augenblicklich geboten sind, um die Kinder überhaupt vor Insertion zu bewahren. Wir sollen diese Jahr aus, Jahr ein in der ganzen Kindheit davor schützen, daß sie in einen gefährdeten Zustand kommen; die Möglichkeit einer Diphtherie-Ansteckung thunlichst auszuschließen, ist unsere Aufgabe.

Tiefe können wir aber — ungeachtet der Serum-Schutzimpfung für Gefährdete — den weiteren Kreisen des Publicnms, der Kinderwelt im Allgemeinen nnr bieten durch örtliche Antiseptik und Aseptik. Mit

anderen Worten: Gelingt es uns, die oberen Luftwege des Kindes thunlichst keimfrei zu halten, so haben wir darin den sichersten Diphtherieschutz. Keimfrei ist aber ini Sinne des praktischen Arztes etwas Anderes, als in der Sprache des Bacteriologen. Dieser verlangt die Abtödtnng aller entwickelungsfähigen Keime; wir begnügen uns damit, wenn krankheitserregende Keime abgeschwächt, in ihrer Vermehrung behindert, womöglich abgetödtet werden. Wir wollen und können die Luftwege nicht von allen Batterien und Kokken befreien, aber den Löffler'schen Diphtherie-Bacillus, die Eiterkokken und anderer Mikroparasiten von ernsterer Bedeutung müssen nn'r zu tilgen suchen.

Die heutige wissenschaftliche Welt zweifelt nicht mehr daran, daß der Löffler'sche Bacillus der Erreger der Diphtherie ist, daß die von ihm gebildeten Torine, indem sie in Blut- und Lymphebahnen weitergeführt werden, die Lebensgefahr der Krankheit bedingen. Wir wissen jetzt, das; diese noch erhöht wird, wenn eine Mischinfection besteht, also z. B. neben den Diphtherie-Bacillen Eiterkokken in die Säftemasse und in die Gewebe eindringen, was gerade bei Diphtherie sehr häufig der Fall ist. Viele Kinder erliegen weniger dieser Krankheit, als einer mit ihr verbundenen Eitervergiftung oder Nlutzerfetzung (Sepsis).

Es wäre völlig verkehrt und übereilt, ja geradezu ein verhängnißuoller Fehler, wollte man neben der Serumbehandlung, welche dein im Körper kreisenden Gift ein Gegengift bietet, die örtliche Behandlung durch keimentfernende oder keimzerstürende Mittel unterlassen. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo wir uns mit der Einspritzung des Antitonn unter die Haut begnügen dürfen. Znr örtlichen Desinfection sind aber gerade in neuerer Zeit verschiedene Vorschläge gemacht worden: so daß das Publicum durch dieselben mehr verwirrt als aufgeklärt wird. Fragen wir nns deshalb, ob sie geeignet sind, den Zweck zu erfüllen.

Man hat vorgefchlagen, die Schleimhaut der Mund- und Nasenhöhle — fo zu sagen — auf trockenem Wege zu desinficiren, indem man gewisse Stoffe mit leicht antiseptischen Eigenschaften dem Kinde in Form von Kügelchen, Granules oder Tabletten reicht. Die darin enthaltenen Stoffe, wie Menthol, Thymol, Saccharin u. f. w. sind in der geringen Dosis für das Kind nicht gefährlich. Sie fallen, indem sich das Bonbon (ich wähle diese Bezeichnung nur der Kürze wegen) im Mundspeichel löst, allmählich diesen durchtränken. Ans diese Weise sollen alle Theile der Mund- und Rachenschleimhaut so desinficirt werden, daß sich Diphtheriekeime daselbst nicht weiter entwickeln können. Man hat sogar „Kau-Pnstillen" hergestellt, welche den Austritt der antiseptischen Stoffe noch langsamer erfolgen lassen sollen. Durch die Kaubewegung, welche der zähe, unlösliche Körper des „Bonbon" nöthig macht, wird die Speichelabsonderung vermehrt und der angeblich nunmehr antiseptische Speichel beim Schlingacte gegen die Mandeln gedrückt.

Die Idee ist also, die Mundhöhle mit einer Lösung keimtilgender Mittel
im Speichel zu durchtränken und sie zu desinsiciren. Man erwartet, daß
dies auch mit jenen Gebieten des Schlundes geschieht, an denen der ver-
schluckte Speichel vorbeigleitet. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß diese
Methoden unpraktisch und ungenügend sind. Das kleine Kind hält derartige
Dinge nicht lange im Munde, wenn sie ihn» nicht besonders gut schmecken
— und der Geschmack der Antiseptika dringt doch trotz des Saccharins
durch; es spuckt sie aus oder schluckt sie hinunter. Das größere Kind wird
dies, wem es wohlerzogen ist, vielleicht nicht thun. Ferner ist das
ständige Verschlucken des mit antiseptischen Stoffen imprägnirten Speichels
für Magen und Darm nicht unbedenklich, zumal bei kleinen Kindern, keines-
falls aber kann es „sogar gesund und heilsam sein", wie behauptet wird.
Die Stoffe sollen ja eben nicht indifferent fein, sondern im Munde
keimtödtend wirken, sind aber dann für die Verdauungswege kein so harm-
loses Desinfectionsmittel.
Ob diese Methode der „trockenen" Mundhöhlen-Desinfection wirklich
den Diphtheriebacillus abtönten kann, ist mehr als fraglich, ja bei der
schwachen Dosirung nicht anzunehmen. Im günstigsten Falle wird er zeit-
weife abgeschwächt, bleibt aber in der Mundhöhle, wenn er nicht mit dem
Speichel verschluckt wird. Die sehr häufigen Ansiedelungen des Bacillus
in der Nasenhöhle und dem Nasenrachenraum, die oft der Ausgangspunkt
von Diphtherie sind, werden von solchen Mitteln überhaupt nicht getroffen.
Daß die nur abgeschwächten Bacillen aber ihre volle Lebensfähigkeit wieder
erlangen können, ist nicht zu bezweifeln.
Gegenüber diese»», meiner Ueberzeugung nach, unzulänglichen Ver-
fahren, das geeignet ist, die Eltern in eine ungerechtfertigte Sicherheit zu
wiegen, halte ich für das allein Mchtige, mechanisch und chemisch zu-
gleich gegen die Mikroben-Ansiedelungen in den oberen Luftwegen vorzu-
gehen. Ersteres erreicht man in Verbindung mit Letzterem, indem man
täglich mehrmals wiederholte kräftige Durchspülung der betreffenden
Theile mit schwach desinsicirenden Flüssigkeiten vornimmt, bezw. bei größeren
Kindern vornehmen läßt. Es gilt die Eindringlinge nicht nur abzu-
schwächen, sondern auch zu entfernen, ein längeres Haften, zumal
in den Buchten der Schleimhäute, den kleinen Drüsen, den Lacunen der
Mandeln und an verborgenen Stellen zu verhindern. Gerade die dem
Auge schwer oder kaum zugänglichen Partien, wo solche Bacillen — unter
seucht'warmer Brutatmosphäre — die günstigsten Bedingungen zu ihrer
Entwickelung und Vermehrung finden, sind aber die gefährlichsten; denn von
hier aus können die Bacillen, wenig beachtet, tagelang in die tieferen
Schleimhautschichten und Lymphespalten weiterbringen und ihre Toxine ent-
wickeln, selbst wenn die sichtbaren Schleimhautstellen der Mundhöhle sach-
gemäß desinficirt wurden. Auf diese Gefahr kann das Publicum nicht
nachdrücklich genug hingewiesen werden. Vor Allem die Fälle, die anscheinend

plötzlich mit schwersten Allgemein-Erscheinungen einsetzen, sind wahrschein-
lich schon seit Tagen Gegenstand der Infection von versteckten, nicht berück-
sichtigten Stellen aus.
Aber auch von den sichtbaren Stellen, zumal von den Mandeln aus,
die eine große Zahl von Buchten- und Drüseu-Einstülpungen besitzen, kann
die Ansteckung erfolgen. Dies muß uns dazu mahnen, das Haften der bei
jedem Athemzuge in den Mund gelangenden Keime unter allen Umständen
zu verhüten, und zwar nicht nur auf der glatten, unversehrten Oberfläche
der Schleimhaut, sondern gerade in deren Vertiefungen. Aus diesen müssen
alle Milroparasiten, die zufällig hineingelangt sind, durch bewegte Flüssig-
keit entfernt werden, alfo bei kleinen Kindern durch sanftes Aus-
wischen, bei größeren noch besser durch Gurgeln. Wird eine solche
mechanische Entfernung mit leicht desinficirender Flüssigkeit drei Mal
täglich vorgenommen, früh beim Waschen, Mittags und Abends nach den
Mahlzeiten, wird jedesmal ein Gläschen von mindestens 100,0 Gramm
Inhalt ausgebraucht und gleichzeitig die Nase durch Einziehen oder Aus-
spritzen gründlich gereinigt, dann kann man ziemlich sicher sein, daß Keime
nicht haften.
Dem größeren Kinde ist das Gurgeln so frühzeitig wie möglich, an-
fangs nur mit Wasser, zu lehren, bis es die kleine Kunst versteht, zu
gurgeln, ohne zu schlucken. Erst dann geht man zu wirtlichen Gurgelmitteln
über. Das Ausspritzen der Nase ist ja eine anfangs nicht sehr angenehme
Manipulation, aber gar bald gewöhnt sich das Kind daran; ist es schon
etwas grüßer, so lernt es das Einziehen in die Nase, sowie den Gebrauch
der Nasendouche ziemlich schnell. Beim Kinde thun Erziehung und Gewohn-
heit Alles; durch täglich geübte Eonseauenz erreicht man die größte Will-
fährigkeit, ganz so, wie sich gut erzogene Kinder vernünftiger Eltern, an
die tägliche Besichtigung des Mundes gewöhnt, dem Arzte freiwillig mit
weit geöffnetem Munde präfentiren, während andere, verzogene, diefer
Untersuchung ungewohnte, ihm im Ernstfalle die größten Schwierigkeiten
bieten.
Alles dies ist Sache einer gewissen, nicht ganz mühelose« Technik, die,
wie jede derartige Uebung, sich aus Kleinigkeiten zusammensetzt. Man denke
an Friedrichs des Großen Worte: ßoissusx I«8 (I6tail!>!
Die nächste Frage ist nun aber: Mit was soll man gnrgeln, resp.
die Nase spülen lassen?
Für den Aermsten genügt abgekochtes, also keimfreies Wasser, das man
erkalten läßt und mit ein wenig Salz versetzt. Das Mittel ist fast kostenlos,
indifferent, steril, für die Schleimhäute zuträglich und eignet sich ganz be-
sonders für die Nase. Will man Vorsänre (1 Messerspitze auf 1 Tasse
heißen, fchwach falzigen Wassers) zusetzen, so ist nichts dagegen zu sagen.
Man hat damit ein schwach desinficirendes, völlig unschädliches Wasch- und
Gurgelmittel, das auch bei etwaigem Verschlucken kein Unheil anrichten kann.
^

Die nach »»einer Angabe in Dr. Kades Oranien-Apotheke (Berlin) hergestellten Tabletten enthalten leicht cmtiseptische Gurgelmittel in genau dosirter Zusammensetzung.

Abzurathen ist für den täglichen, prophylaktisch-hygienischen Gebrauch vom Sublimat, dessen Lösungen giftig sind, von der Salicylsäure, welche durch Entkalkung die Zähne schädigt. Uebermangansaures Kali färbt die Zahne unangenehm, chlorsaures Kali kann durch etwaiges Verschlucken schwere Zerstörungen der rothen Blutkörperchen verursachen und das Kind in große Gefahr bringen, Thymol und Menthol schmecken zu scharf und brennend, Saccharin ziemlich widerlich. Wie man sieht, eignen sich verschiedene, ganz gut desinftcirende Mittel nicht gerade zum täglichen Gebrauch für das Kind und können manche der Familie überhaupt nicht zur beliebigen Verwendung überlassen werden.

Ein Mittel, welches alle die erwähnten Uebelstände vermeidet und dennoch seinen Zweck erfüllt, ist nach meinen langjährigen Erfahrungen das Eucalyptusöl. Ich wüßte für Mund- und Gurgelwäfser, welche leicht und angenehm desinficiren sollen, kein besseres Zusatzmittel. Zahlreiche Mundwässer werden mit diesem Mittel hergestellt, aber es hat mich, nachdem ich feit Jahren alle mir zugänglichen Präparate durchprobirt habe, keines so befriedigt, wie das Eucalyptusmundwasser von I. F. Schwarzlose Söhne, Berlin, Markgrafenstmße 29. Von allen mir bekannten Eucalyptuspräparateu habe ich im uieljährige» persönlichen Gebrauche und in fortgesetzter Verordnung für Patientenkreife gerade diefem den Vorzug gegeben und es nicht nur als Mittel für die Mundpflege, fondern auch als Schutzmittel gegen die Ansiedelung von Krankheitserregern schätzen gelernt. Sein angenehmer, erfrischender Geschmack, seine außerordentlich glückliche Zusammensetzung, sein Klarbleiben bis zum letzten Tropfen sind unbestreitbare Vorzüge. Offenbar sind die Ingredienzen, zumal der Alkohol, besonders rein und die Herstellung sehr gleichmäßig. Für die Erhaltung und den Schutz der Zähne ist es wichtig, daß seine Neaction stets eine neutrale ist. Einige Tropfen, dem abgekochten nnd ausgekühlten Wasser zugesetzt, geben demselben einen milden, nicht im Mindesten kratzenden oder scharfen Beigeschmack, was ich als besonderen Vorzug ansehe. Denn die Kinder, die oft fehr eigen in ihren« Geschmack sind, nehmen dies Präparat im Gegensatz zu anderen gern in den Muud. Dabei ist es so sparsam, daß man bei täglich mehrmaligem Gebrauche mit einer Flasche fast zwei Monate ausreicht.

Diejenigen Mundwäsfer, welche faure Neaction zeigen, wie z. N. Salicylfäurepräpamte, haben den Nachtheil, das Dentin anzugreifen nnd vielleicht auch zu zerstören. Zwar geschieht dies bei Weitem nicht in dem Grade, wie öcfelmann auf Grund von Versuchen schloß, der an feinen Schnitten aus Menfchenzähnen, nach 48 stündigem Liegen in säurehaltigen Mundwässern, 25o/u Gewichtsverlust fand. Diese Versuche sind, wie E. Inng nachwies, nicht beweisend; denn Mundwässer werden nicht concentrirt

und nicht 48 Stunden hintereinander angewandt, sondern nur stark verdünnt und vielleicht 2—3 Mal täglich 1—2 Minuten lang, und überdies nicht an Zahndurchschnitten, sondern an Zähnen mit erhaltener Bedeckung. Ihr Nachtheil für die Zahnsubstanz kann also nicht so bedeutend sein.

Auch die Mundwässer, bei denen die Parfüniirung der Mundhöhle die Hauptsache ist, sind hygienisch werthlos und höchstens als Toilettemittel anzusehen. (5s ist nicht Hauptzweck der Mundwässer, den üblen Geruch von Earies zu verdecken, sondern sie sollen deren Weiterschreiten aufhalten und die Schleimhäute sterilisiren.

Neuerdings hat Watson (Glasgow) daraufhingewiesen, daß vernachlässigte Zähne die Disposition zu Diphtherie erhöhen; es ist also die Zahnconservirung immerhin eines der Mittel des Diphtherieschutzes, aber nicht das Wesentlichste. Die Hauptsache bleibt die Sterilisirung. Zu dieser aber eignen sich, wie einer der ersten Kenner der Mundbacteriologie und Zahnheilkunde, Miller (Verlin), gezeigt hat, durchaus nicht alle Antiseptika. Die überhaupt im Munde anwendbaren können, was auch Jung, Seifert, Wind Müller u. A. bestätigt haben, die weitere Entwickelung der Vacterien nur abschwächen und verlangsamen, absolut ertüdteu können sie diese Keime nicht, sollte man sie so stark, wie es hierzu nöthig sein würde, anwenden, so würden die Schleimhäute schwer geschädigt werden. Außerdem muß bei Mmldwüssern jede Möglichkeit einer Vergiftung durch unvorsichtiges Gebllhüm Msgeschlossen sein. Deshalb hat auch Miller nach vielen Versuchen die Eucälnptustinctur bevorzugt, die er mit Thymian, Benzoe und Pfefferminz zu einem Mundwasser vereinigt hat. An antibacterieller Wirksamkeit mag dies Mundwasser Vorzüge besitzen; für Erwachsene mag es geeignet sein; für Kinder ziehe ich des ungemeinen Wohlgeschmackes wegen das völlig ausreichende Schwarzlose'sche vor.

Niln! mllli intror! Möge nichts Schlimmes Eingang in den kindlichen Körper finden! Das ist auch heutzutage noch der beste Diphtherieschutz und zu diesem Nehufe die altbewährte Gurgelung — trotz aller neueren Vorschläge — immer noch das Sicherste.

Wenn die Epithelbedeckung der Schleimhaut in Nase, Nasenrachenraum uud Nachen unversehrt bleibt, wenn die Vacterien keine Lücke daselbst finden, so genügt dies als Schutz gegen die alltäglich eindringenden Krankheitskeime. Hat man doch Diphtheriebacillen auf den Schleimhäuten anscheinend gesunder Personen, zumal bei Pflegerinnen, Geschwistern oder Mitschülern kleiner Patienten, bei Neconvalescenten nach Diphtherie gefunden, bei Letzteren noch fechs Wochen nach Abheilung der Krankheit. Solche Bacillen sind imm..' noch übertragbar und fortpflanzungsfähig, können also noch Ansteckung bewirken; Grund genug, alle solche Personen bacteriologisch zu untersuchen und noch wochenlang mit Sublimatlüsung (1: 5009) täglich mehrmals gurgeln zu lassen.

Gesunde Kinder durch kühles Gurgeln und dnrch kalte Abreibung des Halses und der Vrust abzuhärten, sie an jede Witterung zu ge-

wohnen, sie von Anfang an in peinlichster Sauberkeil zu halten —
Alles dies sind sehr wirksame Mittel zum Diphtherieschutz. Die Prophylaxis, die Verhütung der Krankheit ist Sache des Laien; dem Arzt fällt die Aufgabe der Behandlung zu. Ihn bei verdächtigen Erscheinungen sofort und rechtzeitig zuziehen, ist wiederum Aufgabe des Nichtarztes.

Das zur Neige gehende Jahrhundert begann mit Ienners epochemachender Entdeckung der Kuhpockenimpfung; hoffen wir, daß die allgemeine Schutzimpfung mit Diphtherieferum einen würdigen Abschluß dieses Jahrhunderts bilde und daß es gelingt, die Diphtherie aus der Reihe der Volksseuchen ebenso verschwinden zu lassen, wie die Pocken, deren epidemisches Vorkommen in Ländern mit Impfzwang heutzutage zu den Seltenheiten gehört.

Die Inseln der öeligen.

Geschichte einer ^dee.

von

liichard Zimmermann.

— lübeck. —

u den obern Räumen der Berliner Nationalgalerie befindet sich
ein Bild, dessen seltsame Farben sich tief der Erinnerung ein-
prägen. Es ist eine Landschaft, aber keine von unserer Erde.
Die Luft, der Wasserspiegel, das Pflanzengrün leuchtet uns hier in Farben
entgegen, wie sie auf unserm Planeten nicht gesehen werden. Ich meine
Vöcklins Gemälde „Die Insel der Seligen". Der Name des Bildes
erscheint den meisten Vesuchern nicht weniger sonderbar, als seine Farben.
Die Insel der Seligen gehört heute nicht mehr dein Oemeingnte poetischer
Vorstellungen an; Viele mögen sogar glauben, sie sei eben erst aus dem
Meere von Vöcklins Phantasie emporgetaucht. Das ist jedoch nicht der
Fall. Sie ist vielmehr eine uralte Vorstellung der Menschenseele; einstmals
war sie ganzen Völkern vertraut und sogar heilig. Der Glaube an sie war
freilich nur ein holder Wahn. Aber die Menschen haben diesen Wahn
über 2<M> Jahre gehegt und geliebt und ihu von Zeit zu Zeit so umge-
bildet, daß er sich mit den« jeweiligen Standpunkte der Wissenschaft und
Sittlichkeit vertragen konnte. Die Frage, wie der Glaube an eine Selige
Insel entstand und warum die Menschen so zähe daran festhielten, führt
uns in's geheime Innere des menschlichen Herzens, läßt sich aber kurz be-
antworteil: es ist der Wunsch nach einem reinen Glück; der Wunsch erzeugte
den Glauben, und die Phantasie schuf einen Ort, an dein er haften konnte:
dieser Ort war die Selige Insel. Die Frage aber, wie und wo man sich
die Selige Insel dachte, findet keine fo kurze Antwort. Ihre angebliche
Beschaffenheit und Lage veränderte sich allmählich; es war eine schwimmende

Insel, und der Strom, in dem sie schwamm, ist die geistige Entwickelung der Menschheit. Ihre Geschichte ist dämm zugleich ein Ausschnitt aus der Geschichte des menschlichen Geistes, und unter diesem Gesichtspunkte dürfen wir wohl der Entwickelung eines Wahnes unsere Aufmerksamkeit schenken*).

Das älteste Werk**), in welchem uns die Inselseligkeit geschildert wird, sind die Gedichte Homers. Die homerischen Gesänge bedeuteten für die Griechen, was für uns die Bibel bedeutet. Homer kennt nun zwar den Namen „Insel der Seligen" nicht, wohl aber ihren Begriff: er nennt den Ort Elysium***). Dem Könige Menelaos nämlich wird seine Zukunft in folgenden Worten geweissagt: „Doch nicht Dir ist beschieden. Du gottlicher Menelaos, den Tod und das Schicksal zu dulden. Nein! Dich führen die Götter dereinst an das Ende der Erde, zu Elysiums Flur, wo der blonde Held Rhadamanthys wohnt und mühlos in Seligkeit leben die Menschen. Nimmer ist Schnee noch Wintersturm noch Negengewitter. Ewig wehn die Gesäusel des leis' anathmenden Westes, den Oteanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen."

Das ist Elysium, das Paradies der altgriechischen Religion. Die Idee von Elysium ist der Kern, aus, dem sich alle späteren Vorstellungen von der Seligen Insel entwickelt haben. Um seine Bedeutung ganz zu verstehen, vergegenwärtigen wir uns in Kürze, was die Griechen 1900 Jahre v. Chr. überhaupt von Gott und der Welt dachten. Die Weltregierung liegt in den Händen eines seligen Güttergeschlechtes. Spiegelklar zieht auf den Höhen des Olymp ihr ewiges Leben dahin. Den Menschen aber ist Freud und Leid gemischt, und nach einem kurzen Dasein sinken sie hinab in die Unterwelt. Lichtlos, ohne Gesang und Sprache huschen dort in ewigem Nebel und Moder die Todtenzüge aneinander vorüber. Außer dieser traurigen Todeszukunft giebt es aber auch noch eine ewige Seligkeit, Elysium heißt der Ort, wo die Seligen wohnen. Dieses Wonnereich liegt am äußersten Rande der Erde, so weit vom Wohnsitze der Menschen, daß ohne Eingreifen der Götter Niemand dahin gelangen kann. Die Menschen haben im Allgemeinen übrigens gar keine Aussicht, jemals Elysiums Fluren zu schauen, Könige und Bettler, Helden und Feiglinge verschlingt das eine große Reich der Nacht. Nur ganz Wenige sind ausgenommen. Diese sterben übernaupt

*) Die Insel Atlantis, deren Begriff eine Zeit lang sich dem der Seligen Insel näherte, dann aber eine ganz andere Entwickeln«« nahm, ist hier unberücksichtigt geblieben. — In den Schilderungen findet sich seit Alters ein Schwanken zwischen einer einzigen Seligen Insel und einer Gruppe von Seligen Inseln. Dementsprechend habe ich auch in der vorstehenden Ausführung mit dem Ausdruck willkürlich gewechselt. — Ter Betrachtung sind nur diejenigen Stellen zu Grunde gelegt, in derm Aufeinanderfolge sich eine fortschreitende Entwickelung erkennen läßt. Die hesiodischce Vorstellung ist die gemeinantike; sie lehrt auch noch nach Pindar wieder, wie ja Ansichten, die überwunden sind, deswegen noch nicht völlig verschwinden.

**) Auf etwaige vhönizische Wurzeln soll hier nicht eingegangen weiden.

***> Homer. Od. 4, 560 f.

nicht. Wie der Prophet Elias werden sie von einer Gütterhand erfaßt
und sanft hinübergetragen in Elysiums Lüfte. Zwei dieser Glücklichen
kennen wir mit Namen: es sind Menelaos und Nhadamanthys. Vergleicht
man den Menelaos mit den andern Helden des trojanischen Krieges, mit
Achill, Hector, Agamemnon, Ajax, die sammt und sonders in's Schattenreich
versinken*), so war er gewiß weder der edelste noch der gewaltigste; aber
er hatte einen andern Vorzug vor ihnen voraus: Er war der Schwieger-
sohn des Zeus. Helena, des Zeus und der Leda Tochter, war seine Gattin.
Auch Nhadamanthys**) stand zu dem höchsten Gotte in naher Familienbe-
ziehung. So zeigt sich denn, für wen Elysiums Seligkeit bestimmt war.
Sie gehörte den menschlichen Kindern und Anverwandten des Zeus. Ein
naiver Nepotismus in der Weltregierung! Den Kindern Gottes ist die
Seligkeit beschieden. Das bleibt in der durchgeistigten Fassung ja noch
heute unser Glaube. Vor 3030 Jahren faßte man aber die Gotteskind-
schaft nur als Vlutverwandtschaft und Familienanhang auf. So naiv uns
liier der sittliche Standpunkt erscheint, so schlicht und einfach sind auch die
sinnlichen Vorstellungen von Elysiums Seligkeit: beständig schönes Wetter,
das ist Alles, was der Dichter verheißt.

Etwa 50 Jahre nach Homer finden wir wieder eine Schilderung des
Paradieses, nämlich in den Gedichten des Hesiod. Hier heißt nun das selige
Gefilde nicht mehr Elyfium, sondern „Inseln der Seligen". Hesiod
ist also für uns der Schöpfer dieses zauberischen Namens, und 850 v. Clir.
wäre ungefähr das Jahr, bis zu dem wir denselben zurückverfolgen könnten.
Hesiod änderte aber nicht nur die Bezeichnung, er bildete auch die homerische
Vorstellung um. Es sind bei ihm nicht mehr ausschließlich die Verwandten
des Zeus, die im Wonnereiche leben, sondern allgemeiner die Helden des
chebanischen und trojanischen Krieges. „Ihnen," sagt er***), „hat Zeus auf
der Insel der Seligen im tiefströmenden Ocean ein sorgenfreies Dasein ver-
liehen, fern vom Wohnsitze der Menschen. Dreimal im Jahre zeitigt ihnen
die fruchtspendende Erde eine honigsüße Frucht." Homers Elysium war
eine königliche Domäne, auf welcher der regierende Gott seinen Kindern ein
müheloses Leben bereitet. Hesiods Selige Inseln befinden sich bereits im
Besitze der gesammten Aristokratie der Heroen. Der Wechsel in der reli-
giösen Vorstellung erscheint uns fast wie ein Spiegelbild für die Entwickelung
der politischen Verhältnisse. Denn die Staatsformen befanden sich damals im
Nebergange von der Monarchie zu einer Herrschaft der adligen Geschlechter.

Seit Hesiod vergehen nun fast 400 Jahre!, ehe uns wieder eine
Schilderung der Seligen Insel begegnet. Der nächstes) Dichter, der sie be-

*) Homer, Od. 11.

**) Piellcr, Giiech. Myth. I 507.

***) Hesiod, c>i>. 155-173.

s) Ein Slolion eines Callistmws (Veigk. ?net. l. ssi. III 1290) auf Hanno«««,
in welchem die Selige Insel erwähnt wird, tonnte vor Pindar zu setzen sein.

singt, ist Pindar, ein älterer Zeitgenosse des Perikles. In den 400 Jahren
hatte sich, wie begreiflich, die gesaznmte Weltanschauung geändert. Die alte
Weltordnung der olympischen Götter, wie Homer und Hesiod sie dargestellt
hatten, sing an den tiefer Denkenden*) unzulänglich und unsittlich zu er-
scheinen. Die Selige Insel aber, die doch auch zu jener Weltordnung ge-
hörte, gerieth dabei durchaus nicht in Verachtung. Im Gegentheil, derselbe
geistige Strom, der die homerischen Götter zu begraben drohte, hob die
Selige Insel empor und trug sie zunächst hinüber in's Reich der Philosophie.
Hier erhielt sie einen Ehrenplatz in der Lehre von der Seelenwanderung.
Die menschliche Seele ist unsterblich; sie wandert durch Oberwelt und Unter-
welt, durch Menschen- und Thiertörver. Nach geheimnißvoll verschlungener
Laufbahn und nach fleckenlosen: Lebenswandel winkt die Selige Insel als
letztes Ziel, als Lohn und ewige Ruhestätte! So singt wenigstens Pindar**),
der Dichter der Pnthagoräischen Philosophie. „Wer drei Mal in beiden
Welten sich alles Unrechts enthielt, der gelangt zur Seligen Insel. Dort
wehen Lüfte des Oceans, goldne Blumen blühen, sie neigen sich herab von
herrlichen Bäumen und sprießen hervor aus dem Wasser. Festgewinde und
Kränze winden daraus die Frommen vor Rhadamantlms' Nichterstuhle".
Wie ungeheuer ist der sittliche Fortschritt, der sich in dieser Zeit vollzogen
hat! Bei Homer war die Selige Insel eine Sinecure für die Verwandt-
schaft von Zeus, bei Hesiod allgemeiner für die halbgöttlichen Helden der
Vorzeit; Pindar dagegen verheißt ihre Seligkeit allen Denen, die reines
Herzens sind, d. h. die auf der Seelenwanderung sich frei von Schuld und
Fehle erhalten haben. Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz! Das war
der Stolz der freien Griechen zu Pindars Zeit. Wie hätte er glauben
können, daß vor eineni göttlichen Nichter im ewigen Leben eine bestimmte
Klasse Menfchen bevorzugt sein sollte! Und doch hat Pindar die Selige
Insel noch nicht für das gesammte Volk gewonnen. Er wurde von den breitern
Schichten seiner Nation überhaupt nicht verstanden***). Seine Dichtungen
waren zu gedankenschwer. Wie unser Klopstock dichtete er nur für wenige
edle Seelen. In die verwickelte Seelenwanderung vollends vermochte sich
das Volk nicht hineinzudenken. Somit blieb die Selige Insel auch bei ihm
noch im geistigen Besitze einer Minderheit. Hatte er sie der Aristokratie
des Götterblutes entrissen, so gehörte sie nun einer Aristokratie des Geistes.
Sie war noch immer kein Trost für die, welche geistesnrm sind. Viel-
leicht hätte die spätere Zeit auch diese Schranke niedergerissen, und tat-
sächlich wurde der Unsterblichkeitsglaube allgemeiner-f-) und streifte die Lehre
der Seelenwanderung von sich ab. Aber zur Seligen Infel führte er nicht.

*) Vuchholz. Die sittliche Weltanschauung des Pindn und Aeschhlos.
**) Pinb.. Olnmp. II 128 f.
"*) Pind., Olymp. II 152 f.
f) Fiieblllnbel, Sittenaeschichte Roms III 615 ff.

Der erste*) Dichter wenigstens, der nach Pindar die Selige Insel
besingt, glaubt nicht mehr daran, daß sie die Stätte eines jenseitigen Lebens
sei. Es vergehen freilich auch hier wieder 400 Jahre. Wir kommen zu
den Schriftstellern zur Zeit von Christi Geburt. Hier hat sich nun ihre
Vedeutung gänzlich verändert. Mit dem philosophisch-religiösen Unsterblich-
keitsglauben hat sie keine Beziehungen mehr; sie ist inzwischen ein Gegen-
stand der geographischen Entdeckung geworden. Wie sich dieser Umschwung
vollzog, ist völlig klar und läßt sich kurz darstellen.
Homer und Hesiod hatten ihr Wonnereich nicht in Sternenhöhe, sondern
nur an den äußersten Nand der Erdscheibe verlegt. Das konnten sie auch
getrost thun; denn sie waren überzeugt, daß dorthin ohne Hilfe der Götter
Niemand werde gelangen können. Die geographischen Kenntnisse**) der
Griechen reichten in jener Zeit im Westen nur bis Sicilien, und das mar
bereits ein Fabelland. Weiter nach Sonnenuntergang hin begann das
Reich des reinen Wunders. Man wußte wohl, daß im Westen ein Weg
aus dem Mittelmeer in ein die Erde umschlingendes Weltmeer führe. Aber
eine Fahrt in den Ocean hinaus bedeutete für sie, was für uns eine Luft-
schiffahrt nach dem Monde heißen will, und zwischen einer Insel im Ocean
und ihrem Heimatlande war somit diejenige Kluft befestigt, welche immer
zwischen diesem und jenem Leben befestigt fein muß. Das blieb freilich
nicht immer so. In den folgenden Jahrhunderten entfalteten die Griechen
eine ungeheure Colonifationskraft. An den Küsten von Italien, Frankreich
und Spanien blühten ihre Pflanzstädte auf, und zur Zeit, als Alexander
der Große im Osten bis zum Indus vordrang, segelte ein kühner Bürger***)
von Massilia, dem heutigen Marseille, um Spanien herum nach England
und Deutschland, ja er drang im Norden bis nach Island vor, welches er
Thule nannte. Bei solchen Fortschritten der Länderkunde, sollte man meinen,
hätte das Wahnbild der Seligen Insel in Nichts zerfließen müssen. Sie
verlor allerdings ihre religiöse Bedeutung, für den Unsterblichkeitsglauben
wurde sie unbrauchbar. Aber man war trotzdem weit entfernt davon, sie
nunmehr für ein reines Nichts zu halten. Im Gegentheil, man glaubte
nun nicht mehr der Seelenwanderung zu bedürfen, uni zu ihr zu gelangen; bei
günstigem Winde hoffte man sie mit einem guten Segelschiffe zu erreichen.
Denn vorhanden war sie. Homer hatte sie ja besungen, und was
Homer besungen hatte, das konnte nimmer ein nichtiges Gedankenspiel seini').
So tief war die heilige Verehrung vor Homer den Griechen eingewurzelt.
Hatte man den naiven Glauben an feine Welt verloren, fo fing man nun

»). Nie Platonischen Stellen, sowie ein Fragment des Speisipftus (Lluolc. »u»I,
z>. 17«) bedeuten keine Entwickeluna über Pindar hinaus.
**) ssorbiaer, Handb. der alten Gcoar. I 19 f.
***) PythellS, o». 330 U. Chi.
-s-) Di« Ansichten des PolnbiuZ, Posidonlus, Strabo üb« den Werth der homeri-
schen Geographie sind ausführlich niedcrgeleat in den beiden ersten Büchern von Strabo»
(lenßlÄpnie»,

an, sie rationalistisch umzudeuten. Man glaubte, Homer habe umfassende geographische Kenntnisse besessen. Besonders in die Irrfahrten des Ooysseus sollte eine werthvolle Länderkunde Hineingeheimnisset sein, und ernsthafte Männer hielten es für ihre Aufgabe, die Länder und Inseln wiederzufinden, die der> Dichter gleichsam in Mthselform besungen habe. Auch die Selige Insel galt als ein solches geographisches Räthsel, und der Dichter zeigte auch den Weg, auf welchem man sie finden konnte. Sie liegt im äußersten Westen, ein ewiger Westwind weht über ihre Fluren. Und die Autorität Homers wurde durch manche Schiffernachrichten nur befestigt. Von Zeit zu Zeit hörte man in den spanischen Städten und in Rom erzählen*), daß westlich von der afrikanischen Küste ein fchimmerndes Inselgestade gesehen sei. Einige wollten auch selbst gelandet sein und verbreiteten paradiesische Vorstellungen von diesen Eilanden. Für die griechisch gebildeten Römer war nun kein Zweifel, daß Homer gerade diefe Inseln gemeint hatte, als er von Elysium sang und daß nach ihm die griechischen Dichter sie als Inseln der Seligen gepriesen hatten. Wirklich entdeckt waren sie eigentlich noch nicht; schon jetzt aber waren sie für dasjenige Volk verloren, dessen Dichter sie seit 1000 Jahren besungen hatten. Die Griechen hatten keinen Theil mehr an ihnen. Der ganze Westen war römisch geworden und sprach lateinisch. Kein Wunder, daß sich nunmehr auch die römische Phantasie der Seligen Inseln bemächtigte, und daß es von jetzt ab der lateinische Geist ist, der sich in den Vorstellungen von ihr wiederspiegelt.
Es war zur Zeit, als Rom voll den Greueln der politisch-socialen Revolution erfüllt war, als in den Bürgerkriegen des Marius und Sulla, Cäsar und Pompejus, Octavianus und Brutus Ströme Blutes geflossen waren. Da sehnte sich ein junger Dichter, mit Namen Horaz, hinweg aus diesen Schrecknissen in ein Friedensland, und er forderte Gleichgesinnte auf, ihm zu folgen**):

„Laßt uns dem fluchbeladenen Rom auf ewig entfliehen!
Segeln wir hin, wo das Weltmeer die Selige Insel umfluthet!
Nimmer berührt dort die Pflugschar den Boden des seligen Landes,
Freiwillig spendet die Flur die Frucht der goldeilen Aehre.
Unbeschnitten grünet die Rebe, es glänzt die Olive,
Feigen schmücken den Baum, und Honig trieft aus der Eiche.
Plätschernden Fußes springt vom hohen Berge die Quelle;
Rind und^Iiege bringen zum Melken die strotzenden Euter.
Und in dunkelcr Nacht schreckt nie das Gebrüll eines Raubthiels;
Nirgends verbirgt sich im Schöße der Erde die giftige Otter.
Nimmer peitscht der Südost mit Regengüssen die Fluren,
Noch versengt des Sommers Gluth die Saat in der Scholle.
Für die Frommen hat Jupiter einst diese Inseln erschaffen,
Als mit Eisen und Erz die goldene Zeit sich befleckte.
Aber, ich kündige es, eine Flucht ist den Frommen beschieden."

») Diese Ausführungen gründen sich auf Sttabo, III 2,13 c 150 und Plutarch, Sertor. 8, 3.

**) Hörnt.. Epod. XVI 41 f.

Die geistige Atmospäre, in der diese Sehnsucht nach der Seligen Insel
sich erzeugte, war vergiftet. Es ist im Kerne die Sehnsucht des Großstädters
nach dem primitiven Landleben, die uns aus Horazens Worten vernehmlich
ist; aber sie ist durch die besonderen Verhältnisse gesteigert. Horazens
Großstadt war nicht nur der Ort des ruhelosen Jagens, sie war zugleich
auch eine Mördergrube, wie Paris zur Zeit des Convents, und sein er-
sehntes Ruhethal war mehr als ein idyllisches Dorfleben, es war so weit
vom Getriebe der Welt abgelegen, daß der Mensch mit seiner Qual noch
gar nicht hingekommen war. Jetzt sollte es aber nur eines entschlossenen
Willens bedürfen, dieser verderbten Welt den Rücken zu kehren. In der
Ferne leuchtete schon das Gestade der Seligen Insel, und dort sollte der
Mensch wieder zu den einfachen Verhältnissen des Urzustandes zurückkehren.
Keine Cultur, kein Laster der Cultur, nur ein Hirtenleben, und ein mühe-
loses, wonnevolles! Eine Ernte ohne Saat, ein Sommer ohne Hitze, eine
Nacht ohne Gefahren. So träumte sich der lateinische Dichter auf den
Flügeln feiner Phantasie hinaus in den Ocean. Es war eine ganz andere
Phantasie als diejenige der griechischen Dichter. Homer und Hesiod dachten
naiv wie Kinder. Pinoars Selige Insel war die erhabene Vorstellung
eines Mannes. Horazens Geistesflügel waren geschwächt, und seine Phantasie
war sentimental. Die fentimentale Sehnsucht nach der Seligen Insel war
aber keine individuelle Eigenschaft Horazens, sie lag im ganzen Zeitalter.
Das beweist uns eine Episode*) aus dem Leben eines vornehmen und
heldenhaften Römers. Unter der großen Zahl der Männer, die, von Sulla
geächtet, in der Fremde umher irren mußten, zeichnete sich der Demokrat
Sertorius durch Genialität und Seelenadel aus. Einen großen Theil der
spanischen Völkerschaften hatte er durch den Zauber seiner Persönlichkeit an
sich gefesselt und sich auf der vyrenäischen Halbinsel ein von Rom unab-
hängiges Reich gegründet. Seine Stellung erforderte freilich eine unab-
lässige Spannkraft und Thätigkeit. Die römifchen Machthaber ließen ihm
keine Ruhe, und im Innern feines improuisirten Reiches gab es unauf-
hörlich Schwierigkeiten zu überwinden. Da traf er einstmals an der
Mündung des Guadalquivir mit einigen Schiffen: zufammen. Diese be-
haupteten, sie seien vor Kurzem von den Infeln der Seligen heimgesegelt.
Es sollten dies nach der Aussage der Schifter zwei Eilande sein in be-
trächtlicher Entfernung von der afrikanischen Küste. Dort gedeihe eine
wildwachsende Frucht, so süß und reichlich, daß ein Volk ohne Mühe und
Arbeit davon ernährt werde. Ein wunderbares Klima mit milden Jahres-
zeiten und mäßigem Wechsel liege auf den Infeln. Die umlaufenden See-
winde möchten zuweilen wohl fanfte Regenschauer vom Meere herbeiführen,
im Ganzen befruchteten sie jedoch unmerklich bei thaufrifchem, himmelblauem
Wetter. Die Schilderung der Schiffer war fo auffallend ähnlich den homeri-

*) Plutarch, Seit. 8, 3.

scheu und hesiodischen Worten vom elysischen Gefilde und dein Wohnsitze der Glückseligen, daß Sertorius an der Gleichheit gar nicht zweifeln konnte, und ihn ergriff eine namenlose Sehnsucht, auf jenen Inseln zu wohnen, befreit von der Bürde der Regierung und erlöst aus den unaufhörlichen Kriegen. Als er seinen Matrosen jedoch das Ziel seiner bevorstehenden Fahrt verkündete, lachten sie ihn aus. Es waren rohe Kilikier; ihnen war an einsamer Ruhe und an Frieden Nichts gelegen, sie gingen vielmehr auf Raub und Beute aus und drohten daher, ihn augenblicklich mit ihren Schiffen zu verlassen, wenn er nicht seinen thörichten Plan aufgebe. So wurde er wieder in den Strudel des Lebens hineingezogen und fand später durch Meuchelmord seinen Tod.

So lagen denn die Seligen Inseln noch immer in einer gewissen geheimnihuollen Ferne, sie lagen gleichsam an der Grenze der bewohüten und unbewohnten Welt. Aber es war eigentlich nur Sache des Zufalls, daß sie noch nicht in den Kreis des römischen Weltreiches hineingezogen waren. Daher konnte auch Vergil*) bei Abfassung des offtciellen Staatsepos, der Aeneide, nicht wie Homer den Wohnsitz der Seligen Geister an den Ocean verlegen; das hätte der geographischen Kenntnis; seiner Zeit nicht entsprochen. Vergils Elvsium liegt, wie das auch schon bei griechischen Dichtern zu lesen war, in der Tiefe der Unterwelt, es ist ein besonders abgegrenzter Bezirk, er hat seine eigene Sonne, und deren Strahlen hüllen die grünen Gefilde beständig in ein purpurrothes Licht.

Und Vergil that wohl daran, daß er von seinem Vorbilde Homer hinsichtlich Elysiums abgewichen war. Denn uuter demselben Kaiser Augustus, zu dessen Ruhme die Aeneide gedichtet war, wurde nun gänzlich der Schleier von den Seligen Inseln gezogen. Es war kein Grieche und kein Römer, der sie nunmehr wissenschaftlich entdeckte, sondern ein gelehrter Afrikaner, Iuba"), der Sohn des berühmten Iuba, der im Kampfe mit Eäsar Leben und Reich verlor. Er entdeckte westlich von Nordafrika eine Gruppe von 7 größeren Inseln. Was er fand und berichtete, läßt über die Wahrheit seiner Entdeckungsfahrt keinen Zweifel. Eine der Inseln nennt er Ninguarin, d. h. die Schneeinsel! es ist der mit ewigem Schnee bedeckte Pic von Teneriffa, der bedeutendsten unter den Eanarischen Inseln. Das Auffallendste unter seinen Nachrichten ist, daß er sie gänzlich unbewohnt fand. Auf einer derselben sah er wohl ein steinernes Haus, aber Menschen zeigten sich nicht: auf einer anderen liefen eine Menge riesiger Hunde umher; zwei davon wurden ihm zugeführt, und er nannte danach die Insel Eanaria, das bedeutet: die Hundeinsel. Im Uebrigen rühmte auch er den Neichtlmm der Vegetation, die fruchttragenden Bäume, die Menge der Fische und die Fülle des Honigs. Aber die poetische Nebelhülle, die bisher diese atlanti-

*) Vergil. Amcid. Vl 637 f.

*») Plin, VI 32, 203.

scheu Inseln verschleiert hatte, wurde durch Iubas Entdeckung ihnen ent-
zogen, und mit dem Schleier riß der schöne Wahn entzwei. Wenigstens hat
seitdem die antike Dichtung diese Inseln weiter keiner Beachtung gewürdigt.
Etwa fünfzig Jahre später werden sie zwar in einer eleganten Erd-
beschreibung von Pomvonius Mela*) erwähnt, und die Märchenbildung
macht wieder einen schüchternen Versuch, diese Insel mit ihren Fäden zu
überspinnen. Auf einer unter ihnen, fagt nämlich Mela, fliehen zwei
Quellen. Trinkt man aus der einen, so muß mau sich todt lachen; ein
Schluck aus der andern Quelle hebt jedoch den Reiz wieder auf. Sonst
wußte er aber nichts Interessantes von ihnen mitzutheilen.

Und wieder 109 Jahre später, gegen 150 nach Ehr. Geb., führt
Ptolemäus") in feinem großen matheinatisch-geographischen Werke die
Seligen Inseln auf. Er kennt deren fechs, darunter Eanaria, und legt sie
alle unter den »Meridian seines berühmten Gradnetzes. Auch als man
später die Unrichtigkeit der Ptolemäischen Längenbestimmung erkannte, ließ
mau doch eine der Eanarischen Inseln, Ferro, Trägerin des O-Meridianes sein.
Jene mathematisch-geographische Nestimmung blieb für den Rest des
Alterthums die einzige Bedeutung, welche die glückseligen Inseln hatten.
Irgendwelche Aeußerungen von sentimentaler Sensucht nach ihnen sind uus
fernerhin nicht mehr bekannt. Auch fcheint Niemand Verlangen danach
empfunden zu haben, sie in Besitz zu nehmen. Ein Jahrtausend hindurch
hatte man sie in Dichtungen verherrlicht; nun sie entdeckt waren, wurden sie
auf den 9-Punkt des Gradnetzes gesetzt und im Uebrigen nicht weiterbeachtet.

So hatten die Seligen Inseln scheinbar den Kreis ihres geistigen
Daseins durchlaufen. In der Religion Homers lag ihr Ursprung, in der
Philosophie der Seelenwanderung ihre Blüthe, uud in der Geographie er-
losch ihr Schimmer, und sie erstarrten zu einem mathematischen Begriffe.
Aber es war nur ein Scheintod; ihre letzte Stunde hatte noch nicht
geschlagen. Etwa MO Jahre dauerte dieser mathematische Starrkrampf
an. Da wurde die alte Welt der Griechen und Römer von jugendfrischen
Völkern in Trümmer geschlagen. Die alten Fäden des Denkens zerrissen,
und es verbreitete sich in Europa wieder eine gründliche Unwissenheit. Die
Welt fing wieder an, in die Kinderschuhe zu treten. Die Seligen Inseln
schwanden gänzlich aus dem geographischen Gesichtskreise Europas; aber in
der Dämmerungshülle, in der sie nun wieder verborgen waren, gewannen
sie von Neuem ihren beseligenden Zauber. Die Menschen wußten Nichts
mehr davon, daß ein afrikanischer Königsohn dereinst statt der Seligen nur
Hunde auf ihnen gefunden hatte. Das antike Märchen dagegen von der
ewigen Seligkeit auf einer meerumflutheten Insel sendete durch Schutt und
Trümmer, unter denen die alte Geisteswelt begraben lag, frische Triebe hinauf

«) Pompon. Melll III 102 ec>. Fllck.

**) Ptolem. IV 6, 34.

^

in die junge christliche Welt. Wer vermöchte zu sagen, auf welche Weise aus den antiken Stoffen die jungen Pflanzen zum Lichte emporwuchsen? Me frühste geistige Nlüthe des Mittelalters entfaltete sich jedenfalls im Schutze der Kloftermauern. Und in einem Kloster war es auch, wo zum ersten Male wieder das Märchen von der Seligen Insel Entzückung und Hoffnung erregte.
Es war ungefähr im Jahre 580 nach Chr. Da lebte in Irland ein frommer Abt, weit und breit als der heilige Brandanus*) bekannt und verehrt. Als er eines Abends mit seinen Mönchen im Kloster beisammen war, besuchte ihn ein Pater aus einen: benachbarten Kloster, mit Namen Barintus. Nach mancherlei Rede brach der Gast in Thronen aus, warf sich auf die Erde und verharrte lange im Gebet. Der heilige Vrandanus hob ihn auf, küßte ibn und sprach: „Vater, warum sollen wir traurig sein bei Deinem Besuche? Bist Du nicht zu unserer Erbauung gekommen? Du solltest Deinen Brüdern die Wunder des Oceans erzählen und ihre Seelen erfrischen." Da begann der Mönch von einer Insel zu reden und sagte: „Mein Sohn Mernoc, ein Fürsorger für die Armen in Christo, floh von meinem Angesichte, begab sich in die Einsamkeit und entdeckte eine köstliche Insel. Nach einiger Zeit hörte ich, er habe mehrere Mönche um sich gesammelt und Gott offenbare durch ihn viele Wunder. Da machte ich mich auf, ihn zu befuchen, Mernoc aber und die Seinen kamen nur fchon entgegen; denn Gott hatte ihnen meine Ankunft offenbart. Wie ich nämlich auf der Insel landete, kamen sie nur wie ein Bienenschwarm entgegen. Jeder aus seiner besonderen Zelle. Ihre Wohnungen sind getrennt, ihr Verkehr jedoch ist einmüthiglich in der Hoffnung, im Glauben und in der Liebe. Wir hielten eine gemeinsame Mahlzeit, um Gottes Werk zu erfüllen, und die Brüder «ächteten in ihren Sonderzellen bis zum Hahnenschrei. Auf einer Wanderung durch die Infel führte mich mein Sohn Mernoc zum westlichen Meeresufer. Hier lag ein kleiner Nachen, und Mernoc sprach: „Vater, laß uns einsteigen und zu der Insel segeln, welche das Land der Verheißung genannt wird, das Gott unfern Nachfolgern am jüngsten Tage geben will." Ich folgte ihm, und als wir zu segeln begannen, umhüllten uns alsbald dicke, dunkle Nebelschichten, daß wir kaum den Kiel des Schiffes erkennen konnten. Etwa nach einer Stunde aber umleuchtete uns ein gewaltiger Lichtglanz, und es erschien ein Land, weit ausgedehnt, von saftigem Grün und Fruchtbäumen bestanden. Wir stiegen aus und lustwandelten 15 Tage durch die Infel, konnten aber ihr Ende nicht abfehen. Ueberall aber blühten wonnige Blumen, die Bäume waren mit köstlichen Früchten behangen, und die Steine waren alle ohne Ausnahme Edelsteine. Am 15. Tage kamen wir zu einem Strome, der von Westen nach Osten floß. Wir hatten wohl Lust, ihn zu überschreiten, doch wollten wir erst Gottes Befehl erwarten. Kaum hatten wir das mit einander be-

*) Iubinlll, IH lößsnäs ä« 8t, Lnmä»i>, ?»iiz 183L.

sprachen, da erschien ein Jüngling, von Glänze umleuchtet, redete uns mit
Namen an und sprach: „Gesegnet seiet Ihr, gute Brüder. Der Herr hat
Euch diese Insel offenbart, welche er seinen Heiligen dereinst geben will.
Hier ist die Mitte der Insel, Euch aber ist nicht beschieden, weiter vorzu-
dringen." Nach diesen Worten fragten wir ihn, wie er heiße. Er aber
sprach: „Warum fragt Ihr nicht lieber nach dieser Insel? So wie Ihr sie
jetzt seht, so ist sie seit Anbeginn der Welt. Habt Ihr hier Speise und
Trank bedurft? Hat Euch der Schlaf befallen? Hat Euch die Nacht
bedeckt? So wisset denn: Ewig ist hier Tag ohne Nacht und ohne Dunkel.
Unser Herr Jesus ist selbst die Sonne, und hätten die Menschen nicht
gegen Gottes Gebot gehandelt, so wären sie immer in diefem wonnigen
Lande geblieben." Als wir dies gehört hatten, brachen wir in Thränen
aus. Dann aber mußten wir an den Rückweg denken, und der Jüngling
begleitete uns bis zum Meeresufer, wo unfer Schiff lag. Gerade als wir
einstiegen, entschwand er unfern Augen, und wir kamen wieder in die vor-
erwähnte Nebelfchicht und fodann zur Infel meines Sohnes Mernoc. Als
die Brüder unfer ansichtig wurden, riefen sie unter Thränen: „Warum habt
Ihr Eure Schafe im Walde irren lassen? Schon häusig hat unser Abt
uns verlassen und ist wohl erst nach zwei Wochen miedergekommen." Da
tröstete ich sie und sprach: „Gebet nicht Raum der Traurigkeit; denn wisset.
Euer Wohnsitz ist vor den Thoren des Paradieses. Unweit von hier ist die
Selige Insel. Gottes Engel bewachen sie, aber Euer Abt Mernoc darf sie
betreten. Merkt Ihr denn nicht am Gerüche unserer Kleider, daß wir im
Paradiese gewesen sind?" Da schrieen sie Alle: „Abba, wir merken es.
Oft schon, wenn unser Abt auf jener Insel gewesen war, blieb der Geruch,
der von seinem Gewände ausging, 40 Tage in unfern Nasen." „Einige
Wochen," fuhr Varintus fort, „blieb ich noch auf der Insel meines Sohnes
Mernoc, dann kehrte ich heim."

Als der Mönch zu Ende geredet hatte, warf sich der heilige Brandanus
mit den Seinen auf die Erde, und Alle rühmten die Wunder Gottes. Als-
bald aber wählte er ? von feinen Mönchen aus, rüstete ein Schiff und
fuhr mit ihnen von dannen, um die Wunderinsel zu suchen. 7 Jahre wurde
er von Gott auf dem Meere umhergetrieben und fah viele fremde Städte
und verrichtete große Wunder. Als aber sieben Mal die Jahreszeiten
wiedergekehrt waren, kam er mit seinem Schiff in die Nebelschicht und als-
bald zu dem himmlischen Glänze der Wunderinsel und fand Alles fo, wie
der Mönch es erzählt hatte, und kehrte endlich in sein Kloster zurück und
endete sein Leben im Frieden Gottes, dessen Künigthum und Herrschaft
unaufhörlich währt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Das ist die einstmals in ganz Europa berühmte Legende vom heiligen
Brandcmus. Sie erscheint wie eine sonderbare Mischung aus Homer, Horaz,
Vergil, Altem Testament und christlichem Glauben. Rührend ist der Zwie-
spalt in der Seele dieser frommen Mönche. Ihr sinnliches Auge schaut

Wunderblumen und süße Früchte, ihre Religion aber ist reingeistig, und der Engel sagt es ihnen auch ausdrücklich, daß sie auf der Seligen Insel gar Nichts zu essen brauchen. Man hat die Irrfahrten des Brandanus schon langst eine Mönchsodyssee genannt. Jedenfalls hat die Selige Insel in dieser Legende wieder ihre homerische Bedeutung erhalten. Nur unter Gottes Führung kann ein Mensch zu ihr gelangen, und sie selbst ist als eine Stätte des ewigen Lebens gedacht.

Genau wie im Alterthum die Selige Insel, so verlor auch die Insel des Nrandanus iu den folgenden Jahrhunderten ihr geisterhaftes Wefen. Mau wagte sich wieder hinaus in den Ocean und hoffte sie durch einen glücklichen Zufall zu entdecken. Es war eine weitverbreitete Ansicht*), daß diese Insel alle Länder der Erde an Schönheit und Reichthum der Natur übertreffe. Allmählich zerfloß die Vorstellung von ihr völlig mit derjenigen von den alten Seligen Inseln; man hielt sie geradezu für die bedeutendste und vorzüglichste derselben. Um's Jahr 1300 n. Chr. war Europa**) in der Kenntniß dieser Inseln wieder so weit gekommen, wie die Alten zur Zeit v. Chr. Geburt bereits gewesen waren. Wieder hatten, wie damals, einzelne Schiffer unsichere Nachrichten von Eilanden im Westen Afrikas verbreitet, und auch sie malteu, wie ihre Vorgänger im Alterthum, mit den glänzendsten Farben. Aber der Klang „Insel der Seligen" erweckte um 1800 im Herzen der Menschen andere Empfindungen als zur Zeit von Chr. Geburt; damals war sie das Ziel einer sentimentalen Ruhesehnsucht, ein weltentlegenes Philosophenheim; um 1300 dagegen suchte man sie mit der Lust am romantischen Abenteuer. Mancher arme Ritter legte sich Abends auf ein dürftiges Lager und wiegte sich in goldenen Träumen von dem herrlichen Königreiche der Seligen Inseln, welches er als tapferer Ritter und gläubiger Christ erobern könne.

Was bei Vielen aber nur ein liebliches Gedankenspiel war, das reifte im Herzen eines spanischen Edelmannes zum Entschluß und zur That. Am Ende des 13. Jahrhunderts waren in Castilien Thronstreitigkeiten. Dem rechtmäßigen Erben Don Louis de la Cerda war von seinem Oheim Sancho IV. die Krone entrissen. Ihm blieb nur der Name Infant von Spanien übrig, und mit diesem Titel lebte er am Hofe und im Dienste Philipps IV. von Frankreich. Das Bewußtsein aber, daß er eigentlich zu einem Könige geboren war, regte seine Phantasie beständig auf; da wurde ihm eines Tages klar, welchem Plan er sein Leben weihen müsse. War seines Vaters Königreich ihm verloren, so wollte er sich ein neues erobern, und es sollte das herrlichste auf Erden sein: die Inseln der Seligen. Er dachte wie der Königssohn in Uhlands Ballade, der zu seinem Vater spricht: „Gieb mir von allen Schätzen nur die alte rostige Krone, gieb mir drei

*) Hlliioiiuz Augustodun, Imaß. uüinäi ,>, 15.
<-*) Vory de St. Vincmt, I!z«»i,< «ui >«Z I3W5 l'Vrtunöes p. 125 f.

Schiffe, so fahr' ich hin und suche nach einem Throne." Don Louis de la Cerdü wendete sich an den Vater aller Christen, an den heiligen Vater, an den Papst.

Die Gelegenheit war günstig. Clemens VI. residirte zu Avignon, und La Cerda war gerade mit einer Botschaft vom franzosischen.Könige an ihn betraut worden. Es war im Spätherbste des Jahres 1344. Als La Cerda seinen Auftrag ausgerichtet hatte, offenbarte er dem heiligen Vater seine Hoffnungsträume und bat um die Erlaubnis;, sich die Seligen Inseln erobern zu dürfen. Zugleich erflehte er auch seinen Segen und seine Unterstützung. Die Erlaubnis; des Papstes war keine leere Form. Der Papst betrachtete sich als die Quelle aller rechtmäßigen Herrschaft. Clemens VI. hatte Wohlgefallen an dem spanischen Edelmanne. Er berief ein Consistorium und verkündete alsbald den Beschluß des Heiligen Stuhles: La Cerda solle die Seligen Inseln erobern, um das Christenthum auszubreiten; er solle sie als ein Königreich vom Papste zu Lehen empfangen. Alle christlichen Könige wolle er auffordern, den La Cerda bei seinem Unternehmen zu unter-stützen. Besitze er erst die Seligen Inseln, dann dürfe er gegen alle Könige Krieg führen, nur nicht gegen den Heiligen Stuhl; dem Heiligen Stuhle aber müsse er jährlich 4(10 Goldgulden Lehenszins zahlen. Verzögere sich die Zahlung um 4 Monate, so werde La Cerda in den Bann gethan; ver-zögere sie sich um 8 Monate, so würden die Seligen Inseln mit den: Interdicte belegt; nach 12 Monaten endlich werde das Königreich von ihm gerissen und Demjenigen gegeben werden, dem der heilige Vater es geben wolle. Das ist, nach Vorn de St. Vincents*) Mittheilung, der Inhalt der päpstlichen Bulle vom 15. November 1344. Sie zeigt uns die Gefühle, mit denen der heilige Vater die Seligen Inseln betrachtete.

Was er für Don Louis thun wollte, that er gleich: er ließ eine Krone und ein Scepter holen und vollzog vor seinem Hofstaate feierlichst die Investitur des La Cerda. „Ich mache Dich zum König über ein großes Volk; stehe auf als König der glückseligen Infeln!" Auch verkündete er in Anwesenheit der fremden Gefandteu seine Aufforderung an alle christ-lichen Könige, dem La Cerda zu den Seligen Inseln zu verhelfen. Ten tiefsten Eindruck machte der Papst auf den Gefandten von England. Der hatte ihn nämlich völlig mißverstanden. Stark in» Nationalgefühl, aber fchwach in der Geographie, glaubte er, England und Irland seien mit den Seligen Inseln gemeint. Er eilte, was er konnte, nach England, um seinem Könige zu verkünden, der Papst habe alle Fürsten zu einein Kreuzzuge gegen England aufgefordert und einem spanischen Edelmanne die Krone Britanniens versprochen. Das Mißverständnis löste sich natürlich alsbald auf. Die andern Könige beeilten sich nicht so sehr, der päpstlichen Aufforderung zu

*) Lange suchte ich vergeblich nach anschaulichem Detail aus La Ceidas Leben: endlich fand ich es in dem Gssais des genannten Franzosen. Quellennmtciial, um leine Angaben zu prüfen, standen mir nicht zu Gebote.

folgen. Alfons II. von Portugal behauptete, falls irgendwo die Infeln der Seligen entdeckt würden, fo hätte er die nächsten Ansprüche darauf. Alphons XI. von Castilien glaubte schon sehr viel zu thun, wenn er auf das noch unbekannte Königreich zu Gunsten des La Cerda verzichtete; dabei machte er aber im Geheimen dem La Cerda allerlei Schwierigkeiten. Nur Don Pedro IV. von Aragon nahm sich des Königs der Seligen Inseln an: er ließ ihm einige Galeeren bauen. Alsbald vollzogen sich aber große Ereignisse im französisch-englischen Kriege, welche die Aufmerksamkeit aller dieser Könige in Anspruch nahmen. Da wurden die Vorbereitungen für La Cerdas Unternehmen unterbrochen und gänzlich aufgegeben. Der Princeps Fortuna, wie er sich nannte, starb, ohne sein Reich mit Augen gesehen zu haben.

La Cerda ist in mancher Beziehung ein romantisches Gegenstück zu Sertorius. Dieser hatte ein Königreich in Spanien gewonnen, war es aber überdrüssig und wollte auf der Seligen Insel sein Leben in Einsamkeit beschließen. Jener hatte sein spanisches Reich verloren und hoffte, auf der Seligen Insel ein schöneres zu gewinnen. Leider aber trat die Welt mit ihrem unerbittlichen Eigennütze in den Weg und vereitelte ihnen das erträumte Glück.

Etwa*) fünfzig Jahre nach La Cerdas gescheiterten: Unternehmen wurden die Seligen Inseln nun zum zweiten Male wirklich entdeckt und dauernd mit der europäischen Culturwelt verbunden. Ein normannischer Ritter Vöthencourt eroberte sie im Dienste der castilischen Krone um's Jahr 1400. Er ist alfo der Iuba des Mittelalters. BHHencourt fand sie aber nicht mehr unbewohnt, wie sie Iuba gefunden hatte. Höchst wahrscheinlich waren sie in der Zwischenzeit von afrikanischen Berberstämmen besetzt worden, welche aus ihrer Heimat flohen, als Afrika von den Arabern überfluthet wurde.

Die fpcmische Eroberung kostete viel Blut, und die Seligen Inseln wurden der Schauplatz langwieriger Greuelscenen. Das war wohl Grund genug, ihnen den alten schönen Namen zu entziehen; die eine Insel, welche Iuba die Hundeinsel, Canaria, genannt hatte, gab nunmehr der ganzen Gruppe den Namen. Auch als die spanische Herrschaft gesichert und der Friede wiedergekehrt war, kehrte die Glückseligkeit doch nicht wieder. 1504 wurde auf Canaria das erste Inquisitionstribunal **) errichtet und forderte seine Flammenopfer; der Schiffsverkehr führte neue Krankheitsbacillen***) auf die Inseln ein, und die gesunden Lebenskeime hat die spanische Verwaltung ja überall, wo sie hingekommen ist, zu tödten verstanden. Kein Wunder, daß die Menschen bald nach der Eroberung der Inseln zu der Ueberzeugung kamen, die eigentliche Selige Insel habe man doch noch nicht entdeckt.

*) Francis Coleman Mac»Gregor, Die Canarischen Inseln IX f.

**) Coleman Mac-Greaor: S. 243.

***) Mac-Gregor, S. 67 u. 68.

Und noch gab es unbekannte Femen, noch blühte die Hoffnung.
Man glaubte gleich anfangs unter der Inselgruppe die vielgepriesene Perle der Seligen Inseln noch zu vermissen: die Insel des Brandanus*).
Mit ihrer Aufsindung wurde ganz ernsthaft gerechnet. Ein König von Portugal trat sie an seinen Vater ab, falls sie entdeckt würde. In einem Friedensschlüsse zu Evora wird sie unter den Canarischen Inseln aufgeführt als die Insel des Brandanus, die noch nicht gefundene. Schließlich wurden die Spanier ungeduldig. Im Jahre 1526 wurde eigens zu ihrer Entdeckung eine Expedition ausgerüstet unter Fernando Alvarez, spater eine zweite unter Perez de Acosta und zum letzten Male 1721 unter Gaspar Dominguez. Es blieben natürlich alle Fahrten ohne Erfolg. Seitdem hat die Wissenschaft mit der Insel des heiligen Brandanus und mit der Seligen Insel überhaupt abgeschlossen. Aus den wissenschaftlich erleuchteten Regionen des Glaubens sank die Vorstellung von ihr hinab in die Tiefe des Aberglaubens und in die Dämmerung der Volkssage. Bei den Spaniern und Portugiesen wurde sie noch lange genannt. Ihr volksthümlicher Name lautet Borondon. Die Insel hat bei jenen Völkern die Bedeutung, welche bei uns der Kysshäuser-berg hat. König Nodrigo soll sich dorthin geflüchtet haben, als die Araber sein Reich zerstörten, und der portugiesische König Sebastian, der 1578 in Marocco siel und dessen Leichnam nicht gefunden werden konnte, foll ebenfalls auf die Infel Borondon verzaubert fein.
Aber auch in der wirklichen Welt fchien ihr liebliches Bild noch einmal aufzuleuchten und zwar in ungeheurer Entfernung von der Stätte, wo man sie zuerst gesucht hatte, ja, fast bei den Gegenfüßlern der Eanarier: in der australischen Südsee. Und diesmal war es ein Deutscher**), den der alte Märchenzauber der Seligen Insel berückte. In den Jahren, wo Deutschland Werthers und Lottes Schicksal beweinte, durchforschte James Cook die australische Inselwelt. Auf seiner zweiten Reise begleitete ihn Georg Forster, dessen Name in der Erdkunde einen besseren Klang behalten hat, als in der vaterländischen Geschichte. Am 16. August 1773 stieg die Insel Taheiti vor seinen entzückten Augen auf. In ihr glaubte er die wahre Infel der Seligen gefunden zu haben. Ein ewiger Frühling und ein kindlich-harmloses Volk! Hier mußte die Glückseligkeit verweilen.
Selbstverständlich konnte auch dieses Eiland auf die Dauer nicht den Glanz der Seligen Insel behalten. Wo die Fackel der Wissenschaft hin-leuchtete, muhte ihr Schimmer erbleichen, und wo die fremden Eroberer hinkamen, konnte die ungemifchte Freude nicht andauern. Die großen Oceane waren allmählich nach allen Richtungen durchkreuzt, für die Selige Insel blieb auf Erden kein Raum mehr. Die Dichtung der Neuzeit aber hat die von der Wissenschaft verscheuchte Insel liebevoll in ihr Reich auf-

*) Mac Gregor, S. 21.
**) Georg Förster, ^ ?»v»ßs ivunci tK« v,,iU.

genommen; die modernen Dichter haben besser an ihr gehandelt als die antiken, welche sich nicht mehr um sie kümmerten, nachdem Iuba die Hunde auf ihr gefunden hatte. Und sie haben auch noch ein anderes Unrecht wieder gut gemacht.

Das ganze Alterthum und Mittelalter hindurch ist trotz der mannigfachen Dichtungen und Sagen fast nie von einem weiblichen Wefen auf der Seligen Insel die Rede gewesen. Die Dichter jener Zeiten erzählen weder, daß eine Frau auf der Seligen Insel gewohnt habe, noch, daß die Männer dort eine gesucht hätten*).

Homer nennt nur Männer und rühmt den frischen Windhauch, Hesiod redet nur von Helden und lobt die köstliche Nahrung, und Pindar schaut mit sel'gem Dichterauge die goldenen Vlumen, weiß aber von Frauen Nichts zu berichten. Sertorius und Horaz dagegen sehnten sich auf der Seligen Insel vor Allem nach Ruhe und der Infant von Spanien nach einem Königreiche. Daß endlich der heilige Vrandanus auf seiner Insel von Frauen Nichts gesehen hat, ist noch am begreiflichsten. So ist die ganze alte und mittelalterliche Geschichte der Seligen Insel nur ein neuer Beweis von der Zurücksetzung, unter der das weibliche Geschlecht in vergangenen Zeiten zu leiden hatte. Die Dichtung der Neuzeit hat dieses Unrecht, wie gesagt, wieder gut gemacht. Man könnte sagen, sie hat es zu gut gemacht. Es dürften sich wenigstens unter den zahlreichen Dichtungen dieser Periode, welche auf die Selige Insel Bezug nehmen, nur wenige finden, wo sie nicht ausschließlich als eine Stätte der Liebesseligkeit dargestellt wäre, d. h., die moderne Insel der Seligen ist ohne die Frau überhaupt nicht gedacht worden. Die großen Dichter des 16. Jahrhunderts, der Portugiese Camoens und der Italiener Tasso, sind meines Wissens die Ersten, welche mit bewußter Willkür das Phantasiebild einer Seligen Insel schufen. Bei Camoens**) läßt Venus ein Wundereiland aus dem Meere aufsteigen, auf welchem die aus Indien heimkehrenden Helden die Wonne genießen sollen, deren Gottin sie ist.

Tort sollen holde Meeriunafmucn empfang., n
Die Ritter, ihres Muthes not» benu't,
Mit Reigen und mit Tanze, der Verlangen
Geheimer Lieb' einflösz' in jede Brust.
Drei Hügel, schön und anmuthvoll, erhoben
Sich himmelan in zauberischer Pracht,
Von Blum' und Gras in buntem Schmelz umuoben
Im Eiland hier, das heit'ie Wonn' umfacht.

*) Die Sage von einer Vermählung des Achilles auf eimr Ceemscl, sei es sim Ocean, sei es an der Donaumünduna, mit einer Heroine, ist so unsicher überliefert, dah sie für unsere Betrachtung nicht in's Gewicht fällt.

**) Camoens, Lusiad. IX 22 u. 54.

Der Quellen Bäche, klar und lauter, stoben
Vom Gipfel, der in sattem Grüne lacht,
Und leis' hinabhüpst über weiße Kiesel
Voll Melodie ihr flüchtiges Geriesel.
Tasso*) verlegt den Schauplatz der Liebesseligkeit zwar wieder zurück
auf die bekannten Seligen Inseln, aber er beschränkt sie auf den höchsten
Bergesgipfel derselben, also wohl auf den Pic von Teneriffa. Dort oben
blüht, fern vom Wohnsitze der Menschen, der Zaubergarten der Armida.
Ein Vogel zeigt sich hier; ihn schmückt vor allen
Des Schnabels Purpur, des Gefiedeis Pracht,
Und alle Töne, die der Kehl' entwallen.
Sind wie von Menschenzung' hervorgebracht.
O siehe, sang er, wie die zarte Rose
Jungfräulich dort der grünen Knosp' entsteigt.
Erst halb enthüllt und halb versteckt im Moose
Und schöner nur, je minder sie sich zeigt.
Pflückt denn die Ro>' und laht uns Kränze winden
Am heitern Morgen, vor des Mittags Glühn!
Pflückt Armors Rose! Liebt, da Gegenliebe
Noch lohnen mag des Heizens süßem Triebe!
Tasso rechnete, wie einst Vergil, mit den geographischen Kenntnissen
seiner Zeit, und darum mußte die Seligkeit sich auf den höchsten Verges-
gipfel der Inseln flüchten, die ehemals ganz und gar für selig gehalten
wurden.
Aber auch der Pic**) von Teneriffa blieb den Menschen nicht unzugäng-
lich und konnte darum auf die Dauer ebensowenig den Zauber der Seligen
Insel bewahren, wie der Olymp die Herrlichkeit der homerischen Götter.
Schiller***) dichtete daher für eine größere Zukunft, wenn er die Liebesinsel
gänzlich von der Erde entschwinden und zum Himmel emporsteigen ließ.
„Auf einer Insel in des Aethers Höhen Hab' ich gelebt!" sagt Max Picco-
lomini, als er die Seligkeit schildern will, zu der ihn Theklas Liebe entzückt
hat. „Auf einer Insel in des Aethers Höhen!" Mar war eine schwärmerische
Natur, und es lag nicht in seiner Redeweise, uns eine genauere astronomische
Bestimmung dieser Insel zu geben. Wollen wir aber seinen Gedanken nach-
gehen und am Himmelszelt eine Statte für die Selige Insel suchen, so
würde der Mond in Anbetracht des hohen Ansehens, welches er von jeher
in der Poesie genossen hat, der Nächste dazu sein. Sein schnierzenlösender
Schimmer, sein feuchter Nebelglanz hat immer eine stille Sehnsucht erweckt,
ähnlich wie die Selige Insel im Atlantischen Ocecm, so lange dessen Wasser-
fläche den Menschen noch ein unerforschtes Geheimniß war. Und in den
sonderbaren Schattenzügen, die wir auf der vollen Scheibe des Mondes

*) Tasso, U«r. lid. XVI, 13.
**1 Mac Gregor, 251 und 252.
***) Schiller, Wall.. Piccol. III 4.

wahrnehmen, hat das Auge eines italienischen Dichters*) schon längst
die Linien zweier Antlitze erkannt, die mit dein Munde sich berühren. Das
konnte ja fast ein sichtbarer Beweis dafür sein, daß die Selige Insel auf
dem Monde zu suchen ist. Aber auch dieser Glaube ist heutzutage schon
wieder gestört. Die Menschen haben sich in dem Monde noch ärger getäuscht
als in den Canarischen Inseln. Mit unseren Fernröhren haben wir ihn
leider nur zu genan kennen gelernt. Goethe nennt ihn noch ein Bild der
Zärtlichkeit, Klopstock einen Gedankenfreund. Die neuesten Dichter werden
sich hüten, so Etwas zu sagen; sie dichten auf naturwissenschaftlicher Grund-
lage, sie wissen, daß der Mond eine Sternleiche, ein starres Todtenfeld,
eine grausige Lavawüste ist: der eignet sich nun auch nicht mehr zu einem
Zufluchtsorte für die Selige Insel. Der Weltenraum ist jedoch noch un-
endlich groß, und sie könnte zu Sternen entfliehen, auf denen sie wohl auf
ewig vor unseren Fernröhren sicher ist.

Ob nun in jenen Räumen, deren Entfernungzahlen unserer Vorstellungs-
kraft fpotten, eine Stätte des reinen Glückes zu 'finden ist, das ist für
unfere heutige Zeit keine brennende Frage. Wir verhalten uns zur Seligen
Insel etwa wie die Menschen im ausgehenden Alterthume: wir kümmern
uns nicht um sie. Wer könnte aber bestreiten, daß ihr Begriff auch einmal
wieder eine lebendig wirksame Vorstellung werden könnte? Und wenn für
die menschliche Erkenntniß sich ein neues Zwischenreich von halb bekannter,
halb verhüllter Weltgegend gebildet hat, so wird die vordringende Wissen-
schaft wohl auch wieder ihr altes Amt verrichten müssen, nämlich, die
Wunschbildung der Phantasie zu zerstören. Es wäre verkehrt, sich durch die
Einsicht in diesen regelmäßigen Verlauf der Dinge pessimistisch stimmen zu
lassen. Auch der Irrthum hat eine Realität. Mögen auch alle neuge-
bildeten Vorstellungen von dein Vorhandensein einer vollkommenen Seligkeit
von der Wissenschaft als Trugbilder erkannt werden, fo bleibt doch die
Kraft, jene irrtümlichen Vorstellungen zu erzeugen, ein um so größeres
Geheimniß und dem Menschen vielleicht ein höherer Besitz, als die sinnliche
Erfüllung derselben ihm hätte werden können.

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch da» Schone, das Wahre.
Es ist nicht diauhen, da sucht es der Thor,
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor**).

*) hier muß ich um Nachsicht bitten. In einem Aufsatze über die Sagen vom
Bilde im Monde habe ich die Entdeckung, die der italienische Dichter gemacht zu haben
glaubte, gelesen, rann aber den Aufsah, der auch den Namen des Dichters enthielt, nicht
wieder finden.

**) Schillers Gedichte, Die Worte des Wahns.

^?

Der Angriff zur See auf Constantinopel und der heutige ötand der Befestigungen des Bosporus.

von

Gberstlieutenant A. Nogalla von Vieberstein.

— Vreslau, —

ie in neuester Zeit aufgetretenen mannigfachen Erörterungen des rufsifchen Angriffs zur See auf Constantinovel und die fast allerseits bejahend beantwortete Frage, ob die Schwarze-Meer-flotte Rußlands im Stande sei, den heutigen Bosporusbefestigungen gegenüber die Durchfahrt durch den Bosporus und die Einfahrt iu's goldene Hörn zu erzwingen, die türkische Flotte zu vernichten und Constantinopel mit einem Bombardement zu bedrohen und derart zum Mindesten die Meerengen-Angelegenheit mit einem Schlage zu lösen, verliehen unserem seit lange ge-hegten Wunsche, nicht nur die antiken Reste der alten Hauptstadt des ost-römischen Kaiserreichs und die heutige prächtige Metropole des osmanischen Ländergebietes zu sehen, sondern auch deren militärische Situation aus eigener Anschauung kennen zu lernen, einen neuen Impuls, und ein i» dieser Absicht unternommener längerer Aufenthalt in der Hauptstadt der Türkei bot uns Gelegenheit, sowohl die zur Zeit vorhandenen Befestigungen des Bosporus wie auch diejenigen der befestigten Linien von Tschataldja ini Westen Constantinopels und das Vrialmont'sche Project zum Gegenstand näherer Studien zu machen. Es erscheint daher vielleicht nicht ohne Inter-esse, wenn wir das Resultat derselben bezüglich der Befestigungen des Bosporus und der erwähnten Frage im Folgenden zur Darstellung bringen, und darf dasselbe vielleicht deshalb einige Beachtung beanspruchen, da es auf Autopsie und Informationen an Ort und Stelle beruht und die Ausführung der Nrialmont'schen Projecte noch in weitem Felde liegt.

Die in politischer, strategischer und kommerzieller Hinsicht unvergleich-liche geographische und örtliche Lage Eonstantinopels, des alten Byzanz,

^

verdankt ihre hohe Bedeutung für zwei Welten nicht nur dem Umstände, daß sie gleichzeitig Europa und Asien berührt, sondern auch der vortrefflichen Verbindung mit den drei großen, diese Kontinente bespülenden Meeresbecken des Aegeischen, Mittelländischen und Schwarzen Meeres durch die beiden für die größten Kriegs- und Handelsschiffe passirbaren Straßen des Bosporus und der Dardanellen. So wichtig nun auch beide Meerengen für die kriegerische Action des türkischen Reichs nach außen, heute allerdings besonders nur als Truppen- und Kriegsmaterial-Transportwege, sind und waren, sei es in neuerer Zeit bei dem Angriff der Türken und ihrer Aliirten auf das russische Reich gegen Sebastopol, sei es zu Anfang dieses Jahrhunderts für die Bekämpfung griechischer Erhebungen, oder in älterer Zeit für die Beherrschung der Levante, so bilden und bildeten sie doch gleichzeitig die natürlichen und kürzesten Annäherungswege für feindliche Heere tragende Flotten zum Angriff auf den östlichen Theil der Valkanhalbinsel und die Hauptstadt Constantinopel, von den Zeiten des Darius und Constantins des Großen an und später denen der Genuesen und Venetianer bis zu der 1453 erfolgten Einnahme von Nyzanz durch die Türken unter Sultan Mahomed II. und dem Zuge des britischen Geschwaders unter Admiral Duckworth durch die Dardanellen und dem Erscheinen dieses Geschwaders im Jahre 1807 vor der Hauptstadt. In diesem langen, weit über tausendjährigen Zeitraum wurde die begehrenswerthe Stadt nicht weniger als neunundzwanzig Mal belagert und acht Mal erobert, und die zur Vertheidigung ihrer beiden Hauptzugangswege, des Bosporus und der Dardanellen, angelegten Befestigungsmerke fanden daher fchon früh ihre Entstehung und Weiterentwickelung.

Von der starken, mit hohen Thürmen versehenen Theodosianischen Ringmauer, welche in Erneuerung der alten im Jahre 447 vom Präfecten Kyros Constantin in doppelter Anlage um die eigentliche Stadt errichtet wurde, ist heute auf der Westseite Stambuls noch eine über eine deutsche Meile lange Strecke vorhanden, welche jedoch, zum Theil verfallen und mehrfach Lücken und weder ein freies Schußfeld, noch Vertheidigungsvorrichtungen aufweisend, selbst als bloße Enceinte keinen fortificatorifchen Werth inehr besitzt. Dagegen ist man seit dem letzten russisch-türkischen Kriege zu einer neuen vorgeschobenen Befestigung der Stadt auf der europäifchen Landseite geschritten, und die Befestigungen Constantinopels und seiner Hauptzugangswege lassen sich daher heute in vier Hcmptgruvpen: die Befestigungen des Bosponls, die der Dardanellen und diejenigen einiger, die an sich offene Stadt in unmittelbarer Nähe auf der West- und Nordseite umgebender, übrigens völlig veralteter und verfallener Schanzen und heute ziemlich wertloser Defensionskasernen, sowie die weiter vorgeschobene befestigte Vertheidigungsstellnng der Linie von Tschawldja am Laufe des Karafu Dere zwischen den Seen von Tschekmedjeh und Derkus unterscheiden.

Dem Zweck und den Grenzen unserer Darstellungen entsprechend, be-

schränken wir uns auf die kurze Beschreibung der wichtigsten Annäherungs-
linie des traditionellen Gegners der Türkei, Nußlands, zur See, der des
Bosporus, dessen Forcirung heute fast allerseits im Hinblick auf die starke
Panzerung der mächtigsten Schiffe der russischen Flotte des Schwarzen Meeres,
welche der Wirkung der schwersten, mit wenig Ausnahmen bis jetzt am
Bosporus aufgestellten Geschütze trotzt, für absolut möglich gehalten wird.

Der Bosporus, jene etwa 30 ><in lange Meeresenge, in welcher die
Wasser des Schwarzen Meeres in unausgesetzt starker Strömung (von vier
Knoten) nach dem Marmara-Meer fluthen, ist an seiner Mündung in's
Schwarze Meer, sowie an seinen übrigen breitesten Stellen bei Böjükdere
und Indschir Kjüi und an seiner Mündung in's Marmara-Meer etwa eine
halbe Meile breit, an seinem schmälsten Theile bei Alkvnty Burnu und
Scheitan Burnu beträgt seine Breite jedoch nur 550-60l) m. Die Tiefe
der Meerenge beträgt in der Mitte ihres Laufs im Durchschnitt 30 bis
50 Faden oder 180—300 Fuß und nur stellenweise 20 Faden, eine
Tiefe, welche auch der sich am Südende des Bosporus in norwestlicher
Richtung von ihr abzweigende 6V2 ^in lange durchschnittlich 500 m breite
Meeresarm des Goldenen Horns größtentheils besitzt. Selbst in der Nähe
der Ufer beträgt die Tiefe des Bosporus fast überall mindestens 10 Faden,
so daß die größten Kriegsschiffe die Meerenge ungehindert befahren können.
Die Breite des Bosporus gestattet überall, stark gepanzerten Schiffen gegen-
über entsprechend starke Kaliber in gehöriger Anzähl vorausgesetzt, die
Beherrschung seines Fahrwassers durch Geschützfeuer vom europäischen
und kleinasiatischen Ufer her; jedoch macht die starke Strömung die Ver-
wendung von verankerten, sowie von abgefeuerten Torpedos sehr schwierig,
nach Annahme Einiger überhaupt nicht angängig.

Die derzeitigen Befestigungen des Bosporus bestehen aus zwei durch
eine Entfernung von etwa 3 Kin von einander getrennten Gruppen von
offenen Strandbatterien und einer Anzahl völlig veralteter Fortbefestigungen
und Castelle. Die Batterien sind sämmtlich einfache offene, durch keine
Betonirung oder Panzerung oder Pcmzerthürme verstärkte ErdweH, aus
denen die Geschütze über Bank feuern, jedoch sind gemauerte Unterstände,
Geschoßladeräume und gesicherte Munitionsmagazine in ihnen vorhanden.
Die Forts und Castelle zeigen mit Ausnahme desjenigen von Kiretsch
Burnu auf den Uferhöhen dicht nördlich Therapia ein Erdwerk, durch-
gehend ungedecktes Mauerwerk und sind mit veralteten, größtentheils glatten
Vorderlader-Geschützen in, wie verlautet, starker Anzahl und von allerdings
zum Theil starken« Kaliber armirt.

Die nördliche, am Eingange des Bosporus gelegene Befestigungsgruvve
besteht aus den einander in einer Entfernung vor 4 Km gegenüber liegenden
Werken: Fort Rumeli Fener und der Batterie von Anadoli Feuer. Die
mangelhafte und ini Verhältnis; zu derjenigen einer Angriffsflotte schwache
Armirung dieser Werte ist nicht im Stande, die Einfahrt einer feindlichen

Flotte in den Bosporus zu hindern, und die veraltete Geschützausrüstung
der beiden 9 bzw. 41/2 Km von der Einfahrtslinie zum Bosporus west-
lich bzw. östlich gelegenen Küstenforts von Riva und Kilia vermag schon
in Anbetracht dieser Entfernungen den Geschützkampf der elfteren nicht wirk-
sam zu unterstützen. Die ferneren Befestigungen der Gruppe auf dem
europäischen Ufer sind die Batterien von Papas, das Fort und die Batterien
von Karybdsche und die Batterien von Bojuk Liman; auf dem asiatischen
Ufer: das Fort und die Batterien von Poiras und die Batterie von Fil
Burnu. Die Gruppe hat eine Marimallängen-Ausdehnung von nahezu
1 deutschen Meile (6^/2 Km) und eine Breite von 2300 m bis ca. 4 Km.
Die zweite 2^/2 Kin südlicher gelegene Nefestigungsgruppe besteht aus den
auf 1600 m einander gegenüber liegenden, wie erwähnt, völlig veralteten
Castellen von Rumeli und Anadoli Kawak. Ferner auf dem europäifchen
Ufer aus den Batterien von Teli Siratasch, Mezar-Burnu und dem Fort
Kiretsch Burnu, sowie einer Batteriestellung bei Alti-Agatsch; auf dem asiati-
schen Ufer aus der starken Batterie und dem Fort Madjar Kalessi und der
Batterie von Seloi. Die Gruppe besitzt eine Längenausdehnung von 5^/2 Km
und eine Breite von 600 iu bis 3 Km. Weiter südlich befinden sich in einer
Entfernung von 5 Km vom südlichsten Werk der zweiten Gruppe die Batterie-
stellungen von Balta Liman und Kandlidsche Kalessi, an der schmälsten
zwischen Scheitau Burnu und Alcyntn Burnu gelegenen Stelle des Bosporus,
an welcher Darius auf feinem Zuge gegen die Scythen die Meerenge über-
brückte. Dieselbe besitzt hier nur eine Breite von 550 m, und hier soll,
wie wir vernahmen, für den Fall eines Angriffs auf Lonstantinovel auf
dem Seewege, trotz der hier besonders starken Strömung des Bosporus,
die von namhafter fachmännischer Seite für unmöglich erklärte Sperrung
desselben durch eine Torpedosperre beabsichtigt sein, deren Anlage man bis-
her und wohl auch künftig vielmehr zwischen Anadoli Kawak und der Teli-
Vatterie, oder zwischen Fil Burnu und Bojuk Liman bzw. der Selvi-
Batterie und Fort Kiretsch Burnu annehmen dürfte und darf. Ueber die
Armirung der Batteriestellungen von Balta Liman und Kandlvdsche, welche,
in Anbetracht des bei einen: plötzlichen Anfall auf Lonstantinovel aller Vor-
aussicht nach nicht rechtzeitigen und erfolglosen Eingreifens der türkischen
Flotte, allein diese Sperre — sollte ihre Herstellung überhaupt gelingen —
einigermaßen zu vertheidigen gestatten würde, so daß ihre Torpedos vom
Gegner nicht ohne Weiteres durch Torpedojäger zerstört oder auf andere
Weife zur Explosion gebracht oder beseitigt werden könnten, verlautete jedoch
Nichts. Eine mit sechs Geschützen armirte Batteriestellung befindet sich ferner
noch am Arsenal von Tophane in Constantinopel selbst, und die hier in großer
Anzahl in Bereitschaft liegenden Geschützrohre und Laffeten starker Kaliber, so-
wie die Konfiguration und Beschaffenheit des Strandes bieten Gelegen-
heit, diese Artillerie-Aufstellung ini gegebenen Moment sehr beträchtlich zu ver-
stärken. Allerdings mühte dazu eine längere Zeit, ,oie die 1—b/4 Stunden
->

geboten sein, innerhalb welcher, wie angenommen wird, die Durchfahrt der russischen Panzerflotte durch den Bosporus bis vor Constantinopel völlig überraschend zu erfolgen vermag. Was die Armirung der Batterien der beiden erwähnten Gruppen betrifft, so zählten wir 72 in Batterie stehende moderne Krupp'sche Geschütze, ein Ergebnis;, welches mit der Angabe eines Artikels der Intern. Revue: I^n, yueZtion ä'Orisut st 1» äoteuFy äs Oon-Ltantiuopls, nabezu völlig übereinstimmt. Von demselben befinden sich, wie bereits von anderer Seite constatirt wurde, bei Therapia (Alti Agatsch) vier 15cm-Geschütze — das Fort Kiretsch Burnu scheint, so viel wir zu erkennen vermochten, mit vier 21om-Geschützen armirt zu sein — ferner in Siratasch drei 24oin-, zwei 21cm- und ein 15cm-Geschütz; in Madjar Kalessi zwei 28 «u-, drei 26 cm-, fünf 24 cm- und zwölf 15cm-Geschütze (wir zählten 22 Geschütze); in Fil Burnu sechs 15 cin-Geschütze. Ueber-dies waren die seit langer Zeit projectirten Geschützaufstellungen von vier 24 cm-Geschützen bei Anadoli Kawak, von zwei 35 cm bei Numeli Kawak, und andere bis auf die vier 21 cm-Mörserbatterien für Anadoli Kawak augenscheinlich durchgeführt, und die Batterien bereits durch Geschütze aus den Daranellen-Befestigungen verstärkt. Seit dem im Jahre 1892 erfolgten Erscheinen der ihrer Zeit nicht nur in fachmännischen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregenden Schrift: „Darf Rußland einen Angriff auf den Bos-porus wagen," ist somit eine beträchtliche Verstärkung der Armirung der Bosporusbefestigungen mit modernen Krupp'schen Geschützen eingetreten, mmerhin jedoch eine, der Anzahl der schweren Kaliber nach, ungenügende, um in Anbetracht der geringen möglichen Schußzahl mit Sicherheit auf das Durchschlagen der 35^2^45^/4 cm starken Panzer der mit 15 Knoten Geschwindigkeit den Bosporus durchfahrenden Schwarzen-Meer-Flotte rechnen zu können, während zugleich die Batterien selbst gegen die Wirkung der schweren, hinter Deckung feuernden Geschütze der Panzerschiffe, sowie die ihrer Schnellfeuergeschütze, Mitrailleusen und sonstigen Hilfsarmirnng nach wie vor ohne jeden verstärkten materiellen Schutz geblieben sind.

Man kann überdies, abgesehen von ihren verschiedenen Kalibern und der örtlichen Gruppirung die den Bosporus uertheidigenden Batterien und Geschütze auch in solche, welche die Meerenge — bei nicht ausgeschlossenem Schrägfeuer — vornämlich der Länge nach bestreichen, wie dies bei den Geschützen von Kiretsch Burnu und der Batterie von Alti Agatsch, sowie der linken Flanke der Teli-Batterie und der Batterie von Karibdsche Kalessi und einzelnen Geschützen der übrigen Batterien der Fall ist, und solche, welche den Meeresarin der Breite nach und in schräger Richtung unter Feuer nehmen, eintheilen. Das Letztere ist bei den übrigen aufge-führten Batterien der Fall, und in Anbetracht dessen, daß die Hauptfeuer-wirtung der Schiffsgeschütze ebenfalls auf der Breitseite oder in schräger Richtung liegt, muß dieser übrigens auch durch die Terrainconfiguration angezeigte Theil der Anordnung der Batterien als richtig bezeichnet werden.

Den drei zuerst genannten Längsbestreichungsbatterien fällt vorwiegend die Aufgabe zu, den Kampf mit den Bug- und den Thurmgefchützen des ein-, dringenden Geschwaders aufzunehmen, selbstverständlich ohne eintretenden Falls auf den Kampf mit den Vreitseitgeschützen zu verzichten, während die übrigen Batterien vornehmlich die schweren Batterie-, Schnellfeuer- und leichten Geschütze :c. der Panzerschiffe, unter entsprechender Beantwortung etwa ensilirenden Bug- und Thurmgeschütz-Feuers derselben, zu bekämpfen hätten. In Anbetracht der mächtigen voraussichtlichen Wirkung der schweren Schiffs- geschütze und der mittleren und leichten Kaliber, sowie des wenigstens stellen- weise bei einen: raschen Durchfahrtsversuch zu erwartenden Ensilirfeuers gegen die Strandbatterien siel uns der Mangel fast jeglicher Traversen dieser wie erwähnt fast durchgehends über Bank feuernden Batterien auf. Dieselben machen in der That, was ihre äußere Anordnung in fast jeder Beziehung betrifft, der heutigen Wirkung der panzergedeckten Schiffsgeschütze und der Schnellfeuergeschütze gegenüber einen höchst primitiven Eindruck. Nun ist zwar der Transport einer Anzahl der schweren Kaliber, welche ge- nügende Durchschlagskraft zur Durchdringung der russischen Schiffspanzer besitzen, von der Dardanellenbefestigung nach derjenigen des Bosporus von der Pforte verfügt und, wie erwähnt, zum Theil bereits durchgeführt; allein es ist sehr auffallend, weshalb der in Anbetracht der Nähe der russischen Schwarzen-Meer-Flotte empfindlichste Zugang Constantinopels, der Bosporus, nicht schon früher mit den stärkeren Geschützen dotirt wurde, und weshalb dieselben keinen Panzerschutz in Panzerthürmen, Panzerständen oder sonstiger Anordnung erhielten, noch, wie es scheint, erhalten. Nnr die finanziellen Verlegenheiten der Pforte dürften den Grund dieser Erscheinung bilden, oder man rechnet türkischerseits ans die Wirkung des Senkfeuers der Ge- schütze der alten Forts und Eastelle und auf dasjenige der Strandbatterien gegen das nur 64—76 mm starke Panzerdeck der russischen Schisse.
Die Batterien befinden sich sämmtlich mit Ausnahme derjenigen von Kiretsch Vurnu und derjenigen der Forts und Eastelle in einer Hohe von ca. IN—12 in über dem Niveau des Bosporus. Nur wenige Batterien, wie erwähnt, z. V diejenigen von Madjar Kalessi und Fort Numeli Kmvak, sind zur Zeit vorhanden, deren Kaliber von 28 und 35 cm bei gutem Treffen die 35^2—45^/4 cm starken Gürtelpanzer- und 30—35 ^ om starken Thurmvanzerplatten der Panzerschiffe der Schwarzen-Meer-Flotte zu durchschlagen gestattet-, eine Sicherheit für die Abwehr eines Angriffs dieser Flotte ist daher auch in Anbetracht der fehlenden Erwiderung des Feuers der Schnellfeuer- und leichten Geschütze der Panzerschiffe, besonders bei einem nächtlichen raschen Vordringen der ersteren, keineswegs vorhanden. Zwar haben die neuesten Ereignisse ans dem ostasiatischen Kriegsschauplatz gezeigt, daß eine durch Panzerung geschützte Artillerie im Seegefecht aus diesem Grunde allein die Ueberlegenheit im Artilleriekampf nicht besitzt, sondern daß es vor Allem auf das Geschick und die Energie in der Durch-

führung dieses Kampfes, auf die richtige Handhabung und Verwendung der
Geschütze und die geschickte Leitung ihres Feuers, sowie namentlich auch auf
die Wirkung der Schnellfeuergeschütze :c. in diesem Kampfe ankommt, um
den Sieg zu erringen, fo daß auch, wie die Dinge heute liegen, sowie bei
spateren Aenderungen und Verstärkungen der Armirung der Bosporus-
befestigungen immerhin die beiderseitige Gewandtheit in der Durchführung
dieses Kampfes wesentlich mitsprechen würde, allein es muß nochmals hervor-
gehoben werden, daß die panzergedeckten russischen Schiffsbatterie- und
Thurmgefchütze gegenüber den durchweg über Bank feuernden Geschützen
der Bosporusbatterien, sowie auch ihren» stärkeren Kaliber nach, außer-
ordentlich im Vortheil sind. Zugleich vermögen die leichten und Schnell-
feuer-Geschütze die offenen Strandbatterien mit einem Hagel von Geschossen
zu überschütten, der, ohne entsprechend wirksam erwidert werden zu können,
ihre Bedienung bald außer Gefecht fetzen würde. Bei Nacht gestaltet sich
der letztere Gefechtsact bei türkischerseits, weil stabil, leichter richtig zu pla-
cirenden Scheinwerfern, welche die Strandbatterien im Dunkeln lassen, viel-
leicht in dieser Beziehung günstiger für diefe, während andererseits jedoch die
vielleicht nicht immer von den Scheinwerfern genügend erhellte Dunkelheit das
rasche Vorbeifahren der Schisie an den Strandbatterien unter weniger inten-
siver Beschießung derselben begünstigen kann. Auf das Moment der völligen
Ueberrafchung bauen Diejenigen, welche den russischen Flottenangriff auf Eon-
stantinopel mit einer 1 bis ^ stündigen Durchfahrt des Bosporus für möglich
und des Gelingens gewiß erklären, ihre Ansicht wesentlich auf; allein von einem
völlig unerwarteten Hereindampfen der russischen Flotte in den Bosporus,
sei es, daß dieselbe bereits etwa zu Manöverzwecken versammelt ist, wie von
mancher Seite angenommen wird, sei es, daß dieselbe unvermuthet den
Befehl zur Einfahrt erhält, und, wie an anderer Stelle angenommen wurde,
unter dem Schutze der Dunkelheit überraschend in den Bosporus dringt,
kann unseres Erachtens, wie die Verhältnisse thatsächlich liegen, nicht ernstlich
die Rede sein, da Kriege heute zwar sehr rasch ausbrechen, die politische
Situation jedoch vorher stets eine derartige Spannung erhält, daß ein
Einbruch in fremde Gewässer und ein fremdes, immerhin noch »nächtiges
Reich, wie etwa seinerzeit derjenige der Engländer in den Sund und gegen
Kopenhagen und das Bombardement Alerandriens, welchen» ein politischer
Conflict voranging, als ausgeschlossen gelten muß. Beim geringsten An-
zeichen einer kritischen Situation werden daher die politischen Agenten der
Pforte in Rußland auf die kriegerischen Maßnahmen dieses Reiches in
noch erhöhtem Grade aufmerksam sein, und wird die Besatzung der Nosporus-
befestigungen eine noch schärfere Wachsamkeit entfalten wie diejenige, deren
sie sich bereits heute befleißigt. Wir bemerkten bei Karibdsche Kalessi un-
weit der Mündung des Bosporus in's Schwarze Meer ein Lager von
32 Zelten zu je 15 Mann, mithin für ca. 489 Mann, welche hier Jahr aus,
Jahr ein außer den Besatzungen der Batterien, die in ihnen nahe gelegenen

Casernements untergebracht sind, Wache halten. Ueberdies liegt in der Regel vor Rumeli Kawak, seltener in der Bucht von Böjüödere, ein türkisches Kriegsschiff, welches binnen kürzester Frist das Herankommen einer schon den türkischen Handelsdampfern nicht unbemerkt bleibenden russischen Flotte zu recognosciren vermag. Mit dem Moment, wo daher die Gefahr eines Angriffs droht, dürften für die Nacht die Scheinwerfer der türkischen Batterien in unausgesetzte, den Bosporus aufklärende Thätigkeit treten, so daß selbst bei völlig dunkeln stürmischen Nächten ein unbemerktes und unbekämpftes Eindringen feindlicher Schiffe dort ausgeschlossen erscheint. Auch vermögen, selbst wenn, wie dies fast gewiß ist, keine größere Anzahl türkischer Kriegsschiffe, die zum weitaus größten Theil in die erste Reserve gestellt, im Goldenen Hörn liegen, zur Hand ist, rasche Handelsdampfer beim Eintreten der politischen Spannung jederzeit vor die Mündung des Bosporus entsandt zu werden, um dort die Annäherung der russischen Flotte zu erkennen und zu melden. Eine völlige Ueberraschung der Türkei seitens Rußlands durch einen derartigen Angriff halten wir daher, ganz abgesehen von der derzeitigen, einen Conflict beider Mächte ausschließenden politischen Situation, für ausgeschloffen. Zu einem Geschütz- und Torpedo-Kampf zwischen der Angriffsflotte und den türkischen Strandbatterien, Torpedo-Booten und Sperren aus unter Wasser schwimmenden, gut verankerten, oder mit frei schwimmenden Torpedos dürfte es jedenfalls kommen, bei dem allerdings die Chancen, besonders des ersteren, wie die Dinge heute liegen, völlig zu Gunsten der Schwarzen-Meer-Flotte sind. Hierfür spricht noch ein anderer gewichtiger Umstand. Die Batterien und Werke, welche die nördliche Einfahrt des Bosporus vertheidigen, liegen in ihren beiden Gruppen, wie erwähnt, auf eine Längenausdehnung von 6V2 bzw. 5^ Km vertheilt und sind durch einen Zwischenraum von 2^/2 Km von einander getrennt, so daß ein vereinigtes sicheres und wirksames Feuer aller und selbst nur des größeren Theils ihrer Geschütze gegen die vordringende Flotte nicht möglich ist. Das Brialmont'sche Project beabsichtigt daher mit Recht eine concentrirtere Anlage sämmtlicher Batterien in dem südlich der 950 m breiten Verengung zwischen Rumeli Kawak und Anadoli Kawak gelegenen Theil der Meerenge und die Aufgabe der für diesen Zweck überflüssigen.

Die Gesammtarmirung der 6 Panzerschiffe der Schwarzen-Meer-Flotte Dwjanazat Apostolow, Georgij Pobjedonosez, Frij Swjatitelja, Ekaterina II., Sinope und Tschesme, welche für den Angriff in Betracht kommen, beträgt, da die beiden nur 5—6 Knoten Geschwindigkeit besitzenden Popowkas an demselben nicht Theil nehmen dürften, in Summa Vierunddreißig 30^2 «m-, zwei 28em-, sechsunddreißig 15«m-, 48 Schnellfeuergeschütze, ca. 36 Mitrailleusen und 48 Torpedolancirrohre. Die leichteren Geschütze einiger dies Panzergeschwader begleitenden Kreuzer, Torpedokreuzer und von 20 bis 30 Torpedobooten würden, weil dieselben, da das von mancher Seite angenommene Voraussenden der Torpedoboote in Anbetracht ihres unseres

Erachtens ungesicherten Erfolges und Rückfahrt kaum anzunehmen ist, zunächst der Queue des Geschwaders folgen dürften, bei dein Artilleriekampf gegen die Strandbatterien und Forts nicht in Betracht kommen. Nach den: Urtheil fachmännischer Autoritäten, wie Kapitän Stenzel, ist das Eindringen eines Geschwaders in breiter Front in den Bosporus in Anbetracht der starten Krümmungen und der reihenden Strömung desselben ausgeschlossen, die Panzerschiffe würden daher voraussichtlich in Kiellinie mit den üblichen Abständen von 400 m in die Meerenge einlaufen, unter welche der Gefahr des Zusammenstoßes halber nicht herabgegangen werden kann. Das Panzergeschmader würde, derart formirt, da seine 6 Schiffe je 104 m lang sind, eine Gesammtlänge von oa. 2709 ui besitzen, und es ist anzunehmen, daß nur die 3 ersten Fahrzeuge desselben mit ihren sämmtlichen Geschützen gleichzeitig den Kampf mit den zunächst ihnen gegenüber tretenden türkischen Batterien, denen von Papas, Karibdfche-Kalessi und Poiras, welche zusammen etwa 20 Geschütze zahlen, und den alten Geschützen des Forts Mmeli Fener und der Batterie Anadoli Fener aufzunehmen vermögen. Somit würden in Summa achtzehn 30^/2 «u-Geschütze, achtzehn 15 cm-Geschütze, 18 Mitrailleusen und 24 Schnellfeuergeschütze, die ersteren sämmtlich aus gedeckten Batterien und Panzerthürmen gegen diese 20 über Bank feuernden Geschütze schwächeren Kalibers wirken können und allerdings gleichzeitig von den Geschützen der Batterien von Böjük Liman und Fil Burnu — die der südlichen Gruppe liegen zu weit zurück — unter wirksames Feuer genommen werden, deren Feuer sie jedoch aus ihren Bug- und Thurmgeschützen zu beantworten vermögen. Auf welche Seite bei dieser artilleristischen Ueberlegenheit an Kalibern und Deckung sich der Sieg neigen würde, erscheint wenig zweifelhaft, und nur die Mafsenmirkung etwa in Anatali Fener und Rumeli Fener besonders zahlreich vorhandener türkischer glatter Geschütze starken Kalibers würde vielleicht die Tßtenschiffe der Angriffscolonne stark havariren, jedoch kaum kampfunfähig zu machen vermögen. Aehnliche Verhältnisse aber gelten für die weiter innerhalb des Bosporus gelegene Batteriegruppe und deren Bekämpfung durch die Nngriffsflotte. Auf und in dem Mauerwerk der zahlreichen' alten Schlösser und gemauerten Befestigungen, welche der Bosporus von den Genueser Schlössern bis zu den beiden Feners aufweist, vermochten wir beim genauesten Ausblick keine Geschütze in Vereitschaft über Bank oder in Scharten zu entdecken. Allein man versicherte uns, daß sie im Innern derselben vorhanden sind und ihre Aufstellung völlig vorbereitet ist. Bei den, raschen Vordringen der russischen Flotte in: Bosporus, der von ihr, wie erwähnt, etwa in 1— ^4 Stunden passirt werden könnte, vermögen jedoch alle nicht völlig fertigen Batteriestellungen an der Mündung und überhaupt in der Nordhälfte desselben, nicht zur Geltung zu kommen. Dagegen möchten wir bestreiten, daß, wie behauptet wird und berechnet worden sein soll, von allen Uferwerken des Bosporus zusammen höchstens 68 Schuß auf ein mit Volldampf die Meerenge durchfahrendes Panzer-

geschwader, wie das russische, abgegeben zu werden vermögen. Das An«
griffsgeschmader ist in Kiellinie ercl. Kreuzer und Torpedoboote, wie wir
sahen, etwa 2700 in, oder über VZ deutsche Meile lang, und seine Fahr-
geschwindigkeit vermag, da Schiffe verschiedener Schnelligkeit sich in ihm be-
finden (von 17, 16 und 15 Knoten), unter Volldampf 15 Knoten kaum
zu übersteigen. Die Vorbeibewegung einer in dieser nicht übermäßig raschen
Geschwindigkeit bei einer Batterie vorbeifahrenden Schiffslinie von dieser
Länge erfolgt jedoch nicht so rasch, als daß nicht selbst bei Nacht, die
Wirkung der Scheinwerfer vorausgesetzt, jedes Geschütz, die Ladezeit der
schweren Geschütze auf ca. 2 Minuten, die der schwersten auf 3 Minuten
veranfchlagt, etwa 4 bezw. 3 Schuß zwar nicht auf dasselbe Schiff, allein
auf ein anderes abzugeben vermöchte, denn es werden die feindlichen Schiffe,
wenn die Scheinwerfer der Batterien richtig functioniren, auch nach den:
Pafsiren der Batterien noch eine Strecke weit in deren Schußbereich bleiben.
Neue amerikanische Versuche haben ergeben, daß grau angestrichene
Torpedoboote bei Nacht auf eine Entfernung von 750 in bei Verwendung
der Scheinwerfer sichtbar werden. Für große Panzerschiffe kann man daher
diese Entfernung auf 1 Km veranschlagen. Die 2700 m lange Panzer-
schiffcolonne wird daher auf 1 Km Entfernung von den Batterien bei
Nacht für dieselben sichtbar und von ihnen beschossen werden und auf die-
selbe Entfernung auch nach der anderen Seite sichtbar und unter Feuer
bleiben. Bei 16 Knoten Geschwindigkeit legt ein Panzerschiff gegen 30 Km
in der Stunde zurück, mithin in der Minute gegen 500 m. Eine 2000 m
lange Eolonne bleibt sonnt bei 15 Knoten über 8 Minuten dem Feuer
einer Batterie ausgesetzt und die 700 m lange Queue der Eolonne dieselbe
Zeitdauer. Ueberdies ist bei Nacht die Auffindung, Beseitigung und Be-
kämpfung etwaiger durch Torpedos bewirkter Hemmnisse schwieriger wie
bei Tage. Bei Tage jedoch vermögen die TLtenschiffe der langen Eolonne
beschossen zu werden, sobald sie in wirksamen Feuerbereich gelangen, also
auf ca. 2—3 Km nach NO. und S W. und während des Passirens
dieses Bereiches, sowie sämmtliche ihrer Schiffe auf die gleiche Entfernung,
und es ist vielleicht der Zweifel gestattet, ob nicht auf Entfernungen von
500—700 m, wie zwischen Poiras und Karubdsche, die russischen Panzer-
platten gegen hier demnächst aufzustellende 21 cm-Geschütze im nach Bug
und Heck zu schwächeren Theil ihrer Panzerung unverwundbar sind.
Wir betonen jedoch nochmals, daß die Durchfahrt einer Angriffsflotte
durch den Bosporus zwar in Anbettacht der Überraschungen, die die
türkische Torpedoflottille und sonstige Torpedoverwendung der angreifenden
Flotte bereiten können —wir erinnern wiederholt an die Wirkung frei schwimmen
gelassener Torpedos und die Thatsache, daß ein Minenleger in 20 Minuten
200 m Minen zu legen vermag — nicht absolut gesichert erscheint, jedoch, wie
die Dinge heute liegen, wenn eine völlige Ueberraschung gelingt, große
Chancen des Erfolges besitzt. Auf die Unwachfamkeit der Batterie- und

Nefestigungswachen aber bei diesem Unternehmen zu rechnen, wie dies von mancher Seite geschieht, würde unseres Erachtens ein schwerer Fehler sein, und der Angreifer wird sich unter allen Umständen auf einen heftigen Geschütz- und Torpedokampf gefaßt machen müssen. Auf ein Entgegentreten der türkischen Flotte, von der, wie erwähnt, der größte Theil in die erste Reserve gestellt, im Goldenen Hörn liegt, ist bei einem in der That überraschend ausgeführten russischen Anfall nicht zu rechnen, da ihre Indienststellung zu lange Zeit erfordert; allein es ist nicht abzusehen, weshalb nicht ein Theil ihrer sehr rasch gefechtsbereit zu machenden 22 Torpedoboote, welche in der Regel ebenfalls größten Theils im Goldenen Hörn an der Werft vor Anker liegen, zur Verteidigung des Bosporus, dessen starke Strömung auf nahe Entfernungen die sichere Wirkung der Torpedos nicht ausschließt, rechtzeitig herangezogen werden könnte. Was jedoch die Vorbedingung zum Gelingen des Ueberfalls, die völlige Ueberraschung der Pforte durch diesen politisch-militärischen Einbruch betrifft, so bestreiten wir die Möglichkeit, daß dieselbe eintritt. Ein derartiger völlig völkerrechtswidriger Ueberfall, dessen angestrebter Zweck die Interessen der Westmächte und das politische Gleichgewicht Europas überhaupt auf's Empfindlichste verletzen und — möge die Pforte ihm momentan erliegen oder nicht — die bewaffnete Intervention jener Mächte aller Voraussicht nach zur Folge haben würde, gehört unseres Dafürhaltens in's Gebiet der Gewaltstreiche früherer Jahrhunderte. Die tiefe Ruhe und das Schweigen, in welche sich das türkische Seraskierat hinsichtlich der seit einigen Jahren brennenden Tagesfrage des Ueberfalls von Conftantinopel hüllt und die nach Außen bis jetzt nur durch die Nachricht vom Transport schwerer Kaliber der Dardanellenbefestigungen nach dem Bosporus unterbrochen wurde, ist schwer begreiflich; allein in der Türkei hüllt sich, wie Jeder, der sich dort einige Zeit aufhält, erkennt, Manches in Geheimniß, was jedoch nicht ausschließt, daß unter dem Schutze desselben bei ernsten Fragen das Erforderliche, hier besonders die Anlage von Torpedosperren ^ wir erinnern an die ungeahnte Machtentfaltung der Türkei im Jahre 1877/78 — vorbereitet ist. Nichts könnte jedoch der Pforte erwünschter sein, als wenn bei einem Kriege mit Rußland die Schwarze-Meer-Flotte in dem scheinbar völlig ungenügend vertheidigten Bosporus durch im gegebenen Fall rasch und geschickt entfaltete Sperr- und sonstige Vertheidigungsmaßregeln ihr Sinope fände. Jedoch wir geben die Möglichkeit des Forcirens der Durchfahrt des Bosporus, so wie die Dinge heute liegen, zu und wenden uns nun zu dem vielfach ventilirten gefürchteten Angriff der russischen Torpedoflotte auf die türkische Flotte im Goldenen Hörn und das Bombardement von Eonstantinopel, von deren Durchführung bezw. Androhung man die Unterwerfung der Pforte unter die Bedingungen der Angreifers erwartet.

In der bereits ermähnten Schrift: „Darf Rußland einen Angriff auf den Bosporus wagen?" ist der Angriff der russischen Schwarzen-Meer-Flotte

auf die Meerenge derart gedacht, daß derselbe im Verein mit einer Landung von Feldtruppen in den Buchten von Riva und Kilia erfolgt und der Panzerflotte nicht sowohl, wie andere Autoren dies annehmen, die Aufgabe der Erzwingung der Durchfahrt durch den Bosporus, wie diejenige, im Verein mit dem Landungscorps der Befestigungen desselben Herr zu werden, zugewiesen ist, um der Torpedoflotte, welche allein den Angriff auf die türkische Panzer- und Torpedoflotte im Goldenen Hörn und mit ihr zugeteilten, mit stärkeren Geschützen armirten Kanonenbooten oder Kreuzern die Zerstörung des Arsenals von Tophane, der kaiserlichen Pulverfabrik bei San Stefano, der ottomanischen Bank, der Bahnhöfe, der Gasfabriken :c. und die Unterbrechung der Verbindungen in Constantinopel ausführen soll, den Rückweg zu sichern. Der Autor nimmt an, daß auch die Torpedoflotte in Anbetracht ihrer kleineren Zielflächen ebenso wie die Panzerschiffe durch die Bosporusbefestigungen heil hindurch gelangen wird, und die erwähnten amerikanifchen Versuche haben in der That dargethan, daß grau angestrichene Torpedoboote bei Rächt erst auf eine Entfernung von 750 m bis 909 in durch die elektrischen Scheinwerfer erkennbar gemacht werden; allein da die russische Torpedoboot-Flottille der türkischen 22 Fahrzeuge starken mindestens an Zahl gewachsen gegenüber treten muß, so würde die Länge der Torpedoboot-Colonne, auch wenn dieselbe in zwei Reihen neben einander vorgehen sollte, immerhin eine so beträchtliche sein, daß dieselbe bei der vorauszusetzenden gehörigen Wachsamkeit der türkischen Batterien einem heftigen Feuer im wirksamsten Schußbereich derselben ausgesetzt sein würde, welches sie ihrerseits bei der schwachen Armirung der Torpedoboote durch Geschützfeuer nur wenig zu erwidern vermöchte. Das heile Passiren der russischen Torpedoboote v or der erfolgreichen Niederkämpfung der Bosporusbefestigungen durch die Panzerschiffe halten wir daher für ausgefchlossen. Erfolgt jedoch zuvor jene Niederkämpfung, fo gewinnen die türkische Torpedoflotte und vielleicht einzelne der in Dienst gestellten Schiffe der übrigen Flotte genügende Zeit, um sich in gefechtsbereiten Zustand zu setzen und der russischen Torpedo-Flottille bereits weiter außerhalb Constantinopels entgegen zu treten. Hierauf muß die russische Torpedoflotte überhaupt gefaßt sein und wird dieselbe, wenn dies selbst nur in Höhe der stets gefechtsbereiten Batterie bei Tophane erfolgen follte, einen heftigen Kampf mit den türkischen Torpedobooten durchzuführen haben, welcher sich unseres Dafürhaltens keineswegs nur unter jenen der türkischen Flottille so außerordentlich ungünstigen Verhältnissen im Innern des Goldenen Horns abzuspielen vermag, welche der Autor der oben erwähnten Schrift annimmt. Der russische Torpedo-Kanonenboot- und Kreuzer-Angriff auf die türkische Flotte im Goldenen Hörn und auf die wichtigsten Etablissements Constantinopels stellt sich daher unseres Dafürhaltens nicht fo aussichtsvoll dar, wie ihn Manche annehmen. Was nun das Bombardement Constantinopels betrifft, so ist betreffs desselben zu berücksichtigen, daß diese Hauptstadt incl. Scutari einen Umfang von etwa vier

deutschen Meilen besitzt und die Anzahl ihrer Häuser auf 30 000, die ihrer
Bewohner auf 900000 geschätzt wird. Von dieser Einwohnerzahl vermögen
Alle, welche nicht zur Verstärkung der vorhandenen sehr starken und guten
Feuerwehr von 8000 Mann, welche in sechs großen Casernen untergebracht
und vom Grafen Szechenyi vortrefflich orgcmisirt ist, und zur Bewachung
der Gebäude gegen Feuers- und sonstige Gefahr zurückbleiben müssen, ihre
Person vor den Wirkungen der Beschießung in Sicherheit zu bringen, da
Constantinopel eine offene und vom Feinde in diesem Falle nur auf einer
Seite bedrohte Stadt ist. Der Mangel an Lebensmitteln ist auch bei
längerer Dauer der Beschießung bei der offenen Zufuhr vom Lande her
ausgeschlossen, und die durch das Bombardement hervorgerufene moralische
Depression braucht daher keine sehr weit um sich greifende zu weiden. Vor
Allem wird es auf eine rasche, am besten allerdings schon im Frieden
organisirte Verstärkung der Löschvorkehrungen in den Häusern ankommen,
sowie auf die schleunigste Etablirung möglichst wirksamer Batterien, am alten
Serai, am kleinen Friedhof, auf der Höhe nördlich Terfhane, bei den Brücken,
auf dem großen Friedhof :c. und ferner auf die Hebung der Stimmung der
Bevölkerung durch ein thatkräftiges energisches Auftreten der Behörden. Für
die Beschießung des gewaltigen Häuserkolosses von ca. einer Quadratmeile
Ausdehnung, das Herz des türkischen Reichs, mit dem die Machtstellung
desselben in Europa steht und fällt, steht den 6 in Betracht kommenden
Panzerschiffen der Schwarzen-Meer-Flotte ihre Kriegsmunitionsausrüstung und
vielleicht noch etwas Uebungsmunition zu Gebote. Die Dotirung der 30 om-
Geschütze an Geschossen ist auf etwa 300 Schuß per Geschütz, die der 28 cm-
Gefchütze ähnlich und die der 15 cm- auf 350 Schuß per Gefchütz zu veran-
schlagen, die der übrigen Kaliber auf eine noch beträchtlich stärkere Anzahl
per Geschütz. Für die eigentlichen Zwecke des Bombardements, Brand-
erzeugung, Zerstörung der wichtigsten militärischen und Verkehrs-Etablissements
und Gebäude und dadurch hervorgerufene materielle Schädigung und morali-
schen Eindruck kommt vorzugsweise nur die Wirkung der schweren und
mittleren Geschütze in Betracht, für den Zweck der Beunruhigung und Ver-
hinderung der Lüscharbeiten die der leichteren. Letztere aber vermag die
in der Hauptstadt vorhandene Feld- und Reserve-Artillerie, selbst hinter
ihren Stahlschilden, nicht nur mit Erfolg zu bekämpfen — Stellungen für
die Batterien finden sich, wie erwähnt, bei Tershane, auf dem großen Fried-
hof, dem von Pera und am Serail?c. — sondern voraussichtlich rasch
zuni Schweigen zu bringen, und es ist anzunehmen, daß sich die schweren
Kaliber des Arsenals in Tophane während der Dauer der Beschießung in
nicht allzulanger Frist gegen die schweren und mittleren Kaliber der Flotte
in Thätigkeit bringen lassen werdm. Die Schußzahl, über welche die letztere
an 30 und 28om-Granaten verfügt, ist auf in Summa ca. 11000 Schuß zu
veranschlagen, die der mittleren und leichten Kaliber, auf weit stärkere Anzahl
allein die letzteren dürften durch die Wirkung der ihnen an Anzahl weit

überlegenen Geschütze der in Constantinopel befindlichen Feld- und Reserue-Artillerie bald zum Schweigen gebracht werden. Von Wichtigkeit ist ferner, daß, falls die Batterien des Bosporus von der russischen Flotte nicht niedergekämpft sind, was bei dem angenommenen, in 1—5/4stündiger Durchfahrt auszuführenden Ueberraschungsversuch ausgeschlossen erscheint, auf einen Nachschub von Munition, etwa durch Kreuzer oder ungepanzerte Dampfer der freiwilligen Flotte russischerseits nicht zu rechnen ist. Wesentlich mit der Wirkung jener 11000 Schuß würde daher die Hauptstadt des osmanischen Reiches und ihr Gebieter zur Unterwerfung gebracht werden müssen. Das Bombardement ist ein Angriffsmittel, welches, besonders großen Objekten und Volkscentren gegenüber, wenn die Bevölkerung ihm thatkräftigen energischen Widerstand entgegensetzt, wie dies die Beschießung von Paris bewies, von keiner entscheidenden Wirkung ist; zwar wurde durch dieselbe eine beträchtliche Anzahl Gebäude ruinirt und die Tuilerien gingen in Flammen auf, allein während der 22tägigen Dauer der Beschießung wurden nur 107 Personen durch dieselbe getödtet und 276 verwundet, ihre Wirkung erzeugte keine genügende Einschüchterung der Vertheidigung und war daher für den Ausgang der Belagerung nicht entscheidend; der Hunger und die ungünstige allgemeine Kriegslage bezwangen die Stadt. Nun ist nicht zu verkennen, daß die heutigen Explosivgeschosse an Durchschlags-, Spreng- und Brandwirkung, namentlich an ersterer, eine außerordentliche Steigerung erfahren haben, allein dennoch nicht in dein Maße, daß jeder Schuß mit denselben, der einen beträchtlichen Theil eines Gebäudes in Trümmer legt, besonders bei gehörig orgcmisirten Löschvorkehrungen, die, da Constantinopel wie erwähnt, eine sehr zahlreiche vortreffliche Feuerwehr besitzt, rasch getroffen werden können, auch Brand erzeugt. Eine große Gefahr bilden allerdings in Stambul die zahlreichen hölzernen Häuser, deren fernerer Bau zwar durch den regierenden Sultan Abdul Hamid verboten wurde, welches Verbot jedoch, wie wir erfuhren, infolge des letzten Erdbebens wieder aufgehoben wurde. Allein selbst ein größerer Brand dieses Stadttheils dürfte, wenn es sich um den Besitz der Landeshauptstadt, um Unterwerfung unter den Willen des Feindes und unter demüthigende Bedingungen und vielleicht die Existenz der europäischen Türkei handelt, bei energischer Haltung der Pforte, wie sie dieselbe noch 1877/78 und ihre Feldarmee bei Plewna bemies, den gewünschten Erfolg nicht hervorrufen. Die wichtigeren Stadttheile: Vera und Galata, incl. Tershane nnd Tophane u. a., der Hanvtsitz der Gesandtschaften, Eonsulate, BeHürden, Palais, militärische!! Etablissements, ercl. des Seraskierats, der Kasernen und des Handels sind, elfterer fast durchgängig, letzterer überwiegend aus Stein erbaut. Nach den statistischen Ermittelungen eines französischen höheren Artillerie-Offiziers betrug bei den aus der Kriegsgeschichte bekannten bedeutenden Bombardements der Neuzeit die Anzahl der durch die Beschießung zerstörten Häuser nur drei per Mille; rechnen wir unter den heutigen Verhältnissen selbst das Neunfache,

so würden hiernach, und zwar bei einer gewissen Dauer des Bombardements, von den 30 000 Häusern Eonstcmtinopels, abgesehen von um sich greifenden größeren Bränden, denen z. B. beim Bombardement von Paris, mit Ausnahme desjenigen der Tuilerien, mit allem Erfolg vorgebeugt wurde, nur 270 zerstört werden. Diese Wirkung dürfte jedoch keine genügende sein, um einen energischen Gegner zum Nachgeben und damit Verlust ganz anders in's Geiuicht fallender politischer Werth-Objecte und Güter zu zwingen, wie die materiellen, welche das Bombardement vernichtet. Selbst wenn eine gleichzeitige Landung eines russischen Corps in der Bucht von Kilia, am Nordfuß des Istrandja Balkan, die Hauptstadt bedrohen und der größte Theil ihrer Garnison dorthin abgerückt sein sollte, würden noch derartig zahlreiche Streitkräfte der zweiten Linie, sowie auch schweres Geschützmaterial nebst Bedienung und Munition in derselben vorhanden sein, um den Geschützkampf gegen die leichteren Kaliber der eingedrungenen Panzerschiffe von vornherein mit Erfolg führen und denjenigen gegen die schweren Kaliber bald aufnehmen zu können. Mit der wachsenden Abnahme ihrer Munition würde aber die eingedrungene Flotte naturgemäß weniger operations« und kampffähig werden und, wenn die Pforte standhaft bleibt, vielleicht froh fein müssen, die Befestigungen des Bosporus wieder glücklich repassiren zu können.

Wir resumiren daher, daß das Vordringen eines russischen Geschwaders in's Goldene Hörn beim heutigen Stande der Nosporusbefestigungen, wenn dasselbe überraschend erfolgt, zwar sehr wohl möglich, wenn auch in Anbetracht des nicht ausgeschlossenen rechtzeitigen Gegenübertretens der türkischen Torpedoflottille und sonstiger durch Torpedos und artilleristische Gegenmaßregeln bewirkter Hemmnisse nicht absolut sicher erscheint, daß jedoch, wenn jenem Vordringen das Moment der Ueberraschung fehlt, — und das Eintreten desselben bezweifeln wir — die Pforte genügende Zeit zur Gefechtsbereitstellung eines Theils ihrer Flotte und zu gründlicheren artilleristischen und sonstigen Sperrungsmaßregeln erhalten dürfte, welche dem Vordringen der Schwarzen-Meer-Flotte einen Halt zu gebieten nud dasselbe abzuweisen vermögen, und daß, selbst wenn die Ueberraschung gelingt, das Bombardement Constantinopels durch die Panzerschiffe der Schwarzen-Meer-Flotte nur, wmu die Verteidigung und ihre Leitung sich einschüchtern lassen, volle Aussicht auf Erfolg verspricht. Der von vielen Seiten heute für leicht erklärte Angriff Constantinopels durch die Schmarze-Meer-Flotte erscheint uns daher auf Grund unserer persönlichen Wahrnehmungen nnd Folgerungen bezüglich eines sicheren End erfolges um fo gewagter und unwahrscheinlicher, als, möge das Bombardement selbst glücken, die mit Sicherheit eintretende Intervention der an den Unterwerfungsbedingungen der Pforte interessirten Westmächte, möge sie nun bewaffneter oder nur politischer Natur sein, Nußland, wie im Friedensvertrage von 1878, das mit den, Bombardement vielleicht momentan erzielte Nesultat wieder entwinden dürfte, und als jener Angriff, besonders in Gestalt eines plötzlichen Ueber-

falls, mit der seit etwa 11/2 Deccnnien befolgten Friedenspolitik des russischen Reiches in schroffstem Widerspruch stehen würde. Nichts desto weniger dürfte die Pforte gut thun, soweit ihre Mittel es gestatten, wenn auch nicht die vor der Hand ausgeschlossene Ausführung der kostspieligen Brialmont-schen Projecte, so doch die Armirung der Bosporusbefestigungen mit stärkeren Kalibern und deren Panzerdeckung, sowie die Anlage von Torpedo-Batterien an Land und schwimmenden Torpedobatterien, sowie die Bereitstellung der ermähnten Minenleger sobald als möglich in Angriff zu nehmen, um für alle Fälle möglichst gerüstet zu sein und die Chancen des viel discntirten plötzlichen Ueberfalls auf ein thunlichst geringes Maß zu reduciren.

Ehe die Pforte aber später etwa dazu schreitet, mit der Durchführung der Hunderte Millionen erfordernden Brialmont'schen Projecte zu beginnen, wovon sie vorläufig offenbar aus Geldmangel Abstand nimmt, dürften ihre Militärs und Staatsmänner sich die Frage vorzulegen haben, ob es nicht gerathen ist, diese für den Schutz der Meerengen bestimmten Millionen auf die Wiedercreirung einer tüchtigen, gut geübten, kriegsbereiten Flotte — unter Erneuerung der älteren Schisse derselben — zu verwenden, wozu es ihr weder an Zahl der Schiffe noch an vortrefflichem Personal gebricht und worauf sie ihre Kriegsgeschichte hinweist. Damit würde sie, während Befestigungen und Sperrungen in ihrer Wirkung an die betreffende Oertlichkeit gebunden sind, zugleich einen beweglichen Machtfactor gewinnen, der in den Meeren, in denen sie Interessen zu vertreten hat, gebotenen Falls mit ganz anderen! Nachdruck aufzutreten vermöchte, wie die derzeitige türkische Marine. Allein die Mittelfrage spielt bei beiden Projecten für die noch durch die Abzahlung der russischen Kriegskosten-Entschädigung in Anspruch genommene Türkei eine ungemein wichtige Nolle, und dürfte daher, wenn überhaupt, vor der Hand eine nur sehr allmähliche Verstärkung der Sperrmaßregeln des Bosporus zu erwarten sein, und der schließliche Hauptschutz desselben in der allgemeinen politischen Situation hinsichtlich der orientalischen Frage liegen, welche den Schlüssel der Meerengen mit allem Vorbedacht in die Hand der Türkei gelegt hat und eine Vergewaltigung derselben durch Rußland und ihr gänzliches Zurücktreiben nach Asien seit Jahrhunderten ausschloß und unseres Erachtens auch heute noch ausschließt.

< „s '„ >" ',' ", >s< >„ ,„ ,>, v>" >> »> '„ '„ », >„ »,» „, >,/

Ihre Rache.

Icovelle.

von

tzm,§ Marbach.

— leipzig. —

I.

^ine-5 Morgens, das heißt, eigentlich war es schon am Nachmittag, so etwa zwischen zwölf und ein Uhr — man hatte den Abend vorher wie gewöhnlich in Gesellschaft zugebracht, und deshalb war es wie gewöhnlich nöthig gewesen, den versäumten Schlaf nachzuholen ^ trat Frau L. in das Zimmer, wo ihre Tochter mit Ankleiden beschäftigt war.

Frau (5. hielt einen Brief in der Hand und schien im höchsten Grade erregt zu sein. Sie war sonst eine kalte, stolze, wortkarge Dame, deren vornehmste Lebensmarime darin bestand, daß man sich von seinen Empfindungen, wenn man ja einmal fo schwach sein sollte, dergleichen zu haben, unter keinen Umständen dürfe etwas merken lassen. Heute war es ihr aber nicht möglich, ihrem maßgebenden Grundsätze treu zu bleiben, ja, sie schien ihn ganz und gar vergessen zu haben und sich nicht einmal Mühe zn geben, die Gemüthsverfassuug, in der sie sich befand, zu verbergen. Ihr Athem ging fchwer, die Lippen waren fest aufeinander gepreßt, die Nasenflügel gespannt, und in dem bleichen Gesicht glänzten die Augen fast unheimlich stechend.

Mit einer hastigen Bewegung hielt sie ihrer Tochter den Brief hin, und als diefe, sie erstaunt und fragend anblickend, einen Moment zögerte, zuzugreifen, stieß die erregte Frau fast keuchend die Worte hervor- „Da, nimm, lies!" Und als könne sie nicht erwarten, daß ihre Dochter das Schreckliche, das ihr bevorstand, zeitig genug erfahre, fügte sie, noch ehe diese den Brief vor die Augen gebracht, mit schneidender, fast kreischender

Stimme hinzu: „Dein Vater ist zum Schufte geworden. Er wird von der „Geschäftsreise", die er gestern angetreten hat, so bald nicht zurückkehren. Er hat unser ganzes Vermögen auf die wahnsinnigste Weise versveculirt. Wir sind bankerott, Bettler."
„Mutter!" rief das junge Mädchen mit herzzerreißendem Ausdrucke. Sie dachte in diesem Augenblicke nicht an sich, sie dachte an den Schmerz, dm dieser hochmüthigen, verwöhnten Frau ein solcher Verlust bereiten mußte, und sie dachte an ihren Vater. Sie wollte auf die Mutter zutreten, sie in ihre Arme schließen, um sie zu trösten, zu begütigen und ihr Mitleiden wach zu rufen für den armen Mann, der jetzt einfam, verlassen, verzweifelnd vielleicht, in der Fremde umherirrte. Aber das in ihrem innersten Selbst angegriffene und todtlich getroffene Weib stieß sie zurück. „Ich werde den Gedanken, arm zu fein, nie ertragen können. Und wenn das Schicksal über mich kommt, um mich zu zermalmen, das kann es mir nicht wehren, daß ich es hasse und verfluche bis zum letzten Athemzuge."
Und als ihr Blick in das flehend und vorwurfsvoll auf sie gerichtete Auge ihres Kindes fiel, setzte sie, wie triumphirend, hinzu: „Dil selbst wirst so denken, wenn Du erst das Elend kennen lernst."
„O," rief die Tochter, und ein füßes Lächeln glitt plötzlich, wie hervorbrechender Sonnenschein, über ihr schmerzbewegtes Kinderantlitz, „ich werde nicht verzagen. Mir bleibt ja das Beste, das einzig wahre Glück, das ein Weib besitzen kann, seine Liebe."
„Irre Dich nur nicht!" siel ihr die Mutter mit schonungsloser Bestimmtheit in's Wort. „Dein Bräutigam ist schon seit zwei oder drei Tagen nicht hier gewesen. Ich zweifle nicht, daß er früher unterrichtet war, als wir — und sich bei Zeiten in Sicherheit gebracht hat."
„Wie Unrecht thust Du ihm, Mutter! Du kennst ihn nicht. Er liebt mich ja so wahr, so innig."
„Dich?" lachte die Mutter mit bitterem Hohne auf. „Bist denn Du, ohne Dein Geld, noch Du?"
Die Tochter blickte zur Erde und wagte uur noch mit sanftem Tone einzuwenden: „Hat Dich denn der Vater nicht geliebt?"
Die Mutter zuckte mit den Achseln und erwiderte nur: „Ja, der freilich."
Was lag doch Alles in diesen drei Worten und in dem Tone, mit dem sie gesprochen wurden!
Ja, der freilich hatte sie geliebt-, das wußte das gefühllose Weib recht gut. Der hatte sie geheirathet, trotzdem sie ein sehr anspruchsvolles Fräulein gewesen war, die Tochter eines hohen Staatsbeamten, ohne Mitgift und ohne zu erwartendes Vermögen. Der hatte für sie gearbeitet so viele Jahre lang und nie einen Anspruch an ihre Mthilfe gemacht, nicht einmal den, daß sie mit dem von ihn: Erworbenen haushälterisch umgehe. Der hatte sich für sie in Sorgen und Pein gestürzt und war zuletzt für sie, wie sie

sich zart ausdrückte, zum Schufte geworden — und nach alledem konnte sie
selbst jetzt, im Momente ihrer tiefsten Erbitterung, nicht in Abrede stellen,
daß dieser Mann sie doch wohl einigermaßen auch aus Liebe zur Frau ge-
nommen habe. Aber was war ihr an der Liebe dieses Mannes gelegen?
den sie geliebt hatte — der hatte vielleicht so gehandelt, wie sie's jetzt den
Männern im Allgemeinen zutraute, weil eben gerade dieser Andere für sie
der Repräsentant aller Männer gewesen war.
Die Tochter schwieg. Sie verstand auch dieses „ja, der freilich"
nur zu wohl. Sie wußte, seitdem sie denken und urtheilen konnte, daß
die Mutter den Vater nicht liebte. Deshalb hatte sie sich auch von
frühester Jugend an vorgenommen, den Mann und nur den Mann zu
heirathen, dm sie lieben würde. Und sie hatte sich Wort gehalten. Dem
Ersten, der ihr Wohlgefallen in höheren, Grade erregte, hatte sie zu ver-
stehen gegeben, daß er sich um sie bewerben dürfe. Sie konnte bei ihrer
Schönbeit und ihrem Neichthum darauf rechnen, daß diesem Winke Folge
geleistet werden würde. Und auch sonst brauchte sie kein Hinderniß zu fürchten.
Sie war gewohnt, daß die Eltern ihr jeden Willen thaten. Am meisten
verzogen werden oft die Kinder in Familien, in denen zwischen den Eltern
keine Eintracht herrscht.. Da bemüht sich Jeder von Beiden, durch Nachgeben
und Verhätscheln die Liebe des Kindes auf sich allein zu lenken, und der
Eine sucht auch wohl den Anderen durch Klagen oder directe Anklagen aus
dem Herzen des Kindes zu verdrängen. Was die Eltern dadurch vielleicht
an Mitleid gewinnen, büßen sie natürlich an Autorität ein. Nun stimmten
zwar in diesem Falle, nämlich in Hinsicht auf die Wahl ihrer Tochter, die
Eltern ausnahmsweise einmal mit einander überein, indem sie Neide nicht recht
mit dieser Wahl einverstanden waren. Der Mutter war der Erwählte nicht
vornehm genug gewesen, dem Vater nicht reich genug. Aber allen Einwendungen
hielt die Tochter das Argument entgegen: ich liebe ihn. Und diese drei Worte
hatten für beide Eltern Etwas, was sie aus dem Eoncevte brachte, fo daß sie
nichts Rechtes einzuwenden vermochten. Die Mutter machte nur gelegent-
lich einmal die Andeutung, daß diese Liebe doch auch in gleichem Maße
erwidert werden müsse, und dies sei vielleicht hier nicht der Fall. Worauf
das junge Mädchen fast in einen Weinkrampf verfiel. Und der Vater
fchwang sich endlich zu dem Witze auf: Liebe Tochter, wenn man Jeden
heirathen wollte, den man liebt, dann müßte man gerade nicht heirathen.
Was sie natürlich nicht verstand. Aber sie nahm das Lachen ihres Vaters
wahr, um ihm seine feierliche Einwilligung abzufchmeicheln. — Und nun
war der Augenblick gekommen, wo ihre Liebe oder vielmehr ihre Gewißheit,
daß sie geliebt werde, die Probe bestehen sollte.
Aber sie war ja, wie wir soeben gesehen haben, ihrer Sache so gewiß
und konnte ruhig abwarten, was dieser oder spätestens der folgende Tag
in Hinsicht auf das, was ihr bei aller Liebe und Theilnahme für ihre
Eltern doch immer das Wichtigste war, gewiß bringen würde.

II.

Dieser und der folgende Tag, sowie eine ganze Reihe von Tagen nachher, brachten hingegen Nichts von dem, was Fräulein E. mit solcher Bestimmtheit erwartete; der Bräutigam ließ sich nicht sehen und gab auch sonst kein Lebenszeichen von sich. Dagegen war inzwischen Herr (5. unerwarteter Weise von seinem Geschäftsausfluge zurückgekehrt uud hatte die Leitung seiner Angelegenheiten, soweit sie noch von ihm abhingen, wieder in die Hand genommen.

Er lmtte diese Reise anch nicht gemacht, um sich seinen Gläubigern zu entziehen, sondern vielmehr um das Zusammensein mit seiner Frau nach der Katastrophe zu vermeiden, trotzdem seine Sache eben nicht so schlecht stand, wie die liebevolle Gattin in der ersten Aufwallung ihres Zornes geglaubt hatte. Herr (5. war nicht zum Schufte geworden. Er hatte seine Zahlungsunfähigkeit rechtzeitig gemeldet; es konnte ihm auch keinerlei betrügliche oder auch nur unsaubere Machenschaft nachgewiesen werden. Und was am meisten für den Mann sprach, war, daß er keine von den üblichen, mit der wünschensmerthen Nücksichtnabme auf den Criminalcoder allenfalls vereinbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um Etwas für sich und die Seinigen in Sicherheit zu bringen. Als das Verfahren beendet war, stand er fast noch fleckenloser da, als vorher, wo der Neid manchmal ein hämisches Kovffchütteln für ihn gehabt hatte. Aber von dem, was er besessen hatte, war dafür auch Nichts mehr sein, rein Nichts. Es wnrde Alles unter den Hammer gebracht. Alles, mit Ausnahme natürlich der unentbehrlichen Kleider und Hausgeräthe. Die Familie war wirklich arm, wenn auch nicht bettelarm.

Denn setzt griff das Mitleiden Platz. Der von seiner Höhe so jäh Herabgestürzte erhielt eine Stelle, die ihn und die Seinen nährte, obfchon vergleichsweife recht kärglich. Er konnte eine kleine Wohnung beziehen, die immerhin groß genug war für drei Menschen und sich in einem anständigen Hause befand, freilich in einen» weniger vornehmen Stadttheile. Und fo hätte die kleine Familie, abgesehen von dem trübseligen „ich besaß es doch einmal", was sich ja schließlich auch vergessen läßt, so glücklich sein können, wie Millionen von Menschen es sind, die eben auch nicht mehr haben, als was zu des Leibes Nahrung und Nothdnrft gehört, wenn ihr nicht zwei Dinge gefehlt hätten, die felbst arme Leute sich verschaffen können, ohne die man sich aber auch ein Glücklichsein in beschränkten Verhältnissen — ja selbst die Reichsten können ohne sie des Lebens nicht froh werden — nicht denken kann: die Liebe und der Fleiß, die, nebenbei bemerkt, in einer innigeren Verbindung mit einander stehen, als man gewöhnlich uermuchet.

Wie die Ehe, die Herr und Frau E. mit einander führten, ungefähr beschaffen war, ist schon angedeutet worden. Wir wissen oder dürfen wenigstens annehmen, daß Herr E. seine Frau aus Liebe gcheirathet hatte

und sie möglicherweise noch liebte, wenn es auch manchmal nicht so aussah. Sie stammte aus einer Sphäre, die ihm, obwohl er sie als ein im Erwerbsleben aufgezogener und nur für den Erwerb Sinn habender Mensch nicht recht begriff, doch immer als etwas Höheres erschienen war, schon weil die allgemeine Meinung ihr diesen Rang einräumte. Mochte daher die Eitelkeit ebenso viel Antheil an seinem Entschlüsse gehabt haben als die Liebe, ein sogenanntes materielles Interesse mar jedenfalls nicht im Spiele gewesen, im Gegentheil, er war sich, trotzdem er die ihn, durch eine solche Verbindung widerfahrene Ehre voll zu schätzen wußte, da er die Dinge doch nun einmal von feinem Standpunkte als Geschäftsmann aus taxirte, bei Eingehung seiner Ehe als derjenige Theil vorgekommen, der ein Opfer bringen müsse. Um so größer — denn wer liebt, ist ja in der Regel mich so schwach, sich einzubilden, daß er wieder geliebt werde — war seine Enttäuschung gewesen, als sich sehr bald herausstellte, daß das schöne und stolze junge Mädchen durchaus nicht aus Neigung seine Werbung erhört hatte. Und er mußte es nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich noch als ein besonderes Glück schätzen lernen, daß diese vornehme Dame sich herabgelassen hatte, seine Gattin zu heißen, seinem Hause vorzustehen und ihm zu gestatten, sich vor der Welt als ihr Gatte zu betragen. Daß er zu dieser Resignation nicht ohne viele Kämpfe gelangte, läßt sich denken, da er nicht nur ein persönliches Selbstbewußtsein zu unterdrücken hatte, sondern auch bei aller Hochachtung, die er für die Sphäre hegte, aus der feine Gattin hervorgegangen war, doch von seinein eigenen Stande durchaus nicht gering dachte und es in aller Einfalt wirklich für ein fehr bedeutendes Verdienst hielt, wenn Jemand viel verdiente. Er machte diefe Anschauung gegen seine Gattin auch geltend, leider, da er nicht das geringste Verstandniß dafür fand, nicht immer in der mildesten Form und nicht ohne manche bittere Anspielung auf die doch immerhin recht prekäre Lage gewisser hochgeborener Herrschaften im Speciellen, und der unprodnctiven Stände im Allgemeinen, die doch eigentlich nur durch die Arbeit ihrer Mtmenschen eine fchmarotzerhafte Eristenz führten. Es ist felbstverstündlich, daß solche direct.) Angriffe nicht ohne Erwiderung blieben, wenn diese auch zuweilen nur in einem eisigen Schweigen oder in einem verächtlichen Achselzucken bestand. Man hatte sich zwar endlich, da man nun doch einmal verheirathet war, und um des Kindes willen — es war bei dem einen geblieben -— arrangirt. Der Gatte hatte sich für das, was er endlich selbst von feiner Frau zu verlangen, sich kaum berechtigt glaubte, anderweitig schadlos zu halten gesucht. Dagegen mar er allerdings um so eifriger bemüht gewesen, ihr wenigstens das zu sein, als was sie ihn nun einmal blos genommen zu haben schien, der Mann, der für die Befriedigung ihrer anspruchsvollen Lebensbedürfnisse im reichsten Maße Sorge trug. Ein ihm selbst innewohnender Hang zu lururiöser und in die Augen fallender Lebensführung hatte ihm die Erfüllung dieser Pflicht erleichtert. Vielleicht hegte er auch

die stille Hoffnung, daß er durch die großartige Weife, in der er sich feiner Aufgabe entledigte, wenn nicht die Liebe, fo doch wenigstens die Achtung feiner Gattin würde erringen können. Darin hatte er sich nun allerdings getäuscht. Seine Frau hatte ihn zwar — in diefem Punkte irrte er sich nicht — lediglich genommen, um eine passende Versorgung zu haben. Als armes Mädchen hatte sie mit ihren Ansprüchen an's Leben kaum hoffen dürfen, eine diefen entsprechende Heirath in ihrem Stande oder gar nach ihrem Herzen zu machen. Die Jahre der Erwartung hatten sie darüber hinlänglich belehrt. Und ihre Scheu vor der Armuth war ja erklärlich. Sie hatte sie von Jugend auf kennen gelernt, die Bettlerin im Flitterstaate, das sogenannte glänzende Elend, die stete Noth und Klemme, die hohen Ansprüche, die gestellt werden, das Sichuersagemnüsfen auch der natürlichsten und nothwendigsten Lebensgenüsse, um nur den Schein wahren zu können. So hatte sie sich endlich herbeigelassen, einem Manne ihre Hand zu reichen, der wenigstens dieser Noth ein Ende machen tonnte, durch den sie auch in die Lage kommen würde, ihren Eltern und Geschwistern nützlich zu sein. Unter dieser Voraussetzung hatte sie ihre Jugend, ihren Stolz, „ihre Ideale" geopfert und war eine Verbindung eingegangen, die sie für unter ihrem Stande feiend hielt und bei der fchon aus diefem Grunde die Liebe ausgefchlossen war. Nicht einmal irgendwie besonders schätzbar wurde ihr Gatte ihr dadurch, daß er ihr in reichstem Maße das gewährte, um dessen willen sie die Seine geworden war. Denn trotz der Armseligkeit ihrer Existenz im Elt'rnhause hatten ihre Herkunft und Erziehung ihr doch das Vorurtheil beigebracht, daß alles Erwerben um des Erwerbes willen eigentlich eine Art Schande sei. Je mehr ihr Mann verdiente — und wenn dieser Verdienst auch manchmal kaum hinreichte, ihre Launen und Bedürfnisse und die Anforderungen ihrer Familie zu befriedigen —, desto mehr mißachtete sie diefen Mann. Ihr gegenüber that er doch nur feine Pflicht; aber daß er diese Pflicht mit Eifer, ja mit Leidenschaft that, ja, das lag eben an feiner niedrigen Abstammung und Erziehung. So lebten die beiden Gatteu in zwei verschiedenen Welten; jeder Versuch seinerseits, sich seiner Frau zu nähern, erschien ihr als eine Anmaßung, als der Angriff auf ein Heiligthum; es war ein fortwährender Kriegszustand. Daß dies durch den Bankerott sich ändern würde, ließ sich nicht erwarten. Trotz der Geringschätzung des Etrebens ihres Mannes, oder vielmehr gerade um deswillen, war das stolze, harte Weib jetzt um so mehr erbost, daß er ihr nicht einmal mehr das leiste, was, wenn auch an sich niedrig, doch nun einmal unentbehrlich war als Grundlage für die höhere Existenz, die ihr nach ihrer Meinung zukam. Von Mitleid, von näherem Anschlüsse, von gemeinsamem Kampfe gegen das Unglück konnte daher bei ihr nicht die Rede fein. An, allerwenigsten wäre es ihr eingefallen, durch ihre Thätigkeit Etwas zur Erleichterung der Situation beitragen zu wollen. Sie hatte es stets als eine stillschweigende Clause! ihres Ehecontractes betrachtet, daß sie im Hause nur

die Rolle des Götzenbildes spiele, vor den: man Weihrauch anzündet, und dem dafür nichts Anderes obliegt, als dazusitzen und sich diesen Cultus ruhig gefallen zu lassen. Sie hielt dies auch für die beste Art, sich ihr Loos erträglich zu machen und ihr Gewissen zu saluiren, d. h. möglichst wenig Nntheil an dem Treiben ihres Mannes zu haben. Sie glaubte sich rollständig mit den Pflichten ihres Daseins dadurch abgefunden zu haben, daß sie ein für allemal das eine große Opfer ihres Selbst gebracht hatte. Mehr konnte nicht von ihr verlangt werden.

Und mehr verlangte auch ihr Mann nicht von ihr, besonders jetzt in seinem Unglück nicht mehr. Wenn er sich auch sagen durfte, daß die Frau viel an seinem Ruine Schuld sei, indem ein gutes Theil der verschwenderischen Ausgaben, die ihn in allzu gewagte Sveculationen gestürzt hatten, nur gemacht worden waren, theils um den Hochmuth der Frau zu befriedigen, theils um dem Manne die einzige Geltung zu erhalten, die er in den Augen seiner Frau hatte, so rechnete er ihr doch alles das nicht als Schuld an. Nur sich selbst machte er Vorwürfe und empfand es drückend, daß er seiner Gattin nun nicht mehr das gewähren könne, was von ihm zu erwarten sie doch eine volle Berechtigung habe. Er fand es deshalb auch ganz natürlich, daß sie ihm nicht die geringste menschliche Theilnahme für das, was doch auch ihn, widerfahren war, bezeigte, fondern im Gegentheil ihre gesteigerte Mißachtung bei jeder Gelegenheit merken ließ. Er seinerseits hatte für sie nur das tiefste Mitleid und bot Alles auf, um noch einen Schatten von Wohlleben im Zause zu erhalten. Um keinen Preis hätte er ihr zugemuthet, zu arbeiten oder sich nur irgendwie nützlich zu machen. Ja, er war im Stillen dem Himmel dankbar, daß der Groll, den seine Frau ihni bezeigte, für sie die schlimmste Folge ihres Unglücks zu sein schien. Im Uebrigen ertrug dieses ihre apathische Natur, die wieder die Oberhand bekommen hatte, nachdem die ersten Stürme verbraust waren, scheinbar wenigstens leichter, als er gefürchtet hatte. Ihr Stolz, der insofern wenigstens echt war, als sie sich nie die Mühe genommen hatte, die Ausschreitungen ihres Mannes zu bemerken, und ihm ihrerseits eine treue Gattin gewesen war, dieser Stolz im Guten wie im Vösen, der den ,Hern ihres Wesens bildete, hatte jedenfalls nicht gelitten, und die auf ihn begründeten Vorurtheile, die sie zu keinem wirklichen Genüsse dessen, was sie besaß, hatten kommen lassen, halfen ihr jetzt den Verlust tragen. Sie sah ihre plötzliche Verarmung als die gerechte Vergeltung dafür an, daß sie sich zu einer Versorgnngsheirath unter ihrem Stande erniedrigt und je dem Besitze einen Werth beigemessen habe. Und sie kam sich den: zufolge jetzt als Bettlerin — wie sie sich zu nennen liebte, obwohl ihr Mann, wie gesagt, immer noch manches Ueberflttssige zu beschaffen, Mittel und Wege fand — beinahe weniger gedemüthigt vor, wie als Millionärin, oder vielmehr als die Frau eines Mannes, der weiter Nichts war, als ein Millionär. Sie bewahrte also bis darauf, daß sie sich keine Gelegenheit entgehen ließ.

ihren Mann ihre Geringschätzung fühlen zu lassen, doch im Ganzen die
Haltung, die sie während ihrer übrigen Ehe eingenommen hatte, die Haltung
der Resignation, oder, wie sich der Ausdruck in diesem Falle etwa deutsch
wiedergeben ließe: einer Mischung von Ergebung in's Schicksal und Faul-
heit. Und da sie denn doch ihre Zeit mit irgend Etwas verbringen mußte,
so lag sie den lieben langen Tag über auf deni Sopha und las, wenn
sie nicht schlief, äußerlich und innerlich nicht ganz faubere Leihbibliotheks-
romane, mit denen sie ihr Gatte eifrig versorgte.
Daß sich bei diesem Verhalten der Eltern auch das Leben der Tochter
noch trostloser gestaltete, als es sich ohne energisches Sichaufraffen ohnehin
gestalten »nutzte, bedarf keiner weiteren Erklärung. Sie hatte zwar das
gemeinsame Unglück und die nächste schreckliche Folge, die es für sie ins-
besondere noch haben sollte, mit scheinbarer Fassung ertragen. Es war ihr
ja auch, wie wir gesehen haben, eine nur zu lange Frist gegeben, um sich
auf den entscheidenden Moment vorzubereiten. Als ihr Bräutigam an dem
Tage, an dem der Bankrott bekannt wurde, nicht erschien, und auch am
folgenden Tage nicht, konnte sie kaum mehr im Ungewissen sein über das,
was sie zu erwarten oder vielmehr nicht mehr zu erwarten habe. Die
Warnung der Mutter hatte sie schon das Schlimmste fürchten lassen, so
sehr ihr Stolz und ihre Liebe sich dagegen aufgelehnt hatten. Inzwischen
war doch ein schwacher Hoffnungsschimmer in ihr geblieben, und sie hatte
von Minute zu Minute, von Tage zu Tage gewartet, bis endlich das ver-
hängnitzvolle Schreiben, das sie von der Qual des Wartens erlösen sollte,
um sie einer noch viel schmerzlicheren Qual auf immer zu überliefern, bei
ihr eintraf. Sie hatte diesen Brief gelesen — und ihn dann in's Feuer
geworfen und verbrannt, die Augen auf die glühende, davonfliegende Asche
gerichtet — bis Nichts mehr übrig geblieben. Und dann hatte sie sich ab-
gemandt mit einem Ausdruck unsäglichen Ekels, und dreimal war es über
ihre Lippen gekommen, das kurze Wortchen: Pfui, Pfui, Pfui!
Es war der erste große Schmerz ihres Daseins und ein Schmerz,
der für ihre ganze Zukunft entscheidend werden sollte. Ein Dämon war
in ihr geweckt, von dessen Vorhandensein sie selbst keine Ahnung gehabt
hatte. Es kann ja vorkommen, das; in einem Menschen unheilvolle Kräfte,
Leidenschaften liegen, die nie dazu gelangen, sich zu äußern oder unter
der Herrschaft anderer Kräfte nur fördernd auf die Vethätigung dieser ein-
wirken oder sie in zuträglichster Weise hemmen. Dieses Glück schien auch
dem jungen, schönen und überhaupt in anscheinend den günstigsten Ver-
hältnissen aufgewachsenen Mädchen zu Theil» werden zn follen. Sie hatte
noch nie etwas Trübes erfahren; Nichts batte sich der Entwickelung ihrer
besseren Anlagen entgegen gestemmt. Die Disharmonie der Eltern hatte sich
gegen die Tochter, wie erwähnt, hauptsächlich durch'Verzichung geäußert, indem
Jedes sich um die ausschließliche Liebe des Kindes bewarb. Und als sie
tiefer einzudringen und das Weh, das hinter diesen übertriebenen Liebes-

bewerbungen der Eltern verborgen lag, allenfalls zu begreifen vermochte, da waren es auch nur die guten Anlagen ihrer Natur, die dadurch zur Bethätigung angeregt wurden. Sie fuchte zu trösten, zn besänftigen, zu vermitteln. Auch bei der Wahl ihres Bräutigams war es, wenigstens vorherrschend, nicht der Stolz gewesen, der sie bestimmt hatte. Wohl mochte, ihr selbst unbewußt, dieser ihr angeborne Hang ihr Augenmerk mit auf einen Mann gelenkt haben, der in mancher Beziehung unter ihr stand und den sie deshalb zu dominiren hoffen konnte. Aber mehr noch war neben dem, was sie Liebe nannte, ihre vom Vater ererbte Gutmüthigkeit, die Aussicht, diesen Mann, den sie ihrer Neigung würdigte, glänzend hinstellen zu können, maßgebend gewesen. Freilich betrachtete sie ihn gerade um dieser ihrer guten Absichten willen um so mehr als ihr verpflichtet und ganz ihr angehörig —, und um so mehr empörte es sie, als es sich herausstellte, daß sie wirklich in seinen Augen Nichts weiter gewesen war, als ein Mittel zu seinem Fortkommen. Diese Enttäuschung, dieser furchtbare Schlag weckte nicht nur den Dämon, der in ihr schlummerte, er brachte ihn auch zum Rasen. Aeußerlich freilich war sie zunächst auffallend ruhig. Fast als einziges Merkzeichen dessen, was in ihr gährte, trat nur in ihrem Antlitz jener harte, hochmüthige Zug hervor, den noch Niemand an ihr wahrgenommen hatte. Sie ähnelte jetzt plötzlich auch im Gesichte sehr ihrer Mutter, der sie bis dahin mehr nur durch ihren hohen, ebenmäßigen Wuchs und die majestätische Haltung geglichen hatte.

Sie schien sich um das, was um sie her vorging, nicht zu kümmern. Die Reibereien zwischen den Eltern hörte sie theilnahmlos an, nicht wie früher bemüht, Einen nach dem Anderen wieder zuni Besseren zu stimmen. Ja zuweilen sogar verzog bei solchen Gelegenheiten der Anflug eines spöttischen, fast grausamen Lächelns ihre zusammengepreßten Lippen. Nur um nicht ganz mühig zu sein, beschäftigte sie sich wohl etwas in der Wirtschaft oder mit Handarbeiten, aber Alles ohne eine Spur von Eifer oder von Liebe zur Sache. Bücher fchienen ihr eine Art Grausen einzuflößen, und als ihr Vater ihr einmal anbot, er wolle ihr ein Elavier miethen — eine freilich fast zu große Ausgabe für ihre Verhältnisse — machte sie eine fast schaudernde abwehrende Handbewegung.

Im Uebrigen konnte sie sich ihrem Denken ungestört überlassen. Die Mutter hatte mit ihren» eigenen Gram und ihrer Lectüre genug zu thun, und der Vater war fast den ganzen Tag über nicht zu Haufe. Wenn er Abends ermüdet und niedergeschlagen von der Arbeit heimkam, hatte er wohl das Bedürfniß, ein paar Worte an seine Tochter zu richten, aber ihr Anblick ermuthigte ihn gerade nicht dazu. Er wußte auch nicht recht, worüber er mit ihr sprechen solle. Rathen und Trösten, er hätte es so gern gethan, denn er sah ja, wie es an ihr nagte. Aber wie kann Ter rathen und trösten, der sich selbst nicht zu rathen wußte und eigentlich an des Anderen Unglück Schuld ist?

Aber einmal, als er ihr am Tische gegenüber sitzt und lange in ihr
Antlitz gesehen hat, das, über die Arbeit gebeugt, einen so ganz anderen
Ausdruck trägt, als früher — so unsäglich traurig, so verbittert und ver-
bissen, und bei alledem noch so schön und blühend —, da vermag er nicht
länger an sich zu halten. „Mein Kind," sagt er, „verlaß Dich darauf.
Du kannst noch glücklich werden. Ein so stattliches, hübsches Mädchen wie
Du wird gewiß noch einen tüchtigen Mann finden."
Da erhebt sie ihr Haupt, und aus ihren blauen Augen, aus denen
sonst nur Fröhlichkeit und Güte strahlte, blitzt es fast unheimlich. „Einen
Mann? Dessen Sklavin ich bin; für den ich arbeiten soll oder im besten
Falle die Repräsentantin seines Hauses, seiner Eitelkeit sein? — Oder
gar einen solchen, der sich zu meinem Sklaven macht, der für mich arbeitet,
aber den ich nicht lieben kann, einen Mann, wie . . ." sie verstummte.
Sie wollte jedenfalls noch hinzusetzen: einen Mann, wie Du für die Mutter
gewesen bist; aber sie biß die Zähne zusammen, damit das grausame Wort
ihr nicht entschlüpfe. Der Vater aber hatte es doch gehört. Er sprach
nie wieder über diesen Gegenstand mit feiner Tochter.
Da sich Niemand um sie kümmerte, fo konnte sie natürlich über ihre
Zeit verfügen, wie es ihr gefiel. Sie ging öfters aus, hatte einige Be-
kanntschaften in der Nachbarschaft gemacht. In der Regel war sie Abends,
wenn der Vater zurückkehrte, zu Hause, um ihm bei Tische Gesellschaft zu
leisten, da die Muter vorher zu speisen liebte.
Eines Abends findet Herr E., als er kommt, die Tochter nicht vor.
„Ist Alice ausgegangen?" fragt er.
„Es fcheint so," antwortet die Frau, ohne von ihrer Lectüre aufzublicken.
„Du weißt nicht, wohin?"
„Wozu? Ich hätte ja doch keinen Dienstboten, um sie Molen zu lassen."
Der Vater schweigt und wartet. Endlich setzt er sich mit besorgter
Miene an den Tisch, um sein Abendbrot zu verzehren; aber er vermag es
nicht. Er steht wieder auf, tritt an's Fenster und blickt in die dunkle Nacht
auf die fpärlich erleuchtete Straße ihrer abgelegenen Vorstadt.
Da hört er Jemand die Treppe herauf kommen. Aber es ist nicht
der leichte Schritt feiner Tochter; es ist ein schwerer polternder Männertritt.
Ein ängstlich fragender Blick streift das Gesicht seiner Frau, die auch
aufmerksam geworden ist, nicht mehr in ihr Buch sieht und nach außen
horcht. Jetzt wird an die Thür gepocht, der Vater öffnet.
Jemand giebt einen Brief ab und entfernt sich dann wieder. „Halt:
Von wem?"
„Ich weiß nicht," sagt der Abgehende kurz. „Eine Dame hat mir's
auf der Straße gegeben. Mein Gang ist bezahlt."
Dem Vater wanken die Kniee; er muß sich fetzen. Die Mutter hat
sich erhoben. „Gieb mir," sagt sie und nimmt ihm den Brief aus der
willenlosen Hand.

Sie öffnet und liest. Und dann reicht sie ihm den Brief wieder hin.
Der arme Mann ist nicht im Stande, zu lesen, blickt nur ängstlich seine
Frau an. Aber sie sieht es nicht, achtet nicht aus ihn; sie starrt nur stumm
uor sich hin — und dann tastet sie mit den Händen um sich in's Leere,
als suche sie nach einer Stütze. Ihr Mann springt hinzu, fängt die
Wankende in seinen Armen auf und trägt sie auf's Sopha.
Er bemüht sich um sie, netzt ihr die Schläfe, fühlt ängstlich nach ihrem
Puls; sie erwacht wieder, schlägt die Augen auf, sieht ihre» Mann an.
„Ist sie todt?" ruft der geängstigte Vater. Er wollte es nicht, aber
der Schrei hatte sich auf seine Lippen gedrängt.
„Todt? Todt?" murmelt die Frau noch wie im Traume. Plötzlich
scheint das volle Bewußtsein wieder zu kehren; ein unendlich bitteres Lächeln
verzieht ihre Lippen. „O nein, todt nicht, das wäre ja noch ein Glück
gegen das . . . und sie lacht laut, ein furchtbares herzzerschneidendes
Lachen, das endlich in ein krampfhaftes Schluchzen übergeht. Und als
der Mann, der sich neben ihr niedergelassen hat, es wagt, ihre Hand zu
fassen — nach langer Zeit, langer Zeit vielleicht zum ersten Male wieder,
da kehrt sie sich plötzlich zu ihni und schlingt die Arme um seinen Hals
llnd legt ihr Haupt an seine Brust. Dieser Schmerz war zu groß, als
daß sie ihn hätte allein tragen können. Vielleicht erst in diesem Momente,
nach so langer Ehe, wird sie das Weib ihres Gatten. Die Liebe zu ihrem
Kinde, so lange sie es besaßen, hatte sie nur noch mehr getrennt; der ge-
meinsame Schmerz um die Verlorene führt sie zusammen.

III.

Fräulein E. hatte sich sclbstständig gemacht. Sie wollte leben, aber
nicht lebendig begraben sein, hatte sie ihren Eltern geschrieben. Und die
Unglücklichen, einen so herben Schmerz ihnen der Schritt ihrer Tochter be-
reitete, so tief sie sich in ihrem Kinde erniedrigt fühlten, fanden nicht die
moralische Kraft in sich, sie mit Gewalt wieder unter ihre Obhut zu bringen,
oder wenigstens den Versuch dazu zu machen. Es war ja so, wie sie
schrieb: sie war bei ihnen lebendig begraben. Die Eltern hatten eben»
auch keine höhere Ansicht vom Dasein als die Tochter.
Fräulein E. lebte also, und was das für eine Art Leben war, blieb
nicht lange verborgen, denn sie that ihr Möglichstes, damit alle Welt er-
fahre, wie sie die Sache auffaßte. Vor allen Dingen galt es zu zeigen,
daß, wenn ihr — nach ihrer Ansicht — der Weg der Sitte verschlossen
war, um zum Genüsse des Daseins zu gelangen, das heißt zu dem, was
sie unter Genuß des Daseins verstand, ihr doch der andere Weg dazu
offen stehe, der ihr vielleicht noch mehr biete. War sie nicht mehr reich
genug, sich einen Mann kaufen zn können — denn nach der von ihr ge-
machten traurigen Erfahrung glaubte sie annehmen zu dürfen, daß dies

für ein anständiges junges Mädchen die einzige Möglichkeit sei, zu einem leidlichen Gatten zu gelangen, so wollte sie beweisen, daß sie doch begehrenswerth genug sei, um von den Männern gekauft zu werden, sobald sie eben nur den Muth besitze, sich über das Vorurtheil der Anständigkeit zu erheben; ja daß sie um den Preis dieses kleinen Opfers, bei dem Gekauftwerden statt des Kaufens noch im Vortheil sei. In gewisser Hinsicht war ja dies auch der Fall. Denn zu diesem Handel, bei dem es auf's Vergnügen abgesehen ist, drängen sich die Bieter in viel größerer Anzahl hinzu und sind oft zu weit größeren Opfern bereit, als wo es. sich blos um das Lebensglück handelt. Und bei ihrer Schönheit, Jugend und ausgezeichneten Bildung konnte sich Fräulein C. als gesuchte Maare betrachten, die unter den Bietern auswählen und ihren Preis selbst bestimmen durfte. Was sie sich denn auch bestens zu Nutze machte. Sie verlangte und erhielt meistens von Denen, die nach ihren« Besitze lüstern waren, nicht viel weniger als Alles, was sie zu vergeben hatten. Aber vor Allein mußte möglichst viel Eclat gemacht werden. Ueberall, wo größerer festlicher Menschenzusammenfluß stattfand, in Theatern, bei Wettrennen und Corsofahrten, mußten sich ihre Liebhaber mit ihr, die nur im lururiöfesten und extravagantesten Aufzuge erschien, zeigen und sich so zu sagen öffentlich für sie blamiren und ruiniren. Und sie fand junge und alte Thoren genug, die, abgesehen von der Leidenschaft für sie, auch noch von ihrem eigenen Ehrgeiz bewogen wurden, ihr diesen Gefallen zu thun. Ihr selbst wurde dieses Spiel noch dadurch erleichtert, daß bei keiner ihrer flüchtigen Verbindungen jemals ihr Herz in's Spiel kam. Das kann ja auch schon im Allgemeinen bei dieser Klaffe von weiblichen Wefen nicht gut anders fein. Wenn sie nicht ganz naiv oder ganz stupid sind, müssen sie eigentlich jeden Mann hassen und verachten, der mit ihnen in näheren Verkehr tritt. Verachten, weil er sich ihnen von seiner niedrigsten Seite zeigt, und hassen, weil er auch sie durch das, was er von ihnen allein begehrt, erniedrigt. Bei Fräulein L. kam noch hinzu, daß sie schon von Hause aus durch die Einflüsterungen der Mutter keinen sehr hohen Begriff vom Manne hatte. Und das, was sie an ihrem Bräutigam erlebt, hatte ihr vollends die Achtung -vor diesem Geschlecht benommen. Zu was war dasselbe also gut, als von dem Weibe ausgebeutet und höchstens noch zum Amüsement benutzt zu werden? Also „genießen wir unsere Jugend!" wenn's nicht anders geht, wenigstens in dem begrenzteren, aber ouintessenziellen Sinne, in dem die gutherzige Mutter der Vasantasena es von ihrer Dochter sagt. Diesen« Wahlspruche folgte Fräulein (5., oder die Gräfin, wie sie im Kreise ihrer neuen Freundinnen genannt wurde, sei es nun in Hinsicht auf ihre ausschließlichen Beziehungen zu der besser dotirten Klasse der Männerwelt, sei es ihres etwas hautainen und reservirten Betragens wegen, — diesem Wahlspruche folgte sie jedenfalls mit voller Ueberzeugung. Der Hang zum Wohlleben und zur Trägheit war ihr ja auch angeboren und durch ihre

Erziehung nur noch mehr entwickelt worden. Sie schien daher auch in
ihrer neuen Existenz vollkommen befriedigt, und so wenig sie ihre Liebhaber
schonte, so verschwenderisch war sie selbst mit ihrem Gelds und mit ihrer
Gesundheit und schien ganz auszugehen in der tollsten Lust. Nur sorgte
sie, wie gesagt, dafür, daß man immer noch merke, sie thue das Alles nicht
nur aus Freude an der Sache, sondern auch zu dem „höheren Zwecke",
der Sitte zu trotzen, durch die sie sich gekränkt sah und die sie in ihrer
Verbitterung als ein Mäntelchen betrachtete, unter dem sich die niedrigsten
egoistischen Interessen bequem hegen lassen, die pure Convenienz und
Heuchelei, lind müßte sie selbst darüber zu Grunde gehen, die Welt sollte
wissen, wer hier die Schuld trage.

Diesen höheren Zweck — mit dem es ihr übrigens vielleicht gar nicht
so ernst war, als sie selbst es sich einredete, indem sie doch noch immer
das Bedürfniß fühlen mußte, ihren Lebenswandel vor sich selbst und außer-
dem doch auch wieder vor der Welt, die sie brüskirte, zu rechtfertigen —
diefen höheren Zweck also erreichte sie nun freilich nicht. Aergernih und Auf-
sehen erregte eine Zeit lang ihr Treiben genug und wurde auch so gedeutet,
wie sie es wünschte. Aber die Welt läßt sich nicht so leicht einreden, daß
sie dem Einzelnen gegenüber sich in: Unrechte befinde, am allerwenigsten
dadurch, daß der betreffende Einzelne ein noch größeres Unrecht, fei's an
sich, sei's an der Welt, begeht, als ihm selbst-zugefügt worden ist. Höchstens
bedauert sie ihn, billigt ihm mildernde Umstände zu und läßt vielleicht auch
den, der unmittelbar das Unglück verschuldet hat, ihre Mißachtung fühlen.
Das ereignete sich auch in diesem Falle, und wenn Fräulein (5. bei ihrem
Gebahren nur beabsichtigt hätte, ihren ungetreuen Bräutigam empfindlich zu
schädigen, so hätte sie diesen Zweck wenigstens nicht verfehlt.

Im ersten Augenblicke freilich hatte „alle Welt" es ganz natürlich,
oder wenigstens sehr erklärlich und entschuldbar gefunden, daß der bedauerns-
werthe Bräutigam das Verlobniß mit dein plötzlich verarmten jungen
Mädchen löste. Denn so einfach war die Sache ja nicht, wie sich der arme
Vater der verlassenen Braut einbildete, der, als ihm seine Frau von den«
Inhalt des entscheidenden Absagebriefes Mittheilung machte, verzweiflungs-
voll ausrief: „Zum Teufel mit allen diesen Entschuldigungen und Redens-
arten! Ein ehrlicher Mann hält sein Wort." — So einfach liegt ein solcher
Fall für den Uubetheiligten und Gleichgiltigen, für den oberflächlichen Be-
obachter oder auch für den, der vom Standpunkte der modernen Cultur
aus gewifsenhafter prüft, durchaus nicht, und die allgemeine Meinung einigt
sich leicht dahin, daß es doch auch Fälle geben könne, wo ein ehrlicher
Mann einmal fein Wort nicht zu halten brauche.

Es kann daher Niemand Wunder nehmen, wenn der hart betroffene
Bräutigam dieser allgemeinen Meinung, für die er in der ersten Bestürzung
ein viel empfänglicheres Ohr hatte, als für die leife, von dem Tumulte
seines Innern übertäubte Stimme des Gewissens, entsprechend gehandelt hatte.

Sein Entschluß war sofort gefaßt gewesen, und wenn er trotzdem mit der Ausführung einigermaßen gezögert und so, gewiß ohne böse Absicht, dem armen Mädchen eine lange Frist banger Erwartung gegeben hatte, so lag das an bestimmten Gründen, von denen wir sogleich sprechen wollen; wir müssen nur zuvor noch auf eine Frage antworten, die, wie wir soeben bemerken, einigen unserer schönen und klugen, aber wenn auch vielleicht nicht in Liebes-, so doch in Heirathsangelegenheiten noch unerfahrenen Leferinnen auf den Lippen zu schweben scheint, die Frage nämlich: liebte der Unselige denn seine Braut wirklich nicht? Hatte er sich, wie die kalt-herzige Mutter vermuthete, wirklich nur um des schnöden Mammons willen um sie beworben? Sie ist uns ja doch als ein schönes, liebenswürdiges Geschöpf vorgeführt worden!

Ei natürlich, meine Damen, liebte er sie. Es wäre ja auch ein Wunder gewesen, wenn er, ein feuriger junger Mann, dieses in der Thal überaus schöne und liebenswürdige Mädchen nicht geliebt hätte. Er hatte sogar erst kaum an sein Glück glauben können. Aber sobald er an ihrer Zuneigung nicht mehr zweifeln durfte, hatte er mit Wonne zugegriffen und sein Schicksal gepriesen, daß es ihn davor bewahrte, woran er in stillen Stunden manchmal nicht ohne geheimes Grauen hatte deuten können, vor einer bloßen Interessen-Ehe. Ihm standen Beispiele vor Augen. — Und nun auf einmal dieser fürchterliche Schlag, der seine Hoffnungen vernichtete. Der Aermste!

Aber warum denn? fragt eine von den jungen, naiven Leserinnen nun ganz direct. Ist er nicht ein Mann? Kann er das Glück nicht, wenn es ihm zu entfliehen droht, erjagen, festhalten, durch eigene Kraft das gewinnen für sich und die Geliebte, was der tückische Zufall ihm ent-reißen möchte, und sich so einen durch das Bewußtsein siegreichen Kampfes doppelt werthvollen Preis erringen?

Ach, mein Fräulein, man merkt wirklich, daß Sie das Leben nur erst aus Romanen kennen oder aus anderen Kunstwerken, die noch der guten alten Zeit angehören, wo die Dichter und Künstler noch die Welt so darstellen durften, wie sie wünschten, daß sie beschaffen wäre.

Da taucht unter Anderen, in meiner Erinnerung eine Zeichnung auf von einem bekannten Illustrator — sein Name will mir soeben nicht ein» fallen — das Bildchen stellt einen Knaben dar, der ein kleines Mädchen über einen reißenden Gebirgsbach trägt. Die Kleine starrt mit weitoffenen Augen ängstlich auf das wildfchäumende Element, das, im Hintergrunde von schwindelnd hohen Felsen jäh herabstürzend, vor und neben ihr hoch emporspritzt, als wolle es sie verschlingen. Aber trotz ihres geheimen Grausens klammert sie sich mit vertrauensvoller Hingebung an den Hals des kräftigen Gefährten, der vorsichtig und muthig zugleich mit seinen bloßen Füßen von Stein zu Stein schreitet, um seine theure Last sicher an's schützende Ufer zu bringen. — Der Kunstwcrth des Bildchens mag ja sein.

welcher er wolle; aber nicht wahr, man kann es nicht ohne ein Gefühl von
Rührung und Erhebung zugleich betrachten? Und man kann sich so Vieles
dabei denken, unter Anderem, daß der Künstler in einer Art von Allegorie
das Wesen der Ehe habe darstellen wollen — viel beredter und viel
reizender, als es dem Denker und Dichter vielleicht möglich wäre.
Sogar unserem Bräutigam hätte das Bildchen gefallen, wenn es ihm
Jemand im Schaufenster einer Kunsthandlung oder auf einer Ausstellung
gezeigt hätte; und er würde am Ende auch die Bedeutung errathen und
sich an ihr erfreut haben; denn dazu gehört nicht fo viel als zur Würdigung
und zum Genüsse des eigentlichen Kunstwerthes. Und doch war ihm nie in
seinem Leben beigekommen, sich in diesen« Sinne mit Heirathsgedanken zu
befassen.
Wer hätte auch fo Etwas von ihm verlangen dürfen? Der ideale,
der Naturmenfch, der mag sich dreist auf den Naturstandpunkt stellen und
von da aus nicht nur die Welt kritisiren, sondern auch in ihr seinem
Standpunkte gemäß handeln. Der halbnackte Junge z. N. auf dem aller-
liebsten Bildchen, der könnte die Kleine, wenn er sie glücklich auf's Trockene
gebracht, ohne Bedenken heirathen, wenn auch immer zu wünschen bliebe,
daß er doch damit wartete, bis sie noch ein bischen größer geworden wäre.
Aber im Uebrigen — wozu hat er sein Angelgerät!) in der Hand? Mehr
braucht er nicht, um sich und sie und auch noch ein Dutzend kleiner Papa-
genos und Papagenas mit Allem zu versorgen, was zur Leibes Nahrung
und Nothdurft gehört. Aber der reale, der Eulturmensch, der hat mehr
zun: Leben nöthig; um so mehr, je höher er steht. Er kann nicht sich blind
seinen Neigungen überlassen, nicht so darauf losheirathen, wenn er nicht sich
selbst und die, mit denen er sein Schicksal verbindet, der grüßten Gefahr
aussetzen will. Er hat ohnehin genug um sein Dasein zu kämpfen. Und
wenn er einigermaßen sicher gehen will und nicht auf übernatürliche Hilfs-
mittel zählen kann oder wenigstens auf fo Etwas wie Genie, Begeisterung,
außergewöhnliche Energie, so bleibe er vor Allem hübsch auf gebahntem
Wege, insonderheit auf dem, den er kennt, für den er geboren und erzogen,
für dessen Spurbreite er eingerichtet ist. Er könnte sonst gar leicht „ent-
gleisen".
Nun gehörte der unglückliche Bräutigam noch dazu speciell einem Be-
rufe au, der den Betreffenden, wenn er selbst kein Vermögen besitzt, vor
die Wahl stellt, entweder sich eine mit dein zum standesgemäßen Lebens-
unterhalte gehörigen Capital versehene Frau zu nehmen oder auf die Ehe
zu verzichten.
Auf Ersteres natürlich war denn auch das ganze Trachten des lebens-
und heirathslustigen jungen Mannes gerichtet gewesen, und er hatte auf die
Erreichung dieses Zieles fast mehr Eifer und Sorgfalt verwendet, als auf
die sonstigen Obliegenheiten seines Berufes. Auch war er von der Natur
trefflich für feinen Zweck ausgerüstet. Er hatte einen prachtvollen Wuchs

und ein regelmäßiges Gesicht, das stets vergnügt und unternehmend, dabei allerdings etwas dümmlich in die Welt guckte, dem aber eine blühende Farbe, weiße Zähne und der martialische Schnurrbart eine gewisse animalische Schönheit verliehen, eine solche, wie sie auf weibliche Herzen oft einen unwiderstehlicheren Zauber ausübt, als das Gepräge geistiger Vorzüge. Im Besitze solcher Eigenschaften durfte sich unser Held wohl schmeicheln, aus der unternommenen Preisbewerbung siegreich hervorzugehen. Der Erfolg schien ihm ja auch Recht zu geben.

So lagen die Dinge; so lagen sie wenigstens für ihn, für die Welt, in der er lebte, und von der er, seine Braut selbst mit inbegriffen, nie eine Minute angenommen hatte, daß sie eine andere Auffassung haben könne. Er liebte ja die, deren Hand alle seine Wünsche krönen sollte, selbstverständlich über alle Maßen und wurde nicht «lüde, sie zu versichern, wie reizend, wie entzückend, wie himmlisch er sie finde. Aber daß ihm mit jener Hand der Heißgeliebten zugleich auch eine recht bedeutende Mitgift würde übergeben werden, abgesehen von dem sicher zu erwartenden „später mehr", das hatte er als eine stillschweigende Bedingung bei seiner Verlobung betrachtet und eben nur deshalb es unterlassen, diese Angelegenheit speciell vor der Hochzeit in Ordnung zu bringen.

Und deshalb endlich war es jetzt, sobald die von ihm stillschweigend vorausgesetzte Bedingung sich als unerfüllbar erwies, für ihn ebenso selbstverständlich, daß er sich auch zu absolut Nichts mehr verpflichtet glaubte. Ja, im ersten Schrecken, wo der Mensch immer nach Etwas sucht, an dem er seine Erregung auslassen kann, kam er sich als der Betrogene vor, der allen Grund habe, zu zürnen.

Darüber also, was zu thnn sei, war er keinen Augenblick in Zweifel gewesen. Es handelte sich für ihn nur um das Wie, um die Form, in der das unmöglich gewordene Verhältniß auf die delicateste Weife zu lösen sei. Darin beruhte die Schwierigkeit. Daß es brieflich geschehen müsse, verstand sich von selbst. Aber so Etwas auch nur schriftlich zu sagen, ist doch eine recht fatale Aufgabe.

Wenn der seiner Sache so Gewisse sich allerdings überlegt hätte, was ihn bei der Ausführung fo zögern ließ, und warum er einen Brief nach dem andern zu schreiben anfing und ihn dann wieder zerriß und immer wieder dann seinen ganzen Vorrath von Phrasen durchmusterte, uni die passendsten auszuwählen und die ausgewählten abermals noch nicht passend zu finden, so wäre er vielleicht zu der Einsicht gelangt, daß das, was er vorhatte, doch nicht so selbstverständlich war, als er sich einredete. Aber diese Ueberlegung stellte er wohlweislich nicht an, sondern schob seine Indisposition zum Schreiben, die im Grunde Scham war, lieber auf seine traurige Geistes- uud Gemüthsverfassung. Er war ja sonst nicht verlegen, sich in Worten auszudrücken, und rühmte sich sogar einiger Gewandtheit im Gebrauche der Feder. Wie manches wohlgedrechselte Lillst ckoux, wie

manchen fein abgefaßten „Geschäftsbrief" heikelster Art hatte er schon vom Stapel gelassen!
Endlich war er ja aber auch mit diesem Briefe zu Stande gekommen, obwohl er sich nicht erinnerte, daß ihm je im Leben Etwas fo sauer geworden war. Er dankte Gott, als er dieses mühevolle Prodnct seiner Feder der Post übergeben hatte. Dann sann er einen Augenblick nach, was es wohl für einen Eindruck auf die Empfängerin machen werde, fchüttelte hastig den Kopf, als wolle er etwas Lästiges verscheuchen, und murmelte vor sich hin: wer kann was dafür? — Und damit glaubte er die Sache wirklich abgethan.
Dem mar aber eben nicht so. Und wenn auch wirklich, wie er sich einbildete, sein Gewissen ihn in Ruhe gelassen hätte, „die Welt" erhob sich gegen ihn. Zunächst freilich, fo lange die Sache glatt verlief, machte ihm Niemand einen Vorwurf. Aber als sich nach und nach die fcandalösen Folgen, die sich an die Auflösung dieses Verlöbnisses knüpften, bemerklich »nachten, da erschien der prompte Schritt des ehemaligen Verlobten doch nicht mehr so harmlos, als er Denen, die Kenntniß davon erhalten hatten, zuerst erschienen war. Das Schlimme war eben, daß die ganze Angelegenheit durch das Verhalten der verlassenen Nraut Stadtgespräch wurde und so vor ein größeres Forum kam, das schon rücksichtsloser und mehr nach allgemeinen Maximen urtheilt, als die durch gemeinsame Interessen und Ansichten verbundenen engeren Kreise, die zunächst für den Einzelnen seine „Welt" bilden. Nichtsdestoweniger sind ja auch diese engeren Kreise sich der allgemeinen Gesetze recht wohl bewußt und lassen sich, zumal wenn ihnen diese Gesetze einmal lebhafter in Erinnerung gebracht werden, von ihnen schließlich auch in ihrem Urtheilen und Handeln bestimmen. Und so kam es, daß unser armer Erbräutigam sich doch nach und nach recht isolirt fühlte. Namentlich mußte er sehr bald zu der betrübenden Erkenntnis? gelangen, daß speciell auf dem Heirathsmarkte sein Werth bedeutend gesunken war. Er entschloß sich daher endlich — weil es ihm die Verhältnisse nnn einmal dringend wünschenswerth erscheinen liehen, daß er sich mit einer capitalkräftigen Gattin associire, — sich um die Tochter eines über Nacht reich gewordenen Häuserspeculanten oder dergleichen zu bewerben, ein krankhaftes, spotthäßliches und halb blödsinniges Geschöpf, das ihr Vater aber doch auch „glücklich machen" wollte. Mit dieser Lebensgefährtin zog er sich dann, weil sie in den Eirkeln der Residenz doch nicht recht präsentabel war, und dann auch, weil er sich selbst in diesen Eirkeln nicht mehr ganz geheuer fühlte, in die Provinz zurück, das heißt, er ließ sich dahin versetzen, bei welcher Gelegenheit er auch ein wenig befördert wnrde. Das war aber auch das letzte Steigen in seinen: Leben, von da an ging es mit Macht bergunter.
Er fand zwar in der Provinz, wo man aus lieber langer Weile viel weniger wählerisch im Umgang ist als in der Großstadt, gute Freuude

genug, die ihm behilflich waren, seine auserlesenen Frühstücksweine zu vertilgen und seine echten Havanacigarren zu rauchen, ihm auch über das ermüdende Gleichmaß der Tage durch ein oder mehrere Partiechen Tarock hinweghalfen und bei alledem so gntmüthig waren — wie solche gute Freunde nicht in allen Fallen sind — ihn nicht zum Lohne für gebotene Gastfreundfchaft in seinem ehelichen Glücke zu stören; denn das gönnten sie ihm alle von Herzen und ohne Neid. — Und dieses eheliche Glück selbst hatte sich in der That noch leidlicher gestaltet, als der resignirte Gatte gefürchtet hatte. Die gute Frau liebte ihren Mann zärtlich; sie war geistig zu beschränkt, um auch nur eifersüchtig zu sein, konnte sich nicht sattsehen an dem schönen schwarzen gewichsten Schnurrbarte, an dem sie in der Liebe geweihten Stunden durfte drehen helfen, und hatte nie das Geringste gegen die häuslichen Dispositionen und fonstigen Willensäußerungen ihres Gatten einzuwenden. Ihre Intervention war ja auch nicht nöthig, so lange der Schwiegervater noch lebte, der von Zeit zu Zeit nach dem Rechten sah, wenn auch nur in der guten Absicht, nachzuhelfen, wo's etwa fehlte. Aber nach dessen Tode zeigte es sich, daß das, was „der hohe Herr" für fein größtes Glück angesehen hatte, nämlich die Freiheit, mit dein Gelde des ihm untertbänigen Weibes nach Belieben schalten zu können, das Verderben selbst war, das nun, nachdem es sein Opfer ganz umgarnt hatte, uicht fäumte, sich in seiner eigenen Gestalt zu zeigen. Sobald der trauernde Schwiegersohn das ganze Vermögen, das seine Frau ererbt hatte, in Händen hielt, war es im Umsehen verthan. Man durfte ihn einigermaßen entschuldigen. Menschen, die der Sympathie ihrer Nebenmenschen nicht mehr so recht sicher sind, müssen sich's mehr Geld kosten lassen, als Andere, um sich ein bißchen Achtung und Zuneigung zu erwerben, oder gar, um Anderen zu imponiren, wenn sie dieses Bedürfnih fühlen. Als es mit dem Gelde zu Ende war, kamen die Schulden, die nicht bezahlt werden konnten, dann die Sorgen, die dem Unglücklichen das Arbeiten fast unmöglich machten; dann die verzweifelten Mittel, zu deuen er griff, um sich zu retten. Und so mußte er endlich doch seine Carriöre aufgebe« und war von Heute auf Morgen von einem wohlhabenden Manne zum Vettler geworden. Denn er cristirte bald thatsächlich nur durch die Unterstützung einiger Verwandten, die sich seiner erbarmt hatten. Und das war hart für ihn, weil die Mildthätigkeit, so gut sie gemeint ist, ein entschiedenes Vorurtheil gegen Alles zn haben pflegt, was Lurus beißt: das will sagen, so ziemlich gegen Alles, was dem Durchschnittsculturmenschen das Leben lebenswerth macht. Der arme Pechvogel, von dem hier die Rede ist, gehörte ja nicht zu den seltenen Ausnahmen, die sich über dieses Niveau zum Genüsse anderer, höherer Lebenswerthe erheben. —

Auf diese Weise ereignete es sich dann, als der stets auf's Bitten und sich in Erinnerung Bringen Angewiesene einmal in den gewohnten Geschäften und Familienangelegenheiten nach der Residenz gekommen war, und

zwar zu einer Zeu, wo Fräulein C. sich noch in der Blüthe ihres trium-
phirenden Sündendaseins befand — es ereignete sich ein Zusammentreffen,
das die fo tief Gefallene wohl als Genugthuung betrachten konnte, und
zwar als eine solche, wie sie früher im wildesten Rachedurst ihres tödtlich
beleidigten Weiberherzens sie wohl manchmal auf's Heißeste herbeigesehnt haben
mochte, an deren Gewährung sie aber vielleicht nie im Ernste geglaubt hatte.
Bei einer Ausfahrt in glänzender Equipage erkannte sie in einem Fuß-
gänger, der seitwärts von ihrem Wagen, in der gleichen Richtung mit ihr
auf dem Trottoir langsam dahinschritt, ihren einstigen Verlobten, obgleich
der Mann, trotzdem es nicht allzu lange her war, daß sie ihn, noch als
seine Braut, zum letzten Male gesehen, sich sehr verändert hatte.
Er war jedenfalls kein fchöner Mann und keine elegante Erscheinung
mehr. Das Unglück, das ihn zur Unthätigkeit verdammt hatte, verbunden
mit der einzigen Gewohnheit aus besseren Tagen, die er beibehielt, weil
sie ihm in den schlechten Tagen als einziges Mittel, sich aufrecht zu er-
halten, noch unentbehrlicher geworden als in den guten, ich meine' den regel-
mäßigen Verbrauch geistiger Getränke in größeren Quantitäten bei jetzt den
Verhältnissen entsprechenden geringeren Qualitäten, — dieses Beides hatte
seine ehemals schlanke und geschmeidige Gestalt übermäßig aufgeschwellt, so
daß er bei seiner Körperlänge und seiner schlaffen Haltung aussah, wie ein
riesiger Ballen von Trägheit und Trübsal. Der einst so prächtige, stolz
und kokett zu beiden Seiten des Mundes in die Höhe gedrehte Schnurr-
bart, hing ungepflegt und trostlos über die Lippen herab, statt mit duften-
der Pomade nur mit den klebrigen Ueberresten der feuchten Trostmittel
seines Inhabers gesalbt. Und ebenso trostlos und'verwahrlost fchlenkerte
an seinem Arm seine bedauernswerthe, halb blödsinnige Gattin, mit ge-
senkten» Kopfe und nur von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick auf die Vor-
übergehenden werfend, in dein traurigen Bewußtsein, daß sie mit ihrem ihr
einst so viel beneideten Gatten auch nicht den geringsten Staat mehr machen
könne. — Daß der Aermste auch in seiner Kleidung sehr herabgekommen
war, brauchen wir nicht zu erwähnen.
Trotz dieser großen Veränderung seines Aeutzeren hatte ihn seine
frühere Braut doch, wie gesagt, im schnellen Vorüberfahren erkannt und
zwar sofort. 3lber weil sie ihren Augen kaum trauen wollte, drehte sie sich,
als ihr Wagen an ihm vorübergesaust war, unwillkürlich noch einmal um
und sah dein Unglücklichen voll in's Gesicht — in dieses aufgeschwemmte,
mürrische, dnrch keinen Zug höheren geistigen Lebens veredelte Gesicht mit
dem schlecht rasirten ergrauenden Barte. Er stierte dumpf vor sich hin.
Aber jetzt schien ihn das Pferdegetrappel an seiner Seite aufgeschreckt zu
haben, und sein Blick richtete sich auf die Insassin des Wagens, dessen Räder
ihn fast gestreift hatten.
^FEs ging in dem Momente etwas Seltsames vor in der, die sich an
diesem Anblicke weiden durfte, — der Einzigen, die berechtigt war, kein Mit-

leiden zu fühlen. Es geschah auch nicht aus Mtleid, daß sie jetzt
mechanisch mit der Hand in die Tasche fuhr und nach ihrer Börse griff,
wie in der Absicht, sie dem Elenden vor die Füße zu werfen. Es war ihr
vielmehr, als könne diese gleichsam symbolische Handlung sie entschädigen
für Alles, was er ihr angethan und wozu er sie gebracht hatte. — Aber
als der Blick seines Auges sie in diesem Momente traf, dieses kleinen,
trüben, in Fett verschwimmenden Auges, das so unglücklich drein sah, wie
das Auge eines verendenden Schweines, da überkam sie doch ein ganz
anderes Gefühl, als das der gesättigten Rache — und sie hätte sich nie
eingestanden, welcher Art dieses Gefühl war; nur ließ ihre Hand die Börse
wieder los — und langsam, gleichgiltig wandte sie ihr Gesicht wieder von
ihm ab und blickte nach der anderen Seite der Straße, als hätte sie ihn
nicht erkannt.

IV.

Wied'er war eine Reihe von Jahren verflossen, in deren Verlaufe auch
in» Leben der Frau E., wie sich Fräulein C. jetzt nannte, ein Wendepunkt
eingetreten war. Schon diese Titulaturueränderung, wenn ich mich so aus-
drücken darf, der doch keine Eivilstandsveränderung vorhergegangen war,
läßt einigermaßen darauf schließen, welcher Art das Ereignis; gewesen war,
das sie zu einer gewissen Modificirung ihrer Lebensweise bestimmt hatte.
Außerdem hatte sich in Folge dieses Ereignisses auch ein körperliches Leiden
bei ihr eingestellt, das zwar nicht derart war, daß man von einer eigent-
lichen Krankheit sprechen konnte; aber es waren doch Symptome vorhanden,
die vor Allem eine größere Ruhe und Mäßigung rathsam erscheinen ließen.
Auch der Arzt, der die Möglichkeit eines sich entwickelnden chronischen Herz-
leidens andeutete, mahnte zur Vorsicht.

Aber wahrscheinlich hätte Frau E. weder auf diese Mahnung, noch
auf die drohenden Symptome ihres Gesundheitszustandes viel gegeben, wenn
nicht jenes Ereigniß selbst., dessen Folge ihr Leiden war, sie bestimmt hätte,
etwas mehr Werth auf ihr Leben zu legen, als sie bisher, wie aus ihrem
tollen Treiben hervorging, gelegt hatte. Sie war bei alledem noch eine
blendende, bezaubernde Erscheinung. Ihre Schönheit schien zu den unzer-
störbaren zu gehören und hatte, was sie mit den Jahren an Frische ver-
loren, an Majestät gewonnen. Mit Hilfe geschickt angewandter Toiletten-
künste wußte sich die imposante Frau sogar noch ein jugendliches Aussehen
zu geben, nur hatte sich mit der Zeit der harte Zug um Wangen und Kinn,
der nach der Katastrophe ihres Brautstandes hervorgetreten war, noch stärker
entwickelt.

Sie schien sich übrigens auch bei ihrer neuen Lebensweise ganz zu-
frieden zu fühlen. Offenbar hatte sie, trotz ihrer früheren Perschwenduugs-
sucht, noch so viel erübrigt, daß sie im Ueberflusse leben konnte. Dieser
Umstand, der ja allein schon genügt, um einer Menge von Menschen Hoch-

achtung einzuflößen, verbunden mit der Thatsache daß sie auch für ihre gänzlich arbeitsunfähig gewordenen Eltern in auskömmlicher Weise Sorge getragen — obwohl sie sonst kaum niit ihnen in Berührung kam — hatte ihr sogar eine Art von Nespectabilität verschafft, wenigstens in den Kreisen derer, denen sie Etwas zu verdienen gab. Von irgend welcher Sucht, auf-zufallen und die Welt herauszufordern, war keine Rede mehr. Den Zweck, den sie früher damit verfolgt hatte, glaubte sie erreicht zu haben. Sie hatte der öffentlichen Meinung ihre Verachtung hinlänglich bewiesen, „gelebt" trotz der Welt und konnte nun auch leben ohne die Welt, das heißt ohne sich mehr um deren Urtheil, mochte es nun für oder wider sie ausfallen, zu kümmern. Sie gab daher nicht einmal mehr ihren Nachbaren einen aus-giebigen Stoff zu Bemerkungen. An öffentlichen Orten sah man sie selten. Ihre Vergnügungen außer deni Hause bestanden in ihren täglichen Spazierfahrten und hie und da im Theaterbesuch; und zwar sah sie sich, seltsamer Weise, fast nur Tragödien an. Besonders fehlte sie nie, wenn ein damals sehr berühmter Schauspieler in einer seiner großen, mit überwältigender Genialität dargestellten Rollen auftrat. Sie hatte ihren Platz dann stets in einer der unteren Prosceniumlogen, so dicht als möglich an der Bühne und folgte dein Spiele mit einer fast leidenschaftlichen Aufmerksamkeit. — Im Uebrigen hatten einige alte Freunde von früher her sie nicht vergessen, deren Besuch sie von Zeit zu Zeit empfing, wie eben jede andere Dame auch die Besuche ihrer Freunde entgegennimmt. —

Eines Tages saß Frau C. in ihrem behaglich eingerichteten Boudoir und plauderte lebhaft mit einem distinguirt aussehenden älteren Herrn, der ihr gegenüber auf einem niedrigen Armstuhle eine bequeme Stellung ein-nahm. Er schien ihr soeben eine Mittheilung gemacht zu haben, die sie sehr interessirte.

„Also das war Ihr Secretär, Herr Graf?"

„Ja," erwiderte der Angeredete, „mein Secretär. Ich gehe öfter mit ihm um diese Zeit im Parke spazieren."

„Derselbe ausgezeichnete, talentvolle junge Mann, der schon einige Jahre bei Ihnen ist, — Ihr Mignon?" —

„Derselbe; und dem ich, so lieb ich ihn habe, gern forthelfen möchte, eben weil er so ausgezeichnete Talente besitzt. Nur schade, daß er uicht zugleich im Besitze eines größeren Vermögens ist, um seine Talente unge-hindert entwickeln und zu gebäriger Geltung bringen zu können."

Es glitt bei diesen Worten wie ein Heller Lichtschimmer über die während des Gesprächs, ernst und gespannt gewordenen Züge der Frau E.

„Ei," rief sie, „wenn man nicht nur ein talentvoller, sondern auch ein so auffallend hübscher Mann ist . . ."

Sie vollendete ihren Gedanken nicht, und nach kurzer Pause nahm der ihr Gegenübersitzende, der sich nicht weiter den Kopf darüber zerbrach, was sie etwa hatte sagen wollen, mit einem Lächeln das Gespräch wieder auf.

wo sie es abgebrochen hatte. „Auf die reizende junge Dame, die mit
Ihnen in, Wagen saß, schien das Aeußere meines jungen Freundes auch
einen gewissen Eindruck zu machen. Wenigstens kam es mir so vor, als . .."
„Eben wollte ich mit Ihnen davon sprechen. Zerr Graf," unterbrach
ihn Frau C. jetzt hastig. Es ist ein ganzer Roman. Denken Sie nur, die
jungen Leute kennen sich."
„Ach, also deshalb mar der gute Junge so aufgeregt bei dieser Be-
gegnung und so neugierig, zu wissen, wer Sie seien."
„Sie haben ihm das gesagt?"
„Ich hatte keinen Grund, es zu verheimlichen, wenigstens soweit Sie
allein in Frage kamen."
„Und was meinte der junge Mann dazu?"
„Hm — er schien etwas überrascht — fast betreten — und wollte
mir dann nicht weiter Rede stehen."
Wieder trat eine Pause ein, bis endlich Frau E. den Faden des Ge-
spräches wieder aufnahm. „Sie haben ihm also doch nicht mitgetheilt, in
welchem Verhältnisse ich zu dem Kinde stehe? Sie wissen es ja, obgleich Sie
so discret sind, nie mit mir über diese „Familienangelegenheit" zu sprechen."
„Ich war auch nicht so indiscret. Etwas davon meinem Secretär zu
verrathen, da Sie mich so angelegentlich um Stillschweigen über diesen
Punkt gebeten haben."
„Ich bin Ihnen sehr dankbar. Aber jetzt, gerade in diesen« Falle,
wäre es mir nicht unerwünscht, wenn Sie einmal über die Sache sprächen.
Zuvor freilich müssen Sie meinen Noman anhören. Erschrecken Sie nicht,
er ist kurz und hat den besonderen Vorzug, daß er in der allerjüngsten Ver-
gangenheit fpielt."
„Und von bekannten Persönlichkeiten handelt, nicht zu vergessen, für
die ich mich dazu besonders interessire; abgesehen von dem besonderen Inter-
esse, das ich für die Verfasserin hege," fügte der Graf galant hinzu.
„Also hören Sie freundlichst zu! Vor ein paar Tagen kehrt meine
Dochter von einem kurzen Ausgange zurück, laufend und ganz außer Athem.
Ein junger Mann, der ihr schon einige Male begegnet war und sie Strecken
weit verfolgt hatte, war endlich so kühn gewesen, sie anzureden am heller-
lichten Tage. Meine Tochter hatte ihm natürlich nicht geantwortet."
„Natürlich nicht," bestätigte der Graf mit der etwas fkeptisch-ironischen
Miene, die seinem Alter, seiner Lebensstellung n»d der Gesellschaft, in der
er sich befand, vollkommen angemessen war."
„Natürlich nicht," fuhr Frau C. fort, ohne sich beirren zn lassen.
„Denn eine solche Begegnung hat für sie etwas Schreckhaftes. In der
kleinen Stadt, wo sie in Pension ist, hat sich die Sitte noch nicht ein-
gebürgert, junge Mädchen, die man nicht kennt, ohne Weiteres auf der
Straße anzureden. Sie war also, wie gesagt, ganz erschreckt und ant-
wortete auf das, was ihr der junge Mann sagte, kein Wort. Sie be-

hauptete sogar, ihn nicht eines Blickes gewürdigt zu haben. Nichts-
destoweniger aber — und das ist ja ebenfalls natürlich — hörte sie recht
wohl, was er ihr sagte, ja seine Rede prägte sich ihr so fest in's Ge-
dächtnis;, daß sie mir sie Wort für Wort wiederholen konnte."
„Nun?"
„Eine Liebeserklärung in aller Form, fast ein ernsthafter Antrag."
„Das ist ja ein Tausendsassa, mein Zerr Secretär."
„Und was das noch Ernsthaftere bei der Sache ist, seine Worte
schienen ihre Wirkung auf das Kind nicht verfehlt zu haben. Sie kam
immer wieder auf diese Begegnung zurück, konnte sich über die empörende
Dreistigkeit, wie sie's nannte, gar nicht beruhigen, und gestern, als sie den
jungen Mann plötzlich erblickte, — wobei sie einen leisen Aufschrei nicht
zu unterdrücken vermochte und mir dann ganz verwirrt und erröthend zu-
flüsterte: ‚das ist er' — da schien mir's, trotzdem sie ihn, als er sie an-
sprach, ckeines Blickes gewürdigt hatte', als wenn sie doch einen recht
lebhaften Eindruck von dem »empörend dreisten' jungen Manne em-
pfangen habe."
»Ja, ja," schmunzelte der Graf, „das finde ich ganz begreiflich. Der
glückliche Bursche ist wie dazu geschaffen, den Frauenzimmerchen die Köpfe
zu verdrehen."
„Sie werden mir den Gefallen erweisen," fuhr Frau E. nach einer
abermaligen Pause fort, indem sie die Augeu senkte und ihr batistenes
Taschentuch ein paar Mal um ihren spitz zulaufenden Mittelsinger wickelte
und dann wieder aufwand — „Sie werden mir den Gefallen erweisen,
Herr Graf, diefe Sache, wenn auch nur als Ausnahme, einmal so zu be-
handeln, als wenn Sie Ihnen von einer Mutter, die — nicht anders wäre,
als andere Mütter, vorgetragen würde. Ich wollte Sie nämlich um Ihren
Rath, möglicherweise, wie ich mir schon anzudeuten erlaubte, um Ihre Ver-
mittelung bitten."
Ter Graf war ernst geworden.
„Also Sie wissen, daß die junge Dame, die Sie so liebenswürdig sind,
reizend zu finden, meine Tochter ist. Sie wissen aber auch, wer der Vater war."
Der Graf uickte. „Die Aehnlichkeit läßt keinen Zweifel aufkommen."
„Von dieser Seite also, das werden Sie zugeben, kann man dem
Kinde nicht den Vorwurf geringer Herkunft machen. Sie besitzt außerdem
von ihrem Vater, als unbestreitbares testamentarisches Erbtheil und sicher
angelegt, ein nicht unbeträchtliches Eapital. Nach meinem Tode hat sie
ebenfalls noch eine namhafte Summe zu erwarten. Sie ist also, was man
unter anständigen Leuten eine gnte Partie nennt."
Hier nickte der Graf auf's Lebhafteste mit dem Kopfe und begann:
„Ja, wenn das der Fall . . ."
Aber Frau E. ließ ihn nicht ausreden. „Glauben Sie nicht," sagte
sie schnell, „daß ich darauf allein mein Vertrauen gründe. Im Gegentheil,

ginge nicht aus der Art, wie Ihr Secretär die Bekanntschaft meiner
Tochter zu machen suchte, aus seiner naiven Erklärung deutlich hervor, daß
es ihm zunächst um etwas Anderes zu thun ist, als nur darum, eine so-
genannte gute Partie zu machen, ich würde mich nicht zu diesem Schritte
entschlossen haben. Aber ich möchte auch andererseits nicht seine schnell ge-
faßte Zuneigung auf eine allzu starke Probe stellen. Er ist arm, wie Sie
sagen, nur auf seine Talente angewiesen. Da könnten doch bei reif-
licherer Ueberlegung Bedenken in ihm aufsteigen . . . kurz, wenn Sie ihm
die Verhältnisse so darlegen wollten, wie ich sie Ihnen mitgetheilt habe,
würde er jedenfalls mit größerer Sicherheit und Nuhe in einer so wichtigen
Angelegenheit . . ."
Der Graf schien sich inzwischen doch die Sache näher überlegt zu
haben und sie wirklich recht ernst aufzufassen. Wenigstens hatte er allmäh-
lich eine Miene angenommen, durch die Frau E., die ihren Blick am
Schlüsse ihrer Rede verstohlen zu ihm erhoben hatte, sehr beunruhigt zu
werden schien.
Sie unterbrach sich daher rasch selbst uud sagte statt dessen, was sie
vielleicht noch sagen wollte:
„Doch so weit sind wir ja noch nicht. Zunächst würde mir vor Allem
daran liegen, daß der junge Mann durch Sie erfahre, wer die von ihm
angeredete Dame ist-, zugleich aber auch, daß sie nicht bei mir lebt und
daß ich, wenn sie mich einmal auf Wochen besucht — nur ihre dringendste
Bitte konnte mich zu dieser Erlaubniß bewegen — in dieser Zeit für meine
Bekannten nicht eristire — Sie ausgenommen."
Der Graf machte eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe, um anzu-
deuten, daß er diesen Vorzug zu schätzen wisse.
„Ich weiß, daß ich nicht fürchten muß, durch Sie vor meinem Kinde
comvromittirt zu werden. Und Nichts habe ich, seitdem es auf der Welt
ist, so zu vermeiden gesucht, als daß es eine Ahnung haben könnte von
dem, was ich bin. Ehe sie noch zum Bewußtsein ihrer Umgebung gelangt
war, habe ich sie in eine fremde Stadt zu Leuten gebracht, die mich nicht
kannten. Nur das vermochte ich nicht über mich zu gewinnen, ihr ganz
zu entsagen, sie nicht von Zeit zu Zeit zu sehen, mich über ihre Schönheit
und Unschuld, ihre Klugheit und Gelebrigkeit zu freuen — und mich von
ihren süßen Lippen Mutter nennen zu hören. Ich verdanke diesen kurzen
Besuchen die einzigen glücklichen Stunden meines Daseins, um so glück-
licher, als das Kind mit der ganzen Liebe seines jungen Herzens auch an
mir hängt. Aber ich glaube, das ist nach Allem, was ich gesagt habe, kein
Grund — die Kleine zu verachten."
„Nein," sagte der Graf mit Entschiedenheit. — „Also Sie wünschen
meinen Rath — ich kann nur billigen, was Sie vorhaben; ineine Ver-
mittelung — Alles, was in meinen Kräften steht, Ihre Absicht zu fördern,
soll geschehen. Das verspreche ich Ihnen."

Frau C. athmete auf. „Sie künuen sich denken, daß das Wohl meines
Kindes mir am Herzen liegt, und daß ich ihm vor Allein das Glück ver-
schaffen möchte, um das ich selbst betrogen worden bin. Und am sichersten
würde ich natürlich meinen Zweck erreichen, wenn ich ihr einen achtbaren
Gatten zuführen konnte, einen Mann, den sie liebt und der sie liebt, der
für sie sorgt und sie beschützt, wenn ich einmal nicht mehr sein werde."
Die letzten Worte sprach sie sehr leise, und der Graf fagte auch Nichts
darauf. Er erhob sich, schüttelte Frau C. herzlich die Hand und versprach
noch einmal, den, jungen Manne Alles auf's Beste auseinander zu setzen
und sein Möglichstes zu thun. — —
Drei Tage nach dieser Unterredung erhielt Frau C. einen Brief mit
der bekannten Handschrift und der Grafenkrone auf dem Umschlage, den sie
hastig erbrach. Das Schreiben lautete:
Liebe Freundin! Leider muß ich Ihnen in der Angelegenheit, die
Sie mir anvertraut haben, einen Mißerfolg melden. Wie ich Innen ver-
sprach, habe ich mein Bestes gethan. Aber — ich begreife es nicht —
diese Bürgerlichen sind in gewissen Dingen fast noch vorurtheilsvoller als
wir. Der junge Mann — es hat ihm einen harten Kampf gekostet, ich
sah es ihm an — aber er hat entschieden refüsirt. Brav und gut, wie er
ist, bat er mich, wenn ich Gelegenheit dazu haben sollte, die junge Dame
in seinem Namen um Verzeihung zu bitten, daß er ihr auf so zudringliche,
unbesonnene Weise genaht sei. Hätte er gewußt u. s. w. u. s. w., liebe
Freundin, Sie werden verstehen, auch wenn ich seine Entschuldigungsgründe,
die Sie vielleicht mehr verletzen würden, als directe Rücksichtslosigkeiten,
hier nicht wiederhole. Aber auch darin dürfte er zu entschuldigen sein, denn
er war offenbar ganz perpler und unglücklich. Und ich selbst bedaure un-
endlich, in dieser Mission, die zu einem guten Ende zu führen, mir in Ihrem
Interesse große Freude gemacht haben würde, gescheitert zu sein, und hoffe,
Ihnen meinen guten Willen bald in einer anderen Sache auf erfolgreichere
Art beweisen zu können. — Ihr *** —
Frau E. konnte diesen Brief schon zwei-, dreimal gelesen haben, als
sie noch immer unverwandt auf das Blatt starrte. Plötzlich fuhr sie mit
der Hand, die es hielt, nach ihrem Herzen, ein unendlich schmerzlicher
Ausdruck verbreitete sich über ihr Gesicht, sie rang einen Augenblick nach
Luft und fank dann in den Lehnstnhl zurück, auf dem sie gesessen.
So fand man sie. —
„Ich hatte sie doch so gewarnt vor jeder Aufregung," sagte kopf-
schüttelnd der in Eile herbeigerufene Arzt und Hausfreund. Und nachdem
er sich über alles Einzelne hatte Bericht erstatten lassen und den leblosen
Körper nach allen Richtungen hin betastet, beklopft und behorcht hatte, setzte
er sich hin und schrieb seinen ärztlichen Bericht über den Todesfall und
die Todesursache. —
Ein Herzleiden; jawohl!

Die togik des Kindes.

von

Vernhard Münz.

— Wien. —

in verbreitetes Vorurtheil behauvtet, daß es ohne Sprache keinen Verstand giebt. Tiefe Vchauvtung ist und bleibt jedoch Vorurtheil. Das der Wortsvrache noch unkundige Kind, welches nicht drcssiit wild, sondern von selbst denken lernt, gleichwie es von selbst sehen und hören lernt, zeigt dem aufmerksamen Beobachter deutlich, baß es lange vor der Kenntnis; des Wortes als Verständigungsmittel der Menschen und lange vor dem ersten erfolgreichen Versuche, in articulirten Worten sich auszudrücken, ja sogar lange vor der Erlernung der Aussprache auch nur eines einzigen Wortes, Vorstellungen logisch verknüpft, b. h. denkt. Denken ist zwar inneres Sprechen, aber es giebt auch ein Sprechen ohne Worte.

So erzählt Pieper, daß sich bei seinem Söhnchen am 319. Tage nach seiner Geburt ein merkwürdiges akustisches Experiment begab, welches für seinen großen geistigen Fortschritt Zeugnis; ablegte. Tas Kind schlug öfter mit einem Löffel auf einen Teller. Dabei geschah es zufällig, das; es mit der freien Hand den Teller berührte; der Schall wurde gedämpft, und dieser Unterschied frappirte das Kind. Es nahm nun den Löffel in die andere Hand, schlug damit auf den Teller, dämpfte wieder u. s. f. Am Abend erfolgte eine Wiederholung dieses Versuches mit gleichem Erfolge. Offenbar war die Causalitäts-Function stark hervorgetreten, da sie das Experiment wachrief. Lag öie Ursache der Dämpfung an der Hand oder am Teller? Die andere Hand wirkte geradeso dämpfend, also an der einen Hand haftete die Ursache nicht. So ungefähr muh das Kind seinen Schalleindruck sich ausgelegt haben und zwar zu einer Zeit, in welcher es noch nicht ein einziges Wort der Sprache kannte. — Im 12. Monat war das Kind daran gewähnt, fast jeden Morgen das geräuschvolle Auflegen von Kohlen in den Ofen ^ zu beobachten. Am 863. Tage vollzog sich diese Proccdur im Nebenzimmer am Ofen L. Sofort sah das Kind nack der Richtung des Schalles; da es jedoch nichts entdeckte, drehte es den Kopf fast um 180» und betrachtete fragend den Ofen .V, welcher schon früher verfolgt worden war. Hierdurch ist gleichfalls eine dem Svrechenkönncn vorausgehende logische Thätigkeit in ihrer Anwendung auf Schallwahrnehmungen dargcthan.

Im 17. Monat vermochte Piepers Kind sein Spielzcng im Schranke nicht zu erreichen, weil es ihm zu hoch war; da lief es umher, holte sich eine Reisetasche, stellte sich auf dieselbe und erfaßte nun das Gewünschte. Es konnte hierbei unmöglich in Worten denken, da es die Worte nicht kannte. Seitdem es sich im 15. Monat am Kerzenlicht den Finger verbrannt hatte, war es nicht wieder zu bewegen, dm Finger nahe an die

Flamme zu bringen, führte ihn aber zuweilen neckend nach derselben hin, ohne sie zu greifen, trug auch im Alter von 18 Monaten von selbst ein Stück Holz zur Ofcnthür und schob es durch den offenen Schieber derselben hinein, dann stolz seine Eltern anblickend. Während es ferner die Abtrocknung des Mundes und Kinnes anfangs nie ohne Schreien über sich ergehen ließ, hielt es vom 15. Monat an bei der ihm widerwärtigen Operation ganz stille. Es mußte bemerkt haben, daß dieselbe um so schneller beendigt wirb, je ruhiger es sich verhält. Dasselbe lann man bei jedem kleinen Kinde beobachten, falls nur nicht zu viel geredet, gezüchtigt, nachgegeben und verwöhnt wird. Durch die Gleichgültigkeit der Umgebung gegen das Schreien gelangt das Kind zur Einsicht in die Nutzlosigkeit desselben für die Umgehung der ihm ertheiltcn Befehle. Die Regungen des Rechten (Erlaubten und Befohlenen) und Unrechten (Verbotenen) geben hinwiederum Kunde von der Wahrnehmung der Kinder, daß Uebertretungen wohlbekannter Verhaltungs» Vorschriften unangenehme Folgen haben, d. h. daß gewisse Handlungen Lustgefühle, andere Unlustgefühle nach sich ziehn.

Die Gesammtheit der über die Leistungsfähigkeit der natürlichen Geberden» und Mienensvillche bei ungebildeten Taubstummen angestellten Beobachtungen beweist übrigens packender, als irgend eine andere Thatsache, daß die Denkihätigleit ohne Wörter und ohne Zeichen für Wörter vor sich geht, wenn Beide fehlen. Weßhalb sollte nun bei dem vollsinnig geborenen Menschen die logische Verknüpfung der Vorstellungen erst mit der Erlernung der Sprache beginnen? Gleichwohl bekundet die eingehende Beobachtung des Kindes, welches sprechen lernt, daß der Verstand nur durch die Wöitersprache seine primitiven, undeutlichen Begriffe priicisiren und dadurch selbst sich weiter entfalten kann, indem er die Vorstellungen den Verhältnissen, unicr welchen das Kind lebt, entsprechend verbindet.

Wie leinen die Kinder sprechen? Wie namentlich lernen sie die Sprache verstehen? Beim Ursprünge der Sprache mußte jeder Einzelne sich im Wesentlichen die Sprache schaffen; die Sprache konnte dem Menschen nicht überliefert werden, denn die Sprache empfangen, verstehen und verwenden lernen, setzt Verständnis;, also Sprache voraus. Auch jedes Kind muß die Sprache für sich schaffen. Aber unsere Kinder, wird man einwenden, lernen ja die Sprache und zwar durch Nachahmung? In der That scheint es so, aber es ist nicht so. Man kann keinem Kinde zeigen, wie es einen Laut hervorbringen, wie es ihn nachahmen soll. Man sieht nicht selten, wie Mütter und Ammen sich vergeblich bemühen, einem Kinde die Laute vorzumachen, damit es sie nachahmen soll; das Kind sieht sie an und weiß nicht, was sie wollen. Es kann eben nicht sehen, wie ein Laut hervorgebracht wird; selbst die Wörter mit Lippenlauten, welche durch eine dem Auge sichtbare Bewegung erzeugt werden, erfordern zugleich für den Vocal eine Spannung der Stimmbänder, die unsichtbar ist. Daher kommt es auch, daß Lippenlaute wie p-lp», Mama, z,2pen am leichtesten vom Kinde nachgeahmt weiden; aber gewiß nicht durch das bloße Sehen der Lippenbewcgung, sondern durch das gleichzeitige Hören und die dadmch vermittelte reflexive Anregung der Stimmorgane. Gerade so wie beim Urmenschen, sind beim Kinde die ersten Sprachlaute eine unwillkürliche Schöpfung, ein Erfolg der Reflexbewegung. Bevor sich daher die Kinder auf die willkürliche Nachahmung gehörter Wörter verstehen, Pflegen sie selbst sich ihre eigenen Wörter für die Dinge zu bilden; Mütter erblicken oft darin eine besonders komische Eigenheit der Kinder, daß sie ihre selbftgeschllffenen Wörter sogar dann noch gebrauchen, wenn sie auch schon fremde nachsprechen tonnen. Und doch ist Nichts natürlicher als dies; das Kind spricht seine Sprache, bis es durch die Erwachsenen unsere erlernt. Bemertenswerth ist übrigens auch die That» fache, daß die Kinder während der Aneignung der Sprache der Erwachsenen sich in der Sprachschöpfung nicht blos in der Weile der onomatopoetischen, sondcm auch der charalterisiicnden Stufe versuchen. So antwortete Lazarus' kleine Nichte, welche mit ihrem neuen Kindermädchen ihn besuchte, auf die Frage, wie das Mädchen heiße, Marie Abend. Sie hatte aber nur den Namen Marie gehört; den Beinamen „Abend" gab sie ihr, weil

HON Bernhard Münz in Wien.
sie Abends angekommen war. Dieselbe redete öfter den Kaufmannsburscken, welcher einmal stark riechenden Essig in's Haus gebracht hatte, mit dem Worte „Essig" an, als ob es sein Name wäre; „Essig, Du sollst warten," sagte sie, weil die Mutter gesagt hatte, der Vurich soll warten.
Daraus folgt, das; wir die Kinder nicht die Sprache, d. h. nicht das Sprechen, sondern nur unsere Sprache lehren. Das Kind muß selbst sprechen, allgemeine Sprache haben; es muß als Mensch durch sich allem sprechen können, da wir es sonst nickt unsere bestimmte Sprache lehren könnten. Aus dem ursprünglichen, unwillkürlichen, der Natur des Menschen entspringenden Sprechen haben sich beitimmte, gleichsam künstlerisch geordmte Sprachen entwickelt; dieses zur Natur allmählich hinzugekommene können wir auch dem Kinde nach und nach beibringen, aber nicht die erste Fähigkeit.
Viele Gedanken werden im Menschen nur mittelst der Sprache, also durch Ueberlieferung von außen gesäet; in dieser überwiegt zuerst das Svraäiliche, allmählich aber gelangt der Gedanke zur Selbstständigkeit, bis er endlich umgekehrt das Sprachliche überwiegt. Das gehörte Wort ist gleichsam ein in die Seele gesenktes Samenkorn; die innere Triebkraft der Seele aber durchdringt und befruchtet es mit den vorhandenen Vorstellungen, so daß es selbst zu geistigem Leben erwacht und emporwächst. Ein classische« Beispiel hierfür erfuhr Lazarus von Friedlich Rücke it. Ein Enkclchen des Dichters hatte sich die Phrase angeeignet: „Das ist doch ein Unterschied;" es war aber offenbar, daß es noch gar keinen bestimmten Sinn mit den Worten verband. Eines Tages kommt das Kind, das bisher ein Schaukelpferd besessen hat, auf's Land, wird in den Stall geführt und auf ein lebendes Pferd gesetzt; „das ist doch ein Unterschied", ruft es mit so lebhaftem Glänze der Auge» und so bewegter Miene, daß man dcuilich erkennen konnte, es habe in diesem Augenblick die Bedeutung des „Unterschiedes" erfaßt.
Ein ähnlicher Vorgang vollzieht sich sogar bei vielen Vorstellungen, welche sich auf sichtbare Wesen beziehen, also scheinbar durch bloße Vermittlung der Sinnesorgane in der Seele gebildet werden — z. B. bei der Vorstellung de« Himmels und des Siemes. Jene ist durchaus nicht nicht etwa das Ergebnitz der sinnlichen Anschauung des blauen Gewölbes; sie entsteht vielmehr durch die Sprache, durch allerlei Reden über den Himmel, Anfangs ist dieser Vorstellungsinhalt gewiß so unklar, daß er nur in der Form der Sprache festgehalten wird: langsam nur bildet die Seele aus dem Worte heraus oder in das Wort hinein eine Vorstellung, welche auch ohne dasselbe vergegenwärtigt weiden kann. Ebenso verbindet das Kind mit dem Worte Stern zunächst einen winzigen Inhalt; erst später bedeutet ihm das Wort etwa« Großes.
Lazarus führt noch zwei Beispiele an, welche die überaus wichtige Thatsache be» stätigen, daß die Kinder eine sehr große ZM von Wörtern hören, aufnehmen, rein lautlich wiederholen und erst nach und nach mit ihrem Vedcutungsiuhalt erfüllen. Ein Kind von vier Jahren tritt an den Tisch, wo Karten gespielt wird, und sagt aus freien Stücken: „Spadillll" (das Pique-Aß, der höchste Trumpf im L hombre). Natürlich lacht Alles, und man fragt: „Was heißt denn da«?" Es antwortet: „Wenn man Karten spielt." Hier kann man gewissermaßen deutlich in die Seele des Kindes hineinsahen; zu einer ganzen Masse von bestimmten, aber verwickelten und in ihren Bezielmngen völlig unverstandenen Ansckaumigcn, welche das Kartenspiel der Seele des Kindes dargeboten hat, ist ein oft gehörtes Wort getreten: dieses wird vernommcn und festgehalten und mit einer gewissen Absichtlickkeit vorgebracht, aber es drückt eine bloße, fast möchte man sagen, ganz abstracte Beziehung zu der Anschauungsmasse aus. Ebenso charakteristisch wie begreiflich ist es demnach, daß Kinder und gemeine Leute ihre Antwort auf die Frage: „Was ist oder bedeutet dies?" also ihre Definitionen fast immer mit den Worten ansangen: „Wenn man ..." — Dasselbe Kind hat ein anderes Mal seinem Dienst« Mädchen als eben aufgeschnappte Weisheit mitgethcilt, Papa habe in W. einen Vortrag gehalten. Jetzt wird es gefragt: „Was ist denn das ,cin Vortrag'?" Und mit allen Zeichen jener offenbaren Verschämtheit, welche die Kinder zur Schau tragen, wenn sie

Etwas wissen oder sagen, was über ihi Vcrständnitz hinausgeht, antwortet es: .Auf der Universität." Desgleichen ließ sich Hans aus Mama« Frage: „Weiht Du auch, was unanständig' ist?" die geradezu classische Definition: „Wenn Jemand dabei ist" zu Schulden kommen.
Sehr ergötzlich ist die selbstherrliche Sprachbehandlung der Kleinen, mit welcher sie für ein Wort, das ihnen fehlt, ein anderes, bekanntes in den Dienst jenes Aus« druckcs zwingen. So crlheilt der kleine Robert, dessen Gcdächtniß der große Robert Hamerling der Nachwelt überliefert hat, seiner kranken Mutter, welche behauptet, daß er irgend Etwas nicht gesagt habe, die Antwort: „Ich habe es gesagt; aber Du hast es nicht gehört, denn weil Tu trank bist, so bist Du auf dem Ohre blind!" Wie drollig wird erst diese Dreistigleit, wenn sie die Begriffssphaien des Belebten verwirrt, wovon der kleine Robert ein drastisches Beispiel gab, indem er seinem jüngeren Bruder Hermann beim Kaffee vorwarf, das; er sich, „einen zu großen Lümmel" — ein zu großes Slück Semmel — eingebrockt habe. Drollig genug ist häufig auch das eigensinnige Festhalten der Kinder an einer Wort-Variante, wie wenn der kleine Hermann den Mistkäfer geraume Zeit nur als „Mistnichtafcr" zu bezeichnen vermochte. Ihm war es — nebenbei bemerkt — auch in seiner grünsten Zeit passiit, daß er einen Bäckeljungen, welcher mit nacktem Obeikörper unier eincni Hausthore stand, für „unseren Herrn Jesus Christus" nahm, weil er bis dahin nur den Heiland in so decolletirtem Zustande auf dem Kreuze hängend gesehen hatte. Wie hübsch sind manchmal die nat»rwisse„schafllichen Anschauungen der Kleinen, welche zwar mit dem System im Widerspruche stehen, aber für den naiven Standpunkt doch eine gewisse Wahrheit haben, wie wenn der kleine Robert die Fliege bei seiner eisten Entdeckung dieses Thicrchens der Flügel wegen ein „kleines Vogeil" nannte. Ueber die Art, wi«. die Dialektik der Begriffe sich im Kmdergemüth noch flüssig zeigt, würde ein Hegel seine Freude haben tonnen. „Ist heute morgen?" fragte beim Erwachen der kleine Robert, als man ihn den Tag vorher mit der Gewährung einer Bitte auf morgen vertröstet hatte. Und als er einmal bei Tische gefragt wurde: „Willst Du ein Slück Brot?" gab er auf einen Kuchen weisend, die in formeller Beziehung ebenfalls ganz hegelianisch angehauchte Antwort: „Nein, ein Das will ich!" — Auch im eigentlichen Wortwitz leisten Kinder zuweilen schon Etwas. Als der Versuch eines solchen wenigstens kann es gelten, wenn der kleine Robert seinen Bruder, welcher ihm einen Schlag auf den fleischigsten Theil seines Körvers versetzte, lachend einen „Fleischhauer" nannte. Der dreijährige Hermann hatte gehört, daß die Sterne „im unendlichen Weltraum" kreisen. Ter Aufdruck „im unendlichen Weltraum" gefiel ihm überaus, und er merkte sich denselben. Als sich nach einiger Zeit dem Verbote zuwider sein Finger an einem ungehörigen Orte befand, rief seine Mutter mit streng verneisendem Blicke ihm zu: „Hermann, wo hast Du wieder den Finger?" worauf er mit schalkhaftem Lächeln erwiderte: „Im unendlichen Weltraum!"
Wie häufig eine reizende Originalität der Anschauung und, man möchte sagen, eine Art von stimmungsvoller Naturdichtung gerade jene Reden der Kinder durchweht, welche am meisten kindisch klingen, bedarf kaum der Erwähnung. Kann man sich etwas Plastischeres und Stimmungsvolleres denken, als wenn Robert nach einem Besuche des Friedhofes am Allerscelentaa das Bild der geschauten Situation in die Worte: „Die Leute sind bei den Gräbern herumgegangen mit traurigen Köpfen und traurigen Händen und traurigen Füßen" zusammenfaßt? Nicht minder bewährt er sich als feiner Sltuationsmalcr, wenn er die Schilderung eines Brandes in einem benachbarten Hause, welcher die Bewohner erschreckt hat, mit den Worten schließt: „Jetzt ist das Haus wieder nisch und gesund, die Leute lebe» ganz lustig darin und spielen Elavier dazu." — Als dreijähriger Knabe kam er oft in Begleitung seiner Mutter an einem Teiche vorüber, welcher auf einer Hochfläche am Rande eines Waldes liegt. Einmal begab er sich nieder dahin, aber von der Niederung her, so daß ihm der höher gelegene Teich nicht sogleich in die Augen fallen konnte. Da er aber die ganze Stelle und Umgebung wiedererkannte, so

vermißte ei jenen und lief: „Der Teich ist nicht mehr da, es ist Alles finster!" Diese
merkwürdigen Worte zeugen dafür, dah dem Kinde der Teich vor Allem als etwas
Lichtes, Glänzendes vorschwebte, und da es den flimmernde» Wellenipiegel vermißte, so
fand es den ganzen Ort trotz aller sonnigen Tageshelle finster. Liegt nicht ein an-
muthendes Stück Naturpoesie in dieser Anschauungsweise des kindlichen Auges und der
kindlichen Seele?
Der schöpferische Trieb der Sprache macht sich auch insofern in der Kinderstube
geltend, als die Kinder sich sehr durch den Zauber der Analogie beherrschen lassen. Es
ereignet sich nicht selten, daß sie auf Grund der gehörten Sprachformen gleichartige gegen
die Regel und gegen die Uebcrlieferung bilden. Wir „binnen" dagewesen, wir „lauften"
davon, „vciteinste Tante," sagte Lazarus' Nichte, welche ihren Vater zärtlich liebte, um
die Tante zu lieblosen. Auch die von allen Kindern bevorzugte schwache Flexion ist
ein Beweis dafür, baß nach Aneignung einer kleinen Anzahl von Wörtern durch Nach»
ahmung selbstständige Umgestaltungen vorgenommen weiden. „Gegebt, gcgeht, getrinlt"
sind niemals vom Kinde gehört worden. Aber „gewebt, geweht, gewinkt" ober andere
entsprechende Bildungen hat es als Vorbilder gekannt. Die lindliche Phantasie bethätigt
sich auch in mannigfaltiger Weife durch Zusammensetzungen. „Mein Zahnhimmel thut
mir weh," sagte nach Lindner ein Knabe, welchem das Wort „Gaumen" noch fremd
war, „die Gehe" nannte ein Anderer den Weg, „wachs mich einmal" äußerte ein drei-
jähriges Mädchen statt „steh' einmal, wie ich gewachsen bin." Und mit natürlich hervor-
brechender Symbolik sagte ein kleines Mädchen zu ihrer Mutter, welche sie zum ersten
Mal heiser sprechen hörte: „Du sprichst ja heute so schwarz, Mama!"
Ein bemerlenswerthei Grundzug des kindlichen Denkens besteht in der Wißbegierde.
Da das Kind zu der Zeit, wo es zu sprechen anfängt und somit in engere Beziehungen
zu seiner Umgebung tritt, einen sehr geringen Stock von Erfahrungen besitzt, so trifft
es überall auf neue Erscheinungen, welche es in sich aufzunehmen und mit dem vor»
handenen Schatze an Kenntnissen zu verknüpfen stiebt. In diesem Stadium genügt ihm
keine Auskunft mehr; es quält alle Welt mit Fragen nach dem Warum der Warums
und trachtet, den Horizont seines Denkens in jeder Weise zu erweitern. Dieser sich
immer mächtiger entfaltende Causalitätstrieb des Kindes ist, was alle Eltern und Er-
zieher wohl beachten sollten, nur dadurch zu befriedigen, daß es auf die unaufhörlichen
Fragen seinem Voistellungslieise gemäße richtige Antworten erhält. Die Folge davon
ist, daß die in den späteren Jahren gestellten Fragen immer vernünftiger ausfallen.
Weiden dagegen die elfteren, wie es leider nur allzu oft geschieht, absichtlich überhört oder
absichtlich mit Scherzen und Märchen beantwortet, so ist es nicht zu verwundern, daß
ein Kind selbst bei vorzüglicher Anlage alberne und thörichte Fragen auswirft, unlogisch
denkt und zur Pflege des Aberglaubens erzogen wird. Das einzige Märchen, an das
Preyer seineu Knaben fest glauben Iaht, ist das von dem Klapperstorch, welcher die
Kinder bringt. Kann es jedoch Wunder nehmen, daß dieses Märchen übel kurz oder lang
bei den kleinen Gedanlenhelden Anstoß erregt? Ich wenigstens finde das Erstaunen sehr
begreiflich, mit welchem ein dreieinhalbjähriges Mädchen auf einen Niesen-Elephanten
deutend, seine Mutter fragt: „Sag' mal, hat den auch der Klaftpeistorch gebracht?"
Zu den ungereimtesten Vorstellungen stiebt der liebe Gott vielfach Anlaß. Die
herkömmliche Erziehung liefert dem lindlichen Fassungsgeiste leine stichhaltige Erklärung
eines höchsten Wesens, sie legt ihm Eigenschaften bei, welche ihm nach unserer geläuterten
Aufafsung nicht gebühren, und fordert hierdurch an allen Ecken und Enden die Logik
zum Widerspruche heraus. Da Bob und Teddi bei Regenwetter vor Langweile sich zu
balgen beginnen, mahnt Ontel Harro: „Kinder, haltet doch Frieden mit einander. Was
denkt der liebe Gott von Euch, wenn Ihr so unverträglich seid?" „Gar nix denkt er,"
knurrt Bob. „Meinst, er kann durch solchen dicken, schwarzen Himmel buichgucken?" —
„Ich sag' Dir, Matchen, der liebe Gott ist übeiall, auch im Keller." Malchen bezweifelt
dies indes; angesichts der unbestreitbaren Thatsache, daß in ihrem Keller Kartoffeln aufge-

stapelt find. — Ein hübsches kleines Mädchen hat rothe Hau« und hört von Nachbarn
und Dienstleuten oftmals Bedauern darob. Die Großmama tröstet sie: „Kind, Deine
Haare hat der liebe Gott gemacht, und was er ftnacht, ist wohlgethan." „Ich möchte
dann aber doch," entgegnet die Kleine, „lieber Nichts wieder bei ihm machen lassen." —
Eine Mama sitzt mit dm Kindern beim herannahen des Gewitters auf dem Garten»
blllcon. Blitze zucken am Himmel, und damit die Kinder vorläufig dafür einen Nr«
tlärungsgrund haben, leitet Mama die plötzliche Helle zwischen den finsteren Wolken
daraus ab, daß der liebe Gott plötzlich die Thüre des Himmels öffnet, um auf die
Kinder herabzusehen. Einem solchen leuchtenden Blitze folgt plötzlich ein äußerst heftiger
Windstoß, welcher dem vierjährigen Paul den Ausruf: „Siehst Du, wie es zieht, wenn
er die Thür aufmacht!" entlockt.

Sehr schwer ringen sich die Kinder zum Gefühle ihres Ich empor, weil die Ange-
hörigen, wenn sie mit ihnen sprechen, sich selbst nicht „ich", sondern „Papa, Mama,
Onkel, Omamll" u. s. w. nennen, mithin ihnen die Gelegenheit abschneiden, frühzeitig
die Wörter „ich" und „mein" zu hören und anzuwenden. Manche Kinder hören sie zwar
oft, besonders von älteren Kindern, gebrauchen sie auch, aber verstehen sie nicht und setzen
ihren Eigennamen dazu. So pflegte, wie Bardclebcn mittheilt, die zweicinhalbjährige
Ilse statt „mein Stuhl" „Ilse mein Tuhl!" zu sagen. Preyer« zweidieiuierteljähriger
Knabe wiederholte das gehörte „ich" und bezeichnete damit „du". Wie unklar der Ich-
begriff selbst nach Erlernung des Gebrauches der persönlichen Fürwörter ist, zeigt die
von Linbners vierjähriger Tochter Olga gethane Aeußerung: „Die hat mich nah ge-
macht," in welcher sie sich selbst meinte. Eigenthümlich ist auch bei ihr die Verwechslung
der Possessiv» „sein" und „ihr" in dem Satze: „Dem Papa wurde ihr Buch auf der
Mama seinen Platz gelegt." Eist mit der Wahrnehmung einer beim Spielen durch
eigene Thiitigleit bewirkten Veränderung an allerlei faßbaren bekannten Gegenständen
der Umgebung, erst mit dem stolzen Gefühle, daß es die Ursache der hervorgebrachten
Bewegungen ist, entwickelt sich immer mehr die Ich-Vorstellung beim Kinde. Und in
dem Augenblicke, in welchem da» vor sich hinplappernde, mit sich selbst plaudernde Kind
von sich selbst auf eigene oder fremde Veranlassung bei seinem Monologe ertappt wirb,
ist das Selbstgefühl zur Selbsterkenntnis; geworden, wie flüchtig und dunkel sie auch
immer noch sei.

Illustrirte Bibliographie.

Verlin i» Wovt und Villi. Von Paul Lindenberg. Beilin, Ferdinand
Tümmler.

Ein artiger Zufall fügt es, daß wir in demselben Hefte, welches einen gewiß von
Vielen getheilten Protest gegen die beanspruchte Vorherrschaft der Reichshauptstadt am
künstlerischem Gebiete von einem hervorragenden Kunstkenner und -Richter bringt, uns
mit einem Werke zu beschäftigen haben, das uns die Bedeutung Berlins in anderen Be-
ziehungen in anschaulichster Weise nahe führt, das uns ein Bild seiner siauueneriegeuden
Entwicklung giebt, die es den politischen Geschehnissen zum grüßten Theile verdankt, welche
Berlin zum politischen Mittelpunkt Teutschlands, ja Europas, des Weiteren zum be-
deutendsten Handels- und Börsenplatz des europäischen Continents gemacht habcv.

Die Entwicklung Berlins in den letzten Jahrzehnten ist in 5er That eine so ge-
waltige, daß man an amerikanische Verhältnisse erinnert wird. — Zahlen führen eine
beredte Sprache: Im Jahre 1700 zählte Berlin 2!) WO Einwohner, beim Tode Friedrich
Wilhelms I,, 1740, bereits 80 000, die sich während der 46 jährigen Regierungszeit
Friedrichs des Großen auf 147 000 vermehrten. 1779 bezeichnete der Weitreisende
Förster die preußische Hauptstadt bereits als „eine der schönsten Städte Europas".
Beim Tode Friedrich Wilhelms III,, 1840, war Berlin schon eine Großstadt im
besten Sinne des Wortes; sie zählte 332 000 Einwohner und, als Friedrich Wilhelm IV.
starb, eine halbe Million. Nach weiteren 28 Jahren aber, 1888, dem Todesjahre Kaiser
Wilhelms I, war die Einwohnerzahl zu der gewaltigen Hohe von 1^/^ Millionen empor-
geschnellt! — Mit diesem Anwachsen der Bevölkerung hat natürlich die räumliche Aus-
dehnung Berlins gleichen Schritt halten müssen: baß die beständig und rapide steigenden
Bedürfnisse, die neu auftauchenden Anforderungen befriedigt, daß Verbesserungen, Vei-
lehiscileichternngen, Verschönerungen, die der Stadt zum Vortheile und zur Zierde ge-
reichen, in reichlichstem Maße geschaffen worden sind, das ist das Wert einer Stadt-
verwaltung, deren Verdienst weit außerhalb Berlins und kürzlich erst wieder von höchster
Stelle aus anerkannt wurde. —

Welche Arbeitsmasse von d'eser Verwaltung und ihren Organen zu erledigen ist,
ahnen wir, wenn wir aus dem Lindenberg'schcn Buche über Berlin erfahren, daß nicht,
weniger als 19 000 Menschen im Gcmeindedienst der Stadt, in den communalen Instituten
und Verwaltungen beschäftigt sind, daß für Besoldungen, Pensionen und sächliche Kosten
mehr als 5 Millionen Mark gezahlt werden; daß die Totalsummc in Einnahme und
Ausgabe der Stadt 85 Millionen Mark beträgt! —

<«i!>i Urangel,

la« iiltlste «««»lihani.
Au«: „Veilin in Uoit und Bild," Von Paul Üindenberg, Berlin, .'feid, Diimmlei,
27*

Das; der rapide Aufschwung, den Veilin theils de? politischen Umwälzung, theils
der Tüchtigkeit seiner Bevölkerung verdankt, baß die domlnirendc Stellung, die es seit
vcrhältnißmäßig kurzer Zeit einnimmt, dem Berliner zu Kopf gestiegen ist und ge-
wisse Eigenschaften zu nicht erfreulicher Entfaltung gebracht hat, ist nicht zu leugnen
und ist begreiflich, Paul Lindenberg erinnert in seinem Buche an die zutreffende
Schilderung, die Fürst Nlsmarck vom Berliner bei Gelegenheit eines Festessens nach Be
cndigung des Krieges von 1868 gegeben. Kr lobte darin den Berliner nach „herz,
Hand und Mund": das H:rz habe sich treu in den Liebesgaben offenbart, die Hand sei.
wie manche Kämpfe bewiesen, fest und sicher, und was den Mund anbetreffe, so — aber
stürmische Heiterkeit ließ ihn nicht vollenden, nnd die Unterbrechung ist bezeichnend genug!
— Der Mund ist es denn auch, der den Berliner in der „Provinz" so unbeliebt gemacht

Blick vom Zieaezdenlmo! auf da» »e»e Rclc!>>>«>g«glba»de,
Ä„j: „Verl,,, !,i Wort m,d Vild," Von Paul «indcnbeig, »eilin, Feld. Diimmlli.

h it, der es erklärlich macht, das; man sich gegen die erstrebte Bevormundung auf geistigem
Gebiete in den übrigen Gauen des Bateilandes zur Wehre zu setz-m beginnt. Man
möge aber dabei der guten Eigenschaften, die der Berliner besitzt, nicht vergessen, weil
sich unter denselben die Bescheidenheit just nicht befindet Jedenfalls steckt in dem Berliner-
thum eine starte Kraft, die sich schon in seinem erstaunlichen Absorptionsvermögen be-
währt: denn von den Vcrtretem des Vcrlinerthums ist nur der weitaus geringste Theil
wirklich „mit Sprcewllssec getauft" i bei der letzten Volkszählung 18W wurden, wie uus
Lindenvcrg belehrt, unter den 1 578 794 Einwohnern nur 642 633 in Berlin Geborene
gezählt, so das; die echten Berliner zu de« Eingewanderten im Verhältnis; von 407 zu
1<X»U stehen! Aber diese Minderzahl hat die Fremden zu ihren Anschauungen, ihren
Einbildungen, ja, häufig fogar zu ihrer Sprache und, noch seltsamer, zu ihrem Witz
gezwungen — all das, wie Lindenberg richtig bemerkt, nicht immer zum Ruhme jener

.^!! der Friedrichs! raße am !5l„gan>! zur Kaiser-Valerie «Passage^
„Berlin n Wort und Äild." Von Pau I Ui„dendcr>i, Berlin, Ferd, Dninniler.

„Geborenen"! Loch ob man nun der Stadt und ihrer Bevölkerung, die Neide noch nicht ganz die Marie» eines Emporkömmlings abgestreift haben, auch hie und da leine wärmere Snmpathie ci'lgcgcnbiing!, ob man sie weniger liebenswert!^ als andere Grob« städle finden mag, — Achtung und Interesse kann man ihr nicht Hersagen, den ersten Rang unter den deutschen Städttn — ob sie der einen in jenem, der anderen in diesem Puulte nachstehe — nicht bestreiten.

Man schilt und tadelt Spree-Athen — aber man erliegt seiner Anziehungs-kraft, man besucht und bewundert es und horcht — absichtlich oder wider-willig — auf die «undgebungen seines Llbens; ist auch — glücklicherweise — Berlin nicht Teutschland — wie Paris Frankreich ist — so ist es doch Teutschlands Herz — oder sein Kopf. Und so darf mich ein Wer! wie das Lindcnbcrg'schc, das die Hauptstadi in ^ort und Bild eingehend und treu schildert, darauf rechnen, nicht nur in Berlin selbst und in der Marl, sondern in allen Theilen Teutschlands Leser und Freunde zu finden. —

Paul Lindcnberg ist als aus« aczeichmter Nenner nno Schildcrer Berliner Verhältnisse, deren Stu-dium und Tarstcllung er zu seiner Spec'nlität crloren hat, längst vor-theilhaft bekannt. — Er schildert in dem vorliegenden Werke nicht nur die glänzeiwe Äunenseüe Berlins; « führt uus nicht nur durch die eleganten Straften, zu dcnlmalgcschmückle» Plätzen, zu Monumentalbauten, in Museen, Restaurants, an die vcr-schicdcnen Stätten des Genusses, des Vergnügens, der Erholung, — er schildert uns auch — und zwar vor-nehmlich — das Berlin der Arbeit, er läßt uns einen (Hinblick thun in das Uiclacglicdcrtc Räderwerk der städtischen Verwaltung, er zeigt uns Bilder aus dem Vcrtrhrslebeu, dem llntcirichtswescn, der Iadnstriethätig-teit, ei geleitet uns zn den Volks-vertretern, er macht nns mit der Thätigkcit der Sicherheitsorgane be-kannt, uud auch in die dunklen Winkel, wo das Elend uud das Vcrbrecher-!lmm Hausen, lenktet er hinein; die Organisationen znr Linderung des Mieren, zur Bekämpfung des letzteren leinen wir unter de» Verfassers tun« Niger Führung leimen.

Ein besonders ninfangreichei A» schnitt: „Was sich die Linden er-zählen" bietet »»s Bilvei aus der Geschickte Berlins. Ein Irrthum des .°"» „.- Verfassers fei hier berichtigt. Die

Ä»i: „Vcrlm !n Wort u»d »lld," . . > f«„üs„,i<.n <5<i»iiel eiiirten
Vo» Pl>»l Liiidendcr«. Bmi,i, Flld, Tilmmlei. M venl ciwllynicn ^aftiicl ciiiricn

Briefe des Hauptmanns (späteren Generals) von Ditfmth aus den Jahre» 1813—15
sind nicht, wie der Verfasser meint, bisher unveröffentlicht geblieben; dieselben sind
bereits vor 2 Jahren in der im Verlage dieser Zeitschrift erscheinenden Wochenschrift
»Der Hausfreund" unter dem Titel „Briefe eines Freiheitskämpfers" (wenn auch nicht
vollständig) veröffentlicht worden. —

Die instructiven Schilderungen des Verfassers werden gewürzt durch reichlich ein-
gestreute Anekdoten und für das Nerlinerthum charakteristische Witze. Daß das Buch
— wie der Verfasser selbst zugiebt — hauptsächlich das Berlin der Arbeit zeigt, wird
vielleicht Mancher als einen Mangel empfinden: eine weitergehende Berücksichtigung Berlins
als Kunststadt wäre gewiß auch Dcnm, welche Berlin nicht als Kunsthauptstadt
anerkennen mögen, willkommen gewesen; den Berliner Theatern und Concertinstitutcn
z. B. hätte wohl ein eigenes Kapitel gewidmet werden können. Vielleicht vervollständigt
der Verfasser bei Gelegenheit einer neuen Auflage nach dieser Seite hin sein fesselndes
und lehrreiches Buch, das allen Denen, welche sich über Berlin eingehender unterrichten
wollen, warm empfohlen sei. Eine Reihe bekannter tüchtiger Zeichner wie R. Knötel,
G. Koch, h. Luders, L. Manzel, G, Schlittgen, R. Waithmüller, Willy Werner,
W. Zehme u. A. haben einen reichen und guten Illustrationsschmuck geliefert; einige,
architektonische Ansichten wiedergebende Phototypien nehmen sich freilich neben den flotten
Federzeichnungen und sauberen Holzschnitten etwas matt aus. —

Der Preis des Weites beträgt 7,50 Mt. für das bioschirte. 9 Ml. für das ge-
bundene Exemplar. 0. ^?.

Bibliographische Notizen.

OcisteShelde«. Herausgegeben vonAnton
Bettelheim. 9. Band. Spinoza.
Von Wilhelm Äolin, Professor an
der Universität Helsingfors. Berlin,
Ernst Hoffmann u. Comp.

Ter große Philosoph, dessen Wirksam-
keit noch auf Jahrhunderte hinaus den
menschlichen Geist befruchten wird, hat in
Wilhelm Bolin einen Biographen gefunden,
der es verstanden hat, auch den m Philo»
sophie weniger bewanderten Gebildeten von
Anfang bis zu Ende zu fesseln. Die Grund-
züge der Svinozistischen Lehre hat er in
klarer und durchsichtiger Weise zur Dar-
stellung gebracht und die Stellung Spinozas
seinen Vorgängern und Nachfolgern gegen-
über kurz und doch prägnant charakterisirt.
So einfach die äußeren Lebensschicksale dieses
herrlichen Menschen auch sein mögen, sie
wirken, wie das Leben jedes einsamen Großen,
erschütternd und erhebend zugleich. Jedem
Gebildeten sei das Buch auf's Wärmste
empfohlen. —0.

Ferdinand Laffalle. Ein litterarisches
Charakterbild von G. Brandes. Leipzig.
Verlag von tz. Naisdorf.

Von dieser hervorragenden schrift-
stellerischen Leistung des berühmten däni-
schen Literarhistorikers liegt die unver-
änderte dritte Auflage vor. Niemals wohl
ist die interessante, geniale Persönlichkeit
des großen Agitators in klareren, schärferen
Umrissen gezeichnet worden als hier von
der Meisterhand Georg Brandes'I Licht
und Schatten sind so verthcilt, daß der
ganze Mensch mit seinen blendenden Vor-

zügen, aber auch mit seinen Fehlem leib»
hastig vor uns. hintritt. Wie alle Bücher
von Brandes gewährt auch dieses den Ge-
nuß eines Kunstwerkes. 5,
Kopf und herz. Roman von Theodor
Duimchen. Leipzig, Rob, Fliese
(Arth. Cavael).
Das erste Erscheinen des in zweiter
Auflage uns vorliegend?!, Romans datirt
wohl reichlich ein Decennium zurück, wenn
wir nach denjenigen Ereignissen urtheilen,
die in demselben als actuell besprochen
weiden; inzwischen hat der litterarische Ge-
schmack manche Wandlung erfahren, — eine
gestllltenreiche, spannende Handlung allein
befriedigt uns nicht mehr, wenn der Autor
die Motive schuldig bleibt, aus denen
heraus die Geschehnisse sich so und nicht
anders entwickeln mutzten, diesen Anfor-
derungen wird Theodor Duimchen nicht ge-
recht, es fehlt der flott geschriebenen Er-
zählung an Vertiefung und Innerlichkeit;
hauptsächlich Ist die Heldin eine sehr roman-
hafte Persönlichkeit und ihre Handlungs-
weise psychologisch nicht recht glaubhaft;
ebenso sind die Verwicklungen des viel-
fachen Intriguenspiels nicht frei von aben-
teuerlichen Unwllhischcinlichkciten. Die
Kunst, den Leser in Spannung zu erhalten,
besitzt der Verfasser in hervorragendem

Maße, selbst in seinen Schilderungen bewährt sich dieses Talent, wir erwähnen beispielsweise die Beschreibung eines Stier» lampfes in Madrid, der mit solcher Lebendig« teit und Naturtreue dargestellt ist, daß man das aufregende Schauspiel mit zu erleben vermeint; — die Betrachtungen über die Einwirkungen dieser nationalen Voltsbelustigungen auf den spanischen Volkscharalter sind recht interessant geschrieben.

Ter Wahiheitssucher. Roman oon Ka il EmilFranzos. 2 Bde. Icna.Hcrmann Costenoble,

Karl Emil Franzos, dem wir wegen seiner meisterlichen Beherrschung der „realen" Psychologie, d. h. in diesem Falle: der Darstellung aller Seelenvorgänge, des Denkens und Trachtens, des Sehnens und Bangens in der Mcnschenbrust, einen hervorragenden Platz unter den deutschen Schriftstellern längst eingeräumt, bietet uns in seinem neuesten Buche „DeiWahr« heitssucher" vielleicht die eigenartigste Betätigung seines dichterischen Könnens, Sehr schwer wird es einem Anderen als Franzos gelingen, einzig durch das Interesse für seinen Helden einem umfangreichen Roman epischen Schwung und Spannung zu verleihen, so daß wir, trotz mancher Breite, trotz wiederholter rein doctiinarer Auseinandersetzungen, die ermüdend wirken, gefesselt bleiben von Anfang bis zu Ende! Georg Winter, ein Siebzigjähriger, erzählt seine Geschichte. So strict nur „seine' Lebensgeschichte, bah alle Persönlichkeiten, die in seinen Lebenskieis getreten, ausnahmslos nur skizzenhaft behandelt werden und keiner einzigen sich mehr Interesse zuwenden kann, als eben ihrer Bedeutung für das Ergchen Mb ihrem Antheil an dem Schicksale des Helden entspricht. Freilich ist diesem ein sehr bewegtes Leben beschieden. Das Romanhafteste in dem ganzen Buche ist eigentlich, wie die Eltern Georg Winters ein Paar geworden; vielleicht soll sich hieraus die besondere Veranlagung des Knaben erklären. Als er ein Kind von sechs Jahren ist, da halte man ihm das Amt des Iiegenhirten der Gemeinde anvertraut, und so sah er denn einsam auf der Halde; lein Laut rings herum. Nichts, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und sein Hang zum Denken und Grübeln entwickelte sich frühe. Des Kindes Ideenwelt enthält zwei Mittelpunkte: Gott und bei Hunger gaben ihm fortwährend zu denken! Aber Georg Winter hungerte nicht allein; er sah auch

die Eltern, für ihn der Inbegriff der Gottes-
furcht und Frömmigkeit, hungern, und so
entstand in ihm die Gewißheit: „Gott ist
überall ungerecht!" Und als von der
Kanzel herunter der Pfarrer künden wollte,
wie Gott denen mit Wohlergehen lohne,
die an ihn glauben, da rief das Kilw laut
dazwischen: „Das ist nicht wahr!" So
hatte sich sein Hunger verrathen, nicht nur
nach dem leiblichen Brot, sondern auch nach
der Nahrung der Seele: der Wahrheit!
Fortan blieb er der „Wahiheitssucher";
und er erlebte ungefähr das Schicksal des
Jünglings von Sois. Eine Schuld nach
der anderen lud er auf sich, getrieben von
dem Verlangen, die Wahrheit zu schauen
und ihr zu dienen, und das scheint uns
des ganzen Buches bedeutungsvolle Lehre,
daß von dieser Hielt die Wahrheit über-
haupt nicht ist! Nur in bei Gottheit
Reichen, in der Ideenwelt, ist sie zu finden;
dem irdischen Wahiheitssucher aber wird
Wahrheit immer wieder zur Lüge, und die
Thal, die heilige Ueberzeugung ihm dictirt,
muß er als verhängnihvollen Irrthum oft
erkennen! Die Wege, die der Franzos'sche
Wahiheitssucher wandelt, sind von höchstem
Interesse. Wie er die Lehren des ersten
Priesters Kappelmann in sich aufnimmt;
was er in der Klosterschule erlebt; in welch'
fein gesponnene Netze die Jesuiten ihn für
sich einsangen, das Alles ist lebendig und
unsere innerliche Aulheilnahme gewinnend
dargestellt, wie überhaupt wir die Faßlich-
keiten des Ich°Roman2 kaum jemals so
meisterlich überwunden gefunden, als in
diesem Franzos'schen Buche. Am höchsten
erhebt sich dessen litterarische Bedeutung in
den Berichten des Helden aus dem <2u1leßi,»n
Lermnnioum, der bekannten Jesuiten-Drill«
Anstalt in Rom. Hier arbeitet der fein-
fühlige Beobachter mit dem Gutunter»
richteten und dem psychologischen Meister
zusammen; was wir erfahren, das können
wir gleichzeitig auch empfinden, und staunen-
des Bewundern, gepaart mit lebhaftester
Entrüstung, ist unser Theil. Weniger inter-
essant, weil viel bekannter und viel weniger
intim dargestellt, erachten wir die Berichte
bei socialen und politischen Voigänge in
Oesteiieich kurz vor und während der
Revolution von 1848! hier fesselte uns zu-
meist die Schilderung der Stimmung in
jenen Jahren. Tes Buches Ende ist sein
schwächster Theil; da möchten wir, aus
ihm selbst eine Stelle frei citirend, wirtlich
meinen: „So viel Tugend und Vortrefflich»
teit wird uns unheimlich." Aber eine sehr

empfchlenswerthe Lectüre ist das Franzos'»
sche Buch mit allen seinen Schwächen
zweifelsohne, für uns auch schon deshalb,
weil es die emste Frage in uns entstehen
lieh: Ist dieser „Wahrheitssucher" mit
allem seinem reinen Stieben auch wirklich
befähigt, die Wahrheit zu suchen? ist er
ein Charakter in dem Scliopenhauer'schen
Sinne, der eine genaue Selbsttenntniß vor-
aussetzt, ehe Charakter erworben wird.
Wir beantworten diese Frage mit einem
entschiedenen Nein! H.^V.

Zweierlei Hoheit. Roman von Iuve-
naliS Minor. Zürich, Verlags-
Magazin (I. Schabelitz).

In einem kleinen deutschen Fürstenlhum
ist der Lllndcsfürst vor der Zeit von einer
tödtlichen Krankheit dahingerafft worden,
betrauert von Allen, die ihm im Leben
nahe gestanden und gleicherweise von seinen
Unterthancn. Sein Nachfolger huldigt
anderen Lebensanschauungen und anderen
Lebensformen und regiert das Ländchcn
sehr nach seinem eigenen Sinn, wobei er
sich in den meisten Fällen im schroffsten
Widerspruch mit allen besseren Elemenlen
seines Landes befindet. — Die Handlung
ist nicht in grofzen Zügen entworfen, fie
spielt im Weichbild einer kleinen Residenz,
und es maz wohl an der Geringfügigkeit
der Geschehnisse an sich liegen, bah der
Leser denselben lein echtes Interesse ent»
gcgenzubringen vermag. Bei der Aehnlich-
leit mancher Vorkommnisse mit den Ereig-
nissen eines glotzen Reiches liegt der Ge-
danke nahe, bah der Autor das Buch in
tendenziöser Absichtlichkeit geschrieben hat,
aber selbst wenn diese Absicht bestanden haben
sollte, so ist die Tendenz so verwässert und
die Aufmerksamkeit des Lesers auf so viele
Nebenwege abgelenkt, dah von einer solchen
nicht die Rede sein kann. Fällt mithin
der Vorwurf einer Tendenzschrift fort,
so geht damit auch für manche Leser ein
Anreiz zur Lectüre verloren, und ohne
einen solchen ist die Erzählung zu weit»
schweifig, um unterhaltend zu wirken.

2t<»»>esgem«n. Roman aus der Gegen»
wart von Lisa Weise (E. Liß-Blanc).
Berlin. Gebrüder Paetel.

Die Verfasserin zieht gegen das Vor-
urtheil zu Felde, welches gewisse Gesell-
schaftsklassen gegen eine nicht standesgemäße
Herkunft haben, und beweist an zwei Bei-
spielen die Haltlosigkeit und innere Unwahr-
heit desselben. Einer herzlosen, koketten
Aristokilltin stellt sie ein einfaches Bürger»
mädchen gegenüber, welches mit allen Vor-

zügen ausgestattet ist, um einen Mann beglücken zu tonnen u>,d selbst die Aeutzerlichkeiten, die ihr zur Weltdame fehlen, eignet sie sich schnell an, sobald sie dem engen Kreise entrückt ist, dem sie entstammt. Um diesen recht einfachen Grundgedanken der Fabel gruvpirt sich eine vielverzwelgtc Handlung, an deren Schlüsse die Tugend ihren verdienten Lohn empfängt. Naive Gemiithcr werden, sofern sie es noch nicht wissen, durch die recht unterhaltend geschriebene Erzählung belehrt werden, datz Adel der Geburt und Adel der Gesinnung zwei ganz verschiedene Dinge sind.

Taheim und Hrauncn. Novellen von Wilhelm Beiger. Berlin, Gebrüder Paetel.

Fünf gut geschriebene Erzählungen; gleichwerlhig an Inhalt und Form, fesselt eine jede derselben den Leser, ob der Ver» fasser ein Lebensschicksal in dem engen Rahmen einer Novelle darstellt, wie iu »er „Hllndschuhbraut", oder eine flüchtige Epi» sode, wie in der kleinen Geschichte „Der Tramp", — an beiden Stoffen bekundet, er sein Erzähler» und Beobachtungstalmt, vielleicht an dem letzgenannten noch mehr, denn einem an sich unbedeutenden Vorgang solch interessante Gesichtspunkte abzugewinnen, ist jedenfalls die größere Kunst.

Gine Hichterliebe. Erzählung vcn Rudolf von Gottschall. Leipzig, Carl Reißner.

Ter Altmcisteiunseier Litleratur, Rudolf von Gottschall, hat nicht gerade eine neue literarische That gcthan mit der Erzählung der Herzensbeziehungcn, die zwischen Schiller und Henriette l.on Arnim in jener Dresdner Zeit bestanden, die, nach Schillers eigenem Geständnis;, eine seiner glücklichsten Iugendepochen gewesen ist. Gottschall erzählt mit der chm eigenen Gewissenhaftigkeit, wir sind überzeugt, daß er an ocr Hand sorgfältiger Quellenstudien die Ereignisse sich entwickeln Iaht, und sein Büchlein könnte zweifelsohne als Beitrag für eine Schiller-Biographie dienen. Gottschall ei» zählt uns auch, wie eben ein Poet erzählt, warm und fließend, und dennoch bleibt unser Interesse zumeist an den Stoff gc« bunden und wendet sich nur in einzelnen

Episoden auch dem Erzähler zu. Es will uns scheinen, als ob dieser häufig nicht den richtigen Ton c,etroffeu; er beherrscht wohl völlig das Foctische jener Schiller'-schen Lebensperiode, aber die Illusion, als ob wir Schiller oder Henriette von Arnim selbst sprechen hörten, empfinden wir nicht; es ist immer Rudolf von Gottschall, den wir vernehmen, und so ist etwas Dualistisches in dieser Erzählung, das ihre epische Wirkung beeinträchtigt.

Vater Adri«n und andere Geschichte». Von Paul Lindau. Breslau, Schlesiiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaendei.

In dem ihm eigenen fließend-eleganten, cinfllch-llaien Stil erzählt uns Paul Lindau abermals drei Geschichten, die eigentlich traurige Lebensbilder sind. Nie Geschichte von dem „Vater Adrian", der, besonders gottbegnadet, zum bedeutenden Menschen geboren ist und dennoch statt ein hervorragender Sllngeslünstlcr ein singender Kaffeesieder, der Mann seiner Frau geworden, nur weil er nicht arbeiten wollte, ist, trotz manches humoristischen Streiflichtes, im Grunde eine traurige Geschichte, und .Was der Schusteifriebcl auf dem Sterbebette berichtete", die Geschichte von dem unschuldig zum Tobe Verurtheilten, ist tief traurig sogar. Auch die dritte Geschichte „Schlag neun", die auf dem Wundlagei bictirte Veichte eines Selbstmörders, stimmt uns sehr ernst. Trotz derselben Tonfarbe aber sind diese Erzählungen für die Eigenart der schriftstellerischen Wege Lindaus mannigfach charakteristisch; der erfahrene Erzähler aus dem französischen Bohüme; der Dichter als Criminalist: der zu dem Mctaphnsischen sich unwiderstehlich hingezogen fühlende Denker treten in diesen Geschichten nacheinander vor uns; wir fühlen uns lebhaft gefesselt durch Das, was uns zu Herzen geht, und Das, was unseren Sinn beschäftigt. Paul Lindau ist und bleibt eben einer der hervorragendsten Erzähler unserer Zeit. H. W.

Tas gute Kralsdil und andere <8c» schichte« anö Italien. Von Ernst von Wol zogen. Verlin, F. Fontane u. Co.

Vier Geschichten aus Italien erzählt uns Ernst v. Wolzogcn, die sich am meisten durch das getreue und liebevoll verwandte Localcolorit auszeichnen. Man erlennt deutlich: der Autor ist in Italien gewesen

und gehört nun zu der großen Gemeinde
der Schwärmer für das gelobte Land.
Die Geschichten selbst tranken an innerer
Unwahrscheinlichkeit, die natürlich auch durch
den farbenreichen Nahmen, der sie umgiebt,
nicht gemindert wirb. Kaum annähernd
kann sich Aehnüches zugetragen haben, als
der Dichter hier m allen seinen Geschichten
erzählt. Aber unterhaltend, mit manch'
gutem Einfall und vielen komischen Situa-
tionen gewürzt ist die Lcctüre, und die letzte
Geschichte: „Hero und Leander am
Gardasce", bringt epische Momente, die
uns nicht nur spannend fesseln, sondern
auch voll dichterischer Vollkraft Zeugniß
sind. >. W.
Uriner Leute Kinder. Ein Gesellschasts»
bitd von EdmundWengraf. Dresden
und Leipzig, E. Piersoil.
Auf dem Hinteigrunde der österreichi-
schen Hauptstadt entrollt der Verfasser ein
Geselllchllflsbild in den düstersten Farben,
in welches er auch nicht einen freundlichen
Sonnenstrahl erwärmend hineinleuchten läßt.
Kaltherziger Egoismus, Frivolität und
cynische Gleichgiltigleit auf Seiten der so-
genannten besseren Gesellschaft und moralische
Verkommenheit bei Denjenigen, die mit der
Noth des Daseins zu tampscn haben. Wir
wollen dem Verfasser nicht den Vorwurf
der Uebcrtreibung machen — seinen Dar-
stellungen fehlt die Naturwahrhcit nicht,
üvei er erdrückt uns durch die Fülle des
Beweismaterials für die Veiderbthcit der
heutigen Gesellschaft; auch betrachten wir es
als einen Mangel seiner schöpferischen Kraft,
daß er uns für die Gestalten seiner Er-
zählung nicht mitleidig erwärmen kann, sie
flöhen nur Widerwillen und Abscheu ei»,
und unsere Theilnahme versagt sogar für
den Helden, die einzige Gestalt, für welche
der Verfasser an unser Gefühl appellirt,
denn dieser Doctor Stuber, der durch die
grausame Habgier der eigenen Mutter sich
zu einer gedankenlosen Arbeitsmaschine hat
herabdriicken lassen, zu einem willenlosen
Werkzeug in ihren brutalen Händen — er
findet, als er sich endlich auf sich selbst be-
sinnt, zu nichts Anderem Muth und Kraft
als zur Selbstvernichtung.
Erfreulich wirkt die Lectüre des Vuchcs
nicht, und um als Spiegelbild für sociale
Zustände Geltung zu haben, ist es doch zu
sehr Zerrbild. mi.

voniteffe »öthe. Humoresken von Eufe -
mia von Adlersfeld-Nallestrem.
Illustrirt von F. Czabran und C.
Gcrlach. II. Band des „Illustriiten
Novellenschatz". Wien und Dresden, Ver-
lag des Universum, Alfred Hauschild,
Eufemia von Adlersfeld-Nallestrem ge«
hört zu den bekanntesten der deutschen
schriftstellernden Frauen, und ganz besonders
ist die Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen
und Veröffentlichungen hervorzuheben. Die
ehemalige Gräfin Nallcstrem gebietet nicht
nur über ein schönes poetisches Talent, über
lebhafte Phantasie und die Kunst, zu
fabulircn, sondern sie ist auch eine meister-
liche Seelentunderin, die verständnißinnigc
Interp retin für des Herzens himmelhohes
Jauchzen und dessen tiefste Betrübnis?.
Außerdem aber besitzt die Dichterin auch
weitreichende Bildung, große Nelesenheit
und gründliche Sprachkenntnisse, und so
lommt es, daß sie uns die verschiedensten
Gaben zu bescheeren vermochte. I>»«t not
Ic!,8t ist noch ihr Eigenartigstes, der undc-
finirbllie Zauber pirsönlicherLiebcnswürdig-
teit zu erwähnen, der aus allen ihren Ver-
öffentlichungen zu uns spricht, und der
ihren Schriften häusig jenen unmittelbaren
Reiz verleiht, dem wir so gern, die Sonde
der Kritik ruhen lassend, uns hingeben.
Als Humoristin begegnen wir der Dichterin
in der „Comtesse Käthe" das erste
Mal. Wie allen sehr reich veranlagten
Naturen, fehlt auch Eufemia von Adlers-
feld nicht der Sinn für Humor, und häufig
haben wir sein Aufleuchten in ihren
Schriften empfunden; doch nirgends, so
weit wir uns erinnern, sind wir bisher
ihm in dieser drastischen Realistik begegnet,
die der „Comtesse Käthe" einen Lacherfolg
sichert. Wir lachen will, der lese „<5om-
tesse Käthe" — neu ist die Figur zwar
nicht, Nataln von Eschstruth und Andere
haben uns mit ihrem Genre genügend
bekannt gemacht, doch auch hier ist wieder
die Liebenswürdigkeit der Autorin von be-
sonderer Wirkung. Wer aber das Talent
von Eufemia Ableisfcld-Ballestrem in
seiner vollen Schöpferkraft kennen zu
lernen und zu würdigen beabsichtigt, der
muh ein anderes Buch von ihr wählen;
die „Comtesse Käthe" erscheint uns doch
immerhin nur als ein schriftstellerischer
Versuch ihrer Autorin, die auf anderen
Wegen schon mehrmerthige Erfolge errungen.
Recht nette Illustrationen sind in den Text
der „Comtcsse Käthe" hineingestreut.
Von beide« Ufer» des Atlantic.

Eine malisch-amerikanische Anthologie. Herausgegeben von Hermine Prinzhorn. Halle a. d, S., Otto Hendel.

Eine reichhaltige uno mit Umsicht getroffene Auswahl, welche einen genügenden Ueberblick über die englische und amerikanische Dichtung der neueren Zeit bietet. Die hervorragendsten Dichter von Thomson bis zur Gegenwart sind durch charakteristische, je nach der verschiedenen Bedeutung mehr oder minder zahlreiche Proben ihres Schaffens vertreten; daß auch die oltenglische und llllschottischc Volkspocsie in einem besonderen Anhange Berücksichtigung gefunden hat, verdient, freudig anerkannt zu weiden. Die Herausgeberin ist augenscheinlich bemüht gewesen, von den vorhandenen deutschen Uebersctzungcn die besten auszuwählen; neben bekannten Uebcrsetzungs» meistern wie Strodtmann, Frell'grath, Giloemeister, Viehoff n. A. findet man auch neueis, weniger bekannte Uebersetzer mit guten Nachdichtungen vertreten; daß für dieses und jenes Gedicht noch eine bessere Übertragung, als die mitgetheilte, vorhanden ist und hätte benutzt werden können (die sehr heachtenswerthen, wenn auch etwa» zu freien Nachdichtungen Poe'scher Gedickte von Hedwig Lnchmann scheinen z. B. der Herausgeberin entgangen zu sein), läßt sich nicht in Abrede stellen, fällt aber nicht schwer in's Gewicht. Die Herausgeberin selbst hat 150 lobenswerthe Ucbertragungen beigesteuert, unter denen manches bisher noch nicht verdeutschte Poem sich befindet — Außer einer Einleitung, die m großen Zügen ein Bild von der Entwicklung der englisch-amerikanischen Dichtung seit James Thomson und Edward Joung giebt, sind die einzelnen Poeten je nach ihrer Qualität mehr oder minder ausführlich chaiakterisirt. —

Daß der Name Macaulays beständig falsch, nämlich Macauln gedruckt ist, sei nur nebenbei erwähnt. —

Das Buch ist in der bekannten Bibliothek der Gesllinmt-Litteratur von Otto Hendel in Halle a. S. erschienen, unter deren neuesten Publicationen sich u. A. noch die folgenden Werke befinden: Ralph Waldo Emerson: .Essans" (übersetzt von Dr. Karl Federn); NjöinNjerne Björnson: „Absalons Haar", (übersetzt von W. Meinhardt); Smiles: „Pflicht" (deutsch von F. Dobbcrt). —

0. N'.